UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

BINDING LIST JUN 1 1925

Ger. Lit D.

Deutsche Rundschau

Band CXCII

(Juli — August — September 1922)

197430
23. 7. 25

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

I

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.192-93

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertzweiundneunzigsten Bande (Juli—September 1922)

Seite

Graf Max Montgelas. Der 30. Juli 1914 in Petersburg . . . 1
Otto Kammerer. Menschenverwertung im Großgewerbe . . . 7
Simo Eronen (Wiborg). Das entsprungene Kaffeefeuer des Schnaps-Wassilij aus Lupasalmi 11
Joh. Schultze. Eine preußische Zeitungsgründung in München 1859 (Briefe Heinrich von Sybels an Max Duncker) . . . 25
Rudolf Schade. Das Idyll von Berka. Ein neuer Goethe-Fund 33
Franz Wetzel. Das bayerische Problem 43
Mario Krammer. Theodor Fontanes Erinnerungen an Hermann Wagener 50
Ernst Müsebeck. Aus Hardenbergs letzten Tagen 53
Conrad Wandrey. Immermann und die deutsche Gegenwart . . 64
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 68
Weimar und die Goethe-Gesellschaft 75
Das neue Keynes-Buch 77
Gustav Roethe. Neue Literatur über E. T. A. Hoffmann . . . 80
Literarische Rundschau 90
Politische Rundschau 97
Literarische Notizen 102
Vom Geiste der Völker 111
Literarische Neuigkeiten 112
Unterstaatssekretär a. D. G. Franke. Der Wiederaufbau des europäischen Verkehrswesens 113
Reinhold Quaatz, M. d. R. Was wird aus den deutschen Eisenbahnen? 117
Willy Seidel. Das älteste Ding der Welt. Erzählung 128
Otto Fischer. Die Not der Wolgadeutschen 163
Heinz Brauweiler. Stand und Staat 168
Aus **Edmund Lundys** Gedenkbuch an Venedig. Übertragen und überarbeitet von Helene Raff 178

(Fortsetzung umstehend)

Inhaltsverzeichnis

Seite

Richard Smekal. Theaterprobleme der Romantik. Unbekanntes von Clemens Brentano (aus dem handschriftlichen Nachlasse) . 200
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 212
Politische Rundschau 215
Literarische Rundschau 219
Literarische Notizen 220
Literarische Neuigkeiten 224
August Strindberg. Der Holländer 225
Eugen Meyer. Teuerung und Recht auf das Existenzminimum 243
Josef Ponten. Weißbrot oder Der Aberstieg über die Alpen. Erzählung 252
Irmgard Feig. Der Genossenschaftssozialismus in alter und neuer Fassung 272
Alfred v. der Leyen. Jugenderinnerungen eines alten Schulmannes 284
Max Lohan. Der Philister 289
Aus **Edmund Lundys** Gedenkbuch an Venedig. Übertragen und überarbeitet von Helene Raff 301
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 313
Ein Gesetz über die Selbstverwaltung der Museen, Bibliotheken und Archive. Von Robert Gragger 317
Literarische Rundschau 319
„Zum Schutze der Republik." Von Rudolf Pechel 325
Politische Rundschau 328
Literarische Notizen 332
Literarische Neuigkeiten 336

Der 30. Juli 1914 in Petersburg

Von

Graf Max Montgelas

General Sergei Dobrorolski, 1914 Oberst und Chef der Mobilmachungsabteilung des russischen Generalstabes, erzählt in einer diesen Winter in Belgrad veröffentlichten Schrift [1]), daß er schon am Vormittag des 29. Juli vom Chef des Generalstabes, General Januschkewitsch, den vom Zaren unterzeichneten Ukas für die allgemeine Mobilmachung erhalten habe. Nach Erledigung der vorgeschriebenen Formalien traf er mit diesem Befehl gegen 9^{00} abends auf dem Haupttelegraphenamt Petersburg ein, wo eine halbe Stunde später einige Dutzend Apparate zum Abtelegraphieren bereitstanden. Da erschien im letzten Augenblick ein Generalstabshauptmann mit der kaiserlichen Weisung, daß die allgemeine Mobilmachung aufgehoben und nur die der vier Militärbezirke Kijew, Odessa, Moskau und Kasan angeordnet worden sei. Die abgeänderten Befehle liefen gegen Mitternacht über den Draht. Diese Darstellung ist viel wahrscheinlicher als die Aussage des Kriegsministers Suchomlinow, daß die allgemeine Mobilmachung entgegen dem Befehl des Zaren insgeheim durchgeführt worden wäre, da man, wie Dobrorolski richtig bemerkt, „die allgemeine Mobilmachung, an der Millionen von Menschen teilnehmen, nicht verheimlichen kann".

Die Sinnesänderung Nikolaus II. war veranlaßt durch ein 6^{30} nachmittags abgeschicktes Telegramm Kaiser Wilhelms, das in eindringlichen Worten eine direkte Verständigung zwischen Petersburg und Wien nahe legte und auf den Zaren einen außerordentlich günstigen Eindruck machte. Er antwortete umgehend in freundschaftlichem Tone, regte zur Erledigung des österreichisch-serbischen Streitfalles, augenscheinlich ohne Rücksprache mit seinem Minister, die Überweisung an das Haager Schiedsgericht an und ließ in der Nacht um 1^{20} ein zweites, gleichfalls entgegenkommendes Telegramm folgen, worin er die Absendung des russischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Generals Tatischtschew, mit besonderen Instruktionen ankündigte [2]).

Somit schien in der Nacht vom 29. zum 30. Juli alles auf dem besten Wege zu einer friedlichen Lösung der Krise zu sein. Von Berlin gingen dringende Mahnungen zum Einlenken nach Wien, vom Zaren persönlich, allerdings ohne Mitwirkung seiner politischen und militärischen Berater, versöhnliche Worte nach Berlin. Doch am Vormittag des 30. Juli trat eine abermalige Wendung ein. Gegen 11^{00} vormittags telephonierte Januschkewitsch an Dobrorolski: „Es besteht Hoffnung auf Besserung (!) der Situation. Halten Sie sich bereit, auf meinen Anruf gleich nach Mittag mit allen Dokumenten bei mir vorzusprechen." Gegen 1^{00} mittags wurde sodann der Generalstabschef vom Außenminister Sasonow angerufen, der ihm mitteilte, der Zar habe es für richtig befunden, „auf Grund der letzten Nachrichten aus Berlin" die „allgemeine Mobilmachung der gesamten Armee und Flotte zu verkünden". Dom

[1]) Sergei Dobrorolski, „Die Mobilmachung der russischen Armee 1914". Deutsche Übersetzung mit Kommentar (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte), Seite 24 ff.

[2]) Die drei Telegramme siehe „Deutsche Dokumente zum Kriegsausbruch", 359, 366 und 390.

Haager Schiedsgericht kein Wort, kein Wort auch von der Mission Generals Tatischtschew.

Welches sind nun die „Nachrichten aus Berlin", die am 30. Juli zwischen 1^{00} morgens und 1^{00} mittags den Umschwung beim Zaren bewirkt haben? Es können in Betracht kommen:

Weisungen des Auswärtigen Amts an die deutsche Botschaft in Petersburg,
Meldungen des russischen Botschafters in Berlin,
Nachrichten des russischen Generalstabes,
Telegramme Kaiser Wilhelms.

Weisungen des Auswärtigen Amts

Die im Laufe des 30. Juli vom Auswärtigen Amt an die Botschaft in Petersburg gelangten Weisungen sind in der nachstehenden Übersicht zusammengestellt. Bei „Abgang vom Auswärtigen Amt" ist die nach dessen Akten in den „Deutschen Dokumenten zum Kriegsausbruch" angegebene Zeit eingesetzt, die Zeiten für die „Auflieferung beim Haupttelegraphenamt Berlin" und für den „Eingang bei der Botschaft in Petersburg" sind den Akten der Botschaft entnommen [3]).

Telegr.-Nummer	Nummer der deutschen Dok.	Abgang vom Auswärt. Amt	Auflieferung beim H.-Tel.-Amt Berlin	Eingang bei der Botschaft Petersburg
139	380	29. Juli, 11^{05} nachm.	29. Juli, 11^{50} nachm.	30. Juli, 5^{00} vorm.
141	391	30. Juli, 2^{40} vorm.	4^{10} vorm.	1^{00} nachm.
142	392	2^{55} „	4^{10} „	1^{00} „
143	397	3^{05} „	4^{40} „	1^{00} „
147	fehlt, weil unwichtig		1^{59} nachm.	10^{10} nachm.
148	420 Anm. 2	5^{30} nachm.	5^{35} „	31. Juli, 7^{30} vorm.
149	433 Anm. 2 und 444 Anm. 3	9^{50} „	10^{20} „	31. Juli, 10^{30} vorm.

Von diesen Weisungen können nun die Telegramme 147, 148 und 149, die erst nach 7^{00} abends in Petersburg eingetroffen sind, völlig außer Betracht bleiben, da der Mobilmachungsbefehl spätestens um diese Zeit, nach Dobrorolski, der es doch am genauesten wissen muß, sogar schon eine Stunde früher abtelegraphiert wurde.

In der verbleibenden Reihe fehlen die Nummern 140, 144, 145 und 146. Davon sind 140 und 146 lediglich Wiederholungen von Kaiser- und Zaren-Telegrammen; 144 und 145 betreffen persönliche Angelegenheiten.

Es bleiben somit nur die Telegramme 139, 141, 142, 143 (Deutsche Dok. 380, 391, 392, 397). Nr. 141, 142, 143 trafen erst 1^{00} mittags (= 12^{00} deutsche Zeit) ein und konnten nicht viel vor 2^{00} dem Botschafter entziffert vorliegen [4]). Dieser hatte nun kurz vorher, um die Mittagsstunde, eine Unterredung mit Sasonow gehabt und sah den russischen Minister, der am Nachmittag beim Zaren in Peterhof weilte, erst gegen 9^{00} abends wieder. Auch diese abendliche Unterredung, über die der Botschafter sofort berichtet [5]), fand somit erst 2—3 Stunden nach Abtelegraphieren des

[3]) Die Beförderung der Telegramme vom Auswärtigen Amt zum Haupttelegraphenamt (Ecke der Französischen und Oberwallstraße) erfolgte mit der Untergrundbahn, während deren Betriebspause mittels Droschke. Hierin findet die mitunter recht lange Zeit zwischen Abgang vom Auswärtigen Amt und Auflieferung beim Haupttelegraphenamt ihre Erklärung.

[4]) Für Chiffrieren und Dechiffrieren sind bei einfachem Verfahren, wie es 1914 üblich war, 10—15 Minuten für je 20 Worte anzusetzen. Telegramm 141 zählt über 90 Worte.

[5]) Deutsche Dok. 449.

Mobilmachungsbefehls statt. Zudem meldet der Botschafter nur, daß er die Telegramme 142 und 143 verwertet habe, die sich auf die deutsche Vermittlung in Wien bezogen und sonach ausschließlich im Sinne friedlicher Einigung wirken konnten. Telegramm 141, das den Vorschlag des Haager Schiedsgerichts ablehnte, brachte Graf Pourtalès nach seinem Bericht überhaupt nicht zur Sprache, vermutlich deswegen, weil ja Sasonow diesen Gedanken niemals erwähnt und ihn sich anscheinend nicht angeeignet hatte.

Als einziges Telegramm bleibt somit Nr. 139 (Deutsche Dokumente 380), dessen wesentlichsten Teile lauteten:

„Russische Mobilmachung an österreichischer Grenze wird, wie ich annehme, entsprechende österreichische Maßregel zur Folge haben. Wieweit dann die rollenden Steine noch aufzuhalten sind, ist schwer zu sagen, und ich fürchte, daß friedliche Absichten Herrn Sasonows dann nicht mehr verwirklicht werden können. Um, wenn möglich, drohende Katastrophe noch abzuwenden, wirken wir in Wien darauf hin, daß die österreichisch-ungarische Regierung in Bestätigung ihrer früheren Versicherung Rußland noch einmal formell erklärt, daß ihr territoriale Erwerbungen in Serbien fernliegen und ihre militärischen Maßnahmen lediglich eine vorübergehende Besetzung bezwecken. . . . . .

Wir erwarten daher, daß Rußland, falls unser Schritt in Wien Erfolg hat, keinen kriegerischen Konflikt mit Österreich herbeiführt." . . . . .

Diesen Auftrag richtete Graf Pourtalès in der oben erwähnten Unterredung kurz vor der Mittagszeit aus. Sasonow erwiderte darauf, daß das territoriale Desinteressement Österreichs nicht genügen könne. Er verschwieg dabei aber folgende Tatsache: Infolge des deutschen Druckes hatte der österreichische Botschafter schon am 29. Juli in zwei Besprechungen, deren zweite auf Anregung seines deutschen Kollegen stattfand, dem russischen Minister erklärt, daß Österreich nicht nur kein serbisches Territorium an sich zu bringen beabsichtige, sondern auch die Souveränität Serbiens nicht anzutasten gedächte [6]). Wenn Sasonow diese Unterredungen vom 29. und 30. dem Zaren wahrheitsgemäß und in versöhnlichem Sinne vorgetragen hätte, so wäre die Folge wohl gewesen, daß nicht nur keine allgemeine Mobilmachung befohlen, sondern auch die Teilmobilmachung rückgängig gemacht worden wäre.

Die Meldungen des russischen Botschafters

Der russische Botschafter Swerbejew hat am 30. Juli vier Telegramme nach Petersburg geschickt:

eine Meldung über das falsche Gerücht der deutschen Mobilmachung — in Orangebuch 61 stark gekürzt —
einen offenen Widerruf — im Orangebuch unterschlagen —
einen chiffrierten Widerruf — in Orangebuch 62 gekürzt —
eine Meldung über die Sasonowsche Formel — in Orangebuch 63 gekürzt.

Die Meldung über das falsche Gerücht der deutschen Mobilmachung ist, wie im Maiheft der „Deutschen Rundschau" dokumentarisch nachgewiesen, in Petersburg erst lange nach dem Abtelegraphieren des Mobilmachungsbefehls eingetroffen. Die beiden über Warschau geleiteten Widerrufe sind wahrscheinlich vor der irrigen Meldung angekommen, jedoch auch erst nach gefallener Entscheidung; und wenn sie vor der Entscheidung gekommen wären, so würde das nur günstig gewesen sein.

Die Meldung über die Ablehnung der Sasonowschen Formel endlich ist das letzte Telegramm des Tages. Von vornherein spricht also die große Wahrscheinlichkeit

[6]) Deutsche Dokumente 421 und Österreichisches Rotbuch III, 16 und 19.

dafür, daß sie ebenso wie die früheren Depeschen zu spät gekommen ist, um bei dem verhängnisvollen Entschlusse mitwirken zu können. Es gibt aber dafür noch bestimmtere Anhaltspunkte als bloße Wahrscheinlichkeit. Die Unterredung, in der Staatssekretär von Jagow die Formel als für Österreich unannehmbar erklärte, hat nach dem Bericht Swerbejews erst stattgefunden, nachdem der Bericht Pourtalès über denselben Gegenstand eingetroffen war. Dieser im Auswärtigen Amt um 3^{23} nachm. eingehende, fast 200 Worte zählende Bericht[7]) konnte kaum vor 4^{30} entziffert vorliegen. Die früheste Zeit für die Unterredung ist somit 4^{30} bis 5^{00}. Nach deren Beendigung mußte der Botschafter nach Hause zurückkehren, seinen Bericht entwerfen, dieser mußte chiffriert werden — mindestens eine halbe Stunde Zeitbedarf — das chiffrierte Telegramm zu Postamt 64 gebracht, von dort mit der alle 10 Minuten verkehrenden Rohrpost zum Haupttelegraphenamt befördert werden. Selbst wenn die russische Botschaftskanzlei rascher gearbeitet haben sollte, als im Maiheft hinsichtlich der anderen Telegramme des 30. Juli festgestellt wurde, so ist es doch völlig ausgeschlossen, daß die Depesche früher als 6^{00} (= 7^{00} russische Zeit) zur Weitergabe mit Schnellapparat vorbereitet (gestanzt) war, d. i. zu der Zeit, als spätestens von Petersburg der Mobilmachungsbefehl in alle Teile des Zarenreiches entsendet wurde.

Nachrichten des russischen Generalstabes

Die während des Krieges erbeuteten Nachrichten des russischen Generalstabes über Deutschland im Laufe des 30. und am Morgen des 31. Juli besagen:

„Nach Nachrichten aus Frankreich vom 28. Juli gehen in Deutschland unbedeutende vorbereitende Maßnahmen auf den Eisenbahnen und auf Grenzpunkten vor sich. Beurlaubte fahren zu ihren Truppenteilen zurück, verboten sind private Aufträge an Militärmühlen. Aus Kiel berichtet man, daß in der Nacht zum 28. Juli ein Teil der aktiven Flotte nach Danzig in Kriegsbereitschaft abgefahren ist. Nach einer Meldung aus Stettin sind 12 Torpedoboote eiligst ausgelaufen; die Matrosen versammelten sich auf Alarmruf[8])."

Diese mehr als dürftige Meldung über Vorsichtsmaßregeln unbedeutendster Art, die weit hinter den um die gleiche Zeit in Rußland und Frankreich getroffenen Anordnungen zurückbleiben, kann unmöglich als eine Unterlage für den weittragenden Entschluß zur allgemeinen Mobilmachung angesehen werden. Der russische Marineminister hat nun allerdings die Nachricht aus Kiel an seinen Kollegen vom Auswärtigen Amt nach dessen Behauptung in der entstellten Form weitergegeben, daß „die deutsche Flotte in mobilisiertem Zustande vor Danzig liege[9])". Aber die Vorstellung Sasonows bei Pourtalès über diesen einzigen, noch dazu auf tendenziöser Aufbauschung einer selbstverständlichen Maßnahme beruhenden Beschwerdepunkt ist gleichfalls erst gegen 8^{00} abends erfolgt, somit nach endgültiger telegraphischer Anordnung der Mobilmachung.

Telegramme Kaiser Wilhelms

Kaiser Wilhelm hat am 30. Juli nur ein Telegramm an den Zaren geschickt, das folgenden Wortlaut hatte:

„Besten Dank für Telegramm. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die Sprache meines Botschafters mit dem Inhalt meines Telegramms in Widerspruch gestanden haben könnte. Graf Pourtalès war angewiesen, Deine Regierung auf die Gefahr und die ernsten Folgen einer Mobilmachung aufmerksam zu machen.

[7]) Deutsche Dok. 421.
[8]) Heft 2 des 1. Unterausschusses des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses, Seite 71 (73), Anlage 28.
[9]) Deutsche Dok. 459.

Das gleiche sagte ich in meinem Telegramm an Dich. Österreich hat nur gegen Serbien mobil gemacht und nur einen Teil seines Heeres. Wenn, wie es jetzt nach Deiner und Deiner Regierung Mitteilung der Fall ist, Rußland gegen Österreich mobil macht, so wird meine Vermittlerrolle, mit der Du mich gütigerweise betraut hast, und die ich auf Deine ausdrückliche Bitte übernommen habe, gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht werden. Das ganze Gewicht der Entscheidung ruht jetzt ausschließlich auf Deinen Schultern, sie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen."

Dieses Telegramm geht nun zwar auf die Haager Anregung nicht ein, es ist aber doch nach Ton und Inhalt nicht derart, daß es Rußland zur allgemeinen Mobilmachung herausfordern würde. Es wäre unfaßlich, wenn der unselige Entschluß des Zaren durch diese Depesche herbeigeführt worden wäre. Ein Nachprüfen der Zeiten wird die tatsächliche Unmöglichkeit eines solchen Zusammenhangs erweisen.

Der französische Botschafter Paléologue erzählt zwar in seinen aus Dichtung und Wahrheit gemischten Aufzeichnungen in der „Revue des deux Mondes" vom 15. Januar 1921 (Seite 259), Sasonow habe bei seiner Ankunft in Peterhof um 3^{00} (= 2^{00} deutsche Zeit) den Zaren „in sehr schlechter Stimmung infolge eines vom Kaiser während der Nacht geschickten Telegramms" gefunden. Nun hat aber Wilhelm II. nach dem Telegramm vom 29. Juli 6^{30} abends, das auf den Zaren einen so außerordentlich günstigen Eindruck machte und ihn zu sofortiger Zurücknahme der allgemeinen Mobilmachung bewog, bis zu dem oben in vollem Text angeführten kein anderes Telegramm abgeschickt. Und dieses oben angeführte Telegramm ist nicht „während der Nacht" vom 29. zum 30. Juli abgesandt, sondern am Nachmittag des 30. Juli um 3^{30} vom Auswärtigen Amt zum Haupttelegraphenamt gegeben worden, wo es nicht vor 3^{45} aufgeliefert worden sein kann, das ist 4^{45} russische Zeit [10]). Es ist also unmöglich, daß es 1¾ Stunden früher eine ungünstige Wirkung auf Nikolaus II. ausübte. Die Erzählung Paléologues muß in diesem Punkte als erledigt gelten. Das Telegramm kann, auch wenn es außergewöhnlich rasch binnen einer Stunde vom Haupttelegraphenamt Berlin nach Peterhof gelangt sein sollte, auf den nach Dobrorolski um 2^{00}, nach Paléologue um 4^{00}, nach allen sonstigen Quellen spätestens zwischen 4^{00} und 5^{00} gefaßten Entschluß des Zaren keinen Einfluß ausgeübt haben.

Die Zeit, wann dieses Telegramm in Peterhof angelangt ist, kann leider nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden, da es natürlich in den Akten der deutschen Botschaft Petersburg nicht erscheint, und da besondere Nachforschungen über die Stunde der Abfertigung seinerzeit nicht angestellt worden sind. Die Erlebnisse aller anderen, sei es vom Auswärtigen Amt, sei es von der russischen Botschaft am 30. Juli abgeschickten Telegramme machen es jedoch, wie die im vorstehenden Abschnitt „Weisungen des Auswärtigen Amts" und die im Maiheft über die Telegramme Swerbejews gemachten Feststellungen zeigen, äußerst wahrscheinlich, daß es nur mit sehr großer Verspätung seinen Bestimmungsort erreicht hat. Insbesondere sei auf folgende Punkte hingewiesen:

a) das etwa 20 Minuten früher aufgelieferte Telegramm Swerbejews mit der Falschmeldung wird 6^{00} abends (= 7^{00} russische Zeit) zum ersten Male nach Petersburg gegeben, und zwar ohne Erfolg;

b) das 1¾ Stunden früher aufgelieferte Telegramm 147 des Auswärtigen Amts trifft 10^{10} abends bei der Botschaft ein;

[10]) Es ist zu beachten, daß das Telegramm nicht wie sein Vorläufer unmittelbar von Potsdam abgefertigt wurde, sondern es hat den Weg über das Auswärtige Amt zum Haupttelegraphenamt Berlin gemacht, wofür nach der im vorstehenden Abschnitt „Weisungen des Auswärtigen Amts" gegebenen Übersicht auch bei Tage bis zu 25, ja 30 Minuten anzusetzen sind.

c) die zwei Stunden nach dem Telegramm an die Botschaft gesandte chiffrierte Wiederholung — Telegramm 148 — geht dort erst am 31. Juli 7^{30} vorm. ein;
d) Sasonow erwähnt in seiner abendlichen Unterredung mit Pourtalès das Kaisertelegramm nicht;
e) der Zar, der alle Telegramme des Kaisers sehr rasch zu beantworten pflegt, sendet sein Gegentelegramm erst am 31. Juli 2^{55} nachmittags [11]).

Mit Sicherheit kann gesagt werden, daß das in Rede stehende Kaisertelegramm zu spät kam, um den Entschluß des Zaren und seinen mündlichen Befehl zur Mobilmachung zu beeinflussen. Mit größter Wahrscheinlichkeit kann hinzugefügt werden, daß es auch zu spät kam, um im letzten Augenblick auf das Abtelegraphieren des Befehls einzuwirken.

Schlußfolgerungen

Weder die Weisungen des Auswärtigen Amts noch die Meldungen des russischen Botschafters noch die Nachrichten des russischen Generalstabes noch der Telegrammverkehr zwischen Kaiser und Zar bieten einen Anhaltspunkt dafür, daß Nikolaus II. im Laufe des 30. Juli durch „Nachrichten aus Berlin" bewogen worden sei, die am 29. aufgehobene allgemeine Mobilmachung von neuem zu befehlen. Der Grund für die Sinnesänderung war ein ganz anderer: Sasonow und die Militärpartei haben es verstanden, den Zaren erneut für ihre Auffassung zu gewinnen, die sie am 29. schon durchgesetzt hatten, deren Ausführung aber an jenem Tage im letzten Augenblick durch ein Telegramm Wilhelms II. verhindert wurde.

In diesem Sinne schreibt auch Dobrorolski (Seite 28):

„Januschkewitsch hatte (am Vormittag des 30.) Sasonow überredet, beim Zaren auf die Gefahren einer Teilmobilmachung in politischer Beziehung hinzuweisen, da sie eine Verletzung unserer Bündnispflicht gegen Frankreich sei, und es Kaiser Wilhelm gestatten würde, von der französischen Regierung das Versprechen der Neutralität abzutrotzen. Wenn wir in unserer Teilmobilmachung stecken bleiben, würde er uns den Krieg erklären und unsere Unfertigkeit in einer für ihn sehr vorteilhaften Weise ausnützen."

Der russische Hausminister Graf Fredericks hat nach den eben erschienenen Memoiren der Gräfin Kleinmichel folgende Darstellung gegeben:

„Nikolaus II. war zuerst sehr friedliebend, wurde aber allmählich durch Suchomlinow mit fortgerissen, der durch das Lockmittel militärischen Ruhmes in einem fraglos siegreichen Kriege seine Augen blendete. Großfürst Nikolaus arbeitete auch in derselben Richtung auf ihn los, und Sasonow gab den entscheidenden Stoß, indem er dem Kaiser in meiner Gegenwart erklärte, daß ein Krieg mit Deutschland außerdem das einzige Mittel für ihn sei, sein Leben und den Thron für seinen Sohn zu erhalten."

Den Hinweis, daß das „Leben des Zaren gefährdet sei", wenn Rußland sich mit dem territorialen Desinteressement Österreichs begnüge, gebrauchte Sasonow auch in der Unterredung mit Pourtalès am 30. Juli mittags (Deutsche Dok. 421), also unmittelbar, bevor er sich nach Peterhof begab, um die Entscheidung des Zaren zu erzwingen.

Der Zusammenhang ist klar. Wir wissen nunmehr nicht nur, wann und durch wen Nikolaus II. für die Entscheidung zum Kriege gewonnen wurde, sondern auch durch welche Argumente. Seine späteren Friedensversicherungen waren nicht mehr aufrichtig und standen in schroffstem Gegensatz zu seinen Taten.

[11]) Beleg zu a) siehe Maiheft; zu b) und c) Übersicht im Abschnitt „Weisungen des Auswärtigen Amts"; zu d) und e) „Deutsche Dokumente", Nr. 449 und 487.

Menschenverwertung im Großgewerbe

Von

Otto Kammerer

Wer vor etwa 50 Jahren die Werkstätten einer Maschinenfabrik betrat, der sah wohl überall Maschinen an der Arbeit im Gegensatz zum Handwerk, das damals ausschließlich Handarbeit betrieb; aber die Menschen, die an den Maschinen tätig waren, unterschieden sich in der Art ihres Zusammenarbeitens nicht wesentlich von den Gesellen des Handwerks. Wie in der Handwerkerstube schaltete auch in der Maschinenwerkstatt der Meister als der eigentliche Herrscher. Da einem Meister selten mehr als 30 bis 40 Arbeiter unterstellt waren, so kannte der Meister jeden einzelnen seiner Arbeiter nicht nur in seinen Fähigkeiten, sondern meist auch in seinen persönlichen Verhältnissen. Der Meister stellte die Arbeiter ein und entließ sie, soweit bei den ruhigen Verhältnissen von damals überhaupt ein Wechsel vorkam; er teilte ihnen die Arbeit zu, er vereinbarte mit ihnen den Lohn und rechnete mit ihnen ab, er sah mit ihnen die Zeichnungen durch und beriet mit ihnen, wie man die Werkstücke zweckmäßig aufspannte, und in welcher Reihenfolge man die einzelnen Bearbeitungen vornahm. Es bestanden somit starke persönliche Verbindungen zwischen dem Meister und seinen Arbeitern. Infolgedessen konnte der Meister auch die Arbeit nach der besonderen Eignung des Arbeiters zuteilen; er konnte große Werkstücke einem Dreher oder Hobler übergeben, der Verständnis für Formänderungen hatte und darum vorsichtig beim Aufspannen war; er konnte Genauigkeitsarbeiten einem Dreher zuteilen, der Gefühl für Passungen und Feinmessung hatte. Der Meister konnte also eine Auslese vornehmen und den Lohn gerecht abstufen. Umgekehrt kannten auch die Arbeiter die persönlichen Unterschiede ihrer Mitarbeiter genau und fanden es selbstverständlich, daß Arbeiten, die größere Einsicht oder Vorsicht erforderten, auch höher gelohnt wurden. Die gelernten Facharbeiter waren auch stolz auf ihr Können und betrachteten die ungelernten Taglöhner nicht als ihresgleichen.

Die Maschinenfabriken von damals hatten nur selten mehr als einige hundert Arbeiter; sie lagen in kleinen Städten oder am Rande von großen Städten, wo der Arbeiter noch leicht Wohnung fand und vielfach sein Häuschen mit Küchengarten besaß.

Das alles ist später anders geworden. Die Industriestädte wuchsen zu unübersehbaren Steinwüsten aus; aus den Maschinenfabriken wurden Großbetriebe mit einigen tausend Arbeitern. Ob die Zusammendrängung des Großgewerbes in einigen wenigen Städten wirtschaftlich notwendig war, muß heute bezweifelt werden; sicherlich erschwert sie die Ansiedlung und Verpflegung und hindert durch den fortwährenden Wechsel von einer Arbeitsstätte zu anderen die Heranziehung eines gut ausgebildeten und seßhaften Arbeiterstammes. Man sah eben damals immer nur sachliche Rücksichten und vergaß die menschlichen. Infolge des ewigen Wechsels der Arbeiter hörten die persönlichen Beziehungen zwischen Meister und Arbeiter allmählich auf; es wurde dem Meister schließlich unmöglich, den einzelnen nach seiner besonderen Eignung zu beschäftigen und entsprechend zu lohnen. Die Auslese machte einer Gleichmacherei Platz; der einzelne Arbeiter wurde zur Nummer.

Je mehr die persönlichen Beziehungen aufhörten, desto schwieriger wurde die Lohnfrage. An Stelle des Zeitlohnes war im Maschinenbau von jeher der Stücklohn üblich gewesen. Man wußte sehr wohl, daß letzterer die Leistungsfähigkeit außerordentlich steigerte und fand die alte Erkenntnis bestätigt, als man im Herbst 1918 zum Zeitlohn zurückkehrte. Die Schwierigkeit beim Stücklohn lag in der richtigen Schätzung des Zeitbedarfs. Man half sich in der rohen Art, daß man den für ein bestimmtes Stück vereinbarten Lohn herunterseßte, sobald der Arbeiter über ein gewisses Maß hinaus verdiente. Dieses Drücken der Akkorde hat mit Recht viel böses Blut gemacht. Sobald ein Arbeiter einmal erlebt hat, daß seine höhere Leistung mit Herunterseßen des Stücklohns beantwortet wird, dann hütet er sich sorgfältig, über die Grenze des Tagelohns hinaus tätig zu sein, bei deren Überschreitung nach seiner Erfahrung der Lohn gedrückt wird. Das gegenseitige Vertrauen zwischen Meister und Arbeiter hörte auf und mit ihr die Freude an der Arbeit.

Wollte man den Mißbrauch des Akkordlohnes beseitigen, dann mußte an Stelle der Schätzung des Zeitbedarfes eine sorgfältige, rechnerische Ermittlung treten. Zwar hatten schon die Kalkulatoren der alten Zeit auf Grund der zulässigen Schnittgeschwindigkeit den Zeitverbrauch für die eigentliche Bearbeitung errechnet; aber der meist größere Zeitbedarf für die Nebenarbeiten — Aufspannen, Werkzeugwechsel, Schmieren, Transport, Aufräumen — konnte nur geschätzt werden, und zwar um so ungenauer, je mehr die Art der Aufspannung und die Wahl der Geschwindigkeit dem Gutdünken des Arbeiters überlassen war.

Der Erste, der diese Notwendigkeit erkannte und mit langjähriger, sorgfältiger Einzelarbeit gründlichen Wandel schuf, war Frederic Winslow Taylor 1856—1915. Er erforschte zunächst die zulässigen höchsten Schnittgeschwindigkeiten und vergrößerte sie auf ein Vielfaches durch die von ihm zusammen mit White erfundenen Schnellschnittstähle. Weiter ermittelte er durch Zeitbeobachtungen die zum Aufspannen und Abspannen erforderlichen Zeiten. Endlich entlastete er den Arbeiter von allen Nebenarbeiten, indem er die Instandhaltung der Werkzeugmaschinen und den Transport der Werkstücke Hilfsarbeitern übertrug, und indem er durch Auswahl und Bereitstellung aller erforderlichen Werkzeuge und Spannkasten die Arbeit erleichterte und abkürzte.

Die unter Berücksichtigung aller dieser Umstände ermittelte Mindestzeit wurde zwar auf der Lohnkarte vermerkt, aber nicht dem Stücklohn zugrunde gelegt; vielmehr wurde erst ein gewisser Zuschlag von 30 bis 50 v. H. hinzugerechnet und der so vergrößerte Zeitbedarf als Grundlage für den Stücklohn gewählt. An diesem Stücklohn durfte nichts mehr geändert werden, gleichviel wie hoch der Tagesverdienst des Arbeiters anwuchs.

Mit diesen wissenschaftlichen Mitteln war der Mißbrauch des Stücklohns beseitigt. Im übrigen konnte das Stücklohnsystem unverändert beibehalten werden. Taylor ging noch ein Stück weiter. Brauchte der Arbeiter weniger als die errechnete Mindestzeit plus Zuschlag, so erhielt er eine Prämie oder einen Bonus, wie der Amerikaner sagt. Es wurde also für das rechtzeitig ausgeführte Pensum ein Überpreis bezahlt, und man sprach demgemäß von einem Pensumlohn. Nicht dieser Pensumlohn ist aber das Kennzeichnende der Taylorschen Betriebsleitung, sondern der sorgfältig errechnete Mindestzeitbedarf und das unverrückte Festhalten an dem einmal aufgestellten Stücklohn.

Taylor rechtfertigt seinen Pensumlohn mit folgenden Worten:

„Jeder Schüler bekommt täglich ein scharf umgrenztes Pensum und macht infolgedessen einen planmäßigen Fortschritt. Das Durchschnittskind würde sehr langsam vorwärts kommen, wenn man ihm sagen würde, es solle so viel tun, wie es könne. Wir alle sind erwachsene Kinder."

Die Ermittlung und Einhaltung der Mindestzeit einschließlich Zuschlag war nur möglich, wenn der Arbeitsvorgang in allen Einzelheiten festgelegt wurde. Zu diesem Zweck wurden in eine Unterweisungskarte die Reihenfolge der einzelnen Vorgänge mit den zulässigen Schnittgeschwindigkeiten und dem jeweiligen Zeitverbrauch eingetragen und diese Unterweisungskarte dem Arbeiter übergeben.

Diese bis in das Kleinste gehende Unterweisung bringt eine Verschiebung der Arbeit mit sich. Die Überlegung, die der Dreher oder Schlosser vor Inangriffnahme jeder Arbeit immer wieder von neuem anstellen mußte, ist in eine Zentralstelle — das Ingenieurbureau oder in ein besonderes Unterweisungsbureau — verlegt worden; man braucht daher mehr Beamte und weniger Arbeiter. An Stelle des gelernten Arbeiters — z. B. Drehers — kann vielfach ein angelernter Arbeiter treten, der bisher vielleicht Bohrer war. Der gelernte Facharbeiter rückt zum Vorarbeiter oder Beamten vor, und dieser wird Meister. Es tritt also eine natürliche Auslese ein: der Geschickte wird befördert, der Fleißige verdient mehr, der Ungeschickte bleibt stehen, der Faule bleibt zurück.

Wirtschaftlich kann eine solche bis in das Kleinste gehende Vorbereitungsarbeit nur dann werden, wenn an Stelle der Einzelherstellung die Massenherstellung oder wenigstens die Reihenherstellung tritt. Die Beschränkung der Fabrikation auf ganz bestimmte längere Zeit unverändert bleibende Typen ist ausführbar bei einem so großen Inlandmarkt, wie ihn die Vereinigten Staaten besitzen, oder in ruhigen Zeiten gleichmäßiger Entwicklung. Bei uns zu Lande und in der gegenwärtigen Unruhe fortwährender Anpassung und Umstellung an die sprunghaft sich ändernden wirtschaftlichen Verhältnisse kann der Maschinenbau höchstens auf Reihenherstellung ganzer Maschinen sich einrichten und nur in Ausnahmefällen auf Massenherstellung.

Ein Ausweg bietet sich in der Normenherstellung. Man kann die Maschinen so entwerfen, daß sie sich aus Einzelteilen zusammensetzen, die sich stets gleich bleiben. Es können dann diese Einzelteile in Massen hergestellt werden, und nur die veränderlichen Teile und der Zusammenbau entstehen in Einzelherstellung. Diesen Weg der Normung hat die deutsche Industrie in den letzten zwei Jahren mit zäher Arbeitskraft beschritten. Es ist eine umfassende Organisation geschaffen worden, die sich im wesentlichen aus zahlreichen Arbeitsausschüssen zusammensetzt, von denen jeder eine bestimmte Gruppe von Normteilen bearbeitet.

Alle diese Maßnahmen — gerechte Bemessung und unverrückbare Einhaltung des Stücklohnes, sorgfältige Unterweisung des Arbeiters, seine Entlastung von zeitraubenden Nebenarbeiten — dürfen aber nicht, wie vielfach geglaubt wird, an sich das Ziel sein, sondern nur Mittel. Es sind Mittel, um den einsichtigen, gewandten und geschickten Arbeiter voranzustellen und für schwierige und genaue Arbeit zu verwerten, während die Nebenarbeiten dem geistig und körperlich Unbeweglichen zugeteilt werden. Nur dann, wenn der einzelne Arbeiter nicht mehr eine Nummer ist, wenn der mit feinem Gefühl und scharfem Auge Begabte nicht mehr in der großen Menge verschwindet, nur dann dürfen wir hoffen, die Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes wieder auf die frühere Höhe und darüber hinaus zu steigern. Ob die tägliche Arbeitszeit 8 oder 9 Stunden beträgt, ist gleichgültig, wenn nur in den 8 Stunden mehr geleistet wird als früher in 9 Stunden. Das, was in den Kleinbetrieben von früher möglich war — Zuteilung der Arbeit nach persönlicher Eignung —, das muß auch in den Großbetrieben erreicht werden, wenn wir die Leistungsfähigkeit der Amerikaner erreichen oder gar übertreffen wollen. Es muß, kurz gesagt, wieder wie früher eine Auslese der Umsichtigen und Geschickten geschaffen werden.

Solcher Forderung gegenüber wird alsbald der Einwand erhoben werden: was geschieht mit denen, die schwach an Muskeln, Nerven oder Gehirn sind. Wird nicht

aus ihnen ein fünfter Stand entstehen, der nach oben drängen wird, wie es am Ausgang des 18. Jahrhunderts der dritte Stand — die Bürger — und zu Beginn des 20. Jahrhunderts der vierte Stand — die Industriearbeiter — getan haben? In Wirklichkeit gibt es diesen fünften Stand schon lange; denn bei Wirtschaftskrisen hat stets jedes Werk seine guten Arbeiter gehalten und nur die minderwertigen entlassen. Nur ist bisher infolge der fehlenden Auslese mancher in den fünften Stand geraten, der seiner persönlichen Eignung nach nicht dorthin gehört. Der Staat muß für die infolge geringer Leistungsfähigkeit Arbeitslosen ebenso sorgen, wie für die infolge Krankheit oder Alter Arbeitsunfähigen.

Auslese ist stets das Ziel Taylors gewesen.

„Es ist äußerst wichtig, die Änderung bei einem einzelnen Mann zu beginnen und keine weiteren Versuche zu unternehmen, ehe nicht bei diesem Einen ein voller Erfolg erzielt worden ist." —

„Jedem Arbeiter sollte man die beste Arbeit zuteilen, die er zu verrichten fähig ist." —

„Die besten Arbeiter suche man in höher bezahlte Stellungen zu bringen, während man an ihre Arbeitsplätze die besten Leute aus einer niedrigeren Klasse aufrücken läßt. Hat man für die besten Arbeiter keine Vorarbeiter- oder Meisterstelle mehr frei, dann suche man sie in befreundeten Werken unterzubringen." —

„Die Firma verfolgte die Politik, jeden Mann bei passender Gelegenheit aufrücken zu lassen, der es verdiente. Über die guten und schlechten Seiten jedes Arbeiters wurde genau Buch geführt, was insbesondere Pflicht der Vorarbeiter war, und so konnte jedem Gerechtigkeit werden." —

„Nie sollte man das von einem geschickten Handwerker tun lassen, was ein gewöhnlicher Arbeiter bei einiger Übung erlernen kann." —

„Arbeit, die sich immer wiederholt, sollte man — auch wenn sie große Fertigkeit verlangt — nie von einem gelernten Handwerker, sondern von gut und lange eingeübten, angelernten Arbeitern verrichten lassen." —

„Der gute Erfolg ist zum großen Teil der Ausrottung der nachlässigen und faulen Elemente unter den Arbeiterinnen zuzuschreiben." —

„Es sind nun einmal die Menschen mit verschiedenen Eigenschaften geboren; und jeder Versuch, sie völlig gleich zu machen, verstößt gegen die Naturgesetze." —

„Angenommen, ein Unternehmer habe in seinem Stall eine Anzahl Zugtiere von verschiedener Art, schwere und leichte Pferde, Ponys und Esel, und die Bestimmung wäre getroffen, daß kein Tier mehr als ein angemessenes Eseltagwerk leisten dürfe."

Wirtschaftliche Notwendigkeit und amerikanisches Vorbild weisen in gleicher Weise auf Auslese hin: auf Beschäftigung des Einzelnen nach seiner Eignung, wie in früheren Zeiten. Die gegenwärtigen Bestrebungen bei uns zu Lande verfolgen das entgegengesetzte Ziel: möglichste Gleichheit aller. Zeitlohn statt Stücklohn, Zeitlohn der gelernten Arbeiter nur um 5 v. H. höher als der der ungelernten Arbeiter, Abstufung des Lohnes nicht nach Leistung, sondern nach Dienstalter. Von allen diesen Bestrebungen würde eine mit den Grundsätzen Taylors vereinbar sein, nämlich der Tarifvertrag, vorausgesetzt, daß dieser sich darauf beschränkt, die Umwertung von Zeit in Geld festzusetzen, aber den Zeitlohn fallen läßt. Alles, was dagegen auf Gleichmacherei, unabhängig von der Leistung, hinausläuft, schaltet jede Auslese und mit ihr jede Weiterentwicklung und jeden wirtschaftlichen Fortschritt ganz und gar aus. Länder, in deren Großgewerbe Gleichmacherei und Mittelmäßigkeit herrscht, werden so bald von Ländern wirtschaftlich überwältigt werden, deren Industrie Auslese walten läßt.

Steigerung der industriellen Leistung kann die Volksdichte eines Landes über die durch die Anbaufläche und das Klima gezogene Grenze erhöhen, wie Deutschland

vor dem Kriege und die Schweiz heute noch beweisen; die Grenze ist bestimmt durch die Überlegenheit der Industrie des betreffenden Landes über den Auslandswettbewerb. Jeder technische Fortschritt erhöht zwar das durchschnittliche Volkseinkommen, aber er vergrößert auch die Volksdichte. Die Erhöhung des letzteren ist erwünscht, solange ein Volk einer starken Wehrmacht bedarf. Ist ihm diese versagt, wie gegenwärtig uns, dann ist Vergrößerung der Volksdichte nicht mehr vorteilhaft, sondern wirtschaftlich nachteilig. Die oft aufgeworfene Frage, warum alle Erfindungen die Menschen nicht glücklicher gemacht haben, findet ihre Aufklärung in der einfachen Tatsache, daß die Menschheit jede Verbesserung ihrer Lebenslage mit einer entsprechenden Vermehrung beantwortet und so von selbst ihre wirtschaftliche Lage immer wieder herabdrückt.

Das entsprungene Kaffeefeuer des Schnaps-Wassilij aus Lupasalmi

Von

Simo Eronen (Wiborg)*)

Es war gänzlich oder beinahe ohne Wissen und Willen entsprungen, das Kaffeefeuer des Schnaps-Wassilij aus Lupasalmi.

Sie waren einander begegnet, der Wassilij und der Jere aus Piilowaara, dort in der Einöde zwischen der finnischen Grenze und Ostkarelien. Wassilij war gerade auf dem gewohnten Heimwege von einem Schnapsschmuggelgange nach Finnland, und Jere kam aus Lupasalmi, wohin er den Waldkäufern einer Petersburger Holzgesellschaft als Führer gedient hatte.

Die beiden guten alten Bekannten hatten dann ihre Füße ein wenig ausruhen lassen, hatten sich auf eine Windbruchföhre, die am Wege lag, gesetzt, und Jere hatte ganz zufällig gefragt, ob Wassilij nicht in seinem Rucksack von Birkenrinde noch eine Schnapsflasche übrig behalten hätte. Und richtig, Wassilij hatte wirklich noch eine übrig behalten. Dann hatten sie zusammen Feuer angemacht auf der von der langen, sengenden Sommerhitze dürr gähnenden Heide, hatten Kaffee gekocht, hatten dann die Schnapsflasche schluckweise ganz ausgetrunken, und danach hatte sich Jere, mit den Beinen ein wenig Haken schlagend, aber doch fröhlich wie ein junges Böcklein, wieder auf den Heimweg gemacht. Wassilij aber war noch bei seinem Feuer, ausgestreckt so lang wie er war, liegen geblieben.

Es schien zwar Jere, als er sich forttrollte, als ob das Feuer mit leichtem Hüpfen von dem Brandherd in das Heidekraut kriechen wollte — doch wie gesagt, es schien ihm nur so — ganz sicher war er nicht. Und in seinem Eifer, heimzukommen, war er nicht wieder dazu gekommen, noch einmal daran zu denken. Wassilij wird auf sein Kaffeefeuer schon selber achtgeben, dachte er. Dann auf dem Einödenweg war die ganze Geschichte aus Jeres Gedächtnis entfallen. Als er nach seiner Hütte in Piilowaara gekommen war, hatte er nur noch an den hübschen Verdienst und an den von Wassilij ganz umsonst bekommenen Schnaps gedacht und sich noch nachträglich mächtig darüber gefreut.

*) Berechtigte deutsche Übersetzung von Hermann Stenberg.

Ein paar Tage später kam ein eigentümlicher Geruch von der Grenze herüber, anfänglich so unmerklich, daß Jeres Nase nur einige Male etwas Ungewöhnliches zu spüren vermeinte, besonders wenn dann und wann ein leiser Wind die von der Hitze zitternde Luft bewegte und von diesem getragen ein Geruch kam, der ihn an den Geruch von glimmendem Torfmoor erinnerte, wenn Neusiedler den Wald schwenden und das Feuer Holz und Torf zu Aschendünger verbrennt.

Als am Tage darauf der Brandgeruch stärker und mit einem scharfen Beigeschmack gemischt war, zog Jere doch ein bißchen neugieriger seine Nase voll und versuchte von seinem hohen Hofhügel aus den nordöstlichen Horizont zu durchdringen, aber er konnte nichts Außergewöhnliches entdecken. Der Himmel zitterte vom Sonnendunst, wie immer bei einer langen, dürren Sommerhitze, in der Ferne verschwamm alles zu einem unbestimmten Schleier, der sich weich um die fernen Grashöhen legt, aber all das hatte er auch früher schon gesehen, wenn es wochenlang nicht geregnet hatte.

Aber der Geruch kam jedenfalls in Jeres Kopfe zusammen mit einer dunkel emportauchenden Erinnerung an Wassilijs Kaffeefeuer, das er mit einem Auge damals bei seinem Weggehen bemerkt zu haben glaubte, wie es in das Heidekraut weiterkroch. Jere dachte daran, daß es doch vielleicht hätte mit dem Teufel zugehen können, und daß er damals vielleicht dem Wassilij beim Fortgehen einen Fußtritt in die Seite hätte geben und ihm hätte sagen sollen, daß er die Augen offen halten und zusehen sollte, daß nicht das Kaffeefeuer weiterspringe!

Doch schon im nächsten Augenblicke vertrieb sich Jere die Selbstanklage aus seinem Bewußtsein und dachte: Unsinn — wahrscheinlich haben die fleißigen Bauern von Lupasalmi ihre geheimen Schwendfeuer in der Grenzeinöde angezündet, und davon wird wohl der Geruch jetzt vom Winde hierübergetragen. Und sie können froh sein, daß der Windhauch den Geruch gerade nach seiner Richtung treibt; denn wenn der Dorfschulze zu Porajärwi das riechen würde, so würden sie gar tüchtiges Sühnegeld zahlen müssen. Aber sie werden es schon zu Porajärwi erfahren, daß die von drüben Wald geschwendet haben!

Ein paar Tage darauf war der Rauchgeruch schon zu einem starken Qualmen geworden, das die Nasenlöcher zu kitzeln anfing. Jere rieb sich den ganzen Tag beim Hacken seines Brachfeldes, wenn der von dem dürren Boden aufsteigende Geruch sich mit dem Qualm mischte, an seiner Nase, und beständig war es ihm zum Niesen. Jere hatte Lust, wieder nach der Anhöhe am Ackerrande zu steigen, um den nordöstlichen Horizont abzusuchen, aber er tat es doch nicht. In der Luft kamen ja allerlei Gerüche, und seine Sache war es nicht, allem nachzuspüren und alles zu beschnuppern, und übrigens würde es durch sein Beriechen auch nicht besser werden. Wenn sie geheime Schwendfelder brennen wollen, mögen sie sie brennen, er würde sie nicht anzeigen.

Dieser edelmütige Entschluß beruhigte Jeres Gedankengewühl für den Augenblick, aber an seinen Schläfen fühlte er einen leisen Kopfschmerz. Um sich das Kopfweh zu vertreiben, ging Jere am Nachmittage von seinem Hause hinunter nach dem Piilojärwi-See, um nach dem Netz zu sehen. Zwar spürte man den Geruch auch bis dorthin ein bißchen, aber die Kühle, die gegen Abend von der Wasserfläche aufstieg, reinigte die Luft wenigstens soweit, daß Jeres Kopfschmerzen nachließen, und als die Nachtnebel kamen, kletterte er auf seine Anhöhe hinauf, um sich schlafen zu legen.

Am folgenden Tage war die Lage schon viel schlimmer geworden. Jeres Weib Liena klagte, daß die Luft voll sei von einem üblen, scharfen Dunst, und sie hieß Jere, auf den Gipfel der Anhöhe zu steigen, um von dort aus umherzuschauen, ob er nicht einen Waldbrand irgendwo sähe.

Jere, der an diesem Morgen noch nicht aus seiner Stube gekommen war, gab

ärgerlich zurück, daß in diesen unbewohnten Einöden außer dem Teufel niemand wäre, Waldbrände anzurichten. Er spüre wohl auch etwas wie Dunst, aber das sei sicher von Leuten aus Lupasalmi, die im geheimen schwendeten. Etliche Tage wird ein gesunder Mensch so ein bißchen Rauch wohl noch aushalten können, ohne gleich über Himmel und Erde zu klagen.

Doch das Aushalten war schwer genug, selbst Jere mußte das zugestehen, als er ins Freie ging. Gerade wie Schwaden von einem Holzkohlenmeiler roch es, und auch für das Auge war die Luft jetzt ziemlich unsichtig. Die Sonne erschien am Himmel wie durch einen Schleier, und doch trübte keine Wolke den heiteren wolkenlosen Tag. Zudem hatte die Sonnenscheibe noch einen seltsamen rötlichen Schein. Blutrot war sie zwar gerade noch nicht, aber doch unheimlich rot. Niemals hatte Jere die Sonne so gesehen mitten an einem hellen Sommertage. Und der Dunst schmerzte in die Augen, brannte in die Nasenlöcher und machte das Atmen so schwer, daß man beständig niesen und husten mußte.

Ganz verärgert stieg Jere nach dem Frühstück auf den Höhengipfel, und bei dem Anblick, der sich ihm jetzt darbot, schreckte er beinahe zurück: die Grenzhöhen im Nordosten waren ganz verschwunden, und an ihrer Stelle sah man vom Himmel bis an die Erde hängende gewaltige Rauchwolken. Diese schienen in der Ferne ganz unbeweglich, aber wenn man sie länger ansah, schmolzen sie zusammen zu einer einzigen, festen und schweren Rauchwand. Wie eine Wolke, die sich aus der Höhe niedergesenkt hat, sperrte jene Rauchwand auf Meilen hin die Aussicht. Nach dem Augenmaß müßte sie sich längs der Landesgrenze gegen Annus hinziehen, aber sie könnte möglicherweise auch näher sein. Man konnte das nicht gut sagen. Denn auch diesseits jener Rauchwand war der Luftkreis ringsum so neblig und verdeckt, und die tiefblauen Wälder schimmerten in der Sonne wie in ein zitterndes Nebelmeer getaucht.

Ganz vernichtet stierte Jere hinüber, und es war ihm im selben Augenblick klar, daß der Rauch mehr war als ein Geheimschwendbrand eines armen Teufels aus Lupasalmi. Offenbar stand die ganze unbewohnte Einöde zu beiden Seiten der Grenze in Brand. Wahrscheinlich hatte er drüben im Annuslande seinen Anfang genommen, aber möglicherweise leckte er bereits die Wälder auf der finnischen Seite. Wer konnte das wohl genau sagen, wo alle Anhaltspunkte im Rauch verborgen waren.

Wieder tauchte in Jeres Kopfe die Erinnerung auf an jenes Kaffeefeuer des Schnaps-Wassilij aus Lupasalmi, aber er schlug sich diese Erinnerung fluchend wieder aus seinen Gedanken, indem er sich damit beruhigte, daß der Brand vielleicht doch auf dem Gebiete jenseits der Grenze bleiben würde. Dort gab es doch übergenug Wälder, die wochenlang brennen konnten, wenn sich nur der verfluchte Wind nicht in das Spiel hineinmischen wollte. Rauch und Dunst kommen bisweilen ja auch herüber bei Windstille, aber der Brand konnte sich nach Jeres Schätzung ohne Wind nur langsam verbreiten. Und dann gab es von der Grenze bis zu Jere Hindernisse genug: meilenweite offene Moore, Seen und weiß Gott was sonst noch. Gefahr drohte noch lange nicht!

Aber auch diesen Nachmittag zog Jere es doch vor, vor dem scharfen Rauch auf den See zu gehen. Dazu kam noch, daß die Luft so schwül und schweißtreibend wurde, daß der Wandbalken der Stube Harz ausschwitzte.

In der Nacht erwachte Jere mehrere Male, weil sich etwas Schweres auf die Brust legte. Jeres Weib Liena hustete um die Wette mit Jere, und die Kinder, zwei Knaben von etwa zehn Jahren, weinten auf ihrem Bette wie von bösen Träumen gescheucht. Mit einem Worte: es war unmöglich, in dieser Nacht zu schlafen.

Noch vor dem Morgengrauen fing Liena an, Vorschläge zu machen, wie sie noch am folgenden Tage nach der nächsten bewohnten Gegend eilen wollte, um von dem

Waldbrande Kunde zu geben. Aber sie bekam von Jere zur Antwort, daß die Waldbrände drüben in Annus die Bewohner von Finnland nichts angingen. Wenn sie dort ihre Wälder schwendeten, so mochten sie sie schwenden, es gab noch Wald genug. Und auch wenn das Feuer ein bißchen nach Finnland herübergreifen sollte, so hatte ja der finnische Staat noch Wälder übergenug. Und übrigens hatte ja der Staat seine eigenen Forstleute, um auf Feuer acht zu geben, mochten diese nur ihre Augen offen halten. Er wohnte ja auf dem Eigentum einer norwegischen Gesellschaft, und bevor das Feuer bis hierher käme, konnte es schon mehrere Male gelöscht sein. Die Waldbrände von Annus sind früher nicht so weit gekommen wegen der Hindernisse, die dazwischen liegen, und auch dieser Brand wird nicht herüberschlagen.

So legte Jere den Sachverhalt für sein Weib klar, aber doch machte der Anbruch des Tages ihm viel Sorge, das konnte er nicht leugnen. Ganz sonderlich trüb war auch der Tagesanbruch an diesem Morgen. Wirklich Tag wurde es gar nicht. Nach dem Sonnenaufgang blieb dieselbe Dämmerung, wie sie in der Nacht war. Die ganze Himmelswölbung war von finsteren und unbeweglichen Schatten überzogen. Zwar wie Wolken sahen diese Schleier gerade noch nicht aus, aber seltsam war es doch. Die Sonne schien ganz rot, wie der Boden eines russischen Kupferkessels, und man konnte ohne Beschwerde in sie hineinsehen. Sie war umgeben von einem weiten, mattleuchtenden Ringe, und über den ganzen Himmel spielten sonderbare Lichter, die bald wie leise knisternde Nordlichter, bald wie ferne Regenbögen aussahen. Die Schatten, die von den Körpern geworfen wurden, waren undeutlich wie im nebligen Mondschein, und die Luft wurde mählich so dicht, daß man von ihr Ballen machen konnte.

Immer heißer wurde es, so erstickend heiß, wie vor einem brennenden Ofen, und nicht ein Windhauch war zu spüren. Der Wind war wie gestorben, und die Luft drückte schwer und erstickend auf die Erde, so daß alles unter ihrem Drucke keuchte und jedes Glied erschlaffte. Sogar die Bäume sahen aus wie versengt unter dem Drucke der leblosen Luft.

Schwitzend, schnaufend und hustend erklomm Jere die Anhöhe, um von dem Gipfel aus zu sehen, wie es drüben aussah. Schlimm war es, verflucht schlimm: die Rauchwand von gestern war näher gerückt und sah jetzt so dickfinster aus, daß man beim bloßen Ansehen schon schauderte. Und überall vor dieser Wand schienen ununterbrochen neue Rauchpfeiler herauszuwachsen wie aus der Erde hervorsprühend. Sie verschmolzen ineinander, begruben die Wälder und die Hügel und stiegen dann allmählich in die Höhe, sich durch die oberen Luftschichten verteilend. Der ganze Horizont im Norden, Nordosten und Osten war schon ein einziges Rauchmeer, das langsam wogend vorwärtsquoll, unter sich die bläulichen Wälder begrabend, immer sich verbreiternd, verdichtend und verfinsternd, die Sonne bedeckend und den Tag in flutendes Dämmern verwandelnd. Es schien von dort der Weltuntergang zu kommen, der Untergang der großen, stillen Wälder. Der war gewiß noch weit weg, eine gute Meile noch, aber er nahte unerbittlich, ohne Hindernisse zu kennen. Alles ertrank und verschwand in dem Rauche, der die verborgenen, wütenden Kräfte der Zerstörung nur vermuten ließ. Jene Kräfte waren jetzt entfesselt, und wild schossen sie los in den von der anhaltenden Dürre versengten unbewohnten Urwald. Sie fraßen die jahrhundertealten Bestände in ihrer Gier, und vor Wut heulend wälzten sie sich über sie hin.

Eine geraume Zeit stierte Jere mit roten, schmerzenden Augen auf die Zerstörung, die sich über die Grenzeinöden ausbreitete. Er machte einen Versuch, die Entfernung des Brandes abzuschätzen, und kam zu dem Schlusse, daß schon eine gute Strecke finnischen Waldes diesseits der Grenze in Brand stehen müßte. Der Brand hatte trotz der völligen Windstille seit gestern offenbar weitere Fortschritte gemacht.

Weit entfernt war er zwar noch, aber wer konnte wissen, wie es ein paar Tage später sein würde?

Schon kam Jere aufs neue der Rat Lienas in den Sinn, daß man Nachricht nach den bewohnten Ortschaften bringen sollte. Aber schon im nächsten Augenblick fuhr durch sein Gehirn die Frage:

Was wird aus deiner eigenen Hütte werden, während du fort bist?

Das könnte etwas Schönes werden: freiwillig den Boten zu spielen, die Hütte tagelang zu verlassen, sie nur der Obhut eines schwachen Weibes und zweier Jungen zu überlassen, und wenn er zurückkäme, dann sein Haus in Schutt und Asche zu finden, und von Weib und Kindern bestenfalls die gröbsten Knochen aus der Asche herausfuchen zu können. Das wäre der Lohn dafür, daß er sich um fremdes Eigentum gekümmert hätte. Am besten war es schon, er blieb zu Hause, dachte Jere, als er von der Anhöhe herabstieg.

In der Stube traf er schon einen Alarmboten. Der war von den südwärts an der Grenze gelegenen Bauernhöfen von Jakiwaara. Der Bursche war fast ganz außer Atem und gab Bescheid, daß die Wälder um ihr Dorf schon bedroht wären, das schon gestern von den Bewohnern verlassen worden, weil bei dem dichten Rauche das Leben dort unmöglich wäre.

Der Bursche konnte aber gar nichts aussagen darüber, wie weit der Brand im Norden reichte, sicherlich standen mehrere Meilen weit die Wälder schon in Brand. Im Annusgebiet hatte der Brand schon über eine Woche in den Wäldern gewütet, und ungeheure Waldflächen, die von einer Axt noch nie berührt worden, kahl ausgebrannt.

Außerdem erzählte der Bote, daß es in Annus hieße, der Brand wäre von dem Kaffeefeuer eines Schnapsschmugglers von jenseits der Grenze entstanden, der in seiner Betrunkenheit unvorsichtig eingeschlafen sein mag; als er erwachte, wäre sein Kaffeefeuer schon zu einem über die dürre Heide flammenden Brande geworden; er selber hätte sich nur mit Mühe und Not retten können und arge Brandwunden abbekommen. Aber der Denkzettel sei ihm ganz gesund, warum sei er so sträflich unvorsichtig gewesen!

Jere horchte auf die Erzählung, während er düster vor sich hinstierte. Er wußte, ohne zu fragen, wer jener Schnapsschmuggler von jenseits der Grenze war, und es fuhr ihm mit einem Male der Gedanke durch den Kopf: Verflucht, vielleicht wird er schwatzen, um sich zu verteidigen.

Jere wollte noch fragen, ob das Gerede der Leute nichts über den Kameraden des Schnapsschmugglers zu erzählen wüßte. Aber er erschrak sogleich über seinen Einfall und fing an, was das Mundleder hielt, über die verfluchte Unvorsichtigkeit der Leute jenseits der Grenze zu schimpfen.

Wie man auch nur an einem so heißen Tage Kaffee kochen kann auf der von Dürre knisternden Heide, fuhr er los — und das muß nun das ganze Land büßen.

Aber als der Bursche nun Jere bat, die Botschaft weiter zu bringen, lehnte er das schroff ab. Man könne doch von ihm nicht verlangen, daß er sein Haus ohne Schutz verließe, meilenweit sei kein Nachbar. Der Teufel selbst könnte ihm das nicht übel nehmen.

Mit diesem Bescheid mußte der Bote sich wieder auf den Weg machen.

Jere aber begann jetzt, an seine eigene Sicherheit zu denken. Er verließ sich jetzt nicht mehr auf die Hindernisse zwischen ihm und dem Feuer, sondern war überzeugt, daß der Brand schon nach wenigen Tagen sein Haus erreichen würde, wenn nicht ein Regen oder ein starker Gegenwind käme, und dazu war wenig Aussicht. Es blieb also weiter nichts übrig, als selbst ein Hindernis gegen das Feuer zu errichten.

Jere ging mit der Axt auf der Schulter nach der Waldspitze, die vom Norden

her seiner Hütte nahe kam. Von jener Seite war sie am schlimmsten bedroht. Im Süden war der Piilojärwi-See, und im Osten und im Westen lagen seine Ackerfelder, dahinter war offenes Weideland. — Das Gefährlichste war also jene Waldspitze. Dort war es nötig, eine Lichtung zu schlagen, über die das Feuer nicht springen könnte.

Jere wollte erst eine breite Sperre quer durch die Waldspitze legen und dann alles Reisig und Brennbare an dem Boden der neuen Lichtung schwenden.

Aber bald mußte er erkennen, daß das Aushauen einer so breiten Lichtung über seine Kräfte ging. Die Waldspitze bestand aus Fichtenurwald, wo die Stämme durchschnittlich zwei Klafter im Umfange waren. Schon das Fällen einer einzigen jener Fichten würde Jeres Kräfte ganz erschöpfen. Von der drückenden Hitze und dem starken Rauchgeruche war er angegriffen, daß er ganz müde an dem Stock der gefällten Fichte zusammenbrach. Der Schweiß lief an ihm überall herunter, und in den Ohren sauste es ihm so unheimlich, daß Schwindel ihn überwältigte, sobald er aufrecht zu stehen versuchte. Aus dem Fällen dieser Bäume wurde nichts, und so ohne weiteres wagte er doch nicht, die Waldspitze anzuzünden. Die Fichten waren bis zu den Gipfeln von Flechten überzogen und der Waldboden so dick von Reisig bedeckt, daß das angezündete Feuer mit fürchterlicher Wucht auch seine Hütte sofort gepackt hätte. Unsicher und mißmutig kehrte Jere in sein Haus zurück. Liena schlug vor, daß es das beste wäre, die Flucht anzutreten. Der Brandrauch fing nämlich an, für die Kinder gefährlich zu werden. Höchstens noch bis zum nächsten Tage könnten sie sich auf ihrem Hofe aufhalten, und auch das mit viel Gefahr, so daß der Rückzug bei dem immer dichter werdenden Rauch unmöglich sein würde.

Lienas Vorschlag brachte Jere nur in Wut. Fluchend erklärte er, daß er sein Haus nicht verlassen werde, ob auch die ganze Welt ringsherum in Brand stehen sollte. Es sei ja ein See am Fuße der Anhöhe und mitten in dem See eine Insel.

„Bring deine Bälger nach dem See hinunter und deinen Kram dazu", erklärte Jere mit Nachdruck.

Liena sah sich gezwungen, dem schroffen Befehle des Familienhauptes zu folgen. Schon am selben Abend wurde das wenige Hausgerät nach dem See gebracht. Dort wurde es von Jere in den Kahn geladen und nach der kleinen Insel mitten in dem See gerudert. Dort baute er aus Fichtenreisern und Birkenrinde eine kleine Hütte, und der Zufluchtsort für Jeres Familie war fertig.

Dort mitten in dem Wasser war auch der Brandgeruch noch nicht so unerträglich. Die höheren Luftlagen waren zwar auch hier trüb und rauchig, aber dicht über der Wasserfläche gab es eine reine Schicht, wo gegen Abend nur ein leiser Rauch zu spüren war.

Der Sonnenuntergang übergoß den ganzen nordwestlichen Himmel mit blutrotem Scheine. Die Sonne schien, wie darin ertrinkend, dichte Blutnebel zu durchwaten, und wie erschöpft von dieser Arbeit sank sie endlich unter den Horizont, um ein paar Stunden aufzuatmen und dann die mühevolle Wanderung durch die immer mehr sich mit Rauch verdichtenden Luftweiten wieder aufzunehmen.

Jere konnte in jener Nacht nicht schlafen. Nachdem sein Weib und die Jungen zur Ruhe gegangen waren, saß er auf den Ufersteinen und stierte mit zusammengezogenen Brauen auf sein Haus dort oben auf dem Piilowaarahügel. Es stand noch da, weithin sichtbar, aber ob morgen oder übermorgen noch? — Das ist doch verflucht, daß weder ein Flöckchen von Regenwolken aufsteigen noch ein Windhauch sich rühren will, dachte Jere.

Er suchte am Himmel nach Anzeichen eines Wetterumschlages, aber weder von Regen noch von Wind war etwas zu spüren. Der leichte Nachtnebel, der von dem Wasser aufstieg, kroch müde über den Wasserspiegel, in der Höhe in den Rauch zusammenfließend. Plötzlich kam Jere ein neuer Gedanke:

Wenn am Ende auch der See sich entzündete wie Öl und wirklich zu rauchen anfing. Wohin dann flüchten?

Er lachte über den tollen Gedanken, aber gleichwohl fuhr ihm dabei ein kalter Schauer über seinen Rücken. Fluchend raffte er sich auf, um zur Ruhe zu gehen, aber plötzlich wurde er erregt von seltsamen Lauten von dem Strande, wo seine Hütte stand. Erst ein dumpfes Blöken und Husten, dann ein kräftiges Plätschern.

Jere sah gegen das Ufer und bemerkte dort drei Elentiere, die ins Wasser wateten. Sie hielten das Maul ins Wasser, hustend und laut schreiend. Jere dachte:

— Auch die Tiere sind auf der Flucht und auch übel dran, sie husten schrecklich. —

Als sie tiefes Wasser erreicht hatten, fingen sie an zu schwimmen, gerade auf die Insel zu. Sie schwammen schnell, mit hochgetragenen Köpfen das Wasser schneidend und schnaubten immerfort tief und stöhnend. Als sie schon ganz nahe der Insel waren, schrie ihnen Jere zu und drohte ihnen mit den Armen. Darüber stutzten die Elentiere und lenkten von der Richtung ab, an der Insel vorbei, dem gegenüberliegenden Ufer des Sees zu.

Nach dieser Vorhut kamen im Laufe der Nacht immer neue flüchtende Elentiere, bald größere, bald kleinere. In allem zählte Jere etwa dreißig flüchtige Tiere. Meist wurden sie von einem stolzen, männlichen Tier mit mächtigem Geweih geführt, und alle blökten vor Freude, als sie sich in das Wasser warfen. Und ohne Ausnahme nahmen sie die Richtung gegen die Insel, sichtbarlich von demselben Gedanken geleitet wie Jere, nämlich, einen ersten Zufluchtsort zu erreichen.

Jere aber verteidigte standhaft sein Vorrecht, schrie und drohte mit den Armen. Und lange dauerte es bisweilen, bevor die Flüchtlinge ihre Richtung änderten. Dann ergriff Jere eine lange Baumstange, schwang sie und schrie aus vollem Halse:

„Fort mit euch, ihr Gesindel! Seht ihr nicht, daß hier schon ein Herr ist, und daß die kleine Insel uns nicht alle beherbergen kann!"

Die ganze Nacht zogen die flüchtenden Waldbewohner vorbei. Birkhühner, Auerhühner und andere Vögel flogen im Vorbeiziehen angstvoll lange hin und her über dem See. Jere verstand, daß ihre Jungen, die noch nicht flügge waren, längs des Ufers herumliefen, und die Alten suchten ängstlich eine Möglichkeit, sie über das unvermutet gekommene Wasserhindernis hinwegzubringen. Und hinter ihnen kamen neue Scharen, die einen Weg suchten, gegen Morgen immer dichter werdend. Die nachts von dem See steigenden kühlenden Dämpfe zogen sie verlockend an, aber sobald sie den See erreicht hatten, verloren sie den Kopf, als sie keinen Weg für ihre Brut sahen. Außer sich vor Angst, strebten sie, ihre Völker vor dem drohenden Untergang in Sicherheit zu bringen.

In der Morgendämmerung getraute sich Jere eine kleine Weile Ruhe zu suchen. Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch, aber ihre blutrote Scheibe schimmerte nur ganz undeutlich durch den immer dichter werdenden Rauch. Wie eine anhaltend fester werdende Wand rückte dieser immer näher und näher, hatte den See schon umgeben und lag wie eine schwere, bis zum Himmel sich emporstreckende Decke über der Wasserfläche, sich allmählich tiefer und tiefer senkend. Die ganze Welt schien ein einziger riesenhafter Teermeiler zu sein, der schon über und über rauchte, und aus dem die hell auflodernden Flammen jeden Augenblick hervorbrechen konnten.

Jere konnte durch den Rauch hindurch nicht mehr klar seine Hütte auf dem Hügelgipfel erkennen. Sie schien noch unberührt dort zu stehen. Jeres und Lienas einzige Kuh stand am Ufer halb im Wasser und brüllte traurig. Neben ihr stand das Kalb und blökte ganz hilflos. Liena hatte eben die Kuh gemolken und kehrte jetzt zurück mit dem Kahn, die Kuh aber wagte nicht, ihrer Herrin zu folgen und nach der Insel hinüberzukommen.

Als Liena an der Insel gelandet war, begab sich Jere mit dem Kahn hinüber, um aus seiner Hütte die letzten Habseligkeiten zusammenzuraffen, die in der Eile noch vielleicht zurückgeblieben waren.

Auf dem Aufstiege vom Ufer zum Hügel hinauf stieß er auf einige zappelnde Birkhuhnjungen. Die waren ganz erschöpft und konnten nicht mehr weiterfliegen. Jere griff sie und würgte sie ab. Von dem Steig seitwärts stieß er auf ganze Völker von Auerhühnern, Birkhühnern und Haselhühnern. Offenbar waren sie am Ufer ab- und zugelaufen, bis sie vom Rauch und der Hitze betäubt waren. Unter Gestrüpp und gefallenem Laub versuchten sie dem von allen Seiten drängenden Unheil zu entkommen.

Jere sammelte von diesem leicht erhaschbaren Wild eine Bürde und trug sie zum Kahn: — „Liena mag das Zeug über dem Feuer abrösten, so werden wir wenigstens nicht verhungern, wenn der Aufenthalt auf der Insel sich länger hinziehen sollte!"

Es wimmelte im Walde auch von vierfüßigen Flüchtlingen: ängstliche Hasen sprangen vorbei, hier und da wand sich unter dem Fichtenreisig hindurch ein Fuchs. Der ganze Wald war voll von Eichhörnchen, sie liefen auf dem Boden, kletterten im Unterholz, hüpften von einem Uferstein zum andern.

All die flüchtigen Tiere waren fast toll vor Angst, daß sie keine Furcht vor den Menschen mehr zeigten. Der unerbittliche Rauch hatte sie aus ihrem stillen Unterschlupf im Walde, aus dem Gebüsch, wo sie aufgewachsen waren, fortgetrieben. Hunderte und Tausende waren auf der Flucht wohl schon zugrunde gegangen, aber noch dichtere Scharen zogen nach, um Rettung zu suchen. Die Mütter liefen irre von ihren Jungen fort, die Jungen von den Alten, der Erbfeind wurde nicht mehr gemieden. Das Raubtier hatte die Jagd vergessen, das Eichhörnchen knirschte nicht mit den Zähnen von seinem Zweig hinab, wenn es den Fuchs unten laufen sah. Alle spürten auf ihren Fersen dieselbe Todesangst, übermächtig und übernatürlich. Es war der jüngste Tag für die unberührten Einödenwälder gekommen, der alle Grenzen und Schranken austilgte, schonungslos, aber in unerbittlicher Gerechtigkeit niemanden schonend. Die Guten wurden nicht von den Bösen geschieden, das ganze Leben der Wälder wurde wie mit einem einzigen Sensenhieb niedergehauen.

Nach einer kurzen Rast im Ufergebüsch wagte es Jere, den Hügel hinaufzusteigen, aber dort war die Luft schon dick und brennend, daß er kaum zu atmen vermochte. Doch sammelte er an seiner Hütte das letzte Geschirr zusammen und erklomm sogar den höchsten Gipfel des Hügels, um auszuschauen, ob das Feuer nicht schon in den nahen Waldungen sichtbar wäre.

„Wenn schon einmal die Vernichtung kommen muß, so mag sie gleich kommen. Dann wird man ja sehen, was noch etwa übrig bleibt!"

Die Vernichtung kam aber nicht so schnell, von der Wut des Feuers war noch nichts zu sehen: es verbarg sich noch hinter dem hervorwälzenden Rauch geheimnisvoll und furchtbar.

Den ganzen Tag saß Jere auf den Ufersteinen seiner Insel und stierte auf seine Hütte. Der Rauch über dem See verdichtete sich mehr und mehr, die Sonne schwand ganz, und es wurde eine geheimnisvolle, schauerliche Dämmerung. Auf den Wasserspiegel regnete feiner Ruß herab. Es bildeten sich schmutzige, dunkle, trockene Flächen, die sich allmählich vergrößerten und ineinanderflossen, und gegen Abend war die ganze Wasserfläche von einer einzigen Rußdecke überzogen. Es regnete überall Ruß, auf die Blätter der Bäume, auf die Ufersteine, überall hin. Jere bemerkte, daß seine sonnverbrannten Hände allmählich schwarz von Ruß wurden, daß um die Nasenlöcher und die Augen sich Rußringe legten, daß die Kleider von Rußstaub bedeckt waren.

Jere sah nach Liena und den Jungen, die vor der Hütte sich beschäftigten. Sie

waren rußig wie Scheunendrescher und husteten unaufhörlich Ruß aus der Kehle. Jere wollte lachen, da sie aussahen wie schmutzige Zigeuner, aber Liena lachte nicht. Sie fing an zu klagen, daß sie alle vor Rauch und Ruß zugrunde gehen würden, wenn es noch einige Tage so weitergehen sollte.

Jere litt das Jammern nicht; er erklärte kurz, daß der Ruß sich abwaschen ließe, wenn man ins Wasser ginge, und der Rauch war ja noch zu ertragen. Es sei nicht schlimmer als ein etwas starker Dampf im Bade oder der Dunst eines schadhaften Ofens.

Den ganzen Tag über brüllte die Kuh ihr trauriges Brüllen vom Ufer her, und das Kalb winselte neben ihr. Mehrere Male bat Liena Jere, zu versuchen, die Kuh nach der Insel schwimmend herüberzubringen, aber Jere tat, als ob er nicht hörte. Endlich gegen Abend fühlte er sich belästigt von dem einförmigen Jammern der Kuh. Er stieß den Kahn ins Wasser, befahl Liena zu rudern und steuerte gegen das Ufer. Das Kalb wurde in den Kahn gehoben, die Kuh wurde mit einem Strick um die Hörner hinter dem Kahn hergeschleppt. Sie leistete nicht viel Widerstand, als sie ihr Kalb im Kahn sah.

Wunderlich sah diese Fahrt über das Wasser aus: ein rußiges Weib an den Rudern, ein rußiger Kerl am Steuer, ein rußiges, nasses, vor Furcht zitterndes Kalb mitten im Kahn, eine rußköpfige, schwer keuchende Kuh hinter dem Kahn herschwimmend, über dem See ein rußiges Rauchgewölbe und darunter die vom Rußregen immer dunkler werdende Dämmerung. Wie ein Zug von rußigen Gespenstern über den See des Totenreiches war das Ganze.

Nach dem Sonnenuntergang fing der Nebel an, sich von der Wasserfläche zu erheben. Das kühlte und reinigte ein wenig die Luft um Jeres Zufluchtsort. Jere hieß die ganze Familie, sich im See von dem Ruß reinigen. Es war für alle erfrischend, in das kühle Wasser zu tauchen, und lange plätscherte Jere zusammen mit den Jungen. Die im Rauch versunkene Gegend, ihr von dem Brand bedrohtes Haus und die ganze brennende Welt war für eine Weile vergessen.

Aber als er müde vom Schwimmen war, setzte sich Jere wieder auf die Ufersteine. Auch diese Nacht konnte er nicht schlafen. Umsonst mahnte ihn Liena, als sie sich mit den Jungen auf das weiche Heidekrautbett in der Hütte legte.

Lautlos, ganz unheimlich lautlos war diese Nacht. Es waren kein fliehendes Elen oder sonstiger Waldbewohner mehr zu hören, nicht einmal ein Geschrei einer Ente aus dem Uferröhricht. Sie waren wer weiß wohin mit ihren Jungen geflüchtet. Die schweigenden Fische des Sees waren außer Jere und seiner Familie die einzigen Lebendigen in der Gegend von Piilowaara. Alles übrige war geflüchtet oder im Rauch umgekommen.

Vielerlei Gedanken, auch die Furcht, schlichen in der lautlosen Nacht in Jeres Sinn. Aber er machte seinen Willen hart und stierte, die Brauen in immer grimmigere Falten gelegt, durch die finstere Rauchdecke und das Dunkel der Nacht dem Hügel zu, wo sein Haus stand, er stierte stundenlang, während die Nacht langsam vorüberschlich.

Endlich gegen Morgen erblickte er das lange erwartete Unheil: erst fing es jenseits Piilowaara an durch den Rauch und die Nacht zu lodern mit unheimlichem Widerschein. Dann erkannte man einen sprühenden Funkenregen und endlich die gegen den Himmel schießenden Feuergarben.

Jere sah, daß das Feuer jetzt die seinem Haus gegenüberstehende Waldspitze erreicht hatte. Die mit Flechten bewachsenen Riesenfichten dort brannten, als wären sie mit Öl begossen, die Flammen schlugen gegen den Himmel. Jere hörte deutlich das Singen und Prasseln der Flammen, die wütend emporschossen bis in die Äste der Fichten hinauf.

Das Blut wallte Jere gegen den Kopf, und sein Herz fing an heftig zu klopfen. In dem roten Schein des Feuers sah er sein Haus auf dem Gipfel des Hügels. Es schien zu zittern aus Angst vor dem nahenden Unheil. Die Funken sprühten in Bündeln über ihm. Sie regneten über das birkenrindene Dach hernieder. Eine Weile hielt dieses aus, aber nur eine kurze Weile. Dann flammten die dürren Rinden lichterloh auf. Jere war aufgestanden, um besser sehen zu können, wie sein Haus verbrannte. Und es brannte gut, hoch schossen die Feuerzungen empor, wie bei einem guten Johannisfeuer, klar leuchtete das Licht von den jahrzehntelang ausgedörrten Balken.

Eben als der Brand am heftigsten loderte, schoß durch Jeres Sinn wieder die Erinnerung an das Kaffeefeuer des Schnaps-Wassilij, das über das Heidekraut tanzte. Jere sah es in diesem Augenblicke so lebhaft wie damals, als es eben nur um seine Füße leckend gehüpft hatte. Ein finsterer Fluch brach über seine Lippen.

Mit einem Male stürzte das brennende Haus zusammen, eine breite Garbe von Funken in die Luft sprühend. Dann wurde die Lohe schwächer, und bald leuchtete nur ein glühender Haufen durch den dichten Rauch.

Jere sank wieder auf seinen Stein nieder und stierte auf den fahl werdenden Aschenhaufen seines Hauses. Er dachte an nichts mehr, er fühlte nichts mehr. Er saß nur zusammengebrochen da und starrte mit geröteten Augen auf diese einzige Stelle, starrte noch, nachdem der glühende Brandhaufen schon im dichten Rauche verhüllt lag.

Aber von dem Gipfel des Hügels schien der Brand herabzusteigen gegen die Ufer des Sees. Binnen kurzem hatte er die schiefgewachsenen Fichten am Ufer erreicht, und knatternd und heulend warfen sich die Flammen über diesen Baumwuchs, Feuer und Funken weit über den See sprühend. Unter der dunklen Wasserfläche spiegelte sich der flackernde Brand und flogen auch Funkenbündel empor. Der ganze Piilojärwi schien in einen brennenden und Schwefelrauch atmenden nächtlichen Feuersee verwandelt zu sein.

Und mitten in diesem Feuersee saß auf den Ufersteinen der kleinen Insel ein einsamer Mann, saß wie der vergessene Fährmann der Unterwelt, dem in der letzten Nacht des Gotteszorns schier nichts mehr zu tun übrig geblieben.

Viele Tage lang raste der Brand in den Wäldern um den Piilojärwi. In den hohen Fichten, mit Flechtenzunder überdeckt, fand er überreiche Nahrung. Und saubere Arbeit tat der Brand. Als er heulend und tobend den aufrechtstehenden Wald niedergebrannt hatte, drückte er sich unten in das undurchdringliche Wurzelgeflecht, er fraß dort weiter und machte eine dicke Aschenschicht. Er arbeitete wie ein zäher, unermüdlicher Tagelöhner, er bohrte sich immer tiefer und fand immer neue lockende Nahrung in dem Untergrund. Dann verbrannten auch die Wurzeln der abgeschwendeten Fichten, daß die angekohlten Stämme hinstürzten, dichte Wolken von Asche, Funken und Feuer emporsprühend. Davon wurde der Brand aufs neue angefacht und loderte für eine Weile in hoch emporschießenden Flammen auf, um dann wieder seine unterirdische unaufhörliche Vernichtungsarbeit aufzunehmen und die Wurzeln der folgenden Fichtenriesen zu schwächen und sie zum Stürzen zu bringen.

Nachts spiegelten sich die Flammen des Brandes in der vom Ruß überzogenen immer trüber werdenden Wasserfläche des Piilojärwi. Tags senkte sich die jäh düstere, über dem See hängende Rauchwolke so tief, daß nur dicht über dem Wasser eine dünne, klare Schicht blieb, die dann vollständig verschwand.

Auf der Insel lag der Rauch so dicht, daß allmählich das Verbleiben in der Hütte unmöglich wurde. Nur auf den Ufersteinen am Wasser war es noch möglich zu atmen. Dort verbrachte Jere die Tage finster auf den Ufersteinen hockend, die Jungen halbnackt um den Vater spielend und Liena um ihre Kuh besorgt, die das

Uferwasser nicht um einen Zoll verließ. Alle wurden immer schwärzer von dem niederfallenden und an der Haut festklebenden Ruß. Schließlich sahen sie alle aus wie Vollblutschwarze, an deren Haut kein heller Fleck mehr war, obschon Jere und die Jungen immer wieder hinaus in das lauwarme Wasser gingen, um sich abzuwaschen. Schließlich blieben die Jungen ganz im Wasser. Aber auch das Wasser vermochte nicht mehr die von der Haut eingesogene Schwärze zu entfernen, die vom Baden bloß zum Glänzen gebracht wurde. Und dann war das Wasser ja von einer dichten Rußschicht überdeckt, die auch die Ufersteine mit einer dicken Schicht überzog, wie die Frühlingsflut mit losgerissenem Tang die Steine grün einhüllt. Vor dem Baden mußte man mit einem Ruder eine rußfreie Stelle in das Wasser schlagen, um nicht erst recht die Haut über und über von Ruß schwarz zu machen.

Der Liena machte das Füttern ihrer Kuh Sorge genug. Auf der Insel wuchs nicht genügend Futtergras. Liena mußte also den ganzen Tag über umherrudern, um an den Ufern des rauchbedeckten Sees Schilf und Wasserkräuter abzureißen zur Nahrung ihres Pfleglings. In Erwartung Lienas und gerade wie um die allgemeine Niedergeschlagenheit zu unterstreichen, brüllte die Kuh ohne Unterlaß ihr einförmiges Brüllen. Von dem Rauch wurde ihre Stimme allmählich immer heiserer, bis sie nur mehr ein ganz schwaches Pfeifen war. Sie schien, so wie sie da im Wasser stand, immer tiefer zu sinken, und endlich bedeckte die rußbedeckte Flüssigkeit auch ihren Rücken, aber immer noch streckte sie ihren Hals in regelmäßigem Takt bei ihrem heiseren Pfeifen voraus.

Auch Liena, die von Natur aus lungenschwach war, hustete schwer, ihre Wangen wurden hohl, und sie spuckte Blut. Die Jungen und Jere hielten sich anfangs besser, aber dann überfiel auch sie ein dürrer Husten. Die gesunden, dicken Knaben fingen an ganz sichtbarlich abzumagern, und Jere fühlte seine Kräfte abnehmen, so daß er, wenn er aufrecht stand, vom Schwindel überfallen wurde. Die ganze Familie sah den Untergang vor sich, langsam, marternd.

Der Rauch über dem See schien aber nicht schwächer zu werden, obwohl der Brand sich allmählich entfernte. Nicht ein Windhauch kam, der die Rauchwand zerrissen hätte. Die Tage verrannen tödlich langsam, sie kamen und gingen, immer sich gleichbleibend, voller Rauch und erstickend schwül. Jere erinnerte sich nicht mehr, wie lange sie auf der Insel schon säßen, seine Sinne waren abgestumpft, er konnte nicht denken. Er saß nur da und stierte mit entflammten Augen das über dem See schwer und leblos lagernde Rauchmeer und die zwischen beides gedrängte, immer dünner werdende Luftschicht an.

Endlich, an einem Nachmittage, kam die Wendung. Zuerst fing der Rauch an, sich sanft zu bewegen, obgleich kein Wind war. Dann begann er gegen die Wasserfläche hin zu drücken, bis die dünne Luftschicht ganz verschwand. Mit einemmal fing die Luft an, schnell noch dunkler als bisher zu werden, und bald herrschte düstere, lautlose Finsternis. Es war, als hätte der Riesenvogel des Totenreichs mit schwarzen Flügeln sich über die Erde herabgesenkt, alles: den See und die Insel mit ihren armseligen Bewohnern in seine erstickende letzte Umarmung schließend. Beängstigt fragten die Jungen den Vater, was wohl jetzt kommen würde.

Jere spürte nun selbst die erstickende Angst, aber knurrte nur:

„Was könnte wohl noch kommen. Macht euch ins Wasser, ihr schwarzen Bengel, und laßt mich in Ruhe!“

Bald wurde es doch offensichtlich, daß diesmal etwas Besonderes bevorstand. In der Ferne rollte dumpfer Donner, der schwere Rauchschleier fing an zu zittern. Und mit einem Male zerriß der erste Blitz die finsterschweren Rauchwolken über dem See und schlug leuchtend nieder bis auf das Wasser. Gleich darauf kam ein plötzliches Krachen, das die Uferhöhen erschütterte und alles betäubte.

Und das ging so ununterbrochen fort: die Blitze schlugen nieder ohne Unterbrechung, sie zuckten und splitterten das Rauchmeer in gebogenen, blendenden, bläulichen Bahnen, sie schlugen nieder auf die Uferſteine und zerſchmetterten die aſtloſen Fichten- und Föhrenrieſen, wie ſie nach dem Brande daſtanden. Die Luft erdröhnte und krachte, zehnfacher Wiederhall kreiſte um die Höhen, bis er ſich in neuen, den Boden ſchüttelnden Erſchütterungen löſte.

Darauf kamen Wind und Regen. Hagelſchwaden ſchlugen gegen die Erde wie plötzliche, wütende Peitſchenhiebe. Die Hagelkörner lagen rußſchwarz auf dem Boden und ſpritzten feuchten Ruß umher. Das Rauchmeer wogte und fing an zu zerreißen, von dem Sturme hin- und hergeriſſen, und ſchon ſpürte man im Leuchten der Blitze die oben in wütendem Jagen ſich fliehenden Donnerwolken, deren Ränder rot leuchteten in dem Wiederſchein des oben ununterbrochenen blitzenden Feuers.

Der Sturm jagte das in dem Uferdickicht glimmende Feuer zu hochlohenden Flammen auf, ſo daß bald überall nur Feuer ſichtbar war, in den Lüften blendende Blitze, unten rotleuchtender Brand. Der bebende Erdboden wie die Luft von Pol zu Pol ſtanden ganz in Feuer und Flammen, und der toll wütende Sturm ſchlug gegen die Augen den ſcharfen Rauch, Hagelſchwaden und rußſpritzende Regentropfen.

Liena und die Jungen flüchteten erſchrocken in die Hütte, die wenigſtens vor dem heftigſten Regen ſchützte. Aber Jere rührte ſich nicht von ſeinem Uferſtein; er ließ die Blitze ſchlagen, den Donner krachen und die Hagelſchauer um die Ohren praſſeln. Er ſchien nichts zu hören und zu ſpüren, er ſaß nur da mit zuſammengezogenen Schultern und ſtierte mit faltigen Brauen den tobenden Weltbrand an.

Den ganzen Abend bis ſpät in die Nacht raſte das Gewitter, bisweilen etwas abnehmend, aber dann ſofort wieder ſtärker wütend. In ununterbrochener Folge entfeſſelte der Himmel ſein lange aufgeſpartes Feuer und ſtieß den Sturm mit Wucht durch die raucherfüllte Luft. Und ſiehe, dem Sturme folgte ein Platzregen, der die Luft vom Ruß befreite, der den vor Durſt ſchreienden Erdboden erquickte, der die wütend hervoreilenden Feuerflammen löſchte. . . . .

Das erſtemal nach langen, finſtern Wochen ein richtiger, klarer Gottestag. Das Rauchmeer, das die Luft verdunkelt hatte, war wie durch einen Zauberſchlag verſchwunden, und heiter ſchoß die aufſteigende Sonne ihre Strahlen durch die weiten Lufträume. Zwar war noch deutlich der Brandgeruch zu ſpüren, aber in der friſchen Luft nach dem Regen konnte man wieder mit Behagen atmen.

Ohne ein Wort ſtand Jere bei Sonnenaufgang auf dem Gipfel ſeines Hügels, und, mit der Hand die entzündeten Augen beſchattend, ſah er über das weiter gewordene Blickfeld. Aber wohin er auch ausblickte, war es erdrückend und troſtlos. Jere vermochte die Umgebung nicht wiederzuerkennen, ſo im Grunde verwandelt war die weite Ebene. Verſchwunden waren die bläulich ſpiegelnden ſchönen Wälder, nirgends ſah man mehr die weichen, das Auge ſchmeichelnden Ränder, nicht ein einziger grüner Fleck war mehr zu ſehen. Die öden, vom Brand kahlgefegten Anhöhen ſtanden aſchgrau, beinhart und eckig da und reckten ihre zitternden Gerippe aus der entſetzlichen Zerſtörung heraus. Nicht einmal das Sonnenlicht vermochte die Landſchaft zu beleben, nur unbarmherziger beſchien es am hellen Tage die Leere des uferloſen Totenfeldes. Und mitten in dem öden Brandfelde ſtiegen hier und da Rauchwirbel aus dem Boden empor, die letzten Opferwolken, die von dem Siegestoben der zerſtörenden Mächte nachzitterten.

Ein ſanfter Morgenwind wehte, aber nicht das leiſeſte Rauſchen vermochte er zu erregen in den wie Galgen aufragenden Stämmen. Grabesſtille lag über der Gegend, nicht das Zirpen eines Heimchens, nicht das Summen einer Biene war zu vernehmen. Die gewaltige, unüberſehbare, weite Einöde war tot, und umſonſt warf die Sonne ihre mitleidigen Strahlen über den großen Friedhof.

Jere sah sich einen Augenblick um, dann setzte er sich auf eine Steinmauer unweit der Reste seines niedergebrannten Hauses. Da ragte noch der nackte Schornstein, aber von den Wandbalken war kein Stück mehr übrig. Jere warf einen Blick auf seinen Acker hinter dem Zaune. Die grüne Gerste war fort, und nicht einmal auf den Rainen war ein grüner Fleck mehr.

Von tiefer Hoffnungslosigkeit fühlte sich Jere niedergedrückt, als er so dasaß inmitten der großen Zerstörung. Solange der dichte Rauch noch die Einöde eingehüllt hatte, war tief in seinem Sinn noch eine letzte Hoffnung rege gewesen, daß wenigstens kleine Flecken von Grün vor dem Brande gerettet sein könnten, nur soviel, daß die Waldvögel, wenn sie vorüberzogen, sie bemerken und dort ausruhen könnten. Denn, so hatte Jere sich vorgestellt, würde sich auf dem zerstörten Felde bald soviel Wild einfinden, daß er für seine Familie die notwendigste Nahrung finden konnte, dann hätte er in den Wäldern seiner Heimat weiter leben können. Denn sie zu verlassen, dünkte ihm unmöglich. Heimatlos würde er sich fühlen, wohin er gehen würde.

Liena und die Jungen, die am Strande an dem Kahn sich zu tun machten, kamen allmählich zu ihm, allerlei gerettete Reste ihres Hausrats mit sich schleppend. Schwer hustend und keuchend fing Liena sofort an, davon zu reden, nach welcher bewohnten Gegend man wohl jetzt ziehen sollte. Nach ihrer Meinung sollten sie auch nicht einen Tag länger sich hier aufhalten.

Ohne ein Wort hörte Jere Lienas Reden an, aber in seinem Hirn entstand lebendig das Bild ihres Auszuges. Längs der verbrannten Heide zieht die Familie dahin, schwere Bürden schleppend: Liena auf dem Rücken den birkenrindenen Rucksack und die abgemagerte Kuh nach sich ziehend, dahinter die Knaben, jeder mit einem Rucksack auf dem Rücken, mit dem winzigen Kleidervorrat der Familie gefüllt. Und als letzter er selbst, hart gebückt unter dem Druck des schwersten, größten Rucksacks — so ziehen sie auf der toten, endlosen Brandheide dahin, lautlos, müde. Der Zug schien kein Ende zu nehmen. Er dachte an den Schuster von Jerusalem, von dem er gehört hatte, daß er für seine Sünden verflucht wurde, bis ans Ende der Zeiten umherzuziehen und nirgends Ruhe und Obdach zu finden. Jere hatte vergessen, was für eine Sünde der Arme getan hatte, aber es stand vor seiner Einbildung, daß jener die Stadt Jerusalem in Brand gesteckt hatte, und daß er mit seiner Familie jetzt zu einem gleichen Wanderleben verdammt sei. Auch er würde einmal diese Anhöhe verlassen und nirgends Ruhe und Frieden finden. Überall würde er von dem Gedanken geplagt werden, die Menschen würden mit den Fingern auf ihn zeigen und einander ins Ohr flüstern:

„Seht doch den Schuft, der den großen Waldbrand anstiftete; seht, wie er gebückt geworden ist, aber es ist ihm recht geschehen!“

Wieder mahnte Liena zum Aufbruch, aber dann regte sich mit einem Male Jeres ganze Natur dagegen, unbiegsam und schroff. —

So, das fehlte noch, daß er sich zum Schuster von Jerusalem machen lassen sollte, daß er mit seiner Familie und all seiner Habe auf den Landstraßen umherstrolchen, und daß jeder mit dem Finger auf ihn zeigen sollte? Dem wollte er schon aus Trotz sich widersetzen, komme, was da wolle! Vor Wut stand er auf und erklärte, daß er von diesem Hügel niemals fortziehen würde. Er habe lebenslängliches Baurecht darauf, und daran wolle er festhalten, und wenn noch ein zweiter Brand kommen sollte.

„Wovon aber willst du Armer hier leben und deine Familie ernähren?“ jammerte Liena.

„Das werden wir sehen, darum brauchst du dich nicht zu kümmern“, fuhr Jere auf. Und in diesem Augenblick war Jere wieder der alte: hitzig und unnachgiebig. Die lähmende Müdigkeit war von seinen Gliedern fort, und wenn es ihm im Kopfe

auch noch ein wenig schwindlig war, so fing er doch wieder an, seine Familie anzuherrschen wie in seinen besten und erfolgreichsten Tagen.

„So, du willst, daß ich zum Schuster von Jerusalem werde? Das geschieht nicht, und sollte mich der Teufel holen, am Piilojärwi ist ganz gutes Land, und es ist jetzt nicht schlechter geworden. Und dort in der Asche des verbrannten Urwaldes lege ich sogleich ein Rübenland an zum nächsten Winter."

Er durchwühlte Lienas Rucksack, den sie jetzt vom Rücken losmachte. Er erinnerte sich, unter andern Düten auch einen Wickel mit Rübensamen eingepackt zu haben. Jere fand den Wickel, und ohne weiteres Zögern befahl er den Jungen, mit Hacken mitzukommen: er rannte fort, um in der Asche der ausgebrannten Waldbuchtung den Rübensamen auszusäen.

Er hörte nicht weiter auf Lienas Klagen, er befahl ihr nur, das Gerät nach der Hügelböschung hin, zu den Kartoffel- und Rübengruben zu tragen. Dort wollte er eine Notwohnung in die Erde schachten, wenn erst die Rüben ausgesäet wären. Damit sei es nämlich eilig, die Rübensamen müßten sofort nach dem Regen in die Erde kommen, wenn noch eine gute Ernte werden sollte.

Schon am folgenden Tage baute Jere an einer neuen Wohnstelle. Er schaufelte schwitzend in dem weichen Sandabhang, und mit immer schnellerer Wucht stieß er seinen Spaten in die Erde hinein. — Da näherte sich über die abgebrannte Heide eine Schar Männer. Sie gehörten zur Löschmannschaft und kamen nachsehen, wie es Jeres Familie ergangen wäre.

Allgemein hatte man geglaubt, daß Jere mit allen Seinigen umgekommen war. Man hatte sogar den Pfarrer benachrichtigen wollen, damit er am folgenden Sonntag in der Kirche ein Gedächtnis verlesen sollte für Jeremias Juhunen, seine Ehefrau Liena und deren Söhne Cyri und Jaako, so wie es Sitte wäre. Aber für alle Fälle entschloß man sich doch noch zu einer Besichtigung an Ort und Stelle, ob nicht etwa wenigstens noch die größten Knochen zu finden wären, damit ein ordentliches christliches Begräbnis gemacht werden könnte.

Aber zum Erstaunen der Angekommenen gingen nun die zu Beerdigenden ganz leibhaftig herum, zwar noch glänzend schwarz von dem eingeätzten Ruß, aber doch lebendig jedenfalls.

Unter der Löschmannschaft befand sich auch der Abteilungsleiter der norwegischen Gesellschaft, der nun die Verwüstungen in den Wäldern seiner Gesellschaft zu besichtigen gekommen war. Mit Erstaunen fragte er Jere, was er denn da in der Erde wühlte. Jere sollte nur sein Gerät zusammenraffen, sie würden ihm bei der Umsiedlung helfen, da sie nun einmal so viele Mann stark angekommen wären.

Bei diesen Worten stieß Jere seinen Spaten in die Erde und sah unter seinen Brauen nach dem Sprecher.

„Wollen Sie damit sagen, daß der Kontrakt gebrochen werden soll?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Das hat niemand gesagt!" lachte der Geschäftsmann. „Aber wie, um Himmels willen, wollen Sie denn hier in der öden Wildnis allein fertig werden?"

„Das ist meine Sache und nicht Ihre!" brummte Jere und bückte sich wieder, um weiterzugraben. Und er würdigte die an der Grube stehenden Männer keines Blickes mehr. Sie traten zurück, weil die aus der Grube geschleuderte Erde ihre Stiefel begrub.

Eine preußische Zeitungsgründung in München 1859

(Briefe Heinrichs v. Sybel an Max Duncker)

Von

Joh. Schultze

Die österreichische Kriegspolitik hatte im Frühjahre 1859 eine stürmische Erregung im deutschen Süden entfesselt. Durch das ungemein rührige Wiener Preßbureau wurde die öffentliche Meinung in den süddeutschen Staaten im Sinne unbedingter Solidarität mit Österreich wider Sardinien und Napoleon mit bestem Erfolge bearbeitet. Namentlich war es die „Augsburger Allgemeine Zeitung", welche in dieser Richtung wirkte und den Fanatismus der süddeutschen Leser aufpeitschte, um das außerösterreichische Deutschland in einen Krieg zu stürzen, der keineswegs in seinem Interesse lag.

Ein kleiner Kreis von Männern, unter ihnen an erster Stelle die Historiker Heinrich v. Sybel und Hermann Baumgarten, hatte sich damals in München zusammengefunden, um gegen die für Österreichs Zwecke fanatisierte bayrische öffentliche Meinung den Standpunkt der rein deutschen Interessen zu verfechten und eine Orientierung der bayrischen Politik im Anschluß an Preußen als allein heilbringend zu erweisen. Zu diesem Kreise gehörte als einziger geborener Bayer auch Karl Brater, der Redakteur der am 1. Januar 1859 von der liberalen Münchener Kammermehrheit ins Leben gerufenen „Bayrischen Wochenschrift".

Als Leiter dieser Wochenschrift, in der er ebenfalls für eine besonnene deutsche Politik eintrat, wurde Brater der literarische Mittelpunkt einer deutschen Partei in Süddeutschland [1]). In einem Brief an Droysen vom 25. März 1859 hatte Sybel bereits bitter beklagt, daß von Preußen nichts geschehe, um die gegen Preußen aufgeregte öffentliche Meinung Süddeutschlands in seinem Sinne zu beeinflussen. Durch seine Beziehungen zu dem neuen Leiter der „Preußischen Regierungspresse", Max Duncker, erreichte Sybel zunächst eine Unterstützung der Braterschen Wochenschrift durch Abonnements, die von der preußischen Pressestelle so unauffällig in die Wege geleitet wurden, daß Brater selbst nicht merken sollte, von welcher Seite diese Unterstützung ausging.

Aber Sybel und seinen preußischen Freunden ward es bald klar, daß nur eine großzügig begründete Tageszeitung für die deutschnationale Sache in Bayern einigermaßen erfolgreich zu wirken und den Einfluß der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" einzuschränken vermöchte. Dieser Plan einer Zeitung reifte im engsten Einvernehmen mit der amtlichen preußischen Pressestelle, indem letztere sich entschloß, die für die Gründung eines so gewagten Unternehmens erforderlichen Geldmittel

[1]) Vgl. den Aufsatz über Brater in der „Allgem. deutsch. Biographie"; Hermann Baumgarten, Karl Brater in den „Preuß. Jahrbüchern", Bd. 24 (1869), S. 706 ff.; Varrentrapp, Biograph. Einleitung zu Vorträge u. Abhandlungen von H. v. Sybel, S. 93 ff.

herzugeben [2]). Als der geistige Urheber des Planes wird H. v. Sybel anzusehen sein, der auch in Hauptsache die einleitenden Verhandlungen führte, wegen seiner persönlichen Stellung zum König Max aber dabei im Hintergrunde bleiben mußte.

Die wichtigste Aufgabe zur Verwirklichung des „verwegenen" Planes war die Beschaffung eines geeigneten Redakteurs für die „Süddeutsche Zeitung", der, wenn die Zeitung überhaupt Boden fassen sollte, nur ein Bayer sein konnte. Als solcher kam allein Brater in Betracht, für dessen preußische Gesinnung sich Duncker in Berlin verbürgte [3]). Nach längerem Zaudern erklärte Brater sich endlich bereit, Namen und Feder für das Unternehmen zur Verfügung zu stellen, das ihm schwere Kämpfe und bittere Anfeindungen eintragen mußte. Als Mitarbeiter standen ihm außer Sybel namentlich Baumgarten und Professor Bluntschli [4]) zur Seite.

Die Beziehungen zu der amtlichen preußischen Pressestelle und die von dort eingehenden Gelder mußten in tiefstes Geheimnis gehüllt werden. Die Geldzahlungen wurden daher so eingerichtet, daß kein Verdacht möglich war. Sybel hatte als Mittelsleute den Direktor der Lebensversicherung Concordia in Köln und Franz Peter Buhl in Deidesheim vorgeschlagen, doch wurde schließlich die Vermittlung von Karl Mathy, damals Direktor der Gothaer Privatbank, vorgezogen. Die als Anlage abgedruckten Briefe Heinrichs v. Sybel an Max Duncker und der Vertrag zwischen Duncker und Karl Mathy vom 28. Oktober/1. November 1859 unterrichten uns über diese Vorgänge.

Karl Brater hat zweifellos von diesen finanziellen Beziehungen seiner „Süddeutschen Zeitung" zu dem amtlichen Preußen nichts gewußt und auch nichts erfahren, da man ihm auch schon früher die aus staatlichen preußischen Mitteln bestrittenen Abonnements auf die „Bayrische Wochenschrift" verheimlicht hatte. Nicht um finanzieller Vorteile, sondern um der nationalen Sache willen hatte er die Zeitung übernommen und dafür zweifellos ein Opfer gebracht. Am 1. Oktober 1859 erschien die erste Nummer der „Süddeutschen Zeitung", die mit einmütigem Toben und Haß in München empfangen wurde. Trotz aller Antipathien [5]) gelang es jedoch der neuen Zeitung, dank der geschickten Leitung, in den gebildeten Kreisen Münchens und außerhalb Boden zu gewinnen, und es bestanden nicht ungünstige Aussichten für die Zukunft. Trotzdem war ihr in München keine lange Dauer beschieden; sie wurde 1862 nach Frankfurt verlegt und mit der dort von Dr. Lammers redigierten „Zeit" verschmolzen [6]).

Baumgarten gibt als Grund der Verlegung den schlechten Gesundheitszustand Braters an, für den in München kein Ersatz vorhanden war, und mit dessen Person das Unternehmen dort fallen mußte. Bluntschli dagegen bemerkt, daß beide Zeitungen ohne finanzielle Beihilfe nicht bestehen konnten, sich gegenseitig Konkurrenz machten und deshalb ihre Vereinigung aus wirtschaftlichen Gründen geboten war.

Die unten mitgeteilten Briefe H. v. Sybels von 1861 lassen uns auch bezüglich dieser Frage einen Blick hinter die Kulissen tun. Die Zeitung war mit finanzieller Unterstützung Preußens zu Beginn der neuen Ära begründet, sie mußte aus München weichen, weil man sich in Berlin nicht entschließen konnte, das für die deutsche Sache

[2]) Gleichzeitig wurde auch die Gründung einer großen polit. Zeitung, die im preuß. Sinne wirken sollte, in Frankfurt a. M. als eine Wiederaufnahme der eingegangenen „Deutschen Zeitung" betrieben. W. Beseler war zunächst als Redakteur in Aussicht genommen. Nach langen Verhandlungen trat diese Zeitung „Die Zeit" Anfang 1861 unter Leitung von Dr. A. Lammers ins Leben. Vgl. K. Biedermann, Mein Leben II, S. 192 ff.

[3]) Schreiben Dunckers an H. Baumgarten v. 2. 8. 1859.

[4]) Vgl. Bluntschli, „Denkwürdiges aus meinem Leben", Bd. 2, S. 273 ff.

[5]) Vgl. darüber H. Baumgarten a. a. O.

[6]) Brater siedelte zunächst mit nach Frankfurt über, mußte aber seines Gesundheitszustandes halber diese Tätigkeit bald ganz einstellen.

wichtige Organ weiterhin mit einigen 1000 Talern wirtschaftlich sicherzustellen; auch eine Begleiterscheinung des allgemeinen Versagens des preußischen liberalen Ministeriums.

Wiederholt mußte Sybel Braters Klage über das Ausbleiben der von Mathy zu zahlenden Gelder an die verantwortliche Stelle weitergeben. Da das Unternehmen von seinen Abonnenten nicht bestehen konnte, beabsichtigte man im Frühjahr 1861, durch Ausgabe von ca. 200 Aktien (je 120 Taler) die nötigen Mittel zu beschaffen, und zwar sollten nach Sybels Vorschlag ca. 80 Aktien aus preußischen Fonds gekauft, aber zur Maskierung von dem nach Bonn übergesiedelten Sybel und Mathy gezeichnet werden. 110 Aktien fanden in privaten Kreisen Zeichner. Die Angelegenheit verschleppte sich bis Ende 1861, scheint aber dann gescheitert zu sein, die späteren Briefe v. Sybels enthalten über diesen Gegenstand nichts mehr. Duncker, der vornehmlich die ersten Unterstützungen vermittelt hatte, war zu Beginn des Sommers 1861 aus der Leitung des preußischen literarischen Bureaus ausgeschieden und hatte keinen unmittelbaren Einfluß mehr. Zu der durch die laue Haltung des amtlichen Preußens geschaffenen mißlichen pekuniären Lage der Zeitung kam dann noch die unheilbare Krankheit des Leiters Brater, welche ihm die Kraft zu weiteren Kämpfen nahm. Dieser äußere Umstand bot nach außen hin den triftigen Vorwand, um den für die Freunde der Sache schmerzlichen und für Preußen nicht rühmlichen Rückzug zu rechtfertigen.

Briefe Heinrichs v. Sybel an Max Duncker.

Rottach, bei Tegernsee, 6. 8. 59.

. . . . . kann also erst heute melden, daß wir endlich in Bezug auf die Zeitung zum Schlusse gekommen sind. Brater hat seine Bedenklichkeiten überwunden, teils weil Baumgartens Weggehn[7]) sich verzögert u. dieser hoffentl. den Anfang der Sache mit durchmacht, teils weil der ihm (von mir) empfohlene Ersatzmann, Dr. Willbrand aus Rostock, ihm sehr zusagt. Ich habe nun den lebhaften Wunsch, daß kein Augenblick verloren gehe, daß wir 15/9 oder spätestens 1/10 anfangen möchten. Es bleibt beim täglich erscheinenden Blatte von anständigem Umfange. Wir werden zunächst im Feuilleton grimmig interessant sein, mit Artikeln von Liebig, Heyse u. ähnlichen braven Leuten, schlechte Witze ausstreuen, amüsant u. frech auftreten — in der Politik sacht voran gehen, bis wir etwas Fuß haben — and so on. Ich würde nun bitten, daß die Hälfte der Summe bis zum 1. (oder spätestens 15.) Sept. zur Verfügung gestellt, die zweite etwa 1. April oder 1. Mai 60 angewiesen würde. Was die Form der Auszahlung betrifft, so bitte ich, daß das Geld an Dr. Heinrich Claassen in Cöln (Direktor der Lebensversicherung Concordia) angewiesen, und nur dieser in den Acten — u. auch dieser ohne specielle Angabe des Zweckes — genannt — daß er sodann beauftragt werde, das Geld an H. Franz Peter Buhl in Deidesheim[8]) auszuzahlen. Gleichzeitig bitte ich um einen officiellen oder ostensiblen Brief von Ihnen an mich, des Inhalts, daß dieses Geld für die Gründung der „Süddeutschen Zeitung" zur Verfügung gestellt werde, unter der Voraussetzung, daß die Herrn Prof. Bluntschli, F. P. Buhl u. ich als leitendes Comité die allgemeinen Richtlinien u. die Verwaltung des Blattes bestimmten resp. überwachten.

Da bisher die Sache überhaupt noch unsicher war, so habe ich meinen Freund Claassen noch nicht näher avisirt. Nötig ist das am Ende garnicht, wenn der Hergang so eingerichtet wird, wie ich oben proponirt habe — es kommt nur auf den

[7]) Baumgarten ging damals zur Unterstützung Dunckers nach Berlin
[8]) Der bekannte Weingutsbesitzer und deutschnationale Politiker.

Namen eines Banquiers oder sonst indifferenten Dritten an, der allein in den Acten figurirt. Wir Beteiligten müssen es natürlich zur absoluten Bedingung machen, daß unsere Namen nirgendwo vorkommen. Ich werde Sie sogar ersuchen, um Lebens- u. Sterbenswillen, mir alle meine Briefe an Sie über die Sache zum Behuf der Vernichtung zurückzusenden. . . . . .

Mit bestem Gruß Ihr Schulze [9]).

Rottach 8. August 59.

L. Freund. . . . . Daß wir eine Art von comité-directeur constituiren, wird Ihnen plausibel sein. Brater selbst ist zunächst der Comptabilität halber damit einverstanden. Nur wünschte ich nach näherer Überlegung, daß statt meiner Baumgarten von Ihnen bezeichnet würde. Für die Sache ist dies völlig gleichgültig, da ich sowohl ihn als Buhl stets vertreten kann. Bei meinen sonstigen hiesigen Beziehungen könnte ich aber leicht in fatale Collisionen kommen, wenn ich nicht eine directe u. officielle Beteiligung jederzeit in Abrede stellen könnte. Oft genug werden mir Aufforderungen kommen, so oder so auf das Blatt zu wirken usw.

Noch bemerke ich, daß wenn Sie die englischen Oheime Baumgartens für geeignetere Mittelpersonen halten als meinen Cölner Freund, wir unsrerseits gar keine Einwendungen haben. Nur muß dann Baumgarten ihnen vorher Nachricht geben. . . . . .

Rottach b. Tegernsee 19. 8. 59

L. Freund. Den besten Dank für die gute Nachricht Ihres letzten Briefes, die ich hier sogleich benutzt habe, um die definitiven Schritte zur praktischen Eröffnung des Unternehmens zu tun. Die Redaktion ist gebildet, Correspondenzen sind eröffnet, mit Drucker usw. wird verhandelt. Ich habe Brater veranlaßt, eine Rundreise durch Norddeutschland zu beschließen, die er Anfang September antreten wird. Es empfahl sich objectiv wegen Anknüpfung der nötigen Verbindungen u. Geschäftsbeziehungen — u. auch subjectiv, da er den Norden noch nicht gesehen hat, u. ich es besonders hoch taxire, wenn er einige Tage mit Ihnen u. in Berlin sein kann. Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, daß er bei aller trefflichen Gesinnung doch immer ein homme du midi ist, u. gewisse Susceptibilitäten geschont sein wollen. Daß Sie auf meine Teilnahme am Comité besonderes Gewicht legen, dafür muß ich wieder dankbar sein, hoffe Sie aber zu überzeugen, daß das Gegenteil besser ist. Denn das einfache Verhältnis steht so, daß ich, ohne selbst Mitglied zu sein, in jedem einzelnen Falle durch resp. für Baumgarten alles tun u. veranlassen kann; was ich als Mitglied könnte — daß ich aber, wenn ich Mitglied bin, sehr leicht in den Fall unangenehmer Collisionen geraten kann, die der Sache sonst nicht nützen. Solange König M. das persönliche Verhältnis, das er mir seit 3 Jahren gönnt, nicht aufhebt, ist es für mich nicht tunlich, in ein permanentes u. regelmäßiges Verhältnis zu einem Zeitungsunternehmen zu treten. Jene persönl. Beziehungen aber meinerseits zu lösen, würde Inconvenienzen haben, die leicht über meine Person hinausgingen. Ich hoffe also, daß Sie hierin nach meinem Wunsche verfahren. Beckerath ist uns, soweit wir hier anwesend sind, vollkommen genehm. Ich habe an Buhl geschrieben, ob er keine Einwendung hat — ich bin völlig überzeugt, daß es nicht der Fall ist, doch schien mir schon der Form halber die Anfrage unerläßlich. . . .

Actionäre gibt es außer Ihnen nicht. Es waren vor dem Frieden ganz stattliche Promessen gemacht worden. Als wir nach dem Frieden ernstlich Hand anlegten, schrumpfte der Eifer so sehr ein, daß das Geldergebnis unter aller Erwartung blieb, u. namentlich die Schöpfung einer g r o ß e n Zeitung sich als untunlich zeigte. So

[9]) Der Deckname ist aus Vorsicht gegenüber Postindiskretionen gewählt.

überlegten wir, daß der Gewinn einer kleinen Summe den Vorteil voller Selbständigkeit nicht aufwiege, daß, wenn wir die Sache ganz auf Ihren Beitrag stellten, vor allem die Schwierigkeit wegfiel, diesen Beitrag vor den Augen anderer Actionäre zu maskiren, daß Ihr Beitrag ausreiche, die Sache wenigstens 2 Jahre lang über Wasser zu halten, und daß, wenn sie nach 2 Jahren nicht mit eignen Kräften schwimme, sie überhaupt nichts wert sei. Wenn Sie also, außer dem persönlichen Vertrauen, welches Sie uns schenken, noch eine weitere Garantie wollen, so sehe ich nur den Weg, daß Sie z. B. Beckerath als Mitglied jenes comité-directeur bezeichnen.

Die Zeitung soll übrigens beiläufig die Größe des „Nürnberger Correspondenten" haben. . . . . .

Mit bestem Gruße Ihr Müller.

M. 1. 9. 59

L. Freund. Baumgarten u. ich sind wieder zur Stadt zurück u. hoffen, daß das „Unternehmen" mit dem 1. Oct. flott wird. Alle Einleitungen sind getroffen. Baumgarten wird in 8—10 Tagen bei Ihnen vorsprechen u. Ihnen über alles detail Auskunft geben. Ich habe ihn noch nicht gesehen, zweifle aber nicht daran, daß Ihr Vorschlag Mathy betr. ihm ebenso einleuchtend sein wird wie uns anderen.

Ich knüpfe daran noch einige Bemerkungen über mein Ausscheiden aus der Sache, welches ich bei Ihnen u. den dortigen Gönnern des Unternehmens gar sehr in rechtem Lichte gesehen wünschte. Als ich vor drei Jahren hieher kam, machte ich mir keine Illusionen darüber, daß ich, um in der mir bestimmten Stellung zu existiren, geschweige denn darin wirksam zu sein, mit der Tagespolitik nichts zu schaffen haben dürfe. Sie wissen, wohin hierin meine Neigungen u. Überzeugungen gehn. Ich kann nie etwas dagegen tun, aber es ist sicher, daß ich mit jedem Schritte, den ich ihnen entsprechend auf dem politischen Felde tue, mir u. der ganzen Sache, die ich hier an der Universität vertreten helfe, den umfassendsten Schaden bereite. Die Aufgabe, die wir hier haben, den Schaden zuzumachen, den ein 100jähriges Joch der Jesuitenschulen der Cultur des Landes getan, die Verschiedenheit auszugleichen, die in Folge dessen zwischen dem Geistesleben Bayerns u. des übrigen Deutschland eingetreten — diese Aufgabe ist so wichtig, daß ihre Lösung fast mit jedem polit. Erfolge an Bedeutung wetteifern kann. Aber Sie wissen auch, an welchen Schwierigkeiten sie leidet. Die Ultramontanen sind nicht die Mehrheit im Lande. Aber sie sind organisiert, sie verzweigen sich durch den Hof u. Adel u. influiren durch den Clerus einen starken Teil der Bevölkerung. Unter den Beamten haben sie zahlreiche Anhänger, der Cultusminister selbst gehört zu ihnen. Gegen sie stützen wir uns einerseits auf die Intentionen des Königs, andererseits auf die zahlreichen Schattirungen der liberalen Partei. Jede dieser beiden Potenzen wäre an sich stark genug, den ultramontanen Einfluß zu brechen. Aber sie sind uneins unter sich u. in ihrem gegenseitigen Streit findet die ultramont. Partei bald bei der einen bald bei der andern Unterstützung. Die Liberalen sind dann neuerlich wieder durch die auswärtige Politik zerfallen, indem die Minorität sich zu Preußen, die Majorität zu Östreich neigt. Der König ist von Herzen antiöstreichisch, wird aber durch jede als gothaisch qualificirte Regung in Deutschland wieder von Preußen entfernt. . . . .

Aus dem einfachen Factum, daß ich im März einen Zeitungsartikel über Modena u. Parma geschrieben u. dann im Sommer mündlich die preuß. Politik verteidigt habe, hat man Anlaß genommen, dem König die Fortsetzung seiner harmlosen Symposien unmöglich zu machen. Würde man wirkliche Facta über mich u. meine Freunde berichten können, es würde denkbar sein, daß man damit den König völlig von seinen wissenschaftl. Bestrebungen hinwegschreckte. Es ist möglich, wenngleich

mir nicht wahrscheinlich, daß es z. T. bereits gelungen ist — ich glaube einstweilen, daß er im Winter wieder auf den alten Wegen sein wird — wie dem auch sein möge, halte ich es für meine Pflicht solange wie irgend möglich an dem ursprünglichen wissenschaftl. Zwecke meines hiesigen Lebens festzuhalten. . . . Der Architect, der die ersten Straßen durch ein Land legt, tut ein ebenso gutes Werk wie der Fuhrmann, der nachher diese Straßen befährt, u. Einer kann eben nicht Alles. . . . . Gleich zu Anfang wird Prater die durch Lerchenfeld so glücklich auf das Tapet gebrachte Frage der Eisenzölle usw. des Breitern erörtern. Es wäre sehr schön, wenn Sie ihm den Zugang zu dem im Zollverein gesammelten Material über diese Dinge bereiten könnten. Dann Material zu der Frage: wie läßt es sich dem bayer. Bauern anschaulich machen, daß das Interesse seines Geldbeutels Herabsetzung der Eisenzölle, daß es überhaupt den Anschluß an das preuß. u. nicht an das östreich. System fordert? . . . . . Ihr Schulze.

M. 12. 11. 59

L. Freund. . . . . Das zweite betrifft die „Süddeutsche Zeitung", u. leider habe ich hier nicht bloß zu wünschen, sondern auch ein gutes Teil — nicht über die Zeitung sondern über die Berliner Gönner derselben zu klagen. Die Zeitung scheint mir zu leisten, was man irgend wie von ihr erwarten kann. Ich kenne wenigstens kein ähnliches Unternehmen, das unter so schwierigen Verhältnissen mit solcher Hingebung u. geistreichen Geschicklichkeit geführt wurde. Ich kann mir schlechterdings nicht denken, daß Mathy's Mandanten[10]) oder daß Sie in dieser Hinsicht anderer Meinung wären. Auch ist hier die Wirkung des Instituts völlig so erheblich, wie es dieser Sachlage entspricht. Das junge Blatt hat sich sofort etwa 1000 Abonnenten verschafft u. wird zu Neujahr zweifellos diese Zahl erheblich steigern. Unsere Localblätter fangen bereits an, sich von seinen Artikeln zu nähren. . . . . Es ist alle Aussicht da, daß jene junge Linke der bayer. Kammer, die damals für Bundesreform stimmte, sich der Zeitung u. dem Frankfurter Programm offen anschließt. In Summa, es scheint mir völlig klar, daß das Blatt schon jetzt polit. Importanz hat u. bei frischer Entfaltung u. lebhafter Unterstützung eine immer bedeutendere, immer fruchtbarere Wirksamkeit entwickeln wird.

Nun beklage ich lebhaft, daß es an dieser Unterstützung fehlt. . . . Als Mathys Bankier sich zu jener Einzahlung entschlossen hatte, schrieben Sie mir, daß die Hälfte des Capitals jetzt, die zweite Hälfte zum Frühling zur Verfügung stehe. Ich teilte dies Prater mit, u. erst auf diese meine Versicherung resolvirte er sich, seine Existenz in das Unternehmen einzusetzen. Nun aber höre ich sehr abweichende Dinge. Man setzt den armen Redacteur, der seinerseits von früh Morgens bis tief in die Nacht im Joche keucht, auf schmale Ratenzahlung „nach Bedarf", man spart u. mahnt zu sparen, man tut, als handele es sich nicht um ein wichtiges politisches Unternehmen einer großen polit. Partei, sondern um eine etwas hazardirte Speculation mit dem Vermögen eines kleinen Privatmannes, wo man auf Schritt u. Tritt seine Cautelen nimmt. Verzeihen Sie mir, aber auf diese Art ist es nicht möglich, etwas vor sich zu bringen. Es ist nicht möglich, so eine große Zeitung in das Leben zu rufen, nicht möglich, so sich die Gesinnung der Menschen zu sichern. Ich halte es für ganz unerläßlich zum Durchschlagen des Blattes, daß es zu Neujahr sein Format vergrößert u. eine Morgenbeilage hinzufügt, seine Kosten also um 50 % steigert; ich halte es für unerläßlich, aber auch für ganz ungefährlich, weil ich der Überzeugung lebe, daß das ganze Unternehmen indicirt, nötig, in den besten Händen ist, daß es prosperirt, sobald man ihm die nötige Luft u. Wärme zuführt. Ich meine, daß hier schon vom industriellen Standpunkte aus eine breite u. liberale Behandlung durchaus am Platze

[10]) Das heißt die preußische Regierung.

ist — ein stattliches Kapital gibt reiche Frucht, eine knickernde Sparsamkeit wirft Capital u. Zinsen zum Fenster hinaus. Und nun vollends in polit. Hinsicht! Das Blatt, wenn es gedeiht, wird ein sicherer, fester, großer Focus norddeutschen Einflusses im Süden; wenn es fallirt — u. es kann n u r durch Fehler Ihrer Seite falliren — so sprengt es damit den einzigen Kern, um den sich Ihr Einfluß hier ansetzen könnte. Soll denn durchaus auch hier wieder ein neuer Beleg zu dem alten Thema geliefert werden, daß in Deutschland wer seinen Vorteil versteht lieber zu den Gegnern als zu den Freunden Preußens treten muß? . . . . . .

Noch ein zweiter Punkt ist von nicht geringerer Bedeutung. Wie wiederholt, wie nachdrucksvoll ist Brater die beste polit. Information verheißen worden. Dann aber ist wochenlang so gut wie nichts gekommen; jetzt kommt, wenn nicht einmal Baumgarten etwas meldet, nicht leicht etwas, was nicht gleichzeitig auch nach Nürnberg, Stuttgart, Frankfurt geschickt würde — geht doch selbst Manches auch nach Augsburg an die „A. Z." Auch das ist, meine ich, nicht die Art ein Blatt in die Höhe zu bringen. Dr. Orges [11]) empfängt wöchentl. ausführliche Briefe von H. v. Bruck für seine persönl. Instruktion, das wiegt noch anders als Notizen für die Zeitung. . . . . Ihr Schulze.

München, 11. Mai 61

. . . . . Die Zeit drängt, B[rater] hat Pfingsten Reisen zu machen, welche die beste Gelegenheit zur ersten Verbreitung seines Circulars böten. Nun weiß er von Ihnen nichts u. wartet schmerzlich von Tag zu Tag. Vor allem kommt es im jetzigen Stadium der Sache auf die Erklärung an, daß man auf etwaige Ansprüche aus dem Bisherigen verzichtet u. das neue Unternehmen schuldenfrei stellt. Ich bitte Sie auf das Dringendste, wo möglich umgehend, mir über diesen Punkt zu telegraphieren. Alles andere, der Betrag der Zeichnung, die Zahl der zu führenden Stimmen usw. eilt nicht so, aber ohne jene Erklärung kann ja kein Dritter aufgefordert werden. Und diese Erklärung hat sachlich doch auch nicht die geringste Schwierigkeit. Ich hoffe also im Laufe des Montag Ihr eines Wort: Einverstanden (das dann jenen Verzicht bedeutete) zu erhalten.

Dann erwähne ich, daß wieder seit Wochen das Geld rückständig ist [12]). Nehmen Sie mir es nicht übel — aber es tut einem in der Seele weh, wenn man einen wackern Mann, der seine Kraft und Existenz einer gemeinnützigen Sache opfert, noch durch solche Dinge gepeinigt sieht. . . . . Totus tuus.

Liebster Freund. Bonn, 6. 10. 61

. . . . . Was mich weniger erfreut hat, war Ihre Auskunft über die „Süddeutsche Zeitung". Ich bekenne, daß ich nicht verstehe, wie man bei Ihnen zu der Meinung kommen konnte, man wolle in M[ünchen] Sie „ausschließen". Ich habe selbst ja die Correspondenz darüber großen Teils geführt u. weiß, wie wenig man dort an eine solche Torheit gedacht hat. Der eine Punkt über die Zahl der Stimmen, die ein Actionär führen sollte, bot keine principielle Differenz, u. ich gestehe, daß ich die Berliner Zeichnung für völlig abgemacht gehalten habe. Jetzt steht die Sache so, daß von den ursprünglich projectirten Actien zu 120 Talern etwa 110 untergebracht sind. Ich hatte hier am Niederrhein noch auf eine gute Ernte gehofft, finde aber meine Aussichten sehr beschränkt, nachdem die Cölner Parteigenossen eben an 10 000 Tlr. für die „Berliner neue Zeitung" [13]) gezeichnet haben, ein Unternehmen, das ich bei Weitem nicht für so nötig, wichtig u. aussichtsreich wie den Münchener

[11]) Redakteur der „Augsburger Allgemeinen".
[12]) Auch am 11. Februar 61 klagte Sybel, daß Brater seit 3 Wochen kein Geld von Mathy erhalten könne und dadurch sehr in Verlegenheit käme.
[13]) „Berliner Allgemeine Zeitung."

Posten halten kann. Daß die „S. Z." eine viel größere Wichtigkeit hat, als sich in der augenblicklichen Abonnentenzahl ausspricht, brauche ich Ihnen nicht erst zu erörtern. König Max, Freiherr von Lerchenfeld u. Baron Cotta würden sofort jeder 50 Actien nehmen, wenn sie damit dem Blatte den Garaus machen könnten. H. von Auerswald habe ich mitgeteilt, daß Brater u. Genossen eben im Begriffe sind, mit der Wiener centralistischen Partei, Giscra etc. zu fraternisiren, daß diese, in richtiger Beurteilung des Verhältnisses von Großöstreich zu Kleindeutschland, auf unsere Vorstellungen eingehen, daß die „S. Z." Tag für Tag in Östreich Boden u. Einfluß gewinnt. Nicht anders verhält es sich in Würtemberg. In Berlin will man jetzt in den deutschen Sachen einen Schritt vorwärts tun: man hat kein anderes Mittel, einen Erfolg durchzusetzen, als das Gewicht der öffentlichen Meinung u. die liberalen Parteien der süddeutschen Kammern. Ich kann es mir nicht vorstellen, daß man ein für diese Dinge so wesentliches, so unerläßliches Organ wie die „S. Z." wird aufgeben wollen. Sie haben in ihm durch ein seltnes Zusammentreffen glücklicher Umstände einen Bundesgenossen, der mit der für sein Wirken nötigen Unabhängigkeit die völligste Zuverlässigkeit verbindet. — Sie haben außer ihm u. der „Carlsruher Zeitung" sonst im ganzen Süden gar kein einflußreiches Organ.

Ich bemerke weiter, daß die einzige von Ihnen erwähnte Schwierigkeit, der Mangel disponibler Fonds vor dem 1. Januar, in der Sache keine ist. Die zur Fortführung der Zeitung nötigen Mittel sind durch die bereits gezeichneten resp. eingezahlten Actien für mehr als ein Quartal vorhanden. Es ist lediglich eine Rechnungs- oder Buchungssache, wenn Sie eine Zeichnung unter der Bedingung machen, daß Sie die Einzahlung nicht in 5 Quartalraten praenumerando, sondern in 2 Hälften postnumerando, also z. B. am 1. Juli u. 31. Dezember 1862 leisten wollen. Ich erlaube mir noch eins zu bemerken. Bei der Gründung der Zeitung wurde Gewicht darauf gelegt, daß ich ein Mitglied des comité directeur der Zeitung sei; damals mußte ich wegen meiner Münchener Verhältnisse das ablehnen. Jetzt hat es kein Hindernis weiter, u. allerdings würde ich es auch in der Sache nützlich erachten, wenn ein Preuße u. zwar ein zuverlässiger Anhänger des Ministeriums eine solche Stellung dabei hätte. Wenn man sich nun in B. entschlösse, in der oben angegebenen Weise die noch fehlenden 80 Actien zu zeichnen, so würde ich anheim geben, 40 derselben auf Mathy's, 40 auf meinen Namen zu stellen (ich habe hier eine ausreichende Zahl geeigneter Namen, sie weiter zu verteilen, um die wirkliche Provenienz derselben zu maskiren) und dann mich — u. Mathy wenn er es will — zum Mitglied des Ausschusses zu machen. Ich bitte Sie dringend, die Sache mit möglichster Wärme zu vertreten, u. wenn es irgend tunlich ist, sie so rasch, wie es angeht, zu gutem Abschluß bringen zu helfen. Schon die moralische Niederlage wäre äußerst peinlich, wenn es bekannt würde (u. die Tatsache würde nicht zu verheimlichen sein) daß man für ein Blatt dieser Richtung u. Bedeutung statt der erforderlichen 200 nur 100 Actien hätte unterbringen können. . . . . .

Antworten Sie mir bald — recht bald. Immer der Ihrige S.

Bonn, 9. Nov. 1861

L. Freund. Darf ich mir eine Anfrage erlauben, wie es mit den Actien der „Süddeutschen Zeitung" steht? In Ihrem letzten Briefe war zwar sehr günstiger Bescheid, aber doch nicht so positive u. bestimmte Zusage, daß ich darauf hin formell die von mir proponirten 40 Actien, zahlbar 1862 hätte zeichnen können. In München hat man mich auf die vorläufige Anzeige zum Comité-Mitglied gemacht, ich möchte allerdings dieser Würde nun möglichst bald Ehre machen, u. so bitte ich Sie um tunlichst schnelle u. gute Auskunft. . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vertrag zwischen K. Mathy und Max Duncker.

Der Staatsrat a. D. Herr Karl Mathy der Zeit in Gotha erklärt sich bereit die Einzahlungen der Berliner Interessenten für die „Süddeutsche Zeitung" zu übernehmen u. dieselben sowohl in Bezug auf die finanziellen Verhältnisse als in Bezug auf die polit. Haltung der gen. Zeitung zu vertreten. Derselbe wird den Betrag der gedachten Einzahlungen zunächst bei der Gothaischen Privatbank niederlegen u. zu diesem Zwecke ein Separatkonto auf seinen Namen eröffnen lassen. Den Empfang jeder Sendung sowie den Betrag der daraus geleisteten Zahlung wird derselbe dem Geh. Reg. Rat Duncker oder dem Beamten, welcher an dessen Stelle treten wird, anzeigen u. die Auslagen für Porto u. Provision dem gedachten Separatkonto zur Last schreiben. In Betreff der polit. Haltung vorgen. Zeitung wird sich der Staatsrat Mathy mit dem Geh. R. R. Duncker oder dem Beamten, welcher an dessen Stelle treten wird, in Verbindung setzen u. dessen Instruktionen gemäß verfahren. Dagegen erklärt der Geh. R. R. Duncker im Namen u. im Auftrage der Berliner Interessenten an vorgedachter Zeitung den St. R. Mathy in den Stand zu setzen, die von ihm in dem Vertrage vom 18. Sept. d. J. übernommenen Zahlungsverbindlichkeiten pünktlich zu erfüllen, solange der St. R. Mathy die Bestimmungen des ged. Vertrags rücksichtlich der polit. Haltung der vorgen. Zeitung aufrecht erhalten wird.

Duncker,
Geh. Regierungsrat.
Berlin am 28. Okt. 1859.

Gotha, 1. Nov. 1859.
Karl Mathy.

Das Idyll von Berka

Ein neuer Goethe-Fund

Mitgeteilt von

Rudolf Schade

Der dem Nachlaß des romantischen Dichters Rudolf von Beyer entnommene Bericht vom Jahre 1820 wirft intimes Licht auf Goethes Verhältnis zur Musik und den musikalischen Kreis um ihn. Einige mit Sicherheit als Goethesches Eigentum anzusprechende Gedichte verinnerlichen das Bild, das wir von seinen Berkaer Aufenthalten gewinnen, wie die Nachrichten über die Umwelt, die der Dichter so gern auf sich wirken ließ, es plastisch uns näher rücken.

Im Rahmen unserer Überlieferung stellen sich Goethes Besuche in dem waldumfriedeten Ilm-Städtchen als wirkliches Idyll dar. Die Lebenswelt des Organistenhauses; das behaglich-sonnige Biedermeierheim; die sympathische, altväterische Figur des Badeinspektors Johann Heinrich Friedrich Schütz mit seiner idealen Liebe zu Sebastian Bach. Auf diesem Hintergrunde erhebt sich das hohe, musikempfindende Wesen Goethes, den Ideen Ausdruck im Gespräch und dichterische Gestaltung verleihend. Den Grundton bietet die klassische Musik. In dem Briefe vom 4. Januar 1819 an Zelter schreibt Goethe von seinem dreiwöchigen Aufenthalte in Berka, wo er zu dichterischer Sammlung weilte, daß ihm „der Inspector täglich drey bis vier

Stunden vorspielte nach historischer Reihe, von Sebastian Bach bis zu Beethoven, durch Philipp Emanuel, Händel, Mozart, Haydn durch". Eine ähnliche Reihenfolge musikalischer Darbietung sehen wir in unserer Vorlage.

Ein bedeutungsvoller Abschnitt seines Lebens, in dem uns Goethe entgegentritt. War doch für den Siebzigjährigen nach den Leistungen im „West-östlichen Divan" eine Atempause der Arbeit entstanden, wohl auch durch das vorgerückte Alter bedingt, woran sich die mit neuer Kraft aufgenommene Produktion schloß, welche die letzte Schaffensepoche bezeichnet. Seine damalige Stellung zur zeitgenössischen Literatur spiegelt unser Fund, wie seine spinozistische Weltanschauung, die eine gewisse Zusammenfassung erfährt. Die Nachrichten eingangs unserer Überlieferung, die mit dem engeren Berkaer Bericht in einem loseren Zusammenhang stehen, sind für die Auffassung von Zelters Persönlichkeit, der ja Goethes musikalischer Hauptberater war, nicht ohne Interesse.

Die Zeitangabe der Goethe-Begegnung, nach einer Tagebuchnotiz Beyers, stimmt genau mit einer Aufzeichnung Goethes in seinem Tagebuche überein, wo wir unter dem 5. April 1820 die Bemerkung finden: „Früh nach Berka." In dem nachstehenden Bericht erwähnt Beyer im Zusammenhang mit seiner Osterreise, daß es ein Mittwoch war: es war der Mittwoch nach dem Fest, was in chronologischem Einklang steht. Goethe hat sich nicht länger in Berka aufgehalten, sondern ist am selben Tage nach Weimar zurückgefahren, begab er sich doch am nächstfolgenden Tage gemäß eigener Angabe nach Jena. Auch aus unserer Vorlage ist der kurze, unerwartete Besuch ersichtlich.

Die Authentizität der drei ersten Gedichte dürfte außer Frage stehen; für zwei haben wir noch eine andere Bestätigung. Las Beyer das Gedicht mit der Widmung „Weihnachten 1818" auf Bachs Chorälen und den Spruch auf dem „Wohltemperirten Klavier", so finden wir in dem erwähnten Brief Goethes an Zelter die Bemerkung: „Nun habe ich das wohltemperirte Clavier, so wie die Bachischen Chorale gekauft und dem Inspector zum Weihnachten verehrt, womit er mich dann bey seinen hiesigen Besuchen erquicken und, wenn ich wieder zu ihm ziehe, auferbauen wird."

Von der weiteren poetischen Überlieferung, die wir in vollem Umfang bringen, sei in unserer vorläufigen Veröffentlichung nur soviel bemerkt, daß „Osterbotschaft" nach den deutlich zum Ausdruck gebrachten Beziehungen gleichfalls Goethesches Eigentum sein muß, während den übrigen Sprüchen und Gedichtchen — abgesehen von dem uns als „Demut" bekannten Epigramm — vielleicht nur Goethesche Gedanken zugrunde liegen, die Schütz aus dem Gedächtnis selbständig zu Papier gebracht hat, erfahren wir doch aus unseren Nachrichten über dessen innigeres Verhältnis zur Poesie. Da in der zeitgenössischen Literatur trotz eifriger Bemühung kein sonstiger Anhalt zu ermitteln, wird man wohl schließlich auf Goethe gewiesen werden, obschon die Frage zunächst offenbleiben muß. Für die etwaige Annahme Schützscher Verfasserschaft fehlen genügende Grundlagen; denn wird berührt, daß er gelegentlich wohl auch dichterisch sich versuchte, so dürften doch die in Betracht kommenden poetischen Prägungen über dem geistigen Niveau des Berkaer Organisten stehen. Bemerkt sei nur noch, daß die Verse mit der Abkürzung „F." (Faust?) fast wie einer geplanten Faustszene entnommen aussehen — wofür auch der Goethesche Ausdruck „Scharlenzen" sprechen könnte — und ein anderes Gedichtchen dem Gedankenkreise von „Gott und Welt" nahestehend erscheint. Doch sind das alles zunächst nur Mutmaßungen.

Nicht wundernehmen darf die geistige Reife Beyers, mit welcher der eben ins akademische Leben und fast gleichzeitig in die militärische Laufbahn tretende Frühverwaiste, Frühentwickelte sein Goethe-Erleben auffaßt; „noch ein Jüngling im ersten Flaum", wie er selbst von sich sagt, gewann er Hoffmanns Freundschaft.

Übrigens hat er dem Bericht auf Grund seiner ersten Aufzeichnung erst später die letzte Fassung gegeben. Einer Veröffentlichung traten in seinem vielbewegten, kurzen Leben — er starb im blühenden Mannesalter, nach seiner Beteiligung an der ungarischen Revolution, als Emigrant in Lüttich — Hemmungen entgegen, die sich auf die Herausgabe eines großen Teiles seiner „Erinnerungen" erstrecken.

Das Dokument ist aus einzelnen Blättern des Nachlasses zusammengestellt und scheint vollständig vorzuliegen. Einige sind noch in ihrer ursprünglichen Form vorhanden, erste Niederschriften. Beyer bemerkt im Bericht, daß er zur Abschrift der „Osterbotschaft" ein Blatt aus seinem Taschenbuch herausgerissen habe: offenbar dasselbe, das uns in Bleistiftschrift vorliegt und ausgerissen scheint. Die von Familienhand hergestellten Abschriften — wegen geplanter Veröffentlichung — bilden um so wertvollere Ergänzungen, als durch ein späteres Brandunglück Verluste an Beyerischen Manuskripten zu beklagen sind.

Die folgende Wiedergabe des Gesamtfundes ist in bezug auf die Goethe-Handschriften und die Gedichte nach Schützscher Aufzeichnung, ob Goetheschen oder nichtgoetheschen Ursprungs, auch in Orthographie und Interpunktion getreu.

Über das Schicksal der Goethe-Originale in Schützschem Besitz, sowie der Aufzeichnungen des Organisten, scheint nichts bekannt zu sein, vielmehr angenommen werden zu müssen, daß sie, in alle Winde verstreut, wohl kaum noch vorhanden sind.

Die allseitige Bewertung des unerwartet gemachten Goethe-Fundes muß Gegenstand einer gesonderten Monographie sein, die über den Rahmen eines Zeitschriftaufsatzes hinausgeht. Namentlich wird ein Vergleich der sonstigen Anschauungen Goethes über die Musik, sowie eine nähere Betrachtung der überlieferten Poesien vielleicht weitere Aufschlüsse zu bieten vermögen und eine endgültige Lösung mancher noch offenen Fragen nicht außer Möglichkeit stellen. Der Öffentlichkeit mag die vorliegende Mitteilung einstweilen genügen, zumal diese den Fund erschöpfend, nach umfassender Benutzung des gegebenen Materials, zu bringen bemüht ist. Ob vielleicht an einer Stelle noch eine Modifizierung zu machen ist, läßt sich noch nicht absehen, da Blätter in verschiedener Fassung in dem sehr umfangreichen Nachlaß aufgetaucht sind; doch erstrecken sich diese Abweichungen nur auf unwesentliche Punkte.

Aber gerade daraus ist ersichtlich — was ich nicht unberührt lassen möchte — wie sehr es dem Berichterstatter am Herzen gelegen hat, so deutlich wie möglich selbst das Belangloseren zum Ausdruck zu bringen. Übrigens hat sich seine Verläßlichkeit in literarischen Dingen auch anderwärts bewährt; obschon wir seiner offenbar gehegten Ansicht, daß hier ausschließlich und unbedingt Goethe-Poesien vorliegen, nicht ohne weiteres beizustimmen vermögen. Seine Mitteilungen der gesprächsweisen Äußerungen Goethes hat er, wie aus den Aufzeichnungen ersichtlich, sofort zu Papier gebracht.

* * *

Mein Lebtag war es mir eine heilige Wonne, große Männer gesehen zu haben, und so bilde ich mir ganz was Besonderes darauf ein, den großen Goethe von Angesicht zu Angesicht gesehen und gar mit ihm gesprochen zu haben.

Ich kam von der hochadligen Ritterakademie zu Brandenburg — die zum Heile des brandenburgischen Adels in ihrer alten Fassung nicht mehr besteht — und wurde dem sehr bürgerlichen Institut des Herrn Cauer zu Berlin übergeben. In Fichteschem Geist war die Anstalt gegründet, eigentlich wohl durch Cauz, ursprünglich Kants Schüler, dann Fichtes Famulus, einem ungewöhnlichen Menschen, der mit ideal gesinnten Freunden Pestalozzische Ideen in Verbindung mit Lehren des Berliner Philosophen zu verwirklichen strebte; auch der jüngere Fichte stand der Gründung nahe.

Wäre ich Ritterakademiker geblieben, hätte ich schwerlich je mit Goethe gesprochen: mein sonnenhaft Erlebnis verdank' ich der Berührung mit Zelter, der in höchster Instanz den Musikunterricht leitete; für den Fichte selbst die Gründer interessiert hatte, und der mit dem großen Philosophen dieserhalb in Verbindung getreten war, was ich oft gehört habe. Als ich dem Institut anvertraut wurde, war Fichte schon tot, aber wir feierten noch alljährlich mit großer Pietät seinen Geburtstag am 19. Mai, zur Zeit, wenn der blaue Flieder am schönsten blüht.

Über das höhere Prinzip einer Erziehung nach Pestalozzi-Fichteschen Grundsätzen gedenke ich ein andermal mich zu äußern; ich will hier nur die musikalische Seite der Ausbildung berühren, insofern diese den Grundakkord für meine Goethe-Symphonie abzugeben bestimmt sein sollte.

Ein geräumig-altes Haus in der Münzstraße, von Weißpappeln überragt, von den uneigennützigen Freunden gewiß mit Aufopferung erworben, das meine ersten gründlichen, ganz auf die klassische Musik abgestimmten Studien umschloß, auf deren Grundlage ich später vor den klassischen Genius treten durfte. Ja, der Mensch ahnt nicht, wohin ihn die Entwicklung zu führen vermag, wenn sie nur auf günstige Bahnen gelenkt wird. Übrigens muß ich gestehen, daß ich damals von Goethe noch herzlich wenig wußte, dessen Größe mir erst in der auf Erziehung nach großen Vorbildern angelegten Anstalt zum Bewußtsein kommen sollte.

Ich sehe mich noch in sogenannter deutscher Tracht, im dunkelgrünen Rock mit weißem Halskragen, inmitten des eigens angebauten achtfenstrigen Musiksaals, den Offenbarungen der Musik lauschend. Da stand ein Flügel, und davor saß der wackere Rohrlake und spielte aus dem „Wohltemperierten Klavier" von Sebastian Bach, und Goethes bester Freund, der herrliche Zelter, trat ein, der selbst eine Enkelin im Institut hatte. Man mußte Ehrerbietung vor ihm haben, wie er so daherschritt in dem langen, dunkelfarbenen Oberrock, die Haltung stramm und aufrecht. Lichte, gütige Augen, von einem merkwürdigen Opalschimmer, der unwillkürlich an Meeresglanz erinnerte. Er sah sich im Saale um und hatte einen wohlgefälligen Blick für seinen Schüler am Klavier und die Zöglinge, die rund um ihn her standen. Wir sangen Chöre und Fugen aus dem „Judas Makkabäus" und dem „Alexanderfest". Die Texte dieser herrlichen Tonschöpfungen waren eigens für das Institut durch Kalisch ins Deutsche übersetzt, in so vorzüglicher Weise, daß die Freunde klassischer Musik ihre Freude daran haben können.

Unser Unterricht, der ganz unter dem Zelterschen Einflusse stand, begann mit Ausbildung der Stimme; Erlernung des Generalbasses und Händelsche Musik folgten. Da waren dann in den Erholungsstunden vortreffliche Aufführungen von „Samson", dem „Messias" und allen Hauptoratorien Händels. Sebastian und Philipp Emanuel Bach fehlten später auch nicht, und Grauns „Tod Jesu" hatte eine besondere Anziehung; ein Festtag aber war es immer für uns, wenn wir Gluckſche Chöre aus der „Iphigenie" und „Alceste" sangen. Auch die Instrumentalmusik wurde fleißig kultiviert, jedoch nur Saiteninstrumente und das Pianoforte, und bald steckte das ganze Orchester voll kleiner Geigen- und Bratschenmänner, mittendrin wie eine Eiche unter jungem Anflug der alte Eisholt mit seinem großen Kontrabasse — unseres Thrones feste Stütze. Von neuerer Musik gab's nie etwas zu hören, noch zu spielen; das Neueste war für uns ein Haydnsches Streichquartett; Mozart und Beethoven habe ich erst später kennen gelernt.

An Zelter hatte ich einen wahren Freund gewonnen, der mich, wo er nur konnte, förderte. Liebevoll geleitete er mich, als ich an den Freitagsmusiken teilnehmen durfte, auf den Pfaden musikalischen Empfindens, meine lebhafte Phantasie zügelnd und ihr die rechten Wege weisend, so daß ich bald für würdig befunden wurde, mit Felix Mendelssohn in der Akademie aufzutreten. Um Zelter verstehen und würdigen

zu können, muß man ihn persönlich gekannt haben. Das treue, derbe, vierschrötige Wesen des Mannes, eigenwillig und zugeknöpft, erschloß sich im Umgang und erreichte in den Stunden musikalischen Lebens Momente, die begreiflich machten, daß ein Geist wie Goethe sich von ihm angezogen fühlen konnte. Nichts Halbes, alles ganz, bis zur Selbstentäußerung, bis zur Gefahr, das geistige Gleichgewicht einzubüßen. Eine durchs Leben geläuterte Natur; die Schlacken, die ihr anhafteten, fielen immer mehr; war es doch manchmal ein seelischer Durchbruch, den ich erleben durfte. Bedeutsam, wie dieser Starke gern zum Beschützer der Schwachen wurde. Eine Erinnerung steht mir vor Augen, die sich an die Milder-Hauptmann knüpft; hier nahm er mich in Schutz gegenüber künstlerischem Selbstbewußtsein.

Als ich nach Absolvierung der Prima des „Joachimsthal" zu ihm kam — behufs späterer Bedienstung mußte man ein königliches Gymnasium besucht haben — schlug er mir vor, mich zum Mitgliede der Singakademie aufzunehmen.

„Wie zum Kuckuck," dachte ich, „kannst du denn befähigt sein, diesem herrlichen Institute anzugehören?"

Der alte Zelter schien meine Gedanken zu erraten. Er lachte, und als er hörte, daß ich eine Osterfahrt in den Thüringer Wald antreten wollte, brachte er ein Pack Noten heran, die ich in seinem Auftrage dem Organisten Schütz in Berka, dem „wahrhaften Bach-Kenner", wie er ihn nannte, als Geschenk überreichen sollte.

In fröhlichster Stimmung wurde die Reise unternommen und in Berka Station gemacht.

Ich erinnere mich Berkas als eines freundlichen thüringischen Waldstädtchens, wo der Frühling einem ordentlich ins Herz lacht. Zwischen anmutigen Ufern schlängelt sich die Ilm. Es rief und schwätzte von allen Zweigen.

Hier war vor wenigen Jahren eine Schwefelquelle entdeckt, auf Veranlassung des Hofes ein Bad eingerichtet und zum Inspektor desselben der Organist und Lehrer Johann Heinrich Friedrich Schütz ernannt. An dem lebhaften, von Begeisterung für Sebastian Bach erfüllten Manne fand Goethe solchen Gefallen, daß er ihn öfters in Berka besuchte und zu sich nach Weimar einladete. Neben Zelter wurde Schütz der musikalische Berater Goethes.

Freundschaftlich trat er mir entgegen, von offenbarer Verehrung für Zelter erfüllt, den „wurzelechten Meister aus Friedrichs glänzender Stadt", wie er ihn nicht ohne Anflug von Stolz bezeichnete. Auf dem kleinen, untersetzten Körper saß ein dicker Kopf mit freundlich blinzelnden Augen, der tief in dem hohen Kragen des mit blanken Knöpfen besetzten blauen Rockes steckte. Mit einem Stich ins Altväterische, dieser Organist von Berka, aber durch den Geist der Musik und die ideale Liebe zu Bach dem Boden enthoben, dem kräftigen Thüringer Bauernboden, der unter Waldesrauschen und Volksgesang das Gemüt musikalisch und poetisch empfänglich und zu Höherem geneigt macht. Ich erinnere mich Äußerungen des merkwürdigen Mannes über Bach, die ihm unter allen musikalischen Meistern den ersten Platz anwiesen; geheimnisvoll schmunzelnd setzte er hinzu: „Ich weiß mich in dieser Ansicht durch Weimar bestärkt." Das erste Mal, daß in der Umgebung auf Goethe angespielt wurde. Übrigens lernte ich meinen liebenswürdigen Gastgeber auch als tüchtigen ausübenden Musikus kennen, der Technik wie Idee gleichermaßen beherrschte und sich vor Goethe wohl hören lassen konnte. Wie begreiflich in solcher Nähe, daß er der Poesie sehr zugetan war, und von anderer Seite erfuhr ich, daß er gelegentlich wohl auch poetisch sich produzierte. Alles in allem kein alltäglicher Mensch.

Eines Tages stöberte ich in dem Hausschatze, den alten, verstaubten Noten, die der Vortreffliche von dem Organisten Kittel in Erfurt, dem letzten Schüler Sebastian Bachs, geerbt hatte, und trat in das Zimmer, in dem das Wiener Klavier stand.

Die alten Mahagonimöbel mit dem seidenweichen Schimmer gaben dem Raum eine wohlige Behaglichkeit, warm und gelind sich mitteilend. An der Wand die Bilder der Meister in Ovalrahmen. Bach über dem Klavier, der in wundervoller Hoheit herniederschaute. Auf dem Tisch Noten und ein Bündel Weidenkätzchen in porzellainener Henkelvase. Die saubere Häkeldecke erinnerte weniger an einen Musiksaal, als an das Toilettenzimmer einer Demoiselle. Die Notenstapel, die allenthalben aufgehäuft waren, legten von dem Fleiß und Sammelsinn des Besitzers Zeugnis ab; ich bemerkte brennendrote Einbände, die besonderen Eindruck auf mich machten. Die Fenster schmal, aber reichlich genug Licht Einlaß gewährend, das in silbernen Schwaden das Zimmer durchflutete. Jelängerjelieber guckte knospend hinein. Munter sproßte es im Hausgarten, den ein braungrüner Schimmer überbreitete. Krokus war erwacht. Im Sommer blühten da gewiß Tulipan und Rittersporn, Fuchsschwanz und Nelkenflor, woran sich das gütige Auge auch Goethes erfreuen mochte.

Der Gedanke kam mir: für mein Leben gern hätte ich einmal Goethe selber gesehen; doch der war ja in Weimar, und nichts deutete auf einen Besuch hin.

Dicht am Klavier stand ein niedriges Regal, bequem die Noten zu erreichen, wohl solche zum Handgebrauch bestimmt. Ein rotgebundenes Heft schlug ich auf, Bachs Choräle, mir lieb und vertraut. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, meine freudige Überraschung, als ich, von Goethes unverkennbarer Hand geschrieben, die mir Zelter oft mit Stolz gewiesen, die herrlichen Worte lese:

Laß mich hören, laß mich fühlen,
Was der Klang zum Herzen spricht;
In des Lebens nun so kühlen
Tagen spende Wärme, Licht.

Immer ist der Sinn empfänglich,
Wenn sich Neues, Großes beut,
Das ureigen, unvergänglich,
Keines Krittlers Tadel scheut.

Das aus Tiefen sich lebendig
Zu dem Geisterchor gesellt
Und uns zwanglos und selbständig
Auferbauet eine Welt.

Tritt der Jünger vor den Meister,
Sey's zu löblichem Gewinn,
Denn die Nähe reiner Geister
Geistigt aufgeschlossnen Sinn.

Weimar, Weihnachten 1818. Goethe.

Ans Fenster trete ich, ein Sonnenstrahl fällt auf das Blatt.

Welche Erinnerung an Goethes Gegenwart in diesem Hause, diesem Zimmer, wo er wohl oft gesessen und Bachschen Klängen gelauscht! Ich war an geweihter Stätte.

Auf diesem Blatt hatte seine Hand geruht. Wie eine Offenbarung kam es über mich. Eine Welt des Geistes schlug sich vor mir auf, der ich mich beugte, und vor der das eigene Ich in Schatten sank.

Daneben lag das „Wohltemperierte Klavier". Es trug die Aufschrift:

Denn aus Geringem wächst das Tüchtige,
Dem Hälmchen gleich, das sich zur Sonne kehrt.
Es sondert sich wie Spreu das Nichtige;
Das Korn des Geists allein hat Erntewerth.

Auf einem anderen Notenheft — ich überstürzte mich förmlich im Suchen — unter dem Titel die Zeilen:

Liebster! Auf der Töne Leiter
Strebe höher, steige weiter;
Geh in reine Sphären ein.
Kann uns nicht Erfüllung werden,
Lernen wir doch schon auf Erden
Letzter Sendung werth zu seyn.

Mein Taschenbuch zog ich heraus und schrieb.

Nun griff ich nach einem blauen Heft; Schütz hatte darin Aufzeichnungen gemacht. Auf der ersten Seite:

Ideal und Gegenwart.

Du suchst es nicht, Du hast das Leben,
Wenn's im Gebild der Töne strahlt.
Was kann die Gegenwart uns geben,
Wenn sie uns Lazarethe malt!

Und weiter:

Was im ewgen Zeitenschoße
Unergründlich wirkt und schafft,
Das unfaßlich Uebelgroße
Hier bekommt es Eigenschaft,
Farb' und Form: im Reich der Töne
Folg lebendger Gott-Natur
Und es haben Erdensöhne
Ur-Urwesens Werdespur.
Seh ich die Werke der Meister an,
Erblick' ich das, was sie gethan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh ich, was ich hätt sollen machen.

Intermezzo.

F.

Was wollen diese Flackerlieder
Das Lustgewimmel, weiße Glieder?
Was kreuzen sie des Wandrers Pfad?
Schalmeyen, Flöten und Scharlenzen
Und mit verführerischen Tänzen
Bedeckt sich wüster Felsengrat.

Regenbogen überm Haus
Spannt sich ein Bote des Friedens aus.
Will der Iris-Rausch von Tönen
Unsre Seele nicht auch versöhnen?

Messias.

Stern glänzt auf über Bethlems Nacht:
Uns zum Heil ist ein Kind geboren.
Hat Gott selber sich dargebracht,
Ist die Menschheit unverloren.

Und die Osterbotschaft lese ich:

Osterbotschaft — Auferstanden
Tönt's in allen Christenlanden,
Weckt der Geister Hochgesang.
Tritt auch du aus deinen Falten
Zu den höheren Gestalten,
Seele, Gott sey dein Gesang.

Ein Blatt riß ich aus meinem Taschenbuch, schrieb es besonders ab und steckte es zu mir.

Ich feierte in wahrhaftigem Geiste Ostern. — —

Der nächste Tag, ein Mittwoch, war gekommen. Tüchtig hatte ich mich seit der Frühe in Feld und Wald getummelt. Morgen ging's wieder heim: ohne Goethe gesehen zu haben.

Still lag das alte, anheimelnde Haus. Eine Kuckucksuhr irgendwo schlug die zwölfte Stunde. Unwillkürlich zog es mich ins Musikzimmer; vielleicht betrat ich's zum letztenmal.

Ich legte die Hand auf die Klinke. Drinnen wurde gespielt. Ich zögerte, aber öffnete die Tür.

Schütz spielte eine Bachsche Fuge.

Neben ihm saß ein großer, stattlicher Mann am Klavier, den Oberkörper etwas vornübergeneigt, ganz in die Musik versunken, den weihevollen Klängen lauschend.

Ich blieb an der Tür stehen, wagte mich nicht weiter hinein, vermochte aber auch nicht den Rückzug anzutreten, durch die Musik gebannt.

Die Fuge war zu Ende. Schützens Blick traf mich.

Der alte Herr am Klavier saß noch immer still in sich gekehrt. Jetzt schien er etwas gebückt.

„Ein Zelterscher Schüler aus Berlin", stellte mich Schütz vor.

Der seltsame Herr schien aus dem musikalischen Traum, der ihn umfangen, zu erwachen, lebhaftes Interesse die Erwähnung von Zelters Namen hervorzurufen. Er sah mich an, durchdringend, doch unendlich gütig, mit Augen wie eine *βοῶπις Ἀθήνη*. Der lange, braune Rock, beim Sitzen bis zur Erde reichend, gab ihm ein noch würdigeres Aussehen.

Ich mußte Skala singen. Dann schlug Schütz den Chor aus dem Oratorium „Samson" auf: „Sein Donner rollt." Oft hatte ich im Institut den Vortrag des trefflichen Reichardt gehört; es gelang so ziemlich.

Der alte Herr lehnte den linken Arm auf das Instrument, hatte einen Fuß über den andern geschlagen und bezeichnete leise den Takt mit dem Zeigefinger der rechten Hand. Nun saß er wieder bewegungslos, die Tiefe Händelscher Musik schien ihn zu überwältigen.

„Sie werden uns auch etwas anderes würdig zu Gehör geben", ließ sich Schütz vernehmen.

Er legte die Arie „Meine Seele ist erschüttert" aus dem Oratorium „Christus am Ölberg" vor. Beethoven hatte ich erst vor kurzem studiert; ich zauderte, aber sang.

„Recht so," sagte der alte Herr, nachdem der letzte Ton der Begleitung verklungen, „Beethovens werden wir uns stets besonders zu erfreuen haben."

Nun langte Schütz ein violett gesprenkeltes Notenbuch hervor. Ich las: „Der Tod Jesu. Von Karl Heinrich Graun." Liebe Erinnerungen traten vor mich hin.

„Sie mögen", bemerkte er freundlich, „die Arie ‚Singt dem göttlichen Propheten'" — ein Blick auf den Gast am Klavier fiel mir dabei auf — „gewiß in Zelterschem Geist vorzutragen imstande sein."

Alle Kraft nahm ich zusammen.

„Singt dem göttlichen Propheten,
Der den Trost vom Himmel bringet,
Daß der Geist sich aufwärts schwinget;
Erdensöhne, singt ihm Dank!
Die du von dem Staube fliehest,
Und die rollenden Gestirne
Unter deinen Füßen siehest,
Nun genieße deiner Tugend,
Steig' auf der Geschöpfe Leiter
Bis zum Seraph, steige weiter,
Seele! Gott sei dein Gesang!"

Bei dem letzten Verse wußte ich, wer da vor mir saß. Die „Osterbotschaft" stand vor meiner Seele.

Ostern — — Goethe.

Sonnenschein fiel leuchtend auf das Antlitz. Eine volle, sonore Stimme wiederholte die Worte, langsam, bedeutungsvoll:

„Seele, Gott sei dein Gesang."

Eine Weile war es ganz still in dem Gemach. Da ließ es mich von neuem aufhorchen:

„Ja, wir haben etwas in uns, das hinaus- und hinaufweist. An das Allgemein-Menschliche in uns rührt die Musik. Es kommt nun darauf an, das Thema zu entwickeln und die Gedanken in die Vielheit des tätigen Geschehens aufzunehmen, so daß sie uns immer gegenwärtig erhalten bleiben. Die Musik ist immer gegenwärtig, Schütz. Aber das Gute, das wir hören, ist geeignet, den Boden aufnahmefähig zu machen, daß er dann aus sich selbst die Frucht zeitige. Wie ein guter Landmann für den Acker sorgt, müssen wir stets bedacht sein, der Empfänglichkeit in uns vorzuarbeiten, damit das Erfreuliche hervortrete."

Stumm nickte Schütz.

Meine Gedanken konzentrierten sich ganz auf das Gehörte, das mir in seiner Schlichtheit und Anschaulichkeit nahe trat.

Der Sprechende hatte sich zurückgelehnt, seine Augen nahmen einen lebhafteren Glanz an. Ewige Lichter umspielten seine Züge, als er fortfuhr:

„Das Auferstehen aus dem Geist ist nun eine Sache, die leichter verständlich werden mag, wenn wir erst der Grundbedingungen uns bemächtigt haben. Die Religion ist geeignet, tiefere Vorstellungen uns zu übermitteln, als man gemeinhin und auf den ersten Blick annehmen möchte. Alles weist auf eine Osterbereitschaft in uns hin, wie sie bedeutenden Menschen in besonderer Stärke wach geworden sein mag, und deren Spuren nachzugehen keine alltägliche Beschäftigung sein dürfte. Das Heraustreten aus der Hülle, die uns umgibt, die Gemeinschaft mit größeren Geistern ist das vorzüglich Wünschenswerte, das dann als tiefinnere Betätigung des Seelischen meinetwegen auch in musikalischem Sinne sich äußern und verstanden sein mag. Im Gott-Menschlichen sind die letzten Gründe dafür gegeben, und so dürfte denn das Göttliche in jeder höheren künstlerischen Manifestation zum Ausdruck gelangen."

Ich lauschte, jedes Wort mir einprägend. Schien nicht das Thema der „Osterbotschaft" entwickelt zu werden, die an Graun anknüpfte?

Eine augenblickliche Stille durchbebte den Raum.

„Oft genug habe ich darüber nachgedacht, so daß ich gelegentlich wohl etwas zu sagen hätte. Fast dünkt es mich, daß man mich nicht immer genugsam verstanden hat. Das Endliche ist ein Attribut des Göttlichen, Gott die ‚einbegründete Ursache', und Leibliches und Seelisches hinwiederum sind dasselbe, nur unter verschiedenen Attributen, unter anderem Gesichtspunkt. So manifestiert sich immer wieder das Göttliche, und es mag kein Wunder sein, daß es uns so nahe sein kann. Ja, ich sehe es immer mehr ein: der ewige Grundakkord unseres inneren Lebens ist die Gottheit selber."

Schütz, dessen Sinn Spinozas Gedankengänge fremd sein mochten, schwieg; in seinem Gesicht spiegelte sich eine gewisse Überraschung, wo nicht Ratlosigkeit. Ich segnete das Andenken meines alten Direktors, des würdigen Snethlage, von dem ich erst kurz vor dem Abgang vom Gymnasium durch eine tüchtige philosophische Propädeutik vorgebildet war; auch unser Institutslehrer, der ausgezeichnete Theolog Kellner, hatte schon flüchtig mit dem großen Philosophen uns bekanntgemacht. Wie viel verdank' ich den herrlichen Leitern meiner Jugend!

„Gehen wir mit gutem Mut daran, Schütz.“ In verändertem Ton klang die Rede. „Lassen wir uns nicht das ‚Bild‘ (εἰκών, Ideal?) nehmen, das wir durch bedeutende Tätigkeit gewonnen haben. Entsagen wir alles Neueren, das uns jetzt allenthalben auflauert und keine Förderung und Erfrischung zu bieten vermag, wo es auch immer im Literären und als musikalische Laune Gewalt über uns gewinnen will. Nur Mißmut und Enttäuschung muß als Rest und Bodensatz bleiben. Wir haben auf andere Ziele unsere Gedanken zu richten, die in uns vorgebildet sind und auf Höheres weisen, und wofür die antike Welt in ihren größten Vertretern sich eingesetzt hat und die Bahnen vorgezeichnet. Wir haben daran, dünkt mich, noch eine Weile genug und können uns damit wohl zufrieden geben.“

Wieder ein bedeutsames Schweigen.

„Es kommt darauf an, uns nicht selbst zu verlieren, sondern alle Kräfte zusammenzufassen, die in uns gelegt sind, und an meinem Teil noch eine Zeitlang übrig sein mögen, um das wirklich Bedeutende zu entsprechendem Ausdruck zu bringen. Ich finde oft gar wenig Bedeutendes, wenn ich Umschau halte, und nichts, was über uns selber hinausweist. Sehen wir, was wir nach unseren Kräften dazu beitragen können, das Leben lebenswert zu gestalten.“

Ich war der Rede gefolgt, ohne sie damals ganz zu verstehen; erst später wurde mir klar, daß sie auf Erscheinungen der gegenwärtigen Literatur Bezug hatte, mit denen sich der einsame Höhenmensch auseinanderzusetzen suchte, und auf musikalische Bestrebungen, die sich gegen Zelter gerichtet hatten und ihn nun mitberührten, oder vielleicht auf solche, die durch den Freund ihm nahegelegt waren, der ja unbeschränkten Einfluß in musikalischen Dingen auf ihn ausübte. Übrigens war auch durch ein mir in die Hände geratenes Goethe-Gedicht eine literarische Beziehung bereits angedeutet, wie ich mir hernach vergegenwärtigte.

Aber das fühlte ich: ein Hauch der Unsterblichkeit hatte mich gestreift.

Er hatte sich erhoben. Freundlich klopfte er mir auf die Schulter und sagte:

„Fahren Sie fort, wie Sie begonnen haben; an tüchtigen Lehrmeistern fehlt es in Berlin nicht. Und bedenken Sie stets, daß die Musik uns keine andere Kunst oder Betätigung ersetzen kann, kommt sie doch unmittelbar aus dem Inneren und rührt den Menschen an seiner empfindlichsten Stelle. So wird sie zur universalen Kunst, aus der wir alle anderen zu verstehen haben.“

Ein Blick des Gewaltigen ruhte auf mir, den ich nie vergessen werde; und ein Vermächtnis fürs Leben war mir anvertraut, das ich fortan treu gehütet habe.

Dann fragte er mich schlicht, was ich werden möchte.

„Forstmann“, antwortete ich kurz.

„Auch gut“, erwiderte er. „Ja, der Wald“ — seine Augen glänzten — „der ist etwas Ewiges, das täglich in neuer Sprache uns begegnet. Dieses Fachwissen gibt Ihnen eine herrliche Gelegenheit, die Natur zu beobachten und zu studieren.“

„Bücherwürmer sind unsere Jäger und Stubenhocker,“ näselte Schütz, „Bureaukinder, aber keine Söhne des Waldes mehr.“

„Nun gut“ — ein Blick leuchtend und groß — „man wird es zu ändern wissen.“

Er lächelte und reichte mir die Hand:

„Grüßen Sie Zeltern von seinem alten Freunde in Weimar.“

Schütz aber nahm seinen Gast an den Arm und schritt mit ihm zur Tür, sich zu Tische zu begeben.

Ich blieb stehen und konnte das Auge von der ehrfurchtgebietenden Gestalt nicht abwenden.

Dann eilte ich hinaus. Im Flur begegnete wir ein Hausbediensteter.

„Wer war der alte Herr?“ Ich weiß nicht, weshalb ich die Frage tat.

Fast geheimnisvoll flüsterte er mir zu:

„Der Herr von Goethe.“

Das bayerische Problem

Von

Franz Wetzel

Bereits bei der Schaffung des alten Reichs war die Eingliederung Bayerns in den deutschen Staat ein Problem, zu dessen glücklicher Lösung es der Staatskunst eines Bismarck bedurfte. Die uralte Eigenstaatlichkeit Bayerns und der als staatspolitisches Imponderabile nicht minder bedeutsame Umstand, daß Bayern der zweitgrößte deutsche Bundesstaat wurde, gaben den bayerischen Forderungen eine innere Kraft, über die sich wohl ein politischer Dilettant, niemals aber ein mit den letzten Grundsätzen der Staatwerdung vertrauter Staatsmann leichten Herzens hinwegsetzen konnte.

Wie ungebrochen das eigenstaatliche Bewußtsein des bayerischen Volkes auch heute noch ist, zeigt dem unvoreingenommenen Beobachter der Zeitvorgänge offenbar nichts überzeugender als die Tatsache, daß auch beim Umbau des Deutschen Reiches in unseren Tagen das „Land" Bayern wiederum ein deutsches, um nicht zu sagen das deutsche Problem geworden ist. An allen Ecken und Enden Deutschlands, und nicht zuletzt in Bayern selber, fühlt man das wie eine Art Albdruck. Allein, indem man sich diesen Alb von der Seele reden und schreiben will, gerät man nur immer tiefer in seine Gewalt. Und das Problem, an dessen Ergründung und Lösung man sich abmüht, wird nur verworrener und die Beschäftigung mit ihm allmählich so unleidlich, daß man es am liebsten links liegen lassen möchte.

Das bayerische Problem aber läßt sich nicht ignorieren. Wenn es nicht gemeistert wird, dann bleibt es todsicher als ein Felsblock quer über den Weg in die deutsche Zukunft liegen. Wird es aber gemeistert, dann wird Bayern der Eckstein des neuen Reichshauses, an dem zu arbeiten unsere und unserer Kinder heiligste Aufgabe ist.

Die öffentliche Behandlung des bayerischen Problems krankt gemeinhin an zwei Übeln: entweder am Schlagwort oder an der Oberflächlichkeit. Verblendete Leidenschaftlichkeit wirft sich gar oft in die Brust und urteilt über bayerisches Staatsbewußtsein und bayerische Sonderart nur zu rasch ab mit kritischen Zensuren, deren gedanken- und herzloseste der bekannte Vorwurf reichsverräterischer Gesinnung ist. Auf der anderen Seite bemühen sich nicht wenige Zeitgenossen innerhalb und außerhalb Bayerns, Licht ins Dunkel zu tragen; aber sie verstehen nicht, oder sie fürchten sich, den Dingen auf den Grund zu gehen, das Kind überall beim rechten Namen zu nennen. Und so wird ihr Licht zum Zwielicht, das einem bekanntlich beim Studium die Augen verdirbt.

Zur persönlichen Befangenheit in der Beurteilung Bayerns tritt die parteipolitische. Die hat in allen Parteien opportunistische Lehrmeinungen aufgestellt, die des langen und breiten öffentlich erörtert werden, aber weder dem eigentlichen Willen des bayerischen Volkes noch dem eigentlichen Zweck des bayerischen Staates entsprechen. Wie denn seltsamerweise kaum je eine Partei die alte Weisheit des vox temporis, vox Dei fassen zu können scheint.

Auch ist nicht zu leugnen, daß die sog. bayerische Politik — wenigstens soweit die maßgebende Publizistik in Frage kommt — fast ausschließlich von Nichtbayern gemacht wird (die leitenden Redakteure z. B. fast sämtlicher führenden Zeitungen in Bayern sind auswärts geboren); es soll keinem dieser Politiker zu nahe getreten, die Ehrlichkeit und der gute Wille von keinem angezweifelt werden — aber wer aus ihnen kann, Hand aufs Herz, von sich behaupten, daß er die Stimme des Blutes vernehme, die letztlich und endlich jeder bodenständigen Politik die entscheidende Richtung angibt? Sie werden das bayerische Problem immer mehr oder weniger von außen sehen und abschätzen.

Bayerische Politik wird jedoch vielfach auch gemacht von geborenen Bayern, die entweder über die weißblauen Grenzpfähle nicht hinaussehen oder aber, sei es aus Parteigebundenheit, sei es aus Angst vor dem Vorwurf der „Reichsfeindschaft", preußischer sich gebärden als ein Altmärker oder schwarzweißroter als ein Linienschiffsleutnant a. D. oder schwarzrotgelber als ein Berliner oder Frankfurter Jude.

Über all diese Einschränkungen hinweg muß indes gesagt werden: es ist nicht unbedingt notwendig, Urbayer zu sein, um das bayerische Problem von innen heraus sehen und entwickeln zu können; es braucht dazu aber Ehrlichkeit und Klarheit des politischen Denkens, eine gewisse Rücksichtslosigkeit nach allen Seiten und Verzicht auf Scheuklappen jeglicher Art.

Nur so kommen wir zur Grunderkenntnis: Das bayerische Problem ist weder partikularistisch noch separatistisch noch unitaristisch zu fassen; es ist weder monarchistisch noch republikanisch aufzuziehen; es ist auch nicht mit parlamentarischem System gegen berufsständische Vertretung oder mit bodenständigem Bauerntum gegen fluktuierende Industriebevölkerung auszuspielen. Es ist keines von all dem und umfaßt doch all das. Das will besagen: Wer mit einseitiger Voreingenommenheit, mit einer vorgefaßten Meinung an das bayerische Problem sich heranmacht, der wird immer danebengreifen.

Das bayerische Problem ist heute mehr denn je ein Wurzelproblem deutscher Staatwerdung und deutschen Staatswesens. Ein neudeutsches, zukunftsdeutsches Volksgemeinschaftsproblem. Es ist heute noch völlig ungelöst, und das ist das Glückverheißende daran. Denn ein neues, echtes, d. h. auf lebendiger Volksgemeinschaft beruhendes Staatswesen schafft man nicht auf Grund irgendeiner Staatslehre, sondern es wird, wächst wie das Senfkörnlein im Evangelium zu einem mächtigen Baume ohne viel vorwissentliches menschliches Zutun. Fast unbewußt schaffen wir, indem wir selber echte und wahrhafte Söhne unseres Volkes werden, den künftigen deutschen Staat durch Zusammenwachsen und Hineinwachsen. Alles, was wir im Grunde vermögen, ist: erkennen, wo und wie gesundes Staatswachstum vor sich geht und die erkannten Lebenszellen schützen und pflegen. Einem gottbegnadeten Staatsmann mag es dann vorbehalten sein, zu gegebener Stunde dem aus eigener Kraft emporgewachsenen Staatswesen die letzte Form zu schaffen.

Weil die Voraussetzungen zu solcher organischen Staatwerdung oder auch nur Weiterentwicklung des Bestehenden abgingen, mußten alle bisherigen Versuche, das bayerische Problem zu lösen, fehlschlagen; es waren mehr oder weniger gewaltsame Eingriffe in einen eigengesetzlichen Organismus, denen sich kein Naturprozeß fügt.

Verfehlt war, im unbeirrten Lichte historischer Staatsbetrachtung gesehen, bereits der Versuch, im Spätjahr 1918, kurz vor Ausbruch der Revolution, in Bayern das parlamentarische System einzuführen. Dieser Versuch war eine Todsünde wider die innere Struktur des bayerischen Volkes; er mußte notwendigerweise umschlagen in die Diktatur Eisners. Gerade weil das bayerische Volk in seiner Grundeinstellung gut demokratisch und dabei konservativ-berufsständisch denkt, mußte und wird ihm der aus einer ganz anderen politischen Himmelsrichtung herkommende Par-

lamentarismus wesensfremd bleiben. Im übertragenen Sinne gilt hier der Satz: Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht! Mit dem Parlamentarismus wird das bayerische Volk niemals etwas anzufangen wissen. Seine ganze Natur als ζῶον πολιτικόν ist auf persönliche Führung angelegt; ihm imponieren markante Führergestalten, seien es ein König Ludwig I. und II. oder ein Dr. Heim, Dr. v. Kahr oder ehedem ein Bischof Senestrey von Regensburg, ein Schädler, Daller, Dr. Sigl. Und ganz besonders in Krisenzeiten mit grundsätzlichen Auseinandersetzungen hat der Bayer einen feinen Instinkt für die Unzulänglichkeit jeglicher sog. Politik der Versöhnung, der Mitte, des Ausgleichs, die stets aus pazifistischer Grundveranlagung geboren und so recht das Kennzeichen parlamentarischer Regierungskunst ist. Hier tritt das paradox klingende, aber nur zu wahre Wort E. Schlaikjers in Geltung, die Pazifisten seien oft tiefer in Blutschuld verstrickt, als ihre persönliche Gutmütigkeit ahne.

Mit der richtigen Witterung des gesunden Volksempfindens fordert der Bayer in Krisenzeiten die absolute Herrschaft eines festen, unbeugsamen Willens. Dem allein ordnet er sich unter. Und eben darum konnte die bereits vor dem Umsturz eingetretene Zersetzung des bayerischen Staatskörpers unmöglich aufgehalten werden durch Übertragung weiterer königlicher Rechte an ein durch und durch schwächliches, von demagogisch-eitlem Machtstreben geleitetes Parteienparlament, sondern einzig und allein durch radikalen Umbau des bayerischen Reichsrats in eine moderne Wirtschaftskammer mit einer starken Personaldiktatur an ihrer Spitze.

Mit richtigem Instinkt hatte Kurt Eisner diesen Kernpunkt des bayerischen Problems herausgefunden und seine Diktatur nicht auf das erst nach langem Hin und Her zusammengerufene Parlament, sondern auf seinen Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrat aufgebaut. Und wäre Eisner nicht ein blutiger Dilettant im Regieren gewesen — wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, in jenen kritischsten Zeiten Bayerns mitten im politischen Getriebe steckte und seine Augen offen behielt, dem konnte bald kein Zweifel mehr darüber bleiben, daß Eisner im Volke mächtig an Boden gewonnen und wahrscheinlich sich durchgesetzt hätte. Es war schlechthin unmöglich, ihm irgendwie parteipolitisch oder machtpolitisch beizukommen, obwohl natürlich seine Art, Bayern zu regieren, der großen Mehrheit des Volkes stark auf die Nerven ging. Was Eisner im Vertrauen auf seine innerbayerische Machtstellung sich außenpolitisch alles leisten konnte, davon hat ja der Münchener Fechenbach-Prozeß eine Kostprobe gegeben. Allein, abgesehen von der verbrecherischen Fälschung amtlicher Dokumente zu außenpolitischen Sonderzwecken, wurde auch die Außenpolitik Eisners von einer gar nicht so üblen Witterung für das damals Notwendige und Erreichbare geleitet. Seine Bemühungen, Tirol mit Bayern zu vereinigen und gleichzeitig Südtirol bis Salurn dem Deutschtum zu erhalten, sind bis heute in breiterer Öffentlichkeit nicht bekannt geworden. Und doch mußte man wünschen, daß jede der späteren bayerischen Regierungen sich mit dem gleichen Verständnis der Tiroler Frage angenommen haben möchte!

Ob die Separationsgelüste Eisners und seine berühmte „Kriegserklärung" an die Reichsregierung je ernst zu nehmen waren, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls begegnete er sich damals stimmungsmäßig mit einem sehr großen Teil des bayerischen Volkes.

Kein Mensch vermag heute zu sagen, was aus Bayern geworden wäre, hätten nicht die Schüsse des Grafen Arco am 21. Februar 1919 dem Leben und der Politik Eisners ein Ziel gesetzt. Auf sein Erbe stürzten sich wie eine hungrige Meute die Sozialdemokraten unter der Führung eines engstirnigen, von Parteidoktrinarismus bis in die letzte Gehirnzelle erfüllten Fanatikers, des ehemaligen pfälzischen Volksschullehrers Hoffmann. Die eigentlich zur Regierung Bayerns berufene Bayerische

Volkspartei, eben erst unter der Führung Dr. Heims und Dr. Schlittenbauers ins Leben getreten und von vielen nichtbäuerlichen Parlamentariern des aufgeflogenen Bayerischen Zentrums nur widerwillig gefördert, machte gar nicht erst den Versuch, dem Rad der Zeit in die Speichen zu fallen. Unter dem Eindruck der Schreckenstat im Landtag unmittelbar nach dem Tode Eisners überließ sie im Verein mit den übrigen bürgerlichen Parteien die gesamte Regierungsgewalt den Sozialdemokraten durch einen feierlichen Akt förmlichen Verzichts. Und so regierte Hoffmann von Bamberg aus — München war kein Boden mehr für parlamentarische Verhandlungen — Bayern nach sozialistischen Rezepten.

Wir stoßen hier auf einen neuen Versuch, das bayerische Problem zu lösen (von dem beschämenden Intermezzo der Münchener Räterepublik können wir füglich schweigen): Bayern sollte unter sozialistischer Flagge in das zu Berlin und Weimar konstruierte unitarische Deutschland so restlos eingebaut werden, daß wenig mehr als eine Provinz mit einem Schimmer von Selbstverwaltung übrig geblieben wäre. Das Problem war also auf den Kopf gestellt. Wie zu erwarten war, stieß diese Politik auf den erbitterten Widerstand des bayerischen Blutes. Und von diesem Widerstand mehr getrieben als ihn lenkend, konnte die Bayerische Volkspartei in endlosen Kompromissen mit den Sozialdemokraten wenigstens einen Schein von staatsrechtlicher bayerischer Autonomie retten. Doch auch das nur um den Preis einer neuerlichen Trennung von dem ganz in unitaristischem Fahrwasser segelnden Reichszentrum, mit dem man eine Arbeitsgemeinschaft eingegangen hatte. Im übrigen gingen bis auf die Polizeihoheit dem bayerischen Staate alle Souveränitätsrechte verloren, und die Bamberger Verfassung des Freistaats Bayern hat die radikalste Tendenz von allen deutschen Länderverfassungen: sie unterstellt nicht nur den fast jeden Sonderrechts entblößten Ministerpräsidenten, sondern auch jeden einzelnen Minister unmittelbar dem Landtag.

Unter dem Drucke einer solchen Staatsverfassung, die für Bayern wie die Faust aufs Auge paßte, mußte die über dem Lande lastende Gewitterschwüle immer unerträglicher werden. Und so löste der Kapp-Putsch mit der Unaufhaltbarkeit eines Naturereignisses in Bayern den raschen, schmerzlosen Sturz des sozialistischen Regiments aus. Dr. Heim erfaßte die Situation raschen Blicks und schuf die Regierung Kahr. Das Land atmete auf. Endlich wieder Männer am Ruder, zu denen man Vertrauen hatte. Die politische Phrase schien erschlagen. Das Leben im Staate nahm wieder festen Kurs; der Einwohnerwehrgeist entfaltete sich im Sinne staatsbürgerlicher Opferfreudigkeit. Die bürgerlichen Parteien fanden sich unter dem Namen Kahr von links bis rechts zusammen. Die Basis neuen staatlichen Aufbaus war endlich gesichert.

Aber das bayerische Problem hing immer noch zwischen Himmel und Erde. Die Parteien hatten ob des leichten Triumphes über die Sozialdemokratie vergessen, daß es ein bayerisches Problem gab, und daß seine Lösung vordringlich war. Wohl konnte Dr. Heim einen ersten bedeutsamen Schritt in die Zukunft tun und die bayerische Bauernkammer ins Leben rufen und verfassungsmäßig verankern. Schwieriger schon war es, in der Bayerischen Volkspartei das kernige, aktivistische Bamberger Programm durchzusetzen; schon nach den ersten plumpen Angriffen auf dieses Programm wurde es von maßgebender Parteiinstanz in seiner Grundtendenz verleugnet, zum mindesten fast bis zur Wirkungslosigkeit verdünnt.

Man hatte in der bayerischen Regierungspartei offenbar Angst vor der eigenen Courage bekommen; außerdem waren die vom Reichszentrum her in die Reihen der Bayerischen Volkspartei hineingetragenen Einflüsse gewachsen. Es folgte die Zeit fast pausenloser Krisen zwischen Berlin und München, die immer mit einem Zurückweichen Bayerns ausgingen: der Rückfall in den neudeutschen pazifistischen

Parlamentarismus, die „Politik der Mitte", des „Ausgleichs", ward offenbar. Und als es Dr. v. Kahr nach vielen fruchtlos gebrachten Opfern im vergangenen Herbst endlich auf eine Machtprobe zwischen Berlin und München ankommen lassen wollte (die möglicherweise von entscheidender Bedeutung geworden wäre), da fand er im bayerischen Parlament nicht mehr jene Widerstandskraft, die Vorbedingung eines erfolgversprechenden Kampfes war. Und so ging Kahr. An dieser Feststellung ändern alle nachträglichen Kommentare nichts mehr.

Auf Kahr kam Lerchenfeld. Neue Konflikte mit Berlin scheinen unmöglich gemacht. Lerchenfelds diplomatische Gewandtheit baut immer vor, so oft sich der Schatten eines Konflikts zeigt. Er hütet sich, irgendein Problem bei der Wurzel anzufassen. Er liebt das laisser faire, laisser aller. Die politische See in Bayern zeigt leicht gekräuselten Spiegel. Hoch in den Wolken hängt das bayerische Problem. Höher und erdferner denn je, solange der gegenwärtige Kurs dauert.

Etwas waghalsige Außenseiter, auch Politiker auf eigene Faust, haben die ganze Zeit her versucht, Bayern auf andere Weise, ex lex, wieder zu seinem Rechte zu verhelfen. Wir kennen verwerfliche Versuche, mit Frankreich einen Pakt zu schließen. Am gesunden deutschen Sinn des bayerischen Volkes wird jeder derartige Versuch zerschellen. Es wurde ernsthaft angestrebt, den föderalistischen Gedanken aktivistisch über Bayern hinauszutragen ins Rheinland, nach Niedersachsen, Hessen, Oberschlesien, um so eine breite Abwehrfront wider den gefährlichsten Gegner Bayerns, den Berliner Zentralismus, zu bilden. Der Versuch ist nicht geglückt. Vielleicht lag's an der unsicheren, unpsychologischen Art des Vorgehens. Vielleicht auch in der Verkennung des Satzes, daß sich eines nicht für alle schicke. Vielleicht ist die Struktur des künftigen deutschen Föderalismus heute überhaupt noch nicht sichtbar. Mir ist nur das eine gewiß: Ehe nicht Bayern selber in seinem Staatsaufbau das praktisch erprobte Vorbild kommender deutscher Staatlichkeit, neuer Volksgemeinschaft, gegeben hat, wird es über seine Grenzen hinaus nicht sehr wirksam das Wachstum des Föderalismus beeinflussen. Exempla trahunt.

Es gab Leute, die von den lange vorher verkündeten Ereignissen des 31. Mai, den angedrohten neuen französischen Gewaltmaßnahmen, denen sich Bayern, wenn auch widerwillig und mit geballten Fäusten, fügen mußte, einen von außen her kommenden Anstoß zur endlichen Lösung des bayerischen Problems erwarteten. Diese Leute denken gewiß nicht antinational, vielleicht zu realpolitisch; aber sie übersehen die Grundvoraussetzung jeder gesunden Weiterentwicklung im Staatsleben: daß das B und das C nicht vor dem A kommen darf.

Ein französischer Versuch, Bayern mit Gewalt vom Reich zu trennen, würde in Bayern wahrscheinlich zur sofortigen, putschartig verlaufenden Restauration der Monarchie führen, und zwar aus der an sich ganz vernünftigen Erwägung heraus, daß in einer Zeit von solch krisenhafter Hochspannung der bayerische Staat unbedingt in fester Hand sein müsse.

Sofort aber würde sich die Kehrseite der Medaille zeigen: das bayerische Königtum hat wohl einen starken Rückhalt in der allgemeinen Volksstimmung, und bei der treudeutschen Gesinnung des Kronprinzen Rupprecht wäre auch für die gesamtdeutsche Schicksalsgemeinschaft nichts zu befürchten — aber auf welche wirklich zuverlässigen Machtfaktoren im Staate könnte sich das von heute auf morgen wiederhergestellte bayerische Königtum stützen? Auf die bürgerlichen Parteien? Deren Einstellung zum Königsgedanken ist erstens schwankend und ohne zielsichere Klarheit, und zweitens haben die Parteien, bei Licht gesehen, ja gar keine wirkliche Macht hinter sich. Mit dem Landtag und dem parlamentsgebundenen Ministerium in ihrer heutigen staatsrechtlichen Aufmachung regieren zu wollen, verlohnte sich für einen kraftvollen Monarchen wirklich nicht.

Die bayerischen Selbstschutzverbände, auf die sich früher wohl eine monarchische Restitution hätte stützen können, sind heute nicht bloß nominell aufgelöst; man gebe sich darüber auch in nationalen Kreisen keiner Täuschung hin! Andere nationale Verbände, wie das Oberland, sind unitarisch gesinnt und Gegner des bayerischen Königsgedankens.

Bliebe an organisierter Macht die bayerische Reichswehr und die Landespolizei. Auf diese allein die Karte zu setzen, erscheint mehr als bedenklich, schon weil sie zahlenmäßig gar nicht ausreichen würden, einen organisierten Widerstand gegen die monarchische Restauration rasch niederzuwerfen. Wie aber, wenn dieser Restaurationsversuch dann fehlschlagen würde? Die maßgeblichen Kreise wissen nur zu gut, daß dann dem bayerischen Königsgedanken so ziemlich der Garaus gemacht wäre. Und daher lehnen die wirklich Verantwortlichen jeden derartigen Putsch rundweg ab.

Zu begrüßen ist hingegen nach dem offenkundigen Fiasko der unglücklich geführten bayerischen Königspartei die Tätigkeit des neugegründeten Heimat- und Königsbundes. Hier wird der Königsgedanke in voller Öffentlichkeit gepflegt und aus den geheimen Konventikeln unverantwortlicher Projekteschmiede mitten hinein ins bayerische Volk getragen. Hier im freien Licht der Sonne mag er sich entwickeln und entfalten bis zu dem Tage, der dem bayerischen Staatswesen wiederum die organische Krönung verleiht — falls eine solche Entwicklung überhaupt im Willen der Vorsehung liegt.

Vorerst aber bleibt in Bayern Wichtigeres und Lebensnotwendigeres zu tun. Es muß nunmehr doch an die Lösung des bayerischen Problems gegangen werden. Mühsam genug hat sich der Landtag ein Titelchen von seiner souveränen Erhabenheit abringen lassen (Erhabenheit, die sich jüngst bis zur Lächerlichkeit verstieg, als der Landtag durch seine Sprecher der bayerischen Regierung eine Moralpauke halten und ihr einschärfen ließ, sie möge ja nie vergessen, daß sie unter und nicht über dem Landtag stehe!). Der bayerische Landtag hat mit schwacher Mehrheit die Schaffung einer Art berufsständischer Kammer, die freilich noch mit allerlei Kautelen und manchem Wenn und Aber behaftet ist, zugestanden. Gleichwohl, der Aufbau dieser Wirtschaftskammer muß von einsichtigen und mutigen Männern mit aller Energie in die Hand genommen werden. Der erwähnte Umbauplan von 1918, der aus dem Reichsrat eine arbeitsfähige Wirtschaftskammer machen wollte, muß wieder hervorgeholt werden. Die Grundlagen einer solchen modernen Ersten Kammer sind in Bayern vorhanden: Bauernvereine und Bauernkammer; Gewerkschaften und die Industriellen- und Handelsverbände mit ihren Arbeitsgemeinschaften; aus diesen drei Gruppen wäre zunächst die längst geplante Kammer der Arbeit zu bilden. Ferner die Handwerks- und Gewerbeverbände mit ihren bereits bestehenden, aber zu reformierenden Kammern; die Beamtenverbände und schließlich die Organisationen der freien Berufe. Nicht zu vergessen die kirchlichen Gemeinschaften und die Hochschulen.

Alle diese Gruppen zusammen haben heute die wirkliche Macht im Staate hinter sich; keine parlamentarische Regierung, kein Landtag vermag gegen ihren Willen ein Gesetz durchzuführen. Sie sind die eigentliche „Volksvertretung". Gut, mögen sie auch an der verantwortlichen Staatsführung ihr Teil mittragen! Daß durch Einbeziehung einer berufsständischen Vertretung die Politik „vermaterialisiert" werde, ist eine Parlamentarierphrase; nie war die Politik materialistischer eingestellt als unter der Herrschaft des Parlamentarismus. Lassen wir erst einmal die durch natürliche Auslese von unten nach oben aus den besten Köpfen unseres Wirtschafts- und Berufslebens gebildete Wirtschaftskammer arbeiten, so wird sich der goldene Schnitt auch in der Wirtschaftspolitik des Staates unschwer ziehen lassen.

Unerläßlich für die gesunde Weiterentwicklung des bayerischen Staatswesens ist der organische Einbau der berufsständischen Kammer in den bestehenden Staat. Es sind gewichtige Anzeichen vorhanden, die auf eine Möglichkeit hindeuten, daß sonst außerhalb der Verfassung Machtbildungen entstehen, die über kurz oder lang sich sehr unliebsam auswirken könnten. Sapienti sat. Die heute in Bayern verantwortlichen Kreise sollten sich hüten, Vogel-Strauß-Politik zu treiben!

Die Lösung des bayerischen Problems wäre unvollkommen, würde sie dem bayerischen Staatswesen nicht wieder ein wirkliches, den augenblicklichen Zeiterfordernissen genügendes Haupt in der Gestalt eines Staatspräsidenten mit besonderen Vollmachten geben. Wie notwendig ein solches Staatshaupt ist, das die häufigen Wechsel im modernen Staatsleben überdauert, das hat der Verlauf der Kahr-Krise zur Evidenz bewiesen. Es muß einer da sein, der, unmittelbar auf den Schultern des Volkes stehend, sein besonderes Vertrauen genießt und, von diesem Vertrauen getragen, Macht über das bisher allmächtige Parlament hat. Wenn je, dann mußte sich beim Rücktritt v. Kahrs der bayerische Landtag auflösen und dem Volke die Entscheidung überlassen. Was dem Landtag selbstverständlich nicht im Traum beifiel.

Der bayerische Staatspräsident ist zwar eine — platonische — Forderung der Bayerischen Volkspartei und auch der Mittelpartei; es wäre jedoch verfehlt, sein Amt allzu eng mit dem Landtag zu verbinden. Verfassungsrechtliche wie psychologische Bedenken, die hier nicht weiter ausgeführt werden sollen, sprechen dagegen. Das Fundament, der rocher de bronce des Staatspräsidiums, kann nur die Wirtschaftskammer sein, die zugleich Erste Kammer ist. Hier, aus den eigentlichen Lebenszellen des Volkes holt der Staatspräsident seine Kraft; ihm untersteht auch die Brachialgewalt des Staates: Militär, Landespolizei, Technische Nothilfe, Selbstschutz, der allmählich Miliz werden muß. Ganz überflüssig ist die Frage, ob ein solcher Staatspräsident etwa der Vorläufer des Monarchen wäre. Es handelt sich hier um den organischen Staatsaufbau, nicht um die Staatsform. Uns dünkt überdies, als sei ein solcher Staatspräsident eher ein Hemmnis für die Wiederkehr der Monarchie, und zwar ein gesundes Hemmnis, auch vom monarchischen Standpunkt aus. Der Staatspräsident, wie wir ihn sehen, hat, ohne den Königsgedanken der großen Gefahr eines katastrophalen Fehlschlags aussetzen zu müssen, die Macht, das Staatsleben wieder in Ordnung und in feste Zucht zu bringen. Vorher aber wird für den Monarchen der Boden nicht bereitet sein.

So, und nur so wird das bayerische Problem wirklich und glücklich gelöst werden. Diese Lösung allein entspricht der Natur des bayerischen Volkes. Natur aber läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Der schmächtige Baumstamm sprengt den stärksten Granitblock. Naturam expellas furca, tamen usque recurret, lehrte schon der alte Horaz.

Mit Separatismus, Reichsverrat und dergleichen hat, wie wir sehen, das alles nichts zu tun. Das bayerische Problem ist ein gemeindeutsches Problem, so wie der wahre Föderalismus keine partikularistische, sondern eine gesamtdeutsche Angelegenheit ist.

Gelingt es, aus Bayern wieder ein lebendiges, wahrhaft organisches deutsches Staatswesen werden zu lassen, dann wird dieses Bayern bestimmt der Grund- und Eckstein jenes neuen deutschen Vaterlandes werden, dessen Bild wir alle im Herzen tragen. Dafür legen wir unsere Hand ins Feuer.

Theodor Fontanes Erinnerungen an Hermann Wagener

Ein Nachtrag zu den „Wanderungen durch die Mark"

Von

Mario Krammer

Wenn Theodor Fontane seine politische Laufbahn als ein entschiedener, wenn auch etwas dilettantischer Demokrat begonnen und im Sturmjahre 1848 beinahe selber auf der Barrikade gestanden hat, so ist doch der größere Teil seiner Mannesjahre (1850—1870) im Dienste erst der Regierung Manteuffel, dann der konservativen Presse verflossen. Gerade die Gestalten aus diesen Kreisen, typische Köpfe der altpreußischen Bureaukratie und des altpreußischen Adels, hat er als Dichter und Historiker zu schildern gewußt. Ich erinnere an die Seiten seiner Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig", wo er der bei der „Kreuzzeitung" verbrachten Jahre gedenkt und Figuren wie Büchsel, „eine Mischung von Neufundländer und Fuchs, wobei aber der Fuchs überwog", vor uns erscheinen läßt. Er hat in diesem Zusammenhange den Begründer und langjährigen Leiter der „Kreuzzeitung", das geistige Haupt dieses Kreises, nur flüchtig gestreift, vielleicht weil er schon damals mit dem Gedanken sich trug, dieser viel umstrittenen und viel angefeindeten, ihm selber aber höchst interessanten Persönlichkeit an anderer Stelle ein Denkmal zu setzen. Hermann Wagener, der „Kreuzzeitungs-Wagener" nach seiner Schöpfung genannt, war wie Büchsel ein Märker, er stammte sogar aus Fontanes Heimatländchen, der Grafschaft Ruppin, und wurde von dem Dichter in vieler Hinsicht als ein Repräsentant märkischen, ja ruppinischen Wesens empfunden. Daher war es seine Absicht, ihm in den „Wanderungen durch die Mark" ein Kapitel zu widmen, das, wie er im Vorwort zur Volksausgabe von 1892 mitteilt, dann nur aus Raummangel nicht eingefügt werden konnte. Ich bin in der Lage, aus seinem Nachlaß, den ich mit gütiger Erlaubnis der Erben benutzen durfte, zwei Entwürfe dieses Aufsatzes mitzuteilen, die, so skizzenhaft und unfertig sie an sich auch sein mögen, doch ein wertvolles Dokument für die tiefere Erkenntnis sowohl des Dichters wie des Staatsmannes darstellen.

Man wird dieser Arbeit heutzutage vielleicht weniger um ihres Gegenstandes als um ihres Verfassers willen Interesse entgegenbringen. Denn der Name und die Wirksamkeit Hermann Wageners (geb. 1815) ist dem heutigen Geschlecht fast unbekannt geworden. Dabei ist er schon aus dem Grunde ein tiefer blickender, ein schöpferischer Mensch gewesen, weil er die Bedeutung und den berechtigten Kern des sozialistischen Gedankens schon zu einer Zeit erkannt hat, wo diese Idee im übrigen nur auf Spott und Ablehnung stieß. Für ihn als einen extrem konservativ und klerikal gerichteten Menschen, der zur Abwehr der Revolution 1848 die „Kreuzzeitung" ins Leben rief, bedeutete die Sozialpolitik freilich nur das Mittel für den Staat, um mit ihrer Hilfe die Macht der verhaßten Bourgeoisie zu brechen. Daher

ergriff er begierig den auch von Radowitz und Rodbertus vertretenen Gedanken des „sozialen Königtums" der Hohenzollern. Die Krone sollte sich des Wohles der arbeitenden Klassen annehmen und die Produktionsmittel verstaatlichen, um auf diese Weise neue Bundesgenossen und neue Machtmittel in die Hand zu bekommen. Er hat anfangs als Redakteur und Publizist, später als Abgeordneter und vortragender Rat im Staatsministerium, als Berater Bismarcks, dies Programm verfochten, und vieles von dem, was namentlich seit 1878 die deutsche Innenpolitik in dieser Hinsicht verfolgt hat, deckt sich mit seinen Anschauungen und geht vielleicht auch auf seinen unmittelbaren Einfluß zurück. Man denkt bei ihm an Männer wie Lothar Bucher, der, vom Sozialismus herkommend, ein Gegner der bürgerlichen Demokratie und Helfer Bismarcks wurde, oder wie Ferdinand Lassalle, zu dem Wagener auch in Beziehung gestanden hat, der im Rahmen der gegebenen Verhältnisse die Idee des sozialen Staates verwirklichen wollte. Charakteristisch ist für Wagener die Unbedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel. Als Lasker im Jahre 1873 unredliche Manipulationen bei Eisenbahngründungen aufdeckte, an denen Wagener Anteil hatte, mußte er vorzeitig seinen Abschied nehmen, und starb, fast vergessen, 1889 zu Berlin.

Es war Fontanes Absicht, von ihm im Rahmen einer Schilderung seines ruppinischen Heimatsortes Segeletz, wo sein Vater Pfarrer gewesen war, ein Bild zu entwerfen. An eine Beschreibung des Dorfes, der Pfarre sollten sich, wie der Entwurf vorsieht, „Stellen aus verschiedenen Zeitungen" und dann des Dichters eigene „Wahrnehmungen" anschließen. Zwei ungewöhnliche Menschen hatte der Ruppiner Winkel hervorgebracht, Hermann Wagener und Alexander Gentz, deren schnell und glänzend aufsteigende und dann wieder jäh abfallende Lebenslinie auch eine überraschende Ähnlichkeit aufwies. Wenn Fontane es als typisch für die Menschen dieser Gegend bezeichnet hat, daß in ihnen „eine ganz ungewöhnliche Tatkraft lauert, Hang ins Weite, Lust am Hazardieren, Abenteurerlust", so hatten beide Männer von diesen Eigenschaften ein gutes Teil. Gerade dieses Ungewöhnliche, Unbürgerliche, Genialische des Wagenerschen Wesens, das die gebahnten Wege mied und Neues und Unerhörtes anstrebte, gewann ihm des Dichters Herz. So wird auch in dessen Mitteilungen diese Eigenart seines menschlichen Wesens, von der aus sich ein tieferes Verständnis seiner Handlungsweise ergibt, besonders herausgearbeitet. Fontane gibt hier mehr eine Schilderung des Menschen, als eine Würdigung des Politikers. Er ist auch im positiven Teil des politischen Programms mit Wagener nicht einig gewesen, weil sein kritischer Sinn dessen umwälzende Pläne als phantastisch und unmöglich empfand. Um so stärker stimmte er ihm dafür im Negativen, in der Ablehnung der Bourgeoisie, zu, die der greise Dichter nach seinen eigenen Worten haßte, als ob er ein „eingeschworener Sozialdemokrat" wäre.

Ich lasse nunmehr Theodor Fontane selber zu seiner Charakteristik Wageners das Wort. In einem „ersten Entwurf" sind folgende persönliche Eindrücke niedergelegt:

„1860. Schon 2 oder 3 Jahre weg (von der „Kreuzzeitung"); kam aber noch oft; Diners; Kaisersgeburtstag; konservative Abendgesellschaften, die bei ihm, beim Chefredakteur, vielleicht auch bei Graf Eberhard Stolberg stattfinden. Des letzteren bin ich nicht ganz sicher, doch war Graf Stolberg immer zugegen und einer der Eifrigsten. Auf der „Kreuzzeitung" trat er nur selten auf (immer nur bei besonderen Gelegenheiten, wo er nicht gut fehlen konnte), was wohl zunächst damit zusammenhing, daß man nie gern in Geschäften oder Lokalen erscheint, wo man mal angestellt oder gar tonangebend war. Auch sah er wohl auf seine ganze Nachfolgerschaft mit sardonischem Lächeln herab. Sein Nachfolger war wie andere mehr, und

ein paar andere waren an ihrer Stelle geschickt genug (Hesekiel und Göbsche), aber alles war doch nur angethan, um einen so superioren Mann mit Heiterkeit zu erfüllen. Er war wirklich eine superiore Natur und gehört zu den wenigen mir in meinem Leben begegneten Menschen, denen man diese Superiorität abfühlte. Das ewig Wiederkehrende, ganz besonders bei Beamten in hohen Stellungen, ist das, daß man die Sache nicht recht begreifen kann. Hier lag es anders. Er hatte die Allüren dieser Superiorität und durfte sie haben. Diese Allüren aber (ein Kennzeichen mehr für seine ganz ungewöhnliche Potenz) waren aber keineswegs von der bureaukratischen Sorte, ganz im Gegenteil, er hatte 'was bummlig Geniales, anscheinend Leidenschaftsloses, viel Bonhommie, glänzenden Witz, wundervolle Einfälle und ließ dies alles ruhig spielen und gewärtigte die Wirkung aller dieser Gaben und Vorzüge. Diese Wirkung konnte bei leidlich klugen Menschen auch gar nicht ausbleiben, blieb sie bei den Stupiden oder lächerlich Selbstbewußten aber doch aus, so half er mit einem Witz, einem feinen Spottwort nach, und ich habe nicht erlebt, daß jemand diesen hingeworfenen Handschuh aufgenommen hätte. Dabei war er von einer enormen Forscheté, ganz grand, ganz unkleinlich, und wenn man ihm, und mit Recht, einen grenzenlosen Geldkonsum vorgeworfen hat, so darf doch aber auch gesagt werden, er leistete was damit und hatte eine offene Hand und einen offenen Weinkeller. Dies war überhaupt eine glänzende Seite bei den damaligen Trägern der „Kreuzzeitung", nicht der Kreuzzeitungs-Partei, sondern der Kreuzzeitungsleute selbst und George Hesekiel trieb es bis ins Großartige. Im Gasthause Alexander in der Neuen Friedrichstraße habe ich Abende mit durchgemacht, wo er für die ganze Gesellschaft zahlte. Ausgaben von 50 bis 100 Thalern waren nichts Seltenes, was damals (Anfang der 50er Jahre) eine große Summe war. Er verschuldet dann auch durch Zins auf Zins bis hoch in die Tausende hinein, hat es aber durch einen noch großartigeren Fleiß alles wieder abgearbeitet. Auch darin ganz wie sein großes Vorbild Walter Scott. Und so war auch Wagener, vielleicht nicht ganz so gütig, aber bei seinen großen Mitteln viel großartiger in der Inscenierung der Sache. Alle diese Leute hatten einen genialen Zug und Wagener war pur sang. Die sozialpolitischen Fragen waren schon damals sein Gebiet, ich konnte nicht folgen und hielt es für Phantasmagorien, für Ulk (vielleicht war ich der Wahrheit dadurch sehr nahe) — aber wenn ich auch nichts davon verstand und also an der Sache selbst nicht recht ein Interesse nehmen konnte, so interessierte mich doch die Debatte, die sich daran knüpfte. Zu dieser hatte freilich nur einer den Muth und allenfalls auch die Fähigkeit. Dieser eine war Geh. Rat Ludwig Hahn, damals sehr angesehen bei beiden Manteuffels. Er bekämpfte das Programm und wies — die Scene steht mir noch deutlich vor der Seele; es war in dem Hause der Köthener Straße, wo Wagener damals wohnte — auf das Gefährliche, das Staats- und Gesellschaftsstürzende dieser Ideen hin, alles mit Gewandtheit, logisch geordnet, gebildet und aufgebaut, auch mit aufrichtiger Überzeugung. Ich selbst stand dabei ganz auf Hahns Seite; mir leuchtete das alles ein, während das Wagenersche, mir ganz fremd, etwas von Tohubohu hatte. So standen die Meisten. Wagener wußte das auch und war überhaupt nicht der Mann, der sich über etwas wunderte, am wenigsten über die Dummheit und Inferiorität derer, die ihn umgaben. Daran war er gewöhnt. Und in der Tat, ich sehe noch das Lächeln, womit er Hahns Auslassungen begleitete, wie wenn er hätte sagen wollen: „nu ja, lieber Hahn, für Sie ist das ganz gut, für mich ist es Null; ich habe mir diese Weisheit längst an den Schuhsohlen abgelaufen."

Parallele mit Alexander Gentz. Solche Figuren sind der Gegend eigenthümlich.

Zum Schluß

Daß er große Fragen behandelt — die Sozialpolitik, das Wohl der arbeitenden Klassen — oder den Staat vor den drohenden Gefahren zu sichern (gesucht hat), daß

er das alles geleistet hat, ist sicher und bleibt sein Verdienst, um nicht zu sagen sein Ruhm. Die Motive dazu liegen nicht so klar. Daß er aus einer christlichen Anschauung heraus, aus Humanität, Mitleid, so vorging, glaub' ich nicht, glaubt wohl niemand, der ihn gekannt hat. Er war ganz unsentimental, nichts von Philantrop, Menschenbeglücker, Peabody etc. Nach meiner Meinung war er ein spekulativer Kopf, den Ehrgeiz und Bethätigungsdrang dazu drängten, seine Spekulationen auch verwirklicht zu sehen, ein Naturforscher, Physiker, Mathematiker, der Gesetze hat und nun die Proben aufs Exempel zu machen wünscht.

Aber wozu bei dieser Frage verweilen. Das bleibt, was er gethan und anderes, zu dessen Geschehen er die Anregung gegeben hat. Und das ist genug."

In einem zweiten Entwurf findet sich am Schluß folgende zusammenfassende Charakteristik des „klügsten Kuppiners":

„Mein Urteil, wie sich's jetzt stellt. — Höchst anfechtbar, aber doch mit einer ganz anderen Elle zu messen. Tritt man an ihn mit der gewöhnlichen bürgerlichen Respektabilitätselle heran, so kommt er zu kurz. Aber es ist, wie wenn man Bismarck nach den Grausamkeiten gegen Harry Arnim, nach Geffcken etc. beurteilen will. Viel Licht, viel Schatten. Aufs Ganze hin angesehen, war er ein bedeutender, ganz gewiß ein eminenter Mann. Talent, Klugheit, ganz ungewöhnlich. Aber was er auch peccirt haben mag, auch das Land, die Gesellschaft haben große Vorteile von ihm gehabt. Er hat die Bourgeoisie und den Liberalismus bekämpft, aber er hat immer ein Herz, ein Interesse, eine große Wirksamkeit für Volk und Menschheit, für die großen Realitäten des Lebens gehabt. Mit der Bourgeoisie ist es so, so. Ich mag in ihren Verdammungsschrei nicht einstimmen, aber ich begreife den Haß gegen dieselbe. Sie legt das Gewicht auf das Fragwürdigste, auf das Geld."

Aus Hardenbergs letzten Tagen

Von

Ernst Müsebeck

In dem Kampfe, den Hardenberg von 1814 bis 1820 mit der märkischen Ritterschaft zu führen hatte, war es dem Staatskanzler gelungen, alle Angriffe auf seine persönliche Stellung abzuschlagen. Allein dieser Sieg barg die Niederlage seiner letzten, abschließenden Lebensarbeit, des Verfassungswerkes, in sich. Alle Kreise, die ihm widerstanden, in seiner Vollendung die eigene Staats- und Lebensanschauung gefährdet sahen, wurden zu einer geschlossenen Einheit zusammengeführt: die Anhänger des alten bureaukratischen Absolutismus und die Verfechter der ständischen Prinzipien, der Sonderbestrebungen eines provinziellen Partikularismus[1]). Es gelang ihnen, namentlich dem unermüdlichen Gustav v. Rochow, immer engere Beziehungen mit dem Kronprinzen zu gewinnen, ihn in eine offene Gegnerschaft gegen die Pläne des Staatskanzlers hineinzuziehen. Seit den Maitagen 1820, als der junge Thronfolger zum ersten Male dem verantwortlichen Leiter des Staates gegenüber zu den ständischen Theorien sich bekannte, wurde die

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Die märkische Ritterschaft und die preußische Verfassungsfrage von 1814 bis 1820", „Deutsche Rundschau", Jahrgang 44, Heft 5 und 6, Februar und März 1918.

Stellung des Kanzlers immer schwieriger. Einen harten Schlag erlitt sie durch den Bericht der Kommission zur Prüfung der Kommunalordnungsentwürfe, auf die sich die neue Verfassung aufbauen sollte, vom 19. März 1821. Sie wurden alle abgelehnt. Die Mitglieder machten den Vorschlag, der König möge vorläufig von der Verkündigung einer Gesamtstaatsverfassung absehen und zunächst nur eine Kommission berufen, die mit Eingesessenen aus den Provinzen das Gesetz über die Provinzialstände zu beraten hätte. Es war eine offene Kampfansage an Hardenberg. Noch einmal mahnte seine Denkschrift vom 2. Mai, die er am 24. dem Könige übergab, Friedrich Wilhelm III., eine Verfassung aus freiem Willen zu geben. Eine Kommission wurde vorgeschlagen, die nicht unter seinem Vorsitz tagen sollte. Sie riet zur Schaffung von Provinzialständen. Der König entschied in ihrem, d. h. im Sinne des Thronfolgers. Er befahl eine abermalige Beratung, aber nur über die Provinzialstände. Die entscheidende Kabinettsorder an Hardenberg vom 11. Juni betonte ausdrücklich: „Das Weitere wegen Zusammenberufung der allgemeinen Landstände bleibt der Zeit, der Erfahrung, der Entwickelung der Sache und meiner landesväterlichen Fürsorge anheimgestellt." Noch einmal versuchte der Staatskanzler das Schicksal zu wenden. Der ihm in seinen politischen Zielen eng verbundene General v. Witzleben, zugleich der Vertraute des Königs, erhielt den Entwurf einer Eingabe, die er mit den Worten zurücksandte: „Sie haben ihren Schmerz nicht unterdrückt, aber Sie haben ihn auf eine würdige Weise geäußert und nie vergessen, daß es der Herr war, zu dem Sie sprachen. Das Ganze trägt den Stempel eines reinen, edlen Gefühls. Solchen Waffen werden Ihre Feinde keine ähnlichen entgegenzusetzen haben, und des Königs vortreffliches Herz, jeder Ungerechtigkeit und vor allem dem Undank fremd, wird nicht taub sein gegen die Stimme der Wahrheit. Der Himmel gebe sein Gedeihen [2])." Die Vorstellung wurde erst nach Monaten mit dem kurzen Hinweise beantwortet, daß sie der Kommission übergeben sei. Witzleben fühlte, daß der König ihm in den ständischen Angelegenheiten sein Vertrauen entzogen habe, nicht mehr mit ihm darüber spreche [3]). Zwar scheiterten in den folgenden Monaten die partikularistischen Bestrebungen gegen die Einheit des Verwaltungsstaates, für die Wiederbegründung der alten Provinzialministerien, aber nur um so stärker richtete die feudale Partei von neuem ihren Angriff auf die Einheit der Verfassung und auf die Stellung des Staatskanzlers selbst. Am 30. Oktober wurde die neue, die fünfte Kommission über die Bildung der Provinzialstände zusammenberufen. Den Vorsitz führte der Kronprinz. Der Staatskanzler sah sich ganz ausgeschlossen. Eine weitere Niederlage für ihn bedeutete es, daß der König den Gegner Hardenbergs, den Minister v. Doß-Buch, zum Mitgliede ernannte und damit einen alten Wunsch des märkischen Adels erfüllte. Die Kommission berief in den ersten Monaten des Jahres 1822 nacheinander eine kleine Zahl von Notabeln aus den einzelnen Landesteilen. Nach langwierigen Verhandlungen kam am 21. Mai ein Kompromiß dahin zustande, daß das neue Gesetz über die Provinzialstände weder der Verordnung vom 22. Mai 1815 noch des Wahlrechtes für den Reichstag gedenken, dafür aber aus der Kabinettsorder vom 11. Juni 1821 den Satz aufnehmen solle, das Wann und Wie der Reichsstände bleibe „unserer landesväterlichen Fürsorge vorbehalten".

Der Zeitpunkt schien gekommen, entweder den Kanzler selbst zu stürzen oder, falls dies mißlingen, an dem Widerstande des Königs scheitern sollte, seine Machtstellung zu untergraben. Schon am 4. Januar hatte Varnhagen in seinen Tagebüchern verzeichnet,

[2]) Der Brief ist nur in einer Abschrift erhalten, G. St. A. Rep. 92, Witzleben Nr. 103; sie trägt das Datum „Berlin, 7. Juli 1822"; es ist offenbar verkehrt abgeschrieben, denn gerade in jenen Monaten war, wie wir später sehen werden, die Stellung Hardenbergs beim Könige wieder fester geworden. Der Brief bezieht sich offenbar auf diese Eingabe.

[3]) Unvollendetes Konzept Witzlebens an Wittgenstein, undatiert, fällt sicherlich in diese Zeit; ebendaselbst.

es würde gewettet, daß, tot oder lebendig, Hardenberg in vier Monaten nicht mehr am Ruder sein werde [4]). Der Einfluß des Kronprinzen war in stetem Wachsen begriffen. Bei allem liebenswürdigen Entgegenkommen seinerseits gegenüber dem Staatskanzler glaubte niemand an eine politische Aussöhnung. Die Oberleitung der Geschäfte, so meinte Varnhagen am 8. Februar und 5. März, gestünden alle dem Fürsten Wittgenstein zu; er führe ein „gouvernement occulté“ [5]). Aber: so sehr ihn seine Anhänger zu einem großen Schritte zu drängen suchten, d. h. zum Sturze Hardenbergs, so möchte er doch den Schritt durch sie gemacht sehen; er werde es mit ihm noch keineswegs zum Bruche bringen. Dieser mit allen Mitteln diplomatischer Kleinkunst arbeitende, alle Parteien unter dem Deckmantel des ehrsamen Biedermannes mit verlogener Schlauheit für seine Zwecke ausnutzende Politiker, dem es mit der Einführung der Provinzialstände keineswegs Ernst war, sondern der im Grunde seines Herzens ein scharf absolutistisches Polizeiregiment im Metternichschen Sinne befürwortete, in ihm allein die Rettung des monarchischen Prinzips sah, suchte jede endgültige Entscheidung zu hemmen und gewann gerade durch dieses negative Ränkespiel und die mit dem Scheine der Objektivität sich umgebende Unentschiedenheit immer mehr das Vertrauen des Monarchen. So urteilte ein kleiner Kreis von Eingeweihten, und sie trafen gewiß das Richtige [6]). Von allen Seiten erhoben sich Hardenbergs Widersacher und suchten ihm endgültig seinen Einfluß auf den König zu nehmen [7]). Er empfand das lebhafte Bedürfnis, den Monarchen zu einem weithin sichtbaren Akte seiner unverminderten Gnade und Gunst zu bewegen. Der Staatskanzler weilte seit dem 23. Mai in Neuhardenberg auf seinem Dotationsgute. Am 1. Juni wurde Witzleben benachrichtigt, daß er am 4. Juni nach Berlin zurückzukehren gedenke, und daß er hoffe, die Möglichkeit zu finden, mit ihm sich vertraulich zu unterhalten, „wobei ich auch wünsche, daß unser Freund Rother zugezogen werde“. Die Unterredung fand am 5. Juni statt, und am 6. konnte Hardenberg in seinem Tagebuche verzeichnen: „Vortrag beim König. — Pückler Fürst usw. N. B. mit dem König [8]).“ Schon im März hatte Graf Pückler-Muskau, der Schwiegersohn des Staatskanzlers, eine Geldsumme von Preußen als Entschädigung für Verluste und Opfer verlangt, die er dem Staate gebracht habe. Von Altenstein war der Antrag bei dem Staatsministerium durchgesetzt, aber der König hatte sich ablehnend verhalten [9]). Und weiter: Seit dem Herbste 1821 hatten Wittgenstein und Hardenberg auf Befehl des Monarchen über die ständischen Angelegenheiten verhandelt; in der letzten Zeit war vom Kronprinzen dem Wunsche der märkischen Feudalen gemäß angeregt worden, den Minister v. Voß in das Ministerium aufzunehmen. Hardenberg, der von diesem Schritte durch Pückler Kenntnis erhalten hatte, witterte in allen diesen Dingen Hindernisse, die ihm von seinen Gegnern in den Weg gelegt werden sollten, und benutzte nun seinerseits unter vollem Einverständnisse Witzlebens die Gelegenheit zum Gegenschlage, bevor der König am folgenden Tage in Begleitung Wittgensteins mit dem neuvermählten Paare, dem Erbgroßherzoge Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin und der Prinzessin Alexandrine, nach Ludwigslust abreiste, und Varnhagen konnte bereits am 8. erstaunt in sein Tagebuch eintragen: „Herr Graf v. Pückler-Muskau ist nun doch vom Könige in den Fürstenstand erhoben worden, so wird versichert.“

[4]) Blätter aus der preußischen Geschichte, Bd. II, S. 3, Leipzig 1868.
[5]) Ebendaselbst S. 29 f. und 52 ff.
[6]) Varnhagen zum 19. März, S. 67 ff.
[7]) Varnhagen zum 27. Mai, S. 126 ff.: „Überhaupt soll gegen den Kanzler ein neuer Sturm im Anzuge sein, und thätig gegen ihn gearbeitet werden.“
[8]) Hardenberg an Witzleben, Neu-Hardenberg, 1. Juni 1822, ebendaselbst in Abschrift; Tagebuch Hardenbergs Rep. 92; Hardenberg L. 44.
[9]) Varnhagen zum 6. Juni, S. 133 f.

Das Aufsehen erregende Ereignis war ein persönlicher Erfolg, aber es war zugleich ein starker, ein letzter politischer Sieg des Staatskanzlers gegenüber seinen Widersachern. So faßten es auch diese auf. Davon legen zwei interessante Dokumente Zeugnis ab, die sich als Konzepte im Nachlasse Gustavs v. Rochow erhalten haben und hier zum Abdruck gelangen sollen [10]).

I. Eingabe G. v. Rochows an den Kronprinzen, Reckahn 9. Juni 1822

Die Abreise des Fürsten Wittgenstein nach Ludwigslust macht mich besorgt, derselbe möchte vielleicht verschoben haben, Ew. Kgl. Hoheit eine Begebenheit zu melden, deren Kenntnisnahme für Höchstdieselben wichtig und von Einfluß sein dürfte auf die Ausführung des Schrittes, den Ew. Kgl. Hoheit von Stettin aus zu thun beabsichtigen. Mit Höchstdero gnädigstem Vertrauen in dieser Angelegenheit beehrt, halte ich demnach mich zu untertänigster Berichterstattung verpflichtet. Die Sache nemlich hat die unangenehmen Folgen der Ew. Kgl. Hoheit bekannten Unterredung des Fürsten Wittgenstein mit dem Grafen Pückler zum Gegenstande. Ew. Kgl. Hoheit werden sich zu erinnern geruhen, daß der Letztere dieser beiden in jener Unterredung von einem Ew. Kgl. Hoheit bewußten Schreiben an den Fürsten Kenntnis erhalten, daß er versichert worden: dieser würde die im vorigen Herbste abgebrochene, mit dem Kanzler auf Befehl Sr. Majestät geführte Correspondenz wieder anknüpfen, und endlich daß man den Eintritt des Ministers v. Doß in ein bleibendes Dienstverhältnis als bevorstehend angedeutet hat. Von allem nun hat Graf P. seinem Schwiegervater während dessen neulichen Aufenthalte in Neuhardenberg Mitteilung gemacht gehabt, und dieser, erschreckt und ein Gewitter in nahem Anzuge glaubend, ergreift scheu die Partie, sich persönlich an Se. Majestät zu wenden. Ganz aufgelöset in Thränen tritt er am vorigen Donnerstage bei dem Könige ein. Auf Sr. Majestät Frage: „was er habe" antwortet er, vor Schluchzen stammelnd: „Er müsse glauben, des Königs Vertrauen verloren zu haben." Se. Majestät fragt, „was ihn zu einer solchen Mutmaßung veranlasse". Der Kanzler beantwortet die Frage mit neuem, sich immer wiederholenden Ausbrüchen von Thränenströmen, bis Se. Majestät unwillig in ihn dringen und der alte Mann die Entziehung der ständischen Angelegenheiten als Grund seiner Sorgen vorschiebt. Se. Majestät entgegnen: „es könne unmöglich eine Kränkung für ihn darin liegen, wenn Allerhöchstdieselben jene Angelegenheiten in Ew. Kgl. Hoheit Hände gegeben hätten. Se. Majestät versuchen ferner ihn mit der Zusicherung zu beruhigen, „daß die Resultate der betreffenden gegenwärtigen Beratungen nach deren Beendigung ihm zur Begutachtung mitgeteilt werden sollten". Doch auch dies reicht nicht hin, den Thränenfluß des Kanzlers zu stillen, und als Se. Majestät den Weinenden auffordern, doch zu sagen, was er von Allerhöchstdemselben für seine Zufriedenstellung begehre, erbittet dieser sich als ein Zeichen der nicht entzogenen königlichen Gnade den Fürstenhut für seinen Schwiegersohn Pückler, welchen Se. Majestät, um der Sache ein Ende zu machen, denn auch bewilligen.

Se. Majestät haben dem Fürsten Wittgenstein Allerhöchstselbst diese ganze Scene beschrieben, und dieser hat auf die Frage, ob und was etwa Er mit dem Kanzler vorgehabt, bekannt: Gegen Graf Pückler, der ihm von der bewußten Correspondenz im vorigen Herbste gesprochen, sich geäußert zu haben, daß er jene Correspondenz zu gelegener Zeit wieder anknüpfen und fortsetzen werde. Leider haben Se. Majestät das Gespräch hiernach fallen lassen.

Zum Schluß meines Berichts muß ich noch anführen, daß aus der Zusammenhaltung von des Generals Witzleben wie des Grafen Pückler Äußerungen als unzweifelhaft

[10]) Depos. v. Rochow, A. III, Nr. 12.

hervorgeht, daß der Kanzler jenem — Herrn v. Witzleben — seine Besorgnisse mitgeteilt und dieser ihm zu dem Schritte geraten habe.

Unbillig würde es sein, wenn man die böse Wendung der Sache dem Umstande der Mitteilung des Fürsten an Graf Pückler Schuld geben wollte. Sicher hatte der für Förderung des Guten ja stets arbeitende Fürst hierbei die Absicht, eine neue Unterhandlung zwischen sich und dem Kanzler herbeizuführen oder, indem er den Kanzler beugsamer zu machen dachte, einer solchen vorzuarbeiten, und nur der rasche Entschluß des Kanzlers und der Umstand, daß der Fürst keine passende Gelegenheit gefunden gehabt, Ew. Kgl. Hoheit Schreiben dem König vorzulegen, haben desselben Absicht vereitelt.

So betrübend es nun ist, daß die Sache auf einen freventlichen Mißbrauch von des Königs Güte und wohlwollendem Herzen hinausgelaufen ist, so niederschlagend für jeden Wohlgesinnten das durch diesen Mißbrauch Errungene sein muß, so bietet die ganze Begebenheit doch außerdem noch so viele für den Augenblick höchst wichtige und für Ew. Kgl. Hoheit — meiner schwachen Einsicht nach — dringend bestimmende Seiten dar, daß ich mich lebhaft gedrungen fühle, Ew. Kgl. Hoheit solche mit der flehentlichen Bitte darzulegen, daß Hochdieselben ihrer ernsten Beherzigung das Gefühl gerechten Unwillens über jenes Resultat gnädigst unterordnen wollen!

Die Begebenheit zeigt nämlich, daß des Kanzlers Stellung schon jetzt leider wieder fester ist als sie vor ¼ Jahr, als sie vor 2 Jahren war, und fester als er selbst vielleicht gegenwärtig geglaubt haben mag; sie läßt außer Zweifel, daß er einen Alliierten hat, mit Hülfe von dessen Einfluß und unterstützt durch dessen Rat und dessen — ihm selbst abgehenden — Energie er bei Vermeidung eclatant dummer Streiche es dahin bringen wird, sich allmählich immer mehr zu befestigen. Für Ew. Kgl. Hoheit scheint mir demnach in der Begebenheit eine dringende Aufforderung zum unaufschieblichen Handeln zu liegen. Denn ein jeder Augenblick Zeit, der dem Feinde gegönnt wird, vermehrt seine Macht; und selbst das unverkennbare Abnehmen physischer wie intellektueller Kräfte bei dem Kanzler *schwächt die Partei nicht*, da eben *dadurch* des Alliierten Macht zunimmt. Mit jedem Augenblick Zögerung wird der Kampf schwieriger; eine jede längere Dauer der gegenwärtigen Lage der Dinge kann unabsehbar unheilbringende Folgen haben, muß bei wieder zunehmender Sicherheit des Kanzlers den finanziellen Zustand des Landes und der Regierung mit progressiver Schnelligkeit an den Rand des Verderbens bringen, wird und muß zur Folge haben, daß dem Kanzler es gelingt, die Reorganisation der landständischen Verhältnisse — des einzigen Dammes gegen den zerstörenden Strom — wo nicht bei ihrer Geburt zu ersticken, so doch des Neu- und Wiedergeborenen erste Lebensfunction zu unterdrücken, mindestens zu lähmen und sodann gänzlich unwirksam zu machen.

Geruhen Ew. Kgl. Hoheit hiernächst zu erwägen, daß zu den Umständen, die den jetzigen Augenblick für Hochdieselben zum Handeln vorzugsweise günstig machen, noch die zwei hinzukommen.

1. Daß Sr. Majestät dem König ohne Zweifel dasjenige, was dem Kanzler von Allerhöchstdemselben zu erpressen gelungen, schon an und für sich, ganz besonders aber auch in Beziehung auf Ew. Kgl. Hoheit unangenehm sein wird, da Se. Majestät Ew. Kgl. Hoheit Denkungsart über diesen Gegenstand kennen.

2. Daß die Erfahrungen und Wahrnehmungen, welche Ew. Kgl. Hoheit auf Höchstdero gegenwärtige Geschäftsreise einzusammeln Gelegenheit haben, Höchstdemselben Veranlassung geben dürfte, Sr. Majestät ein sprechendes Bild von den drückenden, Besorgnis erregenden Konsequenzen unsrer verderblichen und verkehrten Theorie abstrahierter Verwaltungs- und Gesetzgebungsprinzipien zu entwerfen, und mit Thatsachen unterstützt die Notwendigkeit einer gerade mit den Grundsätzen anfangenden Abänderung darzustellen.

Macht die berichtete Begebenheit die Entfernung des Kanzlers für jetzt freilich höchst unwahrscheinlich und läßt sie besorgen, daß ein dasfalsiger Antrag keinen oder gar einen nachteiligen Eindruck machen möchte, so dürfte man um so lebhafter darauf dringen müssen, daß Se. Majestät die besseren Grundsätze ihren Dienern vorziehen und deren Befolgung ihnen zur Pflicht machen lassen, und daß des Kanzlers Gewalt durch Vermehrung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Staatsministerii eingeschränkt werde, und namentlich daß des Kanzlers dereinstigen Einwirkung auf die landständischen Angelegenheiten vorgebeugt werde, welches sich vielleicht am ehesten erreichen ließe, wenn man die Handhabung des für diese Angelegenheiten erforderlichen Geschäftsganges dem ältesten, die Geschäfte dieses Collegii leitenden Minister übertrüge, dagegen aber die Entscheidung und unmittelbare Berichterstattung an des Königs Majestät über die Ergebnisse der landtäglichen Beratung dem g e s a m t e n Staatsministerio überwiese.

Freilich würde die Annahme meines unmaßgeblichen Vorschlags wohl nur dann einen günstigen Erfolg geben, wenn unser heutiges Staatsministerium in seiner Zusammensetzung einige Abänderungen erlitte, und namentlich wenn es einen praktisch gebildeten, das Gute erkennenden und zu dessen Vollbringung Einsicht, Geschicklichkeit und Kraft habenden Dirigens erhielte; und würden Ew. Kgl. Hoheit, werden selbst des Königs Majestät für einen solchen nicht den wackeren Minister v. Voß erkennen? Sollten Ew. Kgl. Hoheit nicht aus dem Geschäftsverhältnisse, in welches Se. Majestät diesen ausgezeichneten Staatsmann zu Höchstdenselben gestellt haben, Veranlassung nehmen können, Se. Majestät um dessen Aufnahme in das Staatsministerium zu bitten, wodurch allein schon vermöge des Ministers v. Voß Dienstanciennität und vermöge seiner ausgezeichneten Eigenschaften das Staatsministerium ein Haupt und die ständischen Angelegenheiten einen weisen Pfleger erhalten würden.

Doch wohin hat mein allzu lebhafter Eifer mich verführt! Können und wollen Ew. Kgl. Hoheit es mir vergeben, wenn ich mich habe hinreißen lassen, Höchstdemselben über eine für den Thron wie für das Land so wichtige Angelegenheit meine Ansichten, ja Vorschläge unberufen vorzutragen? Früheres gnädiges Anerkennen der mich auch diesmal nur leitenden Motive, frühere huldreiche Nachsicht mit meinem Freimut geben mir die mich beruhigende Hoffnung, daß Ew. Kgl. Hoheit auch jetzt d a keine Anmaßung werden erblicken wollen, wo nur die reinste und ehrfurchtsvollste Liebe gewirket hat.

N. B. In mundo noch hinzugesetzt:

1. Bitte, den Fürsten Wittgenstein jetzt nicht von meinem Schreiben in Kenntnis zu setzen; ich hätte nicht Gelegenheit gefunden, den Fürsten von meinem desfalsigen Entschluß zu unterrichten; und sonach möchte er mißtrauend glauben, ich mische mich unberufen und hinter seinem Rücken in Verhältnisse zwischen Ew. Kgl. Hoheit und ihm.

2. Beim Schluß der Wunsch ausgesprochen, Gott möge das Vertrauen des Königs zum Kronprinzen segnen, und möge Alles entfernen, was ein Verhältnis stören könnte, aus dem allein Heil für das Vaterland entspringen kann.

II. Betrachtung G. v. Rochows über die Begebenheit am 6. Juni 1822, Reckahn Juni 1822

Eine genauere Betrachtung zwischen Sr. Majestät und dem Staatskanzler neulich stattgehabten Scene deckt gar ernste Seiten an derselben auf, und namentlich läßt sie darin, wie es mir scheint, die dringende Aufforderung zum verstärkten Wirken und ungesäumten Handeln für diejenigen erblicken, welche aus Liebe zum Guten es über sich genommen haben, auf das hinarbeiten zu wollen, was die Wohlfahrt des Vaterlandes retten und sichern kann. Es sei mir erlaubt, meine Ansicht in der Kürze zu entwickeln.

Jene Begebenheit ist leider ein Beleg, daß des Kanzlers Stellung schon jetzt wieder fester sei, als sie vor einem viertel Jahre, als sie vor zwei Jahren war, fester als er selbst

in diesem Augenblick geglaubt haben mag; sie läßt außer Zweifel, daß er einen Alliierten hat, mit Hülfe von dessen Einfluß und unterstützt durch dessen Rat und dessen ihm selbst abgehenden Energie er bei Vermeidung eclatant dummer Streiche sicher es dahin bringen wird, sich selbst und seine Partei von neuem zu befestigen und die Macht seines Alliierten zu vermehren, wenn nicht andrerseits ungesäumt wirksame Mittel dagegen in Bewegung gesetzt werden. Mit jedem Augenblick Zögerung aber wird der Kampf schwieriger, ein jeder Augenblick Zeit, den man dem Feinde gönnt, vermehrt seine Macht und selbst die zunehmende Caducität des Kanzlers wird diese Macht nicht untergraben, sondern im Gegenteil nur dazu dienen, des Alliierten Macht umfassender zu machen. Ferner kann eine jede längere Dauer der seitherigen Gewalt des Kanzlers nicht anders als von unheilbringenden Folgen begleitet sein; sie muß und wird bei seiner und seiner Partei wieder zunehmenden Sicherheit all den systematischen Operationen der letzteren Spielraum und Erfolg geben, sie muß den finanziellen Zustand des Landes wie der Regierung mit progressiver Schnelligkeit an den Rand des Verderbens bringen, wird und muß zur Folge haben, daß es dem Kanzler gelingt, die Reorganisation der landständischen Verhältnisse wo nicht bei ihrer Geburt zu ersticken, so doch des verp. Neu- oder Wiedergeborenen erste Lebensfunktionen zu unterdrücken, mindestens zu lähmen und dann unwirksam zu machen.

Macht nun jene Begebenheit die Entfernung des Kanzlers für jetzt wohl unerreichbar, so wird man um so mehr auf Mittel denken müssen, um der Wirksamkeit des Kanzlers Schranken zu setzen, und trotz ihm mit Organisationen vorzuschreiten, durch die der Grund zu einem bessern Zustande der Dinge gelegt, heilbringende Grundsätze ins Leben gerufen und im Leben erhalten werden können, und welche ein minder theoretisches, minder leichtsinniges Verfahren als seither üblich, herbeiführen, und welche vorzüglich die Gelegenheit dazu geben, daß noch bei des Kanzlers Lebenszeit ein anderer das Heft der Angelegenheiten in die Hände bekomme, der das Gute erkennt, und zu dessen Vollbringung Einsicht, Geschicklichkeit und Kraft besitzt.

Meines Erachtens nach dürfte man, um solches herbeizuführen, Folgendes zu ergreifen haben.

1. Da das Übel unseres Zustandes uranfänglich in den Grundsätzen und herrschenden Systemen liegt, so mag man damit anfangen, selbige durch Aufstellung besserer zu verdrängen und der gesamten Staatsdienerschaft das Wirken in denselben zur Pflicht zu machen. Hierdurch würde

a) der Kanzler in die Notwendigkeit gesetzt, entweder gut (sic!) zu gehen und (sic, statt „oder") die Führung allmählich denen zu überlassen, die es verstehen werden, das Schiff auf andere Bahn zu dirigieren, als auf der, auf welcher er nahe daran ist, es fest zu fahren;

b) dürfte diese Maßregel der Kabinettsorder vom 12. April einen bei weitem wirksameren Erfolg geben und veranlassen, daß behufs der so notwendigen Reinigung der Staatsdienerschaft in den übrigen Verwaltungszweigen ähnlich verfahren und die Ausführung derselben in dem guten Geiste gesichert werden müßte.

2. Das Staatsministerium eine vom Einflusse des Staatskanzlers unabhängige Stellung, einen großen Umfang seiner Wirksamkeit und einen Dirigenten bekommen müssen, der es verstände, die Unabhängigkeit jenes Collegii zu behaupten und auf dessen Beschlüsse einzuwirken. Als Präsident des Staatsministerii, als Dirigent der ständischen Angelegenheiten könne keiner wirken, wenn demselben nicht gleichzeitig das Schuldentilgungswesen direkt überwiesen würde. Die Direktion dieser Partie sei es allein, die demselben Einfluß auf die anderen Ministerien verschaffen würde und ihn in den Stand setzen könne, „die ständischen Angelegenheiten mit Erfolg zu führen [11]);

[11]) Von „als Präsident" bis „zu führen" nach Vorschlag des Ministers v. Voß.

3. eine totale Reform in der Zusammensetzung der Ministerien, d. h. der Ministerialräte vorgenommen werden; denn was würden alle und die besten Beschlüsse des Staatsministeriums helfen, wenn die Räte fortfahren, ganz den seither gewohnten eigenen Weg zu gehen.

4. Die landständische Angelegenheit müßte ausschließlich zum Ressort des Staatsministerii, und zwar in der Art gebracht werden, daß das älteste und dirigierende Mitglied desselben die Handhabung des für diese Angelegenheiten erforderlichen Geschäftszweigs — Instruktion der Landtagskommissarien, Vorschläge der Landtagspräsidenten, Geschäftsverkehr mit beiden usw. — erhielte, die Entscheidung oder unmittelbare Berichterstattung an den König über die Ergebnisse der Landtagsverhandlungen aber dem gesamten Staatsministerio überwiesen würde.

5. Die von keinem Staatsministerium ressortierenden oberen Staatsbehörden als Staatsschuldentilgungskommission und alle die den Geldverkehr zum Gegenstand habenden Sachen müßten jedem mittel- wie unmittelbaren Einfluß des Kanzlers entzogen und unter Oberaufsicht des Staatsministerii gestellt werden.

Würde mit Vorstehendem das Werk der Wiedergeburt begonnen, so dürften die nächstfolgenden Maßregeln noch sein: eine Ausmerzung des Staatsrates und eine Ergänzung durch wohlgesinnte praktische Männer.

Entgegnet man mir, daß selbst die 5 ersten Vorschläge, so wie die Sachen stehen, nicht auf einem Male ausführbar seien, so muß ich dem allerdings beipflichten und erlaube mir die Meinung, daß man mit No. 2 und 3 dieser Vorschläge den Anfang mache, No. 4 in Anwendung bringe, sobald die ständischen Verhältnisse ins Leben treten sollen, und No. 5 nachfolgen lasse. Was noch No. 1 betrifft, so scheint es mir freilich wünschenswert zu sein, daß die Realisierung gerade dieses Vorschlags allen übrigen vorangehe, und daß selbige immerhin an keine Reihenfolge gebunden seien.

Dem Vorschlage 4 würde nur Wirksamkeit beizumessen sein, wenn er von den Vorschlägen 2 und 3 begleitet würde. Auch halte ich ihn für das einzige mir bekannte Mittel, des Kanzlers Einfluß auf den Fortgang der ständischen Angelegenheiten abzuschneiden, ein Übel, das anderen Falls demjenigen unvermeidlich erscheinen muß, der sich ein klares Bild von der Wirksamkeit der Provinzialstände macht, der, sobald er die stete wechselseitige, ja ineinander greifende Beziehung dieser Wirksamkeit zu dem legislativen und administrativen Wirken der Behörden erwägt, die Überzeugung erlangen muß, daß der Kanzler bei seiner noch dauernden Geschäftsstellung und bei seiner Abhängigkeit von den Schlechten und bei dem Schutz, den er wiederum dem Treiben dieser angedeihen läßt, sich auf die verderblichste Weise zum Meister der ständischen Angelegenheit selbst dann machen würde, wenn man sich damit begnügte, die Angelegenheit einem Minister ausschließlich zu überweisen.

Soweit die beiden Aufzeichnungen Rochows. Der Erfolg Hardenbergs, an dessen Sturz oder Machtverminderung in den inneren Angelegenheiten des Staates sie nun schon so lange gearbeitet hatten, war den Gegnern ganz unerwartet gekommen. Sollte es ihm, nachdem er so offensichtlich das Wohlwollen des Monarchen in einer Sache errungen hatte, die dem Thronfolger selbst so widerwärtig war, etwa mit Hilfe seines mächtigen Alliierten, Witzlebens, doch noch gelingen, das Verfassungswerk zum Abschluß zu bringen? — Gustav v. Rochow war sich darüber klar, daß es gelte, nunmehr entschlossen und rücksichtslos zu handeln, nachdem Hardenberg alle bisherigen Pläne immer wieder durchkreuzt hatte. So suchte er den Kronprinzen zu bewegen, den König dahin zu führen, daß er dem Minister v. Voß die vom Staatskanzler unabhängige Leitung des Staatsministeriums und damit die Geschäfte in den ständischen Angelegenheiten anvertraue. Dann lagen sie in sicheren Händen. Zu dem gleichen Schritte sollte auch Wittgenstein den Thronfolger drängen. Rochow übersandte ihm am 20. Juni die „Betrachtung"

mit der dringenden Bitte, in diesem Sinne zu wirken [12]). Das Schriftstück gibt Kenntnis von den weitgehenden Plänen, mit denen sich in jenen Tagen die feudale Opposition gegen den Staatskanzler trug. Seine Beseitigung hielt sie nach dem letzten Gnadenbeweise für unmöglich. Um so mehr galt es, noch bei seinen Lebzeiten ihm das Heft aus den Händen zu nehmen. Die Kabinettsorder vom 12. April, betr. das Verfahren bei Amtsentsetzung der Geistlichen und Jugendlehrer wie auch anderer Staatsbeamten, hatte darauf hingewiesen, daß es infolge der Ergebnisse der Untersuchungen über die demagogischen Umtriebe ratsam erscheine, die Bande der Disziplin schärfer anzuziehen und die Oberaufsicht zu verdoppeln. Der Kultusminister v. Altenstein erhielt deshalb die Aufforderung, diejenigen, „gegen welche wegen vermuteter oder erwiesener Teilnahme an demagogischen Umtrieben von Seiten des Staats Maßregeln genommen worden" seien, sofort nach Vereinbarung mit v. Schuckmann, dem Minister des Innern, ihres Amtes zu entsetzen. Rochow verlangte eine Verschärfung dieser Kabinettsorder, die Proklamation neuer Regierungsgrundsätze und die Verpflichtung der Beamten auf sie. Er erwartete, daß alsdann zahlreiche Beamte mit liberalen Grundsätzen aus dem Dienste scheiden würden. Nicht minder einschneidend waren die beiden nächsten Forderungen: die Ernennung des Ministers v. Voß zum Präsidenten des Staatsministeriums, die Befreiung der obersten Behörde von dem überwiegenden Einflusse des Staatskanzlers und die totale Reform in der Zusammensetzung der Einzelministerien, d. h. die Beseitigung der Hardenberg und dem Verfassungswerke ergebenen Ministerialräte. Dann war freie Bahn geschaffen, die landständischen Angelegenheiten dem Staatsministerium, d. h. seinem künftigen Präsidenten, zu unterstellen und alle von keinem Ministerium unmittelbar ressortierenden Staatsbehörden dem Staatskanzler zu entziehen. Als Schlußstein der Neubildung dachte Rochow an einen Pairsschub in den Staatsrat, der auch ihn der Reaktion geneigt machen sollte. Ob Wittgenstein sich mit so weitgehenden Plänen befreundete? — Sie lagen nicht in der Linie seiner vorsichtig abwägenden und kühl das Erreichbare im Auge behaltenden Natur. Seine Antwort an Rochow hat ihn nur, versichert zu sein, daß er seine Darlegungen „nach Möglichkeit" benutzen werde; bisher habe er noch nicht die Gelegenheit dazu gefunden [13]). In einem Punkte aber stimmten beide überein, in dem Wunsche, einen ihnen ergebenen Gegenspieler gegen Hardenberg, den Minister v. Voß, in das Staatsministerium zu bringen, und es fiel auch gewiß nicht schwer, den Kronprinzen zu einem vorbereitenden Schritte bei dem Könige zu bewegen. Wohl im Laufe des August ist der Eintritt v. Voß in das Ministerium zwischen dem Monarchen und seinem leitenden Staatsmanne zur Sprache gekommen. Am 15. September fiel die entscheidende Unterredung. Hardenberg versuchte noch einmal, der Verabredung mit Witzleben gemäß, die Stellung des Rivalen möglichst einzuschränken, seine unmittelbare Zugehörigkeit zum Ministerium zu verhindern, allein der König bestand „auf seinen Eintritt in das Ministerium als aktiver Minister, da er ja *Minister sei*. Er solle es *ohne Departement* werden und wegen seines Gehaltes könne die Bestimmung ausgesetzt bleiben" [14]). Schließlich fügte sich Hardenberg auch dem Wunsche des Kronprinzen, daß der Minister v. Voß ausdrücklich als Vizepräsident bestimmt würde [15]). Die Ernennung zum Vizepräsidenten des Staatsrates und des Staatsministeriums erfolgte durch die Kabinettsorder vom 18. September.

[12]) Konzept in Depos. Rochow, A. III, Nr. 12.

[13]) 22. Juni, Depos. v. Rochow, B., Nr. 36.

[14]) Hardenberg verzeichnet über diese Dinge in sein Tagebuch Rep. 92, Hardenberg, L. 44, nachdem er am 14. abends von Neu-Hardenberg nach Berlin zurückgekehrt war: 15. Sept. beim König — bei Wittgenstein, 16. Sept. Vortrag beim König, 17. Sept. desgl., 18. Sept. desgl. Der Minister Voß ins Ministerium — Vizepräsident. — Hardenberg an Witzleben, 16. Sept. 1822, Rep. 92, Witzleben, Nr. 103.

[15]) Hardenberg an Witzleben, Berlin, 18. Sept. 1822, ebendaselbst.

Der Staatskanzler hatte eine schwere Niederlage erlitten. Die Opposition im Staatsministerium war verstärkt, der Führer der ständischen Partei als offener Gegenspieler gegen Hardenberg in die oberste Behörde des Staates aufgenommen. Frohlockend beglückwünschte v. Rochow den Kronprinzen dazu [16]), „daß mit der Wiederanstellung des Ministers v. Doß nunmehr ein recht entscheidender Schritt zum Guten geschehen sei." . . Das Ereignis wird „des Königs Absicht öffentlich beurkunden, daß Se. Majestät Allerhöchstihre Unterthanen anders als in seitheriger Weise regiert wissen, daß Sie Ordnung in den Staatshaushalt gebracht haben wollen, und hauptsächlich wird das Ereignis als die Constituierung einer Macht betrachtet werden dürfen, von welcher aus in des Königs Namen auf legalem Wege wie in überlegter Consequenz das Gute ins Leben gerufen, das Verderbliche bekriegt werden kann". Unterdessen hatten Wittgenstein und Rochow ihre Fäden geschickt weitergesponnen. Es handelte sich darum, auch weiterhin eine Aussöhnung des Kronprinzen mit dem Staatskanzler zu verhindern, den Thronfolger an Berlin zu fesseln, während der König an dem Kongresse zu Verona teilnahm. Schon am 22. August konnte Wittgenstein von Teplitz aus die Kunde geben [17]), daß der Kronprinz den König nicht nach Italien begleiten würde. „Se. Kgl. Hoheit wollen die ständischen Angelegenheiten erst ganz beendigen und, unter uns gesagt, während der Abwesenheit des Monarchen an der Spitze der Staatsgeschäfte bleiben." Unsicher war es noch in jenen Tagen, ob Hardenberg den König begleiten würde. Witzleben suchte abzureden. Gewiß: er könne ihm, falls er sich dazu entschlösse, ihm mit seinen Erfahrungen in Verona zur Seite stehen. Aber würde Friedrich Wilhelm III. auf den Rat seines ihm persönlich immer mehr entfremdeten Staatskanzlers hören, wenn er dort unter dem Einflusse der beiden Kaiser Alexander und Franz sowie Metternichs stand? — Witzleben schien es deshalb geratener, daß Hardenberg in Berlin blieb; es hätte „unläugbar den Nutzen, daß Sie dem Kronprinzen näher treten und daß ein unseliges Mißverständnis, welches böse Menschen veranlaßt und genährt haben, ausgeglichen werden kann, und was eben so wichtig ist, Sie verhindern durch Ihre Anwesenheit, daß sich der Kronprinz nicht ganz in die Arme von Personen wirft, die Feinde der jetzigen Gesetzgebung und jeden Augenblick bereit sind, nach Ihrer Entfernung die Reaction explodieren zu lassen" [18]). Er glaubte sagen zu dürfen, daß Wittgenstein des Staatskanzlers Reise wünsche, und es ist als sicher anzunehmen, daß von dieser Seite alles geschah, um den König nach ihrem Willen zu beeinflussen. Rochow seinerseits versuchte, den Kronprinzen immer mehr von der staatsauflösenden Wirkung des Hardenbergschen Systems zu überzeugen. In einem Aufsatze, der am 1. September 1822 dem Thronfolger übergeben, dann dem Fürsten Wittgenstein und schließlich dem Grafen Hatzfeldt, dem preußischen Gesandten in Wien, zugestellt wurde, vertrat er offen die Meinung, der Zustand Preußens sei „ein von oben herab revolutionierter". „Ein Heer von Zivilbeamten", so heißt es, „bewaffnet mit einer sich immer mehrenden Masse revolutionärer Gesetze, bewegt sich in revolutionärer Taktik. Die Militärverfassung — es wird damit auf das Boyensche Wehrgesetz von 1814 mit seiner Landwehreinrichtung hingezielt — schiene für eine Republik berechnet zu sein. „Gesegnet sei das Beginnen, wenn man bemüht ist, durch Wiederbelebung der altständischen Verfassungen dem ferneren Revolutionieren entgegen zu arbeiten und in die Grundpfeiler des Staates wieder Zusammenhang, Stetigkeit und geregeltes Leben zu bringen." Hatten der Verfassungsausschuß und die aus den einzelnen Provinzen berufenen Notabeln dieses Beginnen nach dem Wunsche Rochows nicht ins Werk gesetzt? — Erst am 16. September erhielt Hardenberg von den Entwürfen der Kommission Kunde; er konnte seine Antwort nicht mehr beenden,

[16]) Reckahn, 24. Sept. 22, Hausarchiv, Rep. 50, König Friedrich Wilhelm IV., Corr. R.
[17]) Dep. v. Rochow, B., Nr. 36.
[18]) Witzleben an Hardenberg, Teplitz, 19. August 1822, Abschrift, Rep. 92, Witzleben, 103.

denn bereits am 23. abends erfolgte seine Abreise nach Verona, nachdem er noch zwei Tage vorher den Kronprinzen bei sich gesehen hatte.

Das Feld war frei für die weiteren Pläne Rochows. Seine Sorge ging zunächst dahin, die Zahl der unbedingten Gegner des Kanzlers in den ausschlaggebenden Stellen zu vermehren. Noch vor der Abreise des Königs war der alte Feldmarschall Graf Kleist v. Nollendorf zum Mitgliede des Staatsrates ernannt. Er schwankte, ob er diesen Gnadenbeweis annehmen sollte, „da er, ununterrichtet über die eigentliche Lage der Dinge und über den Gang, den man die Bekämpfung des Bösen nehmen lassen wolle, sich nicht überzeugen könne, durch seine Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten irgend etwas Gutes bewirken zu können, so lange der Kanzler et Consorten nicht völlig von der Bühne abgetreten sein werden“ [19]). Rochow beeilte sich, dem Kronprinzen das Zaudern Kleists mitzuteilen und ihn zu bitten, er möge den Feldmarschall bestimmen, „mit Mut sich den Männern beizugesellen, welche mit Ew. Kgl. Hoheit für die Wohlfart der Monarchie mit Eifer arbeiten“.

Während so Rochow eifrig für die Verstärkung der Front gegen den Staatskanzler in Berlin bemüht war, tat Wittgenstein das Seinige, um in Verona dessen Stellung bei dem Könige weiter zu untergraben, die Verfassung für ein einheitliches Preußen endgültig zu hintertreiben: er übersandte Metternich die von der Verfassungskommission vollendeten Entwürfe, das allgemeine und das brandenburgische Gesetz. Dem Wunsche, den der österreichische Staatsmann einst auf dem Aachener Kongresse vorgetragen hatte, höchstens Provinzialverfassungen einzurichten, war hier Rechnung getragen. Die verfassungsmäßige Zentralisation des preußischen Staates war verhindert, die Einheit von Regierung und Volk außer acht gelassen, der Wille der Nation zur Mitarbeit beiseite geschoben.

Metternich und Gentz konnten sicher sein, daß Preußen der Reaktion keinen weiteren Widerstand leisten werde, daß Hardenbergs Pläne endgültig gescheitert seien, daß der Wille Österreichs, die Gegnerschaft gegen die Wünsche der Nation auch in der norddeutschen Großmacht die Oberhand gewonnen habe. Voll stolzer Siegesgewißheit schrieb Gentz am 29. Oktober seinem Helfer, dem Fürsten Wittgenstein: „Solche ständischen Verfassungen können die Freunde der Ordnung und des monarchischen Prinzips sich gefallen lassen. Auch ist in diesem Plane alles so weise und zweckmäßig geordnet, daß der wahre, wesentliche Nutzen, den Institutionen dieser Art stiften können, vollkommen gesichert wird; nur die falschen und überspannten Erwartungen werden und müssen dabei zu kurz kommen. Ich kann Ew. Durchlaucht kaum ausdrücken, wie sehr ich von dieser Arbeit entzückt bin. Die Ausschweifungen des Zeitalters haben uns soweit gebracht, daß es heute besonderer Geistesstärke bedarf, zum Einfachen zurückzukehren, und auf die Stimme der gediegenen praktischen Vernunft zu hören. Diese allein aber hat bei dem großen Geschäft, das eine für Preußen so glückliche und ruhmvolle Wendung genommen, den Vorsitz geführt. Wenn ich bedenke, welchen bangen Sorgen über Preußens — folglich Deutschlands — folglich Europas — Zukunft ich mich in den Jahren 1817, 1818 und 1819, auch wohl noch in einem späteren Zeitpunkt, oft überließ, so erscheint mir das jetzige Resultat wie ein wirkliches Wunder. Gott hat über denen, die es herbeiführten, und deren unsterbliches Verdienst die Nachwelt besser würdigen wird als die Zeitgenossen, seine Hand gehalten. Wie gut könnte es heute um Deutschland stehen, wenn wir zur rechten Zeit entschlossen genug gewesen wären, die unsinnigen Konstitutionen der süddeutschen Staaten auf Tod und Leben — von den Cabinetten aus — am Bundestage — durch offene Erklärungen, ja selbst im äußersten Fall mit bewaffneter Hand zu hintertreiben! Ich hoffe, und zwar mehr als

[19]) So Rochow an den Kronprinzen, Reckahn, 19. Oktober 1822, Hausarchiv, Rep. 50, König Friedrich Wilhelm IV., Corr. R.

jemals, seitdem die Sache in Preußen so herrlich entschieden ist, daß wir jene Constitutionen noch werden fallen sehen; wie schwer aber werden wir bis dahin die vergangenen Fehler noch zu büßen haben!" Metternich war entschlossen, das Seinige zu tun, daß der König auf den in jenen Entwürfen ausgesprochenen Grundsätzen „fest und unwandelbar" beharre [20]).

Allein Hardenbergs Tage waren gezählt. Am 26. November erlag er, bereits bei seiner Abreise von Berlin ein gebrochener Mann, seinen Leiden in Genua. So erlebte er wenigstens nicht mehr seinen Sturz, der in Berlin von seinen Gegnern wohl vorbereitet war. Alle Fäden, die in diesen letzten Monaten gegen ihn und sein Werk gesponnen wurden, liefen in den Händen des Kronprinzen zusammen, Dank der jahrelangen Arbeit Rochows. Sie schien jetzt reiche Früchte tragen zu müssen. War jetzt nicht der Augenblick gekommen, der seinen weit gesteckten Plänen vom Juni 1822 die Erfüllung verhieß? — Da machte der plötzliche Tod der beiden Männer, die als Nachfolger Hardenbergs ausersehen waren, des Ministers v. Doß und des Feldmarschalls v. Kleist, ihnen ein jähes Ende. Der radikale Wechsel in der preußischen Politik wurde vermieden, das Erbe Hardenbergs von einem reinen Beamtenministerium angetreten, das freilich immer stärker in die Bahnen seiner Gegner einlenkte. Aber nicht die ständischen Absichten Rochows, sondern die Anschauungen des absoluten Staates, wie sie Wittgenstein vertrat, bestimmten hinfort unter dem alternden Könige die innerpolitischen Maßnahmen der preußischen Großmacht.

Immermann und die deutsche Gegenwart

Von

Conrad Wandrey

Von Immermann ist in der „Deutschen Rundschau" des öfteren und ausführlich die Rede gewesen. Harry Maync hat auf reichem historischen Hintergrund sein Bild gezeichnet, indem er den Dichter als Zeitausdruck würdigte. Ob noch etwas zu tun bleibt? Aber vielleicht ist die Frage besser so gestellt: hat Mayncs gründliches und mühevolles Werk Immermann über die enge Gemeinde der Literaturfreunde hinaus zu neuem Leben verholfen? Dafür ist sein dankenswertes Buch wohl allzu kritisch und kühl. Es käme darauf an, den Immermann zu zeigen, der u n s angeht. Wie viel hätte der zu sagen, was nichts weniger als historisch anmutet. Wir wollen am Beispiel der „Epigonen" dartun, in welchem Licht ein solches Immermann-Standbild ragen müßte: im Lichte des heutigen Tages, ein noch Lebendiger, keineswegs ein Stück starrgewordener, toter Vergangenheit. Sind nicht die „Epigonen" beinahe ein aktuelles Buch zu nennen? Es werden die überraschendsten Gleichungen zwischen unsrer eignen und der von Immermann abgeschilderten Zeit offenbar: die Gegenwart kann hier in oft erschreckender, oft trostreicher Weise aus einer dichterisch gespiegelten Vergangenheit ihre eignen Nöte wiedererkennen.

[20]) Gentz an Wittgenstein, Verona, 29. Oktober 1822, Hausarchiv, Rep. 49, König Friedrich Wilhelm III., Staatsverfassung, Vol. III, Metternich an Wittgenstein, Verona, 31. Oktober 1821, Hausarchiv Rep. 39, Auswärtige Angelegenheiten Österreich.

Die Epoche vor der Julirevolution blickte voll Verachtung, voll verstandsmäßiger Nüchternheit auf die jüngst vergangene Zeit der vaterländischen Erhebung zurück. Das Gefühl für Heldentum war den Skeptikern der Reaktion abhanden gekommen, schärfste Gegensätze der Weltanschauung und Lebensform rückten eng zusammen, es war alles im Fluß und alles fragwürdig geworden. Das Bürgertum begann seinen Siegeszug gegen den Adel, der im anbrechenden Zeitalter des Geldes, der Maschinen, der Demokratie sich nicht mehr als herrschender Stand zu behaupten vermochte. Wer am Alten hing, besaß es meist nicht mehr recht, weil er es nicht im goetheschen Sinn erworben hatte, und wer in die Zukunft schaute, hatte meist nur seinen guten Willen in die Wagschale zu werfen. Epigonen und Vorläufer — damit ist das Menschentum dieser Zeitspanne in seiner ganzen Problematik umschrieben.

Wer möchte die Augen davor verschließen, daß auch wir am Schicksal des Epigonen- und Vorläufertums schwer zu tragen haben? Man kann ohne große Mühe in den Schilderungen Immermanns einen überzeitlichen Gehalt finden, wenn man seine „Epigonen" auf das Seelische und Reinmenschliche hin liest. Was sich damals zwischen Adel und Bürgertum begab, begibt sich heute zwischen dem Bürgertum und dem vierten Stand. Wir haben die Erhebung von 1914 hinter uns wie die Zeitgenossen Immermanns die von 1813, wir haben unsre Form des Kampfes zwischen Geist und Geld, Kultur und Zivilisation, völkischer Gebundenheit und internationaler Entwirklichung, wie Immermann und seine Epoche die ihre hatten. Lassen wir den großen Realisten in der breit dahinströmenden und doch edel gehobenen Sprache dieses Romans selbst zu uns reden, von seinen und unsren Dingen.

Hat nicht Immermann den inneren Zustand eines nur allzu großen Teiles heutiger, oder darf man wirklich schon sagen: gestriger Jugend im Kern getroffen, wenn er einen dieser Frühgereiften ausrufen läßt: „Wir armen Menschen! Wahrlich, unser Los ist ein recht lächerlicher Jammer! Daß man heutzutage so früh gescheit werden muß, daß es gar nicht möglich ist, die törichten Streiche bis in die Dreißig mit hinüberzunehmen! O gäbe mir ein Gott die glückliche Dunkelheit, die hoffnungsreiche Nacht statt des kalten Lichtes, welches Verstand und Erfahrung uns Spätlingen unwiderstehlich anzünden!" Sind nicht unsre eignen Vorkriegsjahrzehnte charakterisiert, die nur zu oft auf Borg gingen, wo es sich um das Edelste und Wesentliche handelte, das sie nicht mehr aus eigner Kraft zu schaffen vermochten, wenn Immermann klagt: „Die alten Jahrhunderte haben uns ihre Röcke hinterlassen, in die steckt sich die jetzige Generation. Abwechselnd kriecht sie in den frommen Rock, in den patriotischen Rock, in den historischen Rock, in den Kunstrock und in wie viele Röcke noch sonst! Es ist aber immer nur eine Faschingsmummerei, und man muß um des Himmels willen hinter jenen würdigen Gewändern ebensowenig den Ernst suchen, als man hinter den Tiroler- und Zigeunermasken wirkliche Tiroler und Zigeuner erwarten soll."

Und doch, auch damals gab es eine „gute alte Zeit" — wann gab es sie nicht? Immermann stellt sie scharf gegen die brüchige Gegenwart und ihr lahmes Epigonentum. „Wir können nicht leugnen, daß über unsre Häupter eine gefährliche Weltepoche hereingebrochen ist. Es ist, als ob die Menschheit, in ihrem Schifflein auf einem übergewaltigen Meere umhergeworfen, an einer moralischen Seekrankheit leide, deren Ende kaum abzusehn ist. Man muß noch zum Teil einer andren Periode angehört haben, um den Gegensatz der beiden Zeiten, deren jüngste die Revolution in ihrem Anfangspunkte bezeichnet, ganz empfinden zu können. Unsre Tagesschwätzer sehen mit großer Verachtung auf jenen Zustand Deutschlands, wie er gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hatte und noch eine Reihe von Jahren nachwirkte, herab. Er kommt ihnen schal und dürftig vor; aber sie irren sich." Wer stutzte nicht beim Lesen dieser Worte von der „moralischen See-

krankheit", deren Ende nicht abzusehen ist, wer könnte nicht für Augenblicke der Täuschung verfallen, daß mit dem „letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts" das 19. statt das 18. Jahrhundert gemeint sei?

Aber Immermann ist viel zu episch weltgerecht, als daß er ein billiges Lob der guten alten Zeit auf Kosten der neuen anstimmte. Wirkt es nicht wie auf die diplomatischen Zustände des „neuen" Deutschland gemünzt, das uns nun das alte geworden ist, wenn Immermann schreibt: „So sehr man Persönlichkeit, Geist, Talent als gesellige Tugenden achtete, eine so verschiedene Gestalt nahmen die Dinge an, wenn die Rede vom Dienst des Landes war. Dann trat behutsam und indirekt, aber ganz unzweideutig die alte Furcht vor dem Genie auf, mit dem man in Amt und Stelle nichts zu schaffen haben mochte. Auch nahm man binnen kurzem wahr, daß, wenn man nicht das Glück hatte, einer der Familien anzugehören, in welchen sich die Beförderung sozusagen erblehenartig machte, ein rasches Fortkommen zu den seltensten Zufälligkeiten gerechnet werden mußte." Und wie stand es damals mit dem freien Wort, wie stand es mit der Presse, in der manche heut das Grundübel der „neuen" Zeit erkennen wollen, das sich in unsren Tagen zu einem wahren Krebsschaden ausgewachsen habe? „Ich sah alles verfälscht, vom armseligen Journalisten und seinem Handlanger an, die beide mit entwendetem Tiefsinn und geraubtem Scharfblicke nur ihr trostloses Leben fristen und ihre winzige Persönlichkeit bemerkbar machen wollen, bis hinauf zum Fürsten, dem ein faselnder Minister allerhand unregentenhafte Kostbarkeiten vor dem Volk in den Mund legt . . ." Das ist vor 80 Jahren geschrieben worden!

Und wie denkt Immermann vom Fortschritt, von den gepriesenen Verkehrsmitteln und der Organisation des Geistes, wie steht es um den inneren Menschen dieser betriebsam humanen Epoche? „Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen wie mit geborgtem Gelde: wer mit fremdem Gut leichtfertig wirtschaftet, wird immer ärmer. Für den windigsten Schein, für die hohlsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Redensarten. Die alte schlichte Überzeugung ist deshalb auch aus der Mode gekommen, und man beliebt von Ansichten zu reden. Aber auch damit sagt man meistenteils noch eine Unwahrheit; denn in der Regel hat man die Dinge nicht einmal angesehen, von denen man redet und womit beschäftigt zu sein man vorgibt." Fürwahr harte Worte, aber muten sie sonderlich historisch an? Es würde nicht schwerfallen, Worte unsrer Besten, Worte von Hans Pfitzner, von Stefan George etwa, anzuführen, die die Schäden unsrer Gegenwart berühren und nicht viel anders lauten.

Immer wieder fragt man sich, wann ist das geschrieben, liegt es wirklich in einem vergessenen Roman eingesargt? Wie wird unsren politischen Brauseköpfen und künstlerischen Expressionisten bei solchen Sätzen: „Diese Zeit duldet kein langsames, unmittelbar zur Frucht führendes Reifen, sondern wilde, unnütze Schößlinge werden anfangs von der Treibhaushitze, welche jetzt herrscht, hervorgedrängt, und diese müssen erst wieder verdorrt sein, um einem zweiten, gesünderen Nachwuchse Platz zu machen. Wohl dem, der hierzu noch Kraft und Mark genug besitzt!" Und man entschuldige sich auch nicht mit dem Schlagwort „Übergangsperiode". Immermann erklärt: „Das ist ein Trivial gewordenes Wort, welches alle Schulknaben jetzt nachplappern. Schwieriger ist es, die ganze Bedeutung desselben zu fühlen, sympathisch mitzuempfinden, wie viele Menschen an einem solchen Übergang zugrunde gehen. Wohl befinden sich in der Gegenwart eigentlich nur die oberflächlichen Naturen, welche von Schatten und Klängen genährt werden, während jede tiefer

gehöhlte Brust ein heimliches Verzagen erfüllt. Auf alle Weise sucht man sich zu helfen; man wechselt die Religion oder ergibt sich dem Pietismus; kurz, die innere Unruhe will Halt und Bestand gewinnen und löst in diesem leidenschaftlichen Streben gemeiniglich nur noch die letzten Stützen vom Boden." Wie wäre es, wenn man an Stelle des Wortes Pietismus einen der vielen „— ismen" unsrer Tage setzte, eins der zahlreich angepriesenen religiösen Ersatzmittel der Gegenwart: Adventismus, oder Monismus, oder Spiritismus, oder Indismus, die doch auch alle nur „die letzten Stützen vom Boden lösen"? Und Immermann kennt auch den Gegenpol dieser geistigen Verschwärmtheit. Spricht er von den irrsinnigen Bankspekulationen dieser heutigsten Tage oder von vergangenen, vergessenen Dingen, wenn es in den „Epigonen" heißt: „Eigentum und Besitz haben ihre schwere tellurische Natur aufgegeben; sie streichen, gasartig verflüchtigt, durch die Lüfte, und niemand von uns weiß, ob nicht auch er in den Bereich eines solchen ziehenden Schwadens kommen werde. Kurz, mein Freund, es kann an deiner und es kann an meiner Stirn mit unsichtbarer Schrift das Wort Millionär geschrieben stehn, so wenig Anschein die Sache auch jetzt für sich haben mag."

Und der Ausweg aus all diesen Nöten, Irrungen, Krämpfen? „Was ist das politische Leben unsrer Zeit? Eine große, weite, wüste Überschwemmung, worin eine Welle sich zwar über die andre erhebt, aber gleich darauf von ihrer Nachfolgerin wieder umgestürmt und zerschlagen wird." Nein, von politischen Veränderungen hat sich Immermann keine Besserung der „moralischen Seekrankheit" versprochen, an der er seine Zeitgenossen leiden sah, dazu war er ein zu tiefer Kopf und geschichtlich zu einsichtig. Aber an einer andren Stelle bekennt er: „Mir erscheint der Geist der Welt- und Zeitgeschichte nur in großen Männern, nur die Anschauung eines solchen vermag mir den Sinn für irgendeine Epoche aufzuschließen." Die geniale oder heldische Persönlichkeit ist es, die Immermann vermißt, von der er allein glaubt, daß sie das Heil bringen könne. Aber hat man ihn damals gehört, will man heute von solchem Helden- und Führerglauben etwas wissen, belächelt man dergleichen nicht als abgetan und rückständig, ist der Führer nicht zum bloßen Ausdruck und Stellvertreter der Masse geworden? Schmerzlich entringt sich Immermann in den „Epigonen" der Ausruf: „Wie sie bemüht sind, sich alles zu zersprechen, damit nur gar nichts übrig bleibe, woran Liebe und Verehrung haften kann!" Und doch müßten wir manchen Kronzeugen für diesen tiefdeutschen Führer und Heldenglauben aufzurufen, skeptische, nüchterne, bürgerliche Männer darunter, wie den alten Theodor Fontane, der 1878 in einem Brief schreibt: „Ein großer Mann, ein Erwecker, ein Licht- und Flammenträger muß die ganze Geschichte 'mal wieder aus ihrer Misere herausreißen. Aber so was läßt sich nicht ‚besorgen'. Es muß kommen, das Erscheinen großer Geister muß den Volksgeist umgestalten. Aber dürfen wir darauf rechnen?"

Immermann hat in seiner Zeit vergebens nach dem Licht- und Flammenträger ausgesehen, er konnte ihn nicht herbeizwingen, so wenig das heut möglich ist, aber er wußte auch, daß „bereit sein" schon viel bedeutet. Auch von dem einen was nottut, heut wie damals, hat Immermann so packend gesprochen, daß man es nicht besser zu sagen wüßte: „Bei uns müssen wir beginnen und mit unsrem Selbst den ersten Baustein zum Tempel der neuen Andacht tragen. Lege den Gehalt einer Gesinnung auch in das kleinste Tun! Sprich nichts, als was du wirklich gedacht hast! Sei wahr in jedem Atemzuge!" Das ist von Immermann nicht nur so hingeredet. Er weiß um die Schwere solchen Tuns, er weiß, daß Tun schwerer, aber auch wichtiger, wertvoller, fruchtbarer ist als alles Reden und Schreiben. „Wir werden keinen leichten Stand haben. Neben der Schminke und dem Firnis der anderen wird sich unsre Art arm und einfältig ausnehmen. Jeder gibt sich für mehr als er ist; wir,

die wir nur zeigen wollen, was wir sind, werden auch das Wenige nicht gelten, was wir sind. Schlicht und vernünftig sein, heißt heutzutage dumm sein, und wer handelt, ohne Prätentionen zu machen, kann darauf rechnen, übersehn oder gar verachtet zu werden. Ist es zu irgendeiner Zeit anders gewesen?"

So wendet sich Immermann an das Beste und Tiefste in uns. Er rührt an den sittlichen Kern, gemahnt an das, was allein aus aller äußeren und inneren Wirrnis herausführen kann: an eine Wiedergeburt aus der Mitte menschlichen Wesens heraus. Und damit sind seine „Epigonen" mehr als der Roman einer vergangenen Epoche. Wer zu lesen versteht, wird zeitlos Gültiges darin finden, das eben darum auch unsrer Zeit zu helfen und Trost zu spenden vermag.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

3. Tagung des Deutschen Schutzbundes in Allenstein-Marienburg

Nach Ostpreußen führt der Landweg von Binnendeutschland durch den „Korridor", von Willkür und Haß fremder Staatshoheit wider göttliches und menschliches Recht, gegen alle wirtschaftliche Vernunft zugeteiltes urdeutsches Gebiet. Wer von Deutschland nach Deutschland will, muß sich polnischer Aufsicht unterwerfen. An der deutschen Art des Landes kann keine Farbe etwas ändern, die der Pole überreichlich an Eisenbahnschranken und deutschen Bahnhofsaufschriften und Firmenschildern übermalend verwandte. Und die kläglichen Gestalten der polnischen Soldateska in ihrer zusammengestoppelten Ausrüstung zeugen nur von der Tatsache, daß diese Armee von Frankreich ausgehalten wird, wirken aber in dem Gesicht der deutschen Landschaft lediglich als Schönheitsflecken. Jeder Deutsche sollte diese Fahrt machen und zähneknirschend das Unerträgliche selber erfahren. Für die Teilnehmer an der Schutzbundtagung vermittelte sie die richtige innere Einstellung. Denn Allenstein und Marienburg waren als Tagungsorte gewählt, um unseren ost- und westpreußischen Brüdern, die in vorbildlichem Abstimmungskampfe polnischer Gier die klarste Antwort gaben, zu zeigen, daß für uns der „Korridor" nicht vorhanden ist, und daß keine Macht der Welt uns zwingen kann, ihr Schicksal und ihre Not nicht als die unseren zu empfinden.

Deutsches Volk in Not — das führte vor drei Jahren zur Gründung des Schutzbundes. Deutsches Volk in Not — diese Worte standen als Leitspruch auch über seiner 3. Tagung. Denn woher auch die berufenen Vertreter deutschen Grenzlandes und deutscher Siedlungen in fremden Staaten kamen: sie alle bedrängt bitterste Not in ihrem Volkstum. Die Deutschen in Ost- und Westpreußen, in der Nordmark, im Rheinland, in Oberschlesien, in Deutschösterreich, die an der Saar und in der Pfalz, die Deutschen in der Fremde: in Polen, in Rußland und den Randstaaten, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, in der Tschechei, in Südtirol, im Elsaß, in Belgien, in Dänemark; alle, alle stehen in schwerstem Kampf. Die Schläge, die gegen sie geführt werden, sie richten sich gegen des gesamten deutschen Volkes Kern. Was die Vertreter der deutschen Teile zu künden hatten, mußte auch den, dessen Gefühl durch den Krieg und den „Frieden", der ihm folgte, um ihn fortzusetzen, an Ungeheuerlichkeiten gewöhnt ist, aufs tiefste erschüttern und alles entflammen, was an Willen, Kraft und Zorn in ihm ist.

Deutsches Volk in Not — die Männer und Frauen, die zusammentraten, sie klagten nicht. Sie stellten fest, nüchtern, ruhig, ohne Übertreibung, was ihnen geschieht. Und zogen daraus die Folgerungen. So heißt die andere Seite des Wortes: deutsche Abwehr.

Auf diesen Blättern — die „Deutsche Rundschau" ist stolz darauf — braucht von den Einzelheiten des deutschen Kampfes nicht gesprochen zu werden. Davon wissen die Leser durch die regelmäßigen Aufsätze von Sylvanus alles Wesentliche, So darf sich der Berichterstatter dem Grundsätzlichen dieser Tagung zuwenden und sich an der Verzeichnung der Vorträge genügen lassen.

Vorwegnehmend sei betont, daß im Vergleich zur vorjährigen Tagung die Arbeit in ihrer Gliederung übersichtlicher, in ihrer Zusammenfassung straffer, in ihren Ergebnissen klarer sich gestaltet hat. Es fanden in Allenstein zwei Vollsitzungen, eine Mitgliederversammlung, fünf Fachsitzungen und eine Frauentagung statt. In der ersten Vollsitzung, die Stadtrat Eilg (Kolmar) eröffnete und leitete, und in der Regierungspräsident von Oppen für den durch eine Automobilpanne am Erscheinen verhinderten Oberpräsidenten Siehr den Schutzbund begrüßte und die Landtagsabgeordnete Frau Poehlmann im Namen der ostpreußischen Frauenvereine sprach, hielt Dr. von Loesch, der geistige Träger des Schutzbundgedankens, einen Vortrag über „Entdeutschung und Abwehr". Die erste Fachsitzung galt dem internationalen Minderheitenrecht und dem nationalen Minderheitenschutz. Dr. Szagunn sprach über den „Stand des Problems des internationalen Minderheitenrechtes", Dr. Lodgman-Auen über „Die Praxis des Minderheitenschutzes in Verfassung und Gesetz der Minderheitenstaaten", Dr. Lukaschek über „Das oberschlesische Minderheitenproblem im Rahmen des internationalen Minderheitenproblems", Dr. Winkler (Wien) über „Statistische Fragen des Minderheitenschutzes". In der zweiten Fachsitzung, die dem kulturellen Kampf gegen die deutschen Minderheiten und ihrer Selbsthilfe gewidmet war, sprachen Dr. Greeven über „Die romanischen Methoden", Dr. Ullmann über „Randstaatenmethoden", Pastor Dr. Schmidt-Wodder über dänische Methoden und Dr. Fischer über „Wirtschaftskatastrophe und Kulturverfall" (Wolgadeutsche). In der dritten Fachsitzung behandelte Dr. Peters den wirtschaftlichen Kampf gegen die deutschen Minderheiten. Die vierte Fachsitzung galt der Lage im deutschen Osten. Worgitzki berichtet über Ostpreußen, Reichert über Westpreußen, Dr. Wagner über Danzig, Dr. Perdelwitz über Grenzmark, Dr. Wagner über Oberschlesien. In der 5. Fachsitzung über „Wissenschaftliche Arbeit für das Grenz- und Auslanddeutschtum" sprach Dr. M. H. Boehm über die neue Grenzziehung als wissenschaftlicher Forschungsgegenstand und Dr. Winkler über Statistik. Im Frauenausschuß redeten Frau Jane Voigt über Frauenarbeit in den Grenzlanden, Frau Kunckel über Heimathilfe für Grenz- und Auslanddeutsche und Frau Beda Prilipp über Selbsthilfe durch internationale Organisationen. In der Schlußsitzung hielt Wacker einen Vortrag über „Das Deutschtum als Einheit", und Dr. von Loesch sprach das Schlußwort. Folgende Entschließungen gelangten zur Annahme:

1. Albert Wacker (Berlin):

Die auf dem alten deutschen Kulturboden Ostpreußens zur 3. Pfingsttagung des Deutschen Schutzbundes versammelten Vertreter des Deutschtums aus allen Grenzlanden des geschlossenen Siedlungsgebietes, vereinigt mit Vertretern des Deutschtums aus deutschen Siedlungen im Auslande, erklären:

Wir, die als Deutscher Schutzbund vereinigten Verbände des Grenz- und Auslanddeutschtums, glauben an die deutsche Volksgemeinschaft. Wir glauben daran, daß alle, die sich als Deutsche fühlen, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied der Parteien und Klassen, ohne Unterschied der Stammes- oder Staatszugehörigkeit,

des Wohnsitzes und der Umgangssprache kraft inneren Gesetzes eine unauflösliche Einheit sind. Wir halten unverbrüchlich fest an dem unverlierbaren Naturrecht der Selbstbestimmung für dieses unser Volk.

Wir wollen uns nicht in die Geschäfte der Staaten mischen, nicht in die inneren, noch in die äußeren, nicht in die des eigenen, noch in die der fremden. Aber wir wollen dem Rechtsgedanken unserer Selbstbestimmung und seinem unzertrennlichen Gegenstück, dem Gedanken des Rechtsschutzes nationaler Minderheiten, zur Geltung verhelfen bei allen Nationen. Und wo immer deutsches Volkstum und deutscher Volksboden von planmäßiger Entdeutschung bedroht sind, wollen wir untereinander zusammenstehen zu gegenseitigem Schutze, soweit es in unsern Kräften steht.

So wollen wir die deutsche Volksgemeinschaft über alle natürlichen und unnatürlichen Grenzen hinweg pflegen als den höchsten Gemeinsitz aller Deutschen. Ob sie in der Verstreuung leben, ob sie als geschlossene Minderheiten einem fremden Staate und Volkstum eingeordnet oder untergeordnet sind, oder ob sie wider eigenen Willen ein Sonderdasein vor den Toren der Heimat führen — der Glaube an die deutsche Volksgemeinschaft ist ihre geistige, ihre wahre Heimat. In diesem Glauben liegt die Zukunft der deutschen Nation.

2. Dr. v. Lodgman-Auen-Teplitz
und Pastor Dr. Schmidt (Wodder-Tondern):

Die auf der dritten Bundestagung des Deutschen Schutzbundes versammelten Vertreter aller europäischen Gruppen des Auslanddeutschtums sprechen dem Deutschen Schutzbunde ihren Dank dafür aus, daß er sie wiederum zusammengeführt und mit den Vertretern der reichsdeutschen Grenzgebiete und Deutschösterreichs zur Verhandlung gemeinsamer Nöte und Notwendigkeiten vereinigt hat. Die persönliche Berührung der Grenz- und Auslanddeutschen untereinander und mit den Vorkämpfern ihrer Sache im Reiche ist eine Lebensfrage für den Bestand und die Festigung der deutschen Volksgemeinschaft. Uns, die wir jenseits der deutschen Grenze wohnen, ist es versagt, dem Deutschen Schutzbunde anders als im Geiste anzugehören. Gerade deshalb aber ersuchen wir ihn auf das dringendste, auch weiterhin mindestens einmal im Jahre solche Tagungen des gesamten Grenz- und Auslanddeutschtums abzuhalten. Wir erblicken im Deutschen Schutzbunde und seinen Tagungen eine symbolische Verkörperung des Gedankens unserer deutschen Volkseinheit.

3. Freiherr von Gayl (Königsberg):

Wir Ost- und Westpreußen danken aus vollem Herzen für diese Tagung des Schutzbundes auf unserm vielumstrittenen Boden. Wir danken vor allen Dingen für das allgemeine Bekenntnis zur deutschen Volksgemeinschaft; wir schließen uns daher den Leitsätzen des Herrn Berichterstatters ausdrücklich an. Denn auch wir hier im äußersten Osten leben dem Gedanken, in unserm Daseinskampfe nicht nur die eigene Sache, sondern die des ganzen deutschen Volkes zu führen. Wir fühlen uns eins mit dem gesamten Grenz- und Auslanddeutschtum.

In diesem Sinne wollen wir deutsche Volksgemeinschaft auch in Ostpreußen mit allen Kräften anstreben und pflegen.

4. Dr. v. Lodgman-Auen-Teplitz:

I.

Die Verhältnisse Europas erfordern eine derartige Lösung der nationalen Probleme, daß jedem im geographischen Zusammenhange mit dem Volkskörper gleicher Art siedelnden Stamme das Recht gegeben werden muß, sich diesem Volkskörper staatspolitisch anzuschließen.

II.

Bei Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes jedoch, bei welchem die Bildung der Staaten vor sich gegangen ist, ohne die Betreffenden zu hören, und für alle jene Gebiete, welche nach dem Satze I keine Möglichkeit haben, Anschluß an einen gleich nationalen Staat zu suchen, wird folgendes festgestellt:

A.

Der gegenwärtige zwischenstaatliche Minderheitenschutz ist ungenügend, weil er weder den Schutz der Sprache noch das Recht auf Volkstum sichert, die im Besitze der staatlichen Macht befindlichen Verwaltungen in keiner Weise hindert, die Rechte und Pflichten der Staatsbürger und Nationen verschieden zu bemessen und Minderheitsvölker zu bedrücken.

B.

Um die Minderheitsvölker vor Unterdrückung zu bewahren, bedarf es folgender zwischenstaatlicher Rechtsnormen:

1. Es muß der Begriff der Volkszugehörigkeit (Nationalität, race) in den Gesetzgebungen der Staaten genau so festgelegt werden, wie der Begriff der Staatsbürgerschaft oder Konfessionsgemeinschaft.

2. Es genügt nicht, die Rechte der einzelnen Angehörigen einer Minderheitsnation zu umschreiben. Die Nation muß vielmehr als öffentlich-rechtliche Körperschaft in Gesetzgebung und Verwaltung anerkannt und mit dem Rechte ordnungsgemäßer Vertretung ausgestattet werden. Sie muß das Recht haben, ihre auf den Begriff des Volkstums aufgebauten Kultureinrichtungen selbst zu errichten, zu verwalten und durch Besteuerung der Volksgenossen zu erhalten. Hierzu gehören in erster Linie Unterrichts- und Erziehungsanstalten.

3. Da der moderne Staat mit seiner ungeheuren Machtfülle auf wirtschaftlichen und sozialen Gebieten tief in die Daseinsbedingungen auch der Minderheiten eingreift, so muß bestimmt werden, daß diese von eigenen Volksgenossen verwaltet und gerichtet werden.

4. Der Völkerbund hat für jeden den Minderheitenschutzbestimmungen unterworfenen Staat einen Bevollmächtigten zu ernennen, dem es obliegt, die Verfolgung dieser Bestimmungen in Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung über Anruf und von Amts wegen zu überwachen.

5. Dr. Winkler (Wien):

1. Die dritte Bundestagung des Deutschen Schutzbundes zu Allenstein erkennt die Notwendigkeit, die bisherigen Arbeiten über Minderheitenrecht und für Minderheitenschutz durch statistisch-soziologische Forschungen zu unterbauen und zu erweitern, sowohl durch Einzelforschungen für die verschiedenen Länder und Völker, als auch durch vergleichende Zusammenfassungen, welche die Grundlinien herausarbeiten. Sie gibt dem Vorstande des Deutschen Schutzbundes anheim, alle diese Forschungen, wie sie bereits im Statistischen Grenzlandseminar der Universität Wien vorgenommen und durch die neugegründete Gesellschaft zur Förderung eines Instituts für Statistik der Minderheitsvölker in Wien gefördert werden, zu unterstützen und auszubauen.

2. Derzeit fehlt es an jedem Schutze der Minderheiten gegen Entstellungen der Wahrheit durch die fremdstaatliche Statistik. Die fremden Staaten sind so in der Lage, unter dem Deckmantel der Statistik den Minderheitsvölkern schweren politischen Schaden zuzufügen. Es ist darum dringend notwendig, auch auf diesem Gebiete ein einheitliches Minderheitenrecht zu schaffen, das über-

staatliche Gültigkeit erlangt. Zu diesem Zwecke setzt die dritte Bundestagung des Deutschen Schutzbundes in Allenstein einen Ausschuß ein, zu dem der Vorstand eingeladen wird. Gleichzeitig ergeht an die Deutsche Statistische Gesellschaft das Ersuchen, diesen Gegenstand auf die Tagesordnung ihrer im September d. J. in Magdeburg stattfindenden 5. Tagung zu setzen und Vorsorge dafür zu treffen, daß etwaige Beschlüsse hierüber an die berufene überstaatliche Stelle zur Anerkennung und Geltendmachung weitergeleitet werden.

6. Dr. von Loesch (Berlin):

Die zur 3. Bundestagung des Deutschen Schutzbundes in Allenstein versammelten grenz- und auslanddeutschen Bodenreformfreunde aus allen Ländern Mittel- und Osteuropas beschließen:

Der Vorstand des Deutschen Schutzbundes wolle alle Freunde einer gerechten Bodenreform im Reiche, insonderheit den Bund Deutscher Bodenreformer, auffordern,

1. die Bodenreformgesetze der völkisch gemischt zusammengesetzten Nachfolgestaaten Rußlands und Österreich-Ungarns und ihre Anwendung sorgfältig dahin zu prüfen, ob nicht das Staatsvolk unter dem Deckmantel sozialpolitischer Gesetzgebung und Durchführung den Bodenbesitz der Angehörigen seiner Minderheiten einseitig zugunsten des Staatsvolkes enteignet und diese Minderheiten damit vergewaltigt.

2. Durch eingehende Beratungen Richtlinien aufzustellen, wie den völkisch gemischten Staaten sozialpolitische Bodengesetze gefunden und gehandhabt werden können, welche den Forderungen sozialer Gerechtigkeit ohne Verletzung der Minderheiten nachkommen.

3. Gegen jeden Mißbrauch, gegen jede Vergewaltigung der Minderheit unter dem Deckmantel sozialpolitischer Bodenreform durch das Staatsvolk in Versammlungen, in der Presse und im Verein mit den Bodenreformfreunden aller Länder öffentlich Einspruch zu erheben.

7. 4. Frauentag:

Der 4. Frauentag des Deutschen Schutzbundes bittet, daß die bestehenden Zweigstellen des Schutzbundes erhalten bleiben.

Vertreterin des Bundes deutscher Frauen, Flensburg:

Die Frauenarbeit darf nicht bei der Berliner Zentrale Halt machen. Sie muß auch örtlich geleistet werden. Darum wird der Vorstand gebeten, die Zweigstellen zu ermächtigen, daß sie in engster Zusammenarbeit mit geeigneten Frauen Mittel und Wege suchen, um unter Berücksichtigung und Ausnützung der besonderen Verhältnisse und Bedürfnisse der einzelnen Gebiete die Frauenorganisationen in weitestem Umfange zum Verständnis der Schutzbundgedanken und zur tatkräftigen Mitarbeit an seinen Zielen und Bestrebungen heranzuziehen.

Zusatz des Frauentages:

Die Mitarbeit der Frauen in Grenz- und Auslandsfragen soll durch den Schutzbund auch in den Grenzlanden ausgebaut werden.

Die Zweigstellen des Schutzbundes und die Ortsgruppen der dem Schutzbund angeschlossenen Frauenorganisationen sowie selbständige Lokalvereine sollen dabei mitwirken.

Nach Maßgabe der Verhältnisse sollen Frauenausschüsse gebildet werden, die mit den Zweigstellen des Schutzbundes enge Fühlung unterhalten und von letzterem in der Geschäftsführung bei Frauentagungen und anderen Unternehmungen unterstützt werden.

8. Professor Wutte (Klagenfurt), unterstützt von Professor Sieger (Graz):

Durch den Gewaltfrieden von St. Germain wurden Deutschsüdtirol, das Kanaltal, das Mießtal, das Weißenfelser Gebiet, das steirische Drautal und Teile von Niederösterreich von Österreich abgetrennt, Gebiete, die geographisch und national zu österreichischen Ländern gehören und mit ihnen seit Jahrhunderten verbunden waren. Dadurch hat der Freistaat Österreich zum Teil Grenzen erhalten, die im Widerspruch zu den geographischen und nationalen Verhältnissen sowie zu den alten Grenzen der österreichischen Länder stehen.

Die Erinnerung an diese gewaltsame, gegen Natur und Geschichte ebenso wie gegen die Wünsche der betroffenen Bevölkerung verfügte Grenzziehung soll nun in allen Kreisen unseres Volkes festgehalten werden.

Das beste Mittel hierzu ist, die alten bzw. die beanspruchten Grenzen auf allen Karten, insbesondere auf den Schulkarten, ständig vor Augen zu führen. Mit Recht hat daher das Preußische Unterrichtsministerium verfügt, daß nur jene Karten, welche auch die alten Grenzen Deutschlands enthalten, zum Gebrauch in den Schulen Preußens zugelassen werden.

Da nun in letzter Zeit in Österreich mehrfach Karten erschienen sind, insbesondere auch Schulkarten, in welchen die genannten Grenzen der österreichischen Länder nicht aufgenommen erscheinen und diesbezügliche Ersuchschreiben an die Verleger, wie es scheint, erfolglos geblieben sind, wird die Anregung gegeben:

Der Deutsche Schutzbund möge die Geographische Gesellschaft in Wien ersuchen, sich mit dieser Angelegenheit zu befassen und im Einvernehmen mit den Fachleuten der betreffenden Länder an das Unterrichtsamt das Ansuchen zu stellen, daß es keine Karte, weder eine Hand- und Atlas-, noch eine Wandkarte, welche die alten bzw. die beanspruchten Grenzen der österreichischen Länder nicht in irgendeiner Weise zur Anschauung bringt, für den Gebrauch an den Schulen zulasse.

Als besonders wesentlich hat zu gelten, daß der Deutsche Schutzbund an der Arbeit ist, das Problem des Minderheitenrechtes zu lösen, das keine deutsche, sondern eine Angelegenheit der ganzen Welt ist. Von hier und von seiner Lösung kann eine neue Epoche beginnen, in der wieder das Recht und nicht die Macht zur Grundlage des einzel- und zwischenstaatlichen Lebens wird. Die Notwendigkeit der Lösung ist brennend, denn gegenwärtig kann in allen Staaten, in denen Deutsche in Minderheiten leben, nur von einem Minderheiten-Unrecht die Rede sein, und Schandtaten werden in Gesetzgebung und Praxis verübt, die nicht nur die Staatsvölker, sondern vor allem die Völker für immer bemakeln, die mit Gewalt neue Staaten schufen, in denen Völker herrschen, deren Bewußtsein von der Heiligkeit des Rechtes nichts weiß. Gelingt es deutschem Geist, diese Frage zunächst theoretisch in mustergültiger Form zu lösen, so haben wir hier die Möglichkeit, für die Menschheit unsere Sache zu führen.

Von großer Wichtigkeit ist auch die Frage des wirtschaftlichen Abwehrkampfes der deutschen Minderheiten, deren Bearbeitung ebenfalls in Angriff genommen ist. Davon wird in dem nächsten Heft ausführlich gehandelt werden.

Aber wichtiger und wesentlicher noch ist, als daß der Schutzbund in zäher und zielsicherer Arbeit mit der Tat diese Ziele zu erreichen strebt: daß der Schutzgedanke sich durchgesetzt hat. Man mag ihn nennen: die großdeutsche Volksgemeinschaft, das Deutschtum als Einheit, den Deutschlandgedanken. Es gilt: den deutschen Menschen auf deutscher Erde deutsch zu erhalten, sei es im Verband des Reiches, dessen Grenzen sich mit den Volksgrenzen decken müssen, sei es in den Siedlungen der Fremde, wo Deutsche wohnen. Stand die Tagung in Klagenfurt unter dem

Zeichen des Anschlusses, so die Tagung in Allenstein-Marienburg unter dem des Heimatgedankens. Beides erschöpft nicht die Idee des Schutzbundes, aber beides zusammen ergibt ihren Inhalt. Wird dieser Gedanke Wirklichkeit, so wollen wir den verlorenen Krieg nicht mehr beklagen. Und er wird Wirklichkeit werden, wenn anders Gedanken die Welt regieren, er wird Wirklichkeit werden, weil seine Anhänger ihm zugeschworen sind mit der Inbrunst religiöser Hingabe.

Die Vertreter des Deutschtums aus zwanzig Staaten, die deutschen Frauen und die deutsche Jugend: sie stehen in der Einheitsfront des Deutschlandgedankens. Nur der Deutsche Schutzbund, keine andere Organisation kann diese Aufgabe lösen. Die Vereinigung der besten Kräfte des Deutschtums, darunter Männer, deren Namen überall mit Liebe und Achtung genannt werden, wo die deutsche Sprache klingt, die Summe des persönlichen Vertrauens, das seine Führer sich erwarben, über die kein beamteter oder nicht beamteter Deutscher sonst verfügt, die Losgelöstheit von allen Fesseln und Schranken der Parteibindung, der unbeirrbare Wille, den deutschen Gedanken zu Ende zu denken, jenseits jeder billigen Phrase, der Mut zur Selbsthilfe und das aus der Not geborene Gefühl heiliger Gemeinschaft aller deutschen Menschen: unter diesem Zeichen werden wir siegen!

Auf den Führern des Schutzbundes liegt die ungeheure Verpflichtung, gegen alle Versuche, von wo sie auch kommen, den Gedanken rein zu erhalten. Sie mögen versichert sein, daß sie uns an ihrer Seite finden werden, in ihrem Kampfe gegen die Feinde des Deutschtums, aber auch gegen die, welche in Deutschland den Gedanken nicht begreifen können aus ideologischer Verbohrtheit oder überkommener Zusammenhangsblindheit. Die Einheit des Deutschtums kann nur durch eine nebenstaatliche Organisation vertreten und erkämpft werden — und das um so mehr, je unfreier die Regierung des unter fremdem Zwange stehenden Reiches ist. Es steht dringend zu wünschen, daß bei den entscheidenden Stellen, vor allem auch bei der deutschen Wirtschaft, sich baldigst die Überzeugung durchsetzt, daß der Schutzbund als eine unersetzliche Organisation, der den Willen von Millionen von Binnen- und Auslanddeutschen vertritt, in jeder Weise und ohne kleinliche Einschränkungen zu fördern ist. Unterlassungssünden auf diesem Gebiet müssen sich bitter rächen.

(Eine Anregung an den Schutzbund: er möge es durchsetzen, daß ihm alle Reden, die bei Festlichkeiten oder Tagungen gehalten werden, zur Vorzensur unterliegen. In der Kirche predigt auch nur der Berufene, und wir lehnen das Herabziehen des Gedankens durch wohlmeinende, aber nicht berufene Festredner in leider zu gut bekannte Niederungen ab. Der Schutzbund sollte versuchen, eine neue Form des festlichen Zusammenseins zu finden, welche die innere Würde auch in den belanglosesten Äußerungen durchstrahlen läßt.)

Die Pflicht zum Volkstum ist eine religiöse Forderung. Wer mit tiefster Erschütterung und Ergriffenheit die Weihe des Augenblicks voll heiligen Schauers empfunden hat, als in Allenstein nach dem Festspiel von Max Worgitzki und in Marienburg bei der Enthüllung des Abstimmungsdenkmals Vertreter aller deutschen Stämme aus dem Reich und aus der Fremde vortraten und Kränze niederlegten mit dem Bekenntnis zur deutschen Volksgemeinschaft, als in dem wundervollen Hochremter des alten Ordensschlosses Professor Patterer aus Graz im Namen der Deutschösterreicher sprach, die nur noch äußerer Zwang von uns fernhält, während der innere Anschluß längst ein fester Inhalt unseres Gefühls und Bewußtseins ist, dem ist mit einem Gefühl schmerzlichen Glückes die Einheit des Deutschtums zum unverlierbaren Erlebnis geworden.

Die Tagung in Klagenfurt im vergangenen Jahre hat alle Teilnehmer im Glanze des herrlichen Landes und der Zuneigung zu seinen tapferen Bewohnern so reich beschenkt, daß wie durch ein Zauberwort beim Namen Klagenfurt Glanz

sich verbreitet und die Teilnehmer sich erkennen wie in einem geheimen Zeichen. Wir verlassen Ost- und Westpreußen nicht minder beschenkt. Die Schönheit des Landes, vor allem die einzigartigen masurischen Seen und die Küste, die das Ziel von Tausenden Binnendeutschen sein sollten, haben uns ebenso wie die Art seiner Bewohner, die unübertrefflich preußische und gerade darum so deutsche, innerlich bereichert und gestärkt, daß wir mit lebhaftem Dankgefühl von ihnen scheiden.

Vor dem gewaltigen Hintergrund der Marienburg erhebt sich eine Säule aus oberschlesischem Granit, auf ihr steht ein Ordensritter (Professor Seiffert-Berlin schuf das Abstimmungsdenkmal), auf Schwert und Schild gestützt, ein Bild gesammelter Kraft, den Blick dem entrissenen Lande zugewandt. Auf der Säule sind die Worte eingemeißelt: „Dies Land bleibt deutsch."

Sie geben die Antwort des deutschen Volkes in Not, als eine Feststellung nie zu brechenden Willens und als ein Gelöbnis, mit allen Mitteln für das Ziel aller deutschen Menschen zu kämpfen; die Antwort, die überall da gilt, wo auf deutschem Boden Deutsche für ihre Kinder arbeiten: Dies Land bleibt deutsch!

Rudolf Pechel.

Weimar und Goethe-Gesellschaft

Wie wir einst so glücklich waren . . .

Es ist laut geworden in Weimar. Reisende, Wandervögel, sektiererhafte Knaben mit nackten Beinen lärmen durch die Gassen. Am Denkmal des Dessauer Franz spielt ein Zeitgenosse ohne Kragen Schifferklavier, dieweil seine Freunde am Findling herumturnen. Vom „Stern" herüber dröhnt eintöniger Ruf fußballspielender Knaben. Im Hause am Frauenplan stürzen sich die gesprächshungrigen Diener nicht mehr auf den einsamen Mekka-Pilger: unzählige, dichtgedrängt, begucken das kleine Waschbecken und sehen nicht den Helioskopf auf dem Kissen, darauf zum letzten Male jene Sohlen hafteten, die das Erdenleben am freudigsten, am kühnsten, am weitesten durchmaßen, bis leise hier der Genius die Fackel senkte.

Laut empfängt den Fremdling die einheimische Presse. Die Berliner Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft hat es gewagt, neue Vorstandsmitglieder vorzuschlagen, als Thomas Mann, Hans Pfitzner, den Nachfolger Goethes auf Weimars Intendantensessel: Ernst Hardt, Max Slevogt, der mit einem Riesenbildwerk zu Goetheschen Versen ringt, und andere Männer. Die Presse sprengt die unwahre Behauptung aus, Berlin wolle Weimar als Vorort der Goethe-Gesellschaft entthronen. Mit Recht empört sich der Weimarer, der aber nicht Besinnlichkeit genug besitzt, nachzuprüfen, was an dem Unsinn wahr ist.

So wird denn die Generalversammlung nicht minder laut. Zunächst geht es fröhlich zu. Munter beklatscht man, ein wenig zu munter, die ein wenig zu freudig gebrachte Kunde von der Millionenerbschaft einer Wohltäterin. Zu ihren Ehren erhebt sich die Gesellschaft nicht. Wohl aber zu Ehren des Generalsekretärs Neumann, eines rührigen und treuen Helfers, den leider ein rasches Ende seiner trefflichen Tätigkeit entriß. Wie die Erbschaft noch ungeklärt ist — ein Prozeß droht — so vermag die Schenkung der Dornburger Schlösser auch keine ganz reine Freude auszulösen; sie sind baufällig und verschlingen wohl zunächst mehr, als sie einbringen werden. Gern stimmen wir in den Jubel ein, den die Berichte der Direktoren vom Goethe-Haus und Goethe-Schiller-Archiv erwecken. Wertvolle Erwerbungen, wie der erste Brief Goethes an Karl August,

ein gutes Porträt der alten Lotte Kestner können verkündet werden. Dann naht die Neuwahl des Vorstandes. Wir denken zurück, mit welch herzoglicher Haltung Erich Schmidt die Geister zu bändigen wußte. Vorbei: die modernen Umgangsformen der Parlamente haben anscheinend auch auf die Goethe-Gesellschaft abgefärbt. Der Berliner Vorschlag wird von erdrückender Majorität vernichtet, ja man läßt den Vertreter kaum zu Worte kommen. Eine Begründung der Kandidatenliste ist unmöglich. Als Max Osborn, der treuesten einer, temperamentvoll, fast rührend fleht, man solle doch e i n e n schöpferischen Menschen in den Vorstand wählen, ertönt nicht als Solo, sondern als ein stattlicher gemischter Chor: Nein, nein! Nach mancherlei Geschäftsordnungsfragen ziehen die Berliner ihren Vorschlag zurück. Einzig Hofmannsthal wird für die nächste Vakanz „in Aussicht genommen". Der Vorgang entbehrte nicht einer lustspielmäßigen Stimmung; und doch wurde man traurig. Es hat selbstverständlich vieles für sich, wenn der alte Vorstand, der nun einstimmig wieder der neue Vorstand geworden ist, abermals gewählt wird, denn die verwickelten Geschäfte, die das nächste Jahr mit sich bringen wird, sind ihm vertraut. Aber ist es ein Verbrechen, ja auch nur eine Kränkung, neue Männer vorzuschlagen? Erscheint dem Weimarer der „unpolitische" Thomas Mann zu demokratisch; gilt ihm Pfitzner als ein Bolschewist? War nicht die Möglichkeit vorhanden, wenigstens über diese Vorschläge sine ira et studio zu sprechen? (Sie war vorhanden, wenn Weimar den guten Willen gezeigt hätte, den es in einer Vorbesprechung zu haben schien.) Genug. Sehe nun aber der neue alte Vorstand zu, den Wunsch nach neuem Leben zu erfüllen. Möge vor allem der unsagbar gleichgültige Inhalt des Jahrbuchs seine scharfe Kritik finden, daß man nicht genötigt ist, den braunen Band sorgfältig vor denen zu verstecken, die wir für die Goethe-Gesellschaft werben wollen. Die Zahl der Mitglieder hat sich (trotzdem) erfreulicherweise um 1200 auf 6000 gehoben. Daß der Mitgliedsbeitrag erhöht wurde, versteht sich von selbst. Neben Jahrbuch und Schriften soll eine Zeitschrift unter Max Heckers Redaktion herausgegeben werden, der wir das beste Gedeihen wünschen.

Am Abend folgte „Clavigo". Es ist nicht gut, die bunten, straffen Fäden dieses immer wieder erstaunenden und noch immer so schwer spielbaren Schauspiels auf Stramin spanisch-höfischer Etikette zu ziehen. Es ist nicht gut, den gellenden Beaumarchais in den Mittelpunkt zu stellen. Und trotzdem leuchteten durch diese neue, wie wir glauben, nicht richtige Vorstellung Lichter, die wir bisher nicht sahen. Um nur eines zu nennen, dieser rächende Bruder ist im Grunde herzlich unsympathisch, ein sinnloser Tölpel, mit einem verschrobenen Ehrgefühl, das weniger die Schwester rächen als in Rache schwelgen will.

Und endlich wurde Weimar leise. Über den Park stieg der Vollmond, die leisere Welle murmelte den alten Sang, Nebel floß geruhig; heiter, fast schelmisch stand das Gartenhäuschen. Und gute Geister schweiften rings, und liebe verschollene Stimmen sprachen Vertrautes. O Sanctissima.

Am nächsten Vormittag hielt Fritz Hartung (Kiel) einen ausgezeichneten Vortrag über Goethe als Staatsmann. Es mag gelegentlich der Jahrbuch-Besprechung dieser neue und reiche Weg im Goethe-Gebirge des näheren betrachtet werden. Nur so viel, daß Hartung die eigentlichen Erfolge Goethes auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft sieht, daß er im Staatsmann Goethe den Niemals-Programmatiker sieht, und daß er am Ende auch der politischen Betätigung Goethes einen Entsagenden erblickt.

Der Nachmittag bescherte Dornburg. Auch hier war es laut, insonders weil ein böser Regiefehler, deren eine ganz erkleckliche Anzahl zu verzeichnen war, den hungrigen und durstigen Wallfahrern wenig oder gar keine Spende werden ließ. Leise und fein aber Hans Wahls Begrüßung, die den Dornburger Goethe scharf umriß. Es gehört keine üppige Phantasie dazu, sich in diesen köstlichen Zimmern, deren schönstes der

delftblaue Eßsaal ist, den greisen Mann im lichtgrauen Mantel vorzustellen oder ihn feierlich ins Tal hinabsteigend zu glauben. Wunderlichen Zwieklang bekam auf solche Tagung das Wort, das uns der Kanzler Müller in seiner grandiosen Schilderung bewahrt hat:

„Laßt mich, Kinder, laßt mich einsam zu meinen Steinen dort unten eilen; nach solchem Gespräch geziemt dem alten Merlin, sich mit den Urelementen wieder zu befreunden."

Der Abend sank über das dampfige Saaletal, als wir vernahmen, daß Gustav Roethe zum Präsidenten der Goethe-Gesellschaft gewählt wurde. Er sei gegrüßt. Möge seine Leidenschaft beleben, seine heitere Umgänglichkeit Getrenntes einen und sein Zorn dreinfahren, wenn sich Parteigeist unter Goethes Banner mit merkwürdigem Freimut „abzeichnet". Wolfgang Goetz.

Das neue Keynes-Buch

J. M. Keynes hat bei Duncker & Humblot in München ein neues Buch mit dem Titel „Revision des Friedensvertrages" erscheinen lassen, mit dem er seinen mannhaften Kampf gegen die rechtlich unhaltbaren und wirtschaftlich undurchführbaren Bestimmungen des Vertrages von Versailles fortsetzt, den er im Dezember 1919 mit dem Buche „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages" begonnen hat. Die Achtung, die sich Keynes in aller Welt mit seinen Schriften schon erworben hat, wird dadurch befestigt werden. Namentlich auf uns Deutsche wirkt die freie Betrachtung des englischen Gelehrten wie ein Schimmer aufdämmernder Hoffnung.

„Es ist die Art moderner Staatsmänner" — so beginnt das Buch — „so viel Torheiten auszusprechen, wie das Volk verlangt, und nicht mehr davon in die Praxis umzusetzen, als sich mit dem, was sie gesagt haben, verträgt, in der Erwartung, daß die als Folge der gesamten Torheiten geschehenen Handlungen sich bald als Torheiten herausstellen und ihnen eine Gelegenheit geben, zur Weisheit zurückzukehren — die Montessori-Methode der Erziehung des Kindes — Volk genannt." Die lange Reihe der Konferenzen und Zwangsdiktate der Alliierten von der Ratifikation des Vertrages von Versailles bis zum zweiten Londoner Ultimatum betrachtet Keynes als die Folge einer Propaganda, die ihren Urhebern über den Kopf gewachsen ist, und die sie nun zu immer neuen Aussprachen über Pläne zwingt, deren Unmöglichkeit sie selbst erkennen.

Die Reparationskommission der Alliierten hat die finanzielle Kriegsentschädigung auf 138 Milliarden Goldmark festgesetzt, von denen 132 Milliarden auf Pensionen und Schäden und 6 Milliarden auf die belgische Staatsschuld entfallen. Keynes beweist, daß die Schadenrechnung der Alliierten zu hoch ist und bei genauer Prüfung auf 74 Milliarden für Pensionen und 30 Milliarden für Schäden herabgesetzt werden müßte, so daß zusammen mit der belgischen Staatsschuld die Gesamtforderung 110 Milliarden Goldmark betragen würde.

Aber auch diese Forderung können die Alliierten nach Keynes' Ansicht nicht aufrechterhalten. Der schon früher von Keynes wiederholt geführte Beweis, daß die Alliierten nur durch den Bruch des Vorvertrages, der in dem Notenwechsel zwischen den Alliierten und Deutschland in den Tagen vom 5. Oktober bis 5. November 1918 festgelegt ist, die Pensionsforderungen in den Vertrag von Versailles aufnehmen konnten, wird mit neuen Belegen verstärkt. So wird angeführt, daß

die amerikanische Delegation in Versailles auf ihrem Rechtsstandpunkt stehen geblieben ist, daß die Pensionsforderungen auf Grund dieses Notenwechsels nicht in den Vertrag von Versailles aufgenommen werden könnten. Aber gegen die Einwendung der juristischen Mitglieder der amerikanischen Delegation, daß die ganze Logik gegen den Einschluß der Pensionsforderungen spräche, erwiderte Wilson: „Logik! Logik! Ich kehre mich den Teufel an die Logik! Ich werde die Pensionen mit einbeziehen!"

Nach Abzug der Pensionsforderungen bleibt noch eine Forderung von 36 Milliarden Goldmark bestehen. Keynes hält es für ausgeschlossen, daß Deutschland diese Forderung innerhalb von 30 Jahren erfüllen kann. Die Steuerlast des deutschen Volkes betrug Ende 1920 nach seiner Berechnung schon 43 Prozent des deutschen Volkseinkommens. Eine Anpassung der Steuereinkünfte an die Ausgaben des Reiches hält er für unmöglich, wenn der Auslandwert der Mark unter der Last der finanziellen Kriegsentschädigung weiterhin schneller sinkt als die Kaufkraft der Mark im Inlande. Der im Auslande weit verbreitete Glaube an eine „deutsche Verschwörung zur vorsätzlichen Verschlechterung der Mark" wird als „ein weiterer Beweis für die überwältigende Unkenntnis des Publikums" über die Ursachen der Markentwertung verzeichnet. Die Schwierigkeiten der finanziellen Kriegsentschädigung liegen darin, daß das Deutsche Reich außerhalb Deutschlands Zahlungen in hochwertigen Währungen leisten muß. Infolge dieser Schwierigkeiten hat der Fall des Auslandwertes der Mark „um ein Bedeutendes die Ziffer überschritten, die sich ausschließlich als Folge des Umfanges der gegenwärtigen Notenausgabe rechtfertigen lassen würde".

Die im Londoner Finanzdiktat vorgesehene Auslandsanleihe zum Zwecke der Kapitalabzahlung auf die Kriegsentschädigung hält Keynes für eine zu optimistische Spekulation auf das Vorhandensein „närrischer Anlagesuchender in der Welt". Auch die Garantien des Londoner Finanzdiktates (Beschlagnahme der Zölle und anderer Einkünfte des Deutschen Reiches) erkennt er als gänzlich zwecklos, weil das Deutsche Reich ja doch nur über Papiermarkeinkünfte verfügt, die erst wieder in hochwertige ausländische Währungen umgewechselt werden müssen.

Treffend schildert Keynes die schädlichen Rückwirkungen der Kriegsentschädigung auf die Volkswirtschaft Großbritanniens. Unter dem Drucke der Kriegsentschädigung muß Deutschland um jeden Preis mehr ausführen, als es ohne die Kriegsentschädigung der Fall sein würde. Das erschwert den Außenhandel Großbritanniens, ganz gleich, ob die Kriegsentschädigung in Barzahlungen oder in kostenlosen Zwangslieferungen gefordert wird. Das hartnäckige Bestehen auf der Kriegsentschädigung lohnt — so meint Keynes — „sicherlich nicht der Mühe, unseren Außenhandel zu zerrütten und das Gleichgewicht unserer Industrie zwei oder drei Jahre lang zu stören; und noch viel weniger, den Frieden Europas in Gefahr zu bringen".

Besondere Aufmerksamkeit widmet Keynes der Lage der Vereinigten Staaten als Gläubiger gegenüber den europäischen Alliierten. Er hält die Eintreibung der amerikanischen Anleihen von den Alliierten für ebenso unmöglich, wie die Eintreibung der Kriegsentschädigung von Deutschland. „Keiner der beiden Pläne ist als politisch ernstlich in Betracht zu ziehen."

Keynes stellt die Forderung, das Gleichgewicht des internationalen Handels wieder herzustellen und „den Finanzministern eines jeden Landes ein Problem aufzugeben, das während der nächsten fünf Jahre einer weisen Lösung fähig ist". Er macht deshalb folgenden Vorschlag für die Revision des Vertrages von Versailles: Von den 36 Milliarden Goldmark, auf welche die Alliierten „nach den Buchstaben der Waffenstillstandsbedingungen" ein Anrecht haben, entfallen 11 Milliarden Gold-

mark auf Großbritannien. Weil dessen Wohlstand in ganz besonderem Maße von der Wiederherstellung des Gleichgewichtes im internationalen Wirtschaftsverkehr abhängt, so soll es mit Ausnahme einer Milliarde Goldmark, die zur Unterstützung Deutschösterreichs und Polens verwandt werden soll, auf die Gesamtheit seiner Ansprüche (also 10 Milliarden Goldmark) verzichten und ferner die Ansprüche Italiens und der kleineren Länder durch Streichung von deren Schulden an Großbritannien (2 Milliarden Goldmark) vermindern. Unter der Voraussetzung, daß die Vereinigten Staaten von Amerika bereit sind, „auf die ihnen zustehende Kleinigkeit (2 Milliarden Goldmark) Verzicht zu leisten", hätte dann Deutschland noch insgesamt 22 Milliarden Goldmark zu zahlen, und zwar 1 Milliarde an Großbritannien und die übrigen 21 Milliarden Goldmark durch jährliche Zahlung von 6 Prozent der Schuldsumme (5 Prozent Zinsen und 1 Prozent Amortisation), also von jährlich 1,26 Milliarden Goldmark während einer Zeitdauer von 30 Jahren. Keynes meint, dies würde eine „gerechte, vernünftige und dauernde Regelung" sein, die auch Deutschland selbst „nicht als ungerecht" empfinde.

Gerade wer die großen Verdienste Keynes' um den Revisionsgedanken freudig anerkennt, muß bei sachlicher Kritik seines Revisionsvorschlages feststellen, daß er in der Erkenntnis des Problems der deutschen Kriegsentschädigung auf halbem Wege stehen geblieben ist. Sonst könnte er Deutschland unmöglich für 30 Jahre hinaus eine jährliche Zahlung von 1¼ Milliarde Goldmark zutrauen.

Deutschland brauchte schon vor dem Kriege einen jährlichen Einfuhrüberschuß von 1,1 Milliarde Goldmark, wovon 74 Prozent auf Rohstoffe und 11 Prozent auf Halbfabrikate entfielen. Durch den Verlust landwirtschaftlicher Überschußgebiete im Osten und industrieller Überschußgebiete im Westen des Reiches und durch die dem Friedensvertrag widersprechende Zuteilung der wertvollsten Teile Oberschlesiens an Polen ist Deutschland von dem Bezuge ausländischer Rohstoffe und Halbfabrikate noch abhängiger geworden als vor dem Kriege. Nach dem jetzigen Stande beträgt der Einfuhrüberschuß jährlich wenigstens 1 Milliarde Goldmark. Die Außenhandelsstatistik, die für Februar 1922 einen Ausfuhrüberschuß ausgewiesen hat, ist zugestandenermaßen falsch. Die Einnahmequellen im Zahlungsverkehr mit dem Auslande, aus denen Deutschland vor dem Kriege den Einfuhrüberschuß bezahlt hat, nämlich das deutsche Eigentum im Auslande, den deutschen Besitz an ausländischen Wertpapieren, die deutsche Handelsflotte und die deutschen Kolonien haben die Alliierten zum weitaus größten Teile an sich gerissen. Heute beträgt Deutschlands Tributpflicht an fremdes Kapital und fremde Handelsflotten jährlich mindestens ½ Milliarde Goldmark. Dazu kommen jährlich mindestens ½ Milliarde Goldmark für die Kosten der alliierten Besatzungsheere und der Spionage-Kommissionen, so daß sich eine Vorbelastung von 2 Milliarden Goldmark jährlich ergibt. Dieser Fehlbetrag in der Zahlungsbilanz, der allein auf die Dauer schon eine immer weitere Entwertung der Mark im Auslande herbeiführen muß, soll nach dem Vorschlage von Keynes noch um jährlich 1¼ Milliarde Goldmark für die Kriegsentschädigungsraten an die Alliierten erhöht werden. Das ergibt für die deutsche Zahlungsbilanz *) gegenüber dem Auslande einen jährlichen Fehlbetrag von 3¼ Milliarden Goldmark, und diese Defizitwirtschaft soll 30 Jahre lang dauern! Dabei bleibt natürlich für Deutschland nichts anderes übrig, als das Ausland soviel wie möglich mit Papier-

*) Eine ausführliche Begründung der Passivität der deutschen Zahlungsbilanz befindet sich in den im Verlage von Felix Meiner, Leipzig, erschienenen Schriften „Valutaelend und Friedensvertrag" und „Die Folgen der Markentwertung für uns und die andern" von Dr. Henry Behnsen und Dr. Werner Genzmer und in der im Juniheft 1922 der „Deutschen Rundschau" (Verlag Gebr. Paetel, Berlin) erschienenen Abhandlung „Die Bilanz der Weltwirtschaft seit Kriegsende" von den gleichen Verfassern.

mark zu bezahlen. Der Auslandwert der Mark sank vom Mai 1921 bis zum März 1922 von 7 Goldpfennigen auf 1¼ Goldpfennige und hat sich bis Anfang Juni d. J. unter den Einwirkungen der Konferenz von Genua nur auf 1½ Goldpfennige erholen können. Wie tief soll der Auslandwert der Mark herabgedrückt werden, wenn Keynes' Vorschlag in die Praxis umgesetzt wird? — Auf die Gesundung der deutschen Reichsfinanzen, die Stillegung der Notenpresse und die Möglichkeit einer Bezahlung der Kriegsentschädigung auf irgend nennenswerte Dauer kann auch bei dieser Revision vernünftigerweise nicht gehofft werden.

Zur Wiederherstellung des Gleichgewichts im internationalen Handel, die auch Keynes so dringend fordert, genügt nicht der Verzicht der Vereinigten Staaten auf ihre Anleihen an die Alliierten, sondern dazu ist das erste Erfordernis, daß die finanzielle Kriegsentschädigung Deutschlands restlos gestrichen wird, ehe es zu spät ist. Aber auch damit ist der Weg zum Aufstieg der Weltwirtschaft noch nicht geebnet. Lloyd George hat auf der Genua-Konferenz darauf hingewiesen, daß es in Europa von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer keine Grenze gibt, die nicht umstritten wäre. In der Tat sind die Grenzen, die der blutige Dilettantismus der Alliierten in Europa nach Kriegsende gezogen hat, nicht nur aus nationalen, sondern vielleicht noch mehr aus wirtschaftlichen Gründen schlechthin unhaltbar. Wenn die europäische Wirtschaft, deren tragfähigste Säule Deutschland vor dem Kriege gewesen ist, ihren festen Bau wieder erhalten soll, so muß zunächst einmal Deutschland die landwirtschaftlichen und industriellen Überschußgebiete zurückerhalten, die es auf die Dauer nicht entbehren kann. Das gleiche gilt für Österreich, Ungarn und Rußland. Keynes berührt diese wirtschaftsgeographischen Fragen gar nicht. Auch läßt er unberücksichtigt, daß Deutschland bereits durch Gebietsverluste, Raub der Handelsflotte und Raub des deutschen Privateigentums im Auslande durch die Alliierten eine Kriegsentschädigung abgezwungen worden ist, deren Gesamtwert auf 80 bis 100 Milliarden Goldmark geschätzt wird. Schon diese Beutepolitik hat sich in weltwirtschaftlicher Hinsicht als schädlich erwiesen. Alles, was darüber hinaus noch an finanzieller Kriegsentschädigung von Deutschland erpreßt wird — sei es auch auf dem Umwege über eine amerikanische Riesenanleihe — dient nur der weiteren Zerstörung der wirtschaftlichen Grundlagen des Wohlstandes aller handeltreibenden Völker.

Werner Genzmer.

Neue Literatur über E. T. A. Hoffmann

Von

Gustav Roethe

In dem Jahrhundert, das seit dem Tode des phantastisch-grotesken Kammergerichtsrats Hoffmann, des Musikers, Malers und Dichters, verflossen ist, haben seine Werke und sein Andenken wechselnde, aber recht lebensvolle Schicksale durchgemacht. Man hat ihn nicht vergessen. Die Weinstube von Lutter und Wegener hat sein und seines genialen schauspielerischen Freundes Bilder treulich festgehalten und war manchmal Zeuge dankbaren, selbst orgiastischen Gedenkens. Im Ausland, zumal in Frankreich, aber auch in Amerika und Rußland hat er stark und seltsam gewirkt. In Deutschland hat er empfängliche Leser immer behalten, die sich von ihm in die

Wollust des Schauers und in die schneidenden Gegensätze zwischen Alltag und poetischem Gemüt einweihen ließen. Die wissenschaftliche Literaturgeschichte zögerte eine Zeitlang mit der Anerkennung: Gervinus, weil diesem politischen Denker Hoffmanns ganz unpolitisches, der tätigen Welt abholdes Künstlertum wesensfremd war; Scherer, weil ihm die künstlerischen Ideale unserer klassischen Dichtung den sicheren Maßstab gaben, der seinem bewundernswerten Werke die Einheit leiht. Doch diese Sprödigkeit ist längst vorüber. Aus dem breiten, für Stoff- und Stimmungserregungen dankbaren Publikum Hoffmanns hebt sich herzhaft und überzeugt ein kleinerer Kreis heraus, der, vielleicht ein wenig feinschmeckerisch, in bewundernder Liebe die erstaunlich sichere Gestaltungskraft und Stilkunst des Meisters verehrt, und heute meldet sich immer heißer und enthusiastischer eine noch kleinere, aber einflußreiche esoterische Gemeinde zu Worte, die eigentlich nur den Schöpfer Kreislers, des „Goldenen Topfes", des „Meister Floh" und namentlich der „Prinzessin Brambilla" gelten läßt, für dies Allerheiligste seines Schaffens aber gar nicht schwärmerisch genug sich entzücken kann. Wir sind da bei einer Überspannung angelangt, die gegen den ganzen Hoffmann schon ungerecht zu werden anfängt; selbst snobistische Züge sind nicht ausgeblieben. Aber diese angespannte Bewunderung hat dem Dichter eine so erfolgreiche wissenschaftliche Behandlung von so viel Spürsinn und feiner Witterung eingetragen, daß man ihr es gerne zugute hält, wenn sie sich auch einmal überschlägt.

Neben der rührigen Tätigkeit Ellingers, des Hoffmann-Freundes der älteren Art, der seiner grundlegenden, aber darstellerisch Hoffmann nicht ganz gewachsenen Biographie auch eine weiter Verbreitung besonders würdige billige Ausgabe und manche wertvolle Funde von Tragweite hat folgen lassen, rühme ich heute Carl Georg von Maaßens solide, kritisch-historische Ausgabe[1]), die jetzt leider bei ihrem sechsten Bande zu stocken droht. Sie ist ernstem Hoffmann-Studium unentbehrlich durch aufschlußreiche Lesarten, durch reichen und gewissenhaften Kommentar, durch sehr sachliche Einleitungen, die der zeitgenössischen Kritik viel Raum gewähren, durch Quellennachweise und einen bei dem malerisch eingestellten und produktiven Hoffmann besonders wertvollen Bilderschmuck. Der Einblick in die künstlerische Arbeit des Meisters wird durch die Varianten, Zusätze und Streichungen der verschiedenen Fassungen glücklich erhellt; wieviel erzählen uns die wechselnden Formen des „Berganza", des „Sandmannes", des „Magnetiseurs", der „Brautwahl" usw. Ein Jammer wär's, wenn die Not der Zeit der schönen Ausgabe endgültig die Vollendung verwehrte. Freilich, wer soll heute diese stattlichen, reich ausgestatteten Bände erwerben? Die Kreise, die einst ihre besten Freunde stellten, sind als Bücherkäufer ausgeschaltet: wie die Theater, so wird auch die Literatur unter der Verarmung des guten Publikums von Jahr zu Jahr bitterer leiden.

Aber eine noch weit höhere Wärme verdient das Hoffmann gewidmete Schaffen Hans von Müllers. Seit Dezennien lebt er in seinem Helden, immer findiger spürt sein Späherblick Hoffmanniana aller Art auf; immer feiner und tiefer senkt sich seine Seele in den geliebten Dichter hinein: man fühlt beinahe ein Doppelgängertum, das gerade im Ungreifbaren den Leser verführerisch an Müllers deutende Worte bannt. Es ist gar keine so leichte Aufgabe, alles aufzuzählen, was Müller an kleinen und großen Publikationen seinem Helden gewidmet hat. Zum Glück hat er begonnen, sein eigener Bibliograph zu werden. Und welch Bibliograph! Er ist ein Bibliophile, der auch für die äußere Gestalt seiner Drucke

[1]) E. T. A. Hoffmanns Sämtliche Werke, historisch-kritische Ausgabe mit Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten von Carl Georg von Maaßen. Bd. 1—4, 6, 7. München und Leipzig, Georg Müller 1908—14.

liebevoll sorgt. Wenn man seine Ausgabe der „Tagebücher“ [2]), sein großes Werk „E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr“ [3]) in die Hand nimmt, schon Ausstattung, Druck, Einband bereiten ein ruhiges Wohlgefallen, und mit vollem Vertrauen, mit wachsender Überraschung folgen wir dem gewissenhaften glücklichen Finder, der das Große über dem Kleinen nicht vergißt, der aber auch am Kleinsten seine helle Freude hat, dem auch die kleinste Berichtigung nicht zu klein ist. Mit unermüdlicher Sauberkeit und Geduld läßt er uns in die Geschichte seiner Bücher und Funde schauen, sorgt er für Register, Einleitung, Wegweisung durch all sein buntes Material. Da dem Rastlosen immer neue Briefe, Blättchen, Tatsachen und Aufschlüsse in die Hände fallen, überholt er beständig sich selbst; so geht zwar das Gefühl des abgeschlossenen Werkes verloren, aber dies ewige Suchen und Schaffen atmet Leben. Und wenn der vortreffliche Philologe an gründlicher Genauigkeit bis zur Pedanterie sich gar nicht genug tun kann, während er dazwischen, oft fast beiläufig, durch aufblitzende Lichter uns weite Strecken in des Dichters Schaffen erhellt, so ist diese Zweiheit ganz Hoffmannisch. In Müller wie in Hoffmann vertragen sich der Archivarius Lindhorst, der eigentlich zu den Salamandern gehört, und der Registrator Heerbrand ausgezeichnet; Hoffmann liebte den weisen Goldschmied Leonhard, aber nicht minder den trefflichen Bücherseyen, den Geh. Kanzleirat Tusmann; und im Kanzleiassistenten Schnüspelhold steckt gar ein Stückchen Zauberer. Man lächelt wohl über die Jagdlust, mit der Müller selbst bei einem verehrten Mann wie Rodenberg einen fahrlässigen Schnitzer wie den Maler „Lassen“ in der „Brautnacht“ (gemeint ist Lehsen, d. i. Hensel, in der „Brautwahl“) aufstöbert, über die Zähigkeit, mit der er die Verwandtschaft auch der Bekannten Hoffmanns, die Erlebnisse seiner Witwe nach des Dichters Tode verfolgt, über die Gewissenhaftigkeit, die der winzigsten Bagatelle nachgeht; aber man sieht die Augen des glückbegünstigten Jägers leuchten und freut sich seiner Beute. Es fehlt nicht an Wunderlichkeiten, und der Eifer, mit dem er sich etwa an die Familie des Grafen Pücklers, dieses „Hanswursts im Ritterkleid“, namentlich an seine schöne, interessante Pflegetochter Helmine Lanzendorff heranneftelt, die er allzu bereitwillig zu einem tiefen Erlebnis Hoffmanns ausdeutet, hat schon Unheil gestiftet. Aber zwischen den nützlichen Tatsachen verschiedenen Gewichts mahnen uns dann wieder tiefer eindringende Erkenntnisse, daß ein ganzer Kenner Hoffmanns von ungewöhnlicher Konzentration zu uns spricht, der uns Respekt abnötigt, auch wo wir geneigt sind, ihn ein wenig umständlich zu finden. Ein bißchen Pedantismus gehört zum deutschen Gelehrten; die Andacht zum Kleinen hat einer unserer Größten gefeiert; und die heilige Inbrunst, die Hans von Müllers Hoffmann-Studien durchglüht, ist das Gegenteil des Philistertums, ist ein schöner deutscher Idealismus; die Pedanterie wird hier beinahe genial-romantisch.

Hoffmanns „Tagebücher“ sind in ihrer Art einzig. Ganz wortkarg, lassen sie in losen Adjektivreihen eine unglaublich reichhaltige, jäh und bunt steigende und fallende Stimmungsskala vor uns auftauchen; dieser köstliche Bekenntnisschatz verrät uns erst ganz, was die große poetische Leidenschaft für „Käthchen“, für Julia Marc, die Bamberger Musikschülerin, dem kleinen Kapellmeister bedeutet hat. Gerade für dieses nachhaltigste Herzenserlebnis bringt auch die Briefsammlung überraschend inhaltvolle neue Stücke. Die reizvollen „Briefe aus den Bergen“ mit

[2]) E. T. A. Hoffmanns Tagebücher und literarische Entwürfe, mit Erläuterungen und ausführlichen Verzeichnissen herausgegeben von Hans von Müller. Band I. Berlin 1915, Verlag von Gebrüder Paetel.

[3]) E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. Sein Briefwechsel und die Erinnerungen seiner Bekannten. Gesammelt und erläutert von Hans von Müller. Bd. I, II, 1, 2, 3. Berlin 1912, Verlag von Gebrüder Paetel.

ihrer träumerisch-romantischen Huldigung für die liebliche Sängerin Johanna Eunicke sollten künftig in den Ausgaben der Werke nicht mehr fehlen. Leider sind auch diese großen Müllerschen Publikationen noch unvollendet. Aber ich vertraue, er wird sie zu Ende bringen. Ist doch soeben (1921) nach seinem „Kreislerbuch", seinen Ausgaben der „Märchen", der „Brautwahl", des „Meister Floh" ein (erster) Band „Berlinischer Geschichten" [4]) Hoffmanns erschienen, an dem ich höchstens auszusetzen hätte, daß er den Rahmen etwas zu weit spannt: weder der „Elementargeist", noch die Stücke aus „Meister Floh", noch Kreislers Brief an Wallborn sind „Berlinische Geschichten". Aber der hübsch und gelehrt mit Beigaben und Bildern ausgestattete Band erwirbt sich ein ganz besonderes Verdienst dadurch, daß er in den Zutaten, zum Teil schon in der Druckeinrichtung eine eindringliche und verständnisvolle Analyse des Aufbaues und Gedankengangs der abgedruckten Stücke versucht. Ich bin nicht ohne Bedenken, wenn Müller hier die Erklärung in den Text selbst hereinträgt, wie er es durch eingeklammerte Zusätze auch bei seinem Briefwerk zuweilen wagt. Aber auch hier wieder freue ich mich daran, wie ernst und auf wie eigenen Wegen er sich und seinen Lesern den Zutritt zu Hoffmanns seelischen und künstlerischen Geheimnissen zu bahnen weiß. Müller hat sich seinem Helden von Herzen ergeben und ist gerade dadurch auf seinem Gebiete wahrhaft selbständig geworden. Seine ruhige Reife wirkt um so wohltätiger, wenn wir von ihr zu der trüben Subjektivität Walther Harichs weiterschreiten, der, ganz auf Müllers Schultern stehend, sich mit jugendlicher Schnelle an eine Biographie des Dichters gewagt hat, der Müller nur langsam, wenn auch längst in zielbewußtem Fortschreiten sich nähert. Es wäre jammerschade, wenn Harichs talentvolles, aber unausgereiftes Werk [5]) Müllers Plan vereitelte.

Harichs Buch setzt mit beinahe drolliger Unbescheidenheit und Überhebung ein. Da lesen wir: „Was die zünftige Literaturwissenschaft . . . in gedankenloser und unwissender Nachlässigkeit über ihn verbreitete, war schlechthin ein Verbrechen"; gemeint sind obendrein vor allem Gervinus und Scherer, die beiden ganz Unzünftigen. Harich fühlt in sich den Beruf, einen E. T. A. Hoffmann zu zeigen, „von dem bisher nur wenige etwas ahnten". Hoffmann war Künstler: „das ist der Mensch ohne Geschichte." Harich verabscheut den „Historismus des 19. Jahrhunderts", der vielleicht erwuchs aus der „Empfindung des Schwindels und dem Bedürfnis, die Gewordenheiten irgendwie mit Seilen zu befestigen". Aber „der Mythos des Lebens löst die historischen Bindungen auf, und sie schmelzen zusammen". Man bekommt aus derartigen Offenbarungen alsbald einen Begriff von Harichs geistiger Einstellung. Daß alles Lebendige auch aus seinem Werden, im Zusammenhang mit seiner Umwelt verstanden werden muß, ist eine unbequeme Wahrheit, die ernstem Verstehenwollen ein beträchtliches Maß geschichtlicher Arbeit auferlegt; da ist es schon leichter, einfach das eigene Subjekt dem Menschen der Vergangenheit gegenüberzustellen und ihn darin zu spiegeln; der spielende „Geist" mag die wissenschaftliche Erkenntnis ersetzen. Harich ist nicht der einzige, der sich zu diesem Rezept bekennt, und, so absurd er sich oft gebärdet, er ist nicht der Schlimmste. Er stützt sich wenigstens bis zu voller Abhängigkeit auf Müller und Maaßen (und grollend öfters auch auf Ellinger); damit ist's dann freilich ungefähr am Ende, und die Unsicherheit, die Unbelesenheit, mit der er den dichterischen Zeitgenossen Hoffmanns gegenübersteht, stört doch nicht selten: wenn er das „Kreuz an der Ostsee" mit den „Söhnen des Tals" verwechselt,

[4]) Zwölf Berlinische Geschichten aus den Jahren 1561—1816, erzählt von E. T. A. Hoffmann nach der Folge der Handlung zusammengestellt und erläutert von Hans von Müller. Mit zehn Bildbeigaben. München 1921, Georg Müller.

[5]) „E. T. A. Hoffmann, das Leben eines Künstlers", dargestellt von Walther Harich. 2 Bände. Berlin, Erich Reiß.

wenn er die Erfindung des „Homunculus“ dem jungen Goethe zuweist, wenn er den Einfluß von Lewis „Ambrosio“ auf die „Elixiere des Teufels“ mit der Phrase abwehrt, jenes Buch habe mit Hoffmanns Roman „so viel oder so wenig zu tun, wie Schillers „Räuber“ mit den Machwerken eines Vulpius oder Spieß“ (will er diesen tiefen Einfluß Schillers wirklich leugnen?), so hören wir überall den großspurigen und vorschnellen Halbkundigen: ob er wohl jenen englischen Roman oder Grosses „Genius“, dem Hoffmann so starke Eindrücke dankt, je in der Hand gehabt hat? Herbeigezerrte Beziehungen zu den Neuen und Neuesten entschädigen nicht dafür, daß dem Buche der Hintergrund der Zeitliteratur, selbst der Romantik eigentlich fehlt. Was freilich auch damit zusammenhängt, daß er Hoffmann gern als Urphänomen, als Träger der Urkunst, herauspräparieren möchte.

Diese begeisterte, zuweilen stammelnde Liebe für den Helden und Landsmann ist nun freilich eine liebenswürdige Seite des Buches, die mit vielem versöhnt. Und in Hoffmann ist er wirklich bewandert. Gerade als Biographie gefaßt, für Hoffmanns Leben bedeutet das Buch unzweifelhaft einen Fortschritt. Die Briefe und vor allem die Tagebücher sind gut und wirksam verwertet; die große Liebe Hoffmanns zu Julia Marc kommt in ihrer vollen Tragweite menschlich und künstlerisch zur Geltung. An starkem Farbenauftrag fehlt es freilich auch im Biographischen nicht: wenn ihm der bekannte Posener „Karikaturenspaß“ als „ein etwas später und milder Aufguß der französischen Revolution“ erscheint, wenn es ihm „eine seltsame und fast unheimliche Fügung des Schicksals“ ist, daß Devrient, „dieser innigste Freund Hoffmanns, schlankweg „der Freund“ hieß“, so kennzeichnet das die beständige Überhitzung des Buches; auch für den Knaben und Jüngling hat Harich stets die düstere Beleuchtung der Künstlertragik, die schon des Kindes Brust zerschnitt, und es fehlt ihm ganz der Sinn für den kaustischen Humor, mit dem Hoffmann selbst sein schwärmendes Primanertum im „Rat Krespel“, in der „Fermate“ und im „Majorat“ zu belächeln weiß: er nimmt das alles bitter ernst, womöglich tragisch, und verfehlt dadurch den Sinn des „Majorats“ um ein Erkleckliches.

„Das Leben eines Künstlers!“ Hoffmann ist für Harich „der größte Prototypus des Künstlers an sich“. Richard Wagner und besonders Goethe, bei denen das An-sich-Künstlertum nicht so glatt aufgeht, werden darum ganz gerne gelegentlich gezaust, wie es denn auch an Hoffmann streng aufgemutzt wird, wenn ihn seine juristische Berufstätigkeit einmal interessiert. Hoffmann kämpft für die „Urkunst“, nachdem bei unseren Klassikern die Kunst der Bildung, der Maßstab des Ideals, auf Abwege geführt hatte. Und dies reine Künstlertum ist „Besessenheit“; die ewige Sehnsucht, der Hang zum Nirwana, eine tief empfundene Heimatlosigkeit gehört dazu; Kunst ist „Untergang, Opferung des Lebens“. Auf solchen halbwahren, stets überschraubten Grundlagen wird das Künstlerbild konstruiert, das als stiller Maßstab hinter dem Buche Harichs steht und dem Biographen, wo er auf die Dichtungen kommt, immer wieder die Unbefangenheit des Blicks nimmt.

So ist es ihm eine natürliche Konsequenz, daß der Künstler nicht national sein darf. „Sein eigentliches Werk wurzelte tief in allgemein menschlicher Verlorenheit“; „im Grunde ist es eine persönliche (also untergeordnete) Frage für den Künstler, wie er sich zu den Schicksalsstunden seines Volkes stellt“. Wie wunderlich! Ist denn die Liebe nicht auch „eine persönliche Frage“? Und Heinrich von Kleist, den Harich immerhin zu den Künstlern rechnet, starb ja doch am Jammer um das Vaterland! Doch das gibt Harich nicht zu: ihn muß es zum „Freitod“ getrieben haben, daß die Zeit keinen Raum für das Reinkünstlerische hatte. Nun, auch Hoffmann, der tapfere Ostpreuße, hat sich erlaubt, national zu empfinden; es war nicht nur Hippels Einfluß, wie Harich es sich zurechtmacht, daß er während der Befreiungskriege „in den allgemeinen Haß- und Jubelchor einstimmte“. Hoffmann

war nicht wie Harich der Meinung, daß es bei Jena „nur" um den preußischen Staat ging, „eine Institution, die den einzelnen kaum etwas anging". Er hielt „den deutschen Mut, der in heller, reiner Naphthaflamme unauslöschbar fortbrennt, die deutsche felsenfeste Treue", an die man damals noch glauben durfte, für einen undurchdringlichen Harnisch gegen alle Pfeile der Bosheit („Zusammenhang der Dinge"). Und an seinem künstlerischen Paten Callot rühmt er an programmatischer Stelle, daß er sich lieber den Daumen abgehauen hätte, „als daß er die Erniedrigung seines Fürsten und seines Vaterlandes durch sein Talent verewige". Die großen Bilder der Befreiungskriege tauchen immer wieder vor seiner Seele auf, und zu Harichs Verwunderung hat Hoffmann sogar mit ehemaligen Offizieren gern verkehrt; freilich war „in jenen Kriegen die Verschmelzung von Geist und Macht besser gelungen als im Weltkrieg, wo die erstarrten militärischen Formen gegen jede geistige Regung ankämpften". So bei Harich II, 293 zu lesen. Schade, daß er sich die Seele nicht reiner gehalten hat von dem parteiischen Dunst der Gegenwart.

Jenes Künstlertum entfaltet sich ganz nach Harichs Herzen in den vier großen phantastischen Märchen. Auch hier wandelt er auf den Spuren Müllerscher Erkenntnisse, nur daß bei Harich alles wieder übertrieben wird. In der Bewunderung für den „Goldenen Topf" sind wir alle einig: auch Hoffmann selbst sah in ihm lange, vielleicht immer, seines Schaffens Krone. Harich bezeugt dem Dichter einmal, halb bedauernd, er habe „zu viel Wirklichkeit" in sich aufnehmen müssen, um ganz die süße Melodie der Kunst aus sich herausspinnen zu können. Ja, kann es für den großen Künstler „zu viel Wirklichkeit" geben? Die Größe des „Goldenen Topfes" beruht darauf, daß hier der von Hoffmann liebevoll geschaute Alltag und die poetische Welt in glücklicher Durchdringung und Gegensätzlichkeit neben und durcheinander zu ihrem Recht gelangen. Die holde Serpentina mit ihren beseligend funkelnden Äuglein gehört ganz der Wunderwelt; alle anderen, sogar die verstocktesten Philister, haben doch Anteil an beiden Welten, und gerade darum tut es uns Freund Anselmus, der glückselige Pechvogel, so unwiderstehlich an, weil wir selbst ein wenig beteiligt sind an diesem Doppelleben, dessen Realität uns gerade Hoffmanns siegreiche „Wirklichkeit" unwiderstehlich in die Seele prägt. Harichs Darstellung, zumal die hübsche, aber doch glatte Inhaltsangabe, macht diese künstlerische Versöhnung der Pole nicht klar, und es ist ein verhängnisvoller Mißgriff, daß er im „Goldenen Topf" selbst, der ursprünglich ein bedenkliches Requisit aus dem Reich des Prinzen Biribinker und der Feenmärchen war, das Symbol der „reichen Mitgift" sieht, ohne die es für diese irdische Welt ein Paradieseslеben im begnadeten Reiche Atlantis doch nicht gebe. Nein, es ist gerade ein großer Vorzug des „Goldenen Topfes", daß Anselmus von diesem zynischen Hintergedanken, der in Wahrheit Atlantis die Wirklichkeit rauben würde, ganz frei geblieben ist.

Die hohe künstlerische Harmonie des „Goldenen Topfes" hat Hoffmann nie wieder erreicht, mag er in stilistischer Virtuosität und in der Eindringlichkeit des Problems ihn überboten haben. Die Universitätsstadt des „Kleinen Zaches", noch mehr das Frankfurt des „Meister Floh", vor allem das Rom der „Brambilla" sind ihm nicht entfernt so „wirklich", wie das Dresden des Studenten Anselmus und das Berlin späterer Geschichten. Harichs seltsamer Gedanke, Hoffmanns eigene körperliche Mängel in Verbindung zu bringen mit der Mißgestalt seines Zwerges Zinnober, der immer nur von den Verdiensten anderer profitiert, und seien es selbst gewandte Kletteraffen (Harich mißversteht die vielleicht durch eine Jahnanekdote veranlaßte Affenszene auch wieder ins Tragische, als ein Präludium nahender Schicksalswende), dieser Fehlgriff trägt obendrein einen ganz falschen tragischen Ton in das Universitäts- und Kleinstaatsmärchen. Aber auch wenn wir das abstreifen, die spaßende Skepsis, mit der der Dichter hier dem hübschen Rittergut aus Atlantis

sehr solide diesseitige Reize für die praktischen Bedürfnisse des Professorentöchterleins verleiht, die eben keine Serpentina ist, raubt der ausgezeichneten Geschichte ganz jenen beseligenden Zauber, der vom „Goldenen Topf" ausstrahlt. Und dem „Meister Floh", der „Prinzessin Brambilla" fehlt leider der sichere Boden des Alltags, aus dem Hoffmann sich sonst gerade die besten Kräfte zum Aufstieg ins romantische Land geholt hat. Hier tritt nicht die Poesie dem Alltag gegenüber, sondern die Romantik wird durch die Hyperromantik übertrumpft. Beide Dichtungen sind reich an glänzenden Szenen und Bildern (ich rühme etwa den Kampf der beiden gespenstischen Physiker), sie bergen Triumphe Hoffmannscher Stil- und Phantasiekunst; aber den modernen Enthusiasmus, der heute hier die Höhen Hoffmannscher Kunst sieht, halte ich doch für eine Verirrung. Es ist eine starke Zumutung, in dem braven, dumpfen Peregrinus auf einmal den mächtigen Geisterkönig Sekakis zu sehen, aus dessen Brust der Karfunkel mit überwältigender Leuchtkraft hervorstrahlt, und wenn das kokette, gespenstisch zierliche, aber gemütlich flache Grisettchen Dörtje Elverdink, die Harich, wieder in grobem Vergreifen, zu dunkeln Häusern von Amsterdam in Beziehung setzen möchte, nun gar einen berauschenden Liebestod sterben muß, so ist das eine böse Paradoxie und kein großer dichterischer Gedanke.

Entscheidend aber ist für Harichs Betrachtungsweise die „Prinzessin Brambilla". Hoffmann selbst hat seine Freude daran gehabt; zwei berühmte Poeten, Baudelaire und Heine, haben ihr ein wenig gehuldigt; heute scheint es Mode, sie in Anbetung zu verehren. Harich gerät in tollen Überschwang; er lallt ein ganzes Stück Weltgeschichte zusammen, um Boden und Hintergrund zu schaffen; „vielleicht wird das deutsche Volk, nachdem die Schlünde des Abgrunds ein halbes Jahrzehnt offenstanden, erkennen, was in der ‚Prinzessin Brambilla' gestaltet ist". Ich stehe vor allen diesen Überschraubungen wie vor einem Rätsel. Dies Capriccio, in das heute die fanatischen Hoffmann-Adepten unergründliche Tiefen hereinahnen, schließt sich an ein paar glänzende Callotsche Bilder aus den Balli di Sfessania an, über die eben Vict. Manheimer in einem eleganten und helläugigen Essay gute Auskunft gegeben hat[6]). In diese grell belebten Maskenszenen hat schon Hoffmann manches Sonderbare hereingesehen; die Nachbildungen, die er seiner „Brambilla" beigab, sind obendrein ganz mißglückt, gerade des funkelnden Lebens entkleidet, das bei Callot, sei es auch nur im Hintergrund, mitzuckt. Literarische Kämpfe aus Gozzis Tagen werden von Hoffmann mit zu Triebfedern der Handlung gemacht. Ein gutmütig eitler Schauspieler ohne viel Begabung, eine hübsche anmutige, aber oberflächliche kleine Putzmacherin, beide, gerade weil sie italienisch wirken sollen, nicht wurzelecht, haben wunderliche Masken- und Märchendoppelgänger hinter sich, und Hoffmann macht es Spaß, seine Laune da ohne feste Handlung und Entwicklung lachend, in seltsamen Farben und Fabeln kapriziös schwelgen zu lassen. Das romantische Märchen vom Urdarbrunnen, das nach Sanskrit, Edda und Völuspa schmecken soll, und das dann nach Harich doch bloß auf die „Allegorie einer Lustspielbühne" als der Welterlöserin durch das heilige Lachen hinausliefe, macht die Sache nicht besser. Es ist eine schwere Stillosigkeit, aus der „Prinzessin Brambilla" die Rätsel der Sphinx und die Ungeheuer, die in den Klüften des Seins hausen, heraufzubeschwören, den transparenten Schein der Zersetzung, der das letzte Schaffen des Sterbenden verkläre, aufleuchten zu lassen; Harich fehlt leider der Humor, der zum Verständnis Hoffmannschen Künstlertums genau so nottut, wie die ihm eher verliehene Gabe, den Phantasiegebilden des Dichters zu folgen.

[6]) Victor Manheimer, „Die Balli von Jacques Callot", ein Essay. Potsdam 1921. Gustav Kiepenheuer.

Schon der „Kater Murr" leidet unter dieser falschen Einstellung. Auch Müller, dessen Schwächen Harich immer besonders beflissen mitmacht, wird ihm nicht gerecht. Hoffmann, der hohe künstlerische Selbstkritik besaß, hatte sich an den „Elixieren des Teufels" endgültig überzeugt, daß ihm der lange Atem, den der Roman braucht, nicht gegeben sei. Harich hat das Verdienst, dem psychologischen Wert des Werkes gerecht zu werden. Aber das macht ihn blind gegen die abscheulich groben Mittel, die der Dichter hier in Überfülle skrupellos verwendet. Hätten wir den „Cornaro" und Hoffmanns sonstige, auf Grosses Spuren entstandene Jugendromane, so wäre das plump Sensationelle aus der Mache der Räuber- und Geistergeschichten, von denen Harich offenbar wenig kennt, ihm wahrscheinlich deutlicher geworden. Der komplizierte Familienstammbaum, den er Maaßen nachzeichnet, ist doch wahrhaftig eine Anklage, keine Entlastung, und die Aufzeichnungen des gespenstischen Malers — welch künstlerisch roher Behelf! Es war keine bloße Spielerei, sondern eine künstlerische Notwendigkeit, daß der romantische Roman so gern Fragment bleibt oder in Fragmente sich auflöst. Das hat Hoffmann mit vollem Bewußtsein gewollt, als er Szenen aus Kreislers Lebensroman mit den zusammenhängenden Stücken der Selbstbiographie des Normalphilisters, seines „Kater Murr", durchsetzte: ich bezweifle durchaus, daß es ihm ernst war mit einem dritten Teil, der etwa ähnlich wie in den „Elixieren" alle Rätsel lösen sollte; jedenfalls wollen wir froh sein, daß uns dieser dritte Teil erspart blieb. Wer den „Kater Murr" würdigen will, schuldet dem Dichter, daß er ihn in seiner Fragmentenform erfasse. Harich versucht statt dessen, Müller weit überbietend, auch hier eine umständliche, höchst verwickelte epische Handlung zu entwerfen, die er dann auch wieder mit einem schauderhaften Stammbaum begleitet. Nein! Da ist Hoffmann ganz unschuldig. Ihn hat in den Szenen aus Kreislers Leben die Bildertechnik mit ihren phantasieanregenden Möglichkeiten, mit ihren schnell wechselnden, grell betonbaren Stimmungen gelockt: dazu die diskreten Gegensätzlichkeiten zu dem tierischen Philister: Harichs Ergänzung zu einem fest zusammenhängenden epischen Gefüge ist ein Mißverstehen des künstlerischen Willens. Ich gönne Harich das Gefühl absoluter Evidenz, das sich seiner „Durchfühlung" des Kreislerwerkes ergab. Was davon zu halten ist, zeigt etwa die groteske Deutung des harmlosen Fürsten Irenäus, des typischen Duodezserenissimus a. D., auf — den alten Hardenberg und zugleich auf Bernadotte, der „zwar nicht (wie Irenäus) sein Ländchen aus der Tasche verloren, aber dafür eins bekommen hatte". Harichs geringe methodische Schulung läßt ihn hier in eine plumpe Karikatur der biographischen Mißdeutungen verfallen, die man sonst den Philologen nachsagt. Und der „Kater Murr" versagt sich Harichs heißem Bemühen erst recht. Die gewollten Zusammenhänge und Lücken dieses fragmentarischen Aufbaus sind ihm nicht aufgegangen, und damit fehlt seinem Nachschaffen des bedeutenden „Romans" die Seele.

Hoffmann hat seine Philister geliebt; sie haben ihm freilich auch Grauen eingeflößt, und oft genug hat ihn die Frage beklemmt: sind diese wohlerzogenen Gesellschaftsmarionetten, wie sie sich etwa beim musikalischen Tee des Geheimrats Röderlein oder auf der Silvesterfeier des Justizrats X. in maschinenmäßiger Korrektheit wenden und drehen, noch wirkliche Menschen und nicht vielmehr Automaten, geistloser als die dressierten Tiere? Dies Problem des normalen Gesellschaftsphilisters hat ihn gequält, aber auch beglückt: denn es gelingt ihm, durch Humor seiner freundlich Herr zu werden. Gerade hierfür aber fehlt Harich der Sinn. Er bringt das Entzücken nicht auf, das ein Kabinettstück sicherer und echter Kunst, wie die „Brautwahl", in dem doch erwecken sollte, der wirklich aus Hoffmanns Herzen heraus dieses befriedigte Berliner Philistertum mitzuerleben vermag. Sein Gipfel ist der prachtvolle Geh. Kanzleirat Tusmann, in dessen regelmäßiges Leben eine arg ver-

staubte blaue Blume der Schmöker- und Schwartenromantik hereinduftet; aber ist die hübsche Albertina und ihr Maler eigentlich weniger philiströs? Auch das ist ein Urerleben. Philisterium und Wahnsinn — das Thema meldet sich in dem raffiniert aufgebauten „Fragment aus dem Leben dreier Freunde", und dieser Marzell, dessen romantische Liebe erlischt, als er erfährt, daß die Tränen der Holden einem unfertigen Sommerhut und nicht einem unglücklichen Herzenserlebnis galten, ist er nicht ein Stockphilister der Romantik? Philisterium und Wissenschaft — ist es nicht erschütternd, wie in immer kürzer werdenden Briefen die eifersüchtige Findereitelkeit zweier Gelehrten, die beide ein entzückendes Südseeläuschen, die Haimatochare, zuerst entdeckt haben wollen, bis zum Doppeltode führt? Harich versagt da ganz. Und die Gardinenpredigt, die Frau Erasmus Spikher ihrem treulos getreuen Gatten ohne Spiegelbild hält, weht uns daraus nicht erschreckend die Herzenskälte des Philistertums entgegen? Und ist der „Hasenfuß", der Geck Baron Theodor von S., der sich durch zwei Hoffmannsche Novellen schlängelt, nicht eine Studie, wie sie nur dem liebevollsten Künstlerstift gelingt? Hoffmanns „Hasenfüße" wären ein eigenes Kapitel. Wenn Harich diese bizarre Freude an den „alltäglichen Zufälligkeiten" als einem notwendigen, aber höchst fratzenhaften, seltsamen, ja abenteuerlichen Lebenselement mehr aus Hoffmanns Seele heraus mitempfunden, wenn er für das Schicksalhafte des Philisters etwas mehr von Hoffmanns Sehschärfe besessen hätte, er wäre gerechter gewesen gegen vieles in Hoffmanns erfolgreichen Almanacherzählungen, die bei ihm sehr schlecht fahren gegenüber der „großen Kunst".

Beinahe zürnt er dem Dichter, daß er nicht lauter Brambillen schuf. Hier versteht er nicht, wie Hoffmann einen „gewaltigen Stoff" zu „blasser Teeunterhaltung" mißbrauchen kann; dort wirft er ihm gar vor, daß er, „um die gehörige Anzahl Bogen herauszubekommen, die eigene Person" einmische; hier moniert er wenigstens, daß diese oder jene Novelle nicht den Ansprüchen genüge, die Wilhelm von Scholz oder Paul Ernst heute an die Novelle stellen. Der Hoffmann, der für Taschenbücher und auf Bestellung gut bezahlte Geschichten schrieb, erregt sein Mißfallen — übrigens auch hier in Übertreibung Müllerscher Urteile, und es wimmelt von mäkelnden Rotstiftstrichen, mit denen es sich dann freilich kaum verträgt, wenn dann plötzlich wieder den „Serapionsbrüdern" in vollen Tönen ein Reichtum nachgerühmt wird, „zu dessen Vergleich man nur Allergrößtes, etwa Shakespeares Komödien oder Balzacs Menschliche Komödie heranziehen kann". Ich denke von Hoffmanns Kleinkunst, unter der sich gewiß einiges Schwache befindet, doch im ganzen sehr viel besser. In diesen kürzeren Stücken steckt oft eine bewundernswerte Konzentration der Gegensätze, eine erstaunliche Sicherheit der Technik, eine tiefwurzelnde Stilkraft, wie sie Hoffmanns „große Kunst" eben nur im „Goldenen Topf" erreicht. Zur rechten Würdigung dieser großen Vorzüge fehlt Harich die philologische Kunst. Hätte er statt billiger Inhaltsangaben wirkliche Analysen versucht, er würde den „Magnetiseur" nicht als „denkbar belanglos" anführen, ihm nicht „eine abrupte, bequeme Technik" nachsagen: das Gegenteil ist wahr, das Fragmentarische der Darstellung ist hier wie im „Sandmann", in den „Geheimnissen", das Ergebnis eines künstlerischen Willens, der mindestens so viel Respekt verdient, wie die schwimmenden und verschwimmenden Karnevalsbilder der Brambilla. Ein Versuch, die Einwirkung Kleistscher Novellensprache auf Hoffmann zu erweisen, bleibt auf halbem Wege stecken. Und der gewaltige Unterschied zwischen Routine und Notwendigkeit ist Harich nicht zwingend aufgegangen. Wenn Hoffmann sich, scheinbar mit den banal einschmeichelnden Formeln der Trivialromantik, an den „günstigen Leser", den „geliebten Leser" wendet, der Fühlende spürt bald, mit welchen unmerklichen Netzen und Schlingen ihn dieser höfliche Autor unentrinnbar, dämonisch umklammert. Und die Alltäglichkeit der Friedrichstraße mit ihren Hausnummern — hier hat sie

die Wirkung, daß uns jede Wirklichkeit zum Traume wird. Hoffmann bewältigt die Trivialität und Nüchternheit nicht nur durch die Zauberpracht orientalischer Märchenherrlichkeit, die er über ihr aufstrahlen läßt, er sprengt sie durch Minen in die Luft, die er mitten in die gute Stube des Berliner Philisters legt. Nicht nur durch den Traum, auch durch die scharf erpackte Alltäglichkeit erzwingt er sich den Zugang nach Atlantis. Sogar die Floskeln steifleinener, trockener Kanzleisprache, etwa des unschönen „rücksichts", das Hoffmann nicht verschmähte, gehören zu diesem Janusgesicht.

Harichs Buch hat Liebe und Wärme. Er schwingt sich seinem Helden in visionärer Begeisterung gerne nach. Aber die kühle Klarheit des scharf denkenden Juristen, des fast überscharf schauenden Zeichners, diese ungewöhnliche Gabe Hoffmanns hat er nicht. Seine überschraubte Darstellung, auf der dann wieder geschmacklose Brocken wie die „Dichteritis", der „Kunststückler", der „Schmachtfetzen" umherschwimmen, macht doppelt ungeduldig, wenn wir von Hoffmann kommen. Dieser Meister des Stils hat seine Sprache in fester Zucht gehabt; er kannte schon den „Segen der Arbeit", den Harich ihm absprechen will, weil das zu der Tragik dieser „triumphierenden Ausgestoßenen des Lebens" gehört. Harich erstrebt schriftstellerisch eine Einheit, die viel einseitiger gerät als der Held selbst. Auch wo er als Schauender deutet und stammelt, konstruiert er gerne. Die Hoffmannbiographie, die wir brauchen, ist sein Werk nicht geworden. Eine feste philologische Analyse, eine sichere geschichtliche Erfassung der Werke gelingt ihm nicht, wenn auch vieles Einzelne glückt. Hoffmann selbst war strenger und geschichtlicher, geistig straffer erzogen als sein Biograph, der von der Philologie nichts gelernt hat. Diese besteht, wie Harich das einmal von der Musik sagt, „weder in toten Rechenkünsten, noch in überirdischen Sphärenklängen, wohl aber in beidem". Harich hat Hoffmann in den Sphärenklängen aufgesucht; den Kontrapunkt hat er leider nicht gelernt, und dieser Mangel verschließt ihm doch die Kraft, das Horoskop mit dem Karfunkel im Zentrum richtig zu deuten.

Berichtigung

auf Grund des § 11 des Preßgesetzes

Der Artikel von R. Fester im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" ist aufgebaut auf eine Reihe von falschen tatsächlichen Behauptungen, die ich hiermit richtig stelle.

Fester läßt mich sagen, daß ich „in der Luft des Kadettenkorps Wachstum für ausgeschlossen" halte, und in der Ausnahme der Genialität des dänischen Kadetten Moltke lediglich eine Bestätigung der Regel erblicke. Es ist nicht richtig, daß ich das gesagt habe.

Fester wirft mir vor, daß ich nicht gewußt habe, daß der Weg, der nach Brest-Litowsk geführt hat, durch die leitenden Staatsmänner des Zweibundes bereits im März 1917 eingeschlagen worden sei. Es ist unrichtig, daß ich das nicht gewußt habe.

Fester wirft mir vor, daß ich die Verleumdung, Deutschland strebe nach der Weltherrschaft, erst durch unsere immer wieder verkündeten Kriegsziele entstehen lasse. Es ist unrichtig, daß ich das behauptet habe.

Fester behauptet, daß ich unter Berufung auf den Plan des General Krauß die Vernichtung Italiens empfohlen habe. Das ist nicht richtig, ich habe nur von der Vernichtung der italienischen Armee gesprochen.

Professor Hans Delbrück.

Erwiderung

Den vier „Berichtigungen" stelle ich die eigenen Worte H. Delbrücks gegenüber:

1. (Seite 10): „Die Kriegserinnerungen Ludendorffs . . . haben gezeigt, wie wenig hoch sein Niveau war, und auch in den Kreisen der Kameraden hat man das . . . von je gewußt. „„Kadettenbildung"" pflegt man zu sagen. Aber hier wie so oft überschätzt man den Einfluß der Schule. Was hatte denn Moltke für eine Schulbildung genossen? Das dänische Kadettenkorps, das vermutlich noch etwas weniger ist als das preußische . . . Für den wirklichen Genius ist das Schullernen leicht ersetzt." (Seite 13 zu Ludendorffs Ausdruck der Überraschung, daß kein Nachfolger für Bethmann Hollweg bereitgehalten wurde): „Man fühlt sich angeweht von der Luft des Kadettenkorps." (Seite 40): „„Wir werden von einem wahnsinnig gewordenen Kadetten regiert"" sagte mir einmal um die Wende 1917/18 in dumpfer Verzweiflung ein der Entscheidung der Dinge nahestehender Mann." Mit anderen Worten: Daß wir von einem Wahnsinnigen regiert wurden, war schlimm genug, wurde aber noch verschlimmert durch den Umstand, daß der Wahnsinnige ein Kadett war. Denn Kadettenbildung ist gering. Der Genius bildet sich selbst. Ein Durchschnittskadett wird sich auch in reiferen Jahren nicht verleugnen.

2. (Seite 32): „Die Oberste Heeresleitung selber ist es gewesen, die den Keil in das Volk getrieben, die Einheit der öffentlichen Meinung . . . durch ihre wahnwitzigen Vergrößerungsabsichten zerstört . . . hat." Von der Formulierung der Kriegsziele durch Bethmann und Burian und durch Bethmann und Czernin sagt Delbrück kein Wort. Wenn er gewußt hat, wie das in Ludendorffs Urkunden abgedruckte Wiener (tatsächlich Berliner) Dokument vom 27. März 1917 zu interpretieren war, hätte er den zitierten Satz, auf den er mehrfach zurückkommt, nicht schreiben dürfen. Vgl. jetzt meine Artikel in den „Münchener Neuesten Nachrichten" Nr. 207, 209.

3. (Seite 24): „Die Feinde beschuldigen uns, wir hätten den Krieg entfesselt, um die Weltherrschaft zu erobern. Das ist durch unangreifbare Urkunden bündig widerlegt worden. Daß die Verleumdung aber noch immer nicht weichen will, hat neben anderem einen nur zu natürlichen Grund in den von Deutschland immer wieder verkündeten Kriegszielen." Der Grund der Verleumdung ist die Entstehung des Deutschen Reiches. Delbrück nennt als natürlichen Grund der Verleumdung die Kriegsziele.

4. Daß Vernichtung der Armee gleichbedeutend mit Vernichtung des Staates ist, sollte ein Deutscher eigentlich wissen.

Professor Dr. Richard Fester.

Literarische Rundschau

Flugblätter von Rudolf Pannwitz *)

Eines haben uns die Engländer eindringlich gelehrt, daß Politik nichts anderes ist als ein Handel mit Meinungen. Infolgedessen herrscht auch in der Politik das Gesetz, daß Angebot und Nachfrage den Preis regeln. Der Preis wird nicht nach der Güte der Waren oder Richtigkeit der Meinungen bemessen, sondern nur nach dem Bedürfnis, das nach ihnen vorhanden ist.

*) Aus dem Chaos zur Gemeinschaft. München-Feldafing 1921, Verlag Hans Carl.

Es ist politischer Dilettantismus, wenn man sich darauf versteift, nachzuweisen, eine politische Meinung sei falsch, unsinnig oder erlogen. Es kommt nur auf die Anzahl der Leute an, denen sie in den Kram paßt. Wenn man einem englischen Politiker einen moralischen Vorwurf daraus machen wollte, daß er eine Verleumdung ausspricht, so würde er ganz erstaunt antworten: „Hier handelt es sich doch nicht um Moral, sondern um Politik. Die Moral wird von uns Politikern nur dazu benutzt, um beschränkten Leuten unsere Meinung mundgerecht zu machen."

In Deutschland ist man aber nach der Revolution über die Engländer hinausgegangen, indem man nicht nur die politischen Meinungen, sondern alle Meinungen überhaupt zur Handelsware machte. Jetzt wird einfach alles gehandelt. Feststehende Grundsätze gibt es nicht mehr. Alle Ehrfurcht gebietenden Unantastbarkeiten sind geschwunden.

Kunst, Wissenschaft und Religion, Musik, Malerei, Ehe, Liebe, Vaterland, Ehre, Menschenwürde — alles ist feil geworden. Ferkeleien werden als Kunstwerke angepriesen, und tiefste mathematische Probleme, wie Einsteins Relativitätslehre, werden wie fauler Speck angeboten. Treue und Fahneneid sind bloß „Ideen", und diese haben eine schlechte Valuta.

Diesen Zustand unserer heutigen deutschen Kultur zu geißeln, hat Pannwitz unternommen, und er tut es so nachdrücklich, daß es blutige Striemen setzt. „Der Periodos der Freiheit ist abgelaufen, ausgelaufen, man hat sich in ihm wie die Säue betragen. Nun wird es heißen, Fesseln tragen und Mensch werden."

Über die orientalische Welt, das Christentum, die Welt Goethes und Nietzsches findet Pannwitz schöne und tiefe Worte. Er vergleicht damit die heutige: „All jene Welten sind religiös und diese Unwelt irreligiös, all jene Welten sind vornehm, und diese Unwelt ist gemein."

Ein sehr schönes Wort sagt Pannwitz gegen die moderne Sucht, alle religiösen Größen der Weltgeschichte, wie Konfuzius, Buddha, Christus, in eine für den allgemeinen Geschmack hergerichtete Mayonnaise zu verarbeiten: „Es ist Verrat am Heiligsten, das Große zu Seinesgleichen zu machen."

Da das Erotische allen Menschen liegt, ist es die beliebteste Ware geworden. Die erotische Durchseuchung unserer Kultur ist daher leicht begreiflich. Gegen sie wendet sich Pannwitz: „Was ist Erotik? Dekadenz der Liebe." — „Psychoanalyse: Ethoparalyse." — „Erotik als Daseinssinn ist Selbstmord." — „In der (erotischen) Schwüle gedeiht alles modern perverse Ungeziefer." — „Perversion als Massensuggestion und Autohypnose (darum zweifellos handelt es sich heute) ist immer Gehirnkrankheit." — „Platons Theorie des Eros ist schon das Signal für den Untergang des Hellenentums." — „Logisierende Erotik ist Hysterie. Statt moderner Geist kann man kurzhin Hysterie sagen."

Mit der Verkäuflichkeit aller Werte ist immer der Zynismus verschwistert. Pannwitz schreibt über ihn: „Der Zynismus, die Syphilis des Geistes, ist das einzige, was ein Antisemitismus zu bekämpfen hätte, denn das jüdische Literatentum, diese modernen Modisten des Geistes, hat ihn zum völligen Siege geführt."

Welches ist der Weg, der aus diesem Marasmus herausführt? Pannwitz antwortet: „Mensch werden." Er sieht den Menschen nicht als gegeben an durch seine Zugehörigkeit zur Tierspezies homo sapiens, sondern erst durch die in ihm liegende Möglichkeit, mit dem Göttlichen in Beziehung zu treten. Hierin deckt sich die Überzeugung von Pannwitz völlig mit der von Chamberlain. Unsere Aufgabe ist es, wenn wir Menschen werden wollen, die Beziehungen mit der Gottheit auszugestalten. Das kann aber nur jeder einzelne für sich tun. Als Einzelindividuen sind wir geschaffen. Ein jeder von uns besitzt seine eigene Umwelt und sein eigenes Gewissen. Ein Weltgewissen ist Schwindel.

Eine Handelsgesellschaft kann schon begründet werden, wenn sich die Teilnehmer über das gleiche Zahlungsmittel einig sind. Eine Gemeinschaft aber kann erst erstehen, wenn sich die Mitglieder zur gleichen Gottheit bekennen, von der sie sich alle abhängig fühlen, und über die daher nicht wie über eine Handelsware verfügt werden kann. „Hort und Halt aller Gemeinschaft sind gemeinsame Heiligtümer." — „Ein Volk ist nur dann vorhanden, wenn es gemeinsame Götter und Heiligtümer hat, und diese ehrt, für diese lebt und stirbt."

Dies ist das hohe Bekenntnis von Pannwitz. Er schließt seine glänzende Streitschrift mit den Worten: „Wer Gemeinschaft haben will, werde erst selber Mensch. Wer Mensch werden will, überwinde Empfindungen und Begriffe, die wider die Natur oder gegen die Würde des Menschentums gehen. Es ist unverantwortlich und unanständig, „moderner Mensch" zu sein, oder wenn man es ist, es noch länger zu bleiben."

*

Von dem gleichen Autor ist unter dem Titel „Logos" ein Leben Jesu erschienen, das sich streng an die Evangelien hält und jede Bibelkritik ablehnt. Man wird nach dem Obigen verstehen, worauf es dem Autor vor allen Dingen ankam: Distanz zu wahren. Das ist ihm auch vollauf gelungen. Das Leben Jesu gleitet wie ein unnahbares Mysterium an uns vorüber. Die archäischen Stabreime und die eigenartige Wortbildung erhöhen die Wirkung. J. von Uexküll.

Dante-Literatur

Das den großen Florentiner anläßlich seines sechshundertsten Todestages feiernde Jahr hat selbstverständlich eine überaus große Zahl von literarischen Neuerscheinungen gebracht. Es handelt sich dabei vornehmlich um Ausgaben seiner Schöpfungen in ihrer Ursprache, um deren Übersetzungen, Nachdichtungen und Bearbeitungen, namentlich der „Göttlichen Komödie", dann aber auch um größere und kleinere Schriften über sein Leben und seine Zeit. Bei den Übersetzungen usw. kommen ganz neue Werke, aber auch Neuauflagen älterer in Betracht.

Der Insel-Verlag hat in zwei schönen, kleinen Bänden auf Dünndruckpapier Dantis Alighierii Opera Omnia herausgegeben, deren erster La divina Commedia und Il Canzoniere, deren zweiter Vita Nuova, Il Convivio, Eclogae, De Monarchia, De vulgari eloquentia, Quaestio de aqua et terra und Epistolae bringt. Es fehlen also die meist für unecht erklärten Schriften, namentlich I sette Salmi penitentiali und Professione di Fede, die in der Oxforder Ausgabe von E. Moore mit enthalten sind. Durch eine Einführung des bekannten Kunstkritikers und Philosophen, des warmen Deutschenfreundes Benedetto Croce, über „die Jugenddichtung Dantes und die Poesie der „Commedia"" ist die Ausgabe, die zur Sammlung „Libri Librorum" des Verlages gehört, eingeleitet. Diese Einleitung gibt eine gute gelehrte Auseinandersetzung über Dantes Stil in seiner Dichtung (in italienischer Sprache). Textkritisch zu Werke zu gehen, ist hier nicht der Ort. Nur das eine sei hervorgehoben, weil es die Streitfrage wegen der Feststellung des Zeitpunktes der Entstehung der Schrift „De Monarchia" betrifft, daß der Herausgeber im lib. I cap. 12 der letzteren die Worte aufgenommen hat, die vielfach für ein späteres Einschiebsel erklärt worden sind: sicut in Paradiso Comediae jam dixi. Damit ist der Auffassung beigetreten, daß Dante diese „Streitschrift" erst nach Beendigung der Commedia, also in seinen allerletzten Lebensjahren verfaßt habe. Moore sagt an gleicher Stelle nur: sicut dixi, läßt also die Erinnerung an die Commedia fort. C. Sauter, der Übersetzer des „Gastmahls" und der „Monarchie"

(Freiburg, Herder), läßt in der letzteren den genannten Zusatz ganz fort, bringt dafür aber ausgezeichnete Ausführungen in einer Anmerkung. Die Sauterschen Übersetzungen sind allen Dante-Freunden sehr zu empfehlen und bilden eine wertvolle Ergänzung zu den „Opera Omnia" des Insel-Verlages, die, neben der Ausgabe von Moore, einen bleibenden Schatz und eine hervorragende Bereicherung jeder Dante-Bibliothek ausmachen werden.

Von den Übersetzungen der „Göttlichen Komödie" ist nun auch „Dantes Paradies" von A. Bassermann (München, R. Oldenbourg) endlich erschienen, nachdem „die Hölle" 1891, „der Fegeberg" 1909 bereits herausgegeben waren. Der Verlag hat die drei stattlichen Bände in die „Farben der Seligen" — rot, grün, weiß — gekleidet. Der Verfasser hat hier ein ungemein fleißiges Werk vollbracht, mit einer Fülle von Einführungen, Anmerkungen und in „Anhängen" gegebenen Erläuterungen versehen, so daß der Dante-Freund reiche Anregung, der Dante-Kenner oft neue Belehrung, der Dante-Forscher wertvolle Hinweise erhält. Bassermann hat die Dantesche Terzine beibehalten; im Vorwort zur „Hölle" spricht er sich über seinen Standpunkt hierzu aus. Viele, sehr viele Stellen seiner Übersetzung müssen poetisch schön genannt werden, einige andere lassen diese Schönheit vermissen. Befremdend wirkt der Titel, der dem zweiten Teil gegeben wurde: „Dantes Fegeberg." Das Wort ist unschön und führt irre. „Berg der Läuterung", „Läuterungsberg", ja selbst Beibehaltung des „Purgatorio" trifft das, was Dante hat ausdrücken wollen; es lag keinerlei Veranlassung vor, hier ein neues Wort zu wählen.

Von älteren Übersetzungen kommen hier noch in Betracht die von Otto Gildemeister und die von Philalethes. Der Verlag von J. G. Cotta hat von ersterer eine kleine reizende „Taschenausgabe" auf Dünndruckpapier herausgegeben, die er der Neuen deutschen Dante-Gesellschaft „im Gedenken an den Schöpfer dieser klassischen Übersetzung" gewidmet hat; Inhaltsverzeichnis und Einleitungen sind dieselben wie früher. Über ihren ganz hervorragenden Wert ist selbstverständlich nichts neues zu sagen, ebenso wie über die Neuausgabe von Philalethes, die der Verlag Borngräber im vierzigsten Tausend mit vielen Bildern nach Gustav Doré in diesem Feierjahr in schönem Gewande spendete. Zu bedauern bleibt vielleicht, daß nicht alle Doréschen Bilder hier vereinigt wurden. Die Vorbemerkung und Erläuterung von Albert Ritter nimmt mit Recht oft auf Paul Pochhammer Bezug. Von letzterem ist soeben die vierte kleine und fünfte große Ausgabe bei B. G. Teubner in bekannter Vorzüglichkeit erschienen. Den Bearbeitungen von Paul Pochhammer möchte ich allein von allen anderen Nachdichtungen das Urteil zollen, daß sie Dante „zu uns herüberbringen" wollen, also Goetheschen Maxime gemäß sind; alle anderen wollen uns zu Dante hinüberführen. Doch halt! Da ist noch eine Nachdichtung, die wohl auch sehr geeignet ist, Dante uns vertrauter zu machen, ihn uns zuzuführen: Siegfried v. d. Trenk, Das Ewige Lied, Dantes Divina Commedia, durch Versenkung und Eingebung wiedergeboren (Gotha, Friedrich Andreas Perthes). In einem kurzen „Geleit" legt der Verfasser seine Absicht dar: ohne jede Erläuterung unter dem Text, ohne jede Einleitung zu den einzelnen Gesängen, ohne Rückblicke wird alles, was zum Verständnis notwendig ist, hinzugedichtet, und so allerdings der ganze äußere und innere Sinn des „Dantesschen Ewigen Liedes" dem Leser klar. Die Form ist die ruhige Grundstrophe mit drei gleichen Reimen, dann eine bewegtere, gesteigerte, ausgedehnte Periode von vier und mehr Zeilen auf zweireimiger Grundlage. Hoher, poetischer Wert liegt in dem ganzen, schönen Werk.

Die reine Dante-Terzine verwendet Stephan George auch in seiner, jetzt in zweiter erweiterter Auflage (Berlin, Georg Bondi) erschienenen Übertragung einer größeren Zahl von Gesängen der „Göttlichen Komödie". Daß George ein echter Dichter ist, steht ja außer Frage, aber seine Terzinen, die zwar reine Reime, aber

sehr oft falsche Konjunktive aufweisen, leiden zumeist daran, daß Dantescher Sinn nun in dieses fremde Versmaß hineingepreßt werden mußte, was, ganz der Eigenart Georges entsprechend, hier besonders dahin führte, daß „Neutöne" sich bemerkbar machen, die oft erst dann verstanden werden können, wenn man das Original zur Hand nimmt. H. Federmann gibt in seinem „Dante, Göttliche Komödie. Eine Auswahl von Gesängen, übertragen" (München, C. H. Beck) zunächst eine Vorbemerkung und am Schluß Erläuterungen. Der Verfasser meint, daß es an den bisherigen Übertragungen liege, wenn Dante nur aus der Ferne verehrt werde; er will Dante uns also herüberbringen. Poetische Schönheit ist sicherlich vorhanden; sie wird aber gar oft getrübt durch sehr unreine Reime, die an sich gewiß kein Fehler sind, aber hier ist doch wohl zuviel darin getan. Der Schlußabschnitt — „Dante und seine Zeit im Umriß" — sowie die Erläuterungen sind sehr gut. Wenn der Verfasser in einer neuen Auflage, die hoffentlich dann mehrere Gesänge bringt, die gerügten Fehler abstellt, was unschwer zu erreichen sein dürfte, so wird sein Werk ganz sicher dazu beitragen, daß wir immer mehr zu Dante hinübergeführt werden.

Von den ausgezeichneten Bearbeitungen Richard Zoozmanns (Herder, Hesse & Becker), deren immer neue Auflagen ihre hohe Bedeutung bekunden, ist hier schon früher (Septemberheft) die Rede gewesen.

Ganz außergewöhnlich schön und inhaltlich hervorragend ist die im Euphorion-Verlag erschienene Übertragung, die Carl Federn von „Dante Alighieri, das Neue Leben" gegeben hat. Hier ist etwas geschaffen worden, das an poetischer Schönheit nicht wohl übertroffen werden kann und Dante uns ganz nahe bringt. Edle, vornehme Sprache, klare, schöne Drucktypen zeichnen das ganze Werk aus. Eine Studie über Beatrice, in der er mit Pochhammer dafür eintritt, daß „die Beatrice der „Göttlichen Komödie" zugleich die irdische Jugendgeliebte ist", sowie Erläuterungen schließen dieses „herrlichste Liebesgedicht des Mittelalters".

Auch die Zahl der jetzt erschienenen Ausgaben, die Leben und Zeit Dantes und Einführung in die „Göttliche Komödie" zum Gegenstande haben, ist sehr groß. Die vorzüglichste, erschöpfendste und volkstümlichste ist gewiß das schöne Werk von Carl Federn, Dante (Leipzig, Alfred Kröner), auf das hier bereits kurz hingewiesen worden war. Es schließt sich an: Hermann Hefele, Dante (Fr. Frommann). Die Betrachtung, welche sich die Aufgabe gestellt hat, die Gestalt Dantes über das Tatsächliche des Biographischen und Kulturgeschichtlichen hinaus in ihrem innersten Sinn als bewegte Einheit zu fassen, setzt die Kenntnis des gesamtgeschichtlichen und ästhetischen Problems voraus. Es ist eine geistvolle Studie, die den Dantekennern hochwillkommen sein wird. Das gleiche ist von Karl Jakubczyk, Dante, Sein Leben und seine Werke (Freiburg, Herder) zu sagen. Die Professoren Max Koch und Franz Kampers haben im Verlage von Kirchheim & Co. einen Vortrag und Reden im Bildungsausschuß der Katholiken Breslaus, ersterer über „Dantes Bedeutung für Deutschland", letzterer über „Dante und die Wiedergeburt" veröffentlicht. Die Kochsche Arbeit ist sehr eingehend und vorzüglich gehalten und gipfelt in der Hervorhebung der von Pochhammer immer wiederholten Hoffnung, daß die besser und in ihren Tiefen verstandene „Göttliche Komödie" für alle religiös und sittlich Empfindenden den einigenden Boden erhabenster christlicher Kunst bilden möge. Kampers gibt eine Einführung in den Grundgedanken der Commedia und in dessen Quellen, wobei er auch ausführlich auf die Gnostik zu sprechen kommt. Er empfiehlt ausdrücklich die „freie, formenschöne, in den Geist des Weltgedichtes vorzüglich einführende Nachdichtung Pochhammers" in begeisterten Worten. Das Buch von Otto Kahn, Dante, seine Dichtung und seine Welt (München, C. H. Beck), erreicht seinen Zweck, dem Leser deutscher Zunge Dante nahezubringen, in ansprechender Weise; er will den naiven Genuß, unbekümmert um Gelehrtenstreit,

vermitteln. P. Tezelin Halusa, Dante Alighieri und sein Hl. Lied (Verlag Badenia), weist gute Stellen, so namentlich das Kapitel „Dante in Deutschland", auf, das sehr ausführlich behandelt ist. Wenn indessen im Vorwort gesagt wird, daß Nietzsche den Lebensbaum der Menschheit mit Giftblüten geschmückt habe, so ist dies doch aufs schärfste zurückzuweisen. Auch der sechste Band des Deutschen Dantejahrbuchs der Neuen Deutschen Dante-Gesellschaft (Jena, Eugen Diederich) ist erschienen. Ein besonderer, auf die Bedeutung des Feierjahres eingehend hinweisender Artikel findet sich nicht darin. Der obengenannte Franz Kampers bringt auch hier eine gute Arbeit über Dantes Beziehungen zur Gnosis und Kabbala. Die sonstigen Aufsätze sind rein wissenschaftlicher und aufzählender Natur.

Das im Januar erschienene, auf der Grundlage von Spenglers „Untergang des Abendlandes" aufgebaute und durchgeführte umfangreiche Werk von Konrad Falke, „Dante — Seine Zeit — Sein Leben — Seine Werke" (C. H. Beck), weist die Vorzüge und Nachteile seiner Fundamente auf. Es will „die dämmerdunkle Gestalt des großen Italieners in das Licht neuerkannter Schicksalsmächte rücken", geht jedoch in seinen oft allzu sehr sezierenden Analysen bisweilen ins Breite. In drei Büchern werden „Die Seele des Abendlandes", „Dantes Schicksal", „Die Göttliche Komödie" eingehend behandelt. Die in der Commedia durchgeführte Symbolqualität von Vergil (S. 468—598 u. a.) und Beatrice (S. 150—201 u. a.) tritt nicht ganz deutlich hervor, wird doch Beatrice (S. 54) in Klammern als „göttliche Offenbarung" erklärt, während beider Führer Realität und gleichzeitige Idealität besonders deutlich hätte betont werden müssen. Die eigenen Übertragungen des Verfassers sind sehr gut und flüssig, das umfassende Register ist genau und ausführlich, die 64 Abbildungen in vorzüglicher Ausführung erfreuen besonders durch die Beigabe zahlreicher Botticellischer Federzeichnungen. Das Buch kann allen denen empfohlen werden, die Einblick in Dantes Zeit, Leben und Werk gewinnen wollen, wenn es auch Carl Federns obengenanntes, schönes, weit kürzeres Dante-Buch so bald nicht ausstechen wird. Aufs allerschärfste muß jedoch zurückgewiesen werden, daß in der übrigens ziemlich kurzen Übersicht im Anhange über Dante-Ausgaben und Dante-Übersetzungen Pochhammer, dessen Dante-Arbeiten von den maßgebendsten, wissenschaftlichen und künstlerischen Seiten als ausgezeichnet gewertet werden, lediglich als „Kuriosum" und Stefan Georges Dante-Übertragungen als das „Machwerk eines verschrobenen Dilettanten" bezeichnet werden! Die „Neue Deutsche Dante-Gesellschaft" wird, soviel ich sehen kann, gar nicht erwähnt. Das Werk wird sicher gewinnen, wenn in einer etwaigen neuen Auflage die gerügten Mängel abgestellt werden. Der Verlag hat, wie stets, alles getan, um diese Neuerscheinung innen und außen vortrefflich zu gestalten; ihm ist ganz besonderer Dank zu sagen, daß er auch im äußeren, sehr schönen Gewande und den Bilderbeigaben Hervorragendes geleistet hat.

Mannigfach spiegelt des großen Florentiners Herz, Seele und Geist in den einzelnen Menschen, und wie jeder Engel, nach Dantescher Lehre, wie ein hervorragender Dante-Ausleger sagt, seinen eigenen Gott verkündet, so tut es der Mensch mit Dante. Indessen bleibt auch dieser immer unbegriffen und unerschöpflich. Aber in ihn einzudringen suchen ist schon hohes Verdienst. Wegele hat die Commedia einst den „Schwanengesang des Mittelalters" genannt, welchen Ausspruch Konrad Falke sich zu eigen macht. Das vergangene feiernde Jahr sollte dieses Wort indessen vergessen machen: die „Göttliche Komödie" ist nicht ein Schwanengesang, sondern der Phönixruf einer neuen Zeit, sollte es uns wenigstens sein.

Hugo Elbertzhagen.

Feldherrngröße

Der General der Infanterie Frh. v. Freytag-Loringhoven hat unter diesem Titel, gestützt auf seinen reichen Schatz kriegsgeschichtlichen Wissens, eine Analyse großer Feldherrn geschrieben. (Mit 19 Skizzen im Text und einer Kartenbeilage, Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) Er will „die Heerführer in ihrem Wesen und Werden begreifen und ihren Entschlüssen gerecht werden" und fügt im Vorwort hinzu: „Moralische Größen sind es, die im Kriege in letzter Linie entscheiden. Der Krieg — mag man innerlich zu ihm stehen wie man will — zeigt uns die Entfaltung des Menschentums in seiner größten Kraft. Sie tritt besonders in bedeutenden Feldherrn hervor, auch hier verschieden, je nach der Umwelt, in die sie gestellt waren."

In kurzen, markigen Zügen zeichnet Freytag zunächst das gewaltige Dreigestirn der antiken Feldherrn: Alexander, Hannibal und Cäsar. Zutreffend charakterisiert er den letzteren mit den Worten Mommsens: „Er ist vielleicht der einzige unter jenen Gewaltigen, der den staatsmännischen Teil für das Mögliche und Unmögliche bis an das Ende seiner Laufbahn sich bewahrt hat und nicht gescheitert ist an derjenigen Aufgabe, die für großartig angelegte Naturen von allen die schwerste ist, an der Aufgabe, auf der Zinne des Erfolges dessen natürliche Schranken zu erkennen."

Über die Feldherrn der spätrömischen Zeit und die mehr sagenhaften Führer während der Völkerwanderung, wie Attila, Theoderich u. a. geht die Schilderung als für die Untersuchung ungeeignet weg, um sich unter der Überschrift „Sinken der Kriegskunst im Mittelalter" über dieses und die Kreuzzüge dem Dreißigjährigen Kriege zuzuwenden. Ernst von Mansfeld, Tilly, Herzog Bernhard von Weimar, Banér, Horn, Torstenson, Wrangel werden nur kurz gestreift, Wallenstein etwas eingehender beleuchtet; und von ihm trotz Anerkennung seiner Bedeutung gesagt, man könne ihn wegen seiner Profitgier mit dem heutigen Ausdruck als einen großartigen Schieber bezeichnen. Auf diesem Hintergrunde wird das Bild Gustav Adolfs schärfer herausgehoben. — Aus dem Abschnitt vom Westfälischen Frieden bis zu Friedrich dem Großen tritt unter Ludwig XIV. als der bedeutendste der Marschall Turenne hervor, den Napoleon „den größten General des alten Frankreichs genannt, und bedauert hat, nicht unter seinen Marschällen einen ähnlichen Mann gehabt zu haben". Der Prinz Eugen von Savoyen, die Schweden Karl und Gustav und der geniale, aber phantastische Trotzkopf Karl XII. sind eingehender gewürdigt.

Die Darstellung wendet sich dann Friedrich dem Großen zu, um seine Genialität, seine Arbeitstreue und sein Maßhalten mit besonderer Liebe herauszuarbeiten. Daran schließt sich die Charakteristik des großen Korsen; er wird durch seine siegreichen Feldzüge bis zu Regensburg 1809 und in der glänzenden Marneepisode im Februar 1814 begleitet. Der Feldzug von 1807, der russische Feldzug wie diejenigen von 1813 und 1815 sind ausgeschaltet, d. h. in der Hauptsache diejenigen, von denen der Feldmarschall Schlieffen sagt, daß nach Jena Napoleon kein großer Schlag mehr gelingen wollte. — Unter den Feldherrn auf gegnerischer Seite konnte der Fürst Schwarzenberg kurz übergangen werden, um sich den treibenden Kräften im Hauptquartier der Schlesischen Armee, Blücher-Gneisenau, zuzuwenden. Die Verdienste Yorcks sind kurz, die Leistungen Wellingtons eingehender gewürdigt.

Im siebenten Abschnitt sind Heerführer aus der Zeit zwischen Napoleon und Moltke, nämlich Diebitsch, Radetzky und der Amerikaner Lee geschildert, und im achten kommt der Verfasser auf Moltke, um die große Linie seiner Kunst, die Vereinigung der modernen Massenheere *auf* dem Schlachtfelde, nicht wie Napoleon sie anstrebte, *vor* der Schlacht, zu beleuchten.

Bei Betrachtung der Feldherrn des Weltkrieges konnte der Verfasser die Führer der Entente-Heere mit wenigen kurzen Sätzen abtun und nur andeuten, daß der

Marschall Joffre beim Kriegsbeginn eine in der Anlage verfehlte Offensive antrat, daß er später durch Ruhe und Festigkeit schlimme Niederlagen zwar abwenden, aber zur Entfaltung von Feldherrngröße ebenso wenig Gelegenheit gefunden hätte wie die anderen französischen Generäle, im besonderen Foch. Freytags Urteil bewegt sich also auf einer ähnlichen Linie wie die von mir in diesen Heften (Juni 1921) gezogene.

Daß Hindenburg-Ludendorffs Operationen im Osten wirkliche Feldherrngröße erkennen lassen, wird klargestellt; m. E. sehr schonend ist Conrad v. Hötzendorff geschildert, denn die Doppelunternehmung gleichzeitig gegen Serbien und gegen Rußland trug den Keim einer Katastrophe von vornherein in sich. Man kann das wohl sagen, auch wenn man sich durch sein gegen Deutschland gelegentlich zutage getretenes Übelwollen unbeeinflußt fühlt. Falkenhayns Offensive von Gorlice—Tarnow mit dem geschickten Abwiegen des Taktisch-möglichen und sein ebenso kühner wie schwungvoller, trotz aller Schwierigkeiten erfolgreicher Feldzug gegen Rumänien, der sich namentlich in seiner Einleitung den glänzendsten strategischen Durchbrüchen der Kriegsgeschichte an die Seite stellen läßt, bilden den Schluß der Schilderung.

In dem letzten Kapitel, überschrieben „Das Wesen der Feldherrngröße", zitiert Freytag das Wort Clausewitz': „Der kriegerische Genius ist ein harmonischer Verein von Kräften", und in dem Vorwort heißt es: „Kaum jemals sind Heerführer vor eine schwierigere Aufgabe gestellt als die deutschen, einer schwereren Probe ist niemals ein Volk unterworfen worden als das unsrige im Weltkriege. Möge daher auch dieses Buch an seinem Teil dazu beitragen, den deutschen Stolz zu wecken." — Diesem Wunsche wird sich jeder Leser anschließen müssen. General v. Zwehl.

Politische Rundschau

König Alfons von Spanien hat am 7. Juni durch eine Rede in Barcelona auf sein Offizierkorps einzuwirken gesucht, daß es von der Politik und dem damit notwendig verbundenen Parteitreiben lasse. Seit langem bildet die Neigung der spanischen Offiziere, sich in Verbindungen politischen Charakters zusammenzuschließen und von dort aus das gesamte staatliche Leben unter Druck zu nehmen, ein Haupthindernis für die Befestigung des Ansehens der Regierung. In der Rede stellte der König unser altes Heer seinen Offizieren als Vorbild der Zucht und Tüchtigkeit hin. „Niemand", so rief er aus, „wird sich über einen derartigen Rat wundern, obgleich man gewöhnlich die siegreichen Heere als Beispiel anführen soll." Sofort versuchten die Franzosen dem König daraus einen Strick zu drehen. Aber sowohl der Ministerpräsident wie der Präsident des Senates deckten den König. Beifall kam aus dem ganzen Lande. Der Präsident des Senats sagte, daß die Worte des Königs in Bronze gegossen zu werden verdienten. Die spanische Nation darf überzeugt sein, daß sich die Worte des Königs auch unauslöschlich tief in unsere Herzen eingeprägt haben. Der frühverstorbene Vater des spanischen Königs, Alfons XII., ließ sich 1883 von Wilhelm I. ein im Reichslande stehendes Ulanenregiment verleihen und trug dafür auf der Heimfahrt die Beschimpfungen des Pariser Pöbels. Wir erinnern uns dessen, wie wir uns der Rede des Sohnes erinnern werden. Mit dem Willen der Vorsehung werden das spanische und das deutsche Volk einander noch hilfreiche Hand in der Welt reichen können, um nebeneinander abermals emporzusteigen. Uns richteten die königlichen Worte in Tagen wieder auf, wo in unserem

eigenen Lande das deutsche Heer neuer Schmähung ausgesetzt war. In Königsberg bewarfen verleitete sozialistische Massen Reichswehr mit Steinen, die zur Parade vor dem Befreier Ostpreußens aufzog. Gegen solche Niedrigkeiten steht das Zeugnis der ganzen Welt über unser Heer von einst. Die Menschheit außer uns kennt nur zwei Gefühle ihm gegenüber: Furcht, daß es noch einmal erstehen könnte, und achtungsvolle Bewunderung. Unser Dank ist heiß, wo die Bewunderung in Worte voll von so tapferer und echter Anerkennung gekleidet wird, wie es König Alfons tat.

Durch die Halbheit und das Versagen aller leitenden Politiker über die Erdoberfläche hin befindet sich die Welt im Augenblicke in einem derart verfahrenen Zustande, daß es fast unmöglich ist, einen Überblick über die Geschehnisse zu geben. Im Grunde läßt sich nur Einzelheit an Einzelheit reihen. Der schließliche Eindruck ist dann durchaus der einer richtungslos gewordenen Entwicklung.

In Ostasien hat Wu Pei fu das Pekinger Ministerium, das unter Chang Tso lins Einfluß gestanden hatte, durch ein anderes ersetzt, in das er selbst als Kriegsminister eingetreten ist. Er hat sodann die Angriffsbewegung gegen den auf die Mandschurei zurückgewichenen Gegner fortgeführt und ist anscheinend gleichzeitig gegen den Chang Tso lin verbündeten Präsidenten Südchinas vorgestoßen. An beiden Stellen scheint er abermals erfolgreich gewesen zu sein. Aus dem Lager Chang Tso lins kam erst die Meldung, daß er zu einer Verständigung bereit sei, und darauf, daß sich die einzelnen Gebiete, aus denen sich die Mandschurei zusammensetzt, für autonom erklärt hätten, ohne daß sie deshalb aufhören wollten, Glieder des chinesischen Reichs zu sein. Mit dem Urteile über die Tragweite der Vorgänge werden wir sehr zurückhalten müssen, um so mehr, als auch die innere Lage Japans immer undurchsichtiger wird. Auch dort ist es zu einem Ministerwechsel gekommen, dessen letzte Ursache man in einer immer stärker werdenden Auflehnung gegen das seit dreißig Jahren den Staat regierende Parteiführergeschlecht sehen will. Das neue Ministerium Kato sei sofort dem Parlamentsbeschlusse auf Herabsetzung der Ausgaben für Rüstungszwecke beigetreten. Sein Haupt hat Japan in Washington mit vertreten und gilt für dort genehm. Ein ähnliches, den Tatsachenbestand immer aufs neue verdunkelndes Hin und Her der Kundgebungen, wie im Verhältnisse von Japan und China, herrscht auch in dem Verhältnisse von Japan und Räte-Rußland. Die eine Nachricht hebt einstweilen noch die andere auf.

Unser letzter Monatsbericht fügte einige Anzeichen zusammen, die für eine wachsende Bedeutung des Ostens in der Weltentwicklung sprechen. Der gegenwärtige hat das Bild auch an dieser Stelle wieder in etwas zu verwischen. Gerüchtweise verlautet, daß Enver von der Südostecke des Dreiecks Moskau—Kabul—Angora aus gegen Kemal sowohl wie gegen Trotzki kämpfe und dabei Fortschritte mache. England begünstige den Bruderkrieg. Anderseits habe es in dem eben erst errichteten Araberreich Irak Schwierigkeiten bekommen. Die Araber und an ihrer Spitze der König Faissal wollten nichts von einem englischen Mandat über Mesopotamien wissen. In Persien hörten die Engländer eine Sprache, die bis 1919 undenkbar gewesen sei. Da Mesopotamien und Persien wichtige Ölgebiete sind, wird von uns außer dem sich hebenden mohammedanischen Selbstgefühl amerikanisches Wirtschaftsinteresse zur Erklärung des Widerstandes nicht außer acht zu lassen sein.

Räte-Rußland hat in der Pause zwischen Genua und dem Haag an sich gehalten. Es ließ sich die übrige Welt darüber den Kopf zerbrechen, ob Lenin ernstlich krank sei oder nicht, und welche Änderung aus seinem Ausscheiden für das Verfassungssystem des Landes sich ergeben werde. Das Vertragssystem mit den einst russischen Randstaaten, einschließlich Polens, und mit uns war noch in Genua durch Verhandlungen mit der Tschechoslowakei und Italien auf einen Ausbau angelegt worden. Mit beiden Staaten sind nachher Handels- und Wirtschaftsverträge

getätigt worden, wobei die Tschechoslowaken ihre deutschen Staatsangehörigen bis auf weiteren Entscheid im Haag ausgenommen und die Italiener sich ein beträchtliches Siedlungsgebiet ausbedungen haben. In Berlin wurde über die Ausdehnung des Vertrags von Rapallo auf die andern Räte-Republiken beraten. Indessen kommt man hier nicht von der Stelle, und auch jene beiden Verträge glückten nur auf dem Papier. Der mit Italien erregte Widerspruch in Moskau.

Laut und in prunkvollen Festen hat der kleine Verband nach Genua sein Dasein zu bestätigen für nötig befunden. Die Hochzeit im Belgrader Königshause wurde benutzt, um das fünfjährige Bündnis zwischen Prag, Bukarest und Belgrad in ein zwanzigjähriges umzuwandeln, und um aus der Teilnahme der griechischen Königsfamilie an den Feierlichkeiten den Anschein erstehen zu lassen, daß auch Griechenland für den Beitritt zum kleinen Verbande reif geworden sei. Jugoslawien rühmte sich, daß gleichzeitig der Streit mit Italien wegen der dalmatinischen Gebiete aus der Welt geschafft worden sei; die lange verhandelten Ergänzungen zum italienisch-jugoslawischen Vertrage von Rapallo wurden vereinbart. Demgegenüber steht aber auf der jugoslawischen Rechnung eine heftige Wiederverschärfung des Verhältnisses zu Bulgarien wegen Mazedonien, wo Serbien und Griechenland die bulgarische Kulturarbeit von Jahrzehnten aufs rücksichtsloseste zerstört haben. Der radikale Bauernführer, der die Regierung Bulgariens in Händen hat, wollte über den nationalen Gegensatz hinweg aus wirtschaftlichen Antrieben mit Serbien zusammenkommen. Aber er hat damit auf die Dauer nur Widerstand gegen sich in Bulgarien ausgelöst. Um sich zu halten, näherte er sich den Kommunisten. Es wurde sogar in Übertreibung eines geringfügigen und unpolitischen Vorfalls gemeldet, daß er den jungen König beseitigt habe. Die ungarischen Wahlen haben dank einem Drucke auf die Wähler, der dem zu Tiszas Zeiten nichts mehr nachgab, eine Mehrheit für den Grafen Bethlen ergeben. Doch scheint auch die Opposition zahlreich genug, um lebensfähig zu sein. Völlig ausgefallen sind mit Ausnahme eines Sozialisten die deutschen Bewerber um einen Sitz. Die Katholiken klagen darüber, daß die Regierung immer deutlicher ihr kalvinisch-habsburg-feindliches Gesicht zeige.

Eine ernste Verfassungskrisis ist in Polen ausgebrochen. Zur selben Zeit, wo sich das polnische Volk zutraut, mit Oberschlesien eines der höchstentwickelten und dabei mit am schwierigsten ertragsfähig zu erhaltenden Industriegebiete der Welt in Verwaltung zu nehmen, hat sein Staatsoberhaupt Pilsudski das erst vor kurzer Zeit gebildete Ministerium Ponikowski zum Rücktritt gezwungen und das Parlament vor die Frage gestellt, ob bei ihm oder beim Staatsoberhaupte die Macht zur Bestellung des Ministeriums liege. Das Parlament scheint aber obzusiegen.

In Deutschösterreich hat die aus Christlichsozialen und Großdeutschen bestehende Parlamentsmehrheit schon freiwillig zugunsten eines kleineren Rates abgedankt, dessen Führung als Bundeskanzler der christlichsoziale Führer Seipel Ende Mai übernommen hat. Seipel hofft, daß er durch Errichtung einer österreichischen Notenbank die notwendigste Ordnung in die Staatsfinanzen bringen kann und daraufhin endlich auch die versprochenen Kredite des großen Verbandes erhalten wird. Die öffentliche Meinung reagierte auf den von Seipel erwarteten Ernst des Handelns mit einem Fieberschütteln besorgniserregendster Art. Die Krone stürzte um ein weiteres Stück in den Abgrund. Inzwischen sind die erregten Gemüter wieder etwas beschwichtigt worden. Ein dem Verhungern schon nahes Volk und eine Welt, die gern vor allem Schrecklichen die Augen verschließt, lassen sich leicht beschwichtigen. Seipels Aufgabe ist um so schwieriger, als er sie gegen den Widerstand der Sozialisten angreifen muß. Sie haben sich nach Berlin gewandt, um die reichsdeutsche Sozialdemokratie zu bewegen, daß sie von Deutschland her die Bemühungen des neuen

Bundeskanzlers erschwert. Ihr Erfolg bei den soeben im Burgenland getätigten Wahlen wird sie ebenso ermutigen, wie das Verlangen der bäuerlichen Gefolgschaft Seipels, bei seinen steuerlichen Maßnahmen alle Rücksicht auf sozialistische Forderungen, wie Arbeitslosenfürsorge und Achtstundenarbeitstag, hintanzusetzen, ihre Erbitterung aufpeitschen dürfte. Seipel will es in seiner Not noch einmal mit der Gnade der alten Feinde versuchen. Der Weg zu Deutschland scheint ihm durch deren Einspruch versperrt. Beklemmungen darf es auslösen, daß der englische Bevollmächtigte für die Kreditverhandlungen mit Österreich vor einigen Wochen die Verzögerung der Kredite mit der englischen Sorge begründete, die Erholung Österreichs könne der reichsdeutschen Industrie zugute kommen, und daß jetzt Frankreich den Kredit geben will, weil man Österreich als Eckstein für den Wiederaufbau Mitteleuropas gegen uns brauche. England sucht neuerdings die ungarischen Bahnen in englischen Besitz zu bringen. Den maßgebenden Einfluß auf die Donauschiffahrt hat es schon. Wirtschaftlich arbeitet es überall im Habsburgerreiche vergangener Tage ebenso entschieden und zäh gegen uns wie Frankreich politisch.

Die baltischen Staaten sollten anfangs Juni in Helsingfors zu einer neuen Konferenz zusammenkommen. Sie wurde verschoben. Vermutlich gab den Anlaß dazu der Abschluß eines Vertrages zwischen Finnland und Rußland, in dem sich die beiden bisherigen Gegner über ihre Grenze einigten. Der Vertrag wird als ein erheblicher Erfolg Räte-Rußlands über Polen angesehen. In Verbindung mit dem Vertrage, den Tschitscherin zwischen Räte-Rußland und uns zu Rapallo zustande brachte, wennschon nur auf wirtschaftlichem Gebiete, mag der neue Vertrag mit dazu beigetragen haben, daß die schwere innere Krisis in Polen ausbrach und so schnell nicht überwunden werden kann.

Bei uns war man in den letzten Wochen mit der Liquidation von Schäden beschäftigt, die uns aus dem Niederbruche unserer Grenzen erwachsen sind. Mit Fahnen auf Halbmast und Reden im Reichstag, auch einem Aufruf der Reichsregierung übergab man vom 17. Juni an Oberschlesien den Polen. Mit Dänemark regelte man durch einen Grenzvertrag das Recht der einzelnen Nordschleswiger, sich für die Zugehörigkeit zu Dänemark oder Deutschland zu entscheiden. Da wir heute noch schwächer als selbst Dänemark sind, beschneidet der Vertrag den Deutschen das Recht der freien Wahl mehr als den Dänen. Mit Belgien hat man nach jahrelangem Mühen das Abkommen über die Entschädigung unterzeichnet, die wir für die in Belgien während des Krieges in Umlauf gebrachten Marksummen entrichten müssen. Im Saargebiet soll die Bevölkerung am 25. Juni Vertreter in das ihr zugebilligte Saarparlament wählen. Die bürgerlichen Parteien waren zunächst mit der Mehrheitssozialdemokratie für Stimmenthaltung. Da die Kommunisten und Unabhängigen aber der Wahlbeteiligung das Wort redeten und sich dabei ganz in Abhängigkeit von der französischen Politik bewegten, wechselten die bürgerlichen Parteien ihre Meinung; die Sozialdemokratie zögert. In Elsaß-Lothringen hat sich bei den Generalratswahlen im April schon ein Rückschlag gegen das Franzosentum der ersten Monate nach dem Kriege gezeigt. Dort hat darüber vor allem das einstige Zentrum Sitze verloren. Hoffentlich bringen uns auch die Wahlen im Saargebiet keine Enttäuschung.

Allmählich sind wir damit dem großen Depressionsgebiete der Weltpolitik, dem Gebiete der beiden Westmächte nahe gekommen. Zur Abmessung seiner Lage haben wir regelmäßig vorweg den inneren Zustand des britischen Reichs geprüft. Es scheint darin keine wesentliche Änderung eingetreten zu sein. Nur Schwankungen waren von uns vorhin in Ost- und Vorderasien zu verzeichnen. Aus Ägypten und Indien liegen keine Meldungen von Belang vor. Die blutigen Unruhen, in die sich ganz Irland neuerdings verwickelt sah, haben im letzten Augenblick vor den irischen

Wahlen zu nachdrücklichen Verhandlungen zwischen dem englischen Kabinett und dem irischen Staatsleiter geführt, bei denen der Wortlaut der vom irischen Parlament zu beschließenden Verfassung, und zwar dem Sinne des Dezember-Abkommens gemäß vereinbart wurde. Nach außen hin bedeutet das einen englischen Erfolg. Ihn unterstrich der Ausfall der irischen Wahlen, die nur etwa zu einem Drittel zugunsten de Valeras ausfielen. Ob es aber nunmehr wirklich zur Beruhigung der grünen Insel kommt, steht völlig dahin. Die Ermordung Wilsons, des englischen Oberbefehlshabers bei Kriegsende, durch zwei Sinnfeiner, hat die Gemüter sofort wieder tief erregt. Merkwürdig stark scheint sich in der südafrikanischen Union der Drang nach größerer Entwicklung, zu einem Ausgreifen über die portugiesischen Kolonien und noch über den Kongostaat hinweg zu regen. Dabei dürfte die Stellung der Smutsschen Regierung im Innern kaum sonderlich fest sein. Nachdem sie eben erst die Arbeiterunruhen in Johannesburg mit Bomben vom Flugzeug aus niedergekämpft hatte, verbreitete sie Nachrichten über einen Hottentottenaufstand in Südwest. Sie wollte ihn dann in kaum so viel Tagen niedergeschlagen haben, als wir seinerzeit Jahre brauchten. Man geht wohl nicht ganz fehl in der Annahme, daß eine Regierung, die solcher Art Prestigepolitik betreibt, nicht sicher im Sattel sitzt.

Lloyd George hat Frankreich gegenüber bei dem, was inzwischen auf Genua gefolgt ist, und was doch wohl mit Recht von seinen Gegnern als bloßer Liquidationsversuch des ihm mißlungenen Genueser Unternehmens gekennzeichnet wird, den Männern der Wirtschaft ganz und gar den Vortritt gelassen. Der erste Akt des Ringkampfs der Wirtschafter mit Poincaré, die Besprechung der Bankiers in Paris, die sich auf uns bezog, ist vorüber; der zweite, die Verhandlung im Haag, die den Russen gilt, hat Mitte des Monats begonnen.

Bei Paris ist nichts herausgekommen. Es fehlt auf der Seite der Wirtschafter am ernsten Willen. Wann hätte je bei einem Bankbruch ein Rettungsunternehmen der anderen Banken den Zweck verfolgt, dem untergehenden Geschäft wieder emporzuhelfen? Immer ist in solchen Fällen der einzige Gedanke, zu verhüten, daß das Unglück des einen auch die anderen mit sich reißt. Man möchte die schädlichen Wirkungen möglichst abdämmen. Dagegen, daß künftig einer weniger im Wettbewerbe ist, hat man nichts einzuwenden. Genau nach diesem echt wirtschaftlichen Instinkt behandeln die internationalen Geschäftsleute auch die mittel- und osteuropäische Frage. Sie sehen wohl, daß ihnen große Gefahren von dem Verderben der Deutschen und Russen drohen, aber bei der Überlegung, wie die Gefahren abzuwenden seien, sind die Hemmungen zuletzt immer stärker als die Einsicht. Die Engländer bleiben dabei, wo sie nur können, Maßnahmen gegen unseren industriellen Wettbewerb zu treffen. Der Valutaaufschlag, den Spanien auf unsere Einfuhr gelegt hat, ist ihm ebenso von den Engländern wie von den Franzosen aufgedrängt worden. Führer der amerikanischen Bankiers ist Morgan. Morgan hat im Kriege die Anleihen für die Verbündeten in den Vereinigten Staaten zustandegebracht. Er versäumt gegenwärtig kaum eine Gelegenheit, auszusprechen, daß man in Amerika kein unmittelbares Interesse an Deutschland nimmt. Das sagte er noch am 11. Juni vor seiner Wiederabreise von Paris den Vertretern der Presse. Man möchte solche Äußerungen gern als rein taktisch gemeint auffassen. Vorsicht jedoch ist diesem Manne gegenüber am Platze.

Die Bankiers haben ihren Plan einer großen, unsere gesamte Schuldenlast dem Verbande gegenüber ablösenden Anleihe mit der Begründung fallen lassen, daß sie nicht ohne gleichzeitige Herabsetzung dieser Schuldsumme zu verantworten sei, worauf Frankreich sich nicht einlasse, und daß überhaupt nur bei vollem Einvernehmen Frankreichs und Englands das Risiko übernommen werden könne. Sie haben Deutschland die Aussicht eröffnet, daß ohne amerikanische Beteiligung eine kleine

Anleihe möglich sei, die uns eine Atempause von vielleicht zwei, höchstens drei Jahren verschaffe. In den Kreisen unserer Wirtschaft besteht weithin Übereinstimmung darüber, daß die kleine Anleihe nur Frankreich zum Vorteil gereiche, für unsere Wirtschaft aber geradezu der Gnadenstoß werden würde. Trotzdem hat der Unterhändler unserer Regierung, der Finanzminister Hermes, sich offenbar darauf eingelassen. Er forderte durch sein Entgegenkommen den offenen Widerspruch der führenden Männer der deutschen Wirtschaft heraus. Stinnes erklärte am 7. Juni in einer Versammlung der Industriellen des Ruhrgebietes, daß schließlich auch die Besetzung des Ruhrgebietes immer noch als erträglicher hinzunehmen sei, denn das beständige Nachgeben der Regierung und insbesondere die kleine Anleihe. Danach hat das Stinnes nahestehende Blatt, die „Deutsche Allgemeine Zeitung", am 14. Juni das Problem in seiner ganzen Größe aufgeworfen. Sie stellte fest, daß keine Anleihe, weder eine große noch eine kleine, volkswirtschaftlich einem um seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit betrogenen Schuldner gegenüber zu rechtfertigen ist. In sechs Punkten faßte sie zusammen, was uns an der Ausnutzung unserer Unternehmertüchtigkeit wie unserer Arbeitsamkeit heute hindert. Die Besetzung des linken Rheinufers mit ihren ungeheuerlichen Besatzungskosten, die Sanktionen, die Vergewaltigung des Saarlandes, die Unterdrückung des deutschen Handels mit Danzig und durch den polnischen Korridor, die Losreißung Oberschlesiens und der Meistbegünstigungszwang knebeln unsere Wirtschaft so sehr, daß sie durch irgendeine Finanzoperation nicht über Wasser gehalten werden kann. Das bedeutet die wahre Stärke Frankreichs gegenüber den andern in dem Kampfe um das Obsiegen der wirtschaftlichen Vernunft, der für uns zugleich den Kampf um den Sieg der Gerechtigkeit in sich birgt. Ganz so günstig ist Frankreichs Lage im Haag nicht, dort, wo es um die Russen geht. Aber da Frankreich Belgien für die Haager Verhandlungen wieder an seine Seite gebracht hat, da der kleine Verband und Polen unbedingt zu ihm stehen, und da sich in Italien schon wieder starker Widerstand gegen die Annäherung Schanzers an England in Genua regt, so ist anzunehmen, daß die Sabotagepolitik der Franzosen auch im Haag das Übergewicht über die unentschiedenen Wünsche Lloyd Georges davontragen wird. Unter diesen Umständen braucht Poincaré nicht zu drängeln, damit er ins Ruhrgebiet kommt. Bei der Zusammenkunft mit Lloyd George am 19. hat ihm dieser zugesagt, daß auch England gegen die Ermäßigung unserer Entschädigungssumme sei. Er möchte jetzt zunächst die kleine Anleihe in Sicherheit bringen. Die Garantiekommission ist bereits in Berlin, um dort unsere Finanzen in Aufsicht zu nehmen. Sie begann ihre Arbeit bezeichnenderweise mit einer Einschränkung der Kohlenversorgung unserer Industrie.

Pertinacior.

Ursprung und Anfänge des Christentums. Von Eduard Meyer. Erster Band: Die Evangelien. Stuttgart 1921. J. G. Cotta.

Es ist entschieden ein bedeutsames Ereignis, daß ein moderner Profanhistoriker an die Geschichtsschreibung der Ursprünge des Christentums geht. Ein solches Werk braucht unsere Zeit. Es gibt bis auf diesen Tag kein Werk, das das Hypothesengewirr der Drewsschen „Christusmythe", das noch immer in manchen Laienköpfen den Eindruck der Ungeschichtlichkeit der Person Jesu hinterläßt, auf dem Wege geschichtlicher Einzelforschung schlagender in ihrer völligen Nichtigkeit enthüllt, als dieser erste Band von Ed. Meyers Urgeschichte des Christentums. Hier hat einmal ein Historiker, der seinerseits selbst die bekannte gegen Artur Drews sprechende und in der Polemik gegen ihn verwertete Josephus-Stelle, in der Jesus erwähnt wird, für späteres Einschiebsel hält, durch unbefangene Untersuchung der evangelischen Quellen den Nachweis zu erbringen versucht, daß in den Evangelien des Neuen Testaments gute geschichtliche Überlieferung über die Taten und Worte Jesu vorliegt. Dadurch wird Meyers Werk zu einer Kulturtat von größerer Tragweite. Wie ganz anders noch hätte dasselbe ausfallen können, wenn der Verfasser nicht in wissen-

schaftlichen Eremitismus verfallen wäre! Manchmal soll's ja doch vorkommen, daß auch ein anderer Forscher der Mit- oder Vorzeit etwas Brauchbares findet, das dem einen selbst nicht auf- oder einfiel. Wo durch Geringschätzung der großen theologischen Vorarbeiten in solcher Weise wie hier die Arbeitsgemeinschaft zerrissen wird, kann es nicht ausbleiben, daß die Folgen solchen Verfahrens in dem Buche zutage treten. Dieselben sind hier um so empfindlicher, als dem Verfasser nicht klar geworden ist, wie sehr seine ganz kurz hingeworfenen Bemerkungen über die von ihm angenommenen evangelischen Quellenschriften einer wirklichen Begründung bedürfen. Er beginnt mit einer Charakteristik der beiden Lukasschriften, des Evangeliums und der Apostelgeschichte, wobei er dieses Gesamtwerk des Lukas — vermutlich ohne Aussicht auf große Gefolgschaft — unbedenklich an die Seite der Werke eines Polybius und Livius stellt und dem Lukas selbst „einen hervorragendsten Platz unter den weltgeschichtlich bedeutsamsten Historikern" zuweist. Bei seinem Bemühen, das historisch greifbare Material aus den vier kanonischen Evangelien auszusondern und die kritischen Richtlinien dafür festzustellen, folgt M. aber nicht dem Lukas-, sondern dem Markus-Evangelium. Er schließt sich dabei an die alte Tradition an, daß dieses Evangelium auf die mündliche Berichterstattung des Petrus zurückgehe; d. i. die „Jüngerquelle". Neben dieser nimmt er im Markus-Evangelium noch eine besondere „Zwölferquelle" an, die dem Markus schriftlich vorgelegen habe, sodann eine eigene Herkunft für das eschatologische Kapitel 13. Dazu tritt dann die vielleicht auch schon in Markus, vor allem aber in Matthäus und Lukas verwertete Spruchsammlung, eine für die Zwecke der ersten Mission zusammengestellte Sammlung von Jesusworten. Wenn auch M. mit ziemlicher Deutlichkeit angibt, welche Stücke er seinen Hauptquellen zuweisen möchte, so ist doch zu beklagen, daß er vor allem für seine Hypothese der „Zwölferquelle" keine Begründung geliefert noch eine deutliche Charakteristik gegeben hat. Die glatte Lektüre ist dadurch sehr erschwert. Andererseits fehlt es dem Buche nicht an Abschnitten, die vortrefflich gearbeitet sind. Dahin möchte ich die in Anlehnung an Nordens Untersuchung ausgeführte Analyse der von der Theologie viel erörterten johanneisierenden Perikope in Matthäus (11, 25 ff.) und Lukas rechnen. Was aber soll man zu der seltsamen Gedankenführung Seite 193 sagen? „Wenn das richtig ist," so lesen wir, nämlich daß das Bekenntnis Jesu zu seiner Messianität aus dem ältesten Berichte, den wir haben, mit der „liberalen Theologie" zu streichen ist, „so ist Jesus in der Tat lediglich der Verkünder einer besseren Moral und Gotteserkenntnis, der sich höchstens gefallen läßt, daß seine Anhänger ihn insgeheim für den Messias halten, dem aber alle transzendenten Aspirationen in Wirklichkeit fern lagen." Mir ist die Logik dieses Satzes nicht durchsichtig, ich weiß aber auch nicht, welche „transzendenten Aspirationen" Meyer bei Jesus sucht oder gefunden hat. Oder erschöpft sich die eigentümliche Würde und Größe Jesu für Meyer in der Messianität? Hat nicht M. selbst die Ausstattung mit übernatürlicher Kraft und Weisheit ebenso wie die übernatürliche Zeugung, die Taufe und Versuchungsgeschichte ins Bereich der späteren Legendenbildung verwiesen? Was die älteste Christenheit anlangt, so konstatiert M., daß die Jerusalemer Christengemeinde lediglich eine jüdische Sekte war und geblieben ist, während das „eigentliche Christentum draußen im Reich", das auf dem Wege der Mission begründet wurde, „eine neue Religion" war, die das Judentum völlig abgestreift hatte.

Karl Beth.

Ejnar Thomasen: Russernes Malerkunst. En Oversigt. Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag. Köbenhavn og Kristiania 1919.

Russische Kunst zu studieren hat sich in Deutschland nicht viel Gelegenheit geboten. Im Jahre 1906 fand in Berlin eine fesselnde und aufschlußreiche Ausstellung von Werken russischer Malerei hauptsächlich seit dem 18. Jahrhundert statt; die Abhandlung, mit der Igor Grabar sie damals in der „Zeitschrift für bildende Kunst" begleitete und erläuterte, ist wohl das Beträchtlichste, was in deutscher Sprache über den Gegenstand erschienen ist. Igor Grabar, selbst ein Maler von Rang, arbeitet seit 1912 an einer großen Geschichte der russischen Kunst, die 1916 bis zum 5. Bande gediehen war; ob und wann nun dies auf zwölf Bände berechnete Monumentalwerk zur Vollendung gelangen wird, das ruht im Schoße der Götter. In deutscher Sprache existiert außerdem nur noch eine kleine, 1915 erschienene Übersicht über die russische Kunst von Alexander Eliasberg. Unter diesen Umständen kann das Buch des Dänen Ejnar Thomasen über die russische Malerei, das deutschen Lesern jedenfalls leichter zugänglich ist als russische Literatur, nur willkommen geheißen werden, da es einen guten Blick in eine merkwürdige und reiche Kunstwelt eröffnet. Pectus facit disertum: der warme Anteil, mit dem Thomasen Rußlands Volk und Kunst umfaßt, gibt seiner Darstellung das Ethos. Er verschwendet aber sein Interesse nicht an einen unwürdigen Gegenstand. Die russische Malerei ist reich an originellen Persönlichkeiten, packenden Werken, charakteristischen Zügen. Zu letzteren zählt die Intensität des künstlerischen Ausdrucks: man trifft wohl auf barbarische, übertriebene,

selbst auf zügellose Werke, aber auf langweilige selten; überall sieht man, wie starke Künstlertemperamente sich schonungslos, ja fanatisch auf die Arbeit werfen und mit ihr ringen. Sein ganzes Leben lang kreist der geniale, erst von Grabar an den verdienten Platz gestellte „Nazarener" Ivanow um ein einzig Werk, um das magnum opus, das die große christliche Wahrheit der Welt predigen soll, und diesem einzigen Bilde dienen Hunderte von Studien, in denen mit fabelhafter Unmittelbarkeit der Anschauung die malerischen Leistungen und Ergebnisse von Jahrzehnten voraus verwirklicht sind. Anders, und doch wieder verwandt, ist die Leidenschaftlichkeit, mit der die „Wanderer" des 19. Jahrhunderts, Ilja Repin an der Spitze, sich der sozialen Malerei in die Arme warfen; sie wollen nichts malen, als was sozial wirksam werden kann. Welch eine hinreißende Ausdruckskraft in Repins Zaporogenbilde oder dem, das Iwan den Grausamen und seinen Sohn darstellt! Welch eine eindringende Einfühlungskraft in die spröde und karge nordische Natur in des frühverstorbenen Isaak Levitan Landschaften! Welch ein rasender Farbenrausch in Maljawins Bauernmädchen! Die funkelnde Pracht der alten Ikone scheint darin wieder auferstanden. Diese alte Ikonenmalerei bildet nun ein wunderbares Kapitel für sich. Eine Massenfabrikation zu Andachts- und Missionszwecken, unter strenger kirchlicher Kontrolle, aus der sich eine Reihe erstaunlicher Werke heraushebt, die Gemälde des Nowgoroder Andrei Rubljof, im Geiste der gleichzeitigen italienischen Quattrocentisten verwandt, groß im Stile, und sehr musikalisch in der Linienführung, oder die prachtvollen, echt monumentalen Fresken, die um 1500 der Mönch Dionysius im Kloster Ferapont in den Einsamkeiten des russischen Nordens geschaffen hat. Gegen ihre großartige Feierlichkeit kontrastiert die leidenschaftliche Mystik, mit der Dmitri Grigorief in der Johanneskirche zu Jaroslaw Christus auf dem Schlachtfelde geschildert hat — ein naiver, starker, echter, von religiöser Inbrunst durchbluteter Expressionismus. Die alte, aus byzantinischer Überlieferung erwachsene Ikonenmalerei fand nicht den Boden, um sich frei weiter zu entwickeln; mit Peter dem Großen erfolgt die entscheidende Wendung der Kunst nach Westen, und vom Rokoko bis auf den Geschmack der jüngsten Tage spiegeln sich nun die Wandlungen der europäischen Malerei in der russischen wieder. Aber ganz ist jene altnationale Tradition nie abgestorben. Immer wieder finden sich Künstler und Werke, in denen eine heiße Mystik lebt: Ivanows Entwurf „Josephs Traum", Wrubels Kiewer Fresken gehören in diese Linie. Die stärksten Schöpfungen dieser Art besitzen eine religiöse Intensität und Leidenschaft, neben der Joachim Skoogaards Freskenzyklus im Dome zu Viborg wie die Erzählungen eines Großpapas erscheinen. Neben solchen Werken dann die Rokokofestlichkeit eines Lewitzki, die slawische Sensualität in Borowikowskis Doppelbildnis der Prinzessinnen Gagarin, Repins explosiver Realismus, Serows durchdringende Psychologie, Somoffs preziöse Phantastik, Bakst's frivole Exzentrizität, schließlich Kandinskys intellektualistisch konstruierter Expressionismus: wie man sieht, ein außerordentlicher Reichtum von Begabungen, Leistungen, Möglichkeiten, hinter deren verwirrend buntem Bilde eine starke künstlerische Volkskraft erkennbar wird. Thomasen hat die Entwicklung der russischen Malerei in klaren, großen Linien dargestellt, und ein reicher, wohlgewählter Bilderstoff begleitet seine Schilderung. So ist ein Buch entstanden, das um so mehr mit lebendigem Interesse erfüllt, als aus ihm überall dies rätselhafte, reichbegabte, unglückliche russische Volk selbst zu sprechen scheint. Albert Dresdner.

Paul Heyses ausgewählte Novellen. Stuttgart, J. G. Cotta.

In unserer Zeit gebricht es den meisten sowohl an Sammlung, um sich recht in eines Dichters Lebenswerk zu vertiefen, als auch an den Mitteln, sich die Bücher anzuschaffen, welche dies Lebenswerk enthalten. Bei einem Dichter von solch erstaunlicher Schaffensfülle, von so reicher und leichter Gestaltungskraft, wie Paul Heyse es ist, führt aber ein wahlloses Hineintappen in die Menge des Geschaffenen oft zu sehr falschen Werturteilen. Wenn ein Leser, vom Wunsche beseelt, den Novellisten Heyse kennen zu lernen, auf gut Glück aus dessen hundertundsiebzig Novellen zwei oder drei herausgreift, kann er gerade auf solche treffen, die nicht ganz so vollwichtig, nicht so ganz aus ihres Schöpfers Seele entsprungen sind wie andere. Und dann wird der Leser, das Kind einer gehetzten Zeit, deren Bildung ohnehin mehr in die Breite als in die Tiefe geht, sich kurzweg abfinden mit der Tatsache, daß er „zu Heyse kein Verhältnis hat". Gab es sogar eine Epoche — von Mitte der achtziger bis Ende der neunziger Jahre etwa — wo es beinahe Mode war, dem einstigen Liebling der deutschen Lesewelt schnöde den Rücken zu kehren. Aber jene Strömung hat längst abgeebbt; ja, die Umkehr, die heute auf so vielen Geistesgebieten sich fühlbar macht, hilft, wie den Malern und Graphikern, so auch den Dichtern aus der ersten Hälfte vorigen Jahrhunderts wieder zu ihrem Recht. Es entspricht also einem wirklichen Bedürfnis der deutschen Gebildeten, daß der Verlag Cotta eine fünfbändige Heyse-Ausgabe, ausgewählt und eingeleitet von Erich Petzet, auf den Büchermarkt bringt.

Zweiundvierzig Novellen aus der vorhin genannten großen Zahl so zusammenzustellen, daß sie ein Bild von Heyses Erzählerkunst in seinen verschiedenen Schaffensperioden, ohne zu fühlbare und schmerzlich empfundene Lücken ergeben, war eine nicht leichte Aufgabe. Aber in dankenswertester Weise hat Petzet im Verein mit der treuen Lebensgefährtin des Dichters sie gelöst. Gewiß wird einer oder der andere einen persönlichen Liebling unter der Auswahl vermissen; wie könnte es anders sein. Aber hinwieder würde niemand eine der aufgenommenen Novellen wegwünschen, da jede irgendeinen charakteristischen unentbehrlichen Zug von Heyses dichterischer Persönlichkeit verkörpert. Keine von ihnen läßt die Prägung der Meisterhand verkennen; allen gemeinsam ist die volle Harmonie der äußeren und der inneren Form, das klare Profil der Handlung, die vorbildliche Geschlossenheit des Ganzen. Über den Wohllaut und die Stilreinheit von Heyses Sprache ist schon so Vieles und Treffendes gesagt worden, daß sie uns als selbstverständlich gilt; stets aufs neue dagegen überrascht der Reichtum der Erfindung, die mühelos quellende Kunst des Fabulierens, die immer wieder ein neues poetisches Problem aufzustellen oder einem schon behandelten eine ganz neue Seite abzugewinnen vermag. Was für eine Farbenskala hatte der auf seiner Palette, der so Gegensätzliches unserm inneren Auge und Gefühl nahezubringen weiß, wie etwa „Andrea Delfin" und „Nino und Maso" und dann wieder „Der letzte Centaur" oder „Das Seeweib" — und wieder „Siechentrost" — „Das Glück von Rothenburg" oder „Hochzeit auf Capri". Von starrer Tragik zum Phantastisch-Romantischen, zu deutscher Gemütsinnigkeit und zum Behaglich-Humoristischen — gibt es viele, die einen so weiten Stoffkreis beherrschen? Diese fünf Bände enthalten einen bleibenden Besitz deutscher Erzählerkunst.

Nicht vergessen sei das ganz treffliche Vorwort, mit dem Erich Petzet die ausgewählte Sammlung eingeleitet hat. Der Leser erhält einen umfassenden Begriff von Heyses Denk- und Schaffensweise, von der ganzen Persönlichkeit des Menschen und Dichters. Die fünf Bände sind, in Anbetracht heutiger Verhältnisse, sehr hübsch ausgestattet, als selbständige kleine Bücherei in einem Pappfutteral enthalten und mit dem Bildnis des Dichters geschmückt.

Helene Raff.

Das wilde Säuseln. Von Wolfgang Goetz. Dresden, Sibyllen-Verlag.

Wolfgang Goetz hat nach seinen beiden schönen historischen Erzählungen aus dem unglücklichen Kriege vor 100 Jahren und den Tagen der Verbannung Napoleons auf Sankt Helena („Clotilde und ihre Offiziere" und „Die Reise ins Blaue") eine sehr wunderbare Geschichte veröffentlicht, die in jüngst vergangener, aber durch Völkerkrieg und Umsturz fast legendenhaft gewordener Zeit spielt. Die Erzählung hat den Titel „Das wilde Säuseln".

Das erstgenannte Buch „Clotilde und ihre Offiziere" (Hyperion-Verlag, München) offenbarte Goetz als einen Erzähler, der schmerzhaft ungewöhnliche Dinge in rasch fortschreitender Handlung, mit starker Anschaulichkeit und Plastik zu gestalten weiß, während das zweite Buch „Die Reise ins Blaue" (ebenfalls im Hyperion-Verlage) durch eine versteckte, an den späteren Thomas Mann leicht gemahnende Ironie fesselt, eine Ironie, die sich in der Art des Satzbaues und in der Wahl der Ausdrücke zu erkennen gibt, und welche die Bedeutsamkeit der erzählten Geschehnisse durch bewußt umständliche, übertrieben genaue Formulierung in Frage zu stellen scheint.

In seinem letzten Buche ist Wolfgang Goetz freier, reicher und innerlicher als in den zuvor genannten. Die Erzählung beginnt mit einer kraus und behaglich gesponnenen Idylle, fängt aber schon bald von nahender Verwirrung bedrohlich zu summen an, führt den Leser durch Überraschungen und Schrecknisse, die sich zu phantastischen Abenteuern steigern, und mündet endlich in eine große, tiefe Ruhe.

Es sind nur kleine Freuden und Sorgen, die den Helden der Geschichte bedrängen und ihn nach und nach auf der Straße des Irrsals und der schwersten Seelennot vorwärts treiben; aber schon in den ersten Sätzen des Buches sind alle Dinge so verschmitzt aneinandergeknüpft, weisen so bedeutungsvoll auf Zukünftiges hin, daß man nicht mehr loskommt und zuerst neugierig gemacht, dann überredet und schließlich ganz und gar eingesponnen in die fabelhafte Buntheit des Geschehens bis zum Ende weiterliest. Nur ein taubes Ohr aber könnte die geheimnisvolle Unterstimme nicht hören, die von Beginn an, ein paar Oktaven tiefer als die dargestellte Wirklichkeit, rumort, bis sie endlich frei aufbraust, das ganze Buch mit dem Sturm ihrer gellenden Orgelklänge erfüllt und dann sanft beschwichtigend verhallt.

Ich möchte zur Kennzeichnung der Art, mit der Wolfgang Goetz in seiner Erzählung Menschenschicksal gestaltet hat, den viel mißbrauchten Begriff Humor in Anspruch nehmen. Nicht jenen Humor, von dem behauptet wird, daß er unter Tränen lächle, und der im Grunde nur ein billiger Optimismus ist, auch nicht den Humor, unter welchem eine erkleckliche Anzahl von Zeitgenossen munteren Spaß und Ulk, im besten Falle Witz und Satire zu verstehen beliebt, sondern jenen sehr ernsthaften Humor, der den Abgrund zwischen Erden-

jämmerlichkeit und dem wolkenfernen Ziel tiefer brennender Sehnsucht als goldene Brücke überwölbt.

Von der Form der Erzählung möchte ich noch sagen, daß es ein wahres Vergnügen ist, durch die schön und sinnvoll verschnörkelten Laubengänge der Goetzschen Prosa zu spazieren, und daß der Verfasser sicherlich die paar stilistischen Unkräutlein, die noch an den sauberen Wegen stehn geblieben sind, abrupfen wird, sobald ihm hierzu das lesende Publikum durch raschen Verbrauch der Erstauflage erwünschten Anlaß gibt.

Erich Kramer.

Thassilo von Scheffer. Die Schönheit Homers. Berlin, Propyläen-Verlag.

Die homerische Philosophie. München, Rösl & Cie.

Der Homer-Übersetzer versucht mit bemerkenswertem Gelingen weiten Kreisen den Genuß des immerblühenden Werkes zu vertiefen, ihnen das Eindringen zu erleichtern. Auf Gelehrsamkeit beruht natürlich diese Einführung, sonst wäre sie haltlose Schönrednerei, aber die Gelehrsamkeit ist draußen gelassen, die ästhetische Freude, die Kunstempfindung hat das Wort. Mit feinfingriger Hand wird auf die bewunderungswürdig geschürzte Komposition hingewiesen, auf das kunstvolle Vorbereiten und Hinhalten, auf die berühmten, aber nie genügend zu rühmenden Gleichnisse, auf die Vornehmheit und Menschlichkeit der Gesinnung, auf den nach mancher Hinsicht nicht zu übertreffenden Takt im Verkehr. Aber die Molltöne, die Tiefen, die Probleme werden ebenfalls beleuchtet. Immer steht Homer im Vordergrund, nicht sein Bewunderer und Erklärer. Viele werden das streng durchgeführte Auslassen aller und jeder wissenschaftlichen Hinweise bedauern. Statt zu erklären, weshalb er nichts über die Person des Dichters, über das Alter der Dichtung bringt, hätte der Verfasser ganz kurz auf einer oder einer halben Seite die neuesten Ergebnisse vorbringen können. Dasselbe Zurückschrecken vor Hinweisen beeinträchtigt auch empfindlich den Genuß der schönen Abbildungen homerischer Szenen, welche griechischen Vasenbildern entnommen wurden. Nicht ein Leser von Hunderten wird an der Hand der Bibliographie Näheres über die einzelnen Szenen zu erfahren suchen, von 10 Lesern würden jedoch neun gern eine Erklärung des nicht immer verständlichen Vorganges erfahren wollen, sie würden die ungefähre Angabe der Zeit und der Schule dieser, den meisten neuen Kunstwerke begrüßen. Ein Satz unter jedem Bild hätte genügt. Der Band ist sehr geschmackvoll ausgestattet, er liest sich angenehm. Wir haben ein wertvolles und anziehendes Begleitbuch erhalten.

Die Homerische Philosophie ist ein kleinerer, aber ebenfalls viel bietender Einführer und Leiter. Auch hier tritt das ästhetisch-künstlerische, nicht das wissenschaftliche Moment in den Vordergrund. „Latente Philosophie", eng mit dem Mutterboden der Religion verbunden, ohne jene westlichen, dem östlichen Denken so fernliegende Trennung der beiden Seelenmächte. Anschaulich geht Scheffer auf die Göttergestalten ein, auf das innere Verhältnis der Griechen zu ihnen, auf ihre Art, alles zu vergöttlichen, aber nichts zu vergeistigen. Er zeigt die Gegensätze der erhabenen Urvorstellungen zu den ironisch-zersetzenden, zu den noch späteren orphischen Geistesströmungen. Niemals sind die Götter als geläuterte Idealgestalten zu denken, man verehrt sie, aber nicht in Gottesfurcht, sondern um sie sich gnädig zu bewahren. Wohl Fatalismus, aber nicht verarmende Skepsis. Fein zergliedert er Homers Sittlichkeit, seine humane Denkensart — „der Weise spricht in Homer, nicht der Richter". Diese Einführung in die „Morgendämmerung der griechischen Geistesspekulation" beantwortet Fragen, welche der Homer-Leser stellt, aber ohne Aufdringlichkeit, ohne Schulstaub, mit der liebenden Einfühlung des Dichters.

Marie von Bunsen.

Eden auf Erden. Salzburger Schlösser in Blättern eines Landschaftsromans. Von Hans Hofmann-Montanus. Wien 1921, Würthle & Sohn Nachf.

Ein wirklich deutscher Dichter ist uns in Hans Hofmann-Montanus geschenkt worden. Für viele ist er wohl neu, aber ein enger Kreis von Freunden freut sich schon lange seiner dichterischen Gestaltungskraft. Hofmann ist bereits im Verlaufe des Krieges, den er als Tiroler Kaiserjäger mitgemacht hat, mit schwungvoll geschriebenen alpinen Stimmungsbildern hervorgetreten und hat sich in weiten Kreisen durch seine Mitarbeit am „Alpenland", am „Orchideengarten" u. a. einen Namen gemacht. Nun ist sein neues Buch erschienen und lenkt die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich. Es ist wie alle Schöpfungen Hofmanns nicht für die breiten Massen bestimmt und nicht auf den Zeitgeschmack eingestellt. Es ist ein Buch zum Träumen und beschaulichen Genießen, für Feinschmecker, denen derbe Kost nicht behagt. — Hofmann kommt es in seinem Romane nicht auf groß angelegte Handlungen an, der Faden ist sehr dünn und wird

zumeist von den prächtigen Zeit-, Sitten- und kunstgeschichtlichen Schilderungen überrankt — sondern der Dichter sieht seine Hauptaufgabe darin, im Rahmen einer knappen Handlung zehn der schönsten Salzburger Schlösser in ihrer geschichtlichen und künstlerischen Entwicklung vorzuführen. Die Rahmenerzählung ist kurz folgende: Hofmann (der Dichter erzählt in der Ich-Form) hatte während des Krieges vor seinem Abgang ins Feld eine wundersame Begegnung mit einer lieblichen Jungfrau namens Ines, die ihm auf seine Bitte das Versprechen gab, ihn in fünf Jahren auf dem Feuerwachturme Hohensalzburgs zu erwarten. Sie treffen sich denn auch am vereinbarten Tage daselbst und teilen einander ihre Geschicke mit. Ines steht vor einer großen Reise nach Habana, wo sie eine Erbschaft antreten soll. Die wenigen Tage, die den beiden Liebenden bis zu ihrer Trennung gegönnt sind, verbringen sie nun auf den Salzburger Schlössern, gemeinsam Natur und Kunst genießend und sich ihres beseligenden Liebesbundes freuend. Der Roman ist nach den zehn besuchten Schlössern in ebenso viele Abschnitte gegliedert, und immer steht im Mittelpunkt eines solchen die farbenprächtige Darstellung eines Schlosses, während die Handlung lose weitergesponnen wird. Dabei geschieht es nicht selten, daß die vorgeführten Menschen der eingelegten Erzählungen, wie beispielsweise Franz Dückher, der Verfasser der „Salzburger Chronika", oder Erzbischof Mark Sittich, der Erbauer Hellbrunns, u. a., lebendiger, anschaulicher und lebenswahrer erscheinen als die eigentlich handelnden Helden des Buches, von denen besonders Ines allzusehr ins verklärte Licht gerückt ist. — Stifterische Stimmungsmalerei verbindet sich hier mit Jean Paulscher Schwärmerei und Schalkheit zu einer glücklichen Wesenheit. Die Sprache ist gehoben, der Ausdruck gewählt, Fremdwörter sind, soweit sie bei der Schilderung barocken Zeitgeistes entbehrlich sind, möglichst vermieden, doch erscheint die Darstellung bisweilen etwas überladen und hierdurch schwer verständlich. Der Satzbau ist einige Male allzu künstlich. Gleichwohl stellt das Buch eine schöne Bereicherung des deutschen Büchermarktes dar, und man darf dem Dichter zu diesem Erfolge herzlich Glück wünschen. Karl Wache.

Vom Balkan nach Bagdad. Von Generalmajor z. D. Gerold von Gleich. Berlin 1921, August Scherl, G. m. b. H.

Das Buch gibt weit mehr als nur persönliche Erinnerungen. Der Verfasser beleuchtet unsere ganze verfehlte Orientpolitik, die wie nichts anderes geeignet war, sowohl Rußland wie England zu verstimmen. Die Überschätzung der Türkei in ihrer Leistungsfähigkeit, wie sie bei uns vor allem durch den Feldmarschall v. der Goltz großgezogen worden ist, die übertriebene Tragweite, die dem Bagdadbahnunternehmen beigemessen wurde, der ganze auf Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruhende Dilettantismus, der an unseren maßgebenden Stellen nicht nur hinsichtlich der Türkei, sondern vor allem bezüglich Persiens herrschte, das alles tritt uns in der Schilderung des Generals v. Gleich deutlich entgegen. Dazu arbeiteten die deutschen Heimatbehörden nicht nur ohne auf einander Rücksicht zu nehmen, nebeneinander, sondern vielfach gegeneinander und boten so den Orientalen eine willkommene Gelegenheit, sich eingegangener Verpflichtungen zu entziehen. Wie die Dinge einmal lagen, mußten wir die Türkei natürlich unterstützen. Das konnte bei der übermäßigen allseitigen Anspannung unserer Kräfte nur in beschränktem Maße geschehen, was von den deutschen im Orient interessierten Kreisen nicht genugsam gewürdigt worden ist. Die Türken haben — auch abgesehen von der ruhmvollen Verteidigung auf Gallipoli — uns den Dienst erwiesen, nicht unerhebliche englische Kräfte im Orient zu fesseln. Vom Standpunkt, England sowohl wie Rußland dort zu bedrohen, denn mehr konnte nicht erhofft werden und ist auch von der deutschen Obersten Heeresleitung nicht erhofft worden, kann auch der Versuch, Persien auf unsere Seite zu ziehen, nicht ohne weiteres verurteilt werden. In diesem Sinne hat denn auch General v. Falkenhayn sich dem General v. Gleich gegenüber bei dessen Abgang nach dem Orient im Februar 1916 ausgesprochen. Dieser Gesichtspunkt geht bei der späteren Schilderung Gleichs unter der Betonung der unendlichen Mißstände, die er vorfand, und der zahllosen Reibungen, die es für ihn zu überwinden galt, einigermaßen verloren.

Seine Darstellung läßt erkennen, daß der Mehrzahl unserer nach der Türkei kommandierten Offiziere das richtige Verständnis für die Behandlung der Orientalen gefehlt hat. General v. Gleich kannte den Orient bereits von früher her aus eigener Anschauung, vor allem hat ihn seine Kommandierung zum griechischen Heere, im ersten Balkankriege 1912, dem der Anfang seines Buches gewidmet ist, reiche Erfahrungen sammeln lassen. Unter allen deutschen Offizieren, die vor dem Weltkriege und in diesem ihr bestes Können an eine mehr oder weniger hoffnungslose Aufgabe in der Türkei gesetzt haben, ist dem General v. Gleich, einem unserer befähigtsten Generalstabsoffiziere, einem geistvollen Manne von vielseitigen Kenntnissen auf den verschiedensten Gebieten, wohl die am meisten tragische und undankbarste Rolle zugefallen. Dem Feldmarschall v. der Goltz besonders

für die persischen Angelegenheiten zugeteilt, findet er diesen bereits sterbend. In unklarer Stellung, mehr zum Schein als in Wirklichkeit tritt er dann als Generalstabschef zu dem erheblich jüngeren Halil Pascha, dem Sieger von Kut-el-Amara, und zermürbt sich in hoffnungslosen Bemühungen, bis ihn, wie so manchen auf dem ungesunden mesopotamischen Kriegsschauplatz schwere Krankheit niederwirft und ihn nur mit Mühe die Heimat erreichen läßt. Frhr. v. F.-L.

Der große Krieg 1914—1918. In zehn Bänden herausgegeben von H. Schwarte. Im gemeinsamen Verlage einer Reihe erster deutscher Verlagsfirmen.

Gorlice 1915. Von General der Infanterie von François. Leipzig 1922, K. F. Koehler.

Heer und Heimat 1914—1918. Von Ernst von Wrisberg, Generalmajor a. D., während des Krieges Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements. Leipzig 1921, K. F. Koehler.

Die Marneschlacht. Von Professor Dr. Schultze, Oberbibliothekar an der Preußischen Staatsbibliothek. Berlin 1922, Weidmannsche Buchhandlung.

Daten des Weltkrieges. Von Dr. Kurt Jagow. Leipzig 1922, K. F. Koehler.

In Stahlgewittern. Von Ernst Jünger. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn.

Generalleutnant Schwarte hat die beiden ersten Bände dieses großen, alle mit dem Weltkriege zusammenhängenden Tätigkeiten umfassenden Buches herausgegeben. Es sind: der erste Teil des deutschen Landkrieges, der im ganzen auf drei Bände berechnet ist, und der erste Teil der Organisationen, für welche die gleiche Bandzahl vorgesehen ist. Der Seekrieg, der Kolonialkrieg, türkische Krieg, Luftkrieg und Gaskrieg sollen in einem weiteren Bande abgehandelt werden, desgleichen in einem besonderen der österreichisch-ungarische Landkrieg. Die Geschichte der Außenpolitik während des Weltkrieges wird Professor Dr. Oncken in zwei Bänden bearbeiten. Nach den vorliegenden beiden Bänden wird dem Leser hier ein vortreffliches Handbuch des Krieges geboten. Die Mitarbeiter sind durchweg im Kriege erprobte Offiziere, die zum größten Teil aus ihrem eigenen Arbeitsgebiet berichten. Die Darstellung ist überall klar und befleißigt sich einer wohltuenden Sachlichkeit. Der Band „Organisationen" bringt vieles, das der Allgemeinheit bisher neu war. Von besonderem Interesse ist der von Generalmajor Wurtzbacher bearbeitete Abschnitt über die Versorgung des Heeres mit Waffen und Munition, weil hier Fragen erörtert werden, die auch für die Gegenwart und Zukunft noch Bedeutung haben. Generalleutnant Schwarte, dem wir bereits zwei wertvolle Sammelwerke: „Die militärischen Lehren des Krieges" und die „Technik im Weltkriege" danken, setzt sich mit diesem neuen Werk das schöne Ziel, „die Hoffnung auf einen neuen Aufstieg über die Zeit der Schmach und des Unglücks hinaus im deutschen Volke zur unerschütterlichen Zuversicht zu stärken".

General von François bietet in einem herrlichen Bande eine sehr anschauliche Darstellung der gelungenen Operation in Galizien vom Frühsommer 1915 bis zur Einnahme von Lemberg. Wir begleiten insbesondere sein 41. Reservekorps durch fünf große Durchbruchschlachten, eine Kraftleistung ersten Ranges, die in 51 Tagen vollführt wurde. Das Buch des als Militärschriftsteller wohlbekannten Generals enthält überdies zahlreiche eingestreute und angefügte Bemerkungen taktischer und operativer Art. Es bildet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Krieges.

General von Wrisberg läßt dem ersten Teil seiner „Erinnerungen an die Kriegsjahre im Königlich Preußischen Kriegsministerium, Der Weg zur Revolution 1914—1918" unter obigem Titel einen zweiten Teil folgen, der uns einen Einblick in die gewaltige organisatorische Arbeit des Kriegsministeriums während des Weltkrieges eröffnet. Sie erhellt schon allein aus der Zahl von 3070 neu aufgestellten Infanterie-Bataillonen, der Vermehrung der Feldbatterien von 1141 auf 2800, der Mannschaftsstärke der Fußartillerie von 33 000 auf 400 000 Mann. Dazu sind zahlreiche Spezialformationen neu geschaffen worden. Das Buch läßt erkennen, in wie hohem Maße bei uns vor dem Kriege Versäumnisse auf dem Gebiet der Rüstung begangen worden sind. Es geht ferner aus ihm hervor, daß hinsichtlich des Mannschaftsersatzes vom Kriegsministerium das denkbar Mögliche geleistet worden ist. Alle gegenteiligen Behauptungen sind hinfällig.

Das Buch von Professor Schultze ist eine vortreffliche Schrift, die in klarer und objektiver Weise das Ergebnis aller bisherigen Veröffentlichungen über die Marneschlacht zusammenfaßt — deutsche wie feindliche — sie kritisch würdigt und sicheren Urteils zu einwandfreien Ergebnissen gelangt. Leider hat die neueste Veröffentlichung von Müller-Loebnitz

„Die Sendung des Oberstleutnants Hentsch“ in den „Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv“ nicht mehr berücksichtigt werden können. Das gebotene Bild ist aber auch so zutreffend. Es ist zu wünschen, daß die Historische Gesellschaft dieser ersten Veröffentlichung bald weitere ihrer Mitglieder folgen läßt.

Kurt Jagow gibt ein vortreffliches Nachschlagebuch, das auf 240 Oktavseiten über alle wichtigen Ereignisse und Erscheinungen des Weltkrieges unterrichtet. Politische, militärische Ereignisse, Wirtschaftskrieg und der Krieg nach dem Kriege sind gesondert behandelt. Synchronistische Tabellen vermitteln den Zusammenhang, ein Register erleichtert die Auffindung der einzelnen Daten. Schriftstücke und Karten in Auszügen sowie ein reiches Zahlenmaterial vervollständigen das Ganze. Der Verfasser verfährt überall rein sachlich. Es ist ein erstaunlicher Fleiß, der uns in seinem Buche entgegentritt.

Jüngers Buch trägt seinen Titel mit Recht. Es sind Erlebnisse eines jungen Helden und Ritters des Pour le mérite an der Front als Kriegsfreiwilliger, Leutnant und Kompanieführer, die wie in einem Brennspiegel die ungeheuren Leistungen unserer braven Infanterie beleuchten. Nur wahrhaft stählerne Nerven, wie die des Verfassers dieses echten Kriegsbuches, konnten den Eindrücken gewachsen sein und bleiben, die ihn umfingen. Trotz mehrmaliger Verwundung eilt er immer wieder sofort an die Front, bis ihm eine letzte den Anblick des Zusammenbruchs der Westfront erspart.

Frhr. von Freytag-Loringhoven.

Die östlichen Grenzländer Norddeutschlands. Eine Landeskunde des Weichsellandes (Kongreßpolen). Von Fritz Braun. (Bücherei der Kultur und Geschichte, herausgegeben von Dr. Seb. Hausmann, Bd. 19.) Bonn 1921, Kurt Schröder.

Das neuerwachte geopolitische Interesse stellt unsere Geographen vor neue Aufgaben von größter Wichtigkeit. Für die Kritik der Grenzen und der staatlichen Gliederung Europas, wie sie uns durch die Pariser Friedensdiktate aufgezwungen worden ist, ist die Hilfe von Forschern unentbehrlich, die geographische und politische Gesichtspunkte in fruchtbare Vereinigung bringen. In dieser Linie liegen die Verdienste dieses anregenden kleinen Büchleins. Professor Fritz Braun, selber ein geborener Danziger und dort noch heute tätig, untersucht in wissenschaftlich gründlicher Weise und dabei in fesselnder, lesbarer Darstellung die Lebensbedingungen des Weichsellandes, das das Kerngebiet des wiedererstandenen polnischen Reiches ist. Den Fragen der Bodengestaltung und landschaftlichen Formung, der klimatischen Verhältnisse, der Flora und Fauna wird er in gleicher Weise gerecht, wie der Eingliederung des Landes in Europa, den Siedlungs-, Gesellschafts- und Bevölkerungsverhältnissen und der nationalen Gruppierung der Bewohner und der wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Bedeutung dieses Zwischenlandes. Auf allen diesen Gebieten mangelt es uns noch durchweg an notwendigen elementaren Kenntnissen. Diese sind nach Lage der vorliegenden Literatur auch nur unter großen Schwierigkeiten zu erwerben. In seiner kurzen Fassung und allseitigen Beleuchtung des Gegenstandes füllt diese Schrift in der Tat eine Lücke aus und gibt das Beispiel einer Betrachtungsweise, die auch auf andere Grenzländer und Zwischengebiete Europas übertragen zu werden verdient.

M. H. B.

Aus stiller und bewegter Zeit, Erinnerungen aus meinem Leben. Von Fürstin Marie zu Erbach-Schönberg, geb Prinzessin von Battenberg. Braunschweig 1921, Hellmuth Wollermanns Verlagsbuchhandlung (W. Mars).

Dem hochinteressanten ersten Bande „Entscheidende Jahre“ von Fürstin Erbach-Schönberg ist nun der zweite Teil „Aus stiller und bewegter Zeit“ gefolgt. Eine Fortsetzung im gewöhnlichen Sinne ist es nicht, weil jeder ein Ganzes bildet, aber der seelische Zusammenhang der beiden Bücher tritt unverkennbar zutage. Wenn, wie Goethe sagt, edlen Seelen vorzufühlen, der wünschenswerteste Beruf ist, so hat die hohe Verfasserin künftigen Historikern eine Fülle von Material bereitet. Das Familienthema, das mit der Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes auf das engste verknüpft war, liegt allen Schilderungen zugrunde; mit sicheren Strichen sind Menschen und Verhältnisse hingestellt, die Anmut des Stils und die Frische der Farben geben jeder Epoche ihren besonderen Reiz. Am fesselndsten aber sind die Bilder aus Bulgarien unter der kurzen Herrschaft Alexanders von Battenberg, dessen junger Ruhm leider den russischen Kabalen zum Opfer fallen mußte. Was hätte der hochbegabte, durch und durch deutschgesinnte Prinz dem Reiche nützen können, aber schon damals litten wir an kurzsichtiger Politik, und so ist das Drama von Sofia ein Vorspiel geworden zu Deutschlands Niedergang. Nur zu gut begreift man den Schmerz der Schwester über den frühen Tod dieses Bruders, der wie ein Meteor auf-

leuchtete und erlosch. Aber keine Bitterkeit, kein Haß spricht aus diesen Blättern, nur eine Seele, auf die das schöne Dichterwort paßt: Denn wer das Spiel der großen Welt gesehen, der zieht sich reicher in sich selbst zurück. Lilly von Brandis.

Beethoven. Von Gustav Ernest. Berlin 1920, Georg Bondi.

Das Buch ist zum 100. Todestage Beethovens erschienen, wird jedoch über diesen Anlaß hinaus beachtenswert bleiben, da es die Forschungsprobleme bis auf die Gegenwart berücksichtigt und für den größesten unserer deutschen Tonkünstler eine ebenso allseitige und doch kurz zusammenfassende Darstellung bietet, wie wir deren für unsere Dichter und bildenden Künstler in Fülle gewöhnt sind. Die ungeklärten Fragen seines Lebens, insbesondere die nach der Persönlichkeit der unsterblichen Geliebten, werden mit Sauberkeit und Zurückhaltung erörtert; weniger befriedigt die etwas pedantische, volkstümliche Art, wie er die Charakterzüge Beethovens, als eines Genies, philiströsen Anwürfen gegenüber in Schutz nimmt, und wie er gleichsam vor einem Forum, mit der Ausführlichkeit eines Rechtsbeistandes, für die menschliche Verstehenswürdigkeit des Inkulpaten plädiert; da wissen die großen Biographien unserer Dichter und Künstler sich in der Stilisierung dem Geist ihrer Helden angemessener zu halten. Aber das große Geheimnis des Beethovenschen Künstlertums, die sieghafte Auflösung der Tragik in Lebensfreudigkeit, ist voll erfaßt, und die genaue Einordnung der wichtigsten Werke in den Zusammenhang dieser scheinbar so widerspruchsvollen und doch in ihren Höhen und Tiefen so leicht übersichtlichen Künstlernatur gewährt volle Befriedigung. Bekkers großes, vor 10 Jahren erschienenes Beethoven-Werk gibt einen kurzen Lebensabriß, getrennt von der Betrachtung der Hauptwerke. Ernest geht in seiner Schilderung den menschlich leichter verständlichen Weg vom Erlebnis zu der musikalischen Formgebung. Naturgemäß muß er aber hier tastender als in seinem Wagner-Buche verfahren. Denn da im Gegensatz zur Oper die reine Musik sich immer nur annäherungsweise durch den der Sprache bedürftigen Verstand darstellen läßt, so muß auch bei Ernest die Ausdeutung des Gefühlsgehaltes nach der Seite des persönlichen Erlebens hin oft genug subjektiv bleiben, wo die biographischen Zeugnisse versagen, und die Berechtigung des Trauermarsches in der „Eroika" wird sich noch überzeugender dartun lassen. Wo er aber den Gefühlsgehalt der thematischen Verarbeitung ins Sprachliche überträgt, ist er ein sicherer Führer, und es ist dankenswert, daß die große Einzelarbeit, die hier geleistet ist und den Führer durch den Konzertsaal spart, doch den Rahmen des biographischen Zusammenhangs nicht sprengt, da die hierfür weniger bedeutungsvollen Werke herausgenommen und im Anhange katalogartig behandelt werden. Mit Recht scheidet Ernest gelegentlich in der Entstehungsgeschichte der Werke solche, die unter besonderem seelischen Zwange entstanden sind, von denen, in denen das Interesse am Technischen bald mehr ausprobierender, bald mehr sich ausweitender Art vorwiegt; das ist ein Gesichtspunkt, der auch für die Betrachtung nichtmusikalischer Werke fruchtbar wäre. Wenn er in der Musik leichter durchführbar erscheint, so darf auch hier nicht übersehen werden, daß der körperlose Charakter der Musik die Begründung abweichender Auffassungen erschwert.

Wilhelm Böhm.

Schiller und die Schwestern von Lengefeld. Von Ernst Anemüller. Detmold 1920, Meyersche Hofbuchhandlung.

Eine geschmackvolle Darstellung der bekannten Liebesgeschichte Schillers, ohne weitere Vertiefung oder neue Gesichtspunkte. Nach Bergers schönem Aufsatz über Schillers Doppelliebe war eine neue Darstellung eigentlich nicht notwendig. Nützlich erscheint die Erzählung von Karolines späteren Schicksalen, obgleich auch hier ein Eingehen auf die starke Erlebnisfähigkeit und das daraus resultierende geistige und körperliche Geschick dieser hochbegabten Frau schmerzlich vermißt wird. Wolfgang Stammler.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Graf Max Montgelas, General d. Inf. z. D., München. — Professor Dr. h. c. Otto Kammerer, Charlottenburg-Westend. — Simo Cronen, Wiborg-Finnland. — Staatsarchivar Dr. Johann Schultze, Berlin-Dahlem. — Dr. Rudolf Schade, Berlin. — Dr. Franz Wetzel, München. — Regierungsrat Dr. Mario Krammer, Berlin-Westend. — Geheimer Reg.-Rat Professor Dr. Gustav Roethe, Berlin.

Vom Geiste der Völker

Geste und Tat

Im Januarheft der norwegischen Zeitschrift „Samtiden" gibt der Franzose Herr André Jollivet in einer Darlegung des „französischen Standpunktes" folgende, wie er versichert, bestimmte und klare Auskunft über „unsere Gefühle Deutschland gegenüber":

„Wir sind lange nicht so sehr von Haß verblendet, wie eine schmähliche Propaganda (!) behauptet; die allermeisten Franzosen wünschen in guter Nachbarschaft und Arbeitsgemeinschaft zu leben. . . . So gibt es, um ein Beispiel zu erwähnen, sehr wenige französische Gelehrte, die nicht die Wiederaufnahme des intellektuellen Verkehrs mit Deutschland als absolut notwendig ansehen. Die Wissenschaft ist ihrer Natur nach universal . . . sie gehört nicht einem einzelnen Volke innerhalb der Menschheit, ebenso wenig wie sie einer einzelnen Klasse innerhalb der Nation gehört. Diese Gedanken, die bei uns ins Allgemeinbewußtsein übergegangen sind, bilden das Pfand für den intellektuellen Verkehr mit Deutschland, der teilweis schon wiedereingerichtet ist, und es bald, ohne Hintergedanken, ganz sein wird."

Kann man versöhnlicher, humaner, vorurteilsloser sprechen? Kann der neutrale Leser nach solchen Worten noch irgendwie zweifeln, daß die Franzosen wieder einmal von der bewußten schmählichen Propaganda ruchlos verleumdet worden sind? Denn man wird gut tun im Auge zu behalten, daß Herr Jollivet seinen Aufsatz auf das neutrale Publikum des skandinavischen Nordens berechnet hat, und man weiß — oder ist vielleicht auch dies nur eine Verleumdung der schmählichen Propaganda? — daß die Franzosen vor einer solchen Hörerschaft immer sehr freigebig mit der „beau geste" der Humanität und Völkerversöhnung umgehen, die nichts kostet, immer dekorativ ist und zuweilen selbst heute noch hier und da ernst genommen wird.

Wie es aber mit der Herstellung des wissenschaftlichen Verkehrs „ohne Hintergedanken" in der Wirklichkeit aussieht, dafür zeuge das folgende, in den „Mitteilungen des Verbandes der Deutschen Hochschulen" veröffentlichte Schriftstück. Es handelt sich dabei, wie erklärend vorausgeschickt sei, um ein französisches Konkurrenzunternehmen gegen das treffliche, unter dem Titel „Minerva" erscheinende deutsche Handbuch der akademischen Welt, das Professor Dr. R. de Montessus de Ballore in Paris gern durch einen französischen „Index Generalis" verdrängen möchte.

„M. de Montessus de Ballore a des raisons à croire que „Minerva" a définitivement cessé sa publication.

Au cas qu'un Editeur allemand tenterait de composer un Annuaire du même genre vous êtes instamment prié de ne pas répondre aux demandes de renseignements qu'il pourrait vous adresser.

„L'Index Generalis" qui est une œuvre anti-allemande et qui a nécessité de grands sacrifices pécuniaires, doit seul remplacer Minerva.

Il est d'ailleurs plus complet, mieux fait, et il respecte les langues les plus usuelles.

Apportez votre aide à cette œuvre française en le repondant; n'oubliez pas que, avec vous, la France a sauvé le monde de la barbarie prussienne*).

Herr de Montessus de Ballore spricht nicht zu Neutralen, sondern er spricht — fürs Geschäft, und er hat daher keinen Gebrauch für die Flötentöne der Völkerversöhnung und für die Sehnsucht nach dem wissenschaftlichen Verkehr mit Deutschland. Daß er sich aber („ohne Hintergedanken") auch an verschiedene deutsche Hochschulen um Hergabe von Material für seinen „Index Generalis" gewandt hat, das bekundet freilich eine dem preußisch-deutschen Barbaren unverständliche Skrupellosigkeit, der vielleicht eben nur das Volk der Ritterlichkeit fähig ist. Das Rundschreiben des Herrn Professors ist Herrn Jollivet sehr zum Studium zu empfehlen, wenn er über die schmähliche Propaganda ins Klare kommen will, die die Welt vom blinden Hasse der Franzosen überzeugt hat. Nicht minder aber sei es jenen Deutschen empfohlen, die noch immer nicht verstanden haben, daß Geste und Tat bei den Franzosen zwei völlig verschiedene Dinge sind. Die unsterbliche französische Geste ist für die, die nicht alle werden; die andern halten es den Franzosen gegenüber nach den Worten des Evangeliums: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Ringwaldt.

*) Die Unterstreichungen rühren von uns her.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alliata. — Das Weltbild der Aethermechanik. (Skizze zum Weltbild.) Von Giulio Alliata. 57 S. Leipzig 1922, Otto Hillmann. (15 M.)

— Verstand kontra Relativität. Zum Nachweis der Translation des Sonnensystems mit Anhang zur praktischen Durchführung der Versuche. Von Giulio Alliata. 83 S. Leipzig 1922, Otto Hillmann. (22 M.)

Alving. — Die Liebe. Ein Essay von Silvia Alving. 84 S. (Amalthea-Damen-Brevier. Kleinodien der Liebe.) Wien 1922, Amalthea-Verlag. (Gbd. 30 M.)

Barthel. — Goethes Wissenschaftslehre in ihrer modernen Tragweite. Von Ernst Barthel. 119 S. Bonn 1922, Friedrich Cohen. (32 M., gbd. 52 M.)

Bender. — Thomas Abbt. Ein Beitrag zur Darstellung des erwachenden Lebensgefühls im 18. Jahrhundert. Von Dr. Annie Bender. 215 S. Bonn 1922, Friedrich Cohen. (48 M., gbd. 75 M.)

Bianchi. — Novelle und Ballade in Deutschland von A. v. Droste bis Liliencron. Von Lorenzo Bianchi. 242 S. Bologna, Nicola Zanichelli.

Bretholz. — Der Kampf um die Siedlungsfrage der Deutschen in Böhmen und Mähren. Von Prof. Dr. B. Bretholz. 44 S. Brünn 1922, Rud. M. Rohrer.

Burckhardt. — Jacob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen 1864—1893. 310 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt.

Carossa. — Eine Kindheit. Von Hans Carossa. 122 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Dante Alighieris Göttliche Komödie. Übersetzt von Karl Witte. Durchgesehen und herausgegeben von Prof. Dr. Berthold Wiese. 426 S. Leipzig Philipp Reclam (Univ.-Bibl. 796—800). (25 M., gbd. 36 M.)

Deutscher Staatsgedanke. Deutsche Probleme. I: Großdeutsch — Kleindeutsch. Stimmen aus der Zeit von 1815—1914, ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. Adolf Rapp. (Bücherei für Politik und Geschichte.) 315 S. mit vier Bildnissen. München 1922, Drei-Masken-Verlag.

Deutscher Staatsgedanke. XVII. Die erste deutsche Nationalversammlung und ihr Werk. Ausgewählte Reden, eingeleitet von Paul Wentzcke. (Bücherei für Politik und Geschichte.) 404 S. mit 6 Abb. München 1922, Drei-Masken-Verlag.

Dunkmann. — Die Lehre vom Beruf. Eine Einführung in die Geschichte und Soziologie des Berufs. Von Prof. Dr. Karl Dunkmann. 321 S. Berlin 1922, Trowitzsch & Sohn. (Kleinen 100 M.)

Dyrßen. — Bergson und die deutsche Romantik. Dr. Carl Dyrßen. 55 S. Marburg 1922, N. G. Elwert. (20 M.).

Erbe-Lyck. — Mutter wider Willen. Bekenntnisse einer Frau. Von Else Erbe-Lyck. 255 S. Berlin 1922, Deutsche Landbuchhandlung. (30 M., gbd. 45 M.)

Faesi. — Gestalten und Wandlungen Schweizerischer Dichtung. Zehn Essays. Von Robert Faesi. 303 S. Wien-Zürich, Amalthea-Verlag. (75 M., gbd. 100 M.)

Fehling. — Bismarcks Geschichtskenntnis. Von Maria Fehling. 126 S. Stuttgart 1922, J. G. Cotta. (25 M.)

Gerlach. — Kritik der mathematischen Vernunft von J. E. Gerlach. 162 S. Bonn 1922, Friedrich Cohen.

Gragger. — Ungarische Jahrbücher. Herausgeg. von Robert Gragger. Erster Band. 374 S. mit einer Karte. Berlin 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Jünger. — Der Kampf als inneres Erlebnis. Von Ernst Jünger. 116 S. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn. (Gbd. 55 M.)

Justi. — Briefe aus Italien von Carl Justi. 290 S. Bonn 1922, Friedrich Cohen. (85 M., gbd. 120 M., Hleder 220 M.)

Keller. — Spiegel das Kätzchen. Ein Märchen von Gottfried Keller. 117 S. Bilderschmuck von Maximilian Liebenwein. (Kleine Amalthea-Bücherei. Herausgeg. v. Karl Toth. II. R. Bd. V.) Wien 1922, Amalthea-Verlag. (Gbd. 45 M.)

Löwenstein. — Kalkulationsgewinn und bilanzmäßige Erfolgsrechnung in ihren gegenseitigen Beziehungen von Dr. Rudolf Löwenstein. (Betriebs- und finanzwirtschaftliche Forschungen Heft 16.) 144 S. Leipzig 1922, G. A. Gloeckner. (42 M.)

Payer. — Chronik des Wiener Goethe-Vereins. 33. Band. Im Auftrage redigiert von Dr. Rudolf Payer-Thurn. 43 S. Wien 1922, Amalthea-Verlag (Preis des Jahrganges 180 M.)

Pohle. — Rußland und das Deutsche Reich von Richard Pohle. 142 S. Bonn 1922, Kurt Schroeder. (30 M.)

Sarre. — Die Kunst des alten Persien von Friedrich Sarre. 69 S. mit 19 Textabbildungen u. 150 Tafeln. (Die Kunst des Ostens Band V. Herausgeg. von William Cohn.) Berlin 1922, Bruno Cassirer. (Hleinen 220 M.)

Shakespeare in deutscher Sprache. Neue Ausgabe in sechs Bänden herausgegeben von Friedrich Gundolf. VI. Band. 415 S. Berlin 1922, Georg Bondi. (Papp 75 M., Hleinen 100 M.)

Strohmeyer. — Vom Geist und Wesen der Erziehungskunst. Ein Wegweiser für Lehrer und Erzieher. Von Hans Strohmeyer. 127 S. Berlin 1922, Otto Salle.

Trendelenburg. — Goethes Faust erklärt von Adolf Trendelenburg. Der Tragödie erster Teil. 490 S. Berlin 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. (120 M., gbd. 160 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Wiederaufbau des europäischen Verkehrswesens

Von

Unterstaatssekretär a. D. G. Franke

Daß der Wiederaufbau des europäischen Wirtschaftslebens von der Wiederherstellung geordneter Verkehrsverhältnisse, namentlich geordneter Eisenbahnverhältnisse abhängt, ist heute wohl Gemeingut aller, die sich mit wirtschaftlichen Fragen befassen. Weniger bekannt sind vielleicht die ungeheuren Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, um ein so wirksames Zusammenarbeiten der verschiedenen Eisenbahnnetze zu erreichen, daß für die europäischen Handelsbeziehungen annähernd ähnlich günstige Verkehrsbedingungen geschaffen werden wie vor dem Kriege.

Wie lagen die Verkehrsverhältnisse vor dem Kriege?

Zwischen der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie und Deutschland bestand ein reger, gut geordneter Eisenbahnverkehr, zumal die Doppelmonarchie den weitaus größten Teil ihrer Einfuhr an Fertigerzeugnissen aus Deutschland bezog, und zwar fast nur auf dem Eisenbahnwege. Beider Länder Eisenbahnen bildeten den Grundstock des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, der eine einheitliche Verkehrsordnung, einheitliche Vorschriften für den Wagenaustausch und in weitem Umfange einheitliche technische Einrichtungen hatte. Auch die Einstufung der Güter in die verschiedenen Tarifklassen war in beiden Ländern ähnlich. Hemmungen im Zollverkehr waren vorhanden, aber erträglich.

Ähnlich harmonisch wickelte sich der Verkehr mit den an Deutschland grenzenden, im Kriege unparteiisch gebliebenen Staaten ab, die zum Teil an den Einrichtungen des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, zum Teil sogar an der deutschen ständigen Tarifkommission, der die Einstufung der Güter in die Tarifklassen obliegt, teilnahmen.

Während der Verkehr mit Frankreich schon infolge der stark abweichenden Gütertarifsysteme und der Zollschwierigkeiten weniger reibungslos sich vollzog, wickelte sich der für unsere Ausfuhr an Fertigerzeugnissen besonders wichtige Verkehr mit unserem östlichen Nachbarreich verhältnismäßig recht gut ab. Zwar fehlte es in Rußland an manchen Eisenbahnlinien und Grenzanschlüssen, weil die russische Regierung den Bau der von und nach Deutschland führenden Bahnen mehr nach strategischen als nach verkehrspolitischen Rücksichten behandelte. Auch war der geschäftliche Verkehr durch die Schwerfälligkeit der russischen Verwaltung bisweilen erschwert. Gleichwohl muß man gerechterweise anerkennen, daß die russischen Bahnen weitgehendes Verständnis für die Verkehrsanforderungen bewiesen, indem sie die weiten innerrussischen Entfernungen im Verkehr mit Deutschland durch gestaffelte, d. h. mit der Entfernung billiger werdende Tarife und durch Durchrechnung der Staffeln über verschiedene Eisenbahnnetze zu überwinden suchten, und indem sie dem deutschen Verkehr günstige Verfrachtungsbedingungen — namentlich über den Ersatz von Gewichtsverlusten — gewährten, zum Teil sogar günstigere als für den innerrussischen Verkehr bestanden. So entwickelte sich der deutsch-russische Verkehr trotz der verschiedenen Spurweiten und der dadurch nötig werdenden,

zum Teil durch Achsenaustausch ersetzten Umladungen in steigendem Maße. Über drei Viertel der Ausfuhr an deutschen Fertigerzeugnissen nach Rußland haben trotz der zum Teil ungeheuren Entfernungen den Eisenbahnweg benutzt, während bekanntlich die Ausfuhr russischer Rohstoffe sich teils über die Häfen des Schwarzen Meeres, teils auch über die Häfen der Ostsee, darunter Danzig und Königsberg, vollzog.

Am schlechtesten war der Verkehr mit dem Südosten Europas und darüber hinaus bedient. Für Staatsbahnen liegt die Versuchung nahe, bei der Gestaltung der Eisenbahnfrachtsätze mehr auf die Unterstützung der schutzzöllnerischen Handelspolitik als auf die Entwicklung des Verkehrs Rücksicht zu nehmen. So wurden auf den zwischen Deutschland und Kleinasien gelegenen Staatsbahnen die Güterfrachtsätze mit Vorbedacht so hoch gehalten, daß sich ein lebhafter Durchgangsverkehr nicht entwickeln konnte. Die ungarische Staatsbahn z. B. war bei Bemessung ihrer Frachtsätze darauf bedacht, daß die in den Anfängen befindliche ungarische Industrie vor den deutschen und österreichischen Wettbewerbern einen möglichst großen Frachtvorsprung auf dem Balkan haben sollte. Dieser Gesichtspunkt erheischte für den Durchgangsverkehr möglichst hohe Frachtsätze. Die Folge dieser Verhältnisse war, daß von der deutschen Ausfuhr nach Südosteuropa und darüber hinaus mehr als vier Fünftel auf dem weiten Umwege über die Seehäfen Hamburg und Bremen, von da auf dem Seewege etwa bis Saloniki oder anderen Häfen und von diesen mit der Eisenbahn nach den binnenländischen Bestimmungsstationen gefahren wurden. Die rumänischen landwirtschaftlichen Erzeugnisse wurden in alten Zeiten auf dem Eisenbahnwege, in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege nur auf dem Seewege über die Häfen des Schwarzen Meeres abgefahren.

Durch den Ausgang des Krieges und die verschiedenen Friedensdiktate sind nicht nur die wirtschaftlichen Beziehungen Mittel- und Osteuropas, sondern auch die für die Gestaltung des Verkehrs maßgebenden Bedingungen so gründlich zerstört, daß man schon jetzt sagen kann: eine Wiederherstellung annähernd so günstiger Verkehrsverhältnisse wie vor dem Kriege ist, soweit die am Kriege beteiligt gewesenen Staaten berührt sind, ausgeschlossen. Unberührt bleibt hoffentlich wenigstens der Verkehr mit den im Kriege unparteiisch gewesenen Ländern. Während der Konferenz von Genua tagte in Rom unter französischer und belgischer Führung eine zwischenstaatliche Eisenbahnversammlung unter Ausschluß der deutschen Eisenbahnen. Man war so weit gegangen, die Eisenbahnen der nordischen Länder, die nur mit den deutschen Eisenbahnen unmittelbare Schienenverbindung haben, nach Rom einzuladen und dabei die Tatsache zu verschweigen, daß die deutschen Eisenbahnen nicht geladen seien, so daß die Anwesenheit der nordischen Vertreter in Rom wenig Zweck hatte. Für die künftigen Beziehungen zwischen Deutschland und den angrenzenden, am Kriege unbeteiligt gewesenen Ländern kann es nur günstig wirken, wenn in den Siegerstaaten das Gefühl der Überlegenheit sich auch auf dem Gebiete des Verkehrswesens unangenehm bemerkbar macht; denn das gemeinsame Gefühl des Gedrücktwerdens hat höchstens den Erfolg engeren Zusammenschlusses. Es ist wohl auch nicht zweifelhaft, daß der Verkehr mit diesen Ländern ungeachtet der aus dem Valutaunterschied sich ergebenden Schwierigkeiten wie früher in freundschaftlichem Zusammenarbeiten sich günstig entwickeln wird.

Verheerend sind aber die Friedensdiktate für die Verkehrsbeziehungen zur ehemaligen österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie und zum ehemaligen russischen Reich. Hier sind viel schlimmere Verhältnisse entstanden, als sie oben für den Verkehr mit Südosteuropa geschildert sind. In Mittel- und Osteuropa ist eben künstlich ein neuer Balkan geschaffen worden. Wie die einheitlichen Wirtschaftsgebiete willkürlich zerrissen sind, so sind auch die großen Verkehrslinien zerstückelt, die Zahl der Grenzübergänge ist vervielfacht, und für die Zerteilung der Verkehrsnetze sind selbstverständlich nicht irgendwelche Verkehrsrücksichten, sondern politische Gründe maßgebend gewesen, so wie es die

Ländergier der Siegerstaaten und der Wunsch, das Deutsche Reich und Deutsch-Österreich möglichst zu zerkleinern, gerade mit sich brachten. Wenn schon in Friedenszeiten der Eisenbahnverkehr mit dem Balkan sich nicht entwickeln konnte, weil handelspolitische Gründe der Staatseisenbahnen den Verkehr hemmten, obschon doch die beteiligten Staaten zum Teil eng verbündet waren, so kann man an der zukünftigen Verkehrsentwicklung in dem balkanisierten Mittel- und Osteuropa verzweifeln. Selbst wenn die Staaten den guten Willen hätten, nur den Verkehr zu fördern, so würden schon die vielen Zollschranken, die verschiedenen Tarifsysteme und sonstigen Erschwernisse die ungehinderte Entfaltung des Verkehrs im früheren Sinne hemmen. Nun tritt aber die Rücksicht auf den Verkehr naturgemäß hinter dem politischen Machtstreben zurück, und die auf Waffengewalt und Imperialismus aufgebauten neuen künstlichen Staatsgebilde werden jedes politische Machtmittel, also auch das der Staatseisenbahnen, im Sinne ihrer imperialistischen Bestrebungen ausnutzen.

Wenn Mitteleuropa jetzt so glücklich wäre, nur Privatbahnnetze zu haben, so könnte deren natürliches, in erster Linie auf Verkehrsförderung gerichtetes Streben trotz der politischen Wirrnisse eine leidliche Entwicklung des Verkehrs ermöglichen. Staatsbahnen aber sind versucht, in erster Linie politische und erst in zweiter Linie wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend sein zu lassen. Wenn, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die polnischen Staatsbahnen den Verkehr zwischen Deutschland und Rußland fördern würden, so würde der ganze Sinn, in dem die Friedensdiktate die Ostfragen erledigt haben, nämlich das Ziel der vollständigen Trennung Deutschlands und Rußlands, in sein Gegenteil verkehrt werden.

Im Verkehr zwischen Rußland und Deutschland wird der Eisenbahnweg vom Seeweg abgelöst werden. Wenn die polnischen Staatsbahnen es bisher schon fertiggebracht haben, den Verkehr durch den polnischen Korridor, der durch klare Vorschriften des Versailler Friedensdiktates sichergestellt schien, zum Teil auf den weiten und umständlichen Seeweg abzudrängen, so wird der Eisenbahnweg erst recht im deutsch-russischen Verkehr gegenüber dem Seeweg kaum noch wettbewerbsfähig bleiben. Im Südosten besteht eine schwache Hoffnung, daß der Eisenbahnweg durch den im Frieden bedeutungslos gewesenen Donauweg in bescheidenem Maß ersetzt werden wird. Im übrigen muß man seine Hoffnung darauf setzen, daß allmählich die einzelnen Staatsbahnen infolge ihrer politischen Einstellung wirtschaftlich verkümmern und geldlich zusammenbrechen, und daß sie dann in privatwirtschaftlicher Form wiederaufgebaut werden mit der Aussicht, daß dann die Förderung des Verkehrs wieder als selbstverständliche und vornehmste Aufgabe einer Eisenbahn gelten wird.

Auch der „Internationalisierung" der deutschen Flüsse muß in diesem Zusammenhang gedacht werden. Früher wurden die Flüsse von Deutschland in einer durchaus dem Verkehr genügenden Weise ausgebaut und unterhalten. Jetzt tritt an die Stelle dieser einfachen und natürlichen Verwaltung ein schwerfälliger und kostspieliger internationaler Verwaltungsapparat. Wenn die dafür aufgewendeten unproduktiven Gelder zur besseren Unterhaltung der Schiffahrtswege verwendet werden könnten, so würde das für den Verkehr in dem verarmten Europa nützlicher sein.

Anscheinend ist, wie auf anderen Gebieten der Wirtschaft, so auch in der Beurteilung der Verkehrsaussichten bei den Siegerstaaten auf den Rausch zügelloser Machtüberspannung der Katzenjammer nüchterner Erkenntnis der unhaltbaren Zustände gefolgt. In Barcelona, in Portorose und endlich in Genua hat man über den Wiederaufbau des Verkehrswesens beraten.

Die in diesen Beratungen getroffenen Vereinbarungen enthalten über die Behandlung des Durchgangsverkehrs, Zollabfertigung, Wagenübergang, Fahrpläne usw. Gemeinplätze, die vor dem Kriege für die Verkehrsverwaltungen zivilisierter Länder

als selbstverständlich galten. Wer aus geordneten außereuropäischen Verhältnissen heraus von diesen Niederschriften Kenntnis nimmt, in denen mit großem Aufwand an Redensarten Dinge vereinbart werden, die für jede anständige und ordentliche Verkehrsverwaltung selbstverständlich sind, wird verwundert auf diesen Tiefstand der Zivilisation herabblicken, auf den Europa durch den „Krieg nach dem Kriege" herabgesunken ist. Es muß eben alles mühsam von neuem aufzubauen versucht werden, was vor dem Kriege in jahrzehntelangem zwischenstaatlichen Zusammenarbeiten errungen und nun durch die Friedensdiktate — zum Teil sogar unwiederbringlich — zerstört worden ist.

Im Eingang der Beschlüsse, die der Verkehrsausschuß in Genua gefaßt hat, wird es als wesentlich bezeichnet, daß das zwischenstaatliche Verkehrswesen nur nach wirtschaftlichen und technischen Rücksichten geregelt werde; politische Rücksichten sollen also ausgeschaltet sein. Eine einzige der vielen Ländervertretungen war so ehrlich, eine offene Erklärung hierzu abzugeben. Die Litauische Vertretung bemerkte nämlich, daß sie diesen Grundsatz wegen der Ereignisse in Wilna dem polnischen Staat gegenüber nicht anwenden könne. Die anderen Vertretungen schwiegen. Die wahre Meinung der Konferenz sollte aber noch bei einer anderen Gelegenheit zutage treten.

Man hatte nämlich beschlossen, die Durchführung und Überwachung der Gemeinplätze — selbstverständlich: ohne der „Staatshoheit" der Staaten zu nahezutreten (?) — einer dauernd einzurichtenden zwischenstaatlichen Eisenbahnversammlung zu übertragen. Von deutscher Seite wurde hierzu vorgeschlagen, die Einberufung und Leitung dieser Versammlung den Schweizer Bundesbahnen zu übertragen, nicht bloß weil die Schweiz in manchen Verkehrsangelegenheiten, so z. B. in der einheitlichen Regelung der gesetzlichen Beziehungen zwischen Eisenbahn und Verfrachtern, viele Jahre hindurch die Führung gehabt hat, sondern vermutlich auch in der richtigen Erwägung, daß bei dem leidenschaftslosen politischen Verhalten der Schweiz in ihren Händen die sachliche Förderung der reinen Verkehrsbelange am besten gewährleistet sein würde. Natürlich beanspruchten die Franzosen trotz Fehlens aller sachlichen Voraussetzungen die Führung für sich, was bei ihrer derzeitigen geistigen Einstellung und ihrem politischen Ehrgeiz als selbstverständlich vorauszusehen war. Den Ausschlag gaben die Engländer, welche die Leitung durch eine französische Privatbahn wünschten, und zwar mit der Begründung, daß die unpolitische Haltung der Versammlung mehr gewährleistet sei, wenn eine Privatbahn und nicht eine Staatsbahn die Führung habe. Der Gedankengang, daß eine Staatsbahn mehr von der Politik beeinflußt wird als dem Verkehr dienlich ist, entspricht der angelsächsischen Weltanschauung und ist im allgemeinen sicherlich richtig. Er wäre es auch hier gewesen, wenn es sich nicht gerade um eine französische Privatbahn handelte; denn bei der Überspannung des französischen Imperialismus spielt die Form, ob Staatsbahn oder Privatbahn, sicherlich die zweite Rolle.

Auf die Dauer wird selbstverständlich die Führung auf wirtschaftlichem Gebiete nicht durch Waffengewalt und politisches Übergewicht entschieden. Die Macht entscheidet in der Politik, auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet aber das Können. Erst wenn sich diese Erkenntnis bei den durch die gewaltige Machtverschiebung verwirrten Geistern in Europa durchgesetzt haben wird, ist die richtige geistige Einstellung für den Wiederaufbau des europäischen Verkehrswesens gegeben. Aber auch dann kann ein befriedigender Zustand dieses Verkehrswesens erst erhofft werden, wenn die verheerende Wirkung der Friedensdiktate nach dem Siege des Rechtsgedankens beseitigt sein wird.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die derzeitige Lage des europäischen Verkehrswesens ein Spiegelbild des europäischen Wirtschaftslebens ist. Das Unglück

Europas ist, daß die Politik sich erkühnt hat, die Wirtschaft ungeachtet der natürlichen Wirtschaftsgesetze durch Gewalt regeln zu wollen. Das rächt sich auf allen Gebieten. Die Politik darf nie Selbstzweck sein, sondern muß der Wirtschaft dienen. Nur durch eine freie, von der Politik unbehinderte Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte kann die europäische Wirtschaft und mit ihr das ein Hilfsmittel dieser Wirtschaft bildende Verkehrswesen wieder genesen.

Was wird aus den deutschen Eisenbahnen?

Von

Reinhold Quaatz M. d. R.

I. Der Reichshaushalt unter doppeltem Druck

Um den Boden für die Verhandlungen über eine Anleihe zu ebnen, hat bekanntlich die deutsche Regierung in ihrer Note vom 29. Mai 1922 weitgehende Zugeständnisse in der Richtung einer Finanzkontrolle gemacht. Für unser Verkehrsleben bedeutet die Finanzkontrolle das Ende einer Epoche und den Beginn einer neuen. Wenn wir nicht eine Katastrophe unseres Eisenbahnwesens wollen, müssen wir uns klar werden, was die angedrohte Finanzkontrolle für die deutschen Eisenbahnen bedeutet. Fast scheint es, als ob maßgebende Kreise in ihr nichts weiter sehen, als eine mehr oder weniger lästige Überwachung. Nichts wäre falscher. Die Finanzkontrolle der Alliierten bedeutet vielmehr die Unmöglichkeit des Weiterbestehens der bisherigen Eisenbahnwirtschaft.

Um dies nachzuweisen, sind einige Sätze über die eigenartige Notlage unserer Staatswirtschaft und ihre Hilfsmittel nötig.

Unsere Reichsfinanzen stehen unter einem ungeheuren Druck von zwei Richtungen her. Einmal stellen die Arbeitermassen, die politisch im großen und ganzen in Deutschland die Führung haben, Ansprüche, die — an sich vielleicht durchaus berechtigt — doch über die Kräfte der deutschen Wirtschaft in ihrem heutigen Zustande hinausgehen, in einem Mißverhältnis zu den Lebensbedingungen der übrigen Bevölkerungsklassen, namentlich des Mittelstandes, stehen und die Bildung neuen Kapitals verhindern oder doch erschweren. Dieser Druck ist für uns gefährlich, aber nicht lebensgefährlich, da bei dem hohen Stande der Bildung auch in den deutschen Arbeitermassen eine allmähliche Verständigung nicht unerreichbar scheint.

Vollständig ohne Hoffnung läßt uns aber der Druck von der zweiten Richtung her, nämlich der Druck, den die feindlichen Staaten auf uns ausüben. Sie sind geleitet einesteils von politischen Absichten, so Frankreich, das die deutsche Einheit durch ständigen Druck zerstören will, andernteils durch unverständliche Überschätzung der deutschen Leistungsfähigkeit. Das Ergebnis sind Ansprüche an Deutschland von so ungeheurem Ausmaße, daß sie selbst in Milliardenziffern schwer zu fassen sind. Nur in roher Schätzung kann man sagen, daß die uns auferlegten Tribute auch nach der „Ermäßigung", die sie in letzter Zeit erfahren haben, nach dem heutigen Stande der Papiermark einen Jahrestribut in der vierfachen Höhe dessen ausmachen, was alle deutschen Steuern aufbringen können. Dabei sind diese bereits in geradezu unerträglicher Weise gesteigert. Niemand anders als die Banksachverständigen der

Alliierten selbst haben in dem berühmten Bericht des Bankierkomitees vom 10. Juni 1922, der in vielen Punkten das für London erstattete deutsche Sachverständigengutachten von 1921 bestätigt[1]), anerkannt, daß Deutschland unter der Last der ihm durch den „Friedensvertrag" auferlegten Hypothek wirtschaftlich zur Hoffnungslosigkeit verurteilt ist.

II. Geldverschlechterung als Notwehr

Diesem Drucke gegenüber hatte Deutschland nur eine Möglichkeit, auszuweichen, nämlich die Möglichkeit der Geldverschlechterung. Diese haben wir denn unter dem Zwange der Notwendigkeit in einem Maße betreiben müssen, daß die Mark nur noch höchstens den 70. Teil ihres Goldwertes hat. Was bedeutet dieser Vorgang? Er bedeutet einmal die Aufzehrung des Substanzvermögens innerhalb Deutschlands und die allmähliche Konfiskation aller ersparten Kapitalien. Am schwersten werden hiervon diejenigen Bevölkerungsteile getroffen, die Gläubiger des Staates waren und ihm seinerzeit Goldkapital zur Verfügung gestellt haben, namentlich also die Inhaber sogenannter mündelsicherer Werte.

Nehmen wir ein Beispiel. Wenn das Vermögen einiger Waisen, die unter vormundschaftlicher Kontrolle stehen, vor acht Jahren 100 000 Mark betragen hat, so war das damals ein Kapital, von dem für diese Waisen Lebensunterhalt und Erziehung bestritten werden konnten. Dieses Kapital mußte nach den gesetzlichen Vorschriften mündelsicher, z. B. in Staatspapieren, angelegt werden. Der Staat zahlt heute die Zinsen, die wir der Einfachheit halber auf die runde Summe von 4000 Mark bemessen wollen, in Papiermark, das heißt, mit dem 70. Teil des Wertes. Die Waisen erhalten also 4000 Mark Papiermark, das ist der Monatslohn eines mäßig gelöhnten Handarbeiters. Der Wert des Vermögens ist auf den 70. Teil, also auf etwa 1400 Mark Goldmark, zurückgegangen und nur noch ein Bettelpfennig.

In ähnlicher Lage sind alle diejenigen, die ihr Kapital dieser Geldentwertung nicht wenigstens teilweise dadurch zu entziehen vermochten, daß sie es in Wirtschaftsvermögen, d. h. aus zinstragendem zu arbeitendem umwandelten. Aber auch diesen ist der Staat dadurch auf den Leib gerückt, daß er die Fiktion aufstellte, die entwertete Papiermark sei in ihrem Werte der früheren Goldmark gleich. Wenn also eine geschickte Vermögensverwaltung es fertig gebracht hat, aus einem Goldvermögen von 100 000 Mark ein Papiervermögen von einer Million zu machen, so betrachtet der Staat hiervon 900 000 Mark als Wertzuwachs oder Gewinn und hat diese „Vermögensvermehrung" zu einem sehr großen Teil weggesteuert und für den Haushalt seiner Verwaltungen und seiner Betriebsverwaltungen verbraucht.

Die Folge aller dieser Dinge ist mit einem Wort dahin zusammenzufassen, daß wir durch Geldverschlechterung unser Vermögen aufgezehrt haben.

Vor dem Kriege wurde unser Volksvermögen auf über 300 Milliarden Gold geschätzt. Wie hoch es jetzt ist, ist nicht leicht festzustellen. In den Unterlagen für die Zwangsanleihe hat die Reichsregierung es nur noch auf etwa 20 Milliarden Goldmark berechnet. Diese Schätzung war sehr anfechtbar und wohl nur zu dem Zwecke aufgestellt, um einen möglichst hohen Steuersatz erlangen zu können. In Wirklichkeit ist das deutsche Volksvermögen auch heute noch wohl beträchtlich höher, aber schwerlich viel höher, als etwa ein Drittel des Friedensvermögens, also etwa 100 bis 120 Milliarden zu schätzen. Der Minister des Auswärtigen, Dr. Rathenau, hat im Reichstage in seiner großen Rede am 29. März 1922 allein das, was wir an unsere Feinde bereits tatsächlich ausgeliefert haben, auf 100 Milliarden Gold geschätzt, eine

[1]) Vgl. Weißbücher vom 11. März 1921 und vom 5. April 1922.

Schätzung, die bisher von keiner Seite wirksam hat angefochten werden können. Französische Stimmen („Echo National" vom 5. Juli 1922) schätzen die deutschen Verluste sogar wesentlich höher, auf 145,6 Milliarden Gold.

Die ins Riesige wachsenden Ziffern in den Abschlüssen und Bilanzen dürfen heute niemanden mehr irre führen. „Durch fortschreitende Geldentwertung aufgeblähte Umsatz- und Ertragsziffern täuschen Reichtum vor, wo in Wirklichkeit rasch zunehmende Verarmung herrscht." Die Deutsche Bank schüttete im Jahre 1921 noch nicht 1½ Millionen Goldmark an Dividende aus, gegen 25 Millionen im Jahre 1913 [2])!

Die Gerechtigkeit gebietet, anzuerkennen, daß die Geldverschlechterung auch dem Auslande Verluste gebracht hat. Es ist bekannt, daß das Ausland jahrelang in deutscher Mark spekuliert und gewaltige Mengen Papiermark aufgenommen hat. Indessen sind dies wesentlich geringere Summen.

Der Ausweg der Geldverschlechterung soll uns nunmehr abgeschnitten werden. Gut! Niemand wird die fortschreitende Geldverschlechterung als Dauerzustand wollen, niemand sich dagegen wehren, daß die Mark auf ihrem Weg in die Tiefe zum Halt gebracht wird. Aber eine Vorbedingung ist zu stellen: Der ungeheure Druck, den ich oben gekennzeichnet habe, muß auf ein ertragbares Maß zurückgeschraubt werden. Ich lasse hier ganz dahingestellt, ob hierzu eine Aussicht besteht. Tatsache ist, daß vorläufig ein wirklicher Friede, um mit Lloyd George zu reden, nicht geschlossen ist und eine verständige Bemessung der Kriegstribute noch aussteht. Wir aber sind in der Note vom 29. Mai bereits so weit gegangen, daß wir die Fiktion gemacht haben, als ob eine solche verständige Begrenzung bereits in Aussicht stände, und haben uns bereit erklärt, die Geldverschlechterung einzustellen. Das ist in der Form geschehen, daß wir uns verpflichten, den Stand unserer schwebenden Schuld auf die Summe zurückzuschrauben, die am 31. März 1922 bestand. Die Entwicklung wird zeigen, ob dies Verfahren richtig oder unheilvoll war. Ich will an dieser Stelle keine Kritik an dieser Politik der Vorausleistung üben, vielmehr unterstellen, daß die Hoffnung auf eine verständige Begrenzung der Kriegstribute berechtigt wäre und diese Begrenzung tatsächlich eintreten wird. Was wird dann die Folge für unseren inneren Haushalt sein?

III. Die Größenordnung im Reichshaushalt

Zum Verständnis dieser Dinge ist es hier notwendig, einen Blick auf die Größenordnung unseres Reichshaushalts zu werfen. Nur wenn man sich gewisse Grundziffern einprägt, kann man die Eigenart unserer Reichswirtschaft verstehen. Unser Reichshaushalt zerfällt nun in drei große Teile:

a) den Verwaltungsetat, der die Einnahmen und Ausgaben der eigentlichen Verwaltungszweige, für die innere Verwaltung, die Justiz, das Bildungswesen, die soziale Verwaltung, die Finanzverwaltung usw. umfaßt; hierunter fällt auch der Schuldendienst der allgemeinen Finanzverwaltung;

b) den Haushalt der Betriebsverwaltungen, namentlich der Eisenbahn und der Post;

c) den Haushalt zur Ausführung des Friedensvertrages, der die Tributleistungen in Geld, Waren und Leistungen, die Entschädigungen, die Besatzungskosten, den Aufwand für die vielen feindlichen Kommissionen umfaßt.

Das Größenverhältnis dieser Haushaltsteile untereinander ist nun etwa so, daß der kleinste der Verwaltungsetat ist — man kann ihn nach den amtlichen Angaben auf etwa 100 Milliarden Papiermark einschätzen. Diese Angaben sind nicht zuver-

[2]) Geschäftsbericht der Deutschen Bank für das Jahr 1921.

lässig, aber sichere Zahlen zu geben, ist nicht möglich, weil die Geldentwertung jeden Ansatz von Monat zu Monat und sogar von Woche zu Woche ändert.

Etwas größer, auf etwa 200 Milliarden, ist der Haushalt der Betriebsverwaltungen zu schätzen. Die amtlichen Ziffern geben nur 120 Milliarden an [3]).

Größer als beide zusammen ist der Friedensetat, oder genauer gesagt, der Etat der Kriegstribute. Er muß nach dem heutigen Stande der Dinge auf weit über 300 Milliarden veranschlagt werden. Die amtlichen Ziffern bleiben mit 226 Milliarden weit unter dieser Summe, sind aber viel zu gering.

Der Verwaltungsetat ist bereits ins Gleichgewicht gebracht worden dank der ungeheuren Steuerleistungen des deutschen Volkes. Daß die Balancierung des Etats der Kriegstribute völlig hoffnungslos ist, braucht für den keinerlei Darlegung, der sich die hier gegebenen Ziffern einprägt.

Wir wollen hier einmal annehmen, daß die Vernunft unserer Feinde diesen ganzen „Friedensetat" streicht, eine Annahme, von der man mir zugestehen wird, daß sie an Optimismus wohl alles Denkbare hinter sich läßt. Wie steht es dann mit der Balancierung unseres Haushalts im übrigen und mit der Erfüllung unseres Versprechens, die schwebenden Schulden nicht mehr zu vermehren?

IV. Die Finanzwirtschaft der Reichseisenbahn

Nach dem Gesagten hängt alles von der Entwicklung unserer großen Betriebsverwaltungen ab. Diese müssen sich selbst erhalten und auf Zuschüsse aus allgemeinen Reichsmitteln verzichten, wenn diese Balancierung gelingen soll. Wir betrachten im folgenden lediglich die Eisenbahnen, weil ihre Wirtschaftsgebarung Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen ist, ihr Haushalt weit größere Ziffern aufweist als die Post, für die auch keine anderen wirtschaftlichen Gesetze gelten. Bei jeder Betriebsverwaltung muß man streng scheiden zwischen dem sogenannten Betriebsetat, das heißt, den laufenden Ausgaben, und dem außerordentlichen Etat, der die Ausgaben für die Erweiterung und Verbesserung des Unternehmens enthält.

Bei der preußischen Eisenbahnverwaltung, die früher als Muster in der Finanzgebarung für alle übrigen deutschen Verwaltungen galt, bestanden ganz bestimmte Grundsätze darüber, welche Ausgaben auf den Betriebsetat zu nehmen waren, und welche Ausgaben als außerordentliche zu gelten hatten. Diese Grundsätze waren im allgemeinen sehr solide. So war es Grundsatz, Ausgaben unter 100 000 M. Goldmark auf den Betriebsetat zu nehmen, gleichgültig, ob sie Ersatz für vorhandene Werte waren oder neue Werte darstellten, das heißt, das Unternehmen erweiterten oder verbesserten. Damit schuf man sich starke innere Reserven, indem aus den laufenden Jahresausgaben das Unternehmen nicht nur instandgehalten, sondern auch dauernd verbessert und vergrößert, das heißt, in seinem Werte gehoben wurde. Weitere bedeutende Reserven schuf man sich dadurch, daß man in jedem Jahre aus den Betriebsüberschüssen eine namhafte Summe in Form des sogen. Extraordinariums zu gleichen Zwecken verwandte, und zwar in jedem Jahre 1,1 Proz. des Anlagekapitals, eine Summe, die sich in jedem Jahre mit dem Anlagekapital vergrößerte. In den letzten Jahren waren das weit über 100 Millionen Goldmark.

Um die Bedeutung dieser Ziffern zu verstehen, muß man sie sich in Papiermark übersetzen. Wollte man heute ebenso solide verfahren, so müßte man alle Ausgaben, die nicht mehr als 7 Millionen betragen, aus den laufenden Ausgaben bestreiten! Tatsächlich hat man die Grenze von 100 000 M. bestehen lassen, das heißt, man bucht

[3]) Beidemal ohne die außerordentlichen Ausgaben.

nur diejenigen Ausgaben unter die Betriebsausgaben, die nicht mehr als etwa 1400 Goldmark ausmachen!

Die zweite Reserve des sogenannten Extraordinariums ist heutzutage nicht mehr möglich, da wir keine Betriebsüberschüsse mehr haben, also auch aus diesen Betriebsüberschüssen keine Reserven mehr bilden können. Diese Finanzgebarung führt allmählich zu einer Verschlechterung des inneren Status. Die Ausgaben aus dem Betriebsetat zur Erneuerung und Ergänzung der Bahnanlagen und des Bahnkörpers reichen nicht mehr hin, um den mechanischen Apparat auf der Höhe zu halten. Auf der anderen Seite fehlen bekanntlich bei der staatlichen Eisenbahnverwaltung Erneuerungs- und Ergänzungsfonds, die für die unzureichende Fürsorge aus den Betriebsausgaben Ersatz bieten könnten. Wir geraten also allmählich in eine immer unsolidere Finanzwirtschaft im Betriebsetat hinein.

Dies ist um so bedenklicher, als auch aus außerordentlichen Mitteln, das heißt aus Anleihen, nicht genügend geschieht, um den mechanischen Apparat auf der Höhe zu halten. Am besten ist noch für den Fuhrpark insofern gesorgt worden, als die Zahl der Lokomotiven gegenüber dem Friedensstande sich erhöht hat und auch der Bestand an Güterwagen der Zahl nach ausreicht. Dafür ist der gesamte Fuhrpark in recht üblem Zustand, namentlich ist eine übergroße Zahl an Lokomotiven nicht betriebsfähig. Die Bestrebungen zur Reform der Werkstättenverwaltung sind anzuerkennen. Es ist aber nicht gelungen, eine der großen Zahl vorhandener Maschinen entsprechende Zahl von betriebsfertigen Lokomotiven bereitzustellen, ein Beweis, daß die Reformbestrebungen noch nicht zu einem durchschlagenden Erfolg geführt haben. Weit schlechter liegen die Dinge auf dem Gebiete der Bahnunterhaltung, also der ortsfesten Anlagen. Hier ist nicht nur nichts geschehen, um die Kriegsschäden wettzumachen, sondern es sind sogar die Aufwendungen für Unterhaltung namentlich für den Oberbau unter das normale Maß gesunken.

Alles in allem: Die Eisenbahnverwaltung hat nicht das Erforderliche getan, um die Kriegsschäden an Anlagen und Fuhrpark wiederherzustellen. Vielmehr sind nicht einmal die normalen Summen für Erneuerung und Ergänzung des Unternehmens geleistet worden. Es kann also auch keine Rede davon sein, die schlechten finanziellen Ergebnisse mit solchen Wiederherstellungsausgaben erklären zu wollen.

V. Die Kreditnot der deutschen Eisenbahn

Diesen Verhältnissen gegenüber ist die Note der Deutschen Reichsregierung vom 29. Mai für die Zukunft der Eisenbahn ein höchst gefährliches und bedrohliches Dokument. Es heißt in der Anlage zu dieser Note:

> „Bei der Eisenbahnverwaltung ist in Aussicht genommen, daß durch äußerste Einschränkung der geplanten Bauten und Beschaffungen 3 Milliarden gespart werden."

Der laufende Etat sieht unter den außerordentlichen Ausgaben für die Eisenbahn überhaupt nur rund 17 Milliarden Mark vor. Von dieser geringen Summe sollen nun noch 3 Milliarden abgesetzt werden. Es bleiben also 14 Milliarden Papier oder etwa 20 Millionen Gold übrig. Das ist in keiner Weise genügend, um den so geschwächten Apparat gesund zu erhalten. Preußen hat vor dem Kriege und noch im Kriege ganz andere Summen in seine Eisenbahnen hineingesteckt, z. B. im Jahre 1913 allein über 700 Millionen Gold, im Durchschnitt 1910 bis 1913 469 Millionen Gold, gleich etwa 20 Prozent der Betriebsausgaben. Legt man dieses Verhältnis zugrunde, so wären aufzuwenden etwa 20 Prozent von mindestens 160 Milliarden Mark [4]). Bei normaler Wirtschaft, wie sie die preußische Eisenbahnverwaltung

[4]) Diese Summe wird nach den inzwischen erfolgten Tariferhöhungen wahrscheinlich noch erheblich überschritten werden.

handhabte, müßten also etwa 32 Milliarden aus außerordentlichen Mitteln in die Eisenbahn hineingesteckt werden. Angesichts der herabgewirtschafteten Bahnanlagen und angesichts der geschilderten unzulänglichen Aufwendungen aus dem Betriebe für die Erneuerung und Ergänzung des mechanischen Apparates müßten die neuen Kapitalaufwendungen sogar noch erheblich höher sein. An Stelle dessen hat der Feindbund eine weitere Herabdrückung der gänzlich unzureichenden Ausgaben zur Erhaltung und Ausgestaltung der Eisenbahn der deutschen Regierung abgepreßt. Das bedeutet den Tod der großen staatlichen Betriebsverwaltungen. Wenn man in sie kein neues Kapital oder nur so unzureichende Summen hineinsteckt, so können sie die Aufgaben nicht leisten, welche die deutsche Wirtschaft von ihnen verlangen muß.

Man vergegenwärtige sich, daß der Verkehrsapparat im letzten Winter höchstens etwa zwei Drittel des ihm angebotenen Verkehrs hat bewältigen können. Der Rest wurde durch Verkehrssperren, Nichtgestellung von Wagen, verzögerte Transporte usw. gedrosselt. Der Produktionskraft der deutschen Wirtschaft ist damit ein schwerer Schlag versetzt worden, von dessen Folgen sie sich vorerst nicht wieder erholen kann [5]). In großem Maße dringt bereits die englische Kohle nicht nur in die deutschen Küstengebiete ein, sondern findet sogar Absatz in Süddeutschland. Selbst wenn der deutsche Bergarbeiter sich wieder zu Überschichten entschließen wird, so werden alle seine Anstrengungen nutzlos, wenn der Transportapparat im nächsten Herbst wieder so versagt, wie während des ganzen verflossenen Winters. Ebenso bedroht ist die deutsche Eisenindustrie, von deren Export wir im wesentlichen unsere Einfuhrbedürfnisse bezahlen müssen — — denn unsere Kohlenausfuhr an Frankreich müssen wir bekanntlich umsonst leisten. Während wir früher eine außerordentlich geringe Einfuhr an Eisen hatten, ist diese in den letzten Monaten in geradezu bedrohlicher Weise gestiegen. Es ist so weit gekommen, daß Deutschland, das Eisenausfuhrland im eigentlichen Sinne des Wortes, für seinen eigenen Bedarf Eisen einführt! Gelingt es nicht, unsere Produktion wieder zu heben, so sind wir auf dem Weltmarkt in hoffnungslose Stellung gedrängt. Wir können aber unsere Produktion nicht heben, wenn unser Verkehrsapparat nicht in Ordnung kommt. Unser herabgewirtschaftetes Verkehrswesen wieder kann nicht gesunden, wenn nicht neues Kapital hineingesteckt wird. Wird dies gewaltsam verhindert, so ist die deutsche Wirtschaft zum Absterben verurteilt — es sei denn, daß ein Ausweg aus diesem verhängnisvollen Zirkel gefunden wird. Dieser ist es, den wir suchen.

VI. Das wachsende Kapitalbedürfnis

Das Kapitalbedürfnis der Eisenbahn ist in ständigem Wachsen, und zwar aus mehreren Gründen:

Der wichtigste Grund ist die fortschreitende Geldentwertung. Wenn ein Kaufmann sein Warenlager erneuern will, so braucht er für die gleiche Menge heute das mehrfache Kapital wie im Vorjahre. Für das Eisenbahnunternehmen gelten natürlich keine anderen Gesetze. Es erhält aber nicht ein Mehrfaches an Kapital, sondern nur einen Bruchteil dessen, was im Vorjahre an neuem Kapital hineingesteckt wurde, weil die Ausgaben für Erneuerung und Ergänzung immer weiter beschnitten werden.

Hierzu kommen weitere Momente: Die Aufgaben in betrieblicher Hinsicht fordern bedeutsame Umstellungen. Ich erwähnte bereits die grundlegende Reform der Werkstätten, die man, vielleicht in zu zaghafter Weise, begonnen hat. Der Achtstundentag und seine Folgen greifen tief hinein in die gesamte Betriebsorganisation. Die Lokomotiv-Wechselstationen, die großen Betriebsstationen für die Disposition des Personals und vieles andere mehr sind auf andere Schichtlängen zugeschnitten.

[5]) Demnächst werden darüber exakte Untersuchungen erscheinen.

Wenn man nicht dauernd Mehrkosten für das Personal, Leerfahrten usw. in Kauf nehmen will, werden umfangreiche Neubauten auch dann erforderlich werden, wenn der Achtstundentag in weniger schematischer und der wirklichen Arbeitsleistung besser entsprechenden Weise durchgeführt wird, als seine mechanische und ohne Rücksicht auf die Betriebsbedürfnisse erfolgende Anwendung es heute zuläßt.

Vor allem wird aber der gesamte mechanische Apparat eine gründliche Auffrischung erfahren müssen, wenn wir aus den ständigen Verkehrskalamitäten herauskommen sollen. Wenn auch die Zahl der Fahrzeuge an sich ausreicht, so ist doch der Zustand des Fuhrparks derart, daß es zweifelhaft erscheint, ob nicht eine gründliche Auffrischung des Bestandes unter Abstoßung minderwertiger Teile wirtschaftlicher ist, als jahrelange kostspielige Reparaturen. Denn die Hauptsache ist, daß der Verkehr bedient werden kann. Hierzu aber ist sofortige Auffüllung mit betriebsfähigen Fahrzeugen angezeigt. Noch notwendiger ist eine gründliche Besserung des Oberbaues, Ausgestaltung der Güterbahnhöfe, der sonstigen Güterverkehrsanlagen usw.

Am notwendigsten aber ist eine großzügige Siedlungsaktion für die Eisenbahner. Der jetzige Mangel an Wohnungen hindert eine zweckentsprechende Ausnutzung des Personals und schafft Unzufriedenheit und Unlust. Während an vielen Dienstorten Überfluß an Personal besteht, herrscht anderwärts Mangel. Kostspielige Fahrten mit Verlust an Arbeitszeit sind nötig, um das Personal vom Wohnort an den Dienstort zu bringen. Werden Wohnungen in ausreichender Zahl und derart gebaut, daß Eigenwirtschaft möglich ist (Gärten, Pachtland), so ist solche Siedlung auch höchst wirtschaftlich, da die geschaffenen Werte der Geldentwertung nicht unterliegen und das Personal nicht lediglich auf Papiergeldlohn angewiesen ist. Dieser Siedlungsfrage müßte m. E. weit mehr Beachtung zugewendet werden, als das bisher geschehen ist. Sie sollte eine Hauptsorge der Eisenbahnverwaltung sein.

Aber auch die Verkehrsverhältnisse Deutschlands sind andere geworden und erfordern Umstellungen im Betriebe, die Geld kosten. Wir haben es mit einer starken Umschichtung des Verkehrs zu tun. Während früher beispielsweise die Getreideversorgung Westdeutschlands durch Importe über die Rheinwasserstraße erfolgte, und der Osten über die Ostseehäfen Roggen ausführte, sind wir im Westen jetzt viel stärker auf Überlandtransporte aus dem Osten angewiesen. Umgekehrt führt unsere unverständige Brennstoffwirtschaft, eine Folge der bestehenden Zwangswirtschaft in der Kohle, dazu, daß wir in ganz irrationeller Weise Kohle auf Strecken verfrachten, welche die Brennstoffe bei verständiger wirtschaftlicher Betrachtungsweise nicht durchfahren dürften. Aber auch wenn wir diese Zwangswirtschaft nicht hätten, müßten wir damit rechnen, weit mehr als bisher Ruhrkohle nach Osten über die Elbe zu fahren, nachdem uns das oberschlesische Kohlengebiet wider menschliches und göttliches Recht zum größten Teile geraubt worden ist.

Nun ist allerdings diese Umstellung des Verkehrs nichts Neues. Wir hatten sie im Kriege in weit größerem Maße, als die deutschen Eisenbahnen die ungeheuersten Transportleistungen vom Atlantischen Ozean bis zur Ukraine, von Hamburg bis tief in den Balkan, von Riga bis nach Italien auszuführen hatten. Die Eisenbahnverwaltungen und das Eisenbahnpersonal haben damals mit unzulänglichen Mitteln Leistungen vollbracht, die in der Geschichte des Verkehrs ohne Beispiel sind. Diesen Verhältnissen des Krieges gegenüber sind die heute notwendigen Umstellungen geradezu winzig zu nennen. Aber es scheint der Verwaltung unmöglich zu sein, sich auf diese neuen Aufgaben wirksam einzustellen. Sie wird es aber auch in Zukunft nur dann können, wenn ihr die erforderlichen Geldmittel für diese Umstellung nicht vorenthalten werden.

Endlich werden gewaltige Schwierigkeiten und neue Aufwendungen dann nötig

sein, wenn die Eisenbahnzerstörungen, die uns der Feindbund androht, zur Wirklichkeit werden. Die Zerstörungen bedrohen vor allem drei der wichtigsten Verkehrsbeziehungen. Einmal den Austausch von Erz und Koks zwischen der Ruhr einerseits, der Saar, Lothringen und Luxemburg andererseits, sodann den Verkehr des Zentralpunktes Köln und seines Hinterlandes durch den Engpaß von Aachen nach Belgien und Antwerpen und endlich die Aufschließung des niederrheinischen Kohlengebiets sowie den Ablauf der Kohlenmengen der Ruhr über den Rhein nach den linksrheinischen Gebieten. Werden die Zerstörungen zur Wirklichkeit, so ist nur zweierlei denkbar. Entweder bricht unser Verkehrswesen im Westen überhaupt zusammen, oder man wird alsbald nach vollzogener Zerstörung ungeheure neue Mittel aufwenden müssen, um das Vernichtete wiederherzustellen.

Überblickt man alle diese Verhältnisse im ganzen, so ist festzustellen, daß der Kapitalbedarf der Eisenbahn heute und in Zukunft nicht geringer als früher sein kann, sondern ein Vielfaches davon betragen muß. Wenn die Reichsregierung sich der Möglichkeit begibt, neue werbende Anlagen zu schaffen und das erforderliche Kapital hierzu aufzunehmen, so erklärt sie selbst ihren völligen Bankerott bezüglich des Betriebes der großen Verkehrsverwaltungen.

VII. Das Kreditproblem der Eisenbahn und das Verkehrsproblem Mitteleuropas

Man könnte gegenüber den vorgetragenen Gedankengängen einwenden, daß durch die Note nur die Vergrößerung der schwebenden Schuld untersagt sei, nicht aber die Aufnahme von Krediten „auf andere Weise als bei der Reichsbank, in einer Form, die nicht die Inflation erhöht". Eine solche Möglichkeit ist aber für die Reichseisenbahn ebenso wie für die übrigen Betriebsverwaltungen des Reiches praktisch nicht gegeben.

Der Reichsverkehrsminister hat in dem letzten Entwurf eines Eisenbahnfinanzgesetzes auch den Gedanken zur Erörterung gestellt, besondere Eisenbahnanleihen herauszugeben. Dieser Gedanke ist aber, wie der Entwurf überhaupt, von fast allen Seiten als unmöglich abgelehnt worden. Er wird auch in Zukunft nicht zum Ziele führen. Dafür sprechen sowohl äußere wie innere Gründe.

Daß ein Staat an sich besondere Eisenbahnanleihen ausgeben kann, halte ich für zweifellos. Erforderlich ist aber dann, diese Anleihe auch wirklich auf die Eisenbahn zu radizieren. Mit anderen Worten: die Eisenbahnen müssen einen besonderen Vermögenskomplex bilden und aus dem übrigen Reichsvermögen ausgesondert werden, um als Unterlage für ein neues Kreditbegehren zu dienen. Ferner ist es natürlich notwendig, daß die bisherigen Gläubiger, für deren Ansprüche dies Sondervermögen der Eisenbahn mit als Sicherheit gedient hat, auf diese Sicherheit verzichten. Das Reich hat nun so große innere und äußere Schulden, die sein Vermögen bei weitem bereits überschreiten. Die ausländischen Gläubiger, die sogenannten Siegerstaaten, werden die Erlaubnis zur Herauslösung der großen Betriebsvermögen aus dem Reichsvermögen nur dann geben, wenn das ihren Interessen entspricht.

Richtig ist, daß, von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus gesehen, das wohlverstandene Wirtschaftsinteresse der Gegnerstaaten mit unserem Interesse gleichläuft. Die ganze Welt hat ein Interesse daran, daß das Verkehrssystem Mitteleuropas wieder aufgerichtet wird. Das aber ist unmöglich, wenn nicht zu allererst der Kern des europäischen Verkehrs, das deutsche Eisenbahnwesen, zur Gesundung kommt. Zweifellos erscheint also auch mir, daß, wenn die Welt reif ist zu einer vernünftigen Sanierung der europäischen Wirtschaft, das europäische Verkehrsproblem und vor

allem das deutsche Eisenbahnproblem gelöst wird. Zweifellos erscheint mir ferner, daß dies nur auf dem Wege möglich ist, daß man den deutschen Eisenbahnen das Recht der eigenen Wirtschaft, eine selbständige Finanzwirtschaft und selbständigen Kredit einräumt. Mehr als zweifelhaft aber ist, ob für eine selbständige zukunftsreiche Wirtschaft, von der so viel, nicht nur für uns, sondern auch für unsere Nachbarn, abhängt, die von allen Seiten eingeengte, politisch bedrohte und wirtschaftlich so gut wie bankerotte Wirtschaft des Reiches die erforderliche standfeste Grundlage bildet.

Wir stehen vor neuen Zeiten und neuen Aufgaben, Aufgaben, die sich nicht in politische Grenzen bannen lassen und meines Erachtens auch nicht in den Formen einer politischen Verwaltung erfüllt werden können. Das europäische Verkehrsproblem ist nicht mehr ein Problem eines Ressorts innerhalb der Verwaltung des Deutschen Reiches, sondern eine wirtschaftliche Aufgabe, die ganz neue Grundsätze und neuen Geist erfordert. Die Überzeugung hiervon ist in den führenden Wirtschaftskreisen wohl allgemein geworden. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist nicht möglich, wie wir sahen, ohne einen weitreichenden Kredit. Kredit aber kommt von Vertrauen, und nur wenn die Welt, nicht nur innerhalb Deutschlands, Vertrauen zu einem neuen, kräftig vorwärts strebenden Geist faßt, der das deutsche Verkehrswesen regiert, wird das deutsche Verkehrswesen wieder kreditfähig sein. Dies Vertrauen kann nur durch eine großzügige Reform geschaffen werden, welche die Eisenbahnen dem politischen Getriebe entzieht und auf gesunde wirtschaftlich-technische Grundlagen stellt.

Die deutsche Antwortnote bedeutet also nicht mehr und nicht weniger, als daß die deutsche Regierung sich selbst die Wege verschlossen hat, auf denen man in der bisherigen Weise, durch Inanspruchnahme der allgemeinen Reichskasse, durch hemmungsloses Andrehen der Tarifschraube und durch Raubbau am Vermögen der Eisenbahn noch weiter wirtschaften könnte. Nach Durchführung der in Aussicht gestellten Beschränkung der werbenden Ausgaben wird dieses System in aller Kürze selbst seinen Bankerott erklären müssen. Für die deutsche Wirtschaft wie für die deutsche Reichsregierung ist es nunmehr hoch an der Zeit, sich über die neuen Wege in die Zukunft schlüssig zu werden.

VIII. Die Zukunft der deutschen Eisenbahnen

Auf allen Seiten, in allen Fachkreisen, in allen Parteien ist man darin einig, daß eine grundlegende Reform der deutschen Eisenbahnen erforderlich ist. Auch die oberste Verwaltungsstelle des Reichsverkehrsministeriums verschließt sich jetzt nicht mehr dieser Erkenntnis. Wie der Reichsverkehrsminister mitgeteilt hat, ist der vorgelegte vierte Vorschlag, der Entwurf des sogenannten Eisenbahnfinanzgesetzes, zurückgezogen und ein neuer Vorschlag in Aussicht. Die bisher seitens des Reichsverkehrsministeriums aufgestellten Reformgedanken haben auf keiner Seite Gegenliebe gefunden [6]). Daß der jetzt ausgearbeitete fünfte Entwurf ein besseres Schicksal haben wird, bezweifle ich.

Bei dem langsamen Fortgang der amtlichen Reformpläne hat es die deutsche Industrie für richtig gehalten, eine Reihe von Sachverständigen zur Erstattung eines Gutachtens aufzufordern. Dies Gutachten ist von folgenden Herren in völlig einheitlichem Sinne erstattet worden: Unterstaatssekretär a. D. Franke, dem früheren Vorsitzenden der Siemens-Schuckert-Werke Henrich, Geh. Baurat Martiny, früher

[6]) Bezüglich der gegen sie bestehenden Bedenken verweise ich auf die Aufsätze des Herrn Reichsverkehrsministers Gröner und des Verfassers in der Zeitschrift „Recht und Wirtschaft", Heft Nr. 3.

Generaldirektor der Linke-Hofmann-Werke, Eisenbahndirektionspräsident, späterem Generaldirektor des Phönix von Schaewen und dem Verfasser [7]). Es hat lebhafte Beachtung gefunden. Mit den Kritiken, die fast ausschließlich aus amtlichen Kreisen stammen, haben sich dann einige der Gutachter sowie auch in manchen Punkten der Reichsverband der Deutschen Industrie auseinandergesetzt [8]).

Wohl die am meisten beachtete Kritik ist der Aufsatz des früheren Eisenbahnministers von Breitenbach in der „Deutschen Tageszeitung" vom 30. Mai 1922, die durch den amtlichen Apparat in Deutschland überall verbreitet worden ist. Dieser Aufsatz stimmt im wesentlichen der Kritik des Gutachtens zu, erhebt jedoch gegen die vorgeschlagenen Reformen grundsätzliche Bedenken. Um diese Bedenken voll zu verstehen, sei hier ein ganz knapper Abriß der Vorschläge gegeben.

Das Gutachten sah vor, daß an Stelle des leistungsunfähig und kreditunwürdig gewordenen Reiches die Eisenbahnen von einem neuen Risikoträger übernommen werden sollten. Dieser neue Risikoträger sollte gebildet werden durch einen Zusammenschluß des Reiches und der Länder mit den Hauptträgern der deutschen Volkswirtschaft: Landwirtschaft, Industrie, Handel, Handwerk, Gewerkschaften und Kommunen, letztere zugleich als Vertreter der freien Berufe und der Verbraucher. Dem Reiche und den früheren Eisenbahnstaaten als früheren Besitzern der Eisenbahnen sollte eine besondere und weitgehende Gewinnbeteiligung gegeben werden, um jede kapitalistische Ausnutzung der Eisenbahnen unmöglich zu machen. Die Organisation des Betriebes war gedacht in der Art der Organisation großer industrieller Konzerne, das heißt, in Gestalt einer Reichseisenbahngesellschaft mit stark dezentralisierter Verwaltung. Die großen Wirtschaftsgebiete Deutschlands sollten in Generaldirektionen zusammengefaßt werden, die als Hauptträger der oberen Betriebsverwaltung gedacht waren.

Herr von Breitenbach kann in dieser Summierung der Volkskräfte nicht die Verkörperung der Allgemeininteressen, des Staatswohles sehen. Er fürchtet starke Reibungen sowohl innerhalb der Vertretung der Anteilseigner wie innerhalb der Verwaltung.

Wenn auch der langjährige Leiter der preußischen Staatsbahnen diese seine Bedenken nicht näher erläutert oder begründet, so wird man ihnen trotzdem großes Gewicht beimessen müssen.

Was den Aufbau der Organisation betrifft, so macht das Gutachten keine ins einzelne gehenden Vorschläge, sondern deutet nur die Grundlinien an. Das ist selbstverständlich, denn eine neue Verwaltungsordnung kann nur durch monate- oder sogar jahrelange Zusammenarbeit der besten Fachkräfte entstehen. Wohl aber war man sich darüber klar, daß die jetzige Arbeitsweise äußerst ungünstig und

[7]) Berlin 1922, Verlag Karl Siegismund.

[8]) Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. von der Leyen „Die deutsche Eisenbahnfrage" in Nr. 15 des „Bankarchiv" vom 2. Mai 1922, Eisenbahndirektionspräsident a. D. von Schaewen „Die deutsche Eisenbahnfrage" in Nr. 17 des „Bankarchiv" vom 1. Juni 1922 und Prof. Dr. von der Leyen „Die deutsche Eisenbahnfrage" in Nr. 18 des „Bankarchiv" vom 15. Juni 1922; Unterstaatssekretär a. D. Franke „Zweierlei Verkehrspolitik" in Nr. 277 der „Vossischen Zeitung" vom 14. Juni 1922; derselbe „Zur deutschen Eisenbahnfrage" in Nr. 24 der Zeitschrift „Stahl und Eisen" vom 15. Juni 1922; Rundschreiben des Reichsverkehrsministers vom 10. Mai 1922 und Antwort des Reichsverbandes der Deutschen Industrie vom 3. Juni 1922; vergleiche auch die früheren Aufsätze des Verfassers „Die Eisenbahn und die Staatswirtschaft" in Nr. 49 der „Wirtschaftlichen Nachrichten aus dem Ruhrbezirk" vom 26. November 1921 und „Zur Reichsbahnfrage" in Nr. 890 der „Kölnischen Zeitung" vom 31. Dezember 1921; über die Mängel und Fehler der amtlichen Statistik Dr. Derz „Deutsche Allgemeine Zeitung" Nr. 288 vom 24. Juni 1922; vergleiche zu dieser Frage auch Kommerzienrat Guggenheimer „Eisenbahn-Tariferhöhungen" in Nr. 300 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 14. Juli 1922.

unwirtschaftlich ist. Sowohl innerhalb des Ministeriums wie innerhalb der Verwaltungsbehörden häufen sich die Reibungen. Neben dem Ministerium stehen die Zweigstellen, innerhalb des Ministeriums arbeitet eine Überzahl von Abteilungen neben- und gegeneinander. Die Verwaltungsstellen draußen sind unselbständig und viel zu zahlreich, um von einer Zentrale aus wirklich überblickt und kontrolliert werden zu können. An die Stelle verständnisvollen Zusammenwirkens von Zentrale und Verwaltungsbehörden ist eine Papierflut von Erlassen und Schreiben getreten, die sich vom Ministerium und vom Zentralamt aus über die Zweigstellen, Direktionen usw. ergießt. Die Unhaltbarkeit des heutigen Zustandes ist von Herrn von Breitenbach außer acht gelassen worden, und das ist verständlich. — Er urteilt auf Grund seiner jahrzehntelangen Erfahrungen im fest geordneten preußischen Staatsbahnsystem. Die inneren und äußeren Zerrüttungen, die namentlich seit der Revolution und infolge der überstürzten, sachlich ganz unvorbereiteten „Verreichlichung" eingetreten sind, sind ihm aus eigener Anschauung nicht mehr bekannt und in seiner stillen Zurückgezogenheit wohl auch nicht mehr so fühlbar geworden wie dem im öffentlichen und im Wirtschaftsleben Stehenden.

Übersieht also die Breitenbachsche Kritik m. E., daß die jetzige mit der früheren Ordnung nicht mehr vergleichbar und der heutige Zustand unerträglich ist, so wird sie m. E. auch den positiven Vorschlägen des Gutachtens nicht gerecht. Sie verkennt, daß die Organisation aller anderen großen Industriekonzerne mit ganz wenigen Ausnahmen, die keine Vorbilder sind, auf dem Prinzip stärkster Dezentralisation beruht, und man kann nicht sagen, daß in diesen Industriekonzernen dem obersten Willen die erforderliche „Durchschlagskraft" fehlt. Das bureaukratische System, das sich zugleich mit dem parlamentarischen und unter dessen starkem indirekten Einfluß entwickelt hat, sucht die Herrschaft des Ministers durch möglichst starke Heranziehung aller Zuständigkeiten an die Zentrale zu sichern. Das System sichert dem Minister so lange einen starken Einfluß, als er in der Verwaltung heimisch und mit genügender Energie und Weitsicht begabt ist, um diesen Riesenapparat handhaben zu können. Das konnten die Fachminister des alten Regimes dann, wenn sie die Begabung besaßen, die Herrn von Breitenbach auch von seinen Gegnern nicht hat bestritten werden können. Es muß versagen in einem parlamentarischen System, das mit dem System der Fachminister unvereinbar ist. Letzten Endes unterschätzt Herr von Breitenbach aber auch wohl die eigenartige Wirkung der Organisation in der freien Wirtschaft überhaupt, deren Grundsatz möglichste Selbständigkeit aller Teile, dafür aber auch rücksichtslose Verantwortung für den Erfolg ist. Das neue System führt also mindestens im gleichen Maße zur Einheit des Willens und des Unternehmens wie das alte zentralistisch-bureaukratische, nur sucht es das Ziel auf einem anderen Wege.

Hiermit im Zusammenhang steht die Auffassung Herrn von Breitenbachs, daß in den Generaldirektionen politische Gebilde und „Zentren eines öden, selbstsüchtigen Partikularismus" sich bilden könnten. Soweit ich den Gang der Dinge seit der Revolution übersehe, bewegen sich alle Reformgedanken, auch innerhalb der Verwaltung, in der Richtung der stärkeren Zusammenfassung der Direktionen, deren heutige Zersplitterung unter keinem System, auch unter dem Staatsbahnsystem, mehr erträglich ist, zu größeren Bezirken, die wirtschaftlich und verkehrstechnisch eine gewisse höhere Einheit darstellen. Absplitterungsbestrebungen können in diesen reinen Fachbehörden an sich schwerlich eine besondere Stütze finden. Was das am meisten gefährdete Rheinland betrifft, würden sie aber auch durch dessen engen Zusammenschluß mit dem westfälischen Industriegebiet den antipreußischen und antideutschen ideologischen oder landesverräterischen Bestrebungen sogar direkt entgegenwirken. Der Verfasser, der sowohl im Rheinland wie im Eisenbahnwesen eine lang-

jährige Erfahrung hinter sich hat, glaubt in dieser Beziehung sich eine gewisse Autorität vindizieren zu dürfen.

Auch die weitere Befürchtung, daß die öffentlichen Interessen notleiden könnten, ist bei Männern verständlich, die den Aufbau des Staatsbahnsystems im Gegensatz zu einem verwirrten und zersplitterten Privatbahnsystem bzw. gemischten System mit erlebt und in diesen Jahren ihre entscheidenden Eindrücke empfangen haben. Es genügt der Hinweis auf die großen angelsächsischen Mächte sowie auch Frankreich, das heißt die Staaten, in denen sich heute der Machtgedanke geradezu verkörpert, um zu zeigen, daß auch im reinen Privatbahnsystem der öffentliche Wille sein Herrscherrecht auszuüben vermag [9]).

Zudem aber gehen die Vorschläge des Gutachtens überhaupt nicht von einem Privatbahnsystem aus, sondern, wie aus den oben erwähnten Grundgedanken schon hervorgeht, von dem Gedanken eines gemeinwirtschaftlichen Neuaufbaus des Eisenbahnwesens, das heißt, von einer Organisation, welche die nationalen Aufgaben des Eisenbahnwesens in einer neuen nationalen Form lösen will. Gewiß sind diese Gedanken neu und finden den stärksten Widerstand verständlicherweise bei denen, deren ganzes Leben in den Erfolgen eines früheren, aber untergegangenen Systems wurzelt. Zugeben mag man ferner, daß derartige neue Gedanken in den Einzelheiten Unvollkommenes und Unklares enthalten müssen. Das ist selbstverständlich und niemals anders gewesen, wenn neue staatsrechtliche und wirtschaftspolitische Ideen durch das Vorhandene sich durchringen mußten. Auch die Steinschen Gedanken der Selbstverwaltung wurden ihrer Zeit als unklar und staatsgefährlich selbst von den besten Männern bekämpft, und doch ruht auf ihnen unsere heutige deutsche Staatswirtschaft in ihren besten Teilen. Nach den furchtbar schweren Zeiten des Krieges, nach den Zerstörungsjahren, die uns die Revolution gebracht hat, ist es nicht möglich, auf den alten Grundlagen allein einen Neubau errichten zu wollen. Eine neue Zeit erfordert von uns allen, auch wenn unser Herz noch so sehr an früheren Einrichtungen und früheren Zuständen hängt, neuen Geist und neuen Willen.

Das älteste Ding der Welt

Erzählung

von

Willy Seidel

Die drei Zeichen

Es war an einem deutschen Fluß — sagen wir an der Lahn — und in einem Städtchen, das man sich wie Limburg vorstellen mag. In den tiefen Buchenwaldungen der Umgebung ging der achtzehnjährige Harald von Calmus, einziger Sohn des bejahrten, aber geistig noch regen Reichsfreiherrn von Calmus-Dunkelstädt — Kammerherrn und pensionierten Offiziers — sehr gern spazieren.

[9]) Siehe den Aufsatz von Prof. Dr.-Ing. Blum „Privat- oder Staatsbetrieb der Eisenbahnen“ in Nr. 16 der „Wirtschaftlichen Nachrichten aus dem Ruhrbezirk“ vom 29. April 1922, ferner Franke in der Zeitschrift „Stahl und Eisen“ Nr. 24 vom 15. Juni 1922 und der Verfasser in den „Wirtschaftlichen Nachrichten aus dem Ruhrbezirk“ Nr. 49 vom 26. November 1921.

Wie schon öfter, war es Harald durch eine kleine Finte gelungen, seinen Hauslehrer abzuschütteln, der an einem sonnigen Samstag-Nachmittag bereits auf Montags-Lektionen erpicht war, denn er bereitete den Schüler auf die Maturitätsprüfung vor.

Harald ging allein durch die Felder auf das Pfaffenwäldchen zu. In ungestörtem, trächtigem Frieden reifte die kommende Ernte dem Herbst entgegen. Jeder Atemzug war Frieden. Die Lerchen, wie Punkte ins weite Blau gestreut, tröpfelten friedliche Triller hernieder. Der Wind umschmeichelte das fahle Grün der strotzenden Saat wie mit trägem, von Frieden erschlafftem Fächer. Insekten schrillten und summten; ihr Getön verwob sich zu feinmaschigem Netz von Lauten, sanft auf alle Daseinsängste sinkend. Irgendwo blinkte ein Teich hervor und spiegelte winzige weiße Wolken; gab dem hellen Blau funkelnde Verklärung zurück. Die Oberfläche dieses Teiches zitterte leise wie die Haut eines großen Tieres in Wollust der Ruhe.

Während Harald so schritt, machte er sich keineswegs Gedanken über die bevorstehende Prüfung, sondern er trug, ganz für sich, seine Andacht dahin zu den großen und stillen Linien, zu der strotzenden Natur; und in ihm fand jeder wispernde Ton des sich erfüllenden Wachstums dankbar liebevolles Echo. Er geriet, wie oft bei solchen Wanderungen, in eine Art entrückten Zustandes, der ihn für Stunden gefangen nehmen konnte gleich sanfter Hypnose durch brennende Farben, einlullende Lieder. Das Hemd stand ihm offen auf der Brust, der weiche Kragen war zurückgeschlagen. Aus den kurzgeschnittenen Ärmeln pendelten die gebräunten Arme lässig zu seinen Seiten, und seine blauen, halbzugekniffenen Augen spähten in die Ferne, ohne doch etwas Bestimmtes zu sehen. Er war selbst zu einem Stück der Natur geworden, wie er so wunschlos einhertrottete ohne Bedürfen. Eines wußte er: daß er sich unendlich wohlfühlte; daß nichts ihm übelwollte, und daß er von Talenten und Möglichkeiten trächtig sei wie dieser von Keimen und fruchtbaren Zersetzungen erfüllte Boden.

Die von jungem Blut prall durchpulsten Lippen hielt er halb geöffnet in dem warmen Dunst und schlürfte die Luft, die ihn durchdrang wie Wein. Eine Mütze trug er nicht, das bräunlich goldene Haar ward frei von jedem Wind durchwühlt. Heute hing es ihm halb in die Stirn, und er schüttelte es zuweilen mit zuckender Bewegung des Nackens hinters Ohr.

Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen.

Ein grauer Stein fiel aus der Luft herab. Hierauf erhob sich Wogen der Halme und wildes Rascheln dort, wo er eingeschlagen. Als ob ein kleiner Wirbelwind an jener Stelle entstehe, sträubten sich die Ähren. Er hörte klatschendes Geräusch, schnell mehrmals wiederholt; zwei quiekende Töne — und nach kurzer Zeit arbeitete es sich aus den Ähren hervor, um in trägem Flug ein kleines Wesen davonzuschleppen, was noch zuckte, quer eine Gasse nach dem Wald zu in das Getreide peitschend: Ein mächtiger Habicht, der einen Junghasen in den Krallen trug, eng an sein mörderisches Herz gepreßt. Harald stürzte nach der Einfallstelle und sah mohnblumenrote Tröpfchen im Umkreis versprützt. Er suchte nach einem Stein, gab es bald auf, ging mit zielbewußteren Schritten weiter.

Das Pfaffenwäldchen, ein größerer Buchenbestand, nahm ihn auf. Er folgte ungefähr der Richtung, die der Habicht genommen; doch der Boden hier, uneben, gestattete kein gerades Vorwärtsdringen.

Er hatte kaum hundert Schritte in den Wald hineingetan und die Klänge der sommerlichen Felder verschollen hinter ihm. Ab und zu war es noch, als trage ein warmer Windstoß eine Welle von Insektengezirp herzu, die sich jedoch nur flüchtig im Ohre hielt und wie zarter Aufschrei verebbte.

Es war tempelstill. Er sah nichts als grüne Dämmerung; wellig bewegten

Boden, von stillen Lichtern gesprenkelt. Seine Tritte versanken im Moos oder stießen hart auf hervorbrechende Steine, und wie er um die große Eiche bog, die auf einer kleinen Lichtung etwa in der Mitte des Wäldchens stand, geschah ein Zweites.

In spindelförmigen Drehungen glitten zwei braune Körper um einen knorrigen Ast. Dazwischen blitzte es gelb von schlangenhaft gewundenem Leib: ein Edelmarder. Wie ein zuckender Bausch von brauner Watte fuhr kurz vor seiner Nase der Schwanz eines Eichhorns hinweg. Sie stoben um den Baum: Verfolgtes und Verfolger. Rindenfetzen regneten herab. Oben aus turmhoher Spitze schossen sie durch ein Stück Blau wie Flieger, und man sah, daß der schwerere Körper, mit größerer Schnellkraft, den kleineren überholte. Man fühlte ein gleichzeitiges Aufschlagen beider am nächsten Stamm, knirschendes Geräusch, ein Ton wie ein Pfiff, und dann Stille.

Harald eilte herzu. Noch sah er nichts. Zunächst kam noch ein Rindenstückchen — dann taumelten in sachten Schwingungen braune Haarflöckchen herab. . . . . Plötzlich fuhr er zusammen und erschrak im Tiefsten.

Es war, als ob ein leiser Finger ihn an der Schulter rühre, die halbnackt aus dem geöffneten Hemde geglitten war. Er starrte darauf hin: ein Tropfen Blut saß auf seiner weißen Haut und sickerte, seine Rinnen entfaltend, die Brust herab. Er wischte es aufatmend mit dem Hemde weg, etwas Angstvolles trat in seinen Blick, für den Moment Ratloses; — dann, in seinem Unvermögen, des Mörders habhaft zu werden, peitschte er mit einem Zweig wütend auf den Stamm los.

Langsam ging er weiter. War er in eine Gegend geraten, in die er sich so selten begab, daß sie ihm fast unbekannt dünkte? Es waren zwar immer Bäume, Moos, Steine, kleine Klüfte; aber es schien, als sei er nun in einem Bereich, der sonst gemieden würde. Vorjähriges und vorvorjähriges Laub schwärte, von fauligem Wasser durchsetzt, in Löchern, die keinen Abfluß gestatteten. Der Boden trug das Gepräge vulkanischer Zerrissenheit, soweit ein sanftes deutsches Waldbild diese Form entwickelt.

Er erkannte, daß hier ein Sumpfgebiet war, was man ungern durchschritt; zwar war es nicht gefährlich, aber es ermüdete und führte zu keiner Entdeckung. Besser, man streifte am Rande dieses Teiles entlang, bis man auf die Straße zurückkam.

Aber er war nun einmal schon fünfzig Schritte hineingeraten, und er fand nicht den Entschluß, wieder umzukehren — seltsam überzeugt plötzlich, er werde noch auf etwas Bestimmtes stoßen; worauf, das wußte er nicht. Er sprang über die modrigen, von schlammigem Humus erfüllten Löcher, kam dann wieder auf trockene Stellen und merkte auf einmal an dem Ansteigen des Bodens, daß er an das „Hünengrab" gelangt sein müsse.

Dies war ein Hügel, den man in der Gegend beiläufig so nannte, obwohl oberflächliche Untersuchungen längst festgestellt, daß von einem Grab keine Rede war. Nur die seltsam spitzige Form des Hügels hatte den Namen entstehen lassen. Außerdem knüpfte sich, wie ihm jetzt einfiel, lächerlicher Aberglauben an diesen Hügel. Da er im Freien lag, so hatte sich wohl vor Jahrhunderten ein Wirrkopf, der hier eingeschlafen, einen Sonnenstich geholt und allerhand gefaselt, was recht gut in den Rahmen durch Foltern erpreßter Berichte gepaßt haben mochte.

Eine andere Tatsache, die den Ort im Volksmund verfemte, war die, daß die hier wachsenden Pilze einen „Hexenring" bildeten — einen Ring, dem Bannkreis entsprossen, den dunkler Künste Fähige hier gezogen. Harald stand nun in praller Sonne dicht vor diesem „Hexenring". Ja, da war er; Hunderte von Fliegenpilzschirmen leuchteten aus dem Grase hervor — wie Blutspritzer.

Ihn fröstelte. Wie kam ihm nur der Gedanke an Blut so ständig wieder in den Sinn?! — Zwei Morde hatte er erlebt, ja, das war's: alltägliche Morde, versteckte, lächerliche und belanglose Morde, die in den Kreislauf gehörten wie alles andere. Und doch scheute er sich, mit dem Fuß den Ring zu stören, sondern setzte mit breitem Schritt darüber hinweg in das Innere. Da er sich außer Atem fühlte, ließ er sich auf einem Stein nieder und blickte nachdenklich vor sich hin.

Plötzlich regte sich etwas im Grase. In rasenden Sprüngen, wie es sonst ganz gegen die Gewohnheit solcher Amphibien ist, durchquerte ein großer, brauner Frosch vor ihm das Gras. Er war unablässig beschäftigt, seine Schenkel zu gebrauchen und längst auf der anderen Seite entschwunden, als der züngelnde Kopf einer mächtigen, meterlangen Ringelnatter auftauchte und sich schwarzäugig und zuckend umherdrehte. Dann schoß sie davon wie ein grauer Pfeil.

Jäher Impuls riß den Jungen empor: H i e r endlich, hier, beim dritten Male, daß er einen Mord sah, diesen zu verhindern. Wie rasend suchte er nach einem passenden Stein. Endlich, als es gerade noch Zeit war, gelang es ihm, ein mäßig großes Stück herauszubrechen. Er stürzte der Natter nach und zermalmte sie damit in der Mitte des Leibes. Sie wandte ihm den Kopf zu mit geöffnetem Rachen, eifrig weiterzüngelnd; — dann versteinte diese Gebärde. Der Schwanz zuckte; dann verlor sich das Leben. Harald sank in Gras nieder und sah, wie das anklagend geöffnete schwarze Mäulchen ruckweise zurückfiel.

Wie war das? — Er hatte etwas verhindern wollen, und nun hatte er es selber getan! Das Verhinderte hatte Sinn gehabt; das, was e r getan, war zwecklos. Was ging ihn der Frosch an! Wirre Gedanken mit einer halben Schläfrigkeit verknüpft, kreuzten seinen Kopf. Daß er nicht weiterging, daran war wohl noch diese leichte Müdigkeit schuld . . . . .

Als der Stein die Schlange zerquetscht hatte, war ein seltsamer Ton zu hören gewesen, wie wenn man mit einem Hammer an Metall schlägt. Er untersuchte den Fleck, und seine Finger erfaßten etwas Hartes, von Sonne stärker Durchhitztes. Kein Zweifel: hier sah ein Stückchen Metall, hellgrau, und von kleinen Zacken besetzt aus dem Boden hervor. Er bemühte sich, es herauszureißen, doch schürfte er sich nur die Finger daran wund.

Mit einem Male befing ihn so tiefe Schläfrigkeit, vermischt mit seltsam abwehrenden Gedanken an das Blut an seinen Fingern und an die blutroten Pilze ringsum. ‚Ich glaube, ich mache mich in den Wald zurück', dachte er. Doch es gelang ihm nicht mehr, den Vorsatz auszuführen; er sank mit dem Kopf auf den Rasen mitten zwischen eine Gruppe von Pilzen, die mit kühler Berührung seine erhitzte Wange schmeichelten. Dann war er traumlos entschlafen.

Er schrak empor. Es war halb finster. Die Sonne war gesunken. Er riß seine Uhr heraus, doch sie war stehen geblieben. Er erhob sich mit Beschwerlichkeit und ging auf der anderen Seite des Hügels in den Wald herab, wo er des ungewissen Lichtes halber öfters stolperte und in schlammige Mulden einsank bis zum Knie. Ein glühendroter Abendhimmel verblutete hinter den Stämmen am Rande, dort, wo die Straße war. Es war schwül, kein Lüftchen regte sich. Endlich hatte er aus dem wässerigen Bezirk herausgefunden und war auf festen Boden gelangt. Es kam ihm unbegreiflich vor, daß er von zwei Uhr nachmittags bis zum Sonnenuntergang unterwegs gewesen und einen so großen Teil dieser Zeit verschlafen haben sollte.

Verhext

Er stand auf der Straße. Die Abendglut war erstorben, und klarer Sternenhimmel wölbte sich über ihm.

Während er vorwärts ging, spürte er, daß er gar keine Eile mehr habe, heimzukommen; ja es schien, als sei er durch irgendeine Behinderung gezwungen, seine Schritte mit weit größerer Gemächlichkeit zu setzen, als er es sonst zu tun pflegte, wenn er von ausgedehnten Spaziergängen abends zurückkehrte. Es war beinahe, als müsse er im selben Tempo, wie er vor Stunden in der Sonnenglut in den Wald hineinspaziert, auch den Heimweg machen; und dies fiel ihm leicht; denn jedes Bedürfnis war ausgelöscht, schnell nach Hause zu kommen.

Der Gedanke an sein Zuhause widerte ihn auf einmal an. Dort drüben, wo der zackige Schattenriß des Städtchens von Lichtern bestreut in den Himmel schnitt, lauerte ein Gefängnis auf ihn. Hier draußen war es frei und kühl. Er verspürte die Weite und bedurfte zu diesem plötzlichen Glück nichts anderes als Ungebundenheit.

Von oben aus dem silbernen Geflecht schienen sich magische Fäden herabzuspinnen, Fäden, die ihn emporhoben und sanft dahintrugen. Was war das für eine Abgelöstheit, für ein seltsames Entrücktsein? . . . . Es war wie ein Schreiten, wie ein sachter Tanz durch Luft, genienleicht.

Je näher er dem Städtchen kam, desto dumpfer hauchten die Winde ihn an. Ja, als er gar in die Schatten der alten Basteien trat, wehte ihm jene selbe, wie aus erwärmten Kellern streifende Schwüle entgegen, die ihn auf seiner Flucht aus dem Wald mit Herzklopfen bedrängt.

Es war Neumond, es herrschte nur dieses stille, unbeirrte, kalte, flirrende Licht der Sterne, die doch in ihrer Gesamtheit nur schwachleuchtenden Nebel zustande brachten. Dann wichen die schwachen Lichtgeschehnisse der grellen Glut einer Bogenlampe.

Er ging eine leichthügelige, schlecht gepflasterte Gasse hinauf, von der aus wie scharf einschneidende Schluchten sammetschwarze Nebengassen abzweigten; — bog dann selbst um die Ecke, erblickte ein rötliches Licht über einer altmodischen Haustür und verlangte Einlaß mit dem Klopfer.

Obwohl es noch ziemlich früh sein mußte, waren die Gassen doch ungewohnt still. Nach der Zeit, die er vom Walde her gebraucht, konnte es höchstens neun Uhr sein, und trotzdem dauerte es eine Weile, bis er den schlürfenden Schritt der Magd innen hörte und die Türe ihm entriegelt ward.

Sie starrte ihn etwas erstaunt — so dünkte ihm — an, machte aber keine Bemerkung außer der, daß seine Eltern bereits ins Bett gegangen seien und sich verwundert hätten, wo er so lange bliebe. Mitternacht sei längst vorüber.

Er versuchte dies als einen Scherz abzuwehren und ein kurzes Gelächter dagegenzusetzen mit den Worten: „Sie träumen wohl, Mechtild!“ Doch dann fielen ihm die anderen Anzeichen auf, die ihre Behauptung beweiskräftig machten, und sie brauchte kaum nach der Standuhr im Vorplatz zu deuten, um ihn von der Wahrheit zu überzeugen.

Er ging in sein Zimmer, schloß die Tür und entfachte die Öllampe auf seinem Schreibpult. Mechanisch zog er sich aus, ohne im geringsten müde zu sein; und doch war ihm zur Sammlung ganz erwünscht, daß er jetzt in seiner vertrauten Bude saß. Nackt ging er noch im Zimmer umher und sah sich von einem Empire-Wandspiegel zurückgeworfen. Dort bewegte sich sein Körper weiß wie Papier und sein Gesicht, das ihm seltsam erblaßt dünkte; — ja, nicht der geringste Kontrast in Farben bestand. Sein braunes Gesicht, seine roten Wangen schienen ihm kalkfarben, als sei er durch eine große Prüfung hindurchgegangen, die er sich nicht enträtseln konnte.

Er erschrak darob flüchtig, doch machte ihm diese offenbare Augentäuschung nicht weiter zu schaffen. Nur als er jetzt in der Mitte des Zimmers stand, unschlüssig, ob er noch etwas lesen solle oder sich hinlegen, war ihm auf einmal, als

trete alles, was er sah; — der vertraute Stuhl, das Ledersofa, sein Pult mit dem Spiegel darüber und das Bett, von ihm zurück in eine Entfremdung und Entfernung . . . . ähnlich so, wie man Dinge erblickt, wenn man ein Opernglas verkehrt ans Auge bringt.

Er schüttelte den Kopf und müde, ja angewidert durch so aufdringliche Halluzination ging er aufs Bett zu. Es schien ihm Minuten zu dauern, bevor er es erreichte. Endlich lag er drin und schloß die Augen; doch von Schlaf war vorerst noch keine Rede.

Die Türklinke ging, er öffnete die Lider und sah seine Mutter vor sich stehen. Er beschloß, sich sofort wieder schlafend zu stellen, merkte aber durch die fast geschlossenen Wimpern hindurch, wie sie sich aufmerksam mit ihrem streng geschnittenen kleinen Gesicht über ihn beugte. Er hörte sie noch wie aus weiter Ferne im Zimmer umhergehen und die Lampe mit leisem Klirren löschen. Dann ging die Klinke ein zweites Mal, und sie war draußen.

Er fühlte förmlich ihre Gedanken, mit denen sie den Gang zurückschlich; sah sie im Geiste durch Mauern hindurch den silbernen Scheitel schütteln und vernahm halb geflüsterte Sorgen, die sich über ihre schmalen Lippen drängten. Die rasselnde Stimme seines Vaters stellte noch vorübergehend einige Fragen und gebrauchte dazwischen ein heftiges Wort.

‚Sie halten mich offenbar für berauscht', dachte er. ‚Das wird morgen Kanzelton beim Frühstück geben.'

Dann versuchte er weiterzuschlafen, und ihm war dabei, als blicke er durch die Dunkelheit plötzlich in den Sternenhimmel hinein. Decke und Dach schienen gewichen, er schwebte irgendwo im Raum. Er starrte in ein Gewimmel von Welten, runden Kolossen aus Silber, bewegt nach unfaßbarem Rhythmus. Eine seltsame Gletscherstarrheit hielt sie trotzdem gebunden, und der Begriff: „R a u m" überfiel ihn den Bruchteil von Sekunden lang, als sei seine Seele bloßgelegt und empfahe Lichthiebe, so ungeheuer scharf und kurz, wie nie zuvor gekannten Schmerz. Ja, es schien sich ein klirrendes Pathos von diesem Horizont von Welten her auf ihn zu wälzen; als sei er von so ungeheurem Getöse umhüllt, daß seine irdischen Ohren nicht mehr imstande seien, es wahrzunehmen, sondern nur seine Seele diesen Urlärm empfinde als gespenstische Vergewaltigung.

Die plötzliche Überbrückung nie ermessener Entfernungen war fürchterlich. Er wurde in den großen Strudel kosmischen Geschehens hineingezogen und geriet fast in einen Zustand, wo das Denken ihn im Stich ließ, in eine Angst vor plötzlichem Wahnsinn, dem er sich näherte wie unentrinnbaren Katarakten.

Ja, das war, als ob er für Augenblicke sein eigenes Alter nach Lichtjahren zu messen habe und von einer Kälte, die in kaum ausdrückbaren Graden herrsche, tödlich verbrannt werde. Einer der Weltkörper, der kupfern glühte und einen dunklen Ring wie einen Nebel um sich rotieren ließ, wuchs auf ihn zu wie ein Alpdruck. Sein Leib auf dem Bett bäumte sich, seine Brust tat angstvolle Atemstöße, und mit einem Schrei fuhr er empor.

Was ihm geschehen, wußte er nicht; nur daß er eines unsagbar Grauenhaften gewärtig gewesen, einen bizarren Traum lang.

Die Kammer war hell. Es herrschte erstes Morgenlicht.

Er erhob sich schwankend aus dem Bett und trat ans Fenster.

Noch lag das Städtchen tot. Auf einmal hörte er donnernden Hufschlag über das Pflaster und zugleich das Gerassel eines wütend dahingewirbelten Wagens. Er beugte sich vor, doch konnte er nur mehr den hinteren Teil einer einzelnen Droschke wahrnehmen, die im gemächlichsten Tempo der Welt hinter einer Straßenbiegung verschwand.

Er rieb sich die Stirn und hörte ein schrilles Gezirpe. Waren das die Schwalben? Er blickte nach dem Turmdach; da sah er zuckende schwarze Linien, wie von Peitschenschnüren geformt, umherfahren; und vernahm dabei das unablässige Schrillen ohne Pause.

‚Bin ich verrückt?' dachte er entsetzt, schlug mit der Stirn gegen die Wand und krampfte die Fäuste zusammen.

Beim nochmaligen Hinspähen gewahrte er die Schwalben wie zu jeder Morgenstunde zwitschernd um den Turmknauf streichen. Doch ihre Flugbahnen hatten nichts Beschleunigtes mehr, sondern er konnte die weißen Brüstchen mit dem rostbraunen Fleck und ihre segelnden Schwingen scharf und deutlich erkennen. Auch brach jetzt mit funkelnder Plötzlichkeit eine Garbe von Sonnenlicht hervor. Es schien, als habe die Sonne in einer Viertelminute einen kleinen Ruck über den Horizont getan, den sie doch gerade erst mit sanften Rosen zu bestreuen begonnen.

Mit äußerster Kraftanstrengung vergegenwärtigte er sich, daß dies alles Hirngespinste seien, goß ein Glas kalten Wassers herunter, und indem er sein übernächtiges Gesicht scharf im Spiegel betrachtete, gelang es ihm wieder klar zu denken. Er versuchte jetzt, auf das Sofa niedergelassen, den Ursachen all dieser Seltsamkeiten auf die Spur zu kommen. Er erinnerte sich auf einmal des gestrigen Nachmittages, ja alle Einzelheiten jenes scheinbar absichtslosen Spazierganges traten ihm mit unglaublicher Schärfe wieder ins Bewußtsein. Er erinnerte sich der drei Morde, die er erlebt, des verfemten Hügels und der Pilze.

‚Ha,' fiel es ihm ein, ‚diese Pilze! Habe ich nicht mit dem Kopf mitten zwischen ihnen geschlafen? Doch hat man je davon gehört, daß Pilze eine vergiftende Atmosphäre verbreiten können, ähnlich der von giftig süßen Blumen im geschlossenen Zimmer? Das ist doch unmöglich! Oder habe ich einen Sonnenstich erlitten, während ich schlief? Das muß es sein; aber das kann man kurieren!' Logisch war es nicht, daß er seinen Zustand mit diesen Malen in Verbindung brachte; doch eine innere Stimme zwang ihn dazu. Er ging an den Waschtisch und reinigte die Narben, so gründlich es ging. Schmerzen verspürte er keine.

‚Ich muß mich doch irgendwie vergiftet haben', dachte er mühsam. ‚Aber die Wirkung muß jetzt vorüber sein.' Er kleidete sich an und ging hinunter, wo er am Frühstückstisch mit gewöhnlicher unbefangener Stimme erklärte, er sei gestern im Walde eingeschlafen, vielleicht übermüdet durch große Hitze, und habe dann in der Dunkelheit nicht sofort den Weg auf die Straße gefunden.

„Ausflüchte, Verehrter, Ausflüchte", schnarrte der alte Freiherr und zog die zottigen, weißen Brauen hoch in die Stirn, wobei ein scharfer Zug an die Nüstern seiner Nase trat, die dem Schnabel eines Raubvogels entfernt verwandt schien. Doch die Güte seiner alten Augen machten gut, was die Nase verdarb. „Du hast getrunken, gestehe es, Sohn! Wenn du es gestehst, bin ich der Letzte . . . ."

„Aber ich schwöre dir, Vater; es war so!"

„Nun . . . .", machte der Freiherr abwehrend, lachte kurz und rasselnd und vertiefte sich in seine Zeitung.

Die Mutter mischte sich ins Gespräch. Sie sei der Ansicht, daß Harald vollkommen nüchtern gewesen sei. Der arme Junge sei nur sehr erschöpft gewesen und habe wie ein Toter geschlafen. „Man muß sich nie in die Sonne legen", meinte sie besorgt. „In welcher Gegend hast du denn dich herumgetrieben?"

„Ach, dort hinten bei dem alten Hünengrab, oder wie man es nennt."

Hier, wie mit einem Zauberschlag, sank die Zeitung aus der zitternden, alten Hand des Freiherrn. Die Mutter setzte die Tasse klirrend wieder hin, und beide starrten ihn an, als habe ein Blitz vor ihnen eingeschlagen.

„Das Hünengrab?" sagte der Freiherr endlich rasselnd, wie aus bedrängter

Brust heraus. Er wechselte einen Blick des Einverständnisses mit der Mutter. Beide beherrschten sich im selben Moment, doch Harald hatte die erschreckten Gebärden bemerkt.

„Es wird so allerhand dummer Aberglaube darüber verzapft, nicht wahr?" meinte er und begann mit gesundem Appetit zu frühstücken.

„Ganz richtig," bekräftigten beide Eltern im Chorus, „ganz richtig. Dummer Aberglaube."

* * *

Die folgenden Tage verrannen, und an Haralds Leben änderte sich nichts. Sein Hauslehrer, ein schwadronierender alter Student, der sich in der Nähe von Adeligen am besten gefiel, nahm ihn oft zu sehr in Anspruch, als daß er viel über das Erlebnis hätte nachdenken können. Doch wenn seine Hausarbeiten fertig waren und er sich selbst überlassen war, befiel ihn zuweilen die Erinnerung, so, wie wenn man sich einer Gefahr erinnert, der man knapp entronnen. Das Tückische an dieser Erinnerung war, daß die Gefahr sich nicht mehr definieren ließ, und daß ihr Nachklang darum unerlöst im Hirne schmerzte. Im allgemeinen schüttelte er mit einiger Willensanstrengung das Gedächtnis daran ab und las viel in Büchern, aus denen heraus die abgeklärte Vernunft eines philosophischen Betrachters unserer Lebensumstände ihn beruhigte. Wiewohl er noch sehr jung war, griff sein unreifer Geist derartige Gedankengänge instinktiv auf, wie wenn man nach einem Rettungsgürtel faßt, und was ihm daran unverstanden blieb, schien trotzdem faßbar: irdische Materie, an die man sich halten konnte. Zudem trieb er sich viel in Gesellschaft Gleichaltriger umher, was ihn ablenkte. Sein Benehmen schien ihm selbst durchaus natürlich und gewohnheitsmäßig, doch fühlte er zuweilen mit eigentümlicher Befremdung, daß man hie und da begann, ihm erstaunte Mienen oder ausweichende Antworten entgegenzusetzen.

„Du denkst zuviel, Sohn", knarrte der Freiherr des öfteren. „Sobald die Schonzeit vorüber ist, kommst du mit mir auf die Jagd."

Doch diese Aussicht, anstatt ihn zu beruhigen, versetzte ihn in noch größere Nachdenklichkeit. Der Gedanke an Jagd bekam plötzlich etwas Fragwürdiges, ja Anrüchiges. Das hatte er noch nie vorher empfunden.

Etwa drei Wochen waren verflossen, da geschah es wieder, und zwar am hellen Tage, daß jenes Gefühl der Entrücktheit ihn wieder befiel, als seien alle Beziehungen zum Irdischen plötzlich gelockert.

Es war beim Abendessen. Sein Vater rückte auf einmal hinter einen mächtig ausladenden Tisch, hinter eine Wüste von Leinwand und saß klein und entfernt am Ende des erweiterten Zimmers. Tapete, Möbel und was es sonst gab, waren dieselben; nur die Eltern verständigten sich über Entfernungen hinüber, die Gebärdesprache notwendig machten. Sie schienen sich zu verstehen, auch wenn ihr Gespräch nur einem Flüstern glich.

Harald faßte sich an den Kopf. Wieder ging jene schleichende Verschiebung in seinem Hirn vor. Seine Hand tauchte in seltsame Tiefen, um zum Teller oder zum Wasserglase zu gelangen. Er gab das Essen auf und saß starr mit zähneknirschender Bemühung, sich selbst über diese Empfindung mit Gewalt hinwegzuhelfen. Sein Vater, klein und in allen Umrissen äußerst deutlich von der Lampe bestrahlt, rief ihm etwas zu, was er genau verstand, ohne daß er Worte hörte.

„Ist dir nicht ganz wohl, Sohn? Was schneidest du da für ein Gesicht? Schmeckt dir das Essen nicht?"

Auch von der Mutter kamen ähnliche Stimmwellen herüber; aber er saß wie

paralysiert und konnte nur denken, nicht reden. Er dachte also: ‚Ich fühle mich etwas schwindlig. Es wird gleich vorübergehen', und er war selbst erstaunt darüber, daß die Gedanken laut aus seinem Munde traten. Er hörte sich selbst reden; aber es war, als rede ein Zweiter.

Zugleich bemerkte er, daß die Eltern mit seltsamer Hast sich gebärdeten. Die Mutter nippte unablässig, wie eine Bachstelze aus einem Quell, von ihrem Glas Tee, und der Vater gebrauchte sein Besteck mit einer taschenspielerhaften Geschwindigkeit.

Sein umherirrender Blick glitt nach der Uhr, die in der Ecke des Zimmers hing. Da gewahrte er mit ankriechendem Entsetzen, daß der Minutenzeiger sich v o r s e i n e n A u g e n über das Ziffernblatt bewegte.

Er stand auf — es dauerte eine Ewigkeit, bis er den Tisch umschritt — und tappte den Gang hinunter in seine Kammer. Er hörte noch hastige Geräusche hinter sich: ein mit großer Behendigkeit und dialektischer Schärfe geführtes Zwiegespräch, das bei der sonstigen gemächlichen Unterhaltung seiner Eltern äußerst auffallend war. Dann hörte er, wie sie ihm folgten und spürte, als er wieder auf dem Boden lag, wie eine kühle, lindernde Hand, die ihn ganz zu umhüllen schien, sich auf ihn senkte. Bald darauf umfing ein feuchtes Tuch seine fiebernde Stirn, und er verfiel in einen traumlosen Schlaf, der ihn wie ein Schacht verschluckte. — — Dies war das zweite Mal, daß ihm das Unerhörte nachstellte.

Als er wieder erwachte, saß der Doktor, der die Familie schon seit langen Jahren betreute, an seinem Bett.

„Mein junger Freund," bemerkte er mit fetter Stimme, als Harald die Augen aufschlug und ihn verständnislos ansah, „wir haben ein wenig Nervenfieber gehabt und sind ein paar Tage lang nicht ganz bei uns gewesen. Sagen Sie: hat Ihnen vielleicht kürzlich etwas plötzliche Furcht eingejagt? — Sprechen Sie sich aus, das ist das beste. Es liegt gar kein Grund vor, mit achtzehn Jahren Nervenfieber zu haben."

„Danke, Doktor. Ich wüßte weiter nichts, was passiert sein sollte . . . außer daß ich manchmal ein wenig verrückt bin."

Der Arzt hob beschwörend die fette, weiße, gepflegte Hand. „‚Verrückt'! — Ich bitte Sie! Ein kleiner Sonnenstich; und was weiter!! Sie sind normal, wie jeder gesunde Junge! Vielleicht haben Sie sich überarbeitet. . . . Ich habe schon mit dem Hauslehrer gesprochen: der hat mir recht gegeben in meiner Mutmaßung, daß er Sie ein wenig mit Lektionen überlastet habe. Sie seien ihm auch verträumt vorgekommen; konzentrationsunfähig. Nun, das wird sich alles geben! — Jetzt tun wir einmal gar nichts, wie? — Und legen uns ein paar Wochen ganz auf die faule Haut. Viel baden! Viel herumlaufen! — das ist das Wahre. Fieber haben Sie auch keins mehr, und wenn Sie mir etwas anvertrauen wollen, so bin ich stets zur Hand; das wissen Sie!"

Harald nickte und sah etwas zweifelnd auf den pompösen, selbstgefälligen Mann, der gemächlich aufstand, ihm herzlich die Hand drückte und sich würdevoll entfernte. Er hatte das Gefühl, daß jener die Güte selbst sei; aber daß trotzdem etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen bestehen bleibe, so sehr er sich auch Mühe gab, seinen Zustand auf eine Formel zu bringen. Vor allem, wie sollte er ihm diese peinigende innere Unrast erklären, dieses Gefühl von etwas Unerfülltem, was ihn wie stete Mahnung quälte. Er wußte, wußte scharf und genau: ‚Ich habe etwas zu tun. Ich habe etwas gutzumachen! Eine Mission zu erfüllen! Die ersten Anzeichen meiner Berufung, ja, die habe ich damals im Walde erlebt! . . . und was es eigentlich ist, das m u ß sich herausstellen, und wenn ich bei dem Versuche, es zu enträtseln, mein Leben opfern müßte!'

Solche Gedanken waren unendlich viel reifer als er selbst. Es war, als dächte

sie ein Zweiter. So wie kürzlich während des Abendessens ein Zweiter aus ihm gesprochen, so erwählte sich diese Potenz, die er nicht erkannte, seines Hirnes als eines Mittels, um sich zu äußern. Er fühlte sich unter der Kontrolle eines Willens, dem er nicht gewachsen war, der irgendwo in der Nähe, vielleicht in diesem Städtchen waltete, und er beschloß, sich ihm ganz zu unterwerfen. War das nicht die einzige Möglichkeit, ihm die Maske vom Gesicht zu reißen . . . ihn ins Tageslicht zu zerren und seine eigene Persönlichkeit bewußt gegen das Fremde auszuspielen?

Er stand auf, als sei er nie erkrankt; kleidete sich gemächlich an. Eine Art tiefen Friedens war über ihn gekommen, seit er den Entschluß gefaßt. Die Angst war verblichen. Nur ganz schemenhaft glänzte noch einmal die silberne Vision jener ersten Nacht vor seinem inneren Blicke auf im Purpur seiner geschlossenen Lider und hinterließ eine vage Wohltat, so als habe er sein fieberndes Herz in Gletschereis betten dürfen, und es schlage wieder voll, krampffrei und ruhig.

Er ging seinen kleinen Beschäftigungen nach wie sonst, und die Eltern erstaunten schier ob seiner plötzlichen Gesundung. Seine Wangen waren wieder rot und sein Auge hell. Man mußte sogar seinem Drängen nach Arbeit nachgeben, da er, wie er behauptete, nicht ohne geistige Beschäftigung diese Tage verbringen könne. Die Warnung des Arztes sei gut gemeint gewesen; aber er wisse selber am besten, was ihm fromme.

So ließ man ihn gewähren, und der Hauslehrer, in rücksichtsvoller Weise, trat wieder in seine Rechte ein.

Begegnung

Eines Morgens erhob er sich zeitiger als sonst. Es war ein rechter Gottesmorgen im August.

Die Schwalben schrillten um den Turm, und glühendes Sonnenlicht vernichtete allen Schatten. Da kam es Harald in den Sinn, vor dem Frühstück ein wenig zu wandern. Er ging die holprige Gasse hinunter; die Läden waren noch geschlossen. Es verlangte ihn nach Weite.

Woher kam dieser sanfte Antrieb, der ihn so unwiderstehlich aus der Stadt hinauszog, seinen sonstigen Gewohnheiten ganz entgegen? Er wußte es nicht. Aber er überließ sich einer leisen, schier wollüstigen Bangnis von Erwartung.

Er hatte das Stadttor schon passiert, als ihm plötzlich zum Bewußtsein kam, daß ihm ein Geräusch, das ihm nur ein Echo der eigenen Schritte in den Gassen gedünkt, noch immer nachfolgte. Er erkannte, daß dies die Schritte eines Zweiten waren, der in einiger Entfernung hinter ihm ging.

Er war ein Stückchen ins Feld gelangt, ehe er den Mut fand, sich umzublicken. Er wußte mit Klarheit, daß ein Vorhang jetzt fallen werde, wenn er es tue.

Brüsk drehte er sich um, und im selben Moment stand ein großer Mann still, der etwa in der Entfernung von hundert Metern hinter ihm hergegangen war. Der Mann, hoch aufgeschossen, schmalschultrig, trug einen hellgrauen Sommeranzug mit Strohhut. Es schien, als ob Haralds Stillstehen und das seine keine Beziehung hätten; er trat ein Stückchen ins Feld hinein, wo er sich bückte, so daß ihn die Ähren fast verschlangen; — sich dann wieder aufrichtete und mit stelzenden Schritten näher kam. Harald versuchte ihn innerlich abzutun als einen Spaziergänger gleich ihm selbst, und ging weiter, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Es blieb lautlos hinter ihm; und so merkte er nicht, daß die Entfernung von dem Manne zusehends schrumpfte. Ja, der Mann trat leise auf und tat trotz ruhiger Gangart riesige Schritte, so als habe er die Absicht, Harald zu überholen.

Mit einem Male wußte der Junge so genau, als ob er Augen auf dem Rücken

trage: ‚Der Mann will etwas von mir. — Was in aller Welt sollte er sonst wollen? Ist er mir nicht nachgefolgt? Wählte er nicht denselben selten begangenen Feldweg?‘

Die Überzeugung wuchs, und gleichzeitig trat er, wiewohl er dagegen kämpfte, wiederum über die Schwelle jenes Zustandes, den er überwunden glaubte. Das Pfaffenwäldchen schien in entlegene Ferne gerückt; gleichwohl malte sich jeder Wipfel klar auf dem Westhimmel auf. Die Felder spreizten sich zu Wüsten, an deren fernstem Horizont die Pappelschnur der Überlandstraße einen Rand gegen die Luft schuf. Dort fuhr ein Wagen gemächlich die Allee herab und erzeugte eine leichte Staubschleppe hinter sich. Jetzt auf einmal tönte ein leises Rasseln, und die Allee ihrer ganzen Länge nach schien von einer einzigen Staubfahne bedeckt, als sei sie aufgewühlt von der Peitsche einer kopflosen Flucht . . . ‚Dort gehen Pferde durch‘, dachte Harald. Aber die Schnelligkeit jener Pferde hatte etwas Gespenstisches. Er fühlte Hitze auf seinem Scheitel und blickte empor. Die Sonne flammte senkrecht über ihm. Wachsende Angst würgte ihn. Um Gottes willen, war es nicht gerade erst noch frühester Morgen gewesen, als er aufbrach?! ‚Was wird nur daraus!‘ dachte er wirr und betäubt; vor Ratlosigkeit halb entseelt, brach er in die Knie. Auf einmal sprach eine ruhige, leise Stimme neben ihm von einem etwas öligen Wohlklang: „Ist Ihnen nicht ganz wohl? Kann ich Ihnen zu Diensten sein?“

Harald sprang auf und sah den Mann neben sich stehen. Im ersten Augenblicke war er so verblüfft, daß seine ganze Erschütterung wie hinweggeblasen war. Denn was da vor ihm stand und ihn, die wachsfarbenen, schmalen, sehr langen Lippen zu einem Lächeln verzogen, unter der steifen Hutkrempe hervor anblinzelte, war ohne Zweifel ein Mongole. Haralds Empfindung glich einem Schreck, als sei er plötzlich mitten in einem biederen deutschen Walde auf ein Gürteltier oder sonst ein exotisches Wesen gestoßen, so eigenartig wirkte die Figur in diesem Landschaftsrahmen, so plötzlich und unvermittelt, wie vom Himmel gefallen, stand sie da.

Der Mann nahm jetzt seinen Hut ab und entblößte dabei üppiges, steilstehendes, glanzlos schwarzes Haar. Dieser Reichtum an beschnittenem Haar überzeugte den Jungen, daß er ein Chinese sein müsse, ebenso wie ihm der gänzliche Mangel an Augenbrauen und Wimpern und die tief quittengelbe Farbe des faltenlosen, flachen Gesichtes diesen Gedanken nahe legte. Er stammelte:

„Ich danke sehr, es geht mir ganz gut; ich habe nur soeben einen kleinen Schwindel verspürt. Möglicherweise bin ich zu lange in der Sonne herumgelaufen.“

Der Chinese fuhr fort zu lächeln und den Schimmer kalkweißer Zähne hinter den blassen Lippen spielen zu lassen. Seine Zunge bewegte sich ganz vorne, während er sprach, und die R's fielen daher fast alle wie „L“ ins Ohr.

„Ich nehme einen kleinen Ferienaufenthalt“, meinte er schmeichelnd und blickte sinnend in Haralds Gesicht. „Sie haben es gut hier. — Darf ich Sie ein Stückchen begleiten?“

„O, bitte sehr“, sagte Harald noch etwas verwirrt. „Sind Sie vorübergehend in Deutschland?“

„Ich arbeite in Marburg“, sprach der Herr. „Ich heiße Sze. Wie lange meines Bleibens hier ist, weiß ich noch nicht. Ich bin schwierigen Sachen auf der Spur. Chemie, wissen Sie, hauptsächlich Geologie. Ich schnüffele, wo ich bin, den Gesteinsarten nach; da entdeckt man allerlei!“

Harald begann, Interesse zu nehmen; denn man hat nicht alle Tage Gelegenheit, sich mit einem Chinesen in fließendem Deutsch zu unterhalten. Er blickte scheu auf seinen Begleiter und sah auf einmal mit einem gewissen Grauen, daß dessen Augen nie an einem festen Punkte verweilten, sondern daß die Pupillen in bläulichem Email wie zwei schwarze Mäuse zwischen den wimperlosen Lidern hin und her huschten. — ‚Wenn er mich doch ansehen würde‘, dachte Harald mit einer fast

quälenden Begierde danach, den Blick des Mannes festzuhalten. Als ob dieser seine Gedanken erraten habe, standen die Pupillen plötzlich still; die gewölbten, wie geschwollen anmutenden oberen Lider hoben sich um einen Bruchteil in die Höhe, und die schwarze Iris, die sich dabei etwas zu erweitern schien, stand unbeweglich, so daß es war, als blicke man in zwei Löcher hinein.

Eine Lähmung schien von diesem schwarz-glühenden Blick auszustrahlen, eine Kneblung des Willens, eine bis zum äußersten konzentrierte elektrisch-ausbrechende Energie. Und mit einem Male wußte Harald, daß dies der einzige Mann sein könne, dem ein Verständnis für seine rätselhaften Gemütsabenteuer zuzutrauen war. Ein unwiderstehliches Bedürfnis überkam ihn, sich dem Schutz dieser allwissenden, klugen Augen anzuvertrauen.

‚Was man ihm sagt, das wird in ein Grab versenkt sein', dachte er und sah zu dem maskenhaften, großen Gesicht empor, das stereotyp weiterlächelte. ‚Er allein ist vielleicht fähig, mich zu verstehen.' — Woher ihm diese Gewißheit kam, wußte er nicht, nur glaubte er, daß zwischen den Seltsamkeiten der Vorgänge, so noch des allerletzten, und dem Hirn des Asiaten irgendwelche Verwandtschaft bestehe.

„Haben Sie", sagte er plötzlich aufgeregt und sich überstürzend, „vorhin den Wagen dort auf der Allee bemerkt? Mir war, als gingen die Pferde durch. . . . Ich muß wohl geträumt gehabt haben, und außerdem kommt es mir so seltsam vor, daß es offenbar schon Mittag ist. Sagen Sie mir," — und er packte den Mann mit hastigem Griff am Ärmel — „wo war ich zwischen sechs und zwölf?? —"

Es war, als ob das Lächeln aus dem Gesicht vor ihm langsam ausgetilgt würde. Die Mundwinkel senkten sich, die Lippen schlossen sich zu farblosem Strich. Dann sagte Herr Sze leise und erstaunt:

„Erklären Sie sich, ich verstehe nicht."

„Und", rief Harald aufgeregt, „wenn Sie nicht geträumt haben, dann müßten Sie doch gesehen haben . . ."

„Warten Sie, warten Sie," sagte Herr Sze, „dies ist neu, ich muß nachdenken."

Er schritt etwas ab vom Wege, immer mit denselben stelzenden Schritten, als ob er etwas Unsichtbares dabei zu raffen habe, und hockte sich, die Beine in Kreuzform geschlagen, mitten in das wuchernde Unkraut. Er nahm den Strohhut ab, legte die Hände parallel auf seine Knie und senkte den Kopf. Nachdem er genau mit geschlossenen Augen eine Minute gesessen, erhob er sich Glied nach Glied und sprach mit schier papageienhafter Aneinanderkettung von Silben: „Sie haben Pferde gesehen, die durchgingen. Die Sonne ist Ihnen auf den Scheitel geklettert, ohne daß Sie es wußten. Sie waren nicht hier zwischen neun und zwölf. Erstaunlich; mein junger Freund! Was haben Sie sonst noch erlebt, machen Sie Ihrem Herzen Luft, erzählen Sie mir alles; nichts ist belanglos. Ich muß es wissen. Warum, das sage ich Ihnen noch, aber erzählen Sie."

Und, während sie jetzt auf das Pfaffenwäldchen zu weiterschritten, öffnete ihm Harald sein Herz. Er tat es stockend, doch der Fremde trieb ihn unablässig an, weiter zu berichten. Es war unendlich schwer für Harald, die subtilen Empfindungen in Worte zu kleiden, jene Träume selbst in vagen Umrissen deutlich zu machen. Doch der Mann wiegte den Kopf nach jedem Satz und streute seltsame fremdsprachige Ausrufe dazwischen, wodurch er Haralds Interesse an der eigenen Darstellung befeuerte und ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. — Endlich fragte Herr Sze:

„Und wo ist der Ort, wo Sie eingeschlafen waren damals?"

Harald deutete nach der Richtung des Waldes. „Es ist da hinten auf einem kleinen Hügel."

„Sehr gut, ein Hügel", sprach der Asiate. „Es muß ein Hügel sein — — haben Sie nichts vergessen, haben Sie nichts ausgelassen? Jede Einzelheit ist wichtig."

Harald entsann sich, daß er dem Begleiter noch nichts von den drei Erlebnissen erzählt, und er holte es nach, wobei er nicht umhin konnte, wahrzunehmen, daß in dem toten, glatten Gesicht ein Zucken anhob, daß die tief zitronengelbe Haut von kleinen Fältchen überrieselt ward, als ob Nerven, noch nie aufgestörte, plötzlich ein ameisenhaftes Leben unter der dünnen Oberfläche vollführten. Dies machte sich doppelt seltsam, und mit einer gewissermaßen spitzbübischen Freude an der Aufregung, in die er ihn versetzen konnte, schilderte er ihm genau, was weiter vor sich gegangen: wie er die Schlange am Schluß getötet, und wie der Stein gleichzeitig an ein Stück Eisen getroffen habe. „Es klang hell, wie eine zerbrochene Glocke", fügte er bei, und daß er versucht habe, dieses Eisen herauszureißen und sich die Finger verletzt, worauf er dann zwischen den Pilzen eingeschlafen sei — — dies alles machte auf den fremdländischen Gelehrten einen ungeheuren Eindruck. Hätte Harald gewußt, wie schwer es sei, einen Asiaten zu irgendeiner Gemütsäußerung zu veranlassen, so hätte er sich auf den Erfolg dieses seines Berichtes noch viel mehr zugute getan. Herr Sze schwieg eine Weile und dachte nach. Dann kehrte das Lächeln um seine Lippen wieder zurück, um von jetzt ab nicht mehr zu weichen. Er sagte:

„Ich glaube, daß Ihr Erlebnis für Sie selbst noch sehr wichtig sein wird. Mich interessiert dieser Hügel, von dem Sie erzählen, in der Tat als Geologen. Bitte, führen Sie mich hin."

Harald führte ihn durch den Wald. Als sie an die Eiche kamen, wo er den Edelmarder erblickt, stockte der Chinese einen Augenblick von selbst, hob die feingeschnittene Nase schnuppernd in die Luft und fragte: „Hier war es, nicht wahr? Das Zweite."

„Ja hier, aber vorher wissen Sie . . ."

„Haben Sie nicht bemerkt, daß ich mich bückte, als Sie mich zuerst erblickten?"

„Das habe ich wohl."

„Nun, ich bin auch dem Ersten ganz von selbst auf die Spur gekommen. Ich habe eine feine Witterung für — Blut."

Sie waren auf dem Hügel angelangt, und die schmalen Augen, deren Pupillen jetzt wieder unablässig hin und her huschten, ergriffen von jeder Einzelheit sofort Besitz. Der Mann bückte sich, setzte sich wieder kreuzbeinig hin dicht neben das Aas der Schlange, von dem eine Wolke von schillernden Schmeißfliegen mit brausendem Summen in die Höhe stieg und tastete dann vorsichtig mit der großen, hellgelben Hand, die zugespitzte Nägel trug, an das hervorstehende Metall. Er blickte sinnend darauf und sprach dann wie beiläufig:

„Sie haben recht! Es ist Eisen. Das Vorkommen dieses Metalls hier ist selten. Ich werde der Sache auf den Grund gehen, ob sich eine Ausbeute verlohnt. Wie Sie sehen, hat es keinen Rost angesetzt."

„Das fällt mir jetzt auch auf, nachdem Sie es sagen", bestätigte Harald.

„Es hat seinen Grund", meinte Herr Sze. „Gehen wir jetzt." Er untersuchte noch kurz die Ausmaße des ausgebleichten Ringes der längst vermoderten Pilze und stieg den Hügel hinunter. Unten bewegte er sich sehr schnell und hastig; mit vielen Zuckungen des Nackens nahm er Einzelheiten in sich auf. Es war so, als ob er das Maß nehme für irgendetwas, was Harald verborgen war. Er ging auch ganz um den Hügel herum, prüfte die Beschaffenheit des Bodens und erklärte sich endlich befriedigt.

„So, und nun wollen wir uns mit Ihnen näher beschäftigen", meinte er mit seinem stereotypen Lächeln. „Sie haben mir in dankenswerter Weise soviel Vertrauen geschenkt, daß ich dies auch erwidern muß.

„Ärzte für Ihre Halluzinationen gibt es nicht, aber ich kann Sie jetzt vorüber-

gehend heilen, wenn Sie mir ein paar Tropfen Blut opfern. Diese Heilung ist keine vollständige, aber sie wird so lange andauern, bis Sie wieder von mir hören. Ich vermute, wir haben noch manches miteinander zu tun; denn eine Sache, deren Wichtigkeit Sie gar nicht ermessen können, bindet uns von jetzt ab aneinander."

Er zog ein feines Messerchen hervor und bat ihn:

„Öffnen Sie das Hemd auf der Brust."

Harald tat es, und der Chinese machte einen leichten Schnitt in der Gegend des Herzens. In der andern Hand hielt er plötzlich ein Platinbecherchen, wie es Chemiker zu benutzen pflegen und preßte es an die Wunde, bis acht bis zehn große Tropfen Blut es halb gefüllt hatten. Er stellte es auf den Boden und bestrich die Wunde mit einer Salbe, die nach fauligem Laub duftete, wodurch das Blut sofort ins Stocken kam.

„Warten Sie hier einen Augenblick, bis ich wieder herunterkomme", sagte er und trug das kleine Gefäß wieder auf den Hügel zurück, wo er kurze Zeit beschäftigt war. Während er oben weilte, fühlte Harald, wie sein Herz, das seine Schläge in der Aufregung des schnellen Anstiegs, der Hitze und der Beichte stark beschleunigt geschlagen hatte, auf einmal wieder ruhig und so voll, wie er es nie zuvor erlebt, seinen Körper durchpulste.

Jene traumhaften Geschehnisse, die er mühsam zu formulieren sich unterfangen, verblaßten auf einmal für ihn zu einem wirren und spukhaften Nichts, das er spöttisch bei sich abzutun wagte. Ja, alles noch kürzlich so Gegenständliche kam ihm auf einmal absurd, lächerlich und unmöglich vor, so daß er sich an den Kopf griff und sich vergebens zu enträtseln suchte, was ihn besessen habe.

Aber der Chinese war eine Tatsache; denn er sah ihn jetzt wieder vom Hügel herabsteigen. Eine zweite Sicherheit war, daß er sich von einem seltsamen Zwang zu dem Manne hingezogen fühlte. Es war keine Sympathie, es war nicht einmal die, die man Neuartigem entgegenbringt, und die mit einer gewissen prickelnden Wollust versetzt ist; es war ein unfaßbares Gebundensein an dieses leere Gesicht mit der glatten Stirn, hinter der doch so viel erstaunliches Verständnis für seine Ängste sich entfaltet hatte. Er mochte ihn im Grunde nicht, er war ihm unheimlich, ja seine wie Mäuse umherhuschenden Augen waren ihm ehrlich zuwider, und doch fühlte er, m u ß t e er diesem Manne Rede und Antwort stehen, wann immer er es verlangen würde. Ein Seltsames war noch dabei. Nämlich trotz des flammenden Grüns um ihn herum und all der wachen Laute des Lebens stahl sich mit dem Gedanken an Herrn Sze wieder jener silberne Traum durch sein Hirn, wie ein huschender Eindruck von etwas gewaltig Ersehntem, fast Erfüllbarem, dessen gletscherne Kühle sein heißes Herz einst umbettet und beruhigt hatte. Woher dieser Zusammenhang kam, war ihm ein Rätsel, und er dachte auch nicht weiter darüber nach, da er beschloß, sich von jetzt ab der Führung dieses Mannes zu überlassen. Er merkte freilich nicht, daß dieser Entschluß kein selbstgewollter war, sondern — (um eine Phrase zu gebrauchen, die Herr Sze später öfters anwandte) — von Urzeiten her vorbestimmter.

Sie hatten das Wäldchen wieder durchquert, und auf der Landstraße sprach der Chinese:

„Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Führung. Sie werden von jetzt ab verschont bleiben von dem, womit Sie sich beunruhigt. Sie werden nicht darüber sprechen, daß Sie mich kennen gelernt haben. Sie werden nach Hause gehen und weiter leben, wie Sie es gewohnt sind. Und dann, wenn die Zeit reif ist, werden Sie wieder von mir hören."

Hierauf trennten sie sich.

Berufung

Im Lokalblättchen war eine Notiz zu finden, daß ein ostasiatischer Gelehrter, der sich schon einiger Entdeckungen in der Chemie rühmen dürfte, ein Herr namens Dr. Sze, den Aufenthalt in Deutschland als so fruchtbringend empfinde, daß er gewissermaßen in Dankbarkeit für die genossenen wissenschaftlichen Förderungen beschlossen habe, Heim und Werkstatt in Deutschland aufzuschlagen. Und zwar — (so durfte das Lokalblättchen seinen Lesern verraten) — habe er vor, unser Mitbürger zu werden. Er habe ein größeres Grundstück erworben, einen Teil des Pfaffenwäldchens, den er aus Privathänden erstanden, und die Absicht ausgesprochen, denselben zu entwässern. Dadurch werde gleichzeitig das Klima der Gegend befördert, indem nämlich der Sumpf dort verschwinde. Dr. Sze habe zugleich die amüsante Marotte, sein Haus so anzulegen, daß es einen Garten im Innenhof enthalte, der auch das sogenannte „Hünengrab" umfasse. Er beabsichtige — (habe er dem Reporter verraten) — Zwergbäumchen dort zu züchten und auch Tiere, die er für seine Experimente nötig habe: eine zugleich glückliche und praktische Lösung.

Es entspann sich noch eine kurze Debatte darüber, ob nicht, wie man im Leserkreis vermutete, die Gegend dadurch um ein Naturdenkmal ärmer werde; denn ein solches sei das von Aberglauben umwitterte Hügelchen doch sicher. Jedoch der aufgeklärte Redakteur wußte solchen Einwänden witzig zu begegnen, indem er meinte: jener Herr sei vielleicht der berufenste dazu, dem Aberglauben „im eigenen Heim" wirksam zu Leibe zu gehen. Zudem dürfe man nicht übersehen, daß der Stadtsäckel einen anständigen Steuerzahler gut brauchen könne und der fremde Gelehrte entschieden rentabler sein würde, als der betreffende Grund und Boden jemals gewesen sei.

Der alte Freiherr von Calmus las diese Nachrichten aus der Zeitung beim Frühstück vor. Er riet zwar den Völkern Europas noch nicht, ihre heiligsten Güter zu wahren, war aber ungehalten und äußerte sich rauh über den „zudringlichen Gelben", der doch weiß Gott hier nichts verloren habe und sicher nur die fragwürdige Absicht hege, deutsche Patente zu stehlen.

Harald saß dabei und tat keinen Muck. Die Versuchung, von seiner Begegnung zu erzählen, war für einen Augenblick fast unwiderstehlich. Doch da glaubte er, im gelben Seidenschirm der Eßzimmerlampe zwei schwarze Augen auftauchen zu sehen, die ihn faszinierten und lähmten, ihn erwartungsschwanger stimmten wie ein ungewiß glänzender Hort aus dunkler Wassertiefe. Er sagte nichts und biß sich auf die Lippen.

Mittlerweile wurde da draußen im Pfaffenwäldchen, so hörte man von Zeit zu Zeit, mächtig gearbeitet.

Von der Überlandstraße her schlug man eine breite Bresche zu dem Hügel herüber, und vier Wochen hindurch knarzten ziegelbepackte Lastwägen von dieser Straße in den Wald hinein.

Von September ab bis Neujahr wurde gebaut, und auf einmal hieß es, das Gebäude sei fertiggestellt. Jedoch hatte Dr. Sze die ärgerliche Vorsicht getroffen, das Gelände mit einer hohen Bretterwand, die teilweise an die Stämme genagelt war, abzusperren. Hinter dieser entstand, wenn man den Berichten der Arbeiter zuhörte, ein sehr hohes, spitziges Eisengitter, so daß man befürchten mußte, es werde auch für die Zukunft nicht so einfach sein, die Baulichkeit in näheren Augenschein zu nehmen.

Der Architekt selbst, den Dr. Sze beschäftigte, schwieg sich über alle Einzelheiten aus. Er hatte auch offenbar den Auftrag dazu erhalten. Keineswegs wurde er schlecht bezahlt, und dies erleichterte ihm das Schweigen darüber.

Etwa Mitte Januar wurde die Lattenwand entfernt. Doch nun zeigte es sich, daß hinter dem Eisengitter rings um das ganze Besitztum herum an zwei Meter hohe, dichte Tannen gepflanzt waren, die den Einblick fast noch wirksamer verwehrten. Außerdem liefen unterhalb der wie geschliffen blitzenden Spitzen Drähte, die keineswegs Vertrauen erweckten und offenbar darauf berechnet waren, jedem unbefugten Eindringling mit einer entsprechenden Ladung von Strom zu begegnen.

Nur durch das Haupttor konnte man den vorspringenden Eingang zu dem Hause entdecken, der mit einer Messingtür, die dicke flaschengrüne Glasplatten trug, geschlossen war. Außerdem tummelten sich, wie man aus dumpfem Bläffen erraten konnte, große Hunde im Garten umher. Näherer Augenschein belohnte Wartende mit der fast allzu nahen Bekanntschaft von drei ungeheuren dänischen Doggen, die ihre eckigen Köpfe dicht ans Gitter schoben und Wolken von heißem Atem aus wehrhaftem Rachen dem Beschauer ins Gesicht fauchten. Es waren keine liebenswürdigen Hunde. Ihre bernsteingelben kleinen Augen hatten auch untertags etwas tückisch Schillerndes; sie wedelten nie, diese Hunde. — Es war eigentümlich, so versicherten müßige Spaziergänger, mit welcher Nonchalance Herr Sze mit den Bestien umsprang; wie bedingungslos sie selbst kleinen, kaum wahrnehmbaren Gesten parierten, die er nebenhin vollführte; oder wie sie sich duckten, wenn er ihnen einen Schwall nie gehörter Silben entgegenschleuderte, bunter Silben, die wie Magie wirkten.

Harald hörte alle diese Gerüchte mit jenem Gefühl, das Kinder in Erwartung einer kommenden Weihnachtsbescherung haben, und je näher der Zeitpunkt rückte, wo er Grund zu haben glaubte, von seinem seltsamen Freunde zu hören, desto lebhafter und aufgeweckter erschien er im Familienkreis. Die Eltern wunderten sich fast darüber, und wenn sie sich ihrer Liebe zu diesem prächtigen Jungen auch nicht immer bewußt gewesen, so empfanden sie doch jetzt diesen fröhlichen Geist im Hause mit verstärkter Zärtlichkeit. Der alte Freiherr zog ihn öfter als sonst ins Vertrauen, machte Pläne mit ihm, schwor ihm zu, es in seiner künftigen Ausbildung an nichts fehlen zu lassen — wenn Gott ihm das Leben schenke.

„Vater," rief Harald, „du wirst u r a l t." „Wenn wir zusammen bleiben, vielleicht. Denn zum Teufel, du hast etwas Ansteckendes. Ich vergesse schon schier meine Gicht, wenn du dabei bist." Und der alte Mann, seine unmilitärische Befangenheit mit rasselndem Lachen bemäntelnd, schlug ihm mit der unsteten Hand derb auf die junge Schulter.

O Seligkeit, jung zu sein!

Es war Harald noch nie ins Bewußtsein gekommen, wie wohl es tut, achtzehn Jahre zu zählen. Er bereitete sich auf das Abenteuer, das seiner harrte und das er sich keineswegs als schlimm oder schwierig vorstellte, zwischendurch mit leisem Gruseln vor. Seltsamerweise kam ihm nie der Gedanke an eine wirkliche Gefahr. Wo wäre die auch zu erblicken gewesen? Und wenn es dazu kommen sollte, daß jener etwas Fragwürdiges mit ihm im Schilde führe, so brauchte er sich bloß zu betrachten, um eine kühle Sicherheit zu finden. Er war über sein Alter hinaus kräftig. Unablässige Muskelbewegung hatte seinen Körper gestählt.

Doch bald fand er den Gedanken lächerlich; denn gleichzeitig kam ihn eine knabenhafte Scheu an: Der Respekt bloßer Jugend vor dem Hirn. ‚Ein verdammt kluger Bursche muß er doch sein, sonst hätte er mich damals nicht so zum Schwatzen gebracht', sinnierte er. ‚Für mich als — sagen wir — künftigen Diplomaten ist es vielleicht eine gute Schule, schon jetzt mit solchen Herren umgehen zu lernen und hinter ihre Verschmitztheiten zu kommen. Warten wir es ab.'

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war im März und warm.

Die Äcker waren noch brüchig und braun.

Der Föhn brauste im Pfaffenwäldchen und bewegte die Zweige, die von Keimen strotzten.

Die Telegraphenstangen orgelten, und nächtens schwangen die Bogenlampen hin und her und erzeugten gespenstische Wettrennen von Schatten auf der Gasse, an der Harald wohnte.

Er saß eines Nachts am Fenster.

Ein halber Mond blinkte durch hastende Wolken.

Er hörte das unablässige Brausen des Windes, der sich stöhnend um die Ecke drängte und, wo er eine Freistatt fand, sich dröhnend entfaltete. Das Geräusch in den Kaminen ringsum gemahnte an fernes Stimmkonzert von Kindern, die um Hilfe schreien. Das Fenster klirrte so heftig, daß Harald die Lampe löschte und es öffnete. Eine feuchtwarme riesige Hand griff ins Zimmer und verrückte die Gegenstände, wühlte in seinem Haar und umhüllte seine Brust.

Aus der unendlichen Verschiedenheit der Laute konnte er keinen bestimmten herausheben. Nur auf einmal war es ihm, als wie wenn während einer kurzen Sturmpause oder gleichsam *unter* dem Sturme ein Klang von der Gasse heraufwehe, der mit seinem Namen verwandt schien.

Jetzt hörte er es noch einmal, ganz deutlich, das Wort „Harald".

Er beugte sich mit geknicktem Leib aus dem Fenster und spähte hinab.

Da sah er einen Schatten drunten stehen. Es war ein Mann, in einen Ulster gehüllt, der sich im Winde blähte und seinem Träger die verschiedensten grotesken Formen gab. Auf einmal erglühte etwas am Gesicht des Mannes, ein elektrisches Lämpchen, und beleuchtete die Züge Dr. Szes. Es war ein kurzes Aufblitzen, doch es genügte für Harald, um das große, gelbe Gesicht zu erkennen. Kurz darauf hörte er eine Stimme, die ihm zurief, leise, dringend und doch deutlich: „Heute nachmittag drei Uhr!"

Der Sturm wälzte gleich darauf eine Brandung von Geräuschen herzu. Ein Barbierschild rasselte klirrend auf die Straße herab. Irgendwo polterte ein brüchiger Schornstein knatternd über das Blech von Regenröhren, und ehe Harald seine eigene Stimme bemerkbar machen wollte, war der Schatten auf der Straße spurlos verschwunden, wie aufgelöst in den Hexentanz der anderen, die längs der Häuserwände hin- und herfuhren.

Er schlief in dieser Nacht nicht mehr. Die Erwartung des Abenteuers bedrückte sein Herz und ließ es beschleunigt schlagen wie in frühen Schulzeiten, wenn er einen gewagten Streich im Sinne hatte, zu dem wohl alle Sicherungen getroffen waren, der aber unter Umständen Ertappung und Bestrafung möglich machte.

Die knabenhafte Freude an Geheimniskrämerei überwog.

Er überlegte sich, ob er für alle Fälle — (und sei es nur der Hunde wegen) — eine Waffe mitnehmen solle; schlich dann ins Arbeitszimmer des Vaters herüber und stahl nach einigem Suchen dessen automatischen Revolver, ein kurzes handliches Ding aus schwarzem Stahl, das sich gut in der hinteren Hosentasche unterbringen ließ.

Er verwischte die Spuren des Diebstahls, so gut es ging, ging dann wieder in seine Kammer und kleidete sich an. Er durfte kein Aufsehen erregen durch zu frühes Wachsein. Es hieß Geduld üben und beim Frühstück wie auch beim Mittagessen das gewöhnliche Gesicht zeigen. Was brauchten seine Eltern auch zu wissen, daß er Beziehungen zu dem Gelben unterhielt? ‚Mit der Zeit, wenn unsere Bekanntschaft nicht mehr so jung ist, kann ich sie ja darüber aufklären, und mein Vater wird Lebensart genug haben, nicht taktlos dazwischen zu fahren.'

Der Föhn dauerte auch den ganzen Morgen noch an. Leichte, warme Regenschauer wechselten mit blauem Himmel. Um zwei Uhr machte er sich auf den Weg, ohne sich zu verabschieden; denn er würde ja bis Abend wieder zurück sein, und wenn es später wäre, so könne er ja irgendeine Ausflucht bis dahin ersinnen.

Als er in das Wäldchen eintrat, übersprühten ihn die Bäume mit unablässigen Tropfengarben, so daß ihm die Nässe bis auf die Haut drang. In ziemlich beschmutztem Zustand und von Kühle schauernd, kam er um die angegebene Zeit vor dem schmiedeeisernen Gitter der Umfriedung an.

Eine Klingel war nicht zu entdecken. Die drei großen Doggen schritten langsam heran, die eckigen Köpfe starr dem Besucher zugewandt. Er versuchte, sie zu locken und ein freundliches Wort zu sprechen. Doch all dies hatte nur den Erfolg, daß sie etwas näher kamen, dann auf säulenstarren Beinen gleich Monumenten umherstanden und leise knurrten, mit jenem tief aus der Brust heraufgeholten Knurren, das viel bösartiger ist als lautes Gebell.

Er suchte nach einer Klingel und fand sie nicht. Doch mit einem Male tat sich lautlos die Tür im Eingang hinten auf, und der Doktor schlüpfte heraus.

„Im Interesse der Wissenschaft . . ."

Er war makellos gekleidet. Ein Arrow-Kragen von schneeiger Korrektheit mit schwarzer Binde umschloß seinen Hals, und ein unauffälliger grauer Anzug von bestem englischen Stoff umhüllte, verschwenderisch geschnitten, die hohe Figur. An den Füßen trug er ausgeschnittene Hausschuhe aus Ziegenleder. Da der Weg mit Kies bestreut war, brauchte er keine Angst zu haben, sie zu beschmutzen, was er bei seinem katzenleichten Gang auch sonst vermieden hätte. Er trug eine goldene Brille und winkte freundschaftlich mit der Hand. Auf ein kurzes unverständliches Wort hin zogen die Bestien sich in geziemende Entfernung zurück. Der Doktor raschelte eine geraume Weile mit einer großen Menge von kleinen Schlüsseln an allerhand versteckten Innenschlössern; dann öffnete sich das schwere Tor lautlos und ließ Harald durch.

Dr. Sze schloß ebenso sorgfältig wieder ab — (der Hunde wegen — wie er lächelnd sagte; denn diese hätten schon öfters versucht, auszubrechen); — und dann führte er seinen Gast in das Haus.

Die Messingtür schnappte hinter ihnen zu mit einem leisen „Klick", und Harald kam es einen Augenblick so vor, als ob etwas in seinem Leben damit entzweigeschnitten werde. . . . . Auch besorgte es ihn flüchtig, daß die Tür innen keine sichtbare Klinke oder Schloß trug, sondern glatt poliert war und sich schier ohne Ritzen in ihren Rahmen fügte.

Dr. Sze geleitete ihn in einen kleinen Vorplatz und von dort in eine Art Laboratorium, das in jeder Beziehung modern eingerichtet schien, besonders was die elektrischen Anlagen anging, die er offenbar durch einen Motor vom Keller her speiste. Ein leises Dibrieren kam von dort, das mit dem Pulse der Maschine auf einem großen Dampfer vergleichbar war.

Durch das Laboratorium hindurch geleitete er den jungen Bekannten, dann schlug er eine blauseidene, mit goldenen Drachen bestickte Portiere zurück, und man war in einem sehr einfach ausgestatteten Gemach, worin sich nur ein großer grasgrüner Teppich mit antiker Ornamentierung und wenige geschnitzte Taburetts befanden. Eine Unmenge von Kissen war am Boden verstreut. „Gedulden Sie sich gütigst einen kleinen Moment", sagte Dr. Sze.

Harald setzte sich resolut auf eines der Kissen, und es dauerte keine fünf Minuten, bis der Wirt mit einer lackierten Tragplatte erschien, auf der sich ein

blauweißes, sehr schmuckloses Teeservice befand, ohne Zucker und Milch; zwei henkellose Täßchen ohne Untersatz und eine Kanne.

Grünlicher Tee ward ausgeschenkt. Harald verbrannte sich fast die Finger, als er die Tasse mit der Faust umschloß, und Dr. Sze lächelte und sagte: „Es ist die Art, Tee zu genießen. Außerdem verbrenne ich mich nie; denn meine Hände sind sehr kühl." Ja es schien ihm noch daran gelegen zu sein, sie zu wärmen; denn er hielt die Tasse volle fünf Minuten lang mit beiden Händen umschlungen, ohne eine Miene zu verziehen.

Als die ersten Täßchen geleert waren und eine wohltätige Wärme in Haralds Magen entstanden war, verschwand der Doktor wieder und kehrte nach einiger Zeit zurück. Er war nicht der unauffällig-elegante Europäer mehr; er trug jetzt ein hemdartig geschnittenes Gewand aus schwarzer Seide, über der Brust farbig bestickt; doch statt in filzbesohlten Schuhen staken seine lautlosen Füße in flachen Sandalen. Die Ärmel dieses Gewandes waren weit und hingen ihm, in Ruhe, bis zu den Fingernägeln herab. Sein Haar war mit einer schwarzen Tuchkappe eng an den Kopf gepreßt. Er brachte ein zweites, genau so geschnittenes Gewand mit, das er vor Harald hinlegte.

„Sie sind ganz durchnäßt, wie ich bemerke", sagte er vertraulich. „Es ist hier gut geheizt, und es ist besser, Sie ziehen sich um, damit man Ihre Sachen trocknen kann."

Während Harald dies tat, beobachtete ihn der Doktor aus halbgeschlossenen Lidern, wobei seine Nüstern leise vibrierten. Das Gewand paßte dem Jungen wie angegossen, ebenso die Sandalen, und der Doktor trug die Kleider hinaus. Kurz bevor er den Vorhang erreichte, tastete er das Ding ab, das sich in Haralds Hosentasche befand, und ein leiser Zischlaut kam aus seinem Mund.

Nach seiner Rückkunft tranken sie schweigsam zwei weitere Täßchen leer. Der Doktor bot Zigaretten an. Sie waren dick und äußerst aromatisch mit fremdem Beigeschmack, der Harald nicht weiter störte und ihm äußerst „echt" vorkam. Er war jetzt mit der Zeit neugierig geworden, ob das zeremonielle Betragen des Gastgebers nun sein Ende erreicht habe, und bat ihn in Gedanken, er möge zur Sache kommen, da es doch offenbar ein ganz bestimmter Zweck war, zu dem er geladen schien.

„Sie haben recht", sagte Dr. Sze auf einmal; „ich komme jetzt zur Sache."

Harald fuhr erschrocken zusammen. War dies Gedankenleserei? — oder Zufall?

„Was Sie da unfreiwillig entdeckt haben letzten Sommer," fuhr Dr. Sze fort, „es ist ein großer Meteorit. Sie werden mir es wohl nicht glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich diesem Meteoriten schon einige Zeit auf der Spur bin. Er ist doppelt so groß als der „Eiserne Berg" in der Melville Bai, der, wie Ihnen bekannt sein dürfte, 1818 gefallen ist, also erst ganz kürzlich, wenn ich so sagen darf. . . . . Derlei Neulinge sind gar nicht der Rede wert, denn aus Schriften, die ich kenne, stand es schon vor dreitausend Jahren fest, daß vor schon damals undenklichen Zeiten unser Besuch hier angekommen sei; und zwar deuteten gewisse Formeln jener uralten Schriften darauf hin, daß er irgendwo im Herzen des jetzigen Europa stecken müsse.

Ich bin vielleicht einer von dreien, denen es im Laufe von Jahrhunderten gegeben war, diese Schriften überhaupt zu entziffern; sicherlich aber der einzige, der die Berechnungen deuten konnte. Und daß ich nicht schlecht geraten, dafür zeugt ja meine Anwesenheit hier. . . . .

Mein junger Freund! Ich habe keine politische Mission. Meine Mission ist unendlich viel wichtiger. Augenblicksgeschäfte mache ich nicht. Um vor Neugier

sicher zu sein, habe ich den Ort dieses Meteoriten abgegrenzt; denn man muß ihn studieren. Es ist wichtig, daß man sich näher mit ihm befaßt.

Sie werden verstehen, daß die Wissenschaft ein brennendes Interesse daran hat, und ich bin vielleicht eitel genug, mein alleiniges Patent auf diese Entdeckung nach Kräften auszunützen. Der Grund, weshalb ich Sie hierher gebeten habe, ist der, daß Sie mir helfen möchten, den Klotz auszugraben und der Betrachtung zugänglich zu machen. Ich brauche eine junge Kraft dabei, obwohl ich selber ziemlich gut arbeite. Aber zu zweit geht es besser, das verstehen Sie wohl."

Haralds Mund hatte sich vor Erstaunen geöffnet. Er starrte seinen Gastgeber aus seinen blauen, unschuldigen Augen an und rief eifrig: „Natürlich helfe ich Ihnen! Welch ein Abenteuer! Und ich werde keinem Menschen etwas davon sagen, bis Ihre Schrift erschienen ist!"

„Nein, Sie werden keinem Menschen etwas sagen", meinte Dr. Sze und lächelte. „Aber ich möchte Sie bitten, bis das Werk vollendet ist, mein Gast zu sein."

Dieser Gedanke war neu für Harald. Er verfiel in Grübeln. „Ob das aber gut möglich ist?" fragte er bescheiden. „Sie wissen, meine Eltern haben noch keine Ahnung, daß ich hier bin, und eine Verständigung müßte erfolgen. Ich bin sicher, daß sie mir die Erlaubnis nicht verweigern werden."

Dr. Sze lächelte stereotyp, indem er leise sagte: „Sie werden niemanden verständigen."

Eine Stille folgte.

Das Blut wich langsam aus Haralds Gesicht. Er ward sich plötzlich mit kurzem Schreck bewußt, daß er seinen Revolver in der Tasche gelassen hatte. Er sagte: „Wenn Sie wünschen, werde ich natürlich nichts von mir hören lassen, obwohl es grausam gegen meine Angehörigen ist."

Er stand auf.

„Ich habe übrigens mein Taschentuch vergessen . . . ."

Dr. Sze bemerkte ruhig: „Greifen Sie in Ihren Ärmel." Harald tat es und zog ein mächtiges Tuch von Rohseide hervor.

„Die Sachen trocknen draußen. Ich habe sie versorgt."

Harald setzte sich ratlos wieder hin.

„Sehen Sie," fuhr der Unerschütterliche fort, „es hat gar keinen Zweck, meine Wünsche zu mißachten. Sie könnten gesehen werden. Man wird Sie ausfragen, die Sache wird ruchbar, ob Sie es wollen oder nicht. Und im Interesse der Wissenschaft . . . ."

„Das Interesse der Wissenschaft", schrie Harald auf, der jetzt die Fassung verlor, „ist mir auch nicht so viel wert (und er knallte mit den Fingern), wenn es sich um die schwerste Angst meiner Eltern handelt, die so leicht beruhigt werden könnten."

„Ihnen nicht," war die Antwort, „aber mir."

In diesem Moment verspürte Harald die größte Lust, in dieses glatte, lächelnde Gesicht mit der Faust hineinzuschlagen. Jetzt geht es Mann gegen Mann, schoß es ihm durch den Kopf. Mit plötzlicher Wucht und mit einem Sprung warf er sich auf den Chinesen.

„Sie führen etwas im Schilde", keuchte er dabei. Er entwickelte ungeahnte Kraft. Er packte den Gelben bei den Schultern und zwang ihn nach rückwärts auf den Boden.

Dr. Sze hatte die Augen geschlossen und lag schier leblos dort. Sein Lächeln hatte etwas Ekstatisches. Harald glaubte ihn von einer Ohnmacht befangen und eilte in schnellen Sätzen auf den Vorhang los; da hörte er ein Gewisper hinter sich.

„Es ist fruchtlos, mein Freund, Sie können nicht hinaus, und außer mir ist niemand da, der Ihnen öffnen könnte."

Dies erhöhte seine Verzweiflung. Er raste durch das Laboratorium, um seine Kleider zu suchen. Doch wie fieberhaft er auch suchte, es war vergebens. Gebrochen, mit wankenden Knien kehrte er endlich nach dem Zimmer zurück. Dort saß der Chinese wie früher und schluckte von der vierten Tasse Tee, mit der er sich soeben versorgt. Er machte eine grandiose Handbewegung und lud seinen Gast wieder zum Sitzen ein.

„Es führt, wiederhole ich Ihnen, zu nichts, wenn Sie sich aufregen. Sie können sich übrigens beruhigen. Wir sind beide nur zwei Puppen in der Hand eines Schicksals, und die Berufung, die wir beide zu erfüllen haben, ist so ungeheuer wichtig, daß meine und Ihre kleinen Interessen dagegen gänzlich verblassen. Lassen Sie sich aufheitern!" Er zauberte irgendwo eine gestielte Flasche hervor, aus der er einen gelblichen Trank schenkte.

„Ein wenig Reisbranntwein; und wenn Sie wollen, fügen Sie einige Tröpfchen aus diesem Fläschchen bei. Sie brauchen nicht zu besorgen, daß ich Sie vergiften will; ich habe Sie viel zu nötig."

Er maß zehn grüne Tröpfchen in Haralds Glas, das dieser zögernd in der Hand hielt.

„Trinken Sie es herunter", sagte Dr. Sze. Harald tat es, und schier gleichzeitig kam eine große Gleichgültigkeit über ihn. Kaum hatte der Trank halbwegs seine Wirkung getan, als diese Gleichgültigkeit sich in eine wohlige Unternehmungslust auflöste, die eng mit der geplanten Arbeit zusammenhing.

„Gut," sagte er aufatmend, „tun Sie mit mir, was Sie wollen; aber bedenken Sie, daß Sie eine große Verantwortung auf sich laden, und daß wir hier in Deutschland leben, wo es Gesetze gegen Freiheitsberaubung gibt."

„Ich habe alles bedacht", meinte der Doktor gleichmütig. „Meine Berechnung wird stimmen. Sie werden sich nicht zu beklagen haben, doch wollen wir jetzt einmal sehen, wie wir am besten beginnen."

Der eiserne Kopf

Er stand auf, und beide gingen aus dem Zimmer heraus. Ein kleiner Gang nach dem Innenhof zu ward durchschritten, und was Harald zunächst zu sehen glaubte, war ein Treibhaus. Doch bei näherer Betrachtung, als sie angelangt, erwies sich dieses Treibhaus als eine mäßig erwärmte Halle, dem Patio eines spanischen Hauses nicht unähnlich, die von ganz bedeutender Größe und Höhe war.

Quadratische Glasplatten, die durch elektrische Klappvorrichtungen zu öffnen waren, und durch deren grüne Decke der Himmel wie durch Wasser herabschimmerte, überdachten den Hof, der so geräumig war, daß der ganze kleine Hügel darin Platz fand.

„Ein hübsches Arrangement, wie?" meinte Dr. Sze und lächelte.

Er kletterte, die schwarzen, knisternden Ärmel wie Flügel schwingend, auf dem Hügel umher, einer tropischen Fledermaus ähnlich, einem fliegenden Hund, der im Dämmerlicht beginnt, sich zu regen. Als er oben stand, konnte er das Glasdach gerade mit gestrecktem Flügel erreichen.

Er stelzte wieder herab und deutete auf Hacken und Schaufeln, die in einer Ecke aufgestapelt lagen.

„Wo tun wir die Erde hin?" meinte Harald.

Dr. Sze führte ihn um den Hügel herum, und hier öffnete sich vor ihnen ein Loch mit schiefem Eingang, wie ein Kellerfenster, durch das man Kohlen schüttet.

„Es ist Platz genug da unten für die Erde; außerdem schälen wir den Block nur heraus und brauchen nicht den ganzen Hügel abzutragen. Der Block sitzt nicht tief in der Erde, sondern die Steine haben ihn nicht eindringen lassen, so daß er gleichsam als Bekrönung auf einem eigenen Fundamente sitzt. Es wird einige Zeit dauern, bis wir dieses Monstrum, das Hunderte von Tonnen wiegt, ganz befreit haben; doch für einen so kräftigen Jungen wie Sie müßte es eine Leichtigkeit sein und eine Freude zugleich."

Diese suggestiven Worte bewirkten, daß Haralds Knabenneugier die Oberhand gewann und er mit ehrlichem Interesse den Weisungen des Doktors folgte.

„Am besten, Sie befreien sich jetzt von Ihrem Gewand", sagte der Doktor. „Ich werde dirigieren und Ihnen sagen, wo Sie die Sache anzupacken haben." Harald warf den schwarzen Kittel ab und ergriff eine Hacke, mit der er auf den Hügel zurückkehrte.

Die Treibhauswärme machte es ihm direkt zum Bedürfnis, nackt zu arbeiten. Er hieb mit aller Gewalt in die Stellen, die der gelbe Finger mit dem spitzen Nagel ihm wies, der brüchige Lehmboden kollerte in großen Brocken hernieder. Unablässig, unermüdlich schwang er die Hacke. Nicht einmal Schweiß trat auf seine blanke Haut. War das etwa den grünen Tropfen zu danken, die er zu sich genommen?

Er vergaß völlig der Zeit.

Der Himmel über dem blauen Glasdach dunkelte und nahm die Färbung der Tiefsee an. Gleichzeitig aber machte sich ein schon vorher phosphoreszierendes Licht bemerkbar, das an Intensität wuchs und das Glasdach wiederum erhellte, so daß wundervoll funkelnde Strahlenbrechungen darin entstanden.

Dies Licht nahm seinen Ursprung offenkundig von versteckten elektrischen Lampen. Das Funkeln wurde so stark, daß es die ganze ungeheure Halle mit Tageshelle erfüllte.

Was hatte es jetzt noch für einen Sinn, sich nach dem Stand des Zeigers umzutun? Uhren hatten hier ihren Sinn verloren, da es sich doch um Wochen handelte, die er hier zuzubringen hatte, und Tag und Nacht ohne die Trennung von Hell und Dunkel verliefen.

Von dem Sturm draußen drang nicht das leiseste Wispern durch Mauern oder Glasplatten. Manchmal erzitterten diese ganz unmerklich; vielleicht war ein Ast darauf gestürzt. Sonst aber behielten sie das stille intensive Glühen bei.

Unablässig klang die Hacke. Fortwährend schlug sie an Eisen mit klirrendem Ton, der an zerborstene Kirchenglocken gemahnte.

Stunden mochten verflossen sein, ehe Dr. Sze, der jede neue Entblößung des Meteoriten mit aufmerksamsten Augen verfolgte, die Hand hob und ihn anzuhalten bat.

„Es ist soweit", sagte er. „Wir dürfen es nicht allzu sehr beschleunigen, du mußt dich für den Anblick stärken."

Harald blickte für einen Augenblick verblüfft auf. Das „Du" klang eigentümlich in dieser Stille, überraschend für einen, der ihn gefangen hielt und ihn bis jetzt mit eisiger Korrektheit behandelt.

Aber eine Verwunderung darüber dauerte nicht an. Es hatte zu natürlich geklungen, und es war ihm auch inzwischen das Bewußtsein in Fleisch und Blut übergegangen, daß er und dieser seltsame Asiate von irgendeinem Zwang zusammengeschmiedet seien, der sich nicht lockern ließ, und an dessen Fessel alle Phrasen wirkungslos zerschellten.

„Komm jetzt herab", sagte Dr. Sze.

Harald folgte ihm bis hinunter. Und was er dort unten erblickte, machte ihm den Atem stocken.

Er wäre fast nach hinten gesunken, wenn nicht des Doktors Hand sich eng um seinen Arm gepreßt und er nicht ein leichtes Eindringen der spitzen Nägel auf der Haut gespürt hätte, einen leichten Schmerz, der ihn bei vollem Bewußtsein erhielt.

Zunächst sah er freilich nur eine Masse von zackigem Nickeleisen, von Löchern durchbohrt wie ein Schwamm und mit geborstenen Spitzen bekränzt. Dann auf einmal ward ihm klar, daß dies ein ungeheurer K o p f schien, den er ausgegraben.

Es war ein Antlitz, was dort herabstarrte; es war formlos; doch alles, was zu einem Antlitz gehört, war deutlich erkennbar. Zwei Löcher, in denen schwarze Dunkelheit saß, glotzten blind hernieder; eine gebogene Nase mit scharfem Rücken, besetzt von widerlich silbrigen Protuberanzen, wuchs zwischen ihnen herab. Lehm klebte noch an ihrer Spitze, aber was unter diesen Nüstern quer durch das zerfetzte Metall wuchs, war ein Maul, ein schnappendes Maul von so unerhörter Brutalität, von solchem Ausmaß, daß jede lauernde Maske, in Alpträumen erdacht, zu nichtssagender Puppenunschuld schrumpfte.

Es war ein klaffender Schlund, mit zerfressenen Zähnen besetzt, die gleich unregelmäßigen Hauern wie ein Gestrüpp von metallenen Zacken am Rand emporgezerrter Lippen kranzartig durcheinander wucherten. . . . Was das Widerlichste war: dieses Maul, dieses allesschlingende, schien zu lächeln: — ja die Spitzen dieser gierigen Höhle schienen emporgezerrt zu satanischem, stillem, unersättlichem Grinsen.

Dieser Dämonenkopf glotzte von dort oben herab, und all das funkelnde, grünliche Licht, das so lebensvoll unter dem Dache spielte, rief nur stumpfen Reflex, den von Eisen und starrer Kälte, auf ihm hervor. Der Ausdruck war so entsetzlich in seiner versteinerten Tierhaftigkeit, daß Harald trotz der feuchten Schwüle sein Blut gefrieren fühlte und an allen Gliedern zitterte.

„Sieh ihn jetzt nicht an. Beuge den Kopf. Ich werde dich stärken."

Dr. Sze war wieder entschwunden und kehrte mit derselben Flüssigkeit zurück, die Harald schon einmal so wohlgetan.

Er brachte sie an des Knaben erblaßte Lippen und dieser schlürfte. Als er wieder aufblickte, sah er dort oben ein Stück Eisen hervorlugen, das nichts weiter zu sein schien, als eben das Erwartete, nämlich ein Teilstück des Meteoriten von vielleicht reichlich abenteuerlicher Form.

„Um Gottes willen," stammelte er, „was war das dort oben?"

Dr. Sze lächelte und sah ihn fast erstaunt an.

„Du erschrickst leicht, mein kleiner Freund", meinte er plaudernd. „Doch ich gebe zu: es ist eigentümlich, wie seltsam der Durchgang durch die äußerste Luftschicht so ein Stück Eisen aus dem Weltenraum modellieren kann. Da gibt es manchmal fratzenhafte Gebilde. . . . Stelle dir vor," meinte er, und beugte sich gemütlich herab, „du hast hier ein Stück Blei. Du schmilzt es und läßt es in kaltes Wasser rinnen. Du erhältst einen Hund oder einen Schlitten oder ein Häuschen oder ein Gesicht, alles, was dein Herz begehrt. Das ist nichts Abnormes, und der Vorgang ist hier der gleiche."

Harald blickte wieder auf.

„Nein," schrie er plötzlich, „es kann nicht sein, es lebt schon wieder, das Ding dort oben, es schnappt nach mir. Helfen Sie!" und außer sich, drängte er sich an den Chinesen. „Lassen Sie mich heraus. Ich halte es nicht aus, lassen Sie mich, ich beschwöre Sie!"

„Phantastereien", murmelte der Asiate. Er legte ihm die kühlen Hände, die welken Kastanienblättern glichen, auf die heiße Stirn und strich ihm leicht mit den Fingern über die geschlossenen Augen.

Sofort verstummte das Schluchzen. Harald richtete sich auf.

Dr. Sze blickte ihn mit etwas erweiterten Augen an. Mit einem Male versank alle Angst, alle Beklemmung, ja alles Gedächtnis an das Frühere wie ein böser Traum.

Erstaunt blickte Harald auf: wie kam er hierher? Wo war er hier? — Nichts beunruhigte ihn mehr. Nur das wußte er, daß er ein Werk zu vollenden hatte, und dieses Werk erschien ihm nicht mehr schwierig. — Er blickte sich suchend um.

„Soll ich weiter graben?"

„Wenn du nicht müde bist, so tue es. Wir können uns Zeit lassen. Übrigens hast du so schnell gearbeitet, daß ich sehr zufrieden mit dir bin. Wenn du willst, kannst du dich jetzt damit beschäftigen, die Erde in den Schacht zu werfen. Ich denke, wir räumen sie regelmäßig zwischendurch hinaus, damit wir immer genug Platz haben."

Harald, ohne ein Wort zu sagen, warf die Hacke weg, ergriff eine der Schaufeln und machte sich an die Arbeit. Als er damit fertig war und sich umsah, hatte die Beschaffenheit des Lichtes in der Halle sich wieder geändert. Das Geflimmer hatte sich in ein breites, ruhiges Glänzen verwandelt. Das war Tag, war Sonnenlicht da oben.

In Klarheit übertraf es das künstliche kaum, so daß man sich immer noch einbilden konnte, es sei Nacht. Doch der Übergang war so zart und unvermutet, daß die Tageszeit gänzlich an Bedeutung verlor. . . . .

Harald versuchte wiederum nachzugrübeln, wie er hierher gekommen sei; jedoch standen nur wenige Dinge klar in seinem Gedächtnis; hoben sich beleuchtet darin ab inmitten einer Flut nun unerkennbar-trüber und gänzlich verdunkelter Dinge. Er dachte an einen Spaziergang, an drei sich rätselhaft folgende Geschehnisse, die mit Blut verknüpft waren; er dachte an seine Begegnung mit dem Chinesen und an eine silberne Vision, die sich zu tiefst in sein Hirn gebrannt. Er grübelte, wann und wo er all dieses erlebt. Nichts kam ihm zu Hilfe; und er gab es auf.

Sein Leben schien von nun ab nur mit Erlebnissen verkettet, die auf diesen seltsamen Menschen dort Bezug hatten. Das andere, ach, das andere war so unendlich belanglos, daß das Hirn sich nicht einmal Mühe gab, es in greifbare Bilder umzuschaffen.

Weitere Überrumpelungen

Der Asiate winkte ihm und führte ihn in einen Raum, in dem sich ein kleines Bassin befand.

„Wasche dich jetzt und ruhe dich aus."

Als Harald in dem erwärmten Wasser lag, überfiel ihn ein unendliches Wohlgefühl, jedoch blieb sein Geist stetig dabei wach. Er schlief nicht wirklich, sondern es war das Gefühl des Entrücktseins, das er schon früher gekannt: — als schwebe er auf Luft, wie auf Daunenpolstern, in vollständiger Wunschlosigkeit. Dann, allmählich, meldete sich Hunger. Er begann, seine Umgebung zu betrachten, ihre raffinierte Einfachheit, ihren unaufdringlichen Luxus reizend und anheimelnd zu finden und trocknete sich ab.

Langsam legte er wieder den schwarzseidenen, hemdartigen Kittel an, in den sein Körper auf einmal mit Widerwillen schlüpfte. Die Seide, statt zu kühlen, beengte ihn; irgendwie schienen die glitzernden Metallfäden im dunklen Blumenprunk der Stickerei seine junge, von leichtem Atem bewegte Brust einzudämmen, und die zarte Haut mählich zu erhitzen gleich blutziehendem Pflaster; — überall schien sich der Stoff anzusaugen, so an den Knien; und die Regung der Schenkel schien be-

hindert, wie durch fremdartig-lähmende Wollust, so als suchten sie Spielraum unter enger Nesselkutte.

Er versuchte, das Gewand wieder abzutun, doch seiner Hände, sobald sie die Hüfte berührten, bemächtigte sich Gleichmut und Schwäche; ja, jene Wollust mündete in den unbestimmten Wunsch von Selbstaufgabe, in fatalistischem Vernichtungswillen gegen sein eigenes, in köstlicher Jugend strotzendes Fleisch.

Jetzt ertönte ein leiser Gongschlag, der ihn in ein entferntes Zimmer rief.

Hier stand ein vollständiges, reichliches Mahl für ihn bereit. Nur fehlte ein Stuhl, und so ward es auf der Strohmatte, die den Boden bedeckte, von hübschen, fremdartig gezierten Tellern genossen. Dr. Sze zeigte eine befremdende Appetitlosigkeit. Er bediente sich zweier elfenbeinerner Stäbchen, mit denen er einige Reiskörner aufpickte und sie kurz vor dem Herabfallen auf äußerst geschickte Weise in den Mund schleuderte. Dazu trank er wieder seinen unvermeidlichen Tee. Er war mit seiner Mahlzeit schon längst fertig, als Harald sich noch mit dem ersten Gang beschäftigte. Als die Mahlzeit beendet war, warf er ein flaumleichtes Tuch über die Teller, und sie zogen sich in das ursprüngliche Empfangszimmer zurück, um bei dem Genuß einiger Zigaretten zu plaudern.

Während Harald gegessen und einen schier rasenden Hunger befriedigt, hatte er kaum Zeit gefunden, über sich selbst nachzugrübeln.

Doch jetzt, bei türkischem Kaffee, drängte sich wieder eine mühsam zurückgehaltene Vorstellungswelt herzu, deren er sich kaum erwehren könnte: so als ständen vertriebene Gedanken, unendlich irdisch und zwingend, wie Bettler vor einer verschlossenen Tür und pochten und schrien unablässig. Doch das Tor seines Gedächtnisses war so fest verrammelt, daß ihre Klage nur wie leise Seufzer hindurchzubringen vermochten.

Ja, es *seufzte* in ihm, und er wußte nicht, woher diese tiefe Traurigkeit stammte; denn alles, woran seine Gedanken rührten, zog sich blitzschnell zurück gleich Schneckenfühlern, die er betastete.

Etwas war verschollen, etwas Unwiederbringliches, unendlich Wichtiges.

Er krauste die Stirn; seine Augen verloren schier ihren Glanz; mit einer entsetzten Bewegung faßte er auf einmal den Doktor nach dem Arm und fragte keuchend: „Mir fehlt etwas! Mir fehlt etwas! Seit wann bin ich hier? Und was war vorher?“

Der Chinese wandte ihm ein erstauntes, leeres Gesicht zu.

„*Vorher*? Sind wir nicht immer zusammengewesen, seit du denken kannst? Haben wir uns denn je getrennt? Bist du nicht mein kleiner Freund?“

„Habe ich dich nicht großgezogen hier? Hast du je etwas anderes gekannt wie mich, wie dieses Haus, wie die Halle da drüben?“

Harald schüttelte langsam den Kopf; aber es fiel ihm keine Antwort ein.

„Verzeihen Sie“, sagte er stockend. „Ja; Sie müssen recht haben. . . . . Ich kann mir nichts anderes vorstellen.“

„Es steht dir frei, dir Beliebiges vorzustellen“, meinte Dr. Sze achselzuckend. „Du änderst darum nichts an Tatsachen. Im übrigen haben wir es ja so gut, warum sollen wir uns nach was anderem sehnen?“

Sie rauchten schweigend weiter.

Wiederum fühlte Harald plötzlich die großen Hände gleich welken Blättern auf seiner Stirn, und als diese kühle Berührung ihn verließ und er wieder aufsah, waren auch die klagenden Bettler vor dem Tor, seine Gedanken an früher, gewichen und alles in seinem Hirn erloschen — alles bis auf dies eine Gefühl, daß er sich hier wohlfühlte und es sein Leben lang nicht besser haben wollte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So verrann die Zeit in ewig-gleichmäßiger Arbeit.

Was Haralds Mühe endlich herausgeschält hatte, und was dort oben in voller Größe thronte, war ein hockender, plumper Götze.

Trat man nahe an ihn heran, so löste er sich in seine Bestandteile auf, denn das Auge konnte seine Ausmaße nicht zusammenfassen. Man konnte auf ihm herumklettern, auf diesem Meteoriten aus kompaktem Nickeleisen, diesem Spiel der Natur, desgleichen man noch nie zuvor erblickt.

Sah man aber von unten herauf, so saß dort, auf eine solide Grundlage von Granit gebettet, ein schauervolles Monstrum. Es gehörte wenig Phantasie dazu, um den Block umzugestalten, um Arme und im Hocken gekreuzte Knie zu erschaffen. Die Arme waren formlos und in stumpfen Bogen nach innen zu gedreht. Es wuchsen abscheuliche Tatzen aus ihnen mit Dutzenden gekrümmter Krallen, die dicht unterhalb des Maules wie erstarrte Schaufeln hingen, so als raffe der Götze unablässig Fraß an sich, ohne doch je befriedigt zu sein.

Sein Ausdruck veränderte sich im Spiel der Beleuchtung kaum. Es war dieses stetige aufreizende, klaffende Grinsen. Nur zuweilen verirrte sich ein schwacher Widerschein von Metall in den Höhlen seiner Augen und schuf gespenstisches Leben darin, als rolle er träge Pupillen.

„Kein angenehmer Hausgenosse, wie?“ sagte Dr. Sze, mit schwachem Versuch zu scherzen. . . . .

Er hielt sich jetzt des öfteren vergraben in Gemächern, die Harald noch nie betreten.

Da überraschte der Knabe den Doktor, wie dieser fledermausartig über einer auf dem Boden ausgespannten Rolle brüchigen Pergamentes hockte, die er sich am anderen Ende des Zimmers von einer elfenbeinernen Spindel gelöst hatte, und die von verblaßten plumpen Schriftzeichen strotzte.

Es war dickes Pergament und glänzte ölig. Jedesmal, wenn der Doktor auf den Knien eine Zeile weiter hinunterglitt, knirschte es ledern.

Seine langen, gelben Nägel tasteten die Zeichen ab; seine Augen waren zu ganz dünnen Ritzen geschlossen. Harald, der lautlos in die Tür trat und ihn betrachtete, erkannte, daß der Schriftenkundige sich in einer Art von Trance befand, denn er wiegte den Kopf rhythmisch, und seine Stirn war gekraust.

Das war nicht der Dr. Sze mehr, der ihn damals empfangen, auch nicht der, der das Werk der Enthüllung geleitet. Dies hier war ein Greis von so uraltem Aussehen, daß es den Knaben fröstelte.

Es war ein pendelnder Totenkopf, wie Wachs glänzend; die Haare wirkten wie eine glanzlose Perücke. Die Haut über den Jochbeinen unterschied sich in nichts von dem Pergament: — sie war von tausend Fältchen zerknittert, und fettschwarze Liderritzen saßen in tief eingefallenen Kuppeln. Desgleichen schien auch die Nase geschrumpft und die Nüstern noch flacher, gleichsam erweitert. Die Oberlippe hatte sich in die Höhe gezogen und die Zähne ganz entblößt, die dem Knaben auf einmal mißfarben dünkten und spitz vor Abgenutztheit und Alter. Trotz des schlotternden Kiefers waren die unteren Zähne nicht sichtbar, so daß der Doktor fast einem riesigen Nagetier glich, das der Tod vergessen hat.

Dr. Sze dachte. Er dachte so intensiv, daß er den Knaben immer noch nicht bemerkte. Er rutschte und murmelte, bis er das Ende des Pergaments erreicht. Dann ergriff er unten die beiden Ecken, löste sie vom Boden ab und, wie von einer Sprungfeder geschnellt, schrumpfte die Schrift zusammen nach der elfenbeinernen Spindel zu.

Der Chinese blieb noch eine Weile sitzen. Dann erhob er sich mühsam, ruck-

weise; doch ehe er den Lauscher bemerken konnte, war dieser zurückgetreten, tiefsten Entsetzens voll.

Harald hielt sich eine Weile fern von ihm, bis wiederum der Gongschlag zur nächsten Mahlzeit ertönte. Es hatte eine Weile im Hause geraschelt, das hatte er gefühlt, wie wenn Dinge im Schwang seien, die er sich nicht erklären konnte. Aber wie er eintrat, sah er seinen Freund wie immer am Boden hocken, mit glattem Gesicht, lächelnd und äußerlich kaum älter als wie vierzig Jahre, die er ihm gewohnheitsmäßig zugerechnet. Die Verwandlung war erstaunlich. Nichts deutete im Benehmen des Chinesen auf geistige Erschöpfung hin. Seine Zähne blitzten weiß wie sonst, seine Augen waren munter und flüssig, sein Benehmen heiter und sorglos. Er machte die gewohnte grandiose Handbewegung, die Harald an seinen Platz wies.

Der Zauber des Azel

Es war in einer kühlen Maiennacht.

Die Hunde im Garten trotteten lautlos auf eine große, schwarze Figur zu, die aus dem Hause trat.

Auf ein leises Zischen hin wandten sie die schillernden Augen wieder ab und verloren sich im Garten.

Dr. Sze stellte sich auf die Estrade und zog ein Fernrohr hervor, mit dem er scharf den wolkenlosen Himmel betrachtete.

Dann tauchte er wieder in die Dunkelheit des Hauses zurück, dessen Messingtür sich leise öffnete und schloß.

Er trat in den Innenhof.

Grelles Tageslicht, das der unzähligen Birnen, schlug ihm entgegen. Er drehte es aus, und mit einem Male sprang die groteske Silhouette des schwarz dort oben hockenden Götzen, abgezeichnet gegen schwaches Sternlicht, erstaunlich und befremdend hervor.

Dr. Sze hantierte eine Weile an der Wand, dann ging er ins Laboratorium und kam mit einem Instrument zurück, dessen Gebrauch er so gut zu kennen schien, daß ihm bloßes Betasten genügte. Ein leiser, klirrender Ton entstand oben in der Glasdecke. Er hatte soeben eine Hebelvorrichtung in Bewegung gesetzt, die eine einzige Platte nach innen klappen ließ, so daß der nackte Sternenhimmel dort oben hereinsah.

Langsam klomm er den Hügel herauf. Vor dem Meteoriten angelangt, zögerte er ein wenig. Dann betastete er ihn mit der Hand. Offenbar beruhigt von solcher Prüfung, stieg er mit unendlicher Vorsicht auf den Kopf, wobei er die Füße tastend in die Löcher setzte. Ganz oben richtete er sich im Hocksitz ein, so gut es eben bei der gefährlichen Beschaffenheit des Metalls angehen wollte, und stellte das dreieckige Instrument auf, was geraume Zeit kostete, da er der Stützpunkte nicht sicher war.

Leise murmelnd verglich er jetzt beim Schein einer winzigen elektrischen Laterne gewisse Tabellen, die er mitgebracht; dann fügte er in das Gestell eine schiefe Röhre ein. Hierauf erhob er sich ganz und entfaltete ein trichterförmig geordnetes schwarzes Tuch, das er dicht unterhalb der Luke an der Röhre befestigte. Dies getan, löschte er sein Lämpchen und versenkte sich in den winzigen Hohlspiegel, den er innerhalb der Augengrube des Götzen angebracht. Ein unfaßbar zarter, rötlich-silbern blinkender Punkt schwebte darin. Er verstellte den Hohlspiegel durch ein geöltes Schräubchen, bis das Strählchen genau im Brennpunkt saß, soweit er es beurteilen konnte.

Dann entfernte er den Spiegel und ließ nur die Linse zurück und den leichten Aufbau mit der Röhre.

Langsam schritt er wieder über den Hügel herunter und setzte sich unten am Fuße hin, wie um zu warten.

Leises Ticken ertönte. Der Apparat drehte sich in kaum meßbaren Evolutionen, um dem Saturn zu folgen und dessen gesammeltes Licht an derselben Stelle festzuhalten. Der Chinese verharrte lautlos und spähte scharf und unbeweglich hinauf. Mit einem Male ward er unruhig, atmete schneller und erhob sich aus seiner hockenden Stellung.

Er tat ein paar zögernde Schritte wieder den Hügel hinan, dann ballte er die Fäuste, so daß ihm die spitzen Nägel schier in die entfleischten Handhöhlen drangen und murmelte: „Er ist erwacht. — Also doch!!"

Er beugte sich nieder und krampfte seine Hände um die hervorspringenden Kanten der Steine; trotzdem fühlte er den starken Zug nach oben, als sei er ein Eisenfeilspänchen, von einem ungeheuren Magneten angezogen.

Er wehrte sich mit leisem Keuchen.

Er bot Willenskräfte auf, und wiewohl er es vermeiden wollte, schien es, als würden seine Lider von einer fremden Gewalt aufgerissen, so daß er unentwegt hinaufstarren mußte. Täuschte er sich? Glaubte er nicht zu bemerken, daß die schwarze Silhouette dort ihre Form leicht veränderte?!

Erde rieselte herab. Rätselhaftes Knistern entstand und auf einmal eine Folge von Geräuschen, die dem Zersplittern von Porzellan auf einem Blechdach glichen.

Das Metall dort oben schien in Bewegung geraten. Worin diese Bewegung bestand, konnte er nicht enträtseln. Dann klang es wieder wie das dumpfe Kollern von Erdmassen, wie vulkanisches Nachbeben einer terrestrischen Störung, als sei irgendwo das ruhende Gleichgewicht alter Gesteinsmassen erschüttert, und als wehre es sich, dumpf murmelnd mit metallenen Zungen. Der Drang in die Höhe; die Versuchung, dem Götzen wiederum nahe zu kommen, wuchs ungeheuerlich. Der große Mann wand sich, ja bäumte sich dagegen auf; doch ruckweise, gegen seinen Willen, schien er emporgezerrt zu werden. Er riß ein spitzes Messerchen hervor, stach es sich tief in den Arm, und indem er den Ärmel zurückriß, schleuderte er den hervorquellenden Tropfen gegen das dunkle Ungetüm.

Da flauten die rätselhaften Klänge ab und erstarben wie Nachhall fernen Gewitters, meilentief. Die Spannung, die entsetzliche, ließ nach.

Er torkelte den Hügel herab und tastete nach dem Hebel der Klappvorrichtung. Er riß ihn herum, die Platte schloß sich. Das elektrische Licht flammte wieder auf, und schwer atmend, gegen die Wand gelehnt, starrte er hinauf.

Zunächst konnte er nichts Ungewohntes an dem Götzen entdecken; alles verharrte dort in toter Ruhe. Da entfuhr ihm ein schwacher Aufschrei: — die nach dem Maule zu gekrümmten Tatzen ragten jetzt um etwa ein Viertelmeter verschoben von diesem ab. Sie schienen breiter geöffnet, und die gekrümmten klauenähnlichen Gebilde hatten sich gestreckt.

Der Chinese betrachtete seine Arme, die Wunde blutete noch. Er stieg mit großen stelzenden Schritten den Hügel hinauf, und ohne einen Moment zu zögern, bestrich er die Ränder des entsetzlichen Maules mit dem Rest des hervorgesickerten Lebenssaftes. „Diese Bindung ist keine dauernde", murmelte er dabei. — „Es wird Zeit, daß etwas geschieht."

Er ging ins Haus zurück und weckte Harald mit leichter Berührung an der Schulter. „Ich brauche dich", flüsterte der Chinese. Harald folgte ihm, und Dr. Sze führte ihn in den Innenhof. Haralds Augen blickten klar hinauf. „Bemerkst

du etwas?" fragte Sze. Harald schüttelte langsam den Kopf. Ein rätselhaftes, dünnlippiges Lächeln wie das eines Bedauerns entstand an dem Mund des andern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Die Akkader ahnten ihn; — doch, tief versponnen in verschollene Symbole, wie tote Puppenform und Mumie einer Seidenraupe, lag er vergraben in unseren Schriften. Von seinem Dasein kam Kunde den Kabbalisten; sie nannten ihn Zazel, den Dämon des Saturn; sein Ort war ihnen fremd, doch seine Herkunft ward gedeutet; so lausche:

Der Saturn wird umflossen von einem Gürtel halbzertrümmerter Welten mit einer Schnelligkeit, die das Denken übersteigt. Er stieß dies Element ab aus seinem Körper. Es durchwanderte die Hülle des Rings, brach aus und hub seinen Irrgang an. Seine ovalen Bahnen wuchsen ins Maßlose. Es war ein fremdes Prinzip, vom Mutterkörper ausgespien. Es verneinte die immer rege Anziehung kosmischen Urleibes; am Ende gelang es ihm, die Spirale zu durchbrechen und in steiler Bahn durchs Weltall zu tauchen.`

Stelle dir vor", so tönte die psalmodierende Stimme (und doch bildeten sich aus mattem Tonfall ungeheure Bilder):

„. . . . die Erde ist lieblich, pflanzenhaft. Ein Kreislauf schneidet nicht in den andern hinein, sondern allen Wesens Bestimmung rundet sich ab in heiterer Selbstvollendung.

Die Farbe des Blutes ist unbekannt.

Nichts und niemand will dir übel, und wo das Organische sich breit macht, da weicht das einzelne einander aus und gibt Spielraum.

Auf einmal erstrahlt ein rotes Licht in der Höhe der fernsten Luftschicht tiefer im Azur als jede erforschte Meerestiefe.

Das Licht erscheint nachts, wandelt sich in bengalische Weißglut, und dann geschieht ein Getöse, das noch nie gehört ward. Zersetzungswirbel durchfurchen die Atmosphäre; Springfluten kochen über an allen Gestaden; Grauen der Verwüstung durchpflügt die Stille der Schöpfung.

Das ist die Ankunft dieses Brockens von Eisen, dieses Stückes vom Saturn.

Die Erde erbebt; es stößt in ihren Leib. Ein Fremdkörper, sitzt es seither darin und schwärt. Das Gift, was es erzeugt, wirkt seit Anbeginn. Es ist das älteste Ding der Welt.

Ja, es ist um Jahrmillionen älter als diese Erde, und seine Eigenschaften sind darum auch nicht irdisch. Warum es diese Form annahm? Weil Zazel, der Ausgestoßene von droben, darin saß und seine Form sich abschlug in der Erstarrung des Flüssigen, so wie Blei sich gebärdet, das du siedend ins Wasser träufst; und nicht nur seine Form schlug er ab, es lebt eine Intelligenz in diesem Ding, die außerirdisch ist und grauenhafte Begriffsverwirrung erzeugt. . . . . Alle Kriege seit Menschengedenken bis zu dem kleinsten Mord, der unter Tieren sich ereignet, jeder noch so kleine Tropfen verspritzten Blutes nimmt seinen Ursprung von dem Ding. Blut kennzeichnet sein Gedächtnis von Anbeginn, und durch Blut ist es dir gelungen, wie man untrüglichen Wegweisern folgt, ihm auf die Spur zu kommen. Deshalb muß es vernichtet werden, und seine Vernichtung ist nicht leicht.

Gibt man Ihm Blut (und sei es auch wenig), so hat Er zu verdauen; und währenddessen erlischt sein trüber Einfluß. Ist Er aber hungrig (und er ward noch nie gesättigt), so strahlt Er Gift aus; so frißt Er alles mit der Gier des Magneten. Sein Hunger war nicht scharf gewesen in den letzten Jahrhunderten, weil überall auf der Erde, sei es hier oder ferne, Blut floß; doch gesättigt ward er nie. Er lag ständig auf der Lauer.

Das einzige, was Ihn völlig bindet, ist die Erde, in der Er steckt, und der Stein,

der Ihm im Alter nahe kommt: der Granit. Empfindet er aber Verknüpfung mit seiner Urheimat, dann vergiftet er das, was ihm am nächsten ist.

Zuweilen wischten Regengüsse die Erde halb von seiner Stirn, und dann traf ihn ein Strahl des Saturn. Ich wußte dieses nicht. In meiner Blindheit grub ich ihn völlig aus; öffnete eine Platte und sammelte Licht vom Saturn auf ihm. Es geschah Entsetzliches; seine Kräfte wuchsen sprunghaft. Für wenige Tage ist er jetzt beruhigt, da ich ihm von meinem Blute gab; — doch ich habe nicht mehr viel zu vergeuden. Und sobald mein Blut versickert ist, geschieht Unausdenkbares —; denn — —"

Hier hob der Chinese seine Stimme ein wenig, und sie hatte einen erzenen Unterton — „denn dann muß Er beschwichtigt werden, immer wieder beschwichtigt, und wir zwei können es nicht vollbringen. So steht geschrieben: ‚Wenn der Zazel wach ist, so mußt du Ihn binden durch Erde. Kannst du dies nicht, dann durch Gestein; doch willst du Ihn ganz vernichten, so mußt du Ihm sein eigenes Gewicht in lebendigem Blute reichen; und dieses Blut muß sein von einer Art'."

Eine Pause folgte. Harald saß gelähmt von der ungeheuren Eröffnung. Schneller sprach der Chinese, und sein großes, flaches Gesicht hob sich höher.

„So komm und hilf mir, so lang er beschwichtigt ist. Wir müssen ihn wieder vergraben. Wir müssen eilen. Denke nicht nach. Nachdenken lähmt."

Er ging mit großen stelzenden Schritten in den Innenhof zurück.

„Hier nimm eine Schaufel, steige in den Schacht und schleudere mir herauf, was du mit einem Stich heben kannst. — Ich werde dich stärken."

Das grüne Fläschchen war zur Hand, und er träufelte ein Dutzend Tropfen dem Jungen verdünnt zwischen die Lippen. Harald fühlte seinen Körper stahlhart werden und geschmeidig zugleich. Bald stand er unten und förderte die Erde herauf gleich einer Maschine. Der Chinese schleuderte sie weiter mit gespenstischer Kraft, auf den Steinsockel hinauf. Sie arbeiteten so unablässig eine lange Zeit, bis Dr. Sze herabrief:

„Komm hervor, wir wollen zunächst versuchen, ihn zu blenden." —

Beide wankten keuchend hinauf und mühten sich, die schweren Erdklumpen nach dem eisernen Antlitz zu schleudern, nach den gähnenden Höhlen darin. Doch dieses geschah: Die Klumpen zersplitterten und rieselten wieder herab. Das Eisen blieb blank, und ein Spiel des Schimmers dort droben ließ ihnen scheinen, als verzerre ein unsagbar tückisches Grinsen das klaffende Maul.

Der Chinese ergriff mit den Händen einen Brocken Lehm und versuchte, zu voller Größe aufgereckt, ihn dorthin zu tragen, wo er ihn haben wollte; doch seine Hände erschlafften. „Versuche du", murmelte er klagend, und seine Stimme hatte etwas Zersprungenes und Hohes zugleich, wie die einer Sibylle.

Harald reckte sich, von ihm halb gehoben, doch eine derart unirdische Kälte schlug ihm entgegen, daß er wie bei einem Brande das Gesicht mit den Armen schützte und aufschreiend zurückfiel.

„Es ist nicht möglich", stammelte er; „ich kann es nicht."

Beide taumelten hinab und rasteten wieder am Fuße des Hügels.

Nach einiger Zeit fanden sie ihren Atem wieder. Der Chinese saß unbeweglich und grübelnd, bis Harald ihn plötzlich entsetzt fragte:

„Was ist nun zu tun?"

Da schüttelte er das Haupt, hob wiederum das flache Gesicht mit jenem halb ekstatischen Ausdruck, den ein Übermaß von Qual verleiht, und sprach zischend: „Ich weiß es nicht."

Bleierne Hoffnungslosigkeit senkte sich über beide. Plötzlich begann der Chinese

unruhig zu werden. Er stand zögernd auf und tat einen Schritt nach vorn. „Die Bindung erlischt!!“ flüsterte er rasend. „Reiß mich zurück!“

Harald, selbst im Drang, nach vorn zu stürzen, gebrauchte seine ganze junge Kraft, mit der Linken die Klinke der Tür zu erreichen, während seine Rechte am Ärmel des Chinesen zog. Mit äußerster Anstrengung gelangten sie durch die Tür und schlugen sie zu. Beide schleppten sich weiter. Auf einmal ward ihnen leichter: ihre Schritte wurden ruhiger, und sie kamen am Ende des Ganges an.

Das erste Opfer

„Ich sehe ein seltsames Licht vor dem Fenster kommen und gehen“, sagte Harald plötzlich. „Es ist wie das rotierende Licht eines Leuchtturms.“

In der Tat, ihm schien, als streife ein Lichtkegel durchs Gemach, wie das Ende einer Peitsche erglimmend und zuckend erlöschend.

„Ein wechselndes Licht? — Das ist Tag und Nacht.“

„Tag und Nacht?!“

„Es ist Sein Einfluß“, sagte Sze. „Noch ist er nicht groß, noch ergreift er nur das Lebende im nächsten Umkreis.

Jene Intelligenz dort drüben brachte ihre eigenen Begriffe mit. Du bist ihr zu nahe gekommen. Du hast sie berührt, und so hat sie dich zu einem Stück ihrer selbst gemacht, dort, wo sie dich am schnellsten erreichen konnte: im Hirn.

Für das älteste Ding der Welt gibt es unsere Zeit nicht. Es brachte seine eigene Zeit mit.

Was sich sonst im Laufe von Tagen begibt, ja Wochen, das spindelt sich ab vor diesem Götzen wie das lose Spiel von Minuten. Er ist so von Ewigkeiten geschwängert, daß ein Menschenleben vor ihm ist wie ein Pilz, der zur Nachtzeit aufschießt, um schon im Entstehen wieder zu vermodern; wie ein . . . Fliegenschwamm . . .“ — Es war, als koste Dr. Sze dieses Wort aus wie mühsam errungenes Wissen.

„Sahst du nicht (es ist nicht lange her) Schwalben um einen Turm segeln so schnell, daß du nicht einmal ihre Schwingen unterscheiden konntest? Hörtest du nicht im gemächlichen Rasseln eines Wagens das entfesselte Rasen durchgehender Pferde? Sahest du nicht die fliehende Schleppe von Staub auf einer Straße, und fühltest du nicht, mein junger Freund“ — hier legte er seine Hand auf den blonden Schopf — „daß dir die Sonne im Laufe weniger Minuten vom Osten her auf den Scheitel kletterte?

Dies alles dachtest nicht du; aber Er dachte durch dich, da du ihn berührt hattest, eh mir Kenntnis wurde von Ihm.

So auch jetzt spinnt sich draußen die Zeit ab. Doch sorge nicht, du alterst nicht mehr im Sinne von Menschen; denn auch das ewige Selbst Seiner Form übertrug er auf dich. Verwandtes Stück wurdest du Ihm und mit Erkenntnissen belastet, die dir schwer erträglich dünken. — Doch es *muß*, es *muß* ein Weg gefunden werden, um aus dieser kosmischen Sphäre wieder ins Irdische zu gelangen; Er muß *vernichtet* werden; denn sonst“ — hier stockte er ein wenig — „sonst vernichtet er uns beide.“

Harald saß tränenlos und starrte vor sich hin. Er glaubte zu begreifen, doch er fühlte sich von dieser schleppenden Stimme so eingelullt, schier bezaubert, daß er sich nur ahnungsweise eine richtige Vorstellung von dem Sinn der Worte machen konnte.

„Ich lasse dich jetzt für kurze Zeit allein“, sagte der Chinese. „Ich schließe dich ein, doch sorge nicht; es ist um deiner selbst willen gut so. Dein Begehren, zu ihm

zu gelangen, wird wachsen. Du wirst vielleicht Qual empfinden; aber du mußt es ertragen; denn ich muß Zeit gewinnen, um aus den Schriften den Ausweg zu ergrübeln; denn es muß einen anderen Ausweg geben."

Er sprang empor; leise raschelte die schwarze Seide und wallte von seiner mächtigen Gestalt herab. Ehe Harald sich besinnen konnte, schlug die schwere Tür ins Schloß. Er war allein.

Dr. Sze wandelte mit fliegenden Schritten in das Gemach zurück, wo die Schriftrolle lag. Wiederum entbreitete er sie und versank in tiefes Grübeln unter sechs flammenden Glühbirnen, die ihn kalkweiß bestrahlten. Wieder zog der runzelige Finger nachdenklich an den Kolonnen rechteckig verschlungener Zeichen herab. Er dachte und dachte so intensiv, daß die Schultern spitz heraustraten, daß sein alterndes Gesicht sich, sichtbar schrumpfend, pendelnd hin und her bewegte; daß die Pupillen sich schier gänzlich hinter die einsinkenden Lider versteckten.

Mit einem Male riß ihn ein scharfer Krach aus seiner Grübelei.

Wie ein Betrunkener hob er sich stolpernd in die Höhe, reckte sich dann auf und eilte den Gang zurück.

Die schwere Tür des Zimmers war erbrochen; eine unerhörte Kraft mußte Harald plötzlich beseelt haben, um sie zu sprengen.

Sze stürzte in den Innenhof hinein. Dort sah er die nackte, weißleuchtende Gestalt schon auf halber Höhe des Hügels.

Er eilte dem Jungen nach, als dieser sich anschickte, sich wie blind zwischen die ausgebreitet starrenden Tatzen des Ungeheuers zu werfen. Er krallte ihm die Hände in die Hüften und riß ihn mit äußerster Gewalt wieder herab. Gleichzeitig fühlte er die Kraft des Dämons erlöschen; und dies ward ihm erklärlich, als er die blutig geschundenen Handflächen des Knaben sah, die dieser wimmernd von sich streckte. So war Jazel für kurze Zeit geatzt. . . . .

Sze brachte ihn dieses Mal in ein anderes, noch entfernteres Zimmer, in welchem Wandspiegel von der Decke bis zum Boden hingen.

Die Tür war wie die des Einganges mit dickem Messing beschlagen. Er überließ den Fassungslosen sich selbst, schloß ihn ein und eilte zu seiner Schriftrolle zurück.

Harald blickte sich um. Was war ihm geschehen? Mit einem Male sah er sich in einem der Spiegel stehen.

Ja, als er sich umdrehte, ward sein Bild doppelt und dreifach zurückgeworfen von anderen. Ein Gedanke begann in seinem Hirn aufzukeimen und sich schmerzhaft zu entfalten. Statt dieses großen Spiegels sah er auf einmal einen kleineren vor sich, der an einer grünen Tapete hing, und darunter formten sich mühsam aus seinem Gedächtnis steigend die Umrisse eines Schreibpultes ab.

Wo war das doch gewesen, daß er sich selbst ins Antlitz gestarrt hatte, das letzte Mal?

Nackt und schlank stand sein Bild dort in Kristall. Seine Haare waren zerrauft und sein Antlitz weiß wie die Haut seines Körpers.

Einen Herzschlag lang tauchte ein Zimmer auf mit Möbeln, die er kannte, mit einem Bett und einem Fenster, das ihm vertraut war. Er versuchte es festzuhalten, doch es entglitt ihm mehrmals. Endlich kam ihm die aufwühlende Erinnerung an das Früher; mit schreckhafter Deutlichkeit.

‚Wo bin ich hingeraten!' dachte er fassungslos. ‚Was macht man mit mir? Wo hält man mich gefangen?'

Er drehte sich blitzschnell um, wie um Verfolger abzuwehren; doch die stumpf blinkende Messingtür war alles, was er erblickte. Kein Griff war daran wahrzunehmen, keine Klinke, kein Schloß. Nur dieses kahle Zimmer mit den Spiegeln

und draußen das ewige, ermüdende Hell und Dunkel, das, sichtbar trotz des scharf bestrahlten Zimmers, hinter dem Fenster geschäftig war.

Er riß es auf. Es war mit schweren Eisenbarren verdeckt. Wind atmete ihm entgegen, und das Draußen zerrte an ihm wie schmerzhaft rüttelnde Sehnsucht.

Die Augen von Tränen überquellend, preßte er die Stirn an das Gitter. Fliehen war sein einziger Gedanke, fliehen aus diesem verzauberten Haus, aus der Nähe dieses Gelben und des unheimlichen Kolosses dort hinten, der mit ihm spielte wie die Katze mit der Maus. . . . Fieberhaft suchte er nach einem Gegenstand, der ihm helfen könne. Er erwartete keine Feile zu finden, aber vielleicht einen Hebel, ein starkes Stück Metall, um dieses Gitter auseinander zu biegen und sich Durchlaß zu erzwingen.

Er fand nichts, was ihm hätte dienlich sein können. Doch war es auf einmal, als verleihe die Sehnsucht und der sich aufbäumende Wille zum Leben ihm ungeheuere Kräfte. Er ergriff mit den Händen zwei der Gitterstäbe. Seine Muskeln spannten sich wieder wie Stahl, wie unter der Wirkung des grünen Giftes, mit dem der Unhold ihn verseucht. Die Stäbe wichen, und er preßte sich hindurch.

Er sprang auf einen freien Platz. Er sah auf einmal Baumwipfel, die sich schüttelten, und Dunkel und Hell wechselten langsamer, als erlahme die Feder eines magischen Spielwerks.

Da hörte er ein leises Rascheln, und drei schwarze Silhouetten, die der Hunde, standen unfern auf dem Pfad.

Verzweiflung gab seinen Schenkeln unerhörte Schnellkraft. Mit drei Sätzen sprang er auf das Parkgitter zu und zog sich blitzschnell daran in die Höhe. Ein Schnappen verscholl hinter ihm in die Tiefe.

Plötzlich hörte er eine ganz leichte hohe Stimme unter sich.

„Vergiß nicht, wohin du gelangen wirst, wenn du dieses Gitter übersteigst."

„Wohin?—!" rief Harald heiser zurück. „In meine Welt zurück, in meine eigene menschenwürdige Welt!!"

Ein bedauernd gurrendes Gelächter ward wach.

„In deine Welt? Wen glaubst du dort zu finden?"

„Die mir früher teuer waren!"

Das kleine Gesicht seiner Mutter stahl sich zitternd vor seinem inneren Blick vorbei; eine Geste seines Vaters, ein vertrauter Tisch und andere Gesichter, die er kannte, die ihn verstanden.

„Deine Eltern . . .?" sang unten die Stimme weiter — „du findest sie nicht mehr. Seit du hier bist, bist du selbst so alt geworden, wie sie waren . . ."

„Du lügst!" stammelte Harald herab. Und doch fühlte er, wie seine Hände, an die obersten Spitzen des Gitters geklammert, eiskalt wurden und erlahmten.

„Warum soll ich lügen?" erwiderte Dr. Sze. „Ich gebe dich frei!"

„Du gibst mich frei?"

Eine Ohnmacht überkam den Knaben. Seine Glieder lösten sich, er fiel herab. Die weite, kühle Seide der Ärmel des Untenstehenden schloß sich um seine Brust.

Harald, sein Bewußtsein halb wieder erlangend, spürte mit einem Gefühl größter Leere, in das er sich willenlos gleiten ließ: ‚Er hat mich nicht betrogen.'

Der Chinese brachte ihn in das Spiegelzimmer zurück und bettete ihn sorgsam auf herzugeschleppte Kissen. Dann betrachtete er ihn, und der Ausdruck jenes übermaßes an Qual stahl sich wieder über sein flaches Gesicht. Mit einer Gebärde der Hilflosigkeit ließ er seine Hände aus den Ärmeln emporsteigen. Dann schritt er wieder heraus, schloß die Tür und näherte sich dem Pergamente, das er stehend und nachdenklich betrachtete.

Kein Sinn blitzte mehr zwischen diesen eckigen Zeichen auf.

Nur das eine wußte er jetzt: ‚Es gibt keinen Ausweg als den e i n e n' — und sein Fuß trat verächtlich auf eine Gruppe von Zeichen, die ihm jene besondere, betäubende Erkenntnis vermittelt:

‚Man kann Ihn nicht auslöschen, es sei denn, daß man Ihm sein eigenes Gewicht in Blut gebe.'

„Wohlan!" schrie er auf einmal, und es klang wie das Kreischen eines ungeschlachten Geiers durch die Totenstille: „Wohlan! So soll dieser den Anfang machen! . . . denn eine Heilung gibt es nicht mehr."

Die üble Zauberwirkung dort im Innenhofe war wieder geschäftig. Sze fühlte es in allen Gliedern. Er schlich sich den Gang hinunter und öffnete eine Ritze der Tür des Hofes. Jemand, fühlte er, stand innen hinter ihr und riß sie auf, mit elastischer und unnachgiebiger Gewalt. Wenn er sich hereinwagte, so würde dies kreisende magnetische Feld auch ihn in seinen Strudel ziehen! — aber er durfte nicht der erste sein, nicht e r ! ! — denn er hatte zu tun, er hatte das Werk zu vollenden!

Mit äußerster Kraft schloß er die Türe wieder, die ihn hineinzuzerren drohte; dann schritt er zurück nach dem Zimmer, wo der Knabe lag. Er öffnete es und blickte hinein.

Dort lag die junge Gestalt wieder in Ohnmacht versenkt, dort lag diese gottgewollte Form, die zertrümmert werden mußte. Das Gesetz des Zazel wollte es so.

Und dieses Scheinleben dort eines so alten Wesens in einer jungen Form, die es Lügen strafte, hatte keinen Sinn mehr.

Er ließ die Tür offenstehen, warf noch einen sinnenden Blick auf den unbeweglichen Körper und wartete draußen.

Das Haus erzitterte von dumpfen Klängen, die er mit innersten Fibern spürte. ‚Wage ich es?' dachte er. Er holte ein letztes Mal den grünen Trank und schüttete den ganzen Rest mit einem würgenden Schluck herunter. Dies feite ihn und gab ihm die Kraft, die vonnöten war.

Er ließ die Tür zum Innenhof aufspringen. Die stumm lauernde Kraft von dort oben brandete gegen ihn an, doch er fühlte, daß er ihr noch widerstehen könne. Elektrisches Prickeln überlief seine Haut. Er tastete sich wie einer, der auf einem Schiff dem Sturm entgegenarbeitet und sich an die nächsten Gegenstände hält, die ihm sicheren Griff erlauben, die Wand entlang, bis er den Hebel zu der Glasplatte dort oben fand. Er riß ihn herum und sah in dieser scharfumrahmten kleinen Schlucht von schwarzer Bläue das rötliche Licht des Saturns flimmern.

Unendlich mühsam, Knie nach Knie vorstoßend, gelangte er wieder zur Tür und floh in den Gang hinaus. Dort wartete er.

Beide Türen standen geöffnet, die zum Innenhof und die jenen fernen Zimmers. Es währte nicht lang, so hörte er tastende Schritte vom Korridor her sich nähern: klatschende Geräusche nackter Sohlen. Harald taumelte heran. Sze sah den weiß leuchtenden Körper zunächst aus weiter Entfernung, dann rannte der Knabe in Sätzen an ihm vorbei, die Arme starr entbreitet.

Sze wagte sich in die Nähe der Tür. Das unterirdische Murren und Klirren von Metall ward lauter und dringender. Mit scharfem Böllerknall zersprangen mehrere Blöcke von Granit dort drinnen, als ob ein Riese sich in Fesseln rege oder eine tiefe Ladung von Ekrasit murrend ihr enges Gefängnis dehne. . . . Nun geschah ein Rasseln, wie wenn schwere Panzer oder Geschützrohre hügelan gezogen würden und funkenstiebend gegeneinander schlügen. . . . Durch all diesen Lärm war noch die keuchende Stimme hörbar, die dort oben verklang, immer ferner und

ferner. Da geschah ein Ton, wie wenn ein großes Stück Eisenblech über unebenes Pflaster gezerrt wird. . . . Jetzt rieben sich die Zähne dort gegeneinander; jetzt geschah das Entsetzliche; das . . . Opfer!

Plötzlich war es totenstill.

Sze wußte, daß die Bindung, die stärkste bis jetzt, die man dem Götzen auferlegen durfte, Besitz von diesem ergriffen habe.

Mit freien Schritten und einer qualverzerrten Miene schritt er durch die silbrige Dunkelheit und drehte die gesamte Schaltung an. Grelles Tageslicht überflutete den Hof, und droben begannen die grünen Lichter zu spielen. Dort hing auch der Körper des Knaben in den Eisenkrallen des Dämons, den Kopf zurückgeschleudert wie in der Inbrunst einer bedingungslosen Anheimgabe; und Blut tropfte von dem Eisen; lebendiges Blut. Es schimmerte aus den metallnen Augenhöhlen; schimmerte von den Zähnen; ganz gesättigt schien das tückische Bild, ganz überschwemmt vom Lebenssaft.

Dr. Sze stand starr. Dann machte er eine seltsame Gebärde, eine Art tiefe Verneigung. Seine langen Ärmel berührten mit einem Schwung den Boden, und in gekrümmter Haltung stand er eine Weile, wie in Ausübung einer dunklen, fremdartigen Zeremonie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er schritt müde den Hügel hinauf und löste den Leichnam dort oben aus den gesättigten Pranken. Wie eine zersetzte Blüte schien ihm das, was er zurücktrug. Er ging in den Garten. Dort bettete er ihn nieder. Die drei Hunde standen starr wie Wächter, sie rührten sich nicht.

Er ging zurück und holte eine Schaufel. Dann grub er ein tiefes Grab mit ungeheurer Emsigkeit und Kraft, bettete den Körper hinein, schüttete Erde hinein und bestattete ihn unter schweren Blöcken von Granit, die er so leicht herzutrug, als sei es Kindertand.

Es geschah in einer unfaßbar kurzen Zeit; denn das Werk näherte sich seinem Ende, und dies alles war ihm so geläufig, als ob er es längst gelesen und gewußt habe.

Nichts befremdete ihn mehr, er wußte nur das eine: Jetzt hebt ein großes Morden an; aber es ist das letzte. Dies wird der Krieg, der jeden anderen Krieg sinnlos macht. Dies ist der letzte Krieg, und dies sein erstes Opfer.

Es wird gemordet werden, bis all' die Tonnen von Blut, die dies entsetzliche Wesen braucht, es gesättigt haben; bis dieser Fremdkörper im Leib der Erde irdisch geworden, bis diese schwärende Wunde, die seit Äonen die Menschheit mit Zwangsideen, mit Geistverwirrung, mit Selbstzerfleischung ängstigt, für immer und endgültig geschlossen ist.

Er schritt ins Haus hinein.

Die Türe zu dem Innenhof stand noch offen.

Er setzte alle Hebel in Tätigkeit, die die Wand bedeckten, und siehe da, das ganze Glasdach klappte auf; entfaltete sich klirrend.

Der ungeheure Sternenhimmel, wie ein Schacht, in dem silberne Welten sich bewegten Kolossen ähnlich, nach unfaßbarem Rhythmus, drang über ihm herein.

Und gleichzeitig, als sei es meilenfern, entstand das alte Dröhnen und Kollern: doch war jetzt ein Unterton dabei: war es dumpfer Rhythmus vom Marsch unzähliger Füße?

Oder war es das Stampfen eines mächtigen Mörsers, eines alles-zermalmenden, auf erbarmungslosem Granit? . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Not der Wolgadeutschen *)

Von

Otto Fischer

Weite Strecken des russischen Reiches sind im vergangenen Jahre von einer Hungersnot heimgesucht worden, wie sie wohl kaum ihresgleichen im Laufe der letzten Jahrhunderte in den zivilisierten Ländern Europas findet. Geographisch bildet der Lauf der Wolga ungefähr die Grenze dieses Gebietes des Schreckens und des Elends. Von ihrem Oberlauf bis zu ihrer Mündung in das Kaspische Meer herrscht an ihren Ufern Hunger und Not, und weithin nach Osten auf Hunderte von Kilometern hat die Katastrophe das ganze Land betroffen. Es hungern im Norden Kasan, die uralte Hauptstadt des Tartarenreiches, und die ganze heute wieder als russischer Föderativstaat errichtete „Tartarrepublica". Es liegen an bekannteren Städten Ssamara, Ssaratow, Astrachan, Orenburg, Ufa und viele andere im Hungergebiet; seine Bewohner zählen nach Millionen, und ihre Zahl hat durch die ungeheure Katastrophe eine jetzt noch unabschätzbare Verminderung erfahren.

Aber auch der Süden Rußlands, die reichsten Gebiete am Schwarzen Meer sind von der Mißernte nicht verschont geblieben. Auch in der Ukraine hungern Millionen von Menschen. Die ganze Krim, die Gegend um Odessa, das Gebiet von Cherson, das Gouvernement Taurien sind nur einzelne Punkte, die als Zentren dieses Verhängnisses gelten können.

Von diesem Unheile, das sich in seiner Riesenausdehnung und dem durch sie bedingten Massensterben nur mit den Hungerkatastrophen Indiens vergleichen läßt, sind in der Ukraine wie an der Wolga deutsche Volksgenossen betroffen und mit dem Untergange bedroht. Als Mitglied der Expedition des Roten Kreuzes wurde mir die Aufgabe, dem deutschen Bauernstamm an der Wolga die erste Hilfe aus der alten Heimat zu bringen und zugleich sichere Nachrichten über die Lage der deutschen Kolonien einzuholen. Was ich fand, war furchtbar, furchtbarer, wie sich die Verhältnisse von Woche zu Woche verschlimmerten durch den Verbrauch der letzten Vorräte und die Zunahme der Seuchen.

Doch zunächst in kurzen Zügen, was die Wolgakolonien einst waren.

Ihre Gründung geht in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück. Rußland war durch Peter den Großen Weltmacht geworden, es hatte seine Rolle in der

*) Wir verweisen angesichts der furchtbaren Not der Wolgadeutschen auf den Aufruf am Anfang dieses Heftes mit der dringenden Bitte um Hilfe. Die wichtigste Literatur über die Wolgadeutschen ist: „Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga." Von Dr. Gerhard Bonwetsch. Stuttgart 1919. — „Aus tiefster Not. Schicksale der deutschen Kolonien in Rußland." Von Johannes Schleuning. Berlin 1922. — „Aus den Leidenstagen der deutschen Wolgakolonien." Von Friedrich Bier und Alexander Schick. Darmstadt 1922. — „Die deutschen Wolgakolonien." Von Fritz Heinz Reimesch. Berlin 1922.

Die Schriftleitung.

europäischen Geschichte begonnen, es fehlte aber noch die innere Ausgestaltung des Reiches, seine Umwandlung in einen Kulturstaat europäischen Gepräges. Dringend verlangten seine ungeheuren Gebiete zu ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Hebung ausländische Einwanderung. So erließ denn die Kaiserin Katharina II. (1763) ein Manifest, in dem sie Ausländer aufforderte, sich in ihrem Lande niederzulassen und ihnen günstige Bedingungen für ihre Ansiedlung bot. Diesem Rufe folgten zahlreiche Leute, namentlich aus den deutschen Kleinstaaten; sie wurden in das Gebiet auf beiden Ufern der Wolga in der Umgebung der Stadt Ssaratow gebracht. Sie fanden allerdings etwas ganz anderes, als ihnen versprochen war. Kein Haus, kein Hof war vorhanden, alles mußte erst neu geschaffen werden; die Felder gerodet und bestellt, die Wohnungen gebaut, ja selbst die Lebensmittel und das Saatgetreide für die ersten Jahre von auswärts herangeschafft werden. Und damals zeigte es sich schon, daß, wenn auch mancher Abenteurer unter ihnen gewesen sein mag, der Kern der Leute ein guter war: Deutscher Fleiß und das reiche Land ließen sie bald seßhaft werden und in der neuen Heimat Wohlstand gewinnen. Reiche Ernten kamen, die Bevölkerung vermehrte sich und gründete neue Kolonien, zunächst im Wolgagebiet selbst, dann in anderen Gegenden Rußlands; gegen Ende des vorigen Jahrhunderts setzte auch eine Auswanderung nach Amerika ein. Und wenn auch bei intensiverer Regsamkeit und Ausnutzung der modernen technischen Fortschritte, namentlich was Bewässerung und Bodenmelioration betrifft, die Erträge noch größer hätten sein können, so waren doch die Kolonien ungleich reicher und unendlich viel besser gestellt als die umliegenden russischen Dörfer. Die Tatsache, daß allein ihr Fleiß und ihre Arbeitskraft ihnen diese Überlegenheit gab, ließ sie davon Abstand nehmen, ihre Landwirtschaft weiter zu bilden und bewirkte, daß sie, mit unsern Bauern gemessen, auf einer erheblich niedrigeren Kulturstufe stehen. Einfach waren die Häuser, aus Holz, in manchen Gegenden nur aus Lehm mit einem Holzdach gebaut, aber sauber und im Innern gut eingerichtet. Die Anpflanzung von Weizen war die Hauptaufgabe, aber auch andere Getreidesorten (Roggen, Gerste) und in der letzten Zeit Tabak wurden gebaut. In einzelnen Gegenden legte der Bauer ganz besonderen Wert auf seinen Viehstand. Der Besitz von vier bis sechs Pferden war nichts Besonderes und galt nicht als Zeichen größeren Reichtums. In den Kolonien auf dem Westufer der Wolga entwickelte sich die Hausweberei, die im Winter, wenn die Landarbeit ruhte, einen guten Nebenverdienst bot und diesen Dörfern auch in der Zeit der Hungersnot das Durchkommen erleichtern half.

Das Deutschtum in jenen Gebieten ist ganz erhalten, die Umgangssprache ist deutsch, die Mundart läßt noch die ursprüngliche Heimat erkennen, die meist in Süddeutschland war; gewöhnlich hört man einen Dialekt, wie er etwa in Hessen oder in der Pfalz gesprochen wird. Hier mag wohl die Heimat der meisten Auswanderer gewesen sein, so daß sich ihre Mundart schließlich durchgesetzt hat und die Grundlage zu dem heutigen „Kolonistendeutsch“ geworden ist. Die deutschen Sitten haben sich namentlich in den Dörfern in der Steppe oft mit größerer Treue erhalten als bei uns in der Heimat. Reges Leben war in den Kolonien im Sommer, wenn es zur Arbeit ins Feld ging, im Winter, wenn man bei den Nachbarn gesellig zusammenkam. Heute herrscht überall Schweigen und Tod. Wenn man in ein Dorf hineinkommt, so findet man an vielen Häusern die Fenster vernagelt und die Türen verschlossen. Ihre Bewohner haben vor dem Hunger das Weite gesucht, ihre Habe ist verkauft, um die Reise und den Unterhalt unterwegs zu bestreiten, das Haus ist leer und verlassen. Sie selbst suchen irgendwo im russischen Reiche eine Möglichkeit zu leben, und doch finden sie nur die wenigsten von ihnen. An den Rändern der Dörfer sieht man abgerissene und zerstörte Häuser, ihr Holz hat als Heizmaterial dienen müssen, da in diesem Jahre kein Brennstoff aus den unermeßlichen Wäldern

am Oberlauf des Stromes herangeschafft wurde, denn hier sind wir ja in der unendlichen Steppe, in der weit und breit kein Baum und kein Strauch zu sehen ist, die wenigen Gehölze unmittelbar am Ufer der Wolga sind schon fast alle der Axt anheimgefallen.

Einen tiefen Einblick in die Katastrophe, die über jenen Bauernstamm hereinbrach, gewähren die Zahlen der Bevölkerungsabnahme in den letzten Jahren. 1919 wohnten in den deutschen Wolgakolonien etwa 460 000 Menschen, damals war eine gute Ernte gewesen, und viele Leute begaben sich aus den Städten, in denen schon Not herrschte, aufs Land. (Die Ermittlung der Ziffern ist jetzt dadurch gegen früher erheblich vereinfacht, als die Wolgakolonien, die vor der Revolution zwei verschiedenen russischen Gouvernements zugeteilt waren, heute zu einer Einheit zusammengeschlossen sind und sich selbst verwalten.) Im Juli 1921 wurden noch 360 000 Bewohner in den Wolgakolonien gezählt. Damals war die Hungersnot kurz vor der Ernte schon auf eine beträchtliche Höhe gestiegen, da ja auch der Ertrag des vorgehenden Jahres (1920) sehr gering war. Im Dezember 1921, wo auch die spärlichen Erträge der neuen Ernte bereits aufgezehrt waren, wurden nur noch 320 000 festgestellt; heute kann man höchstens noch mit dem Überbleiben von 200 000 bis 250 000 Menschen rechnen. Die Verluste sind bedingt einmal durch den Hunger, nicht Unterernährung, wie auch wir sie im Kriege kennen lernten, und ihren Folgen, vor allem der Tuberkulose, nein, direktes Verhungern aus Mangel an jeglicher Nahrung. Zum zweiten durch Seuchen, die natürlich im Gefolge einer solchen Katastrophe in Massen auftreten. Wo es an den elementarsten Bedürfnissen des Menschen fehlt, wo kein Brot mehr vorhanden ist, da kann natürlich auch keine Sauberkeit mehr herrschen, und da ist die Gelegenheit zur Entwicklung von Seuchenherden, wie sie schlimmer nicht gedacht werden können. Im Sommer herrschten Cholera und Ruhr, am stärksten unter den Ansammlungen von Flüchtlingen, die sich am Ufer der Wolga zusammengefunden hatten, um sich in anderen Gegenden vor dem Hungertode zu retten. Im Winter hielt der Flecktyphus, diese Krankheit der Unsauberkeit, fast in jedem Haus seine Einkehr und forderte überall seine Opfer. Aber auch die Zahl der Ausgewanderten hat auf die Bevölkerungsziffer einen nicht unerheblichen Einfluß, und gerade sie sind für die Zukunft noch von besonderer Bedeutung, weil die meisten von ihnen, die sich auch in der Fremde nur mit Mühe und Not, ja zum Teil unter den größten Entbehrungen und in direktem Kampf mit dem Hunger durchschlagen konnten, die Absicht haben, nach der Ernte wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Sie werden zunächst im Herbst die Ernährungsschwierigkeiten vermehren, dann aber kommen natürlich auch diese Leute vor allem für den Wiederaufbau in Frage.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß in diesem so unendlich fruchtbaren Lande an der Wolga, das seit 150 Jahren bereits die reichsten Ernten hervorbringt, ohne besondere Maßnahmen zur Verbesserung des Bodens, von Zeit zu Zeit schlechte Jahre kommen. Die Veranlassung ist die Trockenheit, die den ganzen Ertrag auf den Feldern von der Sonne verbrennen läßt. Derartige Mißernten sind im Laufe der letzten Jahrzehnte verschiedentlich beobachtet worden, allerdings einen solchen Umfang hat keine von ihnen angenommen. Natürlich machten auch die schlechten Transportverhältnisse in Rußland das Heranschaffen großer Nahrungsmittelmengen aus anderen Gebieten schwierig, und gerade dies ist es, womit auch die ausländischen Hilfsorganisationen am meisten zu kämpfen haben, und was oft eine Verzögerung und Unterbrechung in der Ausübung der Hilfstätigkeit bedingt.

Der Ernteertrag im Hungergebiet selbst war im vergangenen Jahr so gering, daß der Acker noch nicht einmal das zur Aussaat verwendete Getreide wiedergab. Wenn man aus dem Gesamtertrage unter Zugrundelegung der Bevölkerungsziffer

zur Zeit der letzten Ernte berechnet, wieviel auf den einzelnen Kopf kam, so ergibt sich, daß jedem für das ganze Jahr nur etwa 6 Kilogramm Getreide und 17 Kilogramm Kartoffeln hätten zugeteilt werden können. So ist es verständlich, daß etwa 95 bis 97 Prozent der Bevölkerung hungerten, d. h. nichts zu essen hatten, oder von irgend etwas lebten, was wir nicht als Nahrungsmittel bezeichnen können.

Nur vereinzelte Familien besitzen noch Brot; diejenigen, welche noch etwas Mehl haben, gelten als reich, sie können sich wenigstens noch einmal am Tage eine Mehlsuppe bereiten, zu der allerdings auf den Kopf der Familie nur ein Teelöffel Mehl verwandt werden kann. Im übrigen nähren sich die Leute von irgendwelchen Ersatzmitteln. Viele von ihnen sind glücklich, noch einige Hüllen von Sonnenblumenkernen zu besitzen, die zermahlen werden, und aus denen man mit etwas Öl kleine Kuchen bereitet. Ich habe Bettler gesehen, die sich voll Gier auf ein vertrocknetes Stück Kürbisschale stürzten. Man hat Tierhäute und Leder verzehrt, und eine erfrorene Kartoffel oder ein halb verfaultes Stück Fleisch gilt als Leckerbissen. Daß unter diesen Umständen alles Hausinventar und alle Geräte und Gebrauchsgegenstände, die nur eben entbehrlich schienen — und die Not zwang, diesen Begriff der Entbehrlichkeit sehr weit zu fassen — verkauft wurden, ist klar; in Mengen wanderte Geschirr, Kleider, Wäsche, Pflüge, Eggen usw. auf den Markt, und bei diesem Massenangebot konnten natürlich keine hohen Preise erzielt werden. Die Lebensmittel aber, die in den großen Städten zu kaufen waren, wurden nur zu unerschwinglichen Preisen abgegeben, die sich zudem von Tag zu Tag steigerten. So war das Brot in Ssaratow von Januar bis März um das 10fache teurer geworden.

Es ist verständlich, daß man sich diesem maßlosen Elend gegenüber, das im einzelnen Worte nicht zu schildern vermögen, von dem nur jene furchtbaren Bilder, die man dort Haus für Haus, ja oft auch auf der Straße vor sich sieht, eine Vorstellung geben, immer wieder die Frage vorlegt: Hat es denn überhaupt einen Wert, Hilfe zu bringen? Sind nicht alle Mittel zu gering dieser furchtbaren Katastrophe gegenüber? Haben besonders die deutschen Wolgakolonien noch eine Zukunft?

Die Antwort auf diese Frage kann uns nur ein Blick auf die Aussichten für die diesjährige Ernte geben.

Aber hier tritt uns etwas Unglaubliches und doch so Erhebendes entgegen; hier erkennt man klar, daß auch der Wolgakolonist, der 150 Jahre von Deutschland abgeschnitten war, den weite Kreise in Deutschland ganz vergessen hatten, ein Deutscher ist. Alle Not, alles Elend, das der Krieg und die folgenden Zeiten über ihn gebracht hatten, und das die Mißernten der beiden letzten Jahre zur Unerträglichkeit steigerten, hat seinen Mut und seine Widerstandskraft nicht gebrochen; er weiß, daß nur seiner Hände Werk ihn retten kann, daß nur eine Ernte in diesem Sommer sein Schicksal zu wenden vermag, und daß er selbst, der durch Hunger und Krankheit geschwächt ist, seine letzte Energie an dies Werk setzen muß. So ist schon im vergangenen Herbst die Wintersaat in die Erde gebracht worden, über 80 Prozent der Anbaufläche des vorigen Jahres wurden bestellt, und was diese 80 Prozent bedeuten, wird erst ganz klar, wenn man sich die ungeheure Verminderung der Bevölkerungszahl vor Augen hält. Daß aber die Aussaat nicht größer war, hat seine Ursache nur darin, daß nicht mehr Samen herangeschafft werden konnte. Sagte sich doch der Bauer, daß im Frühjahr infolge des Mangels der Viehbestand noch viel mehr zurückgegangen sein würde, und daß die dann noch vorhandenen Arbeitstiere durch die Futterknappheit nur wenig leistungsfähig sein würden.

Für die Frühjahrsaussaat hatte die Regierung Samen aus den verschiedensten Gegenden des russischen Reiches herangeschafft, zum Teil auch im Auslande angekauft. Infolge der Schwierigkeit der Transportlage, vor allem des großen Mangels an Brennstoff, der sich besonders in den letzten Wintermonaten bemerkbar machte,

war es nicht möglich, die gesamte für das Gebiet bereitstehende Menge an Saatgetreide heranzuschaffen. Was aber angekommen ist und zur Verteilung gelangte, wurde Hunderte von Kilometern weit von den Bauern geholt, und gerade die günstige Witterung im März, der noch einmal einen starken Frost brachte, was allgemein als Zeichen für ein gutes Jahr angesehen wurde, ließ sie stürmisch nach mehr Saat verlangen. Mit ihren mageren Pferden und Kamelen, mit denen sie oft tagelang unter den schwersten Mühen und Entbehrungen unterwegs waren, schafften sie den Samen in die entlegensten Dörfer. Und dann hieß es im April und Mai, von Hunger entkräftet, mit schwachem Vieh, aufs Feld, an die Arbeit, die den letzten Schimmer von Rettung in sich barg, hieß es, den Samen in das Erdreich senken, wo die Not so groß war, daß keiner mehr Mehl hatte, und die Versuchung so ungeheuer, das Saatkorn zu Brot zu verbacken, das man schon so lange entbehren mußte. Und doch habe ich es damals immer wieder hören können: „Und wenn wir mit Hacke und Schaufel den Acker umstechen müssen, ja wenn wir die Saat mit den Händen unter die Erde verscharren müssen, es muß geschehen, und es wird geschehen." In diesen Worten, denen die Tat gefolgt ist, steckt eine Größe, die uns zeigt, daß deutsches Volkstum in diesen Menschen lebt. Mögen sie auch nicht jene Kulturstufe erreicht haben, auf der der reichsdeutsche Bauer heute steht, mag auch die Feldwirtschaft wie das Leben überhaupt viel primitiver sein, und noch in vielem durchaus dem gleichen, das ihre Väter führten, die aus den verschiedensten Gauen Deutschlands einwanderten, der deutsche Bauer, der sich so deutsch in seiner Zähigkeit, ja in seiner Starrköpfigkeit zeigt, er stellt den Wert jenes Stammes dar, der nur die Arbeit kennt.

So ist es der Bauer selbst gewesen, der mit seiner Hände Arbeit den Grund zum Wiederaufbau gelegt hat. Und heute kann man hoffen, daß diese seine Tat nicht vergebens war. Wenn nicht ein Hagelwetter die ganze Hoffnung in letzter Stunde vernichtet, können die Wolgakolonien gerettet werden. Allerdings wird ihr Wiederaufbau noch viele Kräfte erfordern. Hat doch eine furchtbare Auslese stattgefunden. Die Hälfte der Kolonisten ist gestorben und verdorben oder ausgewandert, aber die wertvollsten Elemente sind geblieben, sie, die am ehesten Hunger, Not und Entbehrungen standhielten und standzuhalten gewillt waren, und die am meisten geeignet sind, aufzubauen und den Grundstock für eine neue Kolonistenschar zu bilden, die aus dem Lande wieder den Garten machen kann, der er war.

Unter diesen Umständen steht natürlich die materielle Not heute ganz und gar im Vordergrunde, die Erhaltung der Existenz des einzelnen und damit der Gesamtwirtschaft ist die Frage, um die sich alles dreht, und für die alle Kräfte eingesetzt werden müssen. Aber schon heute taucht als wichtigste Zukunftsaufgabe die Sorge um die kulturelle Hebung und das Bestehenbleiben der deutschen Eigenart auf. Ich muß es mir versagen, auf die Gründe einzugehen, die das Vorwärtskommen und den Aufschwung des Wolgadeutschtums hemmten, ich kann auch nicht die Kernfrage genauer berühren, die Schulverhältnisse und ihre Entwicklung seit den Jahren der Ansiedlung. Ich darf aber nicht abschließen, ohne einen Hinweis auf den heutigen Stand der kulturellen Fragen und die Möglichkeiten ihrer Durchführung. Die heutige russische Regierung gestattet allen in ihrem Reiche lebenden Nationalitäten in kultureller Beziehung völlige freie Selbstbestimmung. Und damit ist in der Schulfrage der Weg offen. Überall sind in Rußland wieder deutsche Schulen ins Leben gerufen und suchen unter den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen sich durchzuhelfen. Im deutschen Gebiet an der Wolga gibt es in jedem Dorf eine Schule, auch Lehrer sind meist angestellt; doch es ist verständlich, daß unter den heutigen Umständen kein regelmäßiger Unterricht erteilt werden kann. Es macht sich aber auch der Mangel an geeigneten deutschen Lehrkräften für die Volksschule bemerk-

bar, weil es bedauerlicherweise vor dem Krieg kein deutsches Lehrerseminar für die Kolonien gab und die Kulturpolitik der früheren Regierung überhaupt der Ausbildung deutscher Unterrichtskräfte im Wege war. Hinzu kommt noch der furchtbare Mangel an Lehrmitteln, namentlich an einfachen Lese- und Rechenbüchern wie auch an allen anderen zum Schulbetrieb erforderlichen Gebrauchsgegenständen. Um so erhebender ist es, zu sehen, mit welcher Energie und Tatkraft allen diesen Schwierigkeiten entgegengetreten wird, und wie es schon gelungen ist, schöne Erfolge zu erzielen. Hier sei nur auf die deutschen Schulen in Petersburg, Moskau und Saratow hingewiesen, die ihren alten Ruf wiedererworben haben und trotz der ungeheuren Schwierigkeiten der Unterhaltung als die besten Anstalten jener Städte gelten.

Doch alles dies ist — darüber muß man sich klar sein — wie alle anderen Versuche und Pläne, zur Wiedererweckung deutschen Lebens und deutscher Kultur nur ein schüchternes Tasten, dem nur dann ein Erfolg, eine wirkliche Zukunft, beschieden sein kann, wenn die Verbindung mit der deutschen Heimat wieder eng wird, und wenn es auch den Deutschen in den fernsten Gegenden des russischen Reiches wieder möglich ist, am deutschen Geistesleben teilzunehmen. Es ist eine Tragik deutscher Volksgeschichte, daß wir, wie Oncken in seiner Rede auf dem elsässischen Kulturtag in Heidelberg sagte, gezwungen sind, ein Doppelleben zu führen, als Staatsnation und als Kulturnation. Zu dieser größeren Einheit gehören vor allem auch die Rußlanddeutschen, und zu ihnen engste geistige Beziehungen wieder aufzunehmen und zu unterhalten, ist nicht nur ein Gebot kultureller Selbsterhaltung, sondern auch eine Forderung der Klugheit.

Stand und Staat

Von

Heinz Brauweiler

I.

Die berufsständische Bewegung entfaltet eine mit jedem Tage wachsende politische Bedeutung. Eine Anerkennung dessen ist auch darin zu finden, daß ihr die Wissenschaft ihr Interesse zuzuwenden beginnt. Zu den Arbeiten von Herrfahrdt und Schürholz ist neuestens das Buch des Marburger Privatdozenten Dr. Edgar Tatarin-Tarnheyden getreten über „Die Berufsstände, ihre Stellung im Staatsrecht und die deutsche Wirtschaftsverfassung". Aber auch in diesem Buche ist mehr eine Beschreibung der Erscheinungen gegeben, die man als berufsständische zu bezeichnen pflegt, als — was man nach dem Titel eigentlich erwarten möchte — eine sichere Erkenntnis über das Wesen des Berufsstandes und eine kritische Stellungnahme zu den verschiedenen sich als berufsständisch bezeichnenden Bestrebungen: ob sie diesen Namen verdienen oder nicht, ob sie eine einheitliche Bewegung darstellen oder zu einer solchen werden können, ob sie unter dem (für den Politiker maßgebenden) Gesichtspunkte des staatlichen Interesses Förderung verdienen oder unter gewissen Bedingungen und bei bestimmter Zielsetzung verdienen können.

In einer Besprechung des Herrfahrdtschen Buches hatte Professor Zorn methodisch gefordert, daß als Ausgangspunkt die historische Grundlage des alten deutschen Stände-

wesens genommen werde, die von Herrfahrdt gar nicht berücksichtigt worden war. Tatarin gedachte, wie er im Vorwort mitteilt, als ersten Teil seiner Arbeit eine Darstellung der Rolle des berufsständischen Elements in der deutschen staatsrechtlichen Entwicklung zu geben. Jedoch erkannte er, daß dazu mehrjährige Vorarbeiten notwendig seien, und in der Erwägung, daß es mehr als auf eine geschlossene Darstellung der historischen Entwicklung darauf ankomme, zunächst das Problem einer systematischen Klärung zu unterziehen, um dann die gewonnenen Ergebnisse dem kommenden Aufbau der deutschen Wirtschaftsverfassung nutzbar zu machen, entschied er sich dafür, seine Arbeit auf diese beiden Ziele einzustellen. Zwei kurze Kapitel über den berufsständischen Gedanken im Lichte der Grundprobleme des Staatsrechts und Grundbegriffe und systematische Grundlagen des Problems sind vorausgeschickt, aber doch nur äußerlich verbunden, was sich leicht daraus erklärt, daß die darin versuchte historische und staatstheoretische Grundlegung, auch nur als Skizze bewertet, ganz ungenügend ist. Dies ist nun deshalb sehr zu bedauern, weil sich bei tieferem Eindringen in das Problemgebiet ergibt, daß die richtigen und notwendigen Fragestellungen sich nur gewinnen lassen, wenn jene Grundlage bereitet ist, und daß ebenso die erstrebten praktischen Ergebnisse ganz davon abhängen.

Tatarin geht davon aus, daß der natürliche Kampf im Staate zwischen dem Sonder- und dem Gesamtinteresse nur dadurch beseitigt werden könne, daß eine den Sonderinteressen übergeordnete Macht zur Geltung gebracht und damit die eigentliche Einheit des Staates begründet werde. In der Demokratie, die heute das Volk selber zum Träger der Souveränität gemacht habe, müsse das Streben darauf gerichtet sein, aus der Volkskraft selber heraus Organe entstehen zu lassen, die dazu geeignet seien, auch in Zeiten größter Interessenzerklüftung nicht in diesen Sonderinteressen unterzugehen, sondern, über sie hinweg, der allen gemeinsamen Sache zu dienen, das Wohl des Staates, das Wohl des Ganzen zu vertreten. Die Parlamente, in denen die Mehrheitsvoten und die Parteien herrschten, hätten sich dazu ohne Gegengewicht als untauglich erwiesen. Das Volk sei außerdem nur noch nominell Träger der Souveränität, während in Wirklichkeit die Parteipolitiker herrschten; daraus sei die Sehnsucht nach einer Wiederaufrichtung der praktisch in der Parteiherrschaft untergegangenen Volkssouveränität entstanden, das Individuum wolle die Teilnahme an der Souveränität auch wirklich erleben, und aus dieser Sehnsucht sei letzten Endes der Gedanke einer Räteverfassung entstanden. Die berufsständische Idee, der deutsche Rätegedanke, wolle einen gegliederten wahren Volksstaat schaffen.

Den Einwand, daß doch gerade das berufsständische Wesen besonders ausgeprägt die Sonderinteressen zum Ausdruck bringen müsse, glaubt Tatarin entkräften zu können: Interessen könnten nicht unterdrückt, sondern nur auf natürliche Weise überwunden werden, wofür Vorbedingung sei, daß sie erst klar herausgestellt und veranlaßt würden, erst mit offenem Visier zu kämpfen. Die Parteiparlamentarier spielten mit den verkappten Sonderinteressen, indem sie dieselben durch schöne Weltanschauungsphrasen bis zur Unkenntlichkeit verbrämten; Berufsstände dagegen seien nicht irre zu machen, und das Ziel sei nur, sie für den Staatsaufbau in solcher Weise zu verwerten, daß die Sonderinteressen in ihrem Zusammenklange das Gesamtinteresse ergäben. Dieses „nur" ist nun allerdings die Hauptsache, die Tatarin sich wohl nicht ganz in ihrer Bedeutung und Schwierigkeit klargemacht hat. Ist es überhaupt möglich, daß aus dem „Zusammenklange" der Sonderinteressen das Gesamtinteresse sich ergibt? Gibt es nicht auch eine eigene staatliche Aufgabe gegenüber allen Interessen? Und es drängt sich die noch viel tiefergreifende Frage auf: da doch Interessen ihrer Natur nach trennen, spalten, zerklüften, kann aus einer auf dem Prinzip der Interessenvertretung — sei es durch Parteien, sei es durch Berufsstände — aufgebauten Institution ein Organ der Staatseinheit und einer starken Staatsgewalt gebildet werden?

Tatarin versucht auch — was an sich zu begrüßen ist — eine terminologische Klärung der Grundbegriffe. „Stand im sozialen Sinne" als dem weitesten Sinne bestimmt er als: Gruppe von Menschen, die durch eine gemeinsame Stellung im sozialen Leben den übrigen Menschen des gleichen Gebiets gegenüber dauernd eine Einheit bilden; Berufsstand sei ein Stand, der gebildet sei durch die Gemeinsamkeit des Berufs, d. i. der vom Individuum als Lebensaufgabe gewählten Betätigung im Dienste der Bedürfnisbefriedigung der Allgemeinheit. Der Stand im sozialen Sinne werde zu einem „Stande im Rechtssinne", „sobald aus der bloßen Konvention, auf der derselbe beruht, Recht geworden ist, sobald feste Rechtsformen ihn zusammenzuhalten beginnen, sobald die unsichtbare Gemeinschaft eine sichtbare Organisation gewinnt". Es ist hier die Theorie zugrunde gelegt, daß wo immer aus der Vielheit der Menschen eine autonom organisierte Einheit werde, da diese ihr eigenes Recht mit sich bringe. Wenn aber die Rechtsordnung des Standes vom Staate in seine eigene eingegliedert werde, dann sei vom „Stande im verwaltungsrechtlichen Sinne" zu sprechen. Das Verhältnis des Standes zum Staate könne schließlich noch ein engeres sein: die Stände können zu einer verfassungsrechtlichen Stellung im Staate gelangen, zu Trägern der Staatsverfassung i. e. S. selber werden — „Stände im verfassungsrechtlichen Sinne." Der grundlegende Begriff ist also für Tatarin der soziologische, die andern sind nur durch ein weiteres Begriffsmerkmal ausgezeichnet. Mag nun jener „richtig" sein, zu irgendeiner praktischen Anwendung ist er nicht brauchbar, und eine feste, greifbare Gestalt gewinnen seine „Stände" erst, wenn sie von der staatlichen Rechtsordnung aufgenommen und von dieser gestaltet werden. Woraus sich ergibt, daß die eigentlichen konstitutiven Begriffselemente nur aus dieser gewonnen werden können.

II.

Die durch diese Feststellung verstärkte methodische Forderung, bei der Untersuchung des ständischen Problems von der historischen Grundlage des alten deutschen Ständewesens auszugehen, m. a. W. von denjenigen Erscheinungen, die unzweifelhaft Stände im staatsrechtlichen Sinne gewesen sind, wird nun allerdings so lange keine Bereicherung und Klärung bringen, als man daran festhält, den mittelalterlichen deutschen Staat nach dem Schema des heute geltenden, angeblich richtigen, in Wirklichkeit aber nur vom modernen Staate abstrahierten Staatsbegriffs, d. i. der Auffassung von Wesen, Form, Zweck, Aufgabe, Kompetenz des Staates, zu beurteilen. In dieser Auffassung ist er ein Monstrum, nicht nur das spätere „teutsche Reich" nach dem Ausdruck Pufendorfs. Rechtsstaat, dualistischer Staat, Zerfall der Staatsgewalt in privatrechtliche Berechtigungen usw. lauten die Bemängelungen. So wenig die Schwächen des mittelalterlichen deutschen Staats verkannt werden dürfen, so falsch und ungerecht ist es, nur diese Schwächen zu sehen. Es will mir scheinen, daß die politischen Erfahrungen der letzten Zeit günstig stimmen können, einen Rehabilitierungsprozeß durchzuführen.

Man muß den mittelalterlichen deutschen Staat aus seiner Zeit, aus der sie beherrschenden Ideenwelt, aus seinen besonderen Lebensbedingungen verstehen. Er läßt sich nicht einreihen in das bekannte Schema der Staatsformen: Monarchie, Aristokratie, Demokratie. Dieses Schema hat Bedeutung für das Altertum und die Zeit des modernen Staates, weil in beiden Zeiten das Prinzip des Staatsabsolutismus und der Staatsomnipotenz gilt — welches im Mittelalter nicht galt. Der Staat, der nach germanischem Rechte lebte, kann ebensogut als Monarchie mit weitestgehenden Mitregierungsrechten des Volkes angesehen werden, wie als Republik mit monarchischer Spitze für Repräsentation und Exekutive. Das Recht des Königs war gebunden an die Anerkennung durch das Volk und die Innehaltung seines Versprechens, die Rechte und Freiheiten des Volkes zu achten. Er konnte unter Umständen vor Gericht gestellt

werden, und gegen von ihm begangenes Unrecht war Widerstand erlaubt. Der vielgeschmähte Lehnsstaat hatte die große Aufgabe, die Zwischengewalten zwischen Staatsgewalt und Individuum — deren Notwendigkeit gerade heute so dringlich erkennbar wird — zu bilden, und hat sie für seine Zeit zunächst in trefflicher Weise gelöst.

Der mittelalterliche Rechtsstaat war die — gewiß unvollkommene — Verwirklichung einer großen Idee. Er war nicht der Rechtsstaat, der in den späteren staatstheoretischen Erörterungen eine so große Rolle spielte, weder der Rechtsstaat des Naturrechts, wie ihn Kant und W. v. Humboldt verstanden aus der Reaktion gegen den absoluten Polizei- und Wohlfahrtsstaat, und wie ihn Lassalle als Nachtwächterstaat wohlfeil verspottete: die Beschränkung der Staatsaufgabe auf den Schutz der Rechtsordnung und der Rechte der Individuen — noch der Rechtsstaat der konstitutionellen Doktrin, der durch die verfassungsmäßige Anerkennung der Menschenrechte und die Legalisierung, die formale Unterstellung des staatlichen Lebens und der Äußerungen der Staatsgewalt unter die konstitutionelle Gesetzgebung und die richterliche Nachprüfung erfüllt ist. Der deutsche Rechtsstaatsgedanke besagte etwas ganz anderes: die Staatsgewalt hat die Aufgabe des Rechtsschutzes, nicht aber die Aufgabe der Rechtsschöpfung, die vielmehr dem Volke gehört, und deshalb steht das Recht höher als die Staatsgewalt, diese darf nicht in die Rechte und Freiheiten der Bürger und ihrer Gemeinschaften eingreifen. Es ist ganz falsch, von dem Selbstverwaltungsrecht der mittelalterlichen Gemeinde und Stände als „staatlich zugelassener" Autonomie zu sprechen, die Autonomie erwuchs aus dem Rechtsschöpfungsrecht des Volkes und war aus gleicher Wurzel wie die staatliche Gewalt. Aus dem Rechtsgedanken folgte, daß Eingriffe in die Rechte und Freiheiten des Volkes, z. B. die Steuerauflagen, erbeten und bewilligt werden mußten. Wir haben heute kaum noch einen Begriff davon, was unsern Vorfahren, in allen germanischen Staaten, Recht und Freiheitssphäre bedeuteten, wo jeder Freie in seinem Rechtskreise König war, und welche Kraft daraus für Volk und Staat erwuchs.

Der deutsche Rechtsstaatsgedanke bedeutete keineswegs Leugnung der sittlichen Aufgabe des Staates. Es wurde nur damals nicht alle Zwangs- und Ordnungsgewalt dem Staate zugeschrieben, sondern neben und unter ihm standen andere, in ihrem Bereiche selbständige Zwangs- und Ordnungsgewalten: Kirche, Gemeinde, Berufskorporationen, Stände, die ein z. T. recht scharfes Zuchtregiment führten. Das alte Volksgericht hatte ebenso Rechtsschutz- wie Sittenzucht-Aufgaben, wie sich ursprünglich das Volksrecht aus der Sitte entwickelt hat. Das Reichsregiment hat überdies gerade für die Sittenpolizeigesetzgebung die ersten gesetzgeberischen Bemühungen unternommen.

Der deutsche Rechtsstaatsgedanke äußerte sich schließlich unter dem Gesichtspunkte, den man heute als den eigentlich verfassungsrechtlichen oder konstitutionellen ansieht, ganz unmißverständlich in den Institutionen der Königswahl, der Mitwirkung der Volksvertretung bei wichtigen Staatsakten, des Gerichtsverfahrens gegen den Fürsten, des Widerstandsrechts, des Steuerbewilligungsrechts.

Was endlich den staatsrechtlichen Dualismus angeht: gewiß besteht eine Schicksalsgemeinschaft zwischen Staat und Volk, gewiß ist es ein richtiges Postulat, daß Volk und Staat sich als Einheit fühlen und als Einheit handeln sollen — wobei nicht übersehen werden darf, daß das Postulat nicht minder für die Inhaber der Staatsgewalt wie für das Volk gilt! Aber wenn gegen den entarteten Dualismus des späteren mittelalterlichen Staates eine absolutistische Einheit der Staatsgewalt auftreten mußte, darf man verkennen, daß die Theorie von der „Einheit" des Staates aus praktischen Zwecken der Rechtfertigung des Fürstenabsolutismus erfunden worden ist, und daß diese Theorie nachher von der Demokratie nur deshalb aufgenommen worden ist, weil es galt, an die Stelle des bekämpften Absolutismus einen anderen zu setzen? Zwischen Staatsgewalt und Volksrechten besteht ein natürlicher und naturnotwendiger Gegensatz,

sie bilden einen durch keine Dialektik aus der Welt zu schaffenden Dualismus. Nicht der „staatsrechtliche Dualismus" ist dem mittelalterlichen Staate zum Vorwurf zu machen, sondern die unzureichende Gestaltung der Verbindung zwischen den beiden Kräften Staatsgewalt und Volk.

Indes noch ein weiteres muß bemerkt werden. Der Vorwurf wird ja gerichtet vornehmlich gegen die Landstände, die sich der Entwicklung der Landesherrschaft zur Souveränität der Territorialfürsten widersetzten. Mag man geschichtlich diese Entwicklung durchaus anerkennen, so bleibt doch bestehen, daß die Landstände sich gegen das Übermachtstreben der im Rechte ihnen Gleichstehenden, der pares, mit ganzem Rechte zur Wehr setzen durften und nicht als verpflichtet angesehen werden können, das zu tun, was wir heute als notwendig und geschichtlich berechtigt ansehen mögen. Die Fehler der Landstände sind andere gewesen.

Im mittelalterlichen Staate war das Volk, d. i. die Freien, die vollberechtigten Bürger, nach Ständen gegliedert. Wenn man heute von ständischer Gliederung des Volkes spricht, denkt man an die Gliederung für die Organisation der Volksvertretung. Im mittelalterlichen Staate war dagegen der erste und wichtigste Gesichtspunkt die Rechtsgemeinschaft. Zum Stande wurde das, was Rechtsschöpfungsgemeinschaft war und autonome Ordnungsgewalt hatte. Nur die Folge davon war, daß die Stände die Volksvertretung bildeten. Als solche hatten sie das Recht der Steuerbewilligung, der Kontrolle über die Verwendung der aufgebrachten Gelder und der Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Diese Aufgaben leiteten sich aus dem allgemeinen beherrschenden Rechtsgedanken ab. Für das Ständewesen ist das geburtsständische Prinzip nicht bestimmend, sondern nur insoweit mitwirkend gewesen, als im Mittelalter überhaupt das Geblütsrecht eine große Bedeutung hatte, die wir heute nicht mehr anzuerkennen vermögen. Das Wesen des Ständewesens beruhte vielmehr in dem allgemeinen rechtlichen Charakter: Rechtschöpfungsgemeinschaft, autonome Ordnungsgewalt, Teilnahme an der Volksvertretung. Die Aufgabe der Stände als Volksvertretung war Wahrung der Rechte und Freiheiten, nicht Beteiligung an der Staatsgewalt. Ihre Rechtsstellung gegenüber der Staatsgewalt beruhte nicht auf erteilten oder ertrotzten Rechten oder Vorrechten, wie es die Rechtsstellung der Volksvertretung im modernen absolutistischen Staate ist, sondern erwuchs aus der Pflichtleistung für den Staat und die Volksgemeinschaft. Wenn es heute in den berufsständischen Bestrebungen wesentlich sich darum handelt, den Berufsständen eine Stelle im Staate, in der staatlichen Ordnung, eine politische Rolle und Rechtsstellung zuzuweisen, so ist vor allem diese Erkenntnis wichtig: politische Stände sind nur möglich, indem ihnen eine staatliche Funktion zukommt, indem sie durch Eingliederung in die staatliche Ordnung Form und Gestalt erhalten, und diese Eingliederung und die Ausstattung mit Rechten wird nicht als „Vorrecht" verliehen, sondern ist nur die notwendige Folgewirkung einer Leistung für den Staat, einer übernommenen und erfüllten Aufgabe im Dienste des Staates und der Volksgemeinschaft.

III.

Es soll nicht näher geschildert werden, wie das Ständewesen erstarrte und seinen Sinn verlor, und wie der Fürstenabsolutismus eine neue Epoche des staatlichen Lebens heraufführte. Darüber ist genug von der Wissenschaft festgestellt worden, und man möchte nur wünschen, daß sie einen kleinen Bruchteil ihrer Liebe und des Eifers, die der Verherrlichung des modernen Staates galten, um den mittelalterlichen deutschen Staat zur Abscheulichkeit zu machen, daran gewandt hätte, auch die guten Seiten des deutschen Rechts- und Freiheitsgedankens und des germanischen Staatswesens zu zeigen. Jüngst hat der Bonner Historiker Schulte mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß unsere Auffassung der Zeiten vom Interregnum bis 1648 vielfach durch den Schulunterricht

bestimmt war, und daß dieser in Österreich, Preußen und Bayern andere und öfter entgegengesetzte Gesichtspunkte berücksichtigt habe, während heute eine auf die Reichseinheit mehr Rücksicht nehmende Auffassung einen breiteren Boden habe. Es sollte eben der heraufsteigende Territorialstaat auf Kosten des Reichsgedankens rechtfertigt werden, und dieser verdankte seine Bildung dem Prinzip des Staatsabsolutismus. Wäre doch auch die Reformation vielleicht nicht bis zur völligen Glaubens- und Kirchentrennung gekommen, wenn nicht das landesherrliche Interesse in ihr eine Förderung des absolutistischen Prinzips erkannt hätte.

Der moderne Staat entstand unter Hilfeleistung der romanistischen Rechtswissenschaft, und entsprechend trägt er die Züge des römischen Staatsbegriffs: Absolutismus und Omnipotenz. Die Lehre von der Souveränität, der einzigen, höchsten, unteilbaren, unverantwortlichen Gewalt im Staate (Bodinus) wurde die Grundlage des neuen Staatsbegriffs. Sie grub dem Ständewesen, das auf dem Volksrecht beruhte, die Wurzeln ab. Die Entartung der Stände zu Privilegienträgern, deren Rechte nicht mehr durch besondere Pflichtleistungen gerechtfertigt waren, die Schaffung des allgemeinen gleichen Untertanenverhältnisses durch den Polizei- und Wohlfahrtsstaat, die Ermattung der Rechtsschöpfungskraft des Volkes, seitdem die Gelehrten sich ausnahmslos dem römischen Rechte zugewendet hatten, die Übernahme der notwendig gewordenen Rechtsentwicklungs- und Kodifikationsaufgaben durch die Staatsgewalt, die damit zusammenhängende theoretische Ableitung des Gesetzgebungsrechts aus dem Souveränitätsbegriff, das Unvermögen der autonomen Ordnungsgewalten, den tiefgreifenden sozialen und wirtschaftlichen Umgestaltungen gerecht zu werden, dies und noch manches andere wirkten zusammen, um den Fürstenabsolutismus zum Siege zu führen und die Macht der Stände mehr und mehr zu brechen. Ihre völlige Beseitigung geschah hier früher, dort später. Und doch war in der ständischen Verfassung, ähnlich wie in dem zum Schatten herabsinkenden Reiche, ein so zähes Leben, und waren die noch vorhandenen Reste so sehr Zeugnis einer innewohnenden gesunden Kraft, daß der Reichsfreiherr vom Stein, der sie in den westlichen Besitzungen des preußischen Staates kennen lernte, daran denken konnte, nach ihrem Vorbilde die ständische Verfassung Preußens, wie er sie plante, einzurichten.

Mit dem Ständewesen konnte nicht zugleich der urdeutsche Rechts- und Freiheitsgedanke verdorren. Freilich die kühne Theorie des Althusius, die Lehre des Bodinus umzukehren, indem er die Souveränität dem Volke zuschrieb, blieb ohne praktische Wirkung. Aber wenn das Naturrecht ein über dem Staatsgesetz stehendes Recht anerkennt, wenn es die sittliche Schranke der Fürstengewalt und der Staatskompetenz fordert und die unantastbare Freiheitssphäre des Individuums, die Menschenrechte, verteidigt — was ist es anders als die neue Form, die der alte Gedanke der Rechtsschöpfung durch das Volk, der Überordnung des Rechts über die Staatsgewalt, der germanischen Freiheit sucht? Im Zusammenhang damit fordert das Gleichheitsprinzip des neuen Untertanenbegriffs sowohl die Beseitigung der Vorrechte der alten Stände wie die Bildung einer demokratischen Volksrepräsentation zur Teilnahme an der Gesetzgebung und zur Steuerbewilligung. Rousseau geht radikal aufs Ganze und proklamiert die Volkssouveränität an Stelle der Fürstensouveränität. Die staatsrechtliche Entwicklung der Nachzeit bringt, in den einzelnen Staaten in verschiedenem Tempo und in verschiedenem Ausmaß, die demokratischen Forderungen zum Siege: die Volkssouveränität durch die Beseitigung der Thronerbrechte und die Errichtung der Republik, die Aufnahme der Menschenrechte (Grundrechte) in die Verfassungsurkunden, die demokratische Volksvertretung des gleichen Wahlrechts, die Beseitigung der alten Stände und die volle Durchführung des staatsbürgerlichen Gleichheitsprinzips, die Legalisierung des Staatslebens durch den Zwang der konstitutionellen Gesetzesform als Grundlage für alle staat-

lichen Handlungen und die Unterstellung derselben unter die Nachprüfung der Gerichte im Wege der Verwaltungsgerichtsbarkeit.

Nicht angetastet aber wurde durch all dies die Theorie von der Einheit und Souveränität des Staates und von den daraus gefolgerten Aufgaben und Kompetenzen. Es war das Verhängnis in der Entwicklung des demokratischen Gedankens, daß alle Versuche von Männern wie Stein und Görres, den alten deutschen Rechtsstaatsgedanken mit seiner Scheidung der Aufgaben und Kompetenzen zwischen Staatsgewalt und Volksrecht wieder zu beleben, ohne Wirkung blieben und die politische Bewegung dahin gedrängt wurde, der Volksvertretung zunächst den Mitbesitz und dann, was notwendig folgte, den Alleinbesitz der absoluten und omnipotenten Staatsgewalt zu erringen. Die deutschen Fürsten hatten es 1815 in der Hand, die Entwicklung anders zu lenken; daß sie es nicht taten, wurde ihnen ein Jahrhundert später zum Schicksal.

Ja sogar aus anderen Kräften her kam Unterstützung. Die historische Rechtsschule mit ihrem an sich verdienstlichen Kampf gegen das Naturrecht rief einen so radikalen, dem Staatsabsolutismus und der Staatsomnipotenz dienenden Rechtspositivismus hervor, daß Gierke meinen konnte, daß ihm an mancher Stelle der Rückfall in das Naturrecht vorzuziehen wäre. Desgleichen hat der Staatssozialismus Bismarcks, der durchaus wohlmeinend der sozialen Frage eine Lösung bereiten wollte, aber nicht auf dem richtigen Wege der Rechtsreform, sondern auf dem anderen Wege der Staatshilfe, der Wohlfahrtspolizei im weiteren Wortsinne, in verhängnisvollster Weise der Omnipotenz des souveränen Volkes vorgearbeitet, unter der wir heute geknechtet sind.

Im absoluten Staate ist für Stände, als autonome Körperschaften, und für eine Volksvertretung, deren Aufgabe nur die Wahrung der Volksrechte ist, kein Raum. Die landständischen Verfassungen, die die Wiener Bundesakte in Aussicht stellte, wurden Interessenvertretungen zur Beeinflussung des souveränen, höchsten, allmächtigen, unteilbaren Staatswillens. Daß z. T. an die alten Formen angeknüpft wurde, machte nichts aus gegenüber dem grundstürzenden Wandel in der Auffassung des Ständewesens. Das Vordringen des numerischen Vertretungsprinzips war unaufhaltbar.

Verschiedentlich wurde damals, z. B. von dem einflußreichen bayrischen Staatsrechtslehrer J. v. Held die Meinung vertreten, daß das numerische Vertretungsprinzip in Kauf genommen werden müsse, da zwar das ständische Vertretungsprinzip grundsätzlich besser sei, aber die neuen Stände sich noch nicht soweit zu festen Gestaltungen herausgebildet hätten, um als Grundlage einer Volksrepräsentation genommen werden zu können. Daß diese Meinung vertreten werden konnte, beweist am besten, wie sehr der alte ständische Gedanke aus dem Bewußtsein geschwunden war. Denn will man darauf warten, daß aus der sozialen Entwicklung eine ständische Gliederung herauswächst, so wird man es nie erleben. (Was auch heute und für die Zukunft gilt.) Nur als politische Gliederung, für politische Aufgaben hergestellt, ist das Ständewesen möglich, und dessen Bildung hat zur Voraussetzung, daß der Staat eine solche Gliederung braucht, um neben den allgemeinen staatsbürgerlichen Pflichten, die heute allein vorhanden sind und naturgemäß zur allgemeinen Volksvertretung führen, einzelnen Gruppen des Volkes besondere Aufgaben und Leistungen aufzuerlegen. Dann erst wendet sich der Gedanke der Volksvertretung dahin, daß die Gruppen, die besondere Pflichten haben, auch besondere Rechte haben müssen.

Die Skepsis gegenüber der Möglichkeit einer neuen ständischen Gliederung des Volkes scheint z. T. sich daraus herzuleiten, daß man an ständische Gebundenheit der Personen denkt, wie sie allerdings im Mittelalter als die Regel durchgeführt war. Es hat aber gar keine Schwierigkeit, mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse, die Gliederung nach den sachlichen Gesichtspunkten der jeweiligen Berufstätigkeit und insbesondere der gleichartigen wirtschaftlichen Betriebe und Unternehmungen durchzu-

führen. Der einzelne Mensch kann dann zugleich mehreren, oder wechselnd verschiedenen, oder auch gar keinem „Berufsstande" „zugehörig" sein.

Durch das letzte Jahrhundert geht eine Strömung, die auf die Bildung von Ständen abzuzielen scheint. In der Durchgliederung der Interessenorganisation des wirtschaftlichen Lebens hebt sich eine Gruppe von Vereinigungen heraus, die ihren Unterschied von den reinen Interessenorganisationen, die ausschließlich dem genossenschaftlichen Gruppenegoismus dienen, dadurch charakterisieren, daß sie die Pflege des sittlichen Berufsgedankens in ihr Aufgabengebiet einbeziehen. Diese nennen sich dann berufsständische Organisationen. Aber sie sind nicht in der Lage, ständische Aufgaben zu übernehmen, denn sie können, auf die Freiwilligkeit des Zusammenschlusses angewiesen, nicht die gesamten Angehörigen ihrer Gruppe erfassen, und es fehlt ihnen deshalb auch jede kräftige Ordnungsgewalt, die notwendig ist, wenn andere als durch den Gruppenegoismus begründete Aufgaben und Pflichtenzuweisungen verlangt werden. Und soweit sie politische Geltung beanspruchen, können sie sich lediglich berufen auf das allgemeine Prinzip der Interessenvertretung zur Beeinflussung des souveränen Staatswillens. Da ist es reine Zweckmäßigkeits- oder Machtfrage, aber kein Rechtsanspruch, ob die Berufsstände verfassungsrechtlich anerkannt werden sollen.

Wie sehr für die Bildung eines wirklichen Berufsstandes die vom Staate her durchgeführte Gliederung allein entscheidend ist, zeigt das Kammerwesen. Die Landwirtschaftskammer z. B. ist eine Vertretung des landwirtschaftlichen Berufsstandes, dessen sämtliche Angehörige ihr „zugehören". Aber es muß noch mehr hinzukommen. Das Kammerwesen ist ins Leben gerufen worden aus reinen Zweckmäßigkeitserwägungen der staatlichen Verwaltungspraxis. Wenn man von Selbstverwaltungsaufgaben der Kammern spricht, so handelt es sich lediglich um Auftragsselbstverwaltung, nicht um autonome Selbstverwaltung. Der souveräne Staatswille, heute der regierenden Parlamentsmehrheit, kann auf die Stimme der Kammern hören, braucht es aber nicht. Ganz anders wäre es, wenn der Staat beispielsweise der Landwirtschaftskammer eine große Aufgabe übertrüge, etwa der Steueraufbringung oder Steuergarantie oder der Sicherung der Volksernährung oder der Durchführung einer großen Siedlungsaktion. Das würde notwendig zur Folge haben die Zubilligung einer starken autonomen Ordnungsgewalt, weil ohne diese die Aufgabe nicht lösbar sein würde, und ebenso notwendig eine verfassungsrechtliche Sicherung dieser autonomen Ordnungsgewalt durch eine gewisse Beschränkung der staatlichen Eingriffskompetenz und ein gewisses Mitwirkungsrecht der Vertretung des Berufsstandes selbst bei der seine Aufgaben berührenden staatlichen Gesetzgebung. Die autonome Ordnungsgewalt würde sowohl rechtsschöpferisch wie verwaltend tätig und gegen widerstrebende Berufsangehörige zur Anwendung von Zwang befugt sein müssen.

Ohne autonome Ordnungsgewalt ist ein Berufsstand im politischen oder staats- und verfassungsrechtlichen Sinne nicht möglich. Die Stellung in der Volksrepräsentation ist sekundärer Natur. Es ist der große Irrtum in dem herrschenden demokratischen Denken, als ob Verfassung eines Volkes gleichbedeutend sei mit der Regelung der Beziehungen zwischen der höchsten Staatsgewalt und der zentralistischen Volksvertretung; es ist nicht einmal das wichtigste in der Verfassung.

IV.

Die hier vertretene Auffassung weicht von der herrschenden erheblich ab. Sie betrachtet den bestehenden, sog. modernen Rechtsstaat nur als eine Besonderheit des absoluten und omnipotenten Staates, der den mittelalterlichen Staat abgelöst hat. Denn er verliert seine Wesensart nicht dadurch, daß er das legale Gewand angezogen hat, und noch weniger dadurch, daß Inhaber der Staatsgewalt nicht mehr ein Fürst oder ein Beamtentum, sondern das souveräne Volk ist. Sie betrachtet den Aufbau der Volks-

repräsentation auf der Interessenvertretung als die notwendige Folge des herrschenden Staatsbegriffs, der gegenüber der Gesetzgebungsallmacht des Souveräns dem Volke kein anderes Recht geben kann als die Beeinflussung des souveränen Staatswillens durch die Anmeldung der Interessen. Sie glaubt, daß dieses Prinzip nunmehr durch seine Konsequenzen ad absurdum geführt wird, und daß eine Erneuerung des Staates nur möglich ist durch den Übergang zu einem andern Staatsbegriff: Sie fordert die Rückkehr zu dem alten deutschen Rechtsstaatsgedanken mit seiner Scheidung der Zuständigkeiten von Staatsgewalt und Volksrecht. Sie glaubt insbesondere, daß für ein ständisches Wesen im Rahmen des jetzigen Staates keine Stelle und keine Aufgabe ist, daß aber der neue Staat das ständische Wesen wiederherstellen wird, weil er selbst seine Bildung aus dessen Kraft erfahren wird und nur aus ihr erfahren kann.

Ist dieser neue Staat nicht bereits im Werden? Es könnte aus der neueren staatstheoretischen Literatur mancherlei angeführt werden, was den Satz rechtfertigen könnte, daß der herrschende Staatsbegriff erschüttert ist. Vor allem wäre hier die Auflehnung gegen den Rechtspositivismus zu nennen, die vielleicht einmal als die Renaissance des Naturrechts gefeiert werden wird. Im wesentlichen handelt es sich in allen zu nennenden Erscheinungen — der Theorie des autonomen Verbandsrechts, der Freirechtsbewegung, als deren Vorkämpfer gegenwärtig Senatspräsident Deinhardt zu nennen ist, der Forderung des autonomen Arbeitsrechts, der Anerkennung des Naturrechts für die Rechtspolitik (Wolzendorff) — darum, daß der staatlichen Rechtssetzungsallmacht die dem Volke zukommende Aufgabe der freien Rechtsschöpfung gegenübergestellt und grundsätzlich für das Volk zurückgefordert wird. Daß es sich nicht mehr um bloße Theorie handelt, zeigt die Arbeitsrechtsbewegung, die von den Gewerkschaften schon in ziemlich weitem Umfange aufgenommen worden ist. Das leitet nun über zu den mannigfachen Bestrebungen, die man unter dem Gesichtspunkte der Entstaatlichung der Wirtschaft zusammenfassen kann: Kompetenzerweiterung des Reichswirtschaftsrats für Gesetzgebung und Verwaltungsaufgaben, Selbstverwaltung der Wirtschaft, Entstaatlichung der Reichsbetriebe, Bezirkswirtschaftsräte, Steuergemeinschaften, Kreditaktion der Industrie, Gesetzentwurf Hachenburg betr. Kreditgemeinschaften der Wirtschaft, Hilfswerk der Landwirtschaft, Selbstverwaltungs-Organisationstendenzen im Handwerk (Programm Kükelhaus) usw. In ihrer praktischen Bedeutung für die politische Kräfteumstellung zurückbleibend, grundsätzlich aber gleichgeordnet sind die Bestrebungen, die evangelische Kirche aus dem Staatsorganismus herauszulösen und das Schulwesen dem Einfluß der Familie, des Elternwillens zu unterstellen. Will man in all diesen dem herrschenden absolutistischen Staatsbegriff völlig widersprechenden Erscheinungen eine einheitliche Tendenz, eine gemeinsame Wurzel suchen, kann man sie nur finden in der Auflehnung gegen diesen Staatsbegriff, in dem Empordrängen des Bewußtseins, daß ein naturnotwendiger, unausrottbarer Gegensatz besteht zwischen Staatsgewalt und Volksrecht, in dem Streben, eine Trennung der beiderseitigen Aufgaben und Kompetenzen durchzuführen, die Staatsgewalt auf ihr ureigenes Gebiet zurückzudrängen und sie damit von Aufgaben zu entlasten, zu deren Lösung sie nicht mehr als befugt anerkannt wird oder nicht mehr fähig ist.

Eine solche Beurteilung eröffnet den Weg, um in den gedachten Erscheinungen und Bestrebungen das Gesunde und das Falsche, das Aufbaukräftige und das Gefährliche, das Mögliche und das Unmögliche unterscheiden, um den unklaren Stimmungen und Anschauungen richtige Ziele weisen, um die in ihnen wohnende Gestaltungskraft aufnehmen und nützen zu können. Man wird leicht auch finden, daß von diesem Standpunkt aus noch andere Schwierigkeiten unseres staatlichen Lebens sich erhellen und zur Lösung bringen lassen. Vor allem der durch die ganze deutsche Geschichte gehende unheilvolle, auch heute noch und stärker als in dem Zeitalter vorher als offene Wunde am

Staatskörper blutende Gegensatz zwischen der notwendigen Staatseinheit und den autonomen Untergewalten, das Problem des Föderalismus. Rechtsschöpfungskompetenz und Ordnungsgewalt als autonome Selbstverwaltung auf dem Grunde von Pflichtgemeinschaften, die dem Staate zugleich ein- und untergeordnet sind, ist die grundsätzliche Formel, die den alten deutschen Rechtsstaatsgedanken wieder zum Leben weckt und ein neues kraftvolles deutsches Staatswesen begründen kann.

Dem Staate bleibt die Kompetenz des Rechts- und Friedensschutzes nach außen und innen und der Wahrung des Gemeinwohls durch die in sittlicher Pflichtauffassung begründete Aufsicht über das gesamte Volksleben. Aus der Kompetenz des Rechtsschutzes ergibt sich, daß das Recht der Anerkennung der autonomen Gewalten dem Staate verbleiben muß, um den großen Fortschritt gegenüber dem Mittelalter, der in der Einheitlichkeit und Sicherheit der Rechtsordnung besteht, nicht wieder preiszugeben. Aus der Kompetenz der Aufsichtsgewalt, die aber nicht wie jetzt mit souveräner omnipotenter Ordnungsgewalt gleichgesetzt werden darf, folgt, daß die Befürchtungen, die z. B. in der bekannten Schrift von Prof. Bonn ausgesprochen worden sind, dahingehend, daß die Wirtschaftskräfte den Staat überwuchern und in Abhängigkeit bringen könnten, grundlos sind, wenn man die autonome Selbstverwaltung richtig auffaßt als auf der Grundlage von Pflichtgemeinschaften, von Leistungspflichten gegen den Staat und die Volksgemeinschaft beruhend und der Aufsichtsgewalt des Staates unterstellt.

Der neue Staat wird zweifellos eine grundsätzliche Kompetenzminderung erfahren. Man würde kaum erwarten dürfen, daß die gegenwärtigen Inhaber und Nutznießer der Staatsallmacht sich dazu bereitfinden würden, wenn sie — es zu hindern vermöchten. Denn der Notstand, in welchem die Staatsgewalt sich befindet, das immer stärker hervortretende Unvermögen, aus der eigenen Kraft das zu leisten, was von ihr gefordert wird, die außerordentliche Schwächung der Machtmittel, die ihr noch zur Verfügung stehen, und die durch Mahnungen zur Ehrfurcht gegenüber der Staatsautorität um so weniger behoben werden kann, je eigenartiger diese sich im Munde der Rufer ausnehmen, all das wird ebenso notwendig auf der einen Seite zu einer Aufgabenabbürdung zwingen, wie auf der anderen Seite die diese Aufgaben übernehmenden Volkskräfte in ihren Bestrebungen nach Sicherung ihrer Rechtskreise unterstützen. Und der Staat wird den überaus großen Nutzen haben, daß ihm in diesen Zwischengewalten, die die Verbindung zwischen der Staatsgewalt und dem Individuum herstellen, die mit ihrer eigenen Ordnungsgewalt dahin reichen, wohin die Staatsgewalt nicht mehr reichen kann, neue starke Stützen erwachsen.

Diese autonomen Ordnungsgewalten werden die neuen Stände sein: auf der Grundlage der territorialen Gliederung — Gemeinden, Provinzen, Länder —, auf der Grundlage der Leistungsgemeinschaften der Wirtschaft, auf der Grundlage vielleicht auch von Korporationen, die den geistigen Bedürfnissen des Volkes dienen. Diese Stände werden dann wohl auch in ihren Verwaltungsspitzen zu einer ständischen Volksrepräsentation zusammentreten, aber nicht an Stelle des jetzigen Parlaments, sondern neben ihm. Denn wir brauchen heute eine doppelte Volksvertretung: eine Volksvertretung zur Bildung des Staatswillens und der Regierung, und eine andere Volksvertretung zur Wahrung der Volksrechte und zur Kontrolle der Regierung, entsprechend dem Dualismus von Staatsgewalt und Volksrecht. Die Parteien aber werden mit dieser Kompetenzscheidung auch sich zufriedengeben können, denn sie werden durch sie erst regierungsfähig werden.

Aus Edmund Lundys Gedenkbuch an Venedig

Nach der italienischen Ausgabe des Pasquale Negri
ins Deutsche übertragen und überarbeitet

von

Helene Raff

Vorwort

Unter dem Titel „Soggiorno in Venezia" („Aufenthalt in Venedig") erschienen 1855, von Pasquale Negri herausgegeben, die Reiseerinnerungen eines Schweizers, Edmund Lundy, gleichzeitig bei G. Grimoaldo Tip. Calc. Ed. in Venedig und in der G. Franzschen Buchhandlung zu München. Eine zweite, ebenfalls italienische Ausgabe unterschied sich von der ersten nur durch den sensationelleren Namen „I misteri di Venezia" („Die Geheimnisse von Venedig").

Der vor einem Jahrhundert verstorbene Verfasser Edmund Lundy berichtet von sich und der Entstehung seines Manuskriptes in einer — hier folgenden — Einleitung. Daran schloß sich noch ein Vorwort des italienischen Herausgebers Pasquale Negri.

Er erzählt darin, daß Edmund Lundys Neffe, Johannes Lundy, im Jahre 1830 besuchsweise von Bern nach Venedig gekommen sei und das Manuskript seines verstorbenen Onkels (wohl als eine Art Reiseführer) mit sich gebracht habe. Sobald Pasquale Negri, der mit ihm bekannt geworden, sich die Blätter zur Durchsicht ausgebeten hatte, fesselten sie ihn, und er dachte an Veröffentlichung. Johannes Lundy schenkte ihm freundlich das Manuskript, „da er in seinem Beruf als Kaufmann dafür nicht das geringste Interesse hätte".

Wie Pasquale Negri mitteilt, waren E. Lundys Erinnerungen teils in italienischer, teils in französischer Sprache abgefaßt; es schien, daß das Ganze in letzterer hatte veröffentlicht werden sollen. „Viele Reden und fast alle Gespräche waren in venetianischer Mundart niedergeschrieben." Negri hat den Text einheitlich ins Italienische übertragen, den venetianischen Dialekt auf ein Weniges beschränkt, nur genug, um eine Kostprobe davon zu geben. Das Unzusammenhängende der einzelnen Kapitel hat er nicht tilgen, auch die mancherlei Lücken, wo der Autor sichtlich noch etwas hinzufügen gewollt, nicht ausfüllen können. Edm. Lundy hatte offenbar ein umfangreicheres Werk geplant, worin er nicht bloß seine Reisen beschreiben, sondern den ganzen Kulturstand des Venedig jener Epoche hatte schildern wollen. „Allein sein Tod", sagt Negri, „ließ das Ganze unvollendet."

Um einige Ordnung in das Manuskript zu bringen, hat der italienische Herausgeber, wie er selbst ausführt, die nur eben begonnenen oder im Ausdruck mangelhaften Abschnitte weggelassen, Überflüssiges zusammengestrichen. Auch solche Kapitel hat er unterdrückt, deren Gegenstand anderwärts schon aufs trefflichste dargestellt war, oder „die ihm Schwierigkeiten bereiteten, indem es sich um zarte, heikle, nicht klar umrissene Dinge handelte" [1]).

[1]) . . . „trattandosi di oggetti delicati, difficili, non bene decisi."

Eben um dieser, vielleicht psychologisch besonders wichtigen Dinge willen, aber auch im allgemeinen, wäre es von großem Wert gewesen, die Urschrift Lundys mit der gedruckten Ausgabe vergleichen zu können. Leider haben die Nachforschungen, die ich in diesem Sinne anstellte, zu keinem Ergebnis geführt.

Aber auch in der vorliegenden Fassung übte das Buch auf mich einen starken kulturgeschichtlichen Reiz. Ich begann es ins Deutsche zu übertragen, wobei ich in Kürzungen viel weiter ging, als der italienische Herausgeber. Denn Breitspurigkeit und häufige Wiederholungen sind unleugbare Fehler des Erzählers Lundy; durch bloßes Beseitigen des Überflüssigen oder schon Bekannten ließ sich das zweibändige Werk auf einen starken Band zurückführen. Vor allem habe ich die in beiden Bänden verstreuten Schilderungen gleicher oder verwandter Gegenstände zu Gruppen zusammengefügt, nicht sowohl der Zeitfolge, als der gedanklichen Beziehung nach. Es entstanden so ganz von selbst geschlossene Abteilungen, wie: Theater, Karneval, Volkstypen, Staatswesen usw. Lundys Art, zu beobachten und zu berichten, zeigt ihn als empfänglich, aufmerksam und verstandeshell, nicht als eine Persönlichkeit von besonderer Kraft und Eigenart. Er ist sachlich, bisweilen fast nüchtern; eben darum trägt seine Erzählung den Stempel der Glaubwürdigkeit. Seine Ausdrucksweise ist altväterisch, aber frisch und unmittelbar — „Klarheit, Energie und Deutlichkeit" wird seinem Stil von Pasquale Negri nachgerühmt.

Leider habe ich, so sehr ich bemüht war, den sprachlichen Charakter des Werkes in der Übertragung festzuhalten, auf den farbigen Reiz der mundartlichen Gespräche verzichten müssen.

Bei den heutigen Raum- und Papierverhältnissen konnte an dieser Stelle nur ein kleiner Bruchteil, etwa ein Sechstel, vom reichen Inhalt des Buches zum Abdruck gelangen. Im Einverständnis mit dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau" habe ich die auszugsweise veröffentlichten Kapitel in zwei Teile geschieden. Der eine, da er hauptsächlich Eindrücke der Straße, des städtischen Lebens und Treibens wiedergibt, heißt: „Venedig, die Stadt"; der andere, weil er durchweg von Dingen berichtet, die mit der damaligen venetianischen Regierungsform zusammenhängen, heißt: „Venedig, der Staat."

Venedig, die einzigartige Stadt, und ihr eigentümliches Staatswesen haben von jeher die Phantasie und den Wissensdrang deutscher Leser beschäftigt. Möchte auch diese Erzählerstimme aus dem 18. Jahrhundert gerne gehört werden!

Helene Raff.

Einleitung

Ich bin gebürtig aus Bern in der Schweiz. Mein Vater, Kaufmann von Beruf, betraute mich, da er an mir hinlängliche Achtsamkeit und gutes Betragen wahrgenommen hatte, in ziemlich jugendlichem Alter mit einigen Handelsaufträgen. Der gute Ausgang, zu dem ich sie führte, bewirkte, daß mein Erzeuger in mich großes Vertrauen setzte und mir wichtigere Unterhandlungen übertrug. So schickte er mich auf Reisen zum Zwecke, mit den hauptsächlichsten europäischen Handelshäusern Beziehungen anzuknüpfen und mich über etliche kaufmännische Dinge zu unterrichten. Ich durchstreifte einen Teil von Deutschland und Frankreich, unterließ auch nicht, die vornehmsten Städte Italiens zu sehen. In meine Heimat zurückgekehrt, eröffnete ich meinem Vater den Wunsch, mich nach Venedig zu begeben; er war es zufrieden und schrieb mir alsbald einen Empfehlungsbrief an einen seiner Freunde, der seit langem in Venedig wohnte, sich auch dort verheiratet hatte.

Im Alter von ungefähr vier Lustren kam ich in jene eigentümliche Stadt, voll Begierde, alles zu betrachten, was sie Ruhmwürdiges und Bemerkenswertes besaß.

Der Aufenthalt gefiel mir so sehr, daß ich, so oft auch verschiedene Geschäfte mich nach auswärts riefen, stets schnell wiederkehrte.

Noch vor dem Sturze der alten venetianischen Geschlechterherrschaft hatte ich mich in meinem Vaterlande dauernd niedergelassen. Aber einige Jahre nach jenem denkwürdigen Ereignis kam ich, um etliche Sachen abzuholen und Schulden einzutreiben, nochmals, obzwar ein Achtziger, nach Venedig.

Mein Herz erhielt alsbald einen höchst empfindlichen Stoß, da ich vergeblich nach den prachtvollen Festen ausschaute, die ehemals das Gedächtnis an die glänzendsten Taten der großen Republik wachhielten. Ich fand fast alle ihre besonderen Bräuche verloren, ihre Bürger jeder launigen Eigenart entkleidet, ja sogar die Gondelführer des witzigen Selbstgefühls beraubt, das sie mir einst so angenehm gemacht hatte.

Als ich wieder in Bern war und mir vernünftigerweise vorstellte, daß die alten Sitten und sonstigen Eigentümlichkeiten Venedigs gar bald völlig aufhören würden, verwendete ich meine letzten Lebenstage dazu, aus dem Gedächtnis das hervorzuholen, was ich von besonders Merkwürdigem während meines nicht kurzen Aufenthaltes daselbst bemerkt hatte. Indem ich so tat, schien mir, daß ich dadurch, wenn auch nicht zur Geschichte des venetianischen Volkes, so doch zur Erhaltung einiger mir wertvoll erscheinenden Erinnerungen an seine Eigenheiten beitrüge. Zu größerem Antrieb diente mir, daß ich hierüber manche widersprechenden, falschen und übertriebenen Berichte hatte hören und auch lesen müssen. Deshalb werde ich sagen, was ich selbst gesehen habe, werde loben, was mir Lob zu verdienen schien, und ohne Rücksicht tadeln, was ich Tadelnswertes gefunden. Sollte ich mich gelegentlicher Auslassungen oder Anachronismen schuldig machen, so bitte ich, sie meinem Gedächtnis zu verzeihen, das durch die hohen Jahre nicht wenig geschwächt ist.

Edmund Lundy.

I. Teil: Venedig, die Stadt

1. Ankunft

Im Juli [2]) war es, und ich befand mich, samt drei Theaterleuten, mit denen ich kaum einige Worte wechselte, in einem zweispännigen Mietwagen, als wir etwa eine halbe Meile vor Fusina anlangten. Da sah ich, ganz mit einmal, eine weite Wasserfläche, aus deren Mitte die berühmte Stadt Venedig auftauchte; und mein Herz schlug vor innerem Jubel schneller.

Weil ich wußte, daß ich nun noch etwa fünf Meilen in einer Barke hocken müßte, beschloß ich, vom Wagen abzusteigen, dessen Stoßen und Schütteln mir nicht wenig zur Last war, und die noch übrige halbe Meile nach Fusina zu Fuße zu gehen. Die Pferde waren alt und müde und trottelten Schritt vor Schritt, so daß ich ihnen einen guten Vorsprung abgewann. Als ich ungefähr halbwegs war, tauchte unversehens ein Mann auf, der sehr respektvoll seine Mütze abnahm und mich fragte, ob ich nach Venedig ginge? Ich bejahte. „Gut so," versetzte er, „nachher kommen Sie mit mir, kommen Sie in mein Schiffchen! Wissen Sie, ich bin ein Ehrenmann. Ich werde Sie nach Würden bedienen. Lassen Sie sich mit keinem andern Schiffer ein, trauen Euer Gnaden denen nicht, denn es ist lauter Gesindel. Mein Schiffchen geht wie der Wind, mit funkelnagelneuen Polstern drin, ganz frisch gekrempelte Wolle. Wie ein König werden Euer Gnaden fahren."

In Betracht seines schneidigen, trefflichen Aussehens antwortete ich ihm, daß

[2]) Lundy gibt das Jahr nicht an. Es muß um die Mitte des 18. Jahrhunderts gewesen sein.

ich mich auf ihn verließe. Ich fügte hinzu, ich sei zwar allein, brauchte aber die Gondel nur für mich, da ich mein Gepäck bei mir hätte und nach dem Hause gefahren werden wollte, das ich ihm bezeichnen würde. Ich fragte auch, welchen Preis er verlangte.

„Aber gehn Sie doch, Euer Gnaden! Wer wird denn von so was reden!" — Indem er die Arme erhob und häufig die Achseln schupfte, fuhr er fort: „Mit solchen Herrschaften macht man doch keinen Vertrag; einem Herrn Ihres Schlags zu dienen, ist ja Pflicht. Ihnen sieht man den Ehrenmann an der Nase an. Kommen Sie mit mir, vertrauen Sie auf mich! Ich tu' alles, was Sie wollen."

Diese Versicherungen erkannte ich wohl als übertrieben, doch wagte ich kein Gegenwort. Der Gondolier fragte mich, ob ich jemals in Venedig gewesen wäre. Das verneinte ich. „Eh, da werden Sie schauen! Solch eine Stadt! Unterm Himmelsrund gibt's ihresgleichen nimmer. Werden sehen, was für Paläste aus Marmelstein — und mitten ins Wasser hineingepflanzt."

Inzwischen trafen wir auf einen zweiten Barkenführer, den der erste mir seinen Genossen nannte, und der mich gleichfalls mit großartigem Mützenschwung begrüßte. Der Wagen langte nun an; ich ließ den Koffer und die anderen Sachen abladen, die alsbald von den Schiffern selbst in die Barke getragen wurden.

Ich verabschiedete mich von meinen Reisegefährten, bestieg die Gondel und setzte mich auf den Trasto (Vordersitz). Da ich sah, daß das Schiff noch nicht vom Lande stieß, beklagte ich mich, aber der erste Schiffer entgegnete mir mit einiger Schärfe: „Zum Henker, so warten Sie doch, bis mein Bruder kommt!"

Ein gewöhnlicher Mann erschien, der auf einer der Seitenbänke Platz nahm und mir kund tat, daß er nicht der Bruder des Gondoliers, sondern ein weiterer Passagier sei. Binnen kurzem stiegen noch zweie ein; das bewog mich zum Aufbegehren, indem ich sagte: ich hätte doch die Barke für mich allein gemietet! Die Gondoliere baten mich um Entschuldigung und fanden tausend Ausflüchte, um ihren Betrug zu rechtfertigen.

Endlich, als es ihnen gefiel, stießen sie die Barke ab, und wir glitten die Mündung der Brenta hinunter, um in die von mir so ersehnten Lagunen einzufahren. Da begegnete uns eine Gondel, die hart an der unsrigen vorbeistreifte. Ich weiß nicht, gegen welches Gesetz der Ruderkunst die Führer jenes Schiffes sich verfehlten; das aber weiß ich, daß zwischen ihnen und meinen Schiffern ein schrecklicher Zwist entbrannte. Die heftigsten Anwürfe, die schneidendsten Scheltworte entluden sich von beiden Seiten. Sie hörten auf zu fahren, um sich besser beschimpfen zu können, legten sogar die Barken aneinander und erhoben die Ruder zum Schlage. Aber die Passagiere der feindlichen Gondel kamen unter dem Felse (Schutzdach) hervor und bedräuten die Schiffer. Ich desgleichen schalt sie aus, noch erschrockener als die anderen, denn ich besorgte, die Gondel würde umkippen. Jene beruhigten sich einigermaßen, aber mit Drohungen hörten sie nicht auf. Etwa eine Meile getrennt, legten sie die Ruder hin und schrien durch die vorgehaltenen hohlen Hände sich zu: „Gottsschlechter Kerl, Galgenschwengel, Schindaas, Unglücksrabe, Esel, Schwein, trui, trui, wutz, wutz" [3]) usw. Mein rückwärtiger Schiffer setzte noch hinzu: „Dich find' ich, dich schind' ich, dich reiß ich in Fetzen; das größte Stück, das von dir bleibt, soll's Ohrläppchen sein."

Nun waren wir in der Lagune. Es war Mittag vorüber, und die Sonne leuchtete strahlenklar, die Lagune war glatt wie ein Spiegel und bot einen friedlich-lieblichen Anblick; ein frisches Lüftchen milderte die Hitze der glühenden Jahreszeit. Venedig näherte sich uns, und seine Gebäude wurden mählich höher; das weiche Schaukeln der Gondel behagte mir, und der Geruch des salzigen Wassers war mir

[3]) Laute, mit denen man die Schweine lockt.

nicht zuwider. Aber mitten im Genuß fühlte ich, wie sachte der Magen sich mir umdrehte; das teilte ich verdüstert meinen Gefährten mit. Die begannen zu lachen und sagten mir, das sei die Seekrankheit, die jeden Neuling zu Schiffe heimsuche. Ich mußte dem Zwange meiner Natur nachgeben, und hinterher befand ich mich vorzüglich.

Wir begegneten Schiffen und Kähnen jeder Art, wobei ich bemerkte, daß die Gondeln, auch die zu Prunk und Vergnügen, schwarz aufgeschmückt waren. In meiner Unwissenheit fragte ich die Schiffer nach dem betrüblichen Grunde solcher Herrichtung, die sie den Katafalken ähnlich machte. Ich erhielt zur Antwort, daß alle Gondeln nach einem alten Brauche, der auf besonderer Vorschrift beruht, völlig schwarz verkleidet sind. Später erlangte ich mehr Licht über diese Eigentümlichkeit.

Zwei Reihen starker Pfähle in regelmäßigem Abstand bezeichnen die Wasserstraße von Fusina nach Venedig. Die ganze Lagune ist von solchen Doppelreihen von Pfählen durchzogen, die nach den vielen Landorten der Umgebung führen. Der Raum zwischen den Pfahlreihen heißt Kanal, und jeder Kanal führt seinen besonderen Namen.

Ich belustigte mich, durch ein Fernglas die verschiedenen Dinge zu beobachten. In einigen Gondeln saßen reichgekleidete Damen, die eifrig das Gesicht an die Fensterchen der Felse drückten, um uns zu betrachten. Viele größere Barken sowie offene Gondeln waren vollgestopft mit Männern, Frauen, Waren, Kleinvieh usw., in solchem Maße, daß ihr Rand sich nur ein paar Finger breit über den Wasserspiegel erhob. Ich äußerte die Befürchtung, sie würden sinken, aber meine Gefährten sagten: bei so ruhigem Wasser sei nichts zu besorgen. Eine große offene Barke fiel mir auf, die kaum ein wenig aus der Flut herausragte, trotzdem aber mit gar nichts beladen schien. Mir ward gesagt: sie sei voll von Süßwasser, und auf solche Art würde aus den nahen Flüssen das Trinkwasser für die öffentlichen und privaten Brunnen nach Venedig gebracht, weil das Regenwasser dem Bedürfnis der zahlreichen Bevölkerung nicht genügte. Das schien mir ein sehr großer Mangel für eine solche Stadt.

An einem Pfahl gewahrte ich ein schwarzes Kreuz und dabei ein unbestimmtes Etwas. Ich nahm das Fernglas zur Hand, und — noch denk' ich mit Schauder und Ekel daran — an jenem Pfahl hing ein Vierteil eines menschlichen Körpers. Ich ward belehrt, daß vor nicht langem in Venedig ein Verbrecher hingerichtet worden; bei schweren Übeltätern aber sei es Brauch, den toten Leib in vier Stücke zu teilen, die auf solche Art an den hauptsächlichsten Einfahrtskanälen der Stadt ausgesetzt würden. Dort bleiben diese kläglichen Reste, bis sie von selbst herabfallen; sie wegzunehmen gilt als schweres Vergehen, da solches vorgeblich zu allgemeinem Schrecken und Exempel geschieht.

Obgleich ich aus andern Ländern des Anblicks ähnlicher barbarischer Sitten gewohnt war, betrübte ich mich innerlich, daß in einem Volke, das an Artigkeit und steter Heiterkeit beinahe als erstes in Europa galt, ein so greulicher und ekelerregender Brauch noch bestand. Ich hätte meinen Verdruß laut geäußert, wäre mir nicht plötzlich zu Sinn gekommen, als wie argwöhnisch diese Republik verrufen war, und als wie schonungslos im Bestrafen derer, die nur im geringsten gegen ihre Gesetze verstießen.

Meine Fährleute verlangsamten die Fahrt und sagten: „Da kommen die Finanzwächter." Ein plumpes Boot mit vier garstig dreinschauenden Kerlen legte an uns an. Der ältere meiner Schiffer raunte mir zu: wenn ich meinen Koffer nicht öffnen und meine Siebensachen nicht durchwühlt haben wollte, sollte ich ihnen ein Trinkgeld geben. Ich meinte, das sei soviel wie ein Geständnis, daß ich ungesetzliche Dinge einschleppte; er bestand darauf: es sei besser, wenn ich so täte. Nun trat

in unsere Barke ein Sbirre, der uns mit finsterer Miene gebot, aufzustehen. Ich gab ihm schleunig Geld mit dem Bemerken, er möge nur nachsehen, ob ich etwas von Konterbande führte. „O, das kennt man gleich," versetzte jener mit rauher Stimme, „daß Sie nix Verbotenes haben. Reisen Sie gut! Und geleit' Ihnen Gott!"

Nachdem der Sbirre in seiner Barke langsam davongefahren war, erkundigte ich mich, was für Gegenstände in Venedig zollpflichtig wären? Ich erfuhr: es seien zumeist Eßwaren, wie Öl, Fleisch, Getreide und dergleichen.

Ich bedeutete dem Bootsführer, daß ich nach San Pantaleone gefahren werden wollte. „Aber schaun Sie" — erwiderte er — „zuvor muß ich doch diese Passascherer ans Land setzen."

Da war ich endlich in Venedig. Die Gondel landete bei den Zattere, und alle Fahrgäste, außer mir, stiegen aus. Aber was für Händel gab es! Der Fahrpreis war nicht mehr derselbe; die Passagiere mußten mit mehr als dem bedungenen Geld herausrücken, anders ließen die Schiffsleute sich nicht beschwichtigen. Das Hübscheste war, daß ein junger Kerl, mitten im schärfsten Wortgefecht, Beine machte und davonlief, ohne zu bezahlen. Die Flüche und Schimpfnamen, die von seiten der Fährleute hinter ihm dreinsausten, waren unbeschreiblich. Dann beschuldigten sie sich gegenseitig der Unachtsamkeit und waren nahe daran, sich untereinander in die Haare zu geraten. Ich schrie: sie sollten sich sputen. „Ihre Schuld!" — versetzten sie — „bloß wegen Ihnen können wir dem jetzt nicht nachrennen. Also: weil Sie schuld sind, müssen Sie auch blechen."

Wir kamen in den sogenannten Rio San Basegio. Der Gestank, der mir da in die Nase stieg, wendete mir beinahe den Magen nochmals um. Das kam von den Latrinen, die sämtlich in die Gewässer Venedigs münden und, namentlich im Sommer, eine den Fremden sehr empfindliche Ausdünstung erzeugen. Mich verdroß das nicht wenig, doch ward ich abgelenkt durch den Anblick einiger schöner Bauten und der Uferstraßen (Fondamenta), die von Leuten jeder Klasse wimmelten. Obschon die Venetianer des Fremdenverkehrs reichlich gewohnt sein müssen, schien meine Ankunft ihnen doch etwas Neues, denn sie blieben unterwegs stehen, um meine Gondel zu betrachten. Mir war schon gesteckt worden, daß sie sehr neugierig sind.

Ich sagte nun, ich wollte zu Herrn Ignazio Segur, Drogenhändler in San Pantaleone. „Kenn' das Haus schon", antwortete mein Fährmann. Die Gondel hielt endlich vor einer geschlossenen Türe am Kanal, wo der Gondolier mehrmals derb anklopfte. Dem erscheinenden Diener gab ich mich zu erkennen. Er war von meiner Ankunft benachrichtigt und wollte mir den Arm bieten, um mir aus der Gondel zu helfen, aber der vordere Gondolier stieß ihn zurück mit den Worten: „Das geht mich an, verstehst!" Die Hand auf seinen kräftigen Arm gestützt, sprang ich ans Land. — „Da wär' ich glücklich in Venedig!" rief ich höchst befriedigt aus.

Das Gepäck war ausgeladen; nun ging es ans Bezahlen. Ich hatte mich nach dem üblichen Preise der Überfahrt von Fusina nach Venedig erkundigt und gab meinem Mann also fünf Lire. Der Gondelführer besah sich das Geld aufmerksam, sprach dann kecklich: „Was geben Sie mir denn da?" Ich versetzte: „Mehr als das Herkömmliche."

„So handelt kein anständiger Mensch. Um ganz Venedig rum haben wir Sie fahren müssen, haben geschwitzt wie Rösser, um Ihnen zu dienen, haben Ihnen sogar die Packträger gemacht, und Sie haben's Herz, uns fünf Lire zu geben? So zahlen Sie die saure Mühe armer Leute?"

„Aber zuerst habt Ihr gesagt, mich würdet Ihr sogar umsonst bedienen —"

„Nichts da, werter Herr „Umsonst", geben Sie mir gleich einen Silberdukaten, der mir zukommt! Ich verlang' noch wenig, weil Sie's sind. Wenn nicht, Herrgotts Blut, dann werden Sie schaun, mit wem Sie zu tun haben."

Hier kamen andere Diener hinzu, die sich an dem Handel beteiligten und mir recht gaben. Die Sache hätte eine schlimme Wendung genommen, wenn ich, obschon wütend, dem Fährmann nicht noch zwei Lire gegeben hätte. Er beruhigte sich nicht ganz dabei. Murrend stieg er in die Gondel und schmähte im Davonfahren noch die Diener und mich, indem er mich einen verzweifelten Kunden und vornehmen Hungerleider hieß.

Auf der Treppe schritt mir Signora Dorotea, die Gattin meines Herbergsvaters, entgegen. Nicht zu sagen, wie höflich sie war! Sie führte mich in das mir bestimmte Zimmer, wo ich meine Sachen niederlegte und mich einigermaßen säuberte; auch streckte ich mich ein wenig auf das Bett zum Schlafen.

Ein Diener trat ein, um zu melden, daß Herr Segur nach Hause gekommen war, und daß eben aufgetragen wurde. Ich begab mich in den Tinello (Eßzimmer) und fand dort Herrn Segur, seine Frau, ihre beiden jungen Töchter, ihren Knaben von sieben bis acht Jahren und zwei junge Männer aus dem Kontor. Nach den schicklichen Komplimenten setzten wir uns zu Tisch.

Bei Tisch plauderten wir von meiner Reise. Herr Segur sagte mir, daß die Schiffer der Mietgondeln fast sämtlich Spitzbuben wären, daß sie sich nie mit ihrem Lohn zufrieden gäben und, wo sie keinen Widerstand fänden, stets zum Überfordern geneigt seien. Er bemerkte noch, daß ihre Taxen schon mehrmals genau festgesetzt und sie selbst strenger Überwachung unterstellt worden wären; das alles aber hätte wenig Dauer gehabt.

Nach dem Mahl hatte ich mir vorgenommen, auszugehen und Einiges von der Stadt zu sehen; aber die Frau meines Gastfreundes redete mir davon ab und riet zur Ruhe. Die Besorgnis der ganzen Familie bewirkte, daß ich nachgab und versprach, erst am nächsten Morgen auszugehen. Die beiden Mädchen luden mich auf einen Erkersitz ein, der nach dem Platz San Pantaleone hinaussah. Da hatte ich wieder mein Teil zu leiden, denn auf dem Platz war Fischmarkt, und ein schrecklicher Geruch stieg empor. Meine Wirtinnen waren durch Gewohnheit dagegen abgestumpfter als ich; doch blieb ich schicklichkeitshalber am Fenster und schnupfte, wenn auch wider Willen, Tabak.

Da in Venedig die bürgerlichen Frauen, und mehr noch die Mädchen, sehr zurückgezogen leben, ist es eine Haupterleichterung ihrer harten Sklaverei, viele Stunden täglich am Fenster zu verbringen. Die Nachmittagsstunden sind die, in welchen ihnen von weniger gestrengen Familienhäuptern diese kleine Wohltat bewilligt wird; darum tragen die Damen stets alle Sorge, sich dann in elegantester Kleidung und mit hochmodernen Frisuren zu zeigen. Obschon die Gegend, in der ich mich befand, nicht von den reichsten Leuten Venedigs bewohnt war, sah ich zu meiner Überraschung an allen Fenstern nicht nur eine Menge wunderschöner Mädchen und Frauen, sondern bewunderungswürdigen Staat an Kleidern, an Juwelen und reichem Aufputz.

Frau Dorotea erzählte mir, daß sie nur wenig aus dem Hause ginge und ihre Töchter noch seltener. Diese hatten niemals das Festland erblickt und stellten mir wunderliche Fragen über Pferde und Wagen. Ich befriedigte sie, indem ich ihnen einiges von meinen Reisen berichtete. Zu jener Zeit waren die Reisen von Volk zu Volk nicht häufig, und unter den Venetianern, die nicht überseeischen Handel trieben, gab es ihrer wenige, die über ihre Stadt hinauskamen. Deshalb war das, was ich als Fremder wußte, diesen eingezogen Lebenden ein großes Wunder.

Frau Dorotea sagte, daß, wenn ich Venedig sähe, ich jede andere Stadt darüber vergessen würde. Ich erkannte später in Wirklichkeit, daß dies Land der reizvollste Aufenthalt ist, und daß sie nicht übertrieben hatte.

Die Nacht brach ein; sie führten mich in einen Salon, wo sie mich zum Kartenspiel aufforderten. Das war ein kleines Pröbchen von der Spielwut, die damals

ganz Europa verseuchte, und von der ich künftig ausführlicher sprechen werde. In gesitteten Familien übrigens wurden bloß einfache und unschuldige Spiele geduldet: so spielte man bei Herrn Segur nur zum Zeitvertreib um wenige Soldi. Doch bemerkte ich, daß Signora Dorotea sich über ihre Verluste sehr ärgerte und große Händel mit den Töchtern anfing.

So verbrachten wir drei bis vier Stunden, obwohl ich mich sehr dabei langweilte. Die beiden Mädchen, fern von mir sitzend, hielten die Augen immer gesenkt, nur hier und da zuckten zu mir verstohlen einige Blicke herüber, die das verborgene Feuer ihrer Seelen erkennen ließen. Ich wäre gern vertrauter mit ihnen geworden, aber die Sache war nicht so leicht.

Die Stunde des Nachtessens kam; unter den mancherlei Gerichten aß ich mit Genuß vorzügliche Schollen in Öl gebacken, mit Salat als Beilage. Am Schlusse gab es Malaga- und Zypernwein, denn in Venedig wurden die meisten Flaschenweine aus Griechenland oder anderen südlichen Ländern bezogen. Die erlesenen Weine Deutschlands und Frankreichs sind erst viele Jahre später in Aufnahme gekommen.

Ich begab mich in mein Zimmer, wo ein treffliches flaumenweiches Bett mich zur süßen Ruhe einlud. Es war ziemlich heiß, und ich ließ daher die Fensterscheiben offen, indem ich nur die Vorhänge darüber zog. Aber ach! kaum wenige Minuten hatte ich geschlummert, als ein quälendes Brennen im ganzen Gesicht und an den Armen mich weckte. Eine wahre Wolke von zudringlichen Zanzaren [4]) umgab mich. Ich nahm ein Tuch, um sie zu verjagen, aber umsonst. Viele erschlug ich, indem ich mir selbst Ohrfeigen gab, doch fand ich keine Ruhe bis zu Sonnenaufgang.

In Venedig trifft man selten die sogenannten Zanzarieren, die rings um das Bett gezogen werden. Da in dieser Stadt die Reichen und die ihnen nachahmen wollen, sehr spät zur Ruhe gehen, schlafen sie ein gut Stück in den Tag hinein, wo die Zanzaren nicht auf sind. Die gewöhnlicheren Leute pflegen bei Sonnenuntergang die Fenster zu schließen, um diesen lästigen Insekten den Eingang zu wehren.

Wenn man in Venedig den Übelstand der Zanzaren hat, so ist man dafür der Plage durch die gewöhnlichen, an anderen Orten so quälenden Fliegen enthoben. Deren gibt es in Venedig wenige.

* * *

(Zwischen dem vorigen und diesem Kapitel liegt der erste Rundgang, den Lundy in Begleitung seines Gastfreundes macht, und bei welchem dieser bereits das Abflauen des venetianischen Handels erwähnt.)

2. Besuch und Führung

Bei Tische kam die Rede wiederum auf den venetianischen Handel, und Segur ließ sich gegen mich folgendermaßen aus:

„Zur Zeit, als die Venetianer aus religiösem Eifer prachtvolle Kirchen erbauten und dadurch viel zur Wiederbelebung der schönen Künste beitrugen — als sie oft gezwungen waren, sich gegen Überfälle benachbarter Fürsten, zumal ihrer Hauptfeinde, der Muselmanen, zu verteidigen, fanden sie einzig im Handel eine hinlänglich reiche Geldquelle für alle diese riesigen Ausgaben. Die Beschränkung ihrer Staaten gönnte ihnen keine andere, also schätzten und ermutigten die Venetianer jede Art von Industrie.

Damals stand Venedig obenan in schönen und sinnreichen Erzeugnissen, die in aller Welt gewertet wurden. Aber die Venetianer, denen sicherlich der Schiffsweg um das Kap der Guten Hoffnung herum bekannt war, bevor noch die Portugiesen

[4]) Stechmücken.

dessen vermeintliche erste Entdeckung machten, zogen diese neue Wasserstraße, die ihren blühenden Handel ruinieren konnte, nicht in Betracht. Die erworbenen großen Reichtümer machten sie minder bedürftig als andere Völker; daher dies ihr gleichgültiges Bezeigen.

Inzwischen hatten die europäischen Mächte es zu immer stärkeren und geordneteren Heeren gebracht, wodurch sie den Ottomanen mehr Furcht einflößten. Also betrachteten diese Feinde der Christenheit die Veneter nicht mehr als ihre größten und hartnäckigsten Nebenbuhler, und daher hatten die letzteren weniger zu fürchten. Die Republik, reich und gesättigt, ergab sich völlig dem ruhigen Leben und vernachlässigte die Hauptquellen ihrer Größe. Die andern Völker machten beständige Erfindungen auf allen Handwerksgebieten und setzten lockende Belohnungen aus für die, welche ihre Gewerbe vervollkommneten; aber die venetische Republik verharrte beinahe kühl bei ihren alten Systemen.

Ein Hauptschaden für den venetischen Handel waren gewiß die geschlossenen Zünfte. Das Privilegium bestimmter Familien, daß einzig sie und ihre Nachkommen dies und jenes Handwerk ausüben durften, machte in erster Linie diese Familien wohlhabend. Sie hatten nicht nötig, dank ihrem Wohlstand und ihrer absoluten privilegierten Unentbehrlichkeit, ihr Handwerk zu vervollkommnen, damit es von anderen nicht übertroffen würde. Drittens: mangelte es an wechselseitigem Wettstreit; denn diese Gewerkler bildeten eine Gilde und bewirkten, daß ihre Genossen die Verbesserungen, die ihnen etwa vorschwebten, nicht ausnützten. Taten sie es doch, so konnten sie kaum den bitteren Vorwurf vermeiden, daß sie dergleichen aus Not oder zum Schaden der Gewerkschaftsgenossen anstellten.

Um statt vieler Beispiele für den letzteren Übelstand nur eines anzuführen, sage ich Euch, daß vor einiger Zeit ein Färber eine wunderschöne und haltbare bleigraue Farbe erfand, die sich hauptsächlich für Mäntel eignete. Sie gefiel sehr und wurde allgemein angewendet. Was geschah? Die Zünftler selbst, neidisch auf den Vorteil und Ruhm des Entdeckers, ließen des Abends — und im Volksgewühl auch bei Tage — die bleigrauen Mäntel mit unvertilgbaren Flecken beschmutzen. Deshalb mußte deren Gebrauch ganz abgeschafft werden.

Außerdem zeigt ein jeder, der eine Verbesserung seines Handwerks erfindet, diese zunächst dem Senat an, und dieser, anstatt dem Erfinder das Patent dafür zu geben, befiehlt der gesamten Gilde, sie anzuwenden. Aber sehr oft stellen sich solche Verbesserungen in der Folge als verkehrt heraus, oder die Mode verwirft sie. Es ist leicht verständlich, welcher Schaden daraus erwächst; und dazu gehört hauptsächlichst die Vorliebe für alle Gegenstände, die vom Ausland stammen."

Segur, höchst erfahren in kaufmännischen Dingen, fügte noch hinzu, daß er bisweilen den Kaufleuten ernsthafte Vorstellungen machte: wie nach und nach durch solche Trägheit und solche Mängel der Handel von Venedig auf Null kommen müßte. Aber diejenigen, die enorme Warenlager und großes Bargeld besäßen, gäben einfach zur Antwort: „Ich habe zu leben und meinen Kindern noch was zu vererben; das genügt mir."

Ebenso schlug Segur, wie er mir sagte, fortwährend Verbesserungen in den Werkhäusern und Verkaufsläden vor, zeigte den Leuten die ausländischen Erzeugnisse und teilte ihnen unumwunden mit, daß viele Völker sie bereits den venetianischen vorzögen. Alles umsonst! Die Antwort der Zünftler war: „Meine Vorfahren, mein Vater und mein Großvater haben es so gemacht; ich will den alten Weg nicht mit dem neuen vertauschen." Und dann setzten sie stets hinzu: „Es ist sündhaft, nicht auf die Religion zu vertrauen."

Viele von jenen, die Segur wegen ihrer Fehler und des daraus entstehenden schweren Schadens für Venedig tadelte, erklärten ganz ernsthaft: Die seligste Jung-

frau, der heilige Markus und andere Heilige würden nie zulassen, daß eine Stadt und eine Regierung untergingen oder zu Schaden kämen, die ihnen so zahlreiche und prächtige Tempel erbaut hätten, wo sie (die Heiligen) mit solchen feierlichen und prunkvollen Gottesdiensten geehrt würden.

Als das Gespräch über dies und anderes beendet war, sagte ich, daß ich am Nachmittag vorhätte, mich nochmals nach der Piazza zu begeben. Herr Segur redete mir davon ab, indem er erklärte, nicht mitkommen zu können, weil einige dringende Angelegenheiten ihn in seinem Bureau festhielten. „Die Straßen Venedigs", fügte er hinzu, „sind sehr verwickelt; Ihr braucht einen Führer. Wenn Ihr es Euch denn vorgesetzt habt, so laßt Euch per Gondel nach San Marco fahren! oder nehmt einen meiner Diener mit!"

„Nein doch", versetzte ich. „Ich habe eine große Leichtigkeit darin, mir die Straßen zu merken; und vorkommendenfalls werde ich fragen. Ich möchte auch bei einigen gewichtigen Persönlichkeiten Briefe abgeben. Lieber, wenn es am Abend zu spät wird, nehme ich die Gondel zur Heimfahrt."

„Ausgezeichnet", schloß Segur. „Obwohl wir Sommer haben, ist es nicht gut, überlang draußen zu bleiben. Wenn Ihr nach Hause wollt, begebt Euch zur Piazzetta; da stehen zu jeder Zeit Gondeln, die einen führen, wohin man will."

An diesem Tage hatten wir ein vorzügliches Gebackenes von Blackfischen, in Venedig Tintenfische genannt, mit Salat dazu. Ich sagte Segur, daß ich mir wünschte, von den Austern, die in Venedig so berühmt seien, zu essen. Aber der Freund antwortete mir: „Jetzt gäbe es keine."

„Wie?" fragte ich überrascht. „Sitzen diese Schalentiere nicht immer unbeweglich auf dem Grunde des Wassers?"

Segur lachte und erwiderte: „Im Wasser sind sie auch jetzt, aber der Fang ist verboten. Das Verbot währt durch die Monate, welche den Buchstaben R nicht haben, wie: Mai, Juni usf., und erlischt bei Eintritt der Monate mit R. In den Sommermonaten sind die Austern milchig (da latte), wie man sagt, weil sie da eine weißliche Flüssigkeit enthalten. Das Volk meint, ihr Genuß, wenn sie „milchig" sind, sei schädlich und deshalb bei der Hitze verboten; der wirkliche Grund aber ist, daß man die Gattung erhalten will. Im Sommer werden die Austern fruchtbar; und mit dem Mikroskop hat man entdeckt, daß jene weiße Flüssigkeit aus einer unendlichen Menge winziger Austern besteht.

Die alten Venetianer machten, in betreff des Fischfanges, vortreffliche Gesetze; unter anderem verboten sie den Verkauf der Fische, die noch nicht eine mäßige Größe erreicht hatten. Auf einer Säule außen an der Kirche San Giacomo di Rialto steht das Maß eingegraben, das die Auster und die Sardelle zum Verkauf haben mußten. Die Jahreszeit für den Fang der Fische wurde bestimmt, sogar für die allergeringsten. Außerdem waren die Preise entsprechend der Güte und Größe des Fisches festgesetzt; und das könnt Ihr noch an einem Steinblock lesen, der auf dem großen Fischmarkt am Rialto steht. Sehr streng verfuhr man auch im Untersuchen der Fische bei denen, die sie gekocht verkaufen; wenn man den Fisch verdorben fand, wurde er alsbald in die Kanäle geworfen. Desgleichen ward verboten, den Fisch, um ihn frisch zu halten, ins Eis zu legen, denn dies Verfahren, so nützlich es einerseits ist, schadet in anderer Richtung, da es den Fisch völlig geschmacklos macht. Und damit die Fischer genötigt wären, sich den schnellen Verkauf angelegen sein zu lassen, durften sie im Sommer kein Zeltdach über sich ziehen und mußten im Winter barfuß auf dem Boden stehen.

Es würde zu weit führen, wollte ich Euch all die trefflichen Gesetze der alten Veneter über Einzelheiten des Speisenverkaufs beschreiben. Besagte Gesetze ruhten auf der Grundlage einer strengen Gerechtigkeit, indem man durchaus nicht wollte, daß Bürger oder Fremde von den Handwerkern oder Verkäufern im geringsten an-

geführt würden. Laßt Euch sagen, daß z. B. die Weinhändler jeder nur eine einzige Weinsorte zu bestimmtem Preis verkaufen durften. So verkaufte also eine Weinbude den Wein, wovon die Maß 20 Soldi kostete, eine andere den zu 24 Soldi usf. Auf solche Art war es nicht möglich, daß der Verkäufer betrüglicher Weise die Sorte Wein für 20 anstatt der teueren Sorte zu 24 gab.

Sogar für den Obstverkauf war die Zeit genau vorgeschrieben; und zwar damit denen, die es gelüstete, die Erstlingsfrüchte zu essen, kein Schaden durch deren Unreife zustieße. Zum Beispiel ward auf den Gemüsemarkt am Rialto mit aller Förmlichkeit im Maimonat eine Probe der ersten reifen Kirschen gebracht, aber der Verkauf begann nicht eher als am ersten Juni.

Jetzt aber, wenn schon das Gesetz noch besteht, wird auf die Handhabung sehr wenig oder gar nicht mehr geachtet."

Nach dem Essen fand ich mich ganz wohlgemut und allein nach dem Markusplatz zurück, ohne daß ich um den Weg zu fragen brauchte. Ich setzte mich vor ein Café und sah die Empfehlungsschreiben durch, die mir mitgegeben worden waren. Das, was mir zuerst unterkam, war an Pietro Gratarol, den Sekretär der Republik, gerichtet. Ich fragte den Cafétier, wo der Sekretär wohnte. Er antwortete: in San Stefano — und bezeichnete mir auch die Richtung, die ich nehmen müßte.

Das Campo di San Stefano schien mir einer der hübschesten Plätze von Venedig. Man zeigte mir den Eingang zu Gratarol; ich zog die Klingel und hatte das Glück, den Sekretär zu Hause zu treffen. Ein Diener geleitete mich in eine Art Schreibstube, wo ich einen Augenblick warten mußte. Dann erschien der Hausherr im Schlafrock von großblumiger Seide und mit einer schwarzen Mütze auf dem Kopf. Er nahm und las den Brief. Der war von einer angesehenen Persönlichkeit in Turin, einem Freunde des Sekretärs aus der Zeit, da sich dieser bei einer außerordentlichen venetianischen Gesandtschaft am dortigen Hofe befand. Gratarol erbot sich alsbald, mir zu dienen, wo er könnte, ließ Kaffee bringen und stellte mir sein Haus zur Verfügung. Er teilte mir mit, daß er zweimal wöchentlich eine kleine, aber erlesene Gesellschaft bei sich versammelte, und daß es ihm großes Vergnügen machen würde, wenn ich von der Partie sein wollte. Er fragte: ob ich noch an andere empfohlen wäre? Ich sagte, daß ich Briefe an Kaufherren abzugeben hätte und hauptsächlich einen an den Patrizier X., der außerordentlicher Gesandter am Turiner Hofe gewesen war. Gratarol versetzte: „Der ist mein besonderer Gönner. Wenn es Euch recht ist, gehen wir gleich zusammen hin. Er wohnt hier nahebei."

Der Sekretär ließ mich kurze Zeit allein, dann erschien er mit einer gepuderten Perücke, deren Ende in einem Netz von schwarzer Seide steckte. Er trug einen seidenen, prächtig gestickten Anzug. Wir gingen und hatten bald den Palast des Patriziers erreicht. Ein Kammerdiener führte uns hinein. Seine Exzellenz empfing uns auf einem Sofa sitzend. Er war sehr alt, und seine Miene war streng und eigensinnig. Er sah uns scharf an und grüßte uns erst, nachdem wir dies mehrmals getan hatten. Das Gespräch, das wir mit ihm führten, gebe ich, als ziemlich seltsam, hier wieder.

Der Patrizier wandte sich mit einer angenommenen, halbwegs geringschätzigen Gravität an den Sekretär und sagte: „Was wollt Ihr? Wer ist dieser Herr?"

Sekret.: Ich geize stets nach der Ehre, Euer Exzellenz aufzuwarten. Und dieser hier kommt aus Bern im Schweizerland und hat einen Empfehlungsbrief an Euer Exzellenz. Damals als Euer Exzellenz Gesandter in Turin waren —

Patr.: Weiß schon. Tut nicht not, daß Ihr mich mit langen Umschweifen plagt. Wo ist der Brief?

Ich: Hier.

Patr.: Gut. Den müßte man nun lesen. Ich hab' nicht Zeit — und dann brauch' ich die Brille. Lest Ihr ihn, Sekretär!

Der Sekretär las ihn vor.

Patr.: Hab's verstanden. Seid Ihr schon länger in Venedig?

Ich: Gestern bin ich angekommen.

Patr.: Da habt Ihr noch wenig gesehn. Welches Gewerb treibt Ihr? Zu was seid Ihr überhaupt hergekommen?

Ich: Ich bin Kaufmann und handle für das Haus meines eigenen Vaters.

Patr.: Das heißt: Ihr seid aus Eigennutz in Venedig eingefallen, um Ware herzubringen, die vielleicht schlecht ist und dafür Batzen fortzutragen. Gefällt mir nicht. Und übrigens versteh ich mich nicht auf Handelsgeschäfte. Was kann ich also für Euch tun?

Ich: Die Protektion Eurer Exzellenz wird mir stets zu höchster Ehre und zum Schutz gereichen.

Patr.: Wenn Ihr nichts wollt als Protektion, kann man schon einig werden. Aber in was soll ich Euch denn beschützen? Hat man Euch übel mitgespielt? Euch verprügelt? Euch umgebracht?

Ich: Nichts von alledem, Exzellenz. Mitunter —

Patr.: Gut. Wenn irgend so was Euch zustößt, kommt zu mir, und Ihr sollt Genugtuung haben. Im übrigen mißfällt Euer Aussehen mir nicht; wollt Ihr, so besucht mich wieder, denn ich werde Euch gern sehen. Einstweilen sagt mal: könnt Ihr spielen?

Ich: Ein wenig.

Patr.: Wieso wenig? Dann wärt Ihr ein junger Mensch ohne Erziehung und Schliff. Wir könnten mit dem Sekretär hier ein Spielchen machen.

Ich: Wie Euer Exzellenz befehlen.

Patr.: Ohe, Beppo, Toni, Ihr Esel, Ihr Hundsfötter, stellt ein Tischchen her!

Wir ließen uns nieder zum Pharaospiel. Der Patrizier hielt die Bank und wir, der Sekretär und ich, setzten. Der Patrizier fauchte und wütete sehr, wenn er verlor; hingegen zog er, wenn er obsiegte, den Gewinn mit verächtlicher Miene ein. Dadurch wollte er zeigen, daß ihm am Geld nichts gelegen sei.

Mittlerweile kamen andere Patrizier mit ihren Damen hinzu. Ich war verlegen, mich inmitten so ansehnlichen Hochadels und eines wahrhaft überraschenden Kleiderprunkes zu befinden. Alle erkundigten sich halblaut danach, wer ich wäre? „Es ist ein Fremder," versetzte höchst ernsthaft der Hausherr, „der mir empfohlen ist."

Dies Wort „Fremder" ist in Venedig förmlich heilig. Wer diesen Titel führt und von anständiger Geburt ist, kann in der höchsten Gesellschaft verkehren. Eine alte, prächtig gekleidete Dame setzte sich neben mich und richtete einige gemessene Fragen an mich; ich antwortete ihr höflich und mit dem schuldigen Respekt.

Die Nacht brach an, und weitere Spieltische wurden aufgeschlagen; aber ich wich nicht von dem meinen, an dem der patrizische Hausherr saß. Es wurden Erfrischungen gereicht: Kaffee, Limonade und Gefrorenes — und ich, zu meiner höchsten Beschämung, wurde als Ausländer zuerst bedient. Dieser liebenswürdige Gebrauch wird in Venedig sehr gewissenhaft beobachtet.

Um ein Uhr nach Mitternacht war man noch beim Spiel, und es schien sich noch lange hinziehen zu wollen, als sich eine Stimme vernehmen ließ: daß es draußen blitze und der Himmel dicht bewölkt sei. Da erhoben sich alle und rüsteten mit ziemlicher Hast zum Aufbruch. Ich nahm Urlaub von dem Hausherrn, verneigte mich gegen alle und ward von allen artig wiedergegrüßt; darauf ging ich mit dem Sekretär fort.

Ich befragte ihn alsbald um den Charakter des Patriziers, dem er mich da vor-

gestellt hatte. Gratarol sagte mir: so ungefähr seien die Umgangsformen gar mancher alter Patrizier. Aber dennoch würde ich auch solche Adelige finden, die ebenso feingesittet als hochgebildet und keineswegs von so sonderbaren Manieren seien. „Im Grunde", fügte er hinzu, „ist jener Alte doch gutartig und ist auch der Mann danach, jemand einen Gefallen zu tun. Aber an seine Art muß man sich erst gewöhnen."

Vor der Haustüre des Sekretärs verließ ich ihn mit der Zusage, von seiner freundlichen Einladung und den mir gebotenen Beziehungen Gebrauch zu machen. Da es fortwährend blitzte, lieh der Sekretär mir artigerweise einen Regenschirm von sich, zeigte sich aber unruhig in betreff des Weges, den ich noch zu machen hätte. Ich versetzte frisch und frei: wenn ich erst bei San Marco wäre, fände ich gewiß jemand, der mich heimgondeln würde.

Ich trat den Rückweg an und dachte kaum daran, daß Venedig doch eine fremde Stadt für mich war — so sehr betrübte ich mich wegen der Handvoll Zechinen, die ich im Spiel verloren hatte. Ich faßte den Vorsatz, keine solchen hohen Bekanntschaften mehr zu machen, da ich sie im Grunde weder meinem Stande noch der Art meiner hiesigen Geschäfte entsprechend fand.

Aber ich ging und wußte nicht wohin. Der tiefdunkle Himmel und der drohende Regen machten, daß auf den Straßen fast niemand sich blicken ließ.

Ich gelangte zur Rialtobrücke, überschritt sie und bog in eine Straße ein, die mir anfänglich als die rechte erschien. Aber nach einigen Schritten wurde ich durch die Dunkelheit verwirrt und hielt dafür, daß ich mich getäuscht hätte.

Ich ging wieder bis zur Brücke, mit der Absicht, mich über den Rest der Nacht in einem Café unter den Prokurazien aufzuhalten. Da sah ich, in der Mitte der Brücke, unter einem der Bögen, einen Bettler mit einer kleinen brennenden Laterne zu seinen Füßen. Von ihm gedachte ich einen Fingerzeig für meinen Nachhauseweg zu erlangen. „Guter Freund! ich möchte wissen, nach welcher Seite ich mich halten —" Aber da ich die Augen recht auftat, sah ich, daß der Arme ein Blinder war!

Der Bettler fragte mich, was ich denn wollte? Ich gab ihm ein kleines Geldstück und erwiderte: „Nichts, mein Freund! Ich bin ein Fremder, ich habe mich verirrt und wollte Euch um den Weg fragen. Ich muß nach San Pantaleone — aber Ihr könnt ja sicherlich nicht —"

„Sie müssen wissen," versetzte der Blinde, „daß ich in Santa Margherita, ein paar Schritte davon, wohne, daß ich die Straße unzählige Male, bei Tage und bei Nacht, ohne jede Begleitung, zurücklege! Ich steh' Ihnen zu Befehl und verpflichte mich, Sie nach Hause zu bringen."

Der Vorschlag überraschte mich, aber unwahrscheinlich dünkte die Sache mir nicht. Also nahm ich an und schritt neben dem Blinden her, der in der Linken die Laterne hielt und in der Rechten den Stock, an dessen Spitze sich gleichsam Augen zu befinden schienen. Wir stiegen von der Brücke hinab. Der Blinde gab mir die Wegzeichen an, bei denen wir vorüber mußten. Er sagte: nach so und so viel Schritten kommt diese Straße, jene Brücke, rechts davon eine kleine Gasse — und alles stimmte aufs Haar. Unterdessen erzählte er mir seine Geschichte:

„Ich bin der einzige Sohn eines reichen Eßwarenverkäufers, ohne Fehler geboren. Ich hab' auch ein bißchen Bildung genossen, das heißt, ich war in der Schule, um lesen, schreiben und rechnen zu lernen. Mit sechzehn Jahren hab' ich die Blattern gekriegt. Und infolge davon bin ich des Augenlichts verlustig gegangen. Nicht lange danach ist meine Mutter gestorben und vier Jahre später auch mein Herr Vater. Einsam und blind, wie ich war, mußte ich meine Geschäfte und all meine Habe einem Geschäftsführer übergeben. Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, weiß nur, daß ich nach und nach all das Meinige verloren habe: ich bin ein armer Teufel

geworden, und der Geschäftsführer dagegen wurde Besitzer alles dessen, was mein gewesen war. Ich zählte damals sechsundzwanzig Jahre; weil ich nicht wußte, wovon ich leben sollte, begann ich zu betteln. Die Erinnerung an das, was ich gewesen war, bewegte viele Leute zum Mitleid, so daß ich wider mein Erwarten schöne Batzen einnahm und gut lebte. Um eine Vertrauensperson und einen herzlichen Menschen um mich zu haben, war ich zu dem gezwungen, was bei so vielen als ein Unsinn gilt, nämlich mich zu verheiraten. Aber dem Himmel sei Dank: ich hab' es gut getroffen, indem ich eine gescheite und sehr wirtschaftliche Frau nahm. Und zu meinem größten Trost ist mir auch ein Sohn geboren worden.

Dieser mein Sohn ist nun groß. Ich hab' ihm eine gute Erziehung geben lassen. Und — Sie werden es nicht glauben — gegenwärtig ist er dabei, sein Studium in Padua zu vollenden, und bald kommt er nach Venedig als Doktor der Medizin. Sie werden sich wohl verwundern, wieso ich genügende Mittel für all das gehabt habe? Sie müssen wissen: in Venedig werden von allen armen Bedürftigen die Blinden am meisten bedauert und sind folglich die, welche am meisten einnehmen. Wie man denn in Venedig von ausgesuchten und köstlichen Speisen zu sagen pflegt: ein Essen für Blinde! Obschon ich in meiner Jugend nicht blind war, ist mein Gebrechen mir jetzt nicht mehr drückend, und ich bin immer fröhlich gestimmt. Wenn das Gesicht mir mangelt, so entschädigt mich die Natur durch die andern Sinne. Meine Ohren vernehmen das leiseste Geräusch, und meine Hände haben die Eigentümlichkeit, die aber nicht alle Blinden besitzen, nämlich durch Berührung die verschiedenen Farben zu unterscheiden. Manche zweifeln an diesem Naturwunder; aber wenn Sie wollen, bin ich bereit, Ihnen den Beweis zu liefern."

Ich freute mich mit ihm des Guten, das er genoß. Was nun das Erkennen der Farben betraf, so hatte ich von dieser Besonderheit einiger Blinder wohl reden hören, aber niemals ein Beispiel davon gesehen. Also ergriff ich die Rechte des Blinden und legte sie umschichtig erst auf meine Beinkleider, dann auf Weste und Überrock, und sogleich sagte er mir deren Farbe. Und da mein Brustlatz gestickt war, wußte er mir sogar die Färbung der Blumen, ihre Verschiedenheit und Abstufung zu benennen.

Also schwatzend erreichten wir das Campo San Pantaleone, und ich erkannte sogleich den Platz und die Fenster meiner Wohnung. Sehr vergnügt entlohnte und bedankte ich den Blinden, der alsbald wieder nach dem Rialto umkehrte und mir viele Segenswünsche zurückließ.

Es war zwei Uhr vorüber. Ich war betroffen und bekümmert, als ich die gesamte Familie Segur noch auf und wachend fand. Sie sagten mir, wie unruhig sie bis zu diesem Augenblick gewesen wären, voller Furcht, daß mir irgendein Unglück zugestoßen sei. Darauf erzählte ich ihnen mein Herumirren und wer mein Führer gewesen war. Sie lachten sehr über das seltsame Geschehnis. Man aß noch etwas zu Nacht und ging dann zu Bette.

* * *

(Aus den Begebenheiten, die dem jungen Fremdling in Venedig zustießen, seien drei herausgegriffen: ein Liebesabenteuer und zwei Schilderungen des oft bedenklichen Getriebes, das sich zumeist auf dem Markusplatz und in dessen nächster Umgebung abspielt.)

3. Die Dame

Einige Tage nach unserem Ausflug nach Mestre kam zu mir ein Gondolier in herrschaftlicher Livree mit der Einladung: ich möchte mich zu der edlen Frau X., wohnhaft bei Santa Maria Zobenigo, bemühen. Ich sagte dem Manne: er irre sich

wohl? Aber er zeigte mir einen Zettel, auf dem geschrieben stand: Edmund Lundy, Haus Segur, San Pantaleone.

Tags darauf begab ich mich nach dem mir bezeichneten Palast. Es war zwei Stunden vor Mittag, dennoch erhielt ich von einem Diener den Bescheid: die Dame schliefe noch, und ich sollte in etwa einer Stunde wiederkommen.

Ich begann mich zu ärgern. Doch war ich eine Weile nach der mir bestimmten Zeit zur Stelle. Da sagten mir die Diener, daß sie die Zimmerklingel Ihrer Exzellenz schon gehört hätten, ein Zeichen, daß die Dame wach sei; aber daß ich immer noch einen Spaziergang machen und mich dann wieder einfinden könnte.

Mein Verdruß nahm zu. Beim Verlassen des Palastes sagte mir ein Gondolier: „Lieber Herr, besser ist's, wenn Sie erst nach ein paar Stündchen kommen. Die Gnädige steht jetzt auf und 'macht Toalett'; und das sehen Sie schon ein, daß so 'ne runzelige Alte, die sich erst anpinseln und falsche Zähne einsetzen und mit 'ner halben Matratze auspolstern muß, daß die tüchtig Zeit braucht." — Diese Bemerkung machte mich lachen.

Um zwei Uhr kehrte ich nach dem Palaste der Edelfrau zurück und ward sogleich zu ihr geführt. Es war die alte Dame, die damals im Hause des Patriziers X. sich mir genähert hatte. Jetzt saß sie auf einem wohlgepolsterten Sofa, überladen mit Juwelen, Pomaden, Schminke und Putzwerk. Sie begrüßte mich sehr verbindlich.

„Meine Aufforderung", sagte sie, „wird Euch überrascht haben. Ihr müßt wissen, daß ich ganz versessen auf Ausländer bin. Aber vor allem wünsche ich zu erfahren, ob Ihr keine Verbindung mit hiesigen Adelskreisen, insbesondere mit Damen, habt?"

Ich versetzte, daß ich keine derartigen Bekanntschaften hätte als nur, die ich im Hause eben jenes Patriziers gemacht. Bei der überaus kurzen Zeit seit meiner Ankunft hätte sich nicht Gelegenheit zu weiterem geboten.

„Ich bin befriedigt", erwiderte schmunzelnd die Dame. „Erfahret also, daß ich verheiratet bin, mein Gemahl ist Prokurator und jetzt auch einer der sechs Ratsherren, das heißt so viel, als daß er die wichtigsten Ämter der ganzen Republik bekleidet. Aber im Vertrauen: mein Mann und ich schlafen seit zehn Jahren getrennt. Denn, offen gesagt, das Zusammensein mit so einem Alten machte mir übel, und es heißt: wenn die Jungen bei Alten schlafen, schwächt es ihre Konstitution. Mein Gatte ist übrigens Weltmann, der nicht weiß, was Eifersucht ist, dabei gutherzig und zum Wohltun geneigt wie ich. Also habe ich Euch rufen lassen, um Euch zu sagen: ich habe Euch zu meinem Cavaliere servente erwählt."

Ein so unerwarteter Vorschlag raubte mir zunächst Besinnung und Sprache. Die Dame indes fuhr fort:

„Ein einziger Umstand, mein lieber Edmondo, beunruhigt mich ein klein wenig. Ihr seid nicht adelig, und eine venetische Dame vom ersten Rang, wie ich, die sich von einem nicht Blaublütigen den Hof machen läßt, könnte hierzulande sehr getadelt werden. Da Ihr mir nun, sobald ich Euch sah, gefallen habt und mir würdig meiner Neigung schient, so habe ich auch über einem Ausweg gebrütet. Ihr seid erst wenige Tage in Venedig, fast niemand kennt Euch; deshalb, um mein Dekorum zu retten, könntet Ihr Euch einen Titel zulegen, etwa Graf, Ritter, Marchese —"

„Exzellenz," antwortete ich, „ich bin der Sohn eines ehrbaren Kaufmanns; und von meinem Vater wie von der Vernunft empfing ich die Regel, mich niemals des Truges zu bedienen."

„Man sieht, daß Ihr nicht weltläufig seid", versetzte die Dame. „Wißt Ihr wohl, wie viele Ausländer in Venedig sich Titel verleihen und die Vornehmen spielen, lediglich um sich an die Leute unseres Standes heranzumachen und von der Bevölkerung respektiert zu werden?"

Ich befand mich in großer Verlegenheit. Ich glaubte: das beste Mittel, mich der

Dienstbarkeit dieser alten Schachtel, die — nach meiner Meinung — mich lächerlich machen würde, zu entziehen, sei die hartnäckige Weigerung, meinen Stand zu verändern. In dieser Hinsicht erklärte ich mich als unerschütterlich.

Die Dame seufzte und suchte mich zu überreden, indem sie mir die Gefahr vorstellte, daß auf ihr allerhöchstes Dekorum ein Schatten fiele. Schließlich aber rief sie aus:

„Jedweden Unterschied macht Liebe gleich! Mag die Welt sagen, was sie will: Ihr werdet mein Kavalier sein!"

Indem sie so sprach, bedeutete sie mir liebevoll, mich ihr zur Seite auf das Sofa zu setzen. Sie zog die Klingel, und wir tranken zusammen Schokolade. Dann sagte sie, daß sie den Rest des Tages mit mir verbringen wollte, und daß ich zu Tische bleiben müßte.

Ich war so verwirrt, daß ich nicht mehr wußte, was ich sagte und tat. — Besuche wurden gemeldet: einige junge Fräuleins und junge Patrizier, Verwandte meiner Dulzinea. Sie betrachteten mich aufmerksam, und meine Nymphe zögerte nicht, ihnen die Wahl kundzutun, die sie in mir getroffen hätte. Sie lachten alle ein bißchen. . . .

Nachdem sie wieder gegangen waren, meldete man der Dame, daß soeben aufgetragen würde. Wir verfügten uns in ein Gemach, wo ein Eßtisch für drei Personen gedeckt war. Gleichzeitig mit uns erschien der Herr Gemahl. Ich begrüßte ihn mit dem schuldigen Respekt; er neigte kaum das Haupt, und wir ließen uns nieder.

Die Dame redete viel mit mir, aber der Patrizier sah uns nicht einmal an und schien nur an das Essen zu denken.

Dieser Edelmann war, durch seine vormaligen und jetzigen Staatsämter eine höchste Autorität, dazu, wie ich später erfuhr, ungewöhnlich begabt. Aber sollte man es glauben? Er, dessen Persönlichkeit sogar den Patriziern ehrwürdig war, fürchtete nicht wenig seine Frau. Nicht nur ließ er sie ihren Launen beliebig folgen, sondern trachtete ihr in allem zu willfahren.

Beim Nachtisch würdigte der Herr mich einer Ansprache. Er fragte nicht, wer ich sei; aber, da er mich als einigermaßen gereisten Ausländer erkannte, befragte er mich um fremde Sitten, Gebräuche und Eigentümlichkeiten der Gesetzgebung. Worüber er einige wirklich tiefgründige Aussprüche tat. Die Dame, auf höchst kecke und anmaßende, bisweilen alberne Weise, widersprach ihm sowohl in diplomatischen als politischen Angelegenheiten. Sie hieß sämtliche Patrizier Esel und Einfaltspinsel, ihren Mann einen Dummkopf und verlachte die Anordnungen des Senats. Dann aber kam sie zum Schluß: die beste Regierung der Welt sei doch die der venetischen Republik.

„Ja", sagte ihr Mann, indem er seufzend aufstand. „So war es einmal; jetzt aber gleicht unsere Republik einem alten Tisch mit wackligen Füßen. Beim ersten Wind, der daherweht, gebt acht!" — Sprach's und ging hinaus.

(Die Dame fordert nun Lundy zu einer Gondelfahrt auf, wobei er Gelegenheit hat, die Gondoliere Stanzen aus Tassos „Befreitem Jerusalem" singen zu hören. Er soll noch mit in ein adliges Kasino, faßt jedoch Mut und bittet, ihn zu entlassen, indem er dringliche Geschäfte vorschützt. Seufzend gibt die Dame ihn frei. Nachdem sie sein Versprechen erlangt hat, daß er nächsten Tages wiederkommen wolle, setzt sie ihn an der Piazzetta ab.)

Kaum war ich unter den alten Prokurazien, so begegnete mir der Sekretär Gratarol. Ich erzählte ihm das Geschichtchen. Aber der Sekretär, der venetianischen Gewohnheiten kundig, nahm die Sache als günstig für mich. „Ihr müßt wissen," sagte er, „daß fast alle venetischen Damen sich des Servente bedienen; aber sie

schwärmen ganz toll dafür, einen Fremden zu haben, und reißen sich förmlich um ihn. Die zu solcher Ehre erhobenen Ausländer erlangen eine Art von besonderem Rang und werden hoch angesehen. Die bewußte Dame" — fuhr er fort — „ist allerdings alt, aber, unabhängig von ihrem Gatten, steinreich. Sie hat keine Kinder und gilt für sehr freigebig. Ich rate Euch, die Dame warm zu halten, die außer dem Reichtum noch alle Machtmittel besitzt."

Ich erwiderte ihm, daß ich mir vorgesetzt hätte, Handel zu treiben und nicht mehr zu erstreben, daß ich unbedingt aus dieser Verlegenheit heraus wollte, und daß er mir ein Mittel dafür angeben möchte.

„Das wird schwer halten. Wehe, wenn die Dame argwöhnte, daß Ihr eine andere liebt, oder daß Euch ihr Alter abstößt. Sie ist ziemlich empfindlich und rachsüchtig. Ihr würdet Euch bestimmt Unannehmlichkeiten zuziehen."

„Der Teufel ritt mich" — so schalt ich insgeheim — „als ich den Fuß nach Venedig setzte."

Ich verließ den Sekretär und begab mich auf die Suche nach Segur, den ich im Kaffeehaus fand. Auch ihm vertraute ich, was mir begegnet war.

Segur besaß Geist und Erfindungsgabe. Er erwiderte mir: dem sei leicht abzuhelfen. „Ihr müßt ja doch" — erläuterte er — „in Euren eignen sowie in meinen Geschäften Euch bald nach Triest, nach Innsbruck oder Wien begeben. Gleich morgen schreibe ich an einen Handelsfreund in einer dieser Städte: er soll einen Brief absenden, der Euch eiligst in wichtiger Angelegenheit dorthin beruft. Ihr reist dann sofort ab, bleibt zwei bis drei Monate aus, und die Verwirrung ist beendet."

Ich umarmte Segur voller Freude. Aber politischerweise unterließ ich nicht, bis zum Eintreffen des verabredeten Schreibens zu der Dame zu gehen und meine Obliegenheiten als Cavaliere servente zu erfüllen. Doch muß ich bekennen: wenn schon die Dame mir damit lästig fiel, sich dahin und dorthin von mir begleiten zu lassen, wobei sie uns beide der steten Gefahr der Lächerlichkeit aussetzte, so war sie hinwieder höchst wohlerzogen, überhäufte mich mit Freundlichkeiten, liebte und behandelte mich wie einen Sohn.

Endlich traf das von Segur veranlaßte Schreiben ein. Die Wahrheit zu gestehen, war ich dessen froh; denn obschon ich in meiner Dame täglich gute Eigenschaften entdeckte, konnte ich mich an das Opfer, ihr Galan zu sein, nicht gewöhnen. Um so weniger, als der große Unterschied unseres Alters aller Welt gerechten Grund zum Lachen gab. Noch peinlicher war mir ein andrer Mißstand: da nämlich die Dame so reich und freigebig war, wähnte jeder, daß mein Ritterdienst einer schnöden Gewinnsucht entspränge.

Also eilte ich zu der Dame und sagte mit halbem Seufzer, daß ich ihr eine schlimme Nachricht bringen müßte. Ich zeigte ihr einen Brief, der mich nach Wien berief. Beim Lesen liefen der guten Frau die Tränen herab. Aber ich versicherte ihr, daß ich nur höchstens zwei Monate fernbleiben würde. Sie legte mir ans Herz, ihr Treue zu bewahren und oft zu schreiben. Ihr Schmerz war groß und unverkennbar, und offen gestanden tat es mir nun leid, sie so betrübt zu sehen.

Wegen solch vertrackter Ursachen also mußte ich das schöne Venedig verlassen und kehrte erst zu Anfang November dahin zurück. — Ich war indes überrascht gewesen, schon auf meinen zweiten Brief nie mehr eine Antwort von der Dame zu erhalten.

Ich traf Gratarol, und als ich ihn bitten wollte, der guten Dame meine Ankunft noch einige Tage zu verschweigen, erwiderte er mir: bereits seit fast einem Monat sei sie schwer erkrankt. „Geht nur schnell zu ihr," riet der Sekretär mir dringend, „denn wenn sie stirbt, kann sie Euch ein Legat vermachen."

Nicht in dieser Absicht, wohl aber aus Schicklichkeit, Menschlichkeit und pflichtschuldiger Achtung begab ich mich den nächsten Tag nach ihrem Palaste. Aber ich er-

hielt den Bescheid: die Dame sei so erschöpft und in so wenig hoffnungsvollem Zustand, daß sie niemand mehr sähe, außer den Dienstboten, dem Gemahl, dem Arzt und dem Beichtiger.

Nach zwei Tagen ging ich wieder hin, aber ich sah die Gondoliere in Trauerlivreen, was mir ihren Tod bewies. Ich empfand darüber nicht wenig Betrübnis, eingedenk, daß die Armen an ihr eine große Wohltäterin verloren, und daß schließlich ihre Schwächen fast allen Frauen zu eigen und eine Folge der herrschenden Sitten waren. Am dritten Tage ward ihr eine prächtige Leichenfeier gehalten, der ich beiwohnte.

Einige Tage nachher jedoch suchte Gratarol mich auf, um mir eine gute Neuigkeit zu bringen. Ich fragte: welche? Er versetzte, daß die alte Dame mir viertausend Scudi hinterlassen hätte.

Ich schäme mich, es zu gestehen; aber diesmal vergoß ich Tränen.

* * *

4. Die Mantelschlitzer

Am Abend eines Festtags, zu Anfang Dezember, trieb ich mich im dichtesten Menschengedränge umher, bei mir staunend, wie doch das Volk Venedigs niemals der beständigen Vergnügungen überdrüssig würde, und wie es sogar die frommen kirchlichen Feste durch sein Getändel und Lärmen völlig veränderte.

Da sah ich einen anständigen Mann vor mir herschreiten, der in seinem Überrock gerade am Rücken ein großes, rundes Loch hatte. Während ich mich um die Ursache befragte, hörte ich neben mir lachen und raunen. „Schau nur, wie dem Herrn da der Mantel gekerbt ist! Gib acht, was er sagen wird, wenn er's erst merkt! 'ne schöne Wut wird der kriegen."

Mich verdroß es, den Unbekannten wegen seines nicht geringen Schadens noch verspotten zu hören; alsbald näherte ich mich ihm und machte ihm Mitteilung davon. Selbstverständlich geriet er in großen Zorn, da er seinen schönen und teuren Mantel so barbarisch verderbt fand und obendrein von einigen aus dem Pöbel sich verlachen hörte. Fluchend eilte er, den Mantel in einem nahen Kaffeehaus abzulegen. Ich sah sogleich nach dem meinigen, aber der war zum Glück unversehrt. Von da an wandelte ich mit vieler Vorsicht und schaute mich bei der leisesten Berührung um.

Nachher erfuhr ich, daß es zurzeit in Venedig gewisse Halunken gibt, die man Mantelschlitzer heißt. Sie treiben ihr Wesen hauptsächlich an Festtagen bei starkem Menschenzulauf und des Abends, wo die Straßen schlecht beleuchtet sind. Dann schneiden sie ein Stück, so groß als sie können, aus dem Mantel ihres Vordermannes, gerade am Rückgrat. Und das mit so scharfem Stahl und so staunenswerter Geschicklichkeit, daß der Betroffene zunächst nichts gewahrt. Wohlgemerkt sind in Venedig die reinen Wollstoffe jetzt teuer: die erste Qualität von Tuch kostet gegen 40 Franken die Elle.

Der Hauptspaß der Mantelschlitzer besteht darin, ein rundes Loch zwischen die Schultern zu schneiden, was den Beschädigten auch noch lächerlich und deshalb verlegen macht. Mir persönlich erscheint ein Dieb, der einem den Mantel kurzweg stibitzt, erträglicher als einer, der aus bloßer barbarischer Laune oder um weniger Soldi willen einen solchen Schaden anrichtet.

Da die Mantelschlitzer nicht sowohl zur eigentlichen Klasse der Beutelschneider und Diebe, als zu der der müßigen und gewalttätigen jungen Lümmel gehören, ist es besonders schwer, sie ausfindig zu machen. Der Messer grande, der der Polizeigewaltige von Venedig ist, hatte im Hinblick auf die beständig bei ihm einlaufenden Klagen strengste Befehle zur Ermittlung und Bestrafung jener perversen Bande

erteilt. Jawohl! Die Mantelschlitzer lachten dazu. Noch schlimmer: an einem Feiertag, als der strenge und gewichtige Beamte einen neuen, weiten und feinen Scharlachmantel trug, wurde er selbst das Opfer ihrer Schurkerei.

Welche Nachforschungen, wie viele Spitzel stellte der in seiner Würde empfindlich getroffene Gewaltige an! Aber alles umsonst.

Etliche Tage später erschien in der Wohnung des Messer grande ein einfach gekleideter Mann, mit einer ziemlich vertragenen Mütze. Die Ärmel seiner Jacke waren umgeschlagen; am linken Ärmel und vorn an der Brust steckten ihm etliche Nähnadeln mit eingezogenen Seidenfäden von allerlei Farben. Er sah genau aus wie ein Schneider.

„Was wollt Ihr, guter Freund?" fragte die Frau des Messer grande.

„Eine gute Nachricht hätt' ich" — versetzte der. „Was für Nachricht?"

„Eine so hocherfreuliche! Der Herr Gemahl hat — na, das ließ sich ja voraus wissen! — er hat die Kanaillen entdeckt, die ihm seinen schönen Sonntagsmantel ruiniert haben."

„Wahrhaftig? Aber da bin ich froh! Sind sie schon im Kittchen?"

„Sie können sich's wohl denken. Der Herr Messer grande, Ihr Gemahl, hat sie in ein festes Kämmerchen bringen lassen, wo Ratzen von halber Armslänge herumlaufen. Er will sie mit großer Strenge behandeln, damit ihre Strafe den anderen zur Lehre dient und solche Lumpereien in unserer Stadt endlich mal aufhören."

„Wenn's bei mir stünde, ich ließe die ganze Bande hängen."

„Dasselbe tät' ich auch. Aber, liebe Gnädige, wissen Sie das Allerschönste? Der Herr Messer grande hat noch rechtzeitig den Mantelfetzen wiedererlangt, den sie ihm herausgeschnitten hatten. In der Wohnung von einem der Halunken hat er sich gefunden. Und nun schickt er mich zu Ihnen, damit Sie mir gütigst den Mantel aushändigen, denn der Herr Gemahl, der will augenblicklich das Stück wieder einsetzen lassen. Und die Arbeit wird von meiner Frau gemacht, die die beste Flickschneiderin von ganz Venedig ist."

„Ist schon recht! Aber, lieber Freund, warum hat er Euch den Auftrag nicht schriftlich gegeben oder irgendein Kennzeichen, daß er will, ich soll Euch den Mantel ausliefern? Ich kenn' Euch nicht, weiß nicht, wer Ihr seid —"

„Man sieht, Euer Gnaden, daß Sie eine weltläufige Dame sind, die sich nicht hinters Licht führen läßt. Leider gibt's ja heutzutage so feine Spitzbuben, daß sie dem Teufel selbst eine Nase drehen könnten. Aber Ihnen — o beileibe nein! Also schauen Sie: hier ist das Kennzeichen, der Fetzen Stoff, der von dem Mantel weggeschnitten ist. Holen Sie nun den Mantel, und wir vergleichen ihn damit!"

Die gute Frau sprang geschwind, brachte den Mantel, und das Stück Tuch paßte aufs Haar genau in das Loch.

„Und seid Ihr wirklich sicher, daß man das Flickwerk nicht sehen wird?"

„Ich wiederhole: daß meine Frau im Ausbessern ihresgleichen nicht hat. Sie bedient die ersten Familien. Aber mindestens anderthalb Tage müssen wir den Mantel behalten, denn eine ordentliche Arbeit will ihre Zeit."

„Recht habt Ihr. Aber Ihr glaubt nicht, wie ich froh bin, diese Schandkerle eingesperrt zu wissen. Meinem Mann so mitzuspielen, dem Messer grande! Dem nicht das Geringste entgeht, was hier vorfällt!"

„Ja, ja, die wollten 'nen zu harten Knochen benagen und haben sich die Zähne dran ausgebissen. Jetzt werden sie eine Mordsangst ausstehen; ich möchte nicht an ihrer Stelle sein. Aber wenn Ew. Gnaden nur sähen, wie vergnügt unser Herr Messer grande ist! Als ob er 'ne Terne im Lotto gewonnen hätte!"

„Also geht, mein Guter, und sorgt, daß Eure Frau ihre Sache brav macht! Denn

in Nadelarbeiten bin ich heikel und versteh' mich darauf. Einer guten Bezahlung könnt Ihr sicher sein."

„Aber bitte sehr, Gnädigste! Einen Herrn vom Rang des Herrn Gemahls muß man sich warm halten. Es kann vorkommen, daß man den Herrn Messer grande auch ein bißchen braucht — eine Hand wäscht die andere. Die Gnädigste versteht —"

„Jawohl, mein Sohn; geht mit Gott!"

Worauf der vermeintliche Schneider mit dem schön zusammengewickelten Mantel die Stiegen hinabging.

Die Wut des Messer grande war ebenso groß, wie die Überraschung seiner Frau, als sie beide erkannten, durch welche Gaunerei sie nun völlig um den Mantel gebracht waren.

Nachmals übertrug sich in Venedig der Name „Mantelschneider" auch auf solche, die von Abwesenden Böses reden „hinterm Rücken", wie man figürlich sagt. Die einen beschädigen die Kleider und die anderen den Ruf der Leute hinterrücks, ohne daß die Betroffenen sich wehren können.

* * *

5. Die Taschendiebe

Von den Beutelschneidern, welche den Markusplatz verpesten, muß ich noch ein Weniges sprechen.

Einmal bewirkte ein ziemlich geistreicher Improvisator, daß ich dort unter seinen Zuhörern einige Minuten stehen blieb. Gar bald war aus meiner Tasche die Tabaksdose verschwunden. Verdrossen ging ich nach Hause, nicht sowohl um der Dose willen, als wegen des darin befindlichen Miniaturbildes meiner Mutter, das mir überaus teuer war. Meinem freundlichen Wirt erzählte ich betrübt, was mir widerfahren sei. „Verzweifelt nicht, sie wiederzubekommen", sagte er. „Wendet Euch sogleich an den Messer grande, das Haupt der Polizei, der emsig nachforschen wird!"

Schleunigst begab ich mich in die Nähe der Gefängnisse, wo sich die Hauptwache der Polizei befand. Ich traf in dem Messer grande einen sehr artigen, zuvorkommenden Mann, der meine Beschwerde wegen der geraubten Dose aufmerksam anhörte. „Das ist ein Geringes", versetzte er schmunzelnd. „Bemühen Sie sich gefälligst in zwei Tagen wieder zu mir, und Sie kriegen Ihre Dose!"

Ich ging, aber hielt mich für gefoppt. Dennoch stellte ich mich pünktlich am bezeichneten Tage ein. Kaum sah mich der Messer grande, so eilte er auf mich zu und sagte lachend: „Nehmen Sie eine Prise Tabak!" Ich gewahrte, daß die Dose, die er mir darbot, die meinige war, und begann gleichfalls zu lachen, freilich vor lauter Verblüffung. „Da haben Sie Ihre Dose," fuhr er fort, „und wann immer Ihnen ähnliche Unfälle zustoßen sollten, so kommen Sie zu mir, und Ihnen wird geholfen werden."

Bei mir selbst konnte ich nicht aufhören, die Wachsamkeit der venetischen Regierung zu bewundern. Ohnehin ging die allgemeine Rede, daß diese Regierung alles wisse, von allem unterrichtet sei; und dies kleine Geschehnis gab mir den Beweis dafür.

Einige Jahre später erzählte ich das Erlebte einem sehr einflußreichen Patrizier, dessen Wohlwollen ich erworben hatte.

Der erfahrene Patrizier lachte. „Ihr müßt wissen," sagte er, „daß unsere Republik die kleinen Geschicklichkeitsdiebe, die sogenannten Beutelschneider, duldet. Aber sie sind sämtlich verpflichtet, ihre Beute beim Messer grande abzuliefern.

Wenn binnen vierzehn Tagen der Geschädigte reklamiert, so wird ihm sein Eigentum treulich erstattet. Nach Ablauf dieser Frist gehört es dem Dieb. Glaubt ja nicht, daß diese Spitzbuben die Vorschrift außer acht lassen. Sie haben das größte Interesse, sich ihr zu unterwerfen; denn wenn sie es nicht täten und des Diebstahls überführt würden, wären sie den strengsten Strafen verfallen. Außerdem belauern die Taschendiebe sich gegenseitig und zeigen den sofort an, der gegen die Ordnung fehlt, schon aus eigensüchtigen Gründen.

Diese Nachsicht der Regierung ist sehr alten Herkommens. Es scheint, daß man damit im niederen Volke Scharfsinn, Regsamkeit und Gewandtheit erhalten wollte. Aus gleichem Grunde, wie Ihr wißt, war der Diebstahl im alten Sparta erlaubt. Aber unsere Toleranz ist eine heimliche und beschränkt sich auf die kleinen Diebereien. Wird ein Beutelschneider auf der Tat ertappt, so trifft ihn die gesetzliche Strafe, was er nur seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuschreiben kann. Bisweilen, in ganz besonderen Fällen, bedient sich die Republik dieser Leute sogar. —

Vor etlichen Jahren zum Beispiel kam ein angesehener Herr aus Turin zum Essen zu mir. Ein gescheiter Mann, der fast ganz Europa bereist hatte. Von seinen Reisen sprechend, erwähnte er mit Genugtuung, daß ihm nie das Geringste abhanden gekommen sei. „Inmitten einer großen Volksmenge", bemerkte er, „brauche ich stets die Vorsicht, die Hände am Uhrtäschchen zu halten. Ich war in Paris, in Madrid, ja in Neapel, der Stadt der abgefeimtesten Spitzbuben, und habe ihnen doch ein Schnippchen geschlagen."

„Seien Sie versichert," entgegnete ich, „daß es in Venedig so geschickte Kerle dieser Art gibt, als nur irgendwo."

„Die fürchte ich nicht", versetzte mein Turiner. „Ich bin bereit zu wetten, daß ich von hier abreise, ohne das Mindeste eingebüßt zu haben."

So viel Selbstgefühl reizte mich. Erhitzt vom Trunke — denn es war am Ende der Mahlzeit — hielt ich die Wette und setzte zwölf Zechinen zum Pfande, daß innerhalb zwei Wochen ihm die Uhr gestohlen sein würde. Er, gleichfalls etwas hitzig, versprach, diese Summe mir zu zahlen, wenn so etwas geschähe. Denn er wäre seiner gewiß!

Da ich nun so weit gegangen war, ließ ich nächsten Tages den Messer grande rufen und erzählte ihm von der Wette.

„Seien Ew. Exzellenz unbesorgt," versetzte mir der Polizeichef, „Sie werden gut bedient."

Schon nach vier Tagen erschien der Fremdling bei mir, sehr verstört. „Sie haben gewonnen," rief er mir zu, „diesen Morgen, trotz allem, ist mir die Taschenuhr gestohlen worden! Ich wohnte dem Gottesdienst in San Marco bei; da näherte sich mir ein artiger Geistlicher, der mir unaufgefordert die Mosaiken der Kirche zu zeigen und zu erklären begann. Ich sagte, daß ich ihm von Herzen dankte, daß er sich aber nicht zu bemühen brauchte. „Behüte!" versetzte das freundliche Pfäfflein, „halten Sie mich nicht etwa für gewinnsüchtig! Wenn ich fremde Reisende sehe, macht es mir Vergnügen, sie ganz uneigennützig auf die Schönheiten meiner Heimat hinzuweisen. Sehen Sie hier" — fuhr er fort — „das Martyrium der Apostel Peter und Paul, ein sehr geschätztes Werk! Und diese Hydra bedeutet" — Da plötzlich befiel mich ein unerträgliches Jucken am Halse, so daß ich schließlich gezwungenermaßen die Unschicklichkeit beging, mich zu kratzen. Das Gedränge um mich her wuchs; ich und der höfliche Priester wurden wie vom Wellengang da- und dorthin getrieben. Aber mein Jucken ließ nicht nach; ich schämte mich über alles, daß der feine Abate mich so oft die Finger zwischen Hemd und Hals stecken sah. Endlich rettete ich mich aus dem lästigen Gewühl heraus; als ich dem Abate für seine Dienstbeflissenheit danken wollte, sah ich ihn nicht mehr: die ab- und zuströmende Menge hatte ihn von mir

hinweggerissen. Draußen auf dem Platz fasse ich gleich an mein Uhrtäschchen: die Uhr ist fort. Schuld ist das verfluchte Jucken — und auch der zudringliche Pfaffe! — Der hatte zwar so ein Aussehen, daß man fast argwöhnen möchte: „Ach nein! Das kann nicht sein —"

Ich lächelte bloß und erwiderte nichts. Am nächsten Morgen kommt der Messer grande, bringt mir die geraubte Uhr. „Bravo!" rief ich aus. „Wie habt Ihr das fertig gebracht?" — „Ich schickte sogleich", versetzte der Messer grande, „nach einem ungewöhnlich gewandten und gescheiten Spitzbuben, dem ich den Wunsch und die Wette Ew. Exzellenz auseinandersetzte. Er übernahm die Sache, die ihm ein Leichtes dünkte. Ein kleiner Straßenbengel wurde von ihm angestellt, die Schritte des Fremdlings auszuspähen; der sah jenen zur Kirche gehen und benachrichtigte sofort den erwähnten Meisterdieb, welcher schon vorsorglich die schwarze Tracht eines Abate angezogen hatte. Nun spielte dieser den diensteifrigen Fremdenführer und blies dabei aus einem winzigen hohlen Stöckchen geschickt ein paar eklige Insekten, die er zu diesem Zweck hineingesteckt hatte, dem Turiner ins Genick. Bald überfiel den das peinliche Jucken, und so mußte er die Hände heben und sein Täschchen außer acht lassen. Der gewitzte Spitzbube bemächtigte sich der Uhr und verschwand wie ein Blitz."

Ich gab dem Messer grande einige Zechinen zum Geschenk für den Dieb. Die Uhr überreichte ich sodann ihrem Besitzer, zu seiner höchlichen Überraschung. Doch verhehlte ich ihm die gebrauchte List." — —

So lautete die Erzählung des Patriziers. Aber von den zahllosen Geschichten, daraus die große Schlauheit der venetianischen Diebe hervorgeht, sei noch ein Beispiel angeführt.

Ein biederer Landmann, von anständigem Aussehen, lauschte auf der Riva degli Schiavoni bezaubert dem Geschwätz eines Gauklers. Da fängt in seiner Nähe ein schäbig gekleideter Kerl plötzlich zu schreien an: „Meine Börse ist gestohlen! Mein Geld ist hin!" Die Leute drängen herzu; der Kerl wirft einen scheelen Blick auf den Landmann, packt ihn bei der Brust und brüllt: „Ach du! Du bist der Dieb, der meine Börse hat!" Der brave Mann war wie versteinert. „Ich bin bekannt, ich bin ein Ehrenmann!" rief er. „Was bekannt, was Ehrenmann — du bist ein Schurke!" schrie der andere.

Der Landmann begann seine Taschen zu leeren, zum Beweise seiner Ehrlichkeit und Unschuld. Allein, wie groß war sein Staunen, als er beim Hervorziehen des Sacktuches eine kleine grüne Börse herausfallen sah! — „Das ist meine Börse!" rief der Verkläger. „Sie enthält drei Dukaten, zwei Lire und zehn Soldi." Einer der Umstehenden entreißt die Börse dem erstarrten, schamroten Landbewohner, öffnet sie — und das Geld stimmt aufs Tüpfelchen.

„Ah, Schuft! Ah, Halunke!" — schreien ihrer fünf oder sechs. „Drauf! Haltet den Dieb!" Es regnet Stöße und Püffe auf den Armen, der sich vergeblich verwahrt. Einige derbe Landleute, die ihn als guten, redlichen Mann kannten, sehen seine Schmach und Gefahr, brechen sich mit tüchtigen Faustschlägen Bahn zu ihm und erkämpfen es, ihn wegzuführen. Der Biedermann weinte bitterlich über den mit seiner Denkweise so unvereinbaren Schimpf. Aber bald darauf bemerkte er, daß in dem Handgemenge ihm seine eigene Börse, die etliche Dutzend Zechinen enthielt, entwendet worden war. Er hatte einen Teil des Geldes kurz vorher in einem Kaffeehaus offensichtlich empfangen. Es ist klar, durch welchen Kunstgriff die Taschendiebe ihre böse Absicht erreicht hatten. An Festtagen, wo viel Volk zusammenströmt, treiben sie es noch ärger. Zwei oder mehr von solchen Galgenvögeln stellen sich, wie wenn sie Händel anfingen: sie zücken die Messer, als wollten sie sich verwunden. Gleichzeitig beginnen andere Gauner wie toll auszureißen, erregen absichtlich Ver-

wirrung und Schrecken, stoßen überall an, wobei sie Kinder, Frauen und auch Männer umrennen. Verschüchtert und verschreckt, läuft alles durcheinander: die Familienmitglieder werden getrennt, suchen sich — einer verfehrt den andern, so daß wirklich Streit entsteht. Weh, wenn ein Kanal in der Nähe ist! Dann plumpen etliche hinein oder suchen sich schwimmend zu retten. Inzwischen büßt der den Mantel, der die Börse, die ihre Ohrringe oder Armbänder ein — und die Gauner tun einen reichen Fang.

Auf dem Markusplatz und der Piazzetta, wo es an schönen Sommerabenden von Menschen wimmelt, geschieht dergleichen nicht selten. Eines Abends, als der Platz steckvoll war, erhub sich in einer Ecke solch eine scheinbare Rauferei. Unbeschreiblich war die Kopflosigkeit und tolle Überstürzung des Volkes, das davonlief, ohne zu wissen warum. Fliehend rannten sie gegen die Menge von Stühlen, die unter den Prokurazien vor den Kaffeehäusern steht, und viele stürzten unglücklich, brachen ein Glied oder gerieten unter die Füße der Nachdrängenden. Nie erfuhr man einen wirklichen Grund, aber die Taschendiebe zogen aus dem Vorfall großen Nutzen.

(Schluß folgt.)

Theaterprobleme der Romantik

Unbekanntes von Clemens Brentano

Aus dem handschriftlichen Nachlasse mitgeteilt von

Richard Smekal

Unter den vielen Fundamenten der Kultur und des Lebens und deren Synthese, der Kunst, welche die Romantiker mit Geist und Mut niederrissen, und welche sie neu aufbauen wollten, gehörte auch das Theater. Es stand immer wieder im Mittelpunkte ihrer Interessen; man setzte sich mit ihm auseinander, bekämpfte es, bespöttelte es, man warb um es oft jahrelang, und wandte sich schließlich doch von dem undankbaren Geschöpfe ab, dem man sein Bestes geben wollte, das es aber nur gierig und ohne Dank hinnahm. Unter allen diesen manchmal etwas grotesken Werbungen der Romantiker um das Theater steht auch eine Tragödie, wie sie erschütternder kaum je auf theatralischem Gebiete vor sich gegangen, die Heinrichs von Kleist. Dieser einzige, wirklich geniale Dramatiker unter seinen Mitbewerbern sollte durch die Ungunst der Bühnenverhältnisse derart leiden, daß es ihm nicht gegönnt war, auch nur eines seiner Dramen aufgeführt zu sehen. Der echte Dramatiker braucht aber die Bühne, wie die Bühne den echten Dramatiker. Was die englische Bühne für Shakespeare, die französische für Molière, das Weimarer Theater für Schiller, das Burgtheater für Grillparzer und Hebbel gewesen, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sicher, daß auch für Kleist diese Zeit des lebendigen Kontaktes mit irgendeinem Theater Deutschlands gekommen wäre, aber die Widerstände, die er vorfand, gingen über seine Kräfte, und er konnte nicht warten. Welche Art diese Widerstände waren, lernen wir aus verschollenen Theaterbetrachtungen von Clemens Brentano kennen.

Die älteren Romantiker hatten vor allem Beziehungen zum Theater durch ihr Interesse für die theatralische Dichtung, für das Drama. August Wilhelm Schlegel

hielt in Berlin und Wien Vorlesungen über dramatische Literatur, in denen er seine Forderungen um die Erneuerung der dramatischen Dichtung formulierte. Es war dies zu einer Zeit, als er schon selbst den wertvollsten Beitrag dazu geleistet hatte, seine meisterhafte Übersetzung der Dramen Shakespeares, und daran war, die der Dramen Calderons folgen zu lassen. Friedrich Schlegel hatte schon lange vorher seine geistreiche Studie „Über die aristophanische Komödie" veröffentlicht, in der das Verlangen nach einem neuen Lustspiel aus dem Geiste der Romantik aufgestellt war. Ludwig Tiecks „Briefe über Shakespeare" eröffneten die Reihe seiner dramaturgischen Schriften; diese knüpfen schon im Gegensatze zu den Brüdern Schlegel und zu Novalis, der ebenfalls geistvolle Aphorismen über das Theater geschrieben hatte, rein praktisch an die Bedürfnisse der Bühne an. Erst später sollte Tieck als Dramaturg in Dresden die Früchte dieser Bemühungen ernten. Er war außer Immermann der einzige unter den Romantikern, die wirklich beim Theater gelandet waren, denn das Zwischenspiel E. T. A. Hoffmanns als Theaterkapellmeister war zu kurz, um dem Theater nachhaltige Anregungen zu bringen.

Aber auch die jüngeren Romantiker hatten sich für das Theater begeistert und waren redlich bemüht, es sich dienstbar zu machen. Wenn Achim von Arnim vielfach noch an dem Bestreben der älteren Romantiker um die Erweiterung des Bühnenspielplanes durch Fruchtbarmachung der Dramenbestände der Vergangenheit anknüpfte und auch seine eigene dramatische Produktion daraufhin einstellte, kam Clemens Brentano mehr aus seinem sozialen Gefühle heraus zum Theater. Wie ihm Nationalismus und Katholizismus als große, lebendige Bindeglieder von Mensch zu Mensch erschienen, so wurde ihm auch das Theater, die Bühne, eine soziale Notwendigkeit, die aufbauend und kulturbefördernd wirken sollte. Er sah im Theater mehr als Spielplan und Schauspielkunst, er sah die gesellschaftlichen Kräfte, die von der Bühne zum Publikum wirken, und schloß sich den Forderungen der Aufklärung nach einem wahren, volkstümlichen Theater, einem Nationaltheater, an.

Brentanos Interessen für das Theater hatten ihren Anstoß erhalten durch die Theaterbestrebungen Schillers und Goethes in Weimar, wohin Brentano von seinem zeitweiligen Wohnsitze Jena oft gekommen war. Die Bemühungen Goethes um eine Stilbühne hatte er stets dankbar anerkannt, wenn seine Theaterforderungen auch darüber weit hinausgingen. In Düsseldorf hatte sich Brentano praktisch bemüht, seine „Lustigen Musikanten" herauszubringen, und endlich hatte ihm sein Berliner Aufenthalt Gelegenheit gegeben, Ifflands Theater genau kennen zu lernen. Aber hier wollte er ebensowenig mit, wie Heinrich von Kleist; die Effekthascherei Ifflands ging ihm wider sein Gefühl, und er war froh, als er endlich in Prag und Wien Bühnen kennen lernte, auf denen ihm die Schauspielkunst zu ihren vollen Rechten gekommen schien. Vor allem fand er auf den fünf Wiener Bühnen eine so reiche, frische, unmittelbare Theaterkultur, daß er sich ein volles Jahr lang auf vielerlei Art bemühte, selbst daran Anschluß zu finden. Das Burgtheater mit seiner damals etwas puritanischen Schauspielkunst und die blühende, wuchernde Volkskomödie der Vorstadtbühnen hatten es ihm angetan. Er schrieb ein Festspiel mit volkstümlichem Einschlag für den Komiker des Hanswursts in der Hauptrolle, er schrieb dramatisch-allegorische Gelegenheitsgedichte und Festprologe, hatte aber mit allen diesen Bemühungen wenig Glück. Nur sein romantisches Lustspiel „Der Ponce de Leon" kam in seiner eigenen Bearbeitung im Burgtheater zur Aufführung und fiel mit einem großen Theaterskandale durch. Dies Intrigenstück, übervoll mit Witz und Antithese, war doch nicht die rechte Kost für das Wiener Publikum, wozu noch eine nur flüchtig vorbereitete Aufführung kam. Indes hatte sich Brentano mit dem Theater auch kritisch beschäftigt. Er hatte für den in Wien erscheinenden „Dramaturgischen Beobachter" eine Reihe von Theaterkritiken geschrieben, die durch

tiefe Einsicht in das Wesen der Bühne, durch feinste Einfühlung in alle akustischen, optischen und malerischen Phänomene, durch klug angewandte pädagogische Ratschläge vor allem für die jugendlichen Schauspieler, aber auch durch persönliche Laune, Frische, Unmittelbarkeit zu dem Schönsten gehören, was je über das Theater geschrieben wurde. Der Durchfall seines Stückes, welcher mit Anschuldigungen von seiten Brentanos gegen die Regie und die Schauspieler des Burgtheaters geendet hatte, machte jedoch die Fortsetzung seiner kritischen Tätigkeit unmöglich, und so verließ er bald darauf Wien.

In Berlin, wo er vom Herbst 1814 an wieder seinen Aufenthalt nahm, hielt er das Theater, mit dem er nun seine genauen Erfahrungen gemacht hatte, scharf im Auge und schrieb von Zeit zu Zeit kritische Betrachtungen nieder, die an irgendein Theaterereignis anknüpften, aber so großzügig angelegt waren, daß sie alle Theaterprobleme seiner Zeit berührten. Einige dieser kritischen Arbeiten erschienen anonym in der „Spenerschen Zeitung", andere blieben handschriftlich liegen und befinden sich heute im Nachlasse Brentanos, wo sich auch die Manuskripte und Druckfahnen der nicht wieder veröffentlichten Zeitungsartikel erhalten haben, so daß für diese die Autorschaft Brentanos einwandfrei festgestellt ist. Aus diesen nachgelassenen handschriftlichen Theaterbetrachtungen Brentanos seien die wichtigsten der Verschollenheit entrissen. Sie knüpfen an die Berliner Theaterverhältnisse vom Jahre 1815 an. Iffland war im Herbst 1815 gestorben, und das Königliche Schauspielhaus hatte im Grafen Carl Moritz von Brühl einen neuen Intendanten erhalten, der sich die Oper, welche in dem damals einzigen Theater Berlins mit dem Schauspiele verbunden war, sehr angelegen sein ließ. Als Generaldirektor der Musik wirkte Spontini allgewaltig und setzte den Bemühungen Brühls, Carl Maria von Weber als Kapellmeister zu engagieren und seine deutsche Musik durchzusetzen, den beharrlichsten Widerstand entgegen. Die Italiener beherrschten das Opernrepertoire, Spontini selbst mit seinen sogenannten Elefantenopern, Rossini und endlich Ferdinand Paër (1771—1839) bestritten den Spielplan. Paër, ebenfalls ein erfolgreicher Vertreter der italienischen Schule, knüpft mit seinem Opernstil an Paesiello und Cimarosa an. Die Aufführung seiner heroischen Oper „Achilles", deren Text nach dem Italienischen des Gamera übersetzt war, wurde im Berliner Schauspielhause vom 15. Oktober 1810 bis 13. November 1815 sechsmal aufgeführt. Die letzte dieser Aufführungen nahm Clemens Brentano zum Anlaß für eine Reihe prinzipieller dramaturgischer Betrachtungen. Sie erschienen in der „Spenerschen Zeitung" vom 16., 25. und 30. November 1815 und decken sich zum Teile mit der für den nachfolgenden Abdruck benützten Handschrift. Die letzte der hier aus der Handschrift veröffentlichten Theaterbetrachtungen Brentanos, die auch anonym nie erschienen war, berührt ein ebenfalls in jenen ersten Monaten der Intendanz des Grafen Brühl äußerst akut gewordenes Thema, nämlich das damals bestehende Monopol des Königlichen Schauspielhauses als der einzigen Bühne Berlins bei einer Einwohnerzahl von 160 000. Wien hatte bei 230 000 Bewohnern fünf Theater, Hamburg und München hatten je drei. Und was alles mußte diese einzige Berliner Bühne abwechselnd leisten? Große Opern, Singspiele, Schauspiele, aber auch jede Art Lokalstücke und Possen, die überall und zu jeder Zeit das Hauptkontingent der Theaterliebhaberei eines großen Publikums waren. Gegen dieses Privileg erhoben sich die Stimmen der Berliner, ihnen voran die des Königs Friedrich Wilhelm III., der den Wunsch nach einem besonderen volkstümlichen Theater teilte. Er war selbst in den Tagen des Wiener Kongresses häufiger Gast des dortigen Leopoldstädter Theaters gewesen, das mit seinen unerschöpflichen volkstümlichen Kräften in seine Glanzzeit eingetreten war. So betonte der König bei seiner Rückkehr, Berlin müsse ein ähnliches Theater erhalten, und er dachte an Julius von Voß, dessen Stücke sich

als so zugkräftig erwiesen, als dessen Leiter. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg lud Doß zu sich, machte ihm von des Königs Absicht offizielle Mitteilung und forderte ihn auf, seine Ideen über die Anlage eines solchen Theaters auszuarbeiten. Doß machte sich sofort daran, reichte auch bald seine Entwürfe ein, versäumte jedoch, sich einen festen Kontrakt zu versichern. Kurz, in diesem Stadium der Verhandlungen, die von Doß vielleicht etwas zu wenig energisch geführt wurden, trat die Generalintendanz des Hoftheaters dazwischen. Graf Brühl ließ durch Esperstedt ein besonderes Projekt für eine Vorstadtbühne ausarbeiten, in welchem hervorgehoben wurde, daß die Wiener Verhältnisse nicht vorbildlich sein könnten, weil es in Berlin an den geeigneten Schriftstellern fehle, die hochdeutsche Sprache sich weniger eigne, das Berliner Publikum nicht die Harmlosigkeit des Wiener Humors besäße. Die Sache geriet ins Stocken und wurde endlich „reponiert", sehr zum Schaden des Generalintendanten, der die hier dargebotene Gelegenheit einer Arbeitsteilung und Interessensonderung von der Hand wies. Erst ein Jahrzehnt später erhielt Berlin im „Königsstedter Theater" ein besonderes Haus für die heitere Muse. — Brentano schildert diese Verhältnisse in etwas parodistischer Art und weist auf seine Theatereindrücke in Wien und Weimar und München hin. Seine Darstellung gibt den Zustand des damaligen deutschen Theaterwesens in prägnanter Weise wieder. Wien und seine Blüte des Theaters zur Zeit des Wiener Kongresses, Weimar und Goethes dortige Theaterschule wird in Gegensatz gebracht zum Berliner Königlichen Monopoltheater, wie es unter der Intendanz des Grafen Brühl bestand. Ein Problem wird von Brentano ausführlich erörtert: die Finanzierung des Staatlichen Theaters, das seinen großen Apparat nie aus eigenen Mitteln bestreiten konnte. Brentano schlägt eine Art Luxussteuer der übrigen zu genehmigenden Privattheater vor, zur Tilgung des Defizits des Staatstheaters, ein Ausweg, der heute ungefähr im Effekte besteht. Wir müssen hinfort Brentanos Charakteristiken als wertvolle Beiträge für die deutsche Theatergeschichte in Betracht ziehen *).

Über das moderne Theaterwesen im größten Theile von Europa, vielleicht überall.

Bei Gelegenheit des Achilles von Paer.

Ist das dramatische Gedicht da, damit der Schauspieler etwas zu schauspielen habe, oder ist der Schauspieler da, damit das Gedicht ins Leben gestellt werde? Das ist die Frage, deren gründliche Beantwortung die moderne Welt zugleich belehren würde, in wiefern sie ein Schauspiel, oder nur eine Schauspielerei, oder gar nur ein Theaterwesen hat, welche Drei sich gegenseitig aufheben, und wenn sie gleich wie die Drillinge zu vielen Verwechslungen Anlaß geben, doch drei verschiedene Brüder, und zwar der erste (das Schauspiel) ein ganz nobler Mensch, der zweite (die Schauspielerei) ein sehr ungeschlachter etwas verwirrter Patron, und der dritte (das Theaterwesen) ein gutmüthig herumläppschender Ferdinand von Meissen, welche nur dann uns fesseln können, wenn die, alle Mängel des Gegenwärtigen ausgleichende, ewige Genialität (hier Devrient) sich in ihnen bewegt.

Bei der Oper entsteht eben so die Frage: ist die Oper, ein Text zu einer Musik, eine Musik zu einem Text, ein Text in einer Musik, oder ein Text, damit ein Musiker einen Faden habe, seine Gaukeltöne dran zu hängen, oder der Sänger ein

*) Der nachfolgende Abdruck ist in der Orthographie genau nach den in der Berliner Staatsbibliothek befindlichen Handschriften wiedergegeben, nur sind zur besseren Übersichtlichkeit die bei Brentano ohne jeden Absatz geschriebenen Vorlagen in Abschnitte eingeteilt worden.

Straff- oder Schlappseil, seine persönlichen ungewöhnlichsten Trillersaltomortali und Contrambulinsprünge drauf zu machen? Die Vernünftigen und Verstehenden werden sagen: wir wollen ein gutes Gedicht gut dargestellt sehen, wir wollen eine, tiefere lyrische Leidenschaft erregende Fabel, von Tönen begleitet, getragen oder unterstrichen sehen. Ist das Gedicht der Oper colossal, ist es mehr als vortrefflich, so diene ihm die Musik begleitend und sei seine innere Stärkung, sie diene ihm wie dem Kämpfer der Klang der Waffen und dem Feuer edlen Weines der Klang und Spiegel des goldnen Pokals. Ist das Gedicht nur leicht und ein mannigfaltig wechselnder Blumenkranz musikalischer Veranlassungen, so unterstreiche ihn die Musik, trage ihn, arbeite über ihn wie über Texte, erkläre ihn, er diene ihr. Die erste Art scheint uns die wahre, seltenere Oper. Gluck hat sie anerkannt und geleistet, er hat dem Texte gedient, und ist darum sein Meister geworden, auch Beethoven hat im Fidelio auf einem persönlichen Wege diese Absicht bewährt. Mozart suchte beide Absichten, dem Texte zu dienen und sich des Textes zu bedienen, zu vereinen, seiner Genialität und alles deckenden Fülle ist diese Vereinigung durch Zauber und mit Begeisterung ringendem Sinnenrausch mehr in der Sinnlichkeit der Zuhörer, als in der Kunst selbst gelungen. Eine dritte Art Oper ist die, wo der Musiker sich um das Gedicht nicht kümmert, sondern nur an das Gedicht das musikalische Gerüst eines Confeuerwerks anlehnt, um die einmal herkömmlichen Racketen, Schwärmer, Feuerräder, Lichtkugeln, Frösche, Kanonenschläge der sich überall befindlichen Parforcesänger auf eine für Leute, die sich gewöhnlich nur mit Wasser und nicht mit Tönen gurgeln, immer gewiß kuriose und interessante Art abbrennen zu lassen. Solche Componisten dienen den Dienenden, den Sängern, sie gleichen jenen Supplikanten, welche sich mit der Dienerschaft halten, um bei dem Herrn zum Zwecke zu kommen. Wo aber der Herr die wirkliche Kunst ist, gelingt es ihnen nicht, ja sie werden dadurch verdächtig. Die schlimmste Gattung von Opern aber wäre die, womit weder der Kunst noch dem Sänger, noch dem Zuschauer gedienet wäre, und es giebt dennoch solche.

Was den Achilles angeht sind wir der Meinung, wen eine Gluckische Oper von Stimmen, wie die Mildersche *), in ihrer erhabenen Einheit entzückt hat, oder wem ein Mozartisches Werk in seiner reichen Mannigfaltigkeit, die sich aber auch selbst im Getümmel ordnet und ein Bild hervorbringt, nicht zu gut ist, oder wen ein Werk, wie der gewaltige und doch einfache Fidelio wirklich erfreuen kann, dem muß es in dem Achilles dann und wann sehr amüsirt langweilig zu Muthe seyn. Die ganze innere Verkehrtheit des Theaters ist da auf ihrem Gipfel, ja sie übertrifft sich selbst.

1. Der Operntext muß schlecht seyn, damit den Compositeur nicht etwa eine Scheu anwandle, daß er ihn so mishandelt.

Der Compositeur muß sich um den Text und die Würde seines Inhalts gar nicht bekümmern, wenn er nur seine erhabene und rührende Quincaillerie mit ewigen Märschen und Recitativen an einander knötelt.

3. Weder um Text, noch um Musik, noch um das menschliche Gefühl muß er sich bekümmern, wenn er nur sorgt, daß die Langeweile gerade, wenn sie verzweifeln will, mit irgend einem Knall-Effekt wieder aufgeweckt werde.

*) Frau Anna Milder-Hauptmann (1785—1838), eine der hervorragendsten Sängerinnen im klassischen Repertoire. Für sie schrieb Beethoven den „Fidelio“. Sie wirkte zuerst in Wien, wurde aber nach Gastspielen, die sie im Jahre 1812 und im Juni und November 1815 in Berlin gab, für das Königliche Theater engagiert, dem sie von 1816 bis 1831 angehörte. Brentano begrüßte ihre Berliner „Fidelio“-Darstellung im November 1815 mit einem Gedichte.

4. Es kann ihm nicht fehlen, wenn er es nur den Sängern so wohl drinn werden läßt, daß sie in papierener Eitelkeit, wie große Helden und sehr interessante Personen (griechische Tambours majors) drin herum spazieren können und jeder für alle seine sieben Sprünge, die er am besten machen kann, ein eignes Tischchen drin gedeckt hat, die ganze Ausstellung von losen Burzelbäumen wird denn mit vielen griechischen Wachtparaden zusammengeflickt, und die großen Kunstkleinodien in Gold und Seide und alle mögliche Pracht eingefaßt, so ist es eine heroische Oper. Wer aber Heros drin ist, der Dichter, der Musiker, der Sänger, der Theaterschneider oder der Zuschauer, das weiß der Zuschauer allein, welcher herausgeht und die Empfindung mit sich nach Hause bringt, daß ein Mensch viel aushalten kann, wenn man selbst seine Langeweile nicht zu Sinnen kommen läßt. Eine andre, aus dem Werk selbst und seiner Absicht hervorgehende, Empfindung halte ich für unmöglich, außer der Verwunderung, daß Patroklus eine Polonoise singt.

Über die auf der modernen Europäischen Schaubühne zur Hauptsache gewordene Nebensachen Kostüm und Dekoration in Gegenwirkung mit Poesie und Schauspielkunst.

Unter das größte Unglück, welches das moderne allgemeine europäische Theaterwesen am Halse hat, gehört vor allem das betrübte Vorurtheil der Dekorationen. Ohne Blüthe und Frucht ist das Theater gänzlich ins Kraut geschoßen, und ganz zur Luxussache geworden; ohne alle innere Heiligkeit und Lebendigkeit und Würde, liefert es eine fortlaufende Gallerie mittelmäßiger und schlechter Gemälde in den prächtigsten vergoldeten Rahmen, eine Bibliothek von Makulatur in den kostbarsten Einbänden. Das edlere Dichtertalent geht mit Ekel an ihm vorbei, und das Schauspielertalent findet sich höchstens als zufälliges Strandgut auf demselben. Die Ursache, warum es da ist, das Gedicht, ist ihm so fremd, das vielleicht keine Theaterdirektion in Europa heutzutage mit vollem Bewußtsein im Stande sein wird, ein Alles erfreuendes und treffliches Schauspiel vor der Aufführung zu würdigen, alle Bedingungen hiezu sind den Vorstehern gänzlich verloren gegangen. (Wodurch diese Bedingungen verloren gegangen, werden wir, so es vergönnt wird, nächstens zu sagen versuchen.) Ja der Dichter steht in der Seele der Direktoren, wie als Charakter in den modernen Lustspielen auf der Bühne, gewöhnlich als armer hungrichter Poet da, und wollte er auch der zu einem nur nach gewißen Mustern arbeiten könnenden Weberstuhl herabgesunkenen Theater-Abend-Fabrike den ganzen eigenthümlichen Blüthenkranz seiner Muse opfern, wollte er sich auch ganz nach der betrübten manigfach entehrten und überehrten Decke strecken, so wird er nach vielem Ringen mit tausendfältigen hoffärtigen Vorurtheilen, nach unendlicher Quälerei mit manigfaltig eiteln, verkehrten und aufgeblasenen Gespenstern, seine Arbeit schlecht oder mittelmäßig dargestellt und den, wo nicht groß doch gewiß reichlich verdienten Lohn seiner schweren Arbeit, arm und kärglich zugemeßen sehn. Ich sage seiner schweren Arbeit, denn es ist die schwerste Arbeit für einen tüchtigen Geist, sich selbst genügen zu können, ohne dem modernen Theater zu lebendig, zu grosartig zu sein. Darum aber halten die lebendigen Dichter sich fern von dem modernen Theater, und laßen es in seiner Unschuld und Schuld den Gemeinplatz: es herrscht dermalen ein großer Mangel an guten dramatischen Dichtern, ohne Widerspruch herumtragen. (Dem Einwurf, den man uns hier mit Göthees, Schillers und andern Nahmen machen zu können glauben dürfte, wünschen wir nächstens vorzubeugen.)

Das Theater, einmahl zur falschen Münze, oder vielmehr zum Rechenpfennig geworden, will wenigstens die räumliche Gestalt und das äußere Gepräge haben, und

somit fügt man an Blei und Kupfer zu, was man am Golde versäumt. Der innere Geist wird verachtet und nicht erkannt. So ist der Schauspieler dann nach und nach tief gesunken, und hat ein ganz ungeschickter Mensch nur eine zur Noth menschliche Gestalt, und so wenig Eigenthümlichkeit als ein Kleiderstock, damit er nur nicht wie etwas anders, als das, worin man ihn einkostümirt und einrollirt, aussieht, so wird er, in dem Schlendrian irgend einer Manier einexerzirt, noch endlich ein beklatschter Künstler, oder wenigstens doch ein mehr oder weniger unantastbarer, im After-Heiligtum der Kunst asylirter eitler Thor werden können, der wie ein dekretirtes und geschütztes Bleigewicht täglich den öffentlichen Kunstsinn tiefer herabzieht und für das Darstellen seiner Unfähigkeit, darzustellen, privilegirt und reichlich, ja verschwenderisch bezahlt werden, während andere Künstler, zum Beispiel manche Maler und gelehrte Mechaniker bei dem, was sie können, verhungern dürften. Der Dichter ward zur Nebensache, der Leib der Schauspieler ward zur verzerrten, mittelmäßigen Hauptsache, und das ganz untergeordnete, ja das, beim vortrefflichen Gedicht und dem vortrefflichen Schauspieler im geringsten Grade hinreichende, der Rock und das Lokal, die Dekoration, ward zur Hauptsache und diese in dieser verkehrten Welt immer steigernd geht die Kunst mit Verschwendung einem innern geistigen, moralischen und äußern bürgerlichen Tode, in Europa entgegen. Die Verstehenden sehen den Schiffbruch bereits, weitab von dem göttlichen Ziele ihrer Bestimmung liegt die Kunst gescheitert an der Insel Circe, und die Mannschaft taumelt in Thiere verwandelt umher.

Man könnte das moderne europäische Theater mit dem tollen Gastmahle des reichen läppischen Römers Trimalchio in dem Satyrikon des Patrons vergleichen, der in seiner gutmüthigen Scenenmacherei und pralenden Traktirsucht eigentlich nach Heinses Uebersetzernote keinen Hauptfehler hatte, als alles zu wissen, ohne etwas gelernt zu haben. Er bestellt sich auch bei Tische schon sein prächtiges Mausoleum und ordnet seinen Leichenzug an. Aber das moderne Theater, in dem sein Geist entwichen, sein Leib (Leichnam) köstlich einbalsamirt und bekleidet, zwischen den Dekorationen und Lampen und Lumpen unter Sang und Klang ausgestellt ist, scheint vielmehr bereits auf dem Paradebett zu liegen und weil wir wegen der bereits schier Jahrhunderte langen Ausstellung der hie und da verlautenden Hoffnung, er sei nur scheintod, gar nicht trauen und seine geringen Lebenszeichen und plötzlichen Zuckungen nur auf Rechnung böser Geister schieben, die oft in die Leichname fahren, um Spuk zu treiben, so ist uns zu verzeihen, daß wir uns zu seinen strengsten Leichenrednern gesellen, um so mehr, da wir an eine Unsterblichkeit der Seele und Auferstehung der Todten glauben. Ja wie alle bürgerliche Einfaßung und Stätigmachung des freien Göttlichen im Menschen endlich zum gänzlichen Ersterben in die äußere Form nothwendig gelangt, so muß es auch das Theater. Löst sich auch nicht nach historischen Erfahrungen die in das Militair construirte Streitbarkeit der Völker bei sehr langem Frieden meist in bloßes Uniformen- und Kasernenwesen auf, und bedarf es nicht eines unmittelbar göttlichen Funkens nach unendlicher historischer Qual Helden aus Soldaten zu schaffen? So geht es auch in allen menschlichen Anstalten, ein göttliches Prinzip in bürgerlichen Schranken zu gestalten und zu erhalten, und nahmentlich in der größten Kunstverbindung des Menschen, in der Darstellungskunst des Göttlichen im Menschen, in der Schauspielkunst, deren Geist entwichen ist, deren Leib gesunken ist, deren Rock und Hauß vor uns steht. Das Testament eines freudigen deutschen Soldaten paßt durchaus auch auf sie:

Der Leib gehört der Erde,
Der Rock bleibt in der Welt,
Die Seele schwingt sich aufwärts
Ins blaue Himmelszelt.

Das Schauspiel ist eine menschliche Kunst, mit dem allmächtigsten erschaffenen Mittel, mit dem Menschen, soll das menschliche Leben in dichterischem Brennpunkte zusammengedrängt, dem Menschen dargestellt werden. Aber es ist zu einer brettenern, mit falscher Perspektiv gegen alle Natur zusammengenagelten und geräderten angestrichenen leinenen und papiernen Kunst geworden, und täglich wird dieser erlogene Lumpenstaat auf den Europäischen Theatern gesteigert. Bei den Alten, welche vielleicht allein im wahren Sinne ein Schauspiel hatten und haben konnten, war die Dekoration nur ein Wink, ein Fingerzeig, nur das Wo?, aber das Wie und das Was zu thun war, mußte der Dichter und der Schauspieler thun. Jetzt ist das Was und das Wie eingeschlafen, oder erstickt in dem sich selbst überwachsenden Wo und Worin, in der Dekoration und Kleiderpracht. Zu Schäkespears, zu Molieres Zeit waren zwei Koulissen die höchste Tiefe, und der Schauspieler mußte auf dem weit vorspringenden Proscenium mitten unter den Zuschauern durch seine Kunst, durch den Menschen das menschliche Herz ergreifen. Heutzutage ist er durch einen breiten Orchestergraben von uns abgeschnitten und von Dekorationen und Kleiderschimmer so unterstrichen, daß es ordentlich eine Heldencourage braucht, dem schlechten Schauspieler aus Hochachtung vor den Dekorationen und theuern Kleidern zu sagen, er sei schlecht.

Die Dekoration darf sich eigentlich zu der Darstellung nur wenig breiter verhalten, als die Ortsangabe der Handlung zum Gedichte selbst. Auf der modernen Bühne aber ist dies umgekehrt, und hätte sie einen Kopf, so könnte man sagen, sie stünde auf dem Kopf und applaudire sich selbst mit den Beinen. Übrigens einmahl so weit in die Verkehrtheit gerathen, ist dem Elend nicht besser abzuhelfen, als die Dekorationen immer zu steigern und zu verschönern, ja sie zum wahren Kunstwerth zu erheben; so werden wir endlich doch zu einer großen Gemäldeausstellung gelangen, bei den Kosten der Ausführung, wird der bereits so ziemlich vergeßene Dichterlohn und das Gedicht ganz ausbleiben, die Schauspieler werden auch immer mehr sinken, und die Kunstgattung des Theaters wird ganz in eine schöne Guckkastengeschichte übergehen, neben welcher die Kunst des Schauspieldichters und Spielers, ist sie wirklich in unserer Zeit möglich und nothwendig, sich aus reinem ursprünglichen Keime neu entwickeln wird.

Als eine erläuternde Frage stehe hier: Wer glaubt nicht, daß ein erfindsamer Dichter mit zwei oder drei Talenten, wie der große Fleck, der besonnene Iffland, die geniale Bethmann und der unvergleichliche, sich selbst nicht ganz erreichliche Devrient, ohne mehr Dekoration als in Schäkespears Piramus und Thisbe nicht alle Dekorationen und Spektakulißen großer Theater wieder spielen könnte? Wie lächerlich und stolpernd ist die Zumuthung an die Dekoration, sie solle die Täuschung erheben, da sie grade der Theil der Darstellung ist, der, seiner Natur nach nicht täuschen kann. Eine viereckte Stube von drei Wänden, ein schrecklicher Kerker, der mehr offnen Raum als Mauer hat, eine wilde Einöde, aus welcher man in die größte Gesellschaft blickt, in allen diesem immer die hölzerne Kapuze des zusprechenden Nothhelfers, der allgemeine Gedächtnißhügel auf dem kahlen mit Brettern vernagelten Schedel der sauberen Kunst, der edelste Grundstein der Eselsbrücke, der Soufleurkasten, dabei immer die Wendung der Handelnden gegen die offne Seite, und die an sich plumpe Täuschung keineswegs voraussetzende Nothwendigkeit des Monologs, der selten im wahren Leben vorkömmt. Nichts soll täuschen auf der Bühne, als der Dichter und der Schauspieler, beide allein sind es im Stand, und ihnen die Täuschung so wenig anmuthend, als es jetzt geschieht, hat man ein Theater erzogen, so incurabel erzogen, als das moderne es ist. Die ganze moderne Disposition der Dekorationen macht alle Täuschung rein unmöglich, nur aus einem Punkte des Theaters ist die Perspektiv

richtig, aus allen andern Punkten, muß das Gemälde um so besser es ist, um so mehr sich zur höchsten Unnatur und Unwahrheit zusammenstürzen und schieben, ja ein wirklich täuschendes Gemälde bei der jetzigen Disposition muß den Zuschauer, den es täuscht, wenn es nicht auf jenem einzigen Punkte sitzt, aufs höchste beunruhigen, ängstigen und verwirren, wenn ihm das Nichttäuschen der Schauspieler und Dichter nicht stark genug aus dem Traum hälfe.

Betrachten wir nur als Beleg zu der sauberen Täuschungsentschuldigung den Achilles von Paer.

Erstens eine der bekanntesten charakterisirtesten Fabeln aus der scharfbedingten und charakterisirten alten Welt, welche in unserer modernen Empfindung keinen Gegenklang, keinen Mißklang, keine Spiegelung hat, als allgemeine menschliche Theilnahme. Diese wie eine Tonathmosspähre die Fabel umgebend kann allein der Charakter der Musik sein, um jene Fabel als Oper zu behandeln, ohne gräslich, ja dumm den Zuschauer zu beleidigen. Glucks Behandlung antiker Fabeln ist bis jetzt die einzige, welche bloße menschliche, zeitlose, ewige Empfindung ausdrückend, aller Helden Leidenschaft jeder Zeit angemessen ist. Dazu wäre noch anständig, das wohlbekannte edle griechische Kostüm, nothwendig gewaltige, würdevolle, kräftige und schöne Schauspieler, mit kräftigen, tönenden, menschlich reinen und edlen Milderischen Stimmen, und vor allem unerläßlich Grund, Wurzel, Blüthe, Frucht und Kern der Fabel, die rosigte, schön gelockte Briseis, mit blühendem Hals, und rosigtem Antlitz, Göttinnen vergleichbar, wie die goldne Afrodite (so schildert sie Homer); mit solchen lebendigen Mitteln könnte man auf einfacher Scene den Zorn der Helden um das schönste Weib, und ihre Trauer um den Fall des Patroklus als Oper behandeln. Wird die Musik aber wie in der Paerischen Komposition genommen, also als ganz unmöglich in leidenschaftlicher Aufgabe, und wie sie nur höchstens im Himmel oder der Hölle manierirter Trilleranten auf irgend einem an einer Bravourarie in der Schöpfung (nicht der göttlichen, auch nicht der Haydnschen, der Guckguck weiß welcher) übergeschnappten Planeten musizirt werden kann, dann wird die höchste Täuschung gründlich weggetrillert, und nichts ist dem Griechenthum so ungesund als ein Triller. Will man aber durch Kostüm die Singenden recht griechisch machen, so wird die Beleidigung noch gewaltiger, und die Täuschung noch unmöglicher. Die Paersche Musik wäre erträglich, wenn Briseis, statt als chemise grecque als Bouffante, cri de Paris, als Reifrock, als Madame la Brisée erschien, nebst le chevalier d'Achille und le marquis d'Agammemnon. Aber die Wahrheit unterstreichen, heißt die Lüge hervorstechender machen!

Um die Täuschung der Dekoration zu genießen, muß vergeßen werden, daß das Zelt des Achills als Erbstück an Ferdinand Cortey*) und dann wieder an Dimitri Donski**) gekommen, bei welchen wir es auch sehen; und bei der letzten Dekoration trägt weise Oekonomie zur Apotheose der Perspektive bei, denn der Horizont eines früher benutzten Hintervorhangs fährt hier mit den griechischen Infanterie-Zeltgassen gegen Himmel, und eine Bogenbrücke (die Griechen wölbten soviel wir wissen nicht, eine Brücke von Wiebeking wäre eben so wahr) macht einen ungeheuren Heldenparadeschritt über ein kleines auch auf seine eigne Hand perspektivirendes Flüßlein, das, wenn es bei Laune wäre, weil es gerade auf die Bühne zu läuft, das Publikum in Sorge und Wassergefahr bringen, und die Herrn

*) „Ferdinand Cortez, oder die Eroberung von Mexiko", Oper in drei Akten von de Jouilly, übersetzt von J. O. Schaum, Musik von Spontini, im Berliner Königlichen Schauspielhause vom 15. Oktober 1814 bis 13. Januar 1884 (161mal) aufgeführt.

**) „Dimitri Donski", Tragödie in fünf Akten nach dem Russischen des Oseroff, von Dr. Wiedeburg, im Königlichen Schauspielhause am 14. und 17. November 1815 aufgeführt.

Griechen in die Versuchung führen müßte, statt herum zu füßeliren, einen Damm aufzuwerfen. Aber hier sehen wir die Gewalt Orphischer Musik, die Flüße bleiben stehn, oder ist es ein Anfang des Weltuntergangs, daß sie in ihrem Lauf zurückkehren! Sehr kunstreich wird der das Zelt tragende Balken auf einer Seite oben erhalten, wahrscheinlich stützt ihn Pallas Athene unsichtbar, damit ihr Achill nicht todgeschlagen wird. Dies ist sehr tief aufgefaßt. Aber alles das gehört zu den saubern Täuschungen der modernen Bühne, so täuscht man mit Dekorationen und Kostüme, wenn man mit dem Darstellenden, dem Künstler zu täuschen nicht im Stande ist, und sein will, wie es bei dem modernen Theater der Fall ist.

Über Anforderungen an die moderne Bühne, Theaterkritik und die Art eine Oper zu behandeln.

Es wäre eine sehr unverständige Forderung an irgend eine Theaterdirektion, diesen Mängeln an allen Ecken, abzuhelfen, denn es besteht eigentlich mit wenigen Trümmern seiner höchsten Bestimmung allein nur noch aus Mängeln. Es wäre eine nicht verstandene Forderung an irgend eine Theaterdirektion, diesen Mängeln nach und nach abzuhelfen, denn das wäre eine Zumuthung, gleich der einiger patriotischer Kannengießer, welche sehr übel genommen haben, daß die französische Revolution ihren Gang ging, und daß man sie nicht durch allerlei beigebrachte moralische Mixturen früher auf beßere Wege brachte. Was im ganzen organischen Zusammenhang abnorm geworden, ist nicht zu kuriren, es muß seinen Lauf nach dem Untergang hintaumeln. Dem modernen Theater aufhelfen wollen mit hie und da Flicken und Einschalten wäre ein ebenso verkehrtes Unternehmen, als ein Faß Weineßig durch fortlaufendes Auffüllen mit Wein wieder in Wein verwandeln zu wollen. Wir getrauen uns dieses Gleichniß zu vertheidigen, ja es scheint uns erschöpfend. Die einzige Aufgabe einer Theaterdirektion wäre, diesen großen Patienten, so lange hinzuhalten, bis ihn die allbarmherzige Geschichte in den Schoos seiner Väter versammelt. In wiefern es aber möglich ist und notwendig und eine der höchsten Aufgaben das Theater von neuem zu erzeugen neben dem Alten, davon nächstens.

Weiter wäre es ein höchst unverständiges Vorhaben durch öffentliche besonnene Kritik etwas an dem Theater und den Schauspielern beßern zu wollen (hier tritt gänzlich ein, was man oben von moralischen Mixturen, um eine Krankheit in der allgemeinen Weltgeschichte zu heilen, gesagt). Seit der Verdammung des Theaters durch den Pastor Götz in Hamburg (dessen Meinung wir schier ganz unterschreiben), seit Lessings lebendiger Dramaturgie, seit Göthes interessanten Experimenten mit dem Kranken hat sich durch alle Theaterkritiken hindurch bis auf die milden und kenntnißreichen Bemühungen des dramaturgischen Wochenblatts noch eben so wenig Veränderung bei dem Theater in Europa verspüren laßen, als jemals die Stimmen öffentlicher politischer Schriftsteller einen lebendig wirkenden Einfluß auf den Gang der Geschichte haben werden. In dem herrlichen Spruche

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

ist das ganze Kegelrezept der Weltgeschichte enthalten.

In der zweiten reden sich die Spielenden an,
In der ersten Zeile spricht der Herr der Bahn,
Bei der dritten versteckt sich der Kegeljunge,
Und die vierte spricht die Kugel im Schwunge.

Das sind aber Reflektionen, welche ganz unschuldig sind bei einem Spiele des Schicksals, wo alle diese Personen sich auf der Kugel selbst befinden und mitgeschoben werden, wie in der Geschichte. Die Kugel wird doch ankommen, wo sie muß. Man glaube daher um Gotteswillen nicht, als solle durch diese unsere bisherigen und künftigen Worte am Theater etwas gebeßert werden, oder als sei hier irgend die Persönlichkeit irgend eines integrirenden Theils des modernen Theaters auch nur im mindesten Grade ein Gegenstand der Kritik für uns. Wir halten das Theater als Aufgabe der Kritik nach unserer persönlichen Vorstellung von demselben für nicht bestehend, und wenn wir von ihm sagen, wie es uns erscheint, so wollen wir nur sagen, daß es, wenn es wirklich da wäre, anders da sein würde.

Wir haben zum Beispiel vom Achilles gesprochen, wie er nach Paers Komposition der jetzigen Weltbildung überall auf der modernen Bühne vorkommen müßte, wenn sie zu Sinnen käme. Wir halten es nach unserer Ansicht von der modernen Bühne durchaus für unerlaubt und für höchst anstößig gegen die Gränzen Schriftstellerischer Freiheit in einem liberal gesinnten Staate, wie Preußen in Ruf und Beruf es ist, wenn wir uns unterfangen wollten auch nur im mindesten an irgend einen seiner Schauspieler zu gedenken, wenn wir tadlen. Wir reden nie von den Krankheiten einzelner Schauspieler; bei der großen gegenseitigen Nachmacherei auf der Europäischen modernen Bühne, bei dem gänzlichen Mangel an Eigenthümlichkeit einer jeden, kann sich keine schmeicheln, einen eigenthümlichen Fehler zu haben, dies würde der Schritt zu eigenthümlichen Tugenden, welche wir der modernen Bühne aber ja gerade abläugnen. Wir sprechen also nur von allgemeinen Krankheiten, und so wollen wir allein verstanden sein, wer anders versteht, thut sich selbst weh, und uns höchlich Unrecht, indem er unsre allgemeine Reflektion schadenfroh verdreht.

Es war also nicht von dem Achilles des Paer die Rede, in Hinsicht, wie er hier aufgeführt wurde, sondern wie er überall aufgeführt wird, und wenn wir mit folgendem sagen, wie des Achilles und Agamemnons Zank um Briseis allein als Oper behandelt werden könnte, so ist dies nichts anders, als die Aufzählung der nothwendigen Bedingungen, um diese Fabel je zu einem Gegenstande musikalisch-dramatischer Darstellung machen zu können, was wir aber für die moderne Bühne für ganz unmöglich halten.

Wie kann allein Achills und Agamemnons Streit um die schöne Briseis als Oper behandelt werden, wenn die Täuschung wirklich Aufgabe der Bühne ist?

Diese bekannteste charakterisirteste Fabel der scharfbedingten und charakterisierten alten Welt hat in unserer modernen Empfindung keinen Gegenklang, keinen Mitklang, keinen Nachklang, ja gar keine Spiegelung, als allgemein menschliche Theilnahme. Der Charakter der Musik muß daher nur eine Begleitung, Verstärkung, oder gewißermaßen ein mitleidender allgemein reflektirender und tröstender Chorus der allgemeinen Tonwelt sein, der die Leidenschaft jener Helden umgiebt. So hat Gluck die antiken Fabeln behandelt, mit zeitloser, bloß menschliche ewige Empfindung athmender Musik, die man eben so gut der Fabel eines indischen Helden unterlegen könnte, wäre sie dieselbe. Zu einer solchen Komposition gehören sodann Schauspieler, gewaltig und schön wie Achill, Patroklus und Agamemnon und Briseis vom Homer beschrieben werden.

Still ja lag bei den Schiffen der muthige Renner Achilleus,
Zürnend des Mägdleins wegen, der schöngelockten Briseis. Il. 2, 688.
Und gab der Briseis rosigte Tochter
Jenen dahin. Il. 1, 345.

Briseis Tochter nunmehr, wie die goldene Afrodite,
Als sie gesehn den Patroklus zerfleischt von der Schärfe des Erzes;
Goß sie um jenen sich hin, und weinete laut und zerriß sich
Beide Brüst, den blühenden Hals, und ihr rosigtes Antlitz,
Also sprach mit Thränen das Weib, Göttinnen vergleichbar.

Schauspieler, die dergleichen darstellen können, oder im Nothfall durch Masken nachhälfen, vermögten mit edlen, ruhigen, tönenden, ruhigen, tönenden, reinen und gewaltigen (Milderischen) Stimmen bei Gluckischer Musik und griechischem Costüme auf einfacher Szene den Zank zweier Helden um die Göttinnen vergleichbare Briseis darzustellen.

Wie kann diese Fabel als Oper behandelt und dargestellt werden, wenn Täuschung die Aufgabe der Bühne ist?

In einer Musik, welche nur eine Reihe von künstlichen trillernden Conzertproduktionen aneinanderreiht, kann eine Stimme nur die gauckelnde Gewandheit ihres Leibes, nicht aber deßen Adel und Gestalt, und somit nie eine edle Leidenschaft darstellen, ebensowenig als ein sich verdrehender und überschlagender Gaukler einen griechischen Helden je darstellen würde. Da schon ein Grieche und ein Triller sich aneinander tödlich sind. Daß eine ganze, heroische leidenschaftliche Handlung gesungen wird, ist nur unanstößig, wenn die Musik nichts als eine potenzirte Sprache ist. Wenn sie aber um diese Bedingung und ihre Fabel sich nichts kümmert, und auf ihre eigne Hand gauckelt, so kann man sich die Fabel auf keinem andern Boden denken, als auf einem Planeten, der bei der Schöpfung (nicht bei der göttlichen und nicht bei der Haydnischen, sondern bei, der Guckguck weiß, welcher) über eine Bravourarie sich so vergeßen hat, daß er aus der Sphärenmusik heraus etwa in des Satans Basgeige gefallen ist. Bei solcher Musik könnte das streng beobachtete griechische Kostüm nur den Eindruck noch erschweren. Denn die Wahrheit unterstreichen, heißt die nebenstehende Unwahrheit hervorheben. Eine solche Composition des Achilles würde weniger beleidigen, wenn das Costüm ganz urwahr, wie die Helden der altfranzösischen Bühne, behandelt würde. Madame la marquise Briseis, Monsieur le chevalier Achille, le Duc Agamemnon, le vicomte Patroclus etc. kann man sich in solcher Musik denken. Bei solcher gänzlicher Entrückung aus aller historischer Wahrheit, welche bei manchen Gattungen der Musik mehr ein tiefes Verstehen der Sache, als die moderne Theaterschneiderweisheit ist, wird dem Publikum gleich eingestanden, daß hier von keiner historischen und natürlichen Wahrheit die Rede sein soll, und dann können auch die Dekorationen behandelt werden, wie man will, nichts wird stören, da nichts etwas anders bedeuten will, als eine manierirte Oper; dann könnte die Perspektive ihre Apotheose damit feiern, daß sie gegen Himmel führe, dann könnten Brücken große Parade-Schritte im Bogen über kleine Flüße machen, wenn gleich die Griechen keine Bogen schlugen, dann könnten sie gar im Wiebekingschen Stile sein, es würde nicht stören. Die Flüße könnten auf ihre eigene Hand perspektiviren, und wenn sie bei Laune wären, der Bühne Ueberschwemmung drohen, und die Griechen hätten nicht nöthig, Dämme aufzuwerfen, dann könnten die Zelte tragenden Balken in der Luft von Pallas Athene getragen werden. Man würde alles mit dem Zauber Orphischer Musik entschuldigen, welche die Flüße in ihrem Laufe stehend belauschten und die noch andere Wunder that, alles Wunderbare würde dann nicht stören, alles müßte zur Täuschung beitragen. Wo aber eines nur der Wahrheit genähert wird, entsteht gleich die Anforderung: das Theater kann und soll nur mit dem Gedicht und dem Schauspieler täuschen, mit dem Kostüm aber nichts, als nicht beleidigen, und mit der Dekoration nichts als einen leisen Wink geben. C. B.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die verlorenen Symbole

Bereits vor Annahme der Weimarer Verfassung kannte man zwei deutsche Farben, eine schwarz-rot-goldene und eine schwarz-weiß-rote. Die Zweiheit ist also nicht von Revolutionsgnaden. Die Männer von Weimar durften mit einigem Rechte sagen, sie hätten nichts Neues erfunden, sondern auf die „älteren" Farben zurückgegriffen. Schwarz-rot-gold war das Banner der Burschenschaft. Es entstand im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, in Anlehnung an das zweifarbige Reichsbanner des versunkenen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Schwarz-rot-gold waren die Farben der deutschen Jugend, der Hochschüler, Sänger und Turner, welche die Einheit des Reiches wollten, wenn es nötig war auch gegen die Dynastien. Und doch waren es keine republikanischen Farben, denn die Betonung lag nicht auf dem deutschen Freistaat, sondern dem deutschen Gesamtreiche. Es war das Banner derer, die — wenn auch oft romantisch und verschwommen — die Träger des deutschen Einheitsgedankens waren. Neben den roten Fahnen der eigentlichen Republikaner flatterte die schwarz-rot-goldene auf den Barrikaden der März-Revolution! Schwarz-rot-golden war die Nationalkokarde dieser Tage voll wunderlicher Gegensätze. Schwarz-rot-golden trug damals auch Friedrich Wilhelm der Vierte, König von Preußen, und auch andere Dynasten. Schwarz-rot-golden war die Flagge der Deutschen Reichsmarine, die Hannibal Fischer einige Jahre später versteigerte. Schwarz-rot-goldene Fahnen flatterten von Triest und Trient bis nach Aachen und Memel. Sie wehten den Kämpfern um Schleswig-Holsteins Freiheit bei Idstedt voraus.

Damals verunglückte alles. Auch das Frankfurter Parlament löste sich auf, und fast nichts blieb, als eine Erinnerung, die noch dazu die Deutschen in zwei Lager teilte, ein linkes und ein rechtes, ein großdeutsches und ein kleindeutsches, ein völkisch-überschwengliches und ein historisch-realistisches. Die Geschichte der nächsten fünfundzwanzig Jahre gab scheinbar dem Schwarz-rot-goldenen unrecht. Bismarck schuf 1871 das neue Reich, das kleindeutsch war. Er gab ihm — auf besonderen Wunsch des Königs Wilhelm von Preußen — andere, neue Farben. Die Annahme der Kaiserkrone fiel dem alten Herrn schon schwer genug. Die verhaßten Farben der 48er Revolution konnten ihm nicht annehmbar erscheinen, und so fügte man der schwarz-weißen Preußenflagge das Rot der Hanseaten bei. Wie überwältigend der Erfolg der Bismarckschen Schöpfung auch war, vor der sich viele der Schwarz-rot-goldenen, ja die Besten neigten, wie stolz auch die schwarz-weiß-rote Flagge über alle Meere zog, so war doch die geschichtliche Bedeutung von Schwarz-rot-gold nicht tot.

Im neuen Deutschen Reiche führte sie freilich ein Herbariumsdasein. Obwohl die Burschenschaft ihr altes Banner nicht ablegte, gab sie sich ganz dem neuen Reiche, seiner Ideologie und seinen schwarz-weiß-roten Symbolen hin. Es steckt ein gutes Stück neudeutscher Entwicklung in dem Paradoxon, daß heute Burschenschafter, deren Brust das schwarz-rot-goldene Band umschlingt, stürmisch für das nunmehr in den Staub gesunkene Schwarz-weiß-rot eintreten. Unverständig wäre es, darob

jemanden zu schelten. Notwendig ist es aber, sich über die Wandlungen Rechenschaft zu geben. Dieser Sieg der schwarz-weiß-roten Symbole seit den siebziger Jahren dünkt uns, wenn wir heute zurückschauen, schier zu vollkommen. Man gab sich dem neuen Reiche ganz hin, war zufrieden und vergaß, daß die Lösung von 1871 wohl damals die beste, weil die einzig erreichbare, daß sie aber keineswegs die ideale Lösung war, weil sie kleindeutsch blieb, indem sie ein Fünftel der Deutschen außerhalb des Nationalstaates ließ. Wenn Bismarck sagte: wir sind saturiert, so sagte er das als Staatsmann und mußte es sagen. Daß aber das ganze reichsdeutsche Volk sich innerlich mit dieser Kompromißlösung begnügte, daß es seinen Herzenskreis auf die Grenzen des Frankfurter Friedens verengte, war ein Fehler, der sich ein Menschenalter später im November 1918 rächte, als die deutschösterreichische Nationalversammlung den Anschluß an die Deutsche Republik einstimmig beschloß. Dieser Nationalversammlung gehörten auch alle Abgeordneten des Sudetendeutschtums an, das später in den tschechischen Staat gepreßt wurde.

Wie es kam, daß die reichsdeutschen „Volks"beauftragten mit dieser Erklärung, die ihnen nur Verlegenheiten bereitete, nichts anzufangen wußten, ist an dieser Stelle schon im Sylvanus-Aufsatz des Heftes 7 dieses Jahrgangs gesagt.

Staunend entdeckte gleichzeitig die große Masse der „Gebildeten", vom „Volk" gar nicht zu reden, daß 10 Millionen Deutsche stürmisch den Eintritt ins Reich heischten. Man hatte sich bisher nicht um sie gekümmert und erschrak fast ob der Kühnheit dieser Forderung in jener Zeit der Zusammenbruchsstimmung.

Der großdeutsche Gedanke war wieder da. Seine Hüter waren die Grenzdeutschen Österreichs gewesen, die, vom Reiche ausgeschlossen und im Kampfe gegen Slawen und Welsche gestählt, die natürlichen Instinkte unseres Volkes nicht verloren hatten. Hier lebte von den 48er Idealen das, was unvergänglich war, hier flatterte Schwarz-rot-gold. Es war das Symbol der Jugendkraft der Deutschen, das gegen die K. und K. Staatsidee ebenso zu verteidigen war, wie gegen die Fremdstämmigen. Freiheit und Wiedervereinigung mit den Brüdern im Reiche verkündigte Schwarz-rot-gold, jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzen.

* * *

Und was geschah dann? Die gleiche reichsdeutsche Nationalversammlung, welche in Weimar dem Versailler Diktate zugestimmt hatte, machte die schwarz-rot-goldene Trutzfahne der Alpen- und Sudetendeutschen zum Banner des dritten, des im Osten, Westen und Norden zerstümmelten Reiches. Ein verhängnisvoller Entschluß, den seine Väter sicherlich in übergroßer Mehrheit ungeschehen zu machen wünschen, aber nicht rückgängig machen wollen und können. Nicht in offener Versammlung, aber im Zwiegespräch gestehen sie es ja ein. Was war die Ursache des Flaggenwechsels? Warum mußte Schwarz-weiß-rot fallen? Ein zwingender Grund lag sicherlich nicht vor. Unklares Ressentiment gegen die Farben des Kaiserreiches von 1871, mit seiner durchaus bürgerlichen Grundlage, ließ einen Farbenwechsel wohl begehrenswert erscheinen. Man wollte nicht mehr imperialistisch erscheinen, wollte Wohlverhalten gegen links und gegen das Ausland beweisen. Also ging man gegen die Hoheitszeichen, gegen Krone und Herrscherstab des Reichsadlers, gegen das schwarz-weiß-rote Fahnenbild vor und — behielt doch die Bezeichnung „Reich" bei, der das Ausland genau die gleiche imperialistische Bedeutung unterlegt.

Die gleichen Männer, welche — die Weltgeschichte wird über sie urteilen ob zu Recht oder Unrecht — die unerhörten, schmählichsten Bedingungen annahmen, welche das deutsche Volksgebiet auf zwölf Staaten aufteilen, die also vorsichtig abwägende, um nicht zu sagen ängstliche Realpolitiker waren, welche den Abschnitt der Verfassung, der den Wiederanschluß Deutschösterreichs erleichtern sollte, dem feindlichen

Diktate opferten — diese gleichen Männer wählten das kühne Symbol großdeutscher Forderungen, wählten Schwarz-rot-gold zur Reichsfahne. „Ein Kompromiß vor dem Rot der Bolschewisten. Eine romantische Verirrung." Gewiß, man kann entschuldigen. Die Zeiten waren aufgeregt. Und diejenigen, welche heute am lautesten schreien, hielten sich teilweise damals vorsichtig zurück. Die Stimmung des ganzen Volkes, das vier Kriegs- und drei Hungerjahre hinter sich hatte, spiegelte sich in seinen Erwählten wieder. Hier soll nicht so sehr über das Aufgeben von Schwarz-weiß-rot geurteilt werden. Das geschieht von anderer Seite, von der rein kleindeutschen deutlich genug, fast zu viel. Es soll aber aufmerksam gemacht werden, daß die Wahl der schwarz-rot-goldenen Farben gerade durch diese Volksvertreter eine Ungeheuerlichkeit war, weil sie eine innerliche Unwahrheit enthält. Jene Männer und Frauen, welche Schwarz-rot-gold wählten, wußten gar nicht, was sie taten. Sie hätten, wenn man ihnen nicht, historisch verbrämt, Schwarz-rot-gold vorgesetzt hätte, ebensogut eine andere Farbenzusammenstellung gewählt. Und hätten sie dies getan, das Unglück wäre kleiner gewesen. Besser drei Symbole als zwei. Rot wäre folgerichtig gewesen. Die Erwählten von Weimar beluden statt dessen Schwarz-rot-gold, das eine ehrenvolle, wenn auch nicht erfolgreiche Vergangenheit im Reiche, das eine lebendige Gegenwart voller Ideale im südöstlichen Grenzdeutschtum hatte, mit Folgen ihrer ängstlichen Entschlüsse. Sie versahen es mit den Idealen des neuen Reiches. Die großdeutsche Fahne wurde, als sie die kleindeutsche ablöste, zur Kleinstdeutschen, die völkische Fahne zum Symbol der Leisetretenden.

Vor jenem verhängnisvollen Beschlusse in Weimar durften wir beide Farben lieben, die des Reiches und der, wenn auch unvollkommenen, Einheit der Nation und die der Verheißung des Traumes der grenzdeutschen Jugend. Sie vertrugen sich gut. Trauer umfängt uns, wenn wir beide geschändet sehen. Der Schade, der so entstanden, ist nicht nur gefühlsmäßig, denn Symbole sind etwas höchst Reales: einigende Bänder eines innerlich und äußerlich zerrissenen Volkes, die uns mehr fehlen als Geld, als Macht, als Ruhm. Dazu der praktische Schaden. Wir stehen auf Trümmern. Die Schwarz-rot-goldenen und die Schwarz-weiß-roten besudeln ihre Farben gegenseitig, reißen sie herunter. Das Überseedeutschtum, das vor 1871 jeden Haltes entbehrte, wurde des schwarz-weiß-roten Symbols beraubt, das sein Stolz und Schirm geworden war. Jenseits des Ozeans versteht man die neudeutschen Wandlungen, die man nicht miterlebte, nicht. Man sieht nur den Schaden, den die Flaggenniederholung unter den Auslanddeutschen und in den Augen des Auslandes anrichtete. Dagegen helfen keine belehrenden Ministerreden. Gefühl und reale Überlegung sind auf der Seite der Geschädigten. Man lese nur nach, was Michael Singer, sicher kein Monarchist oder Deutschvölkischer, in seiner Chicagoer „Neuen Zeit" über Kösters Zurechtweisung schreibt.

In Südamerika findet man keine Auslanddeutschen mehr, die bereit wären, ehrenhalber die Konsulatsgeschäfte des neuen Deutschen Reiches wahrzunehmen. Denn niemand traut sich, an Stelle des geliebten Schwarz-weiß-rot die neue Flagge zu hissen.

Und wie steht es auf dem Boden der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie? Vor 1919 hatte die Zweiheit der deutschen Farben gewisse Vorzüge. Sie gewährte Schutz. Wenn auch gelegentlich aus innerpolitischen Gründen behindert, durften die Deutschen ihre schwarz-rot-goldenen Farben zeigen. Heute sind diese Farben dieselben geworden, wie die des Reiches. Es sind in den Augen unserer Todfeinde die Farben eines fremden Staates und nicht mehr die eines romantischen Traumes. „Hochverrat" schreien darüber Südslawen und Tschechen, und jeder solche Ruf bedeutet eine Gefahr für die Reste von Bewegungsfreiheit, welche die Deutschen sich noch retten konnten. Das verursachten die Männer von Weimar.

Im Reiche selbst sieht es nicht besser aus. Gibt es einen Menschen, der doch Schwarz-rot-gold mit Hingabe liebt, der bereit wäre, dafür zu sterben, wie Hunderttausende für Schwarz-weiß-rot gestorben sind, das Symbol für die Ehre und Freiheit des Reiches? Der sich einkerkern ließe, wie unsere Grenzdeutschen für ihr Schwarz-rot-gold? Trotzdem die S. P. D. seit dem Görlitzer Parteitage schwarz-rot-goldene Schlipsnadeln trägt, mag man das füglich bezweifeln.

Das reichsdeutsche Schwarz-rot-gold ist die Farbe der Verneinung der Ideale Andersgesinnter. Ohne Zugkraft. Die Farbe der Erfüllung, die man nicht liebt, die Farbe der November-Errungenschaften, die Farben des Staates, den zu lieben allen denen sehr schwer wird, in denen eine heiße Flamme lodert. Schwarz-rot-gold ist die offizielle Farbe, die Farbe des Verstandes und nicht des Herzens, der symbolisierte Kompromiß.

Wer völkische Feste, wie Abstimmungsfeiern, Abstimmungsdenkmalsenthüllungen in den Grenzgebieten des Reiches mitgemacht hat, wird Schwarz-rot-gold nur selten gesehen haben. Gelegentlich auf Amtsgebäuden. Oder am Vorstandstisch, gewöhnlich mit Schwarz-weiß-rot gemeinsam die Landesfarben umrahmend. Und wie viele Verhandlungen mußten dann erst vorangehen!! Niemals hat man seit Bestehen des Reiches so viele Landesfarben gesehen; ganz vergessene Provinzialfarben werden ausgegraben, nur um dem leidigen Streite zu entgehen, nie hatten die Fahnenmacher bessere Zeiten.

Wie im großen, so im kleinen. Tausendfältig kehrt die Farbenfrage in allen Beratungen wieder. Kein auf völkische Schutzarbeit eingestellter Verband kann sie wenigstens im Reiche lösen. Wer Schwarz-weiß-rot wählt, wird von den Regierungsleuten als Monarchist, als Rechtsumstürzler angesehen und gekennzeichnet. Wer Schwarz-rot-gold wählen wollte, würde sich den Gefühlen der Mehrheit, zum mindesten aber der national am kräftigsten Empfindenden widersetzen. Das sind Tatsachen, die einen Ausweg verlangen. Der Verfasser dieser „Rundschau" sieht einen gangbaren Weg nicht und bittet alle Leser, die praktische Vorschläge haben, sie der Schriftleitung der „Deutschen Rundschau" einzusenden; es soll in einem der nächsten Hefte darüber berichtet werden.

Vor allem ist es nötig, dem Grenz- und Auslanddeutschtum, das ja am meisten leidet, und allen denjenigen im Reiche, die für die Volkseinheit eintreten, ein gemeinsames Symbol — Farbe und vielleicht auch Bild — zu geben. Für das nächste Jahrzehnt sind Schwarz-weiß-rot und Schwarz-rot-gold, weil sie Streit und nicht Einheit bedeuten, ausgeschlossen. Was wir brauchen, ist das Symbol der Selbstbestimmung, die uns (und anderen geknechteten Völkern) den Weg zur Freiheit über den Willen zur Einheit weisen soll.

Damit sind freilich noch lange nicht alle Fragen gelöst, vor allem nicht die Wünsche des Überseedeutschtums befriedigt. Sylvanus.

Politische Rundschau

Deutschland steht mit einem Schlage wieder mitten im Getriebe der Weltpolitik. Nicht weil wir etwa in Auswertung des Rapallovertrages tätiger und selbstbewußter wurden — nicht etwa weil wir in Befolgung von Tschitscherins Rat desto schneller zu den gemeinsamen Beratungen der Großmächte wieder hinzugezogen worden sind, „je energischer wir danach verlangten", sondern weil über die andern die Furcht und der Schrecken kamen, daß der Augenblick unseres Zusammenbruches mit einem Male

nahe sei. Schon um die Mitte des vorigen Monats wurde immer deutlicher, daß die deutsche Regierung bei der nächsten oder spätestens übernächsten Zahlungsfrist ihre Unfähigkeit zur Beschaffung der nötigen Devisen erklären mußte. Eine außerordentliche abermalige Entwertung der Mark stand bevor. Sowohl die politischen wie die wirtschaftlichen Kreise lebten schon unter dem atmosphärischen Druck der sich verschlechternden und in ihrer Weiterentwicklung kaum noch übersehbaren Lage. Da peitschte die Kunde vom Morde an Rathenau die ohnehin gespannten Nerven auf. Es war, als wenn das Grau, in das unsere wirtschaftlichen Verhältnisse noch getaucht waren, unversehens von grellem Lichte aufgehellt wurde.

Unter uns selbst erregte der Mord vor allen Dingen die parteipolitischen Leidenschaften. Draußen aber gab man sich über das Wesen dessen, was sich in Deutschland abspielte, unbefangener Rechenschaft. Man fühlte, wie das arbeitstüchtige deutsche Volk, einer der Träger aller produktiven und organisationsfähigen Weltwirtschaft, in den Abgrund hineinglitt, in dem Rußland, Südost-Europa und das Gebiet des früheren habsburgischen Reiches sich bereits befinden. Die Engländer erbleichten. Man konnte aus ihrer Unruhe ablesen, daß sie aufhorchten, ob der Einsturz des einen Pfeilers nicht das ganze Gebäude hinter sich her riß. Aber auch den Franzosen war nicht wohl zumute. Poincaré hielt sichtlich an sich, Loucheur und Le Trocquer suchten das französische Bedürfnis nach Sachlieferungen wieder voran zu schieben und dadurch noch einiges für Frankreich zu retten. Nur die Haltung der Vereinigten Staaten blieb gleichmäßig kühl und abwartend. In der Stille kleiner Beratungszimmer zeigten sich freilich auch sie nicht unberührt von der Sorge, die alle ringsum mit Entsetzen geschlagen hatte.

Da in Deutschland anderes nicht als der Mord an Rathenau und nicht mit ihm zusammen der wirtschaftliche Zusammenbruch gesehen wurde, so hat sich hier mittlerweile schon alles wieder beruhigt. Nachdem sich die Parteien im Reichstag gegenseitig aufs ungebärdigste angeklagt hatten, und nachdem die Reichsregierung einige Tage lang so getan hatte, als wenn sie durch neue Gesetze und auf dem Wege von Verordnungen alles, was noch rechts steht, ganz Bayern eingeschlossen, kurz und klein schlagen würde, folgte plötzlich dem Fortissimo als zweiter Satz der Symphonie ein fast im Scherzo-Ton gehaltenes Andante. Die Mehrheitssozialdemokraten forderten die Unabhängigen zu einem gemeinsamen Tanze auf. Sie machten der Rechten dabei noch ein finsteres Gesicht. Da verneigten sich Zentrum und Demokraten zierlich vor der Deutschen Volkspartei und baten auch sie um eine Runde. Die Deutsche Volkspartei knickste erfreut und tanzte mit. Ein einziges ernsteres Motiv klang in dem Andante durch. Schon vor dem Kriege sannen die klugen Taktiker des Zentrums im rheinisch-westfälischen Gebiete auf eine Verschmelzung ihrer Partei mit den gemäßigt Liberalen. Nur der Unterschied der Weltanschauung schien ihnen die beiden Gruppen voneinander getrennt zu halten, und sie wurden das Gefühl einer hermaphroditischen Veranlagung nicht mehr los. Aber Krieg und Revolution war ihrem Wunsche nicht günstig. Jetzt auf einmal erwachte er in ihnen zu frischem Leben. Indessen, der Reichstag strebte auseinander, die Abgeordneten wollten in die Ferien. Die ursprüngliche Aufregung löste sich in ein allgemeines, fast frohes Behagen auf. Ehe die Mittagsschnellzüge am 18. Juli Berlin verließen, wurde die mit Rathenaus Tod hervorgebrochene Krisis für das innerdeutsche Leben als beendigt erklärt. Mittlerweile versucht aber das Bayernland schon dem Parlamentariertum einen ersten Begriff wieder davon beizubringen, daß mit solch oberflächlicher und lediglich parteitaktischer Regierungskunst der Bestand des Reiches ernstester Belastung ausgesetzt wird. Die Belastung entspringt nicht einem Mehr oder Minder an Reichstreue südlich oder nördlich des Mains, sondern der Empörung der bayrischen Bauern und Bürger gegen die angemaßte Herrschaft des Sozialismus.

„Der Feind steht rechts", rief Herr Wirth im Reichstag aus. Tatsächlich zieht heute die Presse aller Parteien von der Volkspartei bis zu den Kommunisten einmütig gegen Bayern zu Felde, und die Kommunisten sind nicht die am wenigsten eifrigen in der Verteidigung der „Reichseinheit" von heute.

Wie wenig schwer das derzeitige Deutschland seinen letzten Nervenschock in Wahrheit nahm, geht im besonderen daraus hervor, daß die Regierung und der Reichstag seit Rathenaus Tode, während die ganze Welt um uns her unsertwegen in stärkster Unruhe ist, ohne Außenminister auskommen. Teils hatte man den Sinn zu sehr auf den inneren Kampf gerichtet, teils konnte man sich nicht über die Nachfolgerschaft des Ermordeten einigen. Herr Hermes gilt als Kandidat der Westmächte. Aber er hat Wettbewerber, die mindestens stark genug sind, ihn am Aufrücken zum Außenminister einstweilen noch zu hindern. Um so nachhaltiger, freilich ebenfalls ergebnislos haben sich die Westmächte den Kopf zerbrochen, was nunmehr zu tun sei. Es scheint, daß sich Frankreich und England in den letzten Wochen unter dem Eindrucke der Größe der Gefahr eher wieder einander genähert haben. Wie bisher noch immer hat Frankreich dabei den festeren, des Zieles sichereren Standpunkt eingenommen. Mit gewohnter Gewandtheit schlug Poincaré mit Vivianis Unterstützung sofort aufs lauteste das Schuldmotiv wieder an, als ihm einige sozialistische Gegner in der Kammer den Vorwand dazu gaben. Er will von seinen Forderungen an uns nichts nachlassen, ohne daß ihm ein Ausgleich dafür gewährt wird. Der Weg, durch Sachlieferungen Frankreich einigermaßen zu entschädigen, ist ungangbar. Stärker noch als der französische Chauvinismus wehrt sich die französische Industrie dagegen. Sie will die Aufträge im Lande begreiflicherweise für sich selber. Es bleibt ein Zahlungsaufschub für uns und in Verbindung damit einerseits die Anleihe, andererseits die Verminderung der von uns geschuldeten Summe. Den Betrag würde Frankreich herabsetzen, wenn seine eigenen Verpflichtungen gegen England und Amerika gestrichen würden. England entschloß sich nach einigem Zögern dazu, die Vereinigten Staaten aber schweigen. Infolgedessen bleibt es wie bisher beim bloßen Beraten. Poincaré wagt immer weniger einen kräftigen, politisch-militärischen Schritt vorwärts. Lloyd George kommt aus den bloßen Erklärungen, daß es so nicht weiter gehe, nicht heraus. Es ist dasselbe Spiel, an dem in Rußland ungezählte Millionen Menschen bereits zugrunde gegangen sind, an dem unsere österreichischen Volksgenossen verderben, und das auch uns nicht retten wird. All das Gerede hat wirklich nur noch den einen Zweck, die Spalten der Zeitungen zu füllen.

Da die Haager Sachverständigenkonferenz lediglich ein Glied in dieser ganzen Kette nutzloser Verhandlungen der Westmächte bildet, so ist auch sie inzwischen ohne Ergebnis beendigt worden. Die Westmächte taten nicht, was die Russen wollten, und die Russen nicht, was die Westmächte wollten, worauf die Westmächte feststellten, daß Rußland am Scheitern der Konferenz schuldig wäre. Damit hätten die beiden Sachverständigenkonferenzen, denen Lloyd George nach seinem Mißerfolge in Genua die Heilung Mittel- und Osteuropas zuschob, ebenso versagt, wie die Konferenz der Politiker. Da man aber wie alle Schwächlinge nicht den Mut hat, einzugestehen, daß alles vergebens war, so machte man der gläubigen Menge Andeutungen, daß die Zusammenkunft im ganz engen Kreise, die es schaffen werde, nun erst zusammenträte. Als Anlaß dazu gedachte man eine verbindliche, wie üblich aber zu nichts verpflichtende Äußerung der Russen zu nehmen. Die Russen widersprachen auf der Stelle.

Die Garantiekommission, die ihre Tätigkeit im vorigen Monate mit der Einschnürung unserer Kohlenerzeugung begann, hat inzwischen die Maßnahmen vorbereitet, um die Reichsbank unserer Verfügung zu entziehen, und um die Aufsicht über unsere Gesamtwirtschaft zu organisieren. Dem Vernehmen nach hatte die Reichsregierung schon im Januar sich die Zustimmung dazu abnötigen lassen, daß

die Westmächte Einsicht in die Geschäftstätigkeit unserer Außenhandelsstellen nahmen. In Anknüpfung daran soll jetzt die gesamte deutsche Ausfuhr unter dem Gesichtspunkte beaufsichtigt werden, daß mit ihr Kapitalflucht versucht werde. Gleichzeitig fordern die Westmächte, daß sie jedem Finanzamt auf die Finger schauen dürfen. Den vorläufigen Abschluß dieser Anstrengungen, uns endgültig in die Gewalt zu bekommen, bildet der Anspruch auf eine Beteiligung der Westmächte an allen unseren Wirtschaftsunternehmungen. Nur der Berliner Regierung ist ihrer Erklärung nach von ihm noch nichts bekannt. Ihn inspirierten den Westmächten die sozialistischen Anklagen gegen unser Unternehmertum und die sozialistischen Sozialisierungsbestrebungen gelegentlich des Parteistreits um die Erfassung der Sachwerte schon im März. Nun wird er in aller Form als Forderung uns vorgetragen. Die Regierung hat kurz nacheinander ihre Unfähigkeit zur Zahlung der Wiederherstellungssumme und der ihr im Ausgleichsverfahren auferlegten Lasten, sowie zur Lieferung der von ihr verlangten Kohlenmengen eingestanden. Die Losung bleibt jedoch die Erfüllungspolitik. Rathenau sah in den letzten Wochen vor seinem Tode schon kommen, was die Garantiekommission uns heute zumutet. Mit seiner Sensibilität drängte er von der Erfüllungspolitik und ihren Verkündern weg zur Rechten hinüber. Als ihn die mörderische Kugel traf, hatte der von Stimmungen leicht bewegliche Mann wohl schon mehr Beziehungen zu Helfferich, Hoetzsch, Quaatz und Stinnes, als zu der Reichstagsmehrheit. Daraus erklärte es sich auch, daß seine letzte Reichstagsrede über das Saargebiet den Beifall der Rechten und auf der Linken nur stumme Hinnahme fand.

Sind Frankreich und England durch die Not des Augenblicks einander wieder nähergekommen, so scheint Italien, das seine Hoffnungen ähnlich wie die deutsche Regierung auf die Entfremdung beider gebaut hatte, schwer enttäuscht zu sein. Sein Außenminister, Schanzer, war in London, um ein engeres Einvernehmen zwischen seinem Lande und England zu begründen. Auf dem Rückwege besuchte er Poincaré. Nirgendwo hat man seinen Wünschen nachgegeben. Die Franzosen klagen Schanzer an, daß er in London gegen den kleinen Verband und damit gegen die Beruhigung Mitteleuropas (worunter die Franzosen immer nur das einstige Österreich-Ungarn, nicht auch Deutschland verstehen) gearbeitet habe. Sie selbst haben Italien jede Mitwirkung an ihren Verhandlungen mit England über Tanger verweigert. Die Engländer wehrten sich mit Rücksicht auf die Griechen gegen die Ansprüche, die Italien auf Vorderasien vortrug. Erinnern wir uns daran, daß auch aus dem Vertrage der Italiener mit Sowjet-Rußland nichts geworden ist, so ist es verständlich, daß die Stimmung sowohl in der italienischen Wirtschaft wie unter den italienischen Politikern gedrückt ist. Der Fehlbetrag des italienischen Staatshaushaltes droht auf die italienische Währung ungünstig zurückzuwirken. Das im Frühjahr gebildete Ministerium Facta ist daraufhin zum Rücktritt gezwungen worden, und das Land befindet sich aufs neue in der argen Krisis, die es im Frühjahr mühselig ganz überwand. Schon zeigt sich, wie töricht die italienische Politik handelte, als sie der Brunst ihrer Literaten nach den unerlösten Gebieten nachgab und sich mit uns und Österreich verfeindete. „The Nation" hat in ihrer Nummer vom 12. Juli ein trostloses Bild von dem völligen Daniederliegen Triests seit seiner Angliederung an Italien gegeben. Der nationalistische Wahn, der die Folge der französischen Ideen von 1789 ist, hat sich zunächst an der Stadt, die den Habsburgern alles verdankte und mit dem deutschen Wien zusammen aufblühte, furchtbar gerächt.

Die wirtschaftlichen Zustände in den anderen Nachfolgestaaten sind, von der Tschechoslowakei abgesehen, freilich nur unwesentlich besser. Auch die politischen scheinen, nachdem sie sich eine Zeitlang ein wenig gefestigt hatten, wieder allen Halt zu verlieren. Jugoslawien hat bereits wieder eine Ministerkrisis, weil sich Radi-

kale und Demokraten über Personenfragen aufs neue verzankten. In Ungarn scheint die Opposition die verhältnismäßige Stärke, die sie trotz aller Vergewaltigung der Wahlfreiheit erlangt hat, zur völligen Brachlegung des parlamentarischen Betriebs zu benutzen. Der Bundeskanzler Seipel ist mit seiner Erneuerung Deutschösterreichs Ende Juli weder innen- noch außenpolitisch weiter als vor zwei Monaten beim Antritt seines Amtes. Die innere Anleihe ist ihm noch nicht bewilligt, die äußere wird ihm nur tropfenweise ausgezahlt. In Polen stürzte sich der Sejm mittlerweile in den offenen Kampf gegen das Staatsoberhaupt. Ein Ministerium, das eine vermittelnde Stellung zwischen beiden sich schaffen zu können schien, wurde sofort wieder gestürzt und am 15. Juli, obwohl nur mit ganz geringer Mehrheit, Korfanty als Vertrauensmann des Parlamentariertums gewählt. Kaum einen Tag später begannen in Warschau die Verhandlungen, die den Wirtschaftsfrieden zwischen Deutschland und Polen begründen sollen. Korfanty hat mit Wetterlé zusammen jahrelang im Deutschen Reichstag die Fäden spinnen und durch Teilnahme an vertraulichen Ausschußberatungen die Kenntnisse sich verschaffen können, durch die uns Elsaß-Lothringen und unsere östlichen Provinzen verlorengegangen sind und Frankreich mit Polen heute die große Rolle in Europa zu spielen vermag. Wetterlé hat dank dem gesunden Sinne der elsaß-lothringischen Bevölkerung nichts mehr in der Politik zu sagen; er hetzt in seinen Blättern weiter, wie er es früher tat, aber ohne Widerhall. Korfanty dagegen wagten die nationalistischen Parteien Polens in dem Augenblicke an die Spitze ihres Staatswesens zu stellen, da ihre Regierung mit uns endgültig Frieden machen wollte. Pilsudski wehrt sich noch nach Kräften dagegen, daß ihn der Oberschlesier verdrängt. Polens außenpolitische Beweglichkeit ist durch den inneren Kampf um die Macht im Vergleich zum Vorjahre fast völlig gehemmt.

Im muhammedanischen Bereich hat sich Enver zum Emir Mittelasiens ausrufen lassen. Die Kemalisten zeigen sich bereit, an Bord eines französischen Kriegsschiffes endlich mit den Griechen zu verhandeln. Bulgarien mußte sich von den Jugoslawen schwere Grenzüberschreitungen gefallen lassen. In Ostasien geht das neue japanische Ministerium zu Lande behutsam einen Schritt nach dem anderen zurück. In Amerika scheinen die Vereinigten Staaten unter Ausnutzung der Geldnot Mexikos ihren Druck auf den kleineren Nachbarstaat durch ein Abkommen der Finanziers verstärkt zu haben. Doch wird die Tragweite des Abkommens noch bestritten.

Pertinacior.

Literarische Rundschau

Entwicklungen

Im Jahrhundert des Kindes und der papierenen Vatermörder nimmt es nicht wenig Wunder, zwei Büchern zu begegnen, die von zertretener Kindheit berichten, um durch schwere Schuld ins Lichte zu führen, anstatt, wie es dem Zeitgeist schicklich wäre, am Ende auf einem eigenhändig geschichteten Haufen von Tyrannenleichen die Güte der Menschen mit pazifistischen Reden zu preisen.

Es widerstrebt, den Inhalt der beiden Novellen Hermann Ungars („Knaben und Mörder", Wien 1920, E. P. Tal & Co.) wiederzugeben. Sie sind so zart, daß der Versuch schreckt. Genüge es, daß beide Helden, die ihre Schicksale selbst berichten, ihre argen menschlichen Verbrechen durch reine Menschlichkeit sühnen. Ungar kontrastiert vorzüglich: in der ersten Novelle wird dem unselig Verstrickten Rettung von außen, jedoch so, daß er durch eine teuflische Bosheit den

Grund zur eigenen Erlösung legte. In der zweiten, bedeutend stärkeren Novelle ist das Verbrechen selbst schon aus Liebe und Scham geboren, im tiefsten Grunde wird dieser Mord zur Entsühnung anderer. Die Zartheit der Darstellung mindert nicht die Kraft der inneren Gewalt, wie es nicht anders sein kann, wenn eine wahre Liebe in dem Dichter flammt. (Ich glaube, daß nicht einmal das Wort Liebe in diesem erfüllten Buche steht.) Vorzüglich, wie besonders in der zweiten Novelle das Wesentliche zwischen den Zeilen steht, ausgezeichnet, wie die Sprache dieser Ich-Erzählung, die wie ein gemurmelter Monolog wirkt, zugleich den Helden deutet.

Ob hier ein Erstlingswerk vorliegt, weiß ich nicht. Ebensowenig weiß ich, ob Ungar ein junger Mann ist. Gewißlich ist er ein Österreicher und steht anscheinend der Freud-Schule nahe. Es ist sehr zu wünschen, daß wir bald mehr von ihm hören. So halten wir einstweilen unsere Prophezeiungen zurück oder wandeln sie besser in warme Wünsche für dieses Dichters Wachsen und Werden.

Nicht ganz so hoch, aber in beträchtlicher Höhe steht Ernst W. Kreißler mit seinem Buch „Junge Triebe" (München 1922, Albert Langen). Auch hier, ein wenig breit, die Geschichte eines von unverständiger väterlicher Autorität erzogenen Menschen. Auch hier am Ende die verstehende Versöhnung mit dem querköpfigen Alten. Das Buch leidet an Abschweifungen und Nebenfiguren, die, so farbig und lustig sie gezeichnet sind (wie denn diese Geschichte durch einen drolligen Humor sich auszeichnet), dennoch stark von der eigentlichen Handlung abziehen. Auch die Liebesgeschichte, die in ihrer süßen Wehmut mancherlei Vorbilder hat, fördert nicht. Streifen wir aber diese Arabesken von der Linie des Werkes, so bleibt ein gehaltvolles und reines Bekenntnis.

Wenn die Leichen der am Schreibtisch hingeschlachteten Väter dazu geführt haben, solche Werke wie die vorliegenden zu erzeugen, so soll uns das vergossene Blut nicht reuen. Ekel am Negativen, der sehr eilig sich einstellt, mußte ja einmal den Umschwung ins Positive bringen. Hier sind Vorläufer, die schon eine gute Strecke ins andere Land einbrachen. Freuen wir uns ihrer. Wolfgang Goetz.

Das griechische Mittelmeergebiet. Von O. Maull. Jedermanns Bücherei. Breslau, F. Hirt.

Es ist nicht nur ein Meisterwerk geographischer Kleinkunst, angewandter, praktischer Erdkunde, schön und wahr zugleich bis in jede Einzelheit, diese Darstellung des griechischen Mittelmeergebiets von O. Maull, die den Lebensraum eines verjüngten, wieder wachsenden Volkes, Großgriechenland von heute, im kleinstmöglichen Format vor unsere Augen bringt, Reichtum und Fülle in engen Rahmen gefügt: es ist zugleich — auch für sehr strenge Maßstäbe — Erfüllung einer großen Synthese-Forderung der Anthropogeographie. Ihr handelt es sich nun darum, Lebensraum für Lebensraum, die funkelnden, so genial über seine Werke verstreuten Ideen von Ratzel organisch einzufügen in die seither weiter mit morphologischem Stoff gefüllten Werkräume der erdverbundener, bodenstrebiger gewordenen Wissenschaft, die sich nun wieder aus einer gewissen Übersättigung mit Kleinarbeit nach den großen Ausblicken und Übersichten sehnt, nach künstlerischem Reiz und Schwung der Darstellung und dem Zauber der Ferne.

Denn es ist das nicht beklagenswerte, sondern beneidenswerte Los der Erdkunde, mehr typisch zu sein, zwischen Natur- und Geisteswissenschaften ihren Weg suchen und erkämpfen zu müssen. Ihr Arbeitsfeld ist nicht ein überallher angeackerter Grenzrain; nein, weit mehr ein erhabener Sammelraum, wie jene Halle mit unendlich vielen Toren, die zu allen Einzelwissenschaften führen, in die doch jeder immer wieder zurück muß, der sein Weltbild richtig in Ordnung halten, und dieser von Burckart betonten „speziellen Pflicht des Gebildeten" genügen will — in dem Stil, wie die Bedeutung der Geographie zur Sammlung einst ein großer englischer Geopolitiker sah und schilderte.

Es ist nichts Kleines, wenn in ein äußerlich so kleinräumiges Buch, wie die wertvollen Bände der Jedermann-Sammlung, für einen so wichtigen Erdraum, wie den großgriechischen von heute, die Erfüllung einer so weitgehenden Forderungsreihe hineingebannt

werden konnte, noch dazu — das Bild neben die Worte stellend — mit so ausgezeichneten, treffenden Aufnahmen, und, freilich eng zusammengedrängten, aber sorgfältigen, auf Kleinwirkung berechneten Karten, aus denen allein eine fleißig nachmalende Durcharbeitung volle landeskundliche Erkenntnis schöpfen könnte.

Auf diese Weise nicht nur ein abschließendes Bild zu geben, sondern zugleich die Grundlage für eigene Erweiterung und planmäßiges Fortbauen: das ist ein warm zu verdankendes Verdienst des Autors, der die natürliche Landschaft in ihrer ganzen Ausdehnung selber bereist hat, alles Schrifttum über sie durchpflügte und in einem handlichen Literaturverzeichnis zu sichten bemüht war, aber auch des Verlages, der sichtlich Liebe und Kosten daran wandte (trotz der schlimmen Lage des deutschen Buches), die Qualität wissenschaftlicher Leistung und Anschauung für ein verarmtes Volk erschwingbar zu machen und ihm wenigstens den geistigen Blick in die verschlossenen Weiten der Erde zu retten.

Karl Haushofer.

Die Kunst des Alten Persiens. Von Friedrich Sarre. Berlin 1922, Bruno Cassirer.

Seit zweiundeinhalb Jahrtausenden besteht mit geringfügigen Unterbrechungen in einzig dastehender Beharrlichkeit, unabhängig und einheitlich das Persische Reich. Noch heute empfinden die Bewohner des Iranischen Hochlandes den Zusammenhang, noch heute läßt ihr Herrscher als Ruhmeszeichen in Felswänden sein Bildnis, seine Siegestaten einmeißeln, ebenso die Dareinos vor 2000 Jahren, wie ein Khusrau vor 1300 Jahren dies anbefahl.

Eine orientalische Kunst und doch die eines indogermanischen Volkes. Ethisch steht sie uns näher als die der semitischen Assyrer. Des Riesenreiches Absolutismus spricht aus den Darstellungen und Inschriften, aber der Dynastenhochmut wird durch die Demut vor dem Gott veredelt. „Sie verkündigen nicht nur den Ruhm des Herrschers," sagte Sarre, „sondern auch den des Staates als des Ausdrucks höchster Ordnung, in deren Dienst sich der Herrscher stellt." Der persische Stil hat keine starke schöpferische Kraft, möglicherweise hat die vergeistigende, unsinnliche Zoroasterreligion hier gehemmt. Babylonisch-assyrische, hettitische, ägyptische, lykische, alt-ionische, hellenistische Einflüsse lassen sich verfolgen, aber die Verarbeitung dieser Einflüsse zeigt eine geschlossene Eigenart, die sich immer wieder durchsetzte, die sehr stark wirkte. Ihre Spuren durchziehen europäische Kunst, sie bildete die Brücke nach Asien.

Die Kunst des Achämenidenreiches ist eine Hofkunst, nicht eine Volkskunst, fast nur die Paläste, Gräber und Inschriften der Herrscher sind uns verblieben. Audienzsäle, Königshallen, Darstellungen tributbringender Gesandtschaften aus weiter Ferne, und hypnotisierend, unübersehbar erstrecken sich die Reihen der kriegserprobten Streiter, symbolisieren unermeßliche Macht. Wir besitzen noch das Relief eines unheilabwehrenden Genius aus dem Palast des großen Kyros, auch sein Grab, das Alexander öffnen ließ und dort auf goldnem Tisch, von kostbaren Gewändern bedeckt, den einbalsamierten Leichnam sah. . . . Die Ruinen von Persepolis nennt Sarre die größten und schönsten der Welt; noch stehen die gewaltigen geflügelten Torhüter, die riesenhaften Säulen, die breite, langsam ansteigende Treppe.

Selbst während der angeblichen Herrschaft des Hellenismus ließ sich die Achämenidenüberlieferung nicht ausrotten, und unter dem Arsakiden zeigt sich überraschend, neben uralten Anklängen, jener aus der kleinasiatischen Zersetzung hervorgehende neue Geist, aus der unser europäisches Mittelalter schöpfte.

Die volle nationalistisch-persische Reaktion brachte das Sasanidenreich, die Abbildung ihrer Denkmäler, die Schilderungen ihrer Tracht sind besonders reizvoll. Der „Wappenstil" dieser prächtig-stolzen Reiterreliefs hat in seinen Ausläufern die späteren Kreuzfahrer stark beeindruckt, die von diesen staunend bewunderte Bagdadkultur wurzelt zum großen Teil in der Sasanidenzeit. Noch sind Überreste eines Sommerpalastes vorhanden, er lag im Gebirge, von Grotten und Seen umgeben. In einer der steilen Felswände erhebt sich noch heute aus dem Dunkel einer Nische gebieterisch streng das Reiterdenkmal des Königs und spiegelt sich im Wasser. Die Wandmalereien sind verschwunden, lebendige Jagdreliefs sind erhalten, zeigen vorzügliche, an die herrlichen assyrischen Darstellungen erinnernde Tiere; sie sind streng stilisiert und doch auf das feinste beobachtet, unübertrefflich monumental sind die Elefanten. Wildschweine brechen durch das Rohr, im Boot steht bogenschießend der König, in anderen Booten sitzen harfenspielende Frauen. Aus diesen Palästen sind noch Prachtseidenstoffe mit dem sasanidischen Pfauendrachen uns verblieben, denn mit ihnen, dem köstlichsten Gewebe der damaligen Welt, haben vor tausend Jahren fromme Hände die Reliquien unserer altromanischen Kirchenschätze umhüllt.

Eindringlich schildert Sarre uns sein Alt-Persien, verfällt jedoch nie in den bei neuen Verkündern orientalisch-asiatischer Kunst häufigen Überschwang des Lobes. Er ordnet diese Kunst richtig und ruhig ein.

Geschick und Geschmack haben über der Ausstattung gewacht, störend klafft jedoch eine Lücke. Warum wurde die so notwendige kleine Kartenskizze nicht gebracht? Die gelehrten Herren (gelehrte Frauen sind noch schlimmer) vergessen, daß nicht einer von hundert Lesern des „weiteren" in Frage kommenden Kreises sich die Mühe gibt, seinen Atlas hervorzuholen, und wenn er nicht einen antiken Atlas besitzt, ist die Mühe auch vergebens gewesen. Eine kleine Skizze mit Susa, Egbatana usw. hätte vollauf genügt, und auf derselben Seite hätte auch eine abgekürzte Regententafel stehen können. Im übrigen ist die Anordnung, die Wahl und Zahl der Abbildungen, das Verhältnis dieser zum Text, die diskrete Zurückstellung der gedrängten, aber ausreichenden wissenschaftlichen Bemerkungen vorzüglich. Sarres Kunst des Alten Persiens ist nicht nur ein fesselndes und anregendes, es ist auch ein wohlgefälliges Buch. Marie von Bunsen.

Die goldnen Kammern. Von Max Sidow. Darmstadt, Darmstädter Werkkunst-Verlag.

Es ist ein erstaunliches und beglückendes Wunder: die Weltfrömmigkeit des alten Hellas wird den edleren Geistern der jungen Generation wieder zum religiösen Lebensimpuls. Die Zeit scheint vorbei zu sein, da, als Reaktion auf eine entleiblichte, abstrakt gewordene Geistigkeit, die schöpferischen Kräfte in einem entgeistigten Materialismus ihr Gleichgewicht fanden, und, als Reaktion wiederum auf diesen Materialismus, am Leben verzweifelnd, einer Entzweiung von Geist und Leib, einer neuen geistigen Leibfeindlichkeit und gotischen Weltflucht zum Opfer fielen. Denn nichts anderes bedeutet die Ablösung der unsinnlich gewordenen Epigonenkunst durch den Naturalismus und Impressionismus und dieser letzteren durch den Expressionismus und die sogenannte abstrakte Kunst. „Richtungen" lösten einander ab; keine lebendigen kulturellen und religiösen Ströme befruchteten das Leben, weil alle vom Gesamtleben abstrahierenden Bewegungen notwendig zu „Richtungen" erstarren.

Demgegenüber kann von „Richtung" nicht mehr die Rede sein, wenn der Geist weltfrommer Lebensheiligung, leiblicher Durchseelung wieder zum Durchbruch gelangt. Das äußere Kennzeichen der Richtungen ist: die, aus Haß auf die Form geborene, Auflösung der Form, die — und das ist der witzige Selbstwiderspruch — zuletzt in einer dogmatischen Formalistik endigt (es gibt einen kubistischen und expressionistischen Akademismus, der erschreckender als der alte ist). Das äußere Kennzeichen lebendiger Kunst ist: die blutvolle, in sich geschlossene Form, die eins ist mit dem Gehalt.

In diesem Sinne sei das schmale Bändchen Verse von Max Sidow begrüßt: dreimalsieben Liebesgedichte, in drei Ringen zu luftigem Bau getürmt; persönlichstes Leben zu überpersönlichem Sinnbild erhoben; keine Brunst- und Ekelschreie, wie der Expressionismus sie erklingen läßt, keine Verflüchtung ins Bürgerlich-Idyllische, wie wir sie von unzähligen Feld-, Wald- und Wiesendichtern gewohnt sind, keine besessenen Keuschheitsekstasen, wie moderne theosophische Pseudogotiker und Pseudomystiker sie uns vorzutäuschen belieben. In diesen Gesängen einer wohlgeratenen Seele weht eine antikische Luft, im Sinne lebendig-gegenwärtiger Wiederverleiblichung der Seele im Sinne einer Durchinnigung des Leibes, im Sinne einer Wiederkehr des heiligen Eros. Was verschlägt es da, wenn einiges Wenige nicht ganz gestaltet, nicht ganz anschaulich geworden ist? Der große Pan lebt, die Götter kehren wieder. Gedichte, wie diese, legen Zeugnis davon ab.

Bruno Goetz.

Die nationale Einigung Italiens im 19. Jahrhundert. Von Richard Sternfeld. (Bücherei der Kultur und Geschichte, herausgegeben von Dr. Seb. Hausmann, Band 7.) Bonn 1920, Kurt Schröder Verlag.

Dieses Buch des geschätzten Berliner Historikers vermittelt einem breiteren Publikum Kenntnis eines Entwicklungsprozesses, der über das rein fachliche Interesse hinaus heute unsere Anteilnahme besonders beanspruchen darf. Es ist ohne Zweifel reizvoll, von den wieder brennend gewordenen Fragen der großdeutschen Einigung aus den italienischen Parallelvorgang der Reichsgründung zu verfolgen. Die schrittweise Zurückdrängung der habsburgischen Fremdherrschaft, die politischen Methoden der Geheimbündeleien, des Putschismus, der politisch-programmatischen Literatur und der alle Vorversuche überwindenden und krönenden staatsmännischen Leistung Cavours sind heute in ganz anderer Weise fesselnd und lehrreich, als das noch vor wenigen Jahren der Fall war. Bücher dieser Art haben eine neue politisch-erziehliche Bedeutung gewonnen und können unter diesem Gesichts-

winkel ganz besonders empfohlen werden. Die „Bücherei der Kultur und Geschichte" des jungen Bonner Verlages, auf dessen rührige Tätigkeit wir bereits mehrfach hinzuweisen vermochten, weist eine ganze Reihe solcher Neuerscheinungen auf. Zum Verständnis der grundlegenden geschichtlichen Vorgänge der jüngsten Epoche Europas trägt auch diese dankenswerte Veröffentlichung in glücklicher Weise bei. M. H. B.

Kritische Beiträge zur Geschichte des Weltkrieges. Zugleich 3. Beiheft zum 105. Jahrgang des Militär-Wochenblattes. Die Schlachten im Sommer 1918 an der Westfront. Von General der Infanterie a. D. H. v. Zwehl. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn.

Im Rahmen einer Studie von nur 40 Seiten, von denen zwei durch Skizzen ausgefüllt sind, eröffnet uns der Verfasser nicht nur einen Einblick in den Zusammenhang der Kämpfe, die mit dem mißglückten großen Angriff zu beiden Seiten von Reims ihren Anfang nahmen, er bietet uns auch vermöge seines Weitblicks und seiner umfassenden Kenntnis der Kriegsliteratur unserer Feinde manchen Ausblick in die Gesamtlage. Die ungeschminkte Wahrheit kennen zu lernen, haben wir ein Anrecht, und wenn sie uns in Gestalt einer so ruhig abwägenden Kritik geboten wird wie hier, hat sie nichts Verletzendes. Man wird dem General v. Zwehl nur darin beistimmen können, daß richtige Beurteilung sowohl der von uns begangenen Fehler, als auch unserer Leistungen den Glauben an uns selbst stärken wird, und damit die Zuversicht, daß Deutschlands weltgeschichtliche Sendung noch nicht beendet ist. Frhr. v. F.-L.

Der deutsche Pietismus. Eine Auswahl von Zeugnissen, Urkunden und Bekenntnissen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Eingeleitet und herausgegeben von Werner Mahrholz. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Nachdem ich bereits voriges Jahr hier das schöne Buch von Mahrholz über die deutsche Selbstbiographie empfehlend hatte anzeigen können, genügt für diese Sammlung nur ein kurzer Hinweis. Hatte Mahrholz eine Wurzel der Selbstbiographie im deutschen Pietismus aufgedeckt, so gibt er hier nun die Zeugnisse und läßt die verschiedenen religiösen Vertreter selbst sprechen: knappe Einleitungen vermitteln bloß das Wesentliche und greifen nirgends dem Original vor. Von Johann Arnd geht es zu der Frühzeit des Pietismus während des Barocks, aus der Blütezeit werden Äußerungen der Führer (Spener, Francke, Petersen, Oetinger) abgedruckt, auch das weibliche Element ist nicht vergessen. Die Ausklänge spiegeln sich wider in Bekenntnissen Hamanns, Lavaters, Jung-Stillings, Schubarts und Goethes, und als Vertreter des neuerwachten Pietismus des 19. Jahrhunderts tritt der Maler Ludwig Richter auf. Es ist leicht, noch Ergänzungen vorzuschlagen, etwa der Aufnahme von Briefen das Wort zu reden. Schon das Gebotene indes illustriert eine der wichtigsten Strömungen im deutschen Geistesleben auf das schönste. Wolfgang Stammler.

Die romantische Weltanschauung. Von Anna Tumarkin. Bern 1920, Paul Haupt.

In sechs Kapiteln sucht die Berner Philosophieprofessorin den Begriff und Gehalt der romantischen Weltanschauung zu erfassen und wiederzugeben. Selbstverständlich fußt sie vielfach auf Walzel, dessen Forschungen überhaupt erst der inneren Begreifung der Romantik Bahn gebrochen haben. Aber in manchem zeigt sich die Verfasserin doch auch selbständig, nicht stets zum Vorteil des Vorgetragenen. Da nicht eine geschichtliche Entwicklung aufgezeigt werden soll, sondern die Romantik als eine Einheit von Anfang bis Ausklingen genommen wird (allerdings bezieht sich die Verfasserin in der Hauptsache auf die Frühromantik, während Schelling oder Görres, wenn ich recht gesehen habe, überhaupt nie erwähnt werden!), ist die Gefahr eines Schemas, in welches die einzelnen Aussprüche gepreßt werden, nicht stets beseitigt. Wolfgang Stammler.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Unterstaatssekretär a. D. G. Franke, Berlin-Charlottenburg. — Geh. Reg.-Rat Dr. Reinhold Quaatz, M. d. R., Berlin. — Dr. Willy Seidel, München. — Dr. med. Otto Fischer, Mitglied der Hilfsexpedition des deutschen Roten Kreuzes, Hamburg-Eppendorf. — Dr. Heinz Brauweiler, Düsseldorf-Oberkassel. — Helene Raff, München. — Dr. Richard Smekal, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Behrmann. — Im Stromgebiet des Sepik. Eine deutsche Forschungsreise in Neuguinea von Dr. Walter Behrmann. 360 S. mit 101 Abb. und reichem Buchschmuck. Berlin 1922, August Scherl. (80 M., Hleinen 100 M.)

Bressensdorf. — Die Grundzüge der Hindu-Astrologie. Von Otto von Bressensdorf. (Bücherei der Lotus-Gesellschaft, Band I.) 68 S. München 1921, O. W. Barth. (25 M.)

Christoph. — Die Fahrt in die Zukunft. Ein Relativitätsroman von Hans Christoph. 281 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. (Gbd. 80 M.)

Crome. — Das Abendland als weltgeschichtliche Einheit. Von Friedrich Leonhard Crome. 408 S. München 1922, C. H. Beck (Oskar Beck). (100 M., gbd. 140 M., Leinen 180 M.)

Dyrssen. — Bergson und die deutsche Romantik. Von Dr. Carl Dyrssen. 56 S. Marburg 1922, N. G. Elwertscher Verlag. (20 M.)

Fischer. — Tragik des Glücks. Roman von Wilhelm Fischer (Graz). (Meister-Romane des Union-Verlags.) 292 S. Stuttgart 1922, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. (55 M., gbd. 95 M.)

Gerlach. — Kritik der mathematischen Vernunft. Von J. E. Gerlach. 162 S. Mit 7 Zeichnungen. Bonn 1922, Friedrich Cohen.

Haake. — Bismarcks Sturz. Von Professor Dr. Paul Haake. 65 S. Berlin 1922, Weidmannsche Buchhandlung. (18 M.)

Haecker. — Satire und Polemik 1914—1920. Von Theodor Haecker. 255 S. Innsbruck 1922, Brenner-Verlag. (85 M., gbd. 115 M.)

Hahn. — Cesar Borgia. Die Tragödie der Renaissance in fünf Akten von Victor Hahn. 172 S. Stuttgart 1922, J. G. Cotta (25 M., gbd. 50 M.)

Hein. — Die Frauenburger Reise. Entdeckung einer ostpreußischen Landschaft. Von Alfred Hein. 56 S. m. Bildern von Franz Hein. Dresden 1921, Heinrich Minden.

Herzfeld. — Die deutsch-französische Kriegsgefahr von 1875. Von Hans Herzfeld. 58 S. (Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv. 3. Heft.) Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn.

Hofmann. — Die Stadt Konstanz. Von Albert von Hofmann. (Historische Stadtbilder.) 164 S. mit 2 Plänen u. einer Übersichtskarte. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt.

Holberg. — Der politische Kannegießer. Der Franzosen-Narr Jean de France. Komödien von Ludwig Holberg. I. Band. Deutsch von H. Goebel. 235 S. Leipzig 1922, H. Haessel. (100 M., gbd. 140 M.)

Hornesser. — Die große Wunde. Psychologische Betrachtungen zum Verhältnis von Kapital und Arbeit. Von Ernst Hornesser. 158 S. München 1922, R. Oldenbourg. (64 M.)

Jaeger. — Festland. Wege zur Wirklichkeit. Von Paul Jaeger. I. Band. 195 S. Gotha 1922, Friedrich Andreas Perthes. (40 M., gbd. 60 M.)

Karillon. — Am Stammtisch „Zum faulen Hobel". Von Adam Karillon. (Die Gelb-Roten-Bücher. Bd. 10.) 498 S. mit zahlr. Federzeichnungen. Konstanz 1922, Reuß & Itta.

Kober. — Unter der Gewalt des Hungers. Vom neuen Werden in Rußland. (Erdkraft. Eindrücke aus dem Osten. 1. Band.) 112 S. Jena 1922, Eugen Diederichs. (50 M.)

Kosch. — Geschichte der Deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813 bis 1918. Von Prof. Dr. Wilhelm Kosch. In Lieferungen mit Urkunden u. Beilagen zu je 25 M. München 1922 ff., Parcus & Co.

Levin. — Die Heidelberger Romantik. Von Herbert Levin. Preisschrift der Corps-Suevia-Stiftung der Universität Heidelberg. 155 S. München 1922, Parcus & Co. (50 M.)

Liebrich. — Lebensleid und Liebe. Eine Philosophie des Herzens von Karl Liebrich. 192 S. Gotha 1922, Friedr. Andreas Perthes. (50 M., gbd. 80 M.)

Lüdtke. — Der Heilandsweg des Benedikt Freudlos. Von Franz Lüdtke. 111 S. Leipzig 1922, E. F. Amelang. (Gbd. 40 M.)

Mendelssohn. — Verborgene Seelenkräfte. Handbuch der intuitiven Menschenkunde von Anja Mendelssohn. 44 S. München 1922, O. W. Barth. (8 M.)

Meyer. — Sämtliche Werke von Conrad Ferdinand Meyer. Taschenausgabe: Gustav Adolf Page (gbd. 30 M., Hleinen 40 M.); Die Richterin (gbd. 35 M., Hleinen 45 M.). Leipzig 1922, H. Haessel.

Mikkelsen. — John Dale. Von Einar Mikkelsen. 335 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag.

Mommsen. — Richelieu, Elsaß und Lothringen. Ein Beitrag zur elsaß-lothringischen Frage von Wilhelm Mommsen. 432 S. Berlin 1922, Verlag für Politik und Wirtschaft. (160 M.)

Mörike. — Vom heute gewesenen Tage. Die schönsten Mörike-Briefe in biographischer Verbindung herausgegeben von Walther Eggert Windegg. 209 S. mit 3 Abb. u. 3 Handschriftproben. München 1922, C. H. Beck (Oskar Beck). (Gbd. 110 M.)

München. — („Bayrisches Wanderbuch", 1. Band) Schriftleiter: Max Hauttmann & Hans Karlinger. 400 S. mit 40 ganzseit. Abb., 2 Karten u. 10 Grundrissen. München 1922, R. Oldenbourg. (Gbd. 85 M.)

Münzer. — Labyrinth des Herzens. Roman von Kurt Münzer. (Meister-Romane des Union-Verlags. 278 S. Stuttgart 1922, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) (55 M., gbd. 95 M.)

Mystischer Glockenschlag. Drei mystische Traktätlein für alle Suchenden eines neuen Lebens in einer neuen Zeit. 32 S. München 1922, O. W. Barth.

Prinzhorn. — Bildnerei der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung von Hans Prinzhorn (Dr. phil. et med.). 362 S. mit 187 z. T. farbigen Abb. u. 20 Bildtafeln, Lex. Berlin 1922, Julius Springer. (Gbd. 600 M.)

Reuchlin-Sachs. — Henno. Bauernkomödie. Lateinisch von Joh. Reuchlin, deutsch von Hans Sachs. 112 S. Konstanz 1922, Reuß & Itta. (Gbd. 45 M., Hpgt. 70 M., Ganzpgt. handkoloriert 150 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Holländer

Von

August Strindberg*)

Erster Akt

Ein Markt

Ein Markt in einer Seestadt. Eine Bank unter einem großen Baume. Es ist Nacht.

Der Holländer (tritt auf, einen versiegelten Brief in der Hand): Dies ist wohl der Markt, wohin man mich bestellt hat . . . ohne daß ich ahne, wen ich treffen soll! Ich erlitt Schiffbruch wie gewöhnlich an der Küste, wurde gerettet wie gewöhnlich; kam in ein Krankenhaus . . . erhielt einen Brief von einem Unbekannten, und . . . dort ist ein Briefkasten . . . in den will ich die Antwort stecken!

(Nähert sich dem Briefkasten an der Ecke.)

Der Kasten ist überfüllt: ein ungewöhnlicher Fall, den ich doch schon erlebt habe. . . . Was habe ich nicht erlebt?

(Er nimmt eine Hand voll Briefe und Postkarten aus dem Kasten.)

Hier habe ich die Geheimnisse des Viertels, vielleicht der ganzen Stadt in meiner Hand! Was nützt es mir? Ich bin ja ein Fremdling! — Wer weiß? — — — Es könnte ja immer lehrreich sein, und interessant!

(Befühlt die Briefe.)

Nein, ich kann nicht fremde Briefe öffnen? — Warum kann ich nicht? Der Briefträger liest alle Postkarten, und ein Postfräulein erzählte einst, daß sie alle Briefe öffne, die von Bekannten zu sein schienen. . . . Ich kann nicht, weil . . . ich nicht kann. — — — Aber eine Postkarte, die offen ist und eigentlich auf der Post gelesen werden soll, um befördert zu werden? — Nein, auch das nicht!

(Will die Briefe zurücklegen.)

Aber . . . was sehe ich? — — — An mich! — Hm!

(Liest eine Postkarte.)

Also! Hier, auf der Bank, soll ich auf meine Mutter warten!

(Setzt sich.)

(Jetzt ist Musik und Lachen aus der Wohnung zu ebener Erde rechts vom Briefkasten zu hören.)

Der Holländer: Was ist das für ein Haus?

(Die Rollgardine wird aufgezogen, ein Fenster öffnet sich und Lilith erscheint, von Herren umgeben.)

Lilith (beugt sich zum Fenster hinaus und nimmt eine Faust voll Briefe aus dem Kasten. Sie und die Herren lesen unter Lachen — und mit Gebärden, während die Musik spielt).

Der Holländer: Sie liest meinen Brief — das Weib! — Ja! — Was kann ich dazu tun? — Nichts!

Lilith (streckt sich zum Fenster hinaus, wirft dem Holländer eine Kußhand zu, schließt das Fenster und läßt die Gardine herab).

*) Uebertragen von Emil Schering.

Der Holländer (legt die Hand vor den Mund, als wolle er sich schützen. Dann erhebt er sich, geht in den Hintergrund und liest einen Anschlag): Zu vermieten: Fünf Zimmer mit Küche . . . Fünf? Das kann ja passen . . . aber, was geht's mich an? Finde ich eine Bodenkammer mit Sonne, so bin ich zufrieden. . . . Eigenartig ist jedenfalls, daß die Lage dieser Wohnung mir besonders gefällt . . . und es ist ein neues Haus . . . noch niemand hat die Wände mit seinen Seufzern oder Flüchen beschmutzt . . .

So viele Menschenschicksale in diesem Hause gesammelt, aufeinander geschichtet; die eine Familie tritt der andern auf die Köpfe; sie heiraten, zeugen Kinder, kämpfen, leiden, ohne einander zu kennen, nur von einer Lage Balken und etwas Sägespäne getrennt. Zuweilen dringt ein Laut durch die Zwischendecke: ein Kinderschrei, ein Akkord von einem Instrument, das Schlagen einer Tür . . . und dann schließt sich das Schweigen wieder, und das Schicksal des Unbekannten vollendet sich . . . .

Ein seltsames Haus jedenfalls . . . zwei Türme wie auf einer Kirche, ein Tor wie zu einem Gefängnisse . . . ein höchst eigenartiges Haus. . . . Wer soll dort sein Schicksal durchkämpfen?

Es ist windig heute Nacht . . . der Nordost ist nicht mild! Gut, auf Land zu sein und etwas zu fühlen, das unter den Füßen nicht schaukelt . . .

(Der Wind schüttelt den Baum und wirbelt einen Kehrichthaufen auf. Ein Stück von einer Zeitung weht über den Boden und folgt dem Holländer, der nach einigem Zögern das Papier aufnimmt und bei der Gaslaterne liest.)

Ein Zeitungsblatt, das mich verfolgt . . . hm! . . . Hier steht . . . eine Anzeige . . . pah! Was geht's mich an? — Aber da steht eine Zahl, an die ich denken werde . . . 5, 1, 7, 2. — Ob die irgendeinen Sinn hat, werden wir schon erfahren! — Sieh' da!

Die Mutter (kommt, in Trauer und Schleier): So sehen wir uns wieder, mein teurer Sohn!

Der Holländer (mit zärtlicher Rührung): Geliebte Mutter, so sehen wir uns wieder! Ich habe meine sieben Jahre gesegelt, aber ohne Ziel, und den Hafen sehe ich nur jedes siebente Jahr. Was steht mir nun für eine Prüfung bevor?

Die Mutter: Mein Kind, das weißt du doch!

Der Holländer: Dieselbe wie früher?

Die Mutter: Ja!

Der Holländer: Also das Schwerste! Wie viele Male soll ich das Selbe wiederholen?

Die Mutter: Bis du die Probe bestehst, ohne zu klagen!

Der Holländer: Bin ich mehr als Mensch, daß ich nicht klagen darf, wenn man mir das Herz aus der Brust schneidet und es dem Pöbel zeigt, damit er darauf spuckt?

Die Mutter: Du hieltest dich für mehr als Mensch, damals, als du dir die Handlung erlaubtest, für die du jetzt bestraft wirst!

Der Holländer: Schlag' mich mit Armut, Demütigungen, Unrecht, aber schone mich in d e m Punkte, wo das Gute und das Schöne, das sich bei mir findet wie bei andern, sich wärmend, leuchtend sammelt: schone mich in meinem Liebesgefühle, das immer gesund war und sich auf Gatte, Heim und Kind richtete!

Die Mutter: Du weißt, daß es unvermeidlich ist!

Der Holländer: Ich weiß, aber begreife es nicht! Ich begreife nicht, warum die Liebe, die eine Erinnerung vom Himmel ist, die Pforten der Hölle öffnen soll; ich verstehe nicht, warum und wie eine Furie sich mir nähern und mir als ein Engel erscheinen kann! Mir wird ja der Glaube ans Beste, ans Gute, an alles geraubt! Und dann werde ich gescholten, weil ich an nichts Gutes glaube!

Die Mutter: Beuge dich vor dem Unvermeidlichen!

Der Holländer: Dem Unvermeidlichen? Leben wir im Heidentume, als der Sohn vor der Geburt dazu bestimmt wurde, seinen Vater zu töten und seine Mutter zu ehelichen? Oder leben wir nicht im Neuen Bunde, wo denen Friede werden soll, die einen guten Willen haben?

Die Mutter: Beuge dich!

Der Holländer: Vorm Allerhöchsten, vor der Pflicht, vorm Schönen und Guten habe ich mich gebeugt; aber gegen das Böse, gegen die Erniedrigung habe ich mich erhoben und werde mich immer erheben, solange ich Gewißheit habe, daß meine Seele berechtigt ist, Reinlichkeit zu fordern! — Sechs Male habe ich das heilige Joch auf mich genommen; sechs Male habe ich mich dem Weibe mit der Ehrfurcht und dem Ernst genähert, den ich von dir, Mutter, gelernt habe; und meine Absichten waren so heilig, daß ich kein Mal zögerte, den Eid der Treue vor Gott abzulegen, vor dem Allwissenden, der in meinem Herzen liest . . . .

Die Mutter: Und dann . . . hast du sie gehaßt?

Der Holländer: Ja, wenn sie böse wurden, haßte ich sie, wie ich das Recht habe, das Böse zu hassen; und wenn meine Seele in Gefahr war, so floh ich! Floh, nachdem sie von mir gegangen waren! Sechs Male meineidig! Gegen meinen Willen! Gegen . . . Erkläre mir das!

Die Mutter: Nein! Du sollst wie ein Kind hier auf Erden gehorchen lernen, ohne zu wissen, warum, weil du es doch nicht verstehen würdest!

Der Holländer: Einst sagtest du, ich würde die Versöhnung erlangen durch ein liebendes Weib — — — wo ist es?

Die Mutter: Suche! Und ermüde nicht!

Der Holländer: Nein, ich habe genug! Und ich will keinen neuen Meineid zu den andern fügen! Übrigens: ich bin zu alt!

Die Mutter: Das hast du noch jedesmal gesagt, und dann wurdest du doch verjüngt!

Der Holländer: Aber ich will dieses Narrenspiel nicht erneuern, dessen Auflösung so schmerzlich ist — — — ich will diesen ungleichen Streit nicht wieder aufnehmen, in dem mein Gegner stets Unrecht hat und immer Recht bekommt. . . Ich will nicht Ehre, Friede und Eigentum einer Irrsinnigen geben, die Parteilichkeit für Gerechtigkeit hält. . . . Es ist unverständig, seinen Kopf dem Feinde in den Schoß zu legen . . . ich habe es als Kraftprobe sechs Male getan, aber tue es nicht zum siebenten Male!

Die Mutter: Dem Feinde?

Der Holländer: Ja, alle Menschen sind Feinde; Freundschaft und Liebe sind nur Waffenruhe. Und die Männer gebrauchen fremde Frauen als Waffen. An mich kommt er nicht heran, aber er stellt meiner Frau ein Bein, und ich liege da! — Ich betrage mich untadelig und halte mein Heim sauber, aber sie geht und besudelt sich, und ich bin besudelt. Sie begeht die schändliche Tat: ich habe die Schande davon, und sie gewinnt die Sympathie! Wer hat diese satanische Ungerechtigkeit den Menschen ins Bewußtsein gehämmert? Der Fürst dieser Welt, den Christus Teufel nennt und in dessen Gewalt wir gegeben sein müssen.

Die Mutter: Du hassest die Frauen!

Der Holländer: Nein! Ich habe immer die Frauen geliebt! Meine ganze Lebensgeschichte handelt nur von Liebe in fünf langen Kapiteln, und zwar von treuer Liebe, kindlicher, ergebener: ich schäme mich, es zu bekennen. . . . Und deshalb verachteten sie mich, denn das Weib schätzt nur Treulosigkeit und Schmutz. Von meinen gleichartigen männlichen Kameraden heirateten die Schweine die treuen Frauen. Es war köstlich, zu sehen, wie die ungetreuen Männer von ihren Frauen geliebt wurden, nachdem das Verbrechen begangen war! Köstlich!

Die Mutter: Aber wenn du jetzt eine treue Frau fändest?

Der Holländer: Dann machte sie es wie Nummer vier! Sie ginge ihres Weges mit dem Kinde und risse mich auf d e r Seite entzwei! — — — Weißt du, was das schlimmste Verbrechen ist, das ich begangen habe? — Ich war mit einem sodomitischen Weibe verheiratet — das war Nummer fünf: als sie ihre Geliebte in den Kreis meiner Kinder zog, trat ich auf, um meine Kinder zu verteidigen. . . . Die ganze Stadt, das ganze Reich stellten sich auf die Seite der Sodomiten! Da floh ich — und lästerte Gott! — Alle Rechtdenkenden, alle Ehrlichen, alle Mütter — denke dir — stellten sich auf die Seite der Sodomiten!

Die Mutter: Hattest du keine Schuld?

Der Holländer: Wie in des Himmels Namen konnte ich an ihrer perversen Natur Schuld haben, die entwickelt war, e h e ich sie kennen lernte? Wie? Siehst du, auch du stehst auf d e r Seite!

Mein zweites großes Verbrechen war: daß ich mich gegen falsche Beschuldigungen verteidigte. Nummer zwei war es, die meine Männlichkeit in Zweifel zog. Da ich eine Schwäche hatte für das, was die Leute sagen, so ging ich hin und nahm eine neue Frau, um neue Kinder zu zeugen! Da erhob man ein neues Geschrei! — — — Immer erhob man ein Geschrei, w i e ich mich auch benahm! —

Und jetzt will ich dir beichten, Mutter! Daß ich nicht wußte, was Laster war, ehe ich in den heiligen Ehestand trat! Von falschem Ehrgefühl — ja, das Wort klingt paradox! — wurde ich gezwungen, mich einzulassen. Aber nachher kam Scham, Verachtung und Haß. . . . Ich glaubte, es sei meine Schuld: meine bösen Einflüsse riefen ihre Schlechtigkeiten hervor — aber so war es nicht! — Nun, ich besserte mich, kam auf andere Gedanken, und in der folgenden Ehe beschloß ich, auf die Gefahr hin, verachtet zu werden, mich einzig und streng an die Ordnung der Natur zu halten — ans Schöne und Passende.

Dir will ich's sagen, nur dir, Mutter. Wie Tobias näherte ich mich meiner neuen Gattin nach einem brennenden Gebet zu Gott. — — — Lächelst du? Lächelst d u ? Du, Mutter, die mich beten lehrte! — Ich sah falsch! Verzeih! — — — Ich behandelte meine Gattin als meine Gattin . . . ich bewachte meine Gedanken, auf daß diese sie nicht im geheimen besudelten . . . ich stellte mich, als verstehe ich ihre Einladungen zu dem Unerlaubten nicht. . . . Was geschah? Ja, sie beklagte sich ihren Angehörigen gegenüber, ich „vernachlässige sie in der Ehe", wie man es nennt! — — — Die Vernachlässigung war so gering, daß die Schwangerschaft sechs Wochen nach der Hochzeit festgestellt wurde! Da aber hatte ihre Lüge bereits gekeimt, hatte sich ausgewachsen, Blüte getrieben und Frucht getragen. Ihre Angehörigen glaubten natürlich, es sei ein Hurenkind. . . So wuchs mein Sohn in Schande auf, mit zweifelhafter Geburt, bereits im Mutterleib besudelt! —

Da ich dieses und anderes erlebte, kannst du doch nicht davon träumen, daß ich d a s zu wiederholen wünsche! Und da ich alles erprobt habe und sah, w i e ich mich auch benahm, es ging verkehrt, so glaube ich nicht an die Versöhnung durch ein Weib — im Gegenteil! Denn jedesmal, wenn ich mich einer Frau näherte, mit den besten Absichten und der Illusion, ich würde durch sie veredelt, habe ich mich nur schlechter, boshafter und schmutziger, als ich war, zurückgezogen.

Die Mutter: Dein Schicksal ist seltsam, aber man müßte deine Frauen auch hören!

Der Holländer: Würdest du die Mörder in eigener Sache hören — vielleicht als Ankläger gegen den Ermordeten? Oder geradezu auf den Richterstuhl?

Die Mutter: Es ist nicht des Einen Schuld, wenn . . . .

Der Holländer: Doch, es ist allein die Schuld des Diebes, wenn ich bestohlen werde . . . .

Die Mutter: Versuche, die andere Seite der Sache zu sehen . . . .

Der Holländer: . . . und mich auf die Seite des Verbrechers zu stellen? . . . Das will ich nicht!

Die Mutter: Was tatest du für ihr Glück?

Der Holländer: Alles! Wenn ein Mann eine Frau liebt, gibt er Leben, Seele, Eigentum . . . er leidet und duldet alles . . . nur nicht Erniedrigung . . . doch, es gibt Männer, welche die auch dulden, aber das sind schlechte Männer!

Die Mutter: Du sollst sie mißhandelt haben . . . .

Der Holländer: Dann kannst du dir denken, wie die Frau sich betrug, wenn ein Mann Hand an die legt, die seine Seele geliebt, an die, die er umschaffen wollte zu einem Ebenbilde des Göttlichen! Kannst du dir vorstellen, daß ein Mann eine gute, zärtliche, treue, geliebte Gattin mißhandelt? Kannst du das, dann stammst du aus der Hölle, wie alle Frauen, und dann bist du nicht meine Mutter!

Die Mutter: Hast du die Wahrheit gesprochen?

Der Holländer: Vor Gott dem Allwissenden: ich würde nichts anderes wagen! — Aber du glaubst lieber der Lüge, denn du bist halb aus Lüge und halb aus Selbstbetrug geschaffen.

Die Mutter: Hast du keine Laster?

Der Holländer: Doch, aber solche nicht, die auf meine Frauen in einer anständigen Ehe schlecht wirken konnten . . . übrigens nur solche Laster, die sie von mir verlangten! Ich war nüchtern mit den nüchternen und trank mit den trinkenden . . . alles, um ihnen gefällig zu sein! Künftighin aber will ich mein Leben nicht einem Weibe zu Gefallen einrichten, sondern nach Ehre und Recht.

Die Mutter: Hast du je gesehen, daß sich das Leben nach deinen Berechnungen einrichten läßt?

Der Holländer: Eigentlich nicht!

Die Mutter: Nun also! Wenn du jetzt wieder ins Leben eintrittst: welche Stellung wünschest du einzunehmen?

Der Holländer: Ich muß nachdenken! — — — Eine freie, die mich nicht unter die andern reiht; eine angenehme, die keine Arbeit ist; und eine ehrenvolle, die mich über die Menge setzt!

Die Mutter: Also die Stellung eines Künstlers!

Der Holländer: Du sagst es. Aber nicht eines Bildhauers, denn ich kann Ton nicht anfassen!

Die Mutter: Dann eines Malers?

Der Holländer: Jawohl! Aber ein berühmter, mit Namen, und gesellschaftlichem Ansehen, also . . .

Die Mutter: Dir geschehe, wie du willst! Um aber Kunst auszuüben, mußt du an sie glauben; darum werde ich dich zuerst blenden, damit du nicht deren Nichtigkeit siehst, denn sie ist ja eigentlich ein Spiel mit Scheinbarkeiten — nicht wahr? Farbe ist ja an sich nicht da! — — — Dieser grüne Baum ist ja schwarz im Dunkel; erst im Licht *erscheint* er grün! Erscheint! — — — Und, damit du unter den Menschen leben kannst, mußt du nicht zeigen, daß sie Spitzbuben sind: dann wird keiner mit dir verkehren!

Der Holländer: Also: du kannst mir die Illusionen und damit die Lust zum Leben wiedergeben?

Die Mutter: Ja, mein Sohn!

Der Holländer: Nun, da ich vom Leben nicht loskomme, so will ich es leben, wie es ist!

Die Mutter: Du willst es! Geschehe dir, wie du willst! — Leb' wohl! Gib mir einen Kuß zum Abschied!

Der Holländer: Leb' wohl, Mutter! (Küßt sie und reißt sich los.)
Die Mutter (geht ab).

Der Holländer: Blendwerk, Nachtmahr! (Setzt sich.) Einsam in der Nacht: soll ich warten oder nicht? Fieber im Blut, Frost in den Nerven! — — — Wenn die Apotheke dort offen wäre, könnte ich mir ein Schlafpulver kaufen . . . .

(Die Apothekentür wird geöffnet, und der Apotheker kommt heraus; reicht dem Holländer eine Pulverdose.)

Der Apotheker: Bitte! — Kostet nichts!
Der Holländer: Nichts?
Der Apotheker: Es ist bezahlt! (Geht hinein und schließt.)
Der Holländer: Das ist mir unbegreiflich! Sollte ich in die schlafende Stadt gekommen sein! — — — Doch hier ist das Pulver, aber ich müßte auch einen Löffel haben!
Der Goldschmied (tritt aus dem Laden und reicht einen Löffel): Bitte!
Der Holländer: Der ist wohl bezahlt?
Der Goldschmied: Ja, natürlich! (Geht wieder hinein.)
Der Holländer: Dies ist ja wie im Traume! Was soll ich denn mit dem Schlafpulver? (Wirft Pulver und Löffel fort.)

Jedenfalls bin ich auf der Straße! Und dort in den Häusern schlafen Menschen in warmen Betten, mit dem Dach überm Kopfe. Dort oben müssen glückliche Geschöpfe wohnen, denn sie haben Blumen in den Fenstern, die sie in der Eile zu schließen vergessen haben! Und warm sind sie selbst, denn das Thermometer sitzt verkehrt. . . Und Kinder haben sie, nach dem Nähkorb der Frau zu urteilen, der mit Kleidchen beladen ist . . . und ein ordentliches Mädchen, das die Fenster wäscht . . . reich auch, denn jene Ampel mit der Orchidee hat viel Geld gekostet . . . die Gardinen mit der Lotosblume sind in Paris gekauft. . . . Alles neu! Sie sind also neuvermählt. . . . Glückliche Menschen!

Aber dort steht ein Baugerüst! Wenn ich einen Asmodeus hätte, der die Gardinen aufzieht, würde ich in die Häuslichkeiten hineinsehen und die Zwischendecken untersuchen, ob Leichen unter den weichen Teppichen des Glücks verborgen liegen oder nicht!

Hier unten wohnt ein Uhrmacher — — — wenn man das Ohr an den Fensterladen legt, so hört man . . . ja, die Uhren sollen in der Nacht sprechen können! — — — Was sagt die? Es ist eine Wanduhr! — — — „Der Frack, der Frack, der Frack!" Das bedeutet eine Einladung oder ein Fest! — — — Hier ist ein kleines Chronometer! — — — „Lilith, lilith, lilith!" — Lilith? Das war Adams erste Frau, nach den Rabbinern, und sie war die Mutter aller Dämonen! — — —

(Jetzt hört man eine Menge Uhren mit verschiedenen Schlägen Zwei schlagen. Kirchturmuhren aus der Stadt antworten; die Schiffe im Hafen schlagen „Glas".)

Die Uhr ist zwei; die Spukstunde ist vorüber. — — — Die Glücklichen dort oben beginnen zu träumen. — — — Wer jetzt dreißig Jahre wäre, eine junge, schöne Frau besäße, ein kleines Kind, eine Wohnung hier nach der Sonnenseite — und ein unbedeutendes Kapital!

(Jetzt wird die Wohnung im roten Hause links, wo der Anschlag sich befand, erleuchtet! Man sieht ein großes Zimmer, das als Atelier möbliert ist; und mitten im Zimmer steht ein junges Weib, als Braut gekleidet, in weiß, mit einer Myrtenkrone und Orangenblüten.)

Der Holländer: Was ist das? Wer ist das?
Ein Menschenkind in weißen Schleiern;
ein Chor von Linienharmonien,
der unterm Schleier singt;
ein Weltsystem im kleinen,
ein Abbild unsres großen Kosmos!

Sieh dieser Hüfte mächtige Parabel,
vergleichbar der Kometenbahn,
die führt in unbekannte, nur geahnte Räume
Sie wendet sich, und gleich seh' ich
dieselben Linien sich in Halbellipsen wandeln,
die unsrer Erde Lauf rings um die Sonne bilden,
und die das Ei zusammenformen,
von dessen Brennpunkt aus des Schoßes Radien laufen!
Von Schulter bis zur Weich' gezeichnet steht
das heil'ge Hexagramm,
dem herrlichen Orion gleich am Sterngewölb':
der Gürtel durch den Nabel ist markiert,
durch den des Himmelsdoms Äquator läuft —
und ruhet im Triangel unten,
das drei konvexe Bogen schön gebildet,
gedrückte Kuppel auf des Tempels Dach,
des Tempels, der der Mutterschaft geheiligt ist!
Und oben, dieser Rumpf mit einem Wirrwarr feiner Kurven,
von Sonnenkrone und von Mondessicheln;
der Brüste beide Hemisphären sind die Erde.
Sieh dieses Knies Nebelfleck, der Milchstraße gleich;
der Wade schlanken Bogen, ähnlich
der Linie eines in den Raum geworf'nen Körpers!
Des Fußes Wölbung und der Schulter Rundung,
des Armes schwellend Kurven:
sie gehen alle von der Sphäre aus,
sind eine Symphonie in jener Harmonie der Sphären;
von Sphäre und vom Kegel,
des Lichtes Kegel, den die Sonne selbst aussendet!

So wurdest du, o Weib, aus Himmelslicht geschaffen,
des Schöpfers Abbild in der Schöpfung,
aus Stücken unsres Universums.
Und darum bist du alles!
Allgeberin,
ohn' welche ich das leere Nichts bin!

Doch, Himmelskind, aus Erde,
aus allen Reichen der Natur gestaltet wurde
der feine Staub, in dem dein Geist dann hauste.
Dein Ohr erhielt von Schneck' und Muschel seine Form;
dein Mund der Blume gleich mit Honiggrübchen;
die Grundform doch ein stoma, womit Pflanzen atmen.
Die krumme Linie deiner Nasenflügel,
in Ranken der Melone siehst du sie, des Weins;
die Form zu deines Zahns Perlmutter
des Fisches Schuppe gab;
dein Auge ist ein Edelstein,
ist blau dem Saphir gleich,
und schwarz wie Onyx,
kann braun sein auch wie ein Agat.
Gefaßt der Stein in eine Schale ist,

die weiß und blaue Schale eines Taubeneis,
im Bette ruhend, das so niedlich säumet
die schwarze Fahn' aus Reiherfedern.

Womit soll ich dein Haar vergleichen?
Des wilden Pferdes Mähn',
der Purpurschnecke Byssus,
des blauen Meeres feinsten Algen,
der Wiese Ziergras, Schwingel, Rispe,
des Pampasgrases buschiger Aigrette?
Hat es die Seidenraupe fein gesponnen,
zu hecken Schmetterlinge drin?
Die Spinne spulte diesen Zauberfaden,
um goldne Fliegen einzufangen?
Als Uranos in Urerd grub,
und Gäa, Mutter Erde, spann,
da ward's zu deinen Locken, Eva,
dem Schleier unsrer ersten Braut,
und zu dem Sterbekleid des Kindes!
Mit ihnen trocknetest du deine Tränen,
in ihnen bargst du deine Scham,
als aus dem Paradies du gingst
und auf den Dornenpfad der Welt.
Im Schatten ihres frischen Waldes,
du ruhtest deine armen, müden Augen,
wenn aus der Hand die Nadel fiel bei Tagesschluß,
das kranke Kind genommen deine letzten Kräfte,
getrunken hat das weiße Blut
aus deiner Brüste Alabasterschalen!

Auch ich, ach, ruhte in der Locken Schatten,
auf Mutters Schoß, an Gattenbrust —
Ein Mal, es waren lichte, leichte,
wie zarte Jahrestriebe einer Frühlingsbirke;
ein Mal, sie waren schwärzer als Zypressen,
wie eine Geißel aus geflocht'nen Schlangen,
sie schlugen mir ins Auge;
und webten sich zu här'nem Hemd,
das ich mußt' tragen, als ich hungerte!
O holde Geißel . . . .

(Die Brautkammer wird dunkel, und die Vision verschwindet.)

Der Holländer: Sie ging! So gehen sie, alle, wenn man nur ein Wort sagt, das nicht ein Loblied ist! Und warum? Sie weiß, daß sie aus göttlichem Geschlecht stammt: als Gottestochter gibt sie sich Achtung und fordert Achtung, in Weihrauch und Opfer. Sie hat recht: man wird nur geachtet, wenn man sich selbst achtet! Und der Mensch muß höflich gegen seine Götter sein.

(Jetzt erst entdeckt der Holländer den auf der Treppe schlafenden Ukko, der nun erwacht.)

Der Holländer: Wer da?
Ukko: Der arme, kleine Ukko.
Der Holländer: Was bist du?

Ukko: Ein mißlungener Maler, der nur verlangt, den Großen dienen zu dürfen, auf daß ich mich in ihrem Glanze sonnen kann.

Der Holländer: Willst du mir dienen?

Ukko: Herr, einen treueren Diener könnt Ihr nicht finden, denn ich besitze keinen Ehrgeiz; ich weiß nicht, was Neid ist . . .

Der Holländer: Hör' mal, das glaube ich dir nicht, aber du sollst bei mir bleiben . . . weil ich dich gebrauche. Du sollst dich damit befassen, was ich nicht berühren will; du sollst die Zwischenhand zwischen mir und der Außenwelt werden. Aber du sollst mir d i e n e n, nicht versuchen, mein Herr zu werden, wie die andern Diener. Willst du das?

Ukko: Herr! Wie sollte ich, der kein Ich ist, wie sollte der kleine Ukko von etwas anderem träumen können, als der Sklave von Hollands größtem Maler sein zu dürfen.

Der Holländer: Das hat sich bereits verbreitet? Du weißt also, wer ich bin?

Ukko: Ob ich das weiß? Für was halten Sie mich?

Der Holländer: Es ist gut! — — — Bist du verzagt?

Ukko: Ich? Das heißt, gegen meinen Herrn bin ich demütig, aber gegen alle andern bin ich frech wie keiner.

Der Holländer: Kannst du an Glockensträngen ziehen? Kannst du auf Rohrstühlen im Vorzimmer sitzen und Galoschen riechen? Kannst du in Banken warten und dich stoßen lassen? Kannst du aufs Postamt gehen, ohne Gelbsucht zu kriegen?

Ukko: Herr, das alles ist meine Stärke, wie man sagt! Seht meine Ellbogen, ob sie nicht Flügelweite genug haben, um sich Platz zu schaffen an einem Pult oder einem Ladentisch. Sie sind wie ein Zaunkreuz, das nur einen auf einmal durchläßt, und das bin ich! Seht meinen Steiß, ob der nicht drei Plätze in einem Abteil erster Klasse besetzt halten kann! Seht meine Füße, ob sie nicht die andern in einem Volksgedränge auf die Zehen treten können, denn ich betrachte das Leben als Volksgedränge!

Der Holländer: Du kennst die Welt, du!

Ukko: Auswendig! Und dann habe ich noch einen Vorteil . . . ich bin so teuflisch häßlich, daß Ihr, Herr, niemals eifersüchtig zu sein braucht, sobald es sich um Frauensachen handelt.

Der Holländer: Die besorge ich selbst!

Ukko: Ja, und dann habe ich ein Paar Fäuste — seht!

Der Holländer: Es ist gut! — — — Jetzt warte ich nur noch auf eine Begegnung, und zwar die wichtigste!

Ukko: Was ist das?

Der Holländer: Das ist . . . ich muß doch eine Wohnung haben . . .

Ukko: Noch eine?

Der Holländer: Ich begreife nicht!

Ukko: Wohnt Ihr nicht dort, Herr, in dem neuen roten Hause?

Der Holländer: Nein! Aber ich möchte es gern!

(Die Balkontür des roten Hauses wird geöffnet; die Wohnung wird erleuchtet; das Mädchen Amalie kommt auf den Balkon hinaus.)

Amalie: Haben Sie gerufen, gnädiger Herr?

Der Holländer: Gnädiger Herr? Gerufen? Ja! — Da es so ist! — Ukko, geh' hinein und richte! Ich komme gleich!

Ukko: Ihr Diener, Herr! Ihr Diener! (Geht ins Haus, als Amalie sich zurückzieht.)

Der Holländer: So fängt es wieder an, das wilde Leben;
in Sturm und Stille gleich bedeutend;
in Leid und Freude gleich bedrückend.

Nicht Frieden suche dort,
denn leben, das ist kämpfen;
und hast du erst erreicht,
nach dem du strebtest,
du nicht in Ruhe es besitzen darfst;
denn jetzt mußt du verteidigen:
dein Heim und deine Stellung,
dein Eigentum und deine Gattin!

Wohlan! Es tagt! Der Morgen kommt!
Du neuer Tag, du neues Leben,
ich öffne meine Arm' und presse dich,
bis du, o Traube, läßt den letzten Tropfen;
und wenn du gärst, so nehm' ich deinen Rausch,
bis der Gedank' im letzten Schlafe schlummert.
Ich pflücke jeden Tag, doch einen nach dem andern;
ich fange der Minute Lust beim Flügel,
die lange Stund' der Qual erlebt man doch!

Komm, Leben; komm, du Kampf;
kommt, Freuden, kommt!
Nur vorwärts, vorwärts!
Umkehre nicht!

Zweiter Akt

Ein Saal

Ein schöner, getäfelter Saal im Stil des 17. Jahrhunderts, reich eingerichtet, als Maleratelier. Mit Waffen, Kostümen, Rüstungen, Gliederpuppen, anatomischen Präparaten usw. — Rechts abgeschnittene Ecke mit großem Fenster zum Markt, durch das man den Briefkasten und einen Teil des Hauses sieht, in dem Lillth sich zeigte. — Im Hintergrunde sind große Draperien zu sehen, die eine Zwischenwand verbergen. — Türen rechts und links. — Mitten im Zimmer ein runder Tisch mit Kandelabern, Weinkannen in Eiskühlern, sechs hohen Weingläsern mit gemalten Wappen; um den Tisch sechs Stühle.

Ukko kratzt eine Palette ab. — Der Holländer steht unten auf der Bühne.

Der Holländer: Ukko! Du sollst die Farben fortwerfen oder sie verbrennen . . .

Ukko: Das tue ich, Meister!

Der Holländer: Ich glaube, du sammelst sie in Düten! So können ja meine Geheimnisse herauskommen! Denke daran, daß du niemals deine Palette zeigst!

Ukko: Meine? Was sollte das sein? Ich habe keine Farbe zu stehlen!

Der Holländer: Du bist allerdings ein Pfuscher, aber es gibt ein Korn in deinem Sandhaufen, das sich zu etwas auswachsen kann.

Ukko: Was ist das denn?

Der Holländer: Das sagen, heißt dich zum Künstler machen!

Ukko: O, sagt es!

Der Holländer: Sei nachher nicht undankbar, so will ich's sagen! — — — Nein, ein ander Mal! — — — Meine Freunde sind sofort hier! — — — Wie findest du Amalie?

Ukko: Ein prächtiges Mädchen!

Der Holländer: Laß sie es immer sein!

Ukko: Ja, ich werde nicht . . .

Der Holländer: Solange man sich nicht einläßt, ist es angenehm, eine Frauenhand im Hause zu haben . . . alles wird so weich, und man beobachtet sich; aber sobald es Liebelei wird, ist die Roheit da!

Ukko: Sehe ich aus wie ein Liebhaber?

Der Holländer: Das ist von außen nicht zu sehen . . . Und die Damen lieben zuweilen häßliche Schweine mehr . . . Nein, bleiben wir bei der Freundschaft, die begehrt nichts, die ist nicht eifersüchtig, will nicht herrschen, wird nicht grausam . . . Sieh meine Freunde! und mich, denn ich bin auch ihr Freund! Wir sprechen nie von der Freundschaft, aber wir fühlen, daß wir eine feste, geschlossene Truppe bilden, die zusammen steht und fällt; wir machen für einander die Leibwache, den Hof aus.

Ukko: Sie herrschen deshalb auch, beherrschen die Stadt und die allgemeine Meinung . . . Aber trotzdem braucht nur eine kleine Frau zu kommen und einen wegzuschnappen, so ist die ganze Kette gebrochen.

Der Holländer: Es kommt keine, und bei mir wird keine empfangen!

Ukko: Wir wissen es! — — — Eine haben Sie gestern hinausgeworfen!

Der Holländer: Hör' mal! Wer ist hier nebenan in der Wohnung?

Ukko: Niemand! Soviel ich weiß! Und ich kenne mich aus!

Der Holländer: Merkwürdig! Ich höre Laute von dort drinnen . . . Schrittchen, Stimmchen . . . aber ich kann mich geirrt haben . . .

Ukko: Wißt Ihr, Meister, wer diese Zimmer besitzt?

Der Holländer: Das tue ich! Aber sie dürfen nicht eher geöffnet werden, bis . . . bis ich Order erhalte! Order von . . .

Ukko: Habt Ihr die Räume denn gesehen, Meister?

Der Holländer: Nein! . . . Aber . . .

Ukko: Ihr wart gestern auf der Ausstellung, Meister?

Der Holländer: Ich war dort!

Ukko: Habt Ihr bemerkt . . .

Der Holländer: Ja, das habe ich . . .

Ukko: Als Arbeit eines Schülers . . .

Der Holländer: Ich meine nicht die Arbeit . .

Ukko: Dann verzeiht . . .

Der Holländer: Es war eine Offenbarung! Ich habe niemals ein solches Meisterstück der Natur gesehen . . . weibliche Schönheit, kindliche Unschuld . . . aber ich kann nicht ihr Bild hervorrufen . . . ich spreche jetzt als Maler! — es war so luftig, so schwebend, daß man's nicht berühren durfte — wie ein bunter Seestern — nur Bewegung von Linien und Farben, wenn er in seinem durchsichtigen Element bleibt — nimmt man ihn an Land — und Form, Farbe sind nicht mehr. Das Einzige, an das ich mich erinnere, ist ihr Mund, oder richtiger, ihre kleinen Zähne, Milchzähne, gleichmäßig, freundlich, und die Raubzähne fehlten . . . Wenn der Mund lächelte, strahlte das Auge in der vollkommensten Harmonie . . . und die feinen Nasenlöcher, wie Quittenkerne geschnitten, öffneten sich, als atmeten sie Blumenduft . . . und auf den Wangen und um den Mund bewegten sich kleine Kurven wie im Tanz — ich habe noch nie so etwas gesehen. Und wenn sie über den Boden dahin ging, bewegten sich die Kleider in rhythmischen Falten . . . Aber — — — es ist wohl ein Dämon, wie alle von derartiger Schönheit . . .

Ukko: Wissen Sie nicht, Herr, wer sie ist?

Der Holländer: Nein! Ich will's nicht wissen, oder will es selbst sagen! — — — Übrigens ist sie Künstlerin, zeichnet besonders Blumen wie keine andere — sie gibt sie wieder so . . . Aber eigen ist, daß ich glaube, sie schon gesehen zu haben . . .

Ukko: Sie geht hier jeden Tag vorbei, fast ein wenig zu oft . . .

Der Holländer: Tut sie das? — — — Was glaubst du von ihr?

Ukko: Es ist natürlich eine Teufelin!

Der Holländer: So sehen die nicht aus!

Ukko: Doch, genau so! Aber sie hat Ihnen das Gesicht verkehrt, Herr. Denn ich und wir anderen können nichts Schönes an ihr sehen!

Der Holländer: Sie zeigt es euch vielleicht nicht . . . oder ihr könnt es nicht sehen!

Ukko: Wir haben doch auch Augen, und sehen schärfer, weil wir nicht vom Liebesrausch geblendet sind.

Der Holländer: Meinst du, ich . . .

Ukko: Ja, das meine ich . . . Sie tragen sie ja bereits in sich wie eine Leibesfrucht, und wenn die Tage erfüllt sind, werden Sie sie gebären . . .

Der Holländer: Was du sagst . . . ja, so ist es! . . . Gestern, als ich mit ihr sprach . . . öffnete sich auf einmal ihr Gesicht . . . nahm eine übernatürliche Schönheit an, die unter den gewöhnlichen Gesichtszügen verborgen gelegen hatte, und aus den Augen schlugen schwarze Blitze und umhüllten mich wie warmes Feuer . . . Seitdem ist es, als sei ihre Seele in meine gedrungen . . .

Ukko: Das ist diese geheimnisvolle Macht, die sie von der Natur erhalten. Da aber nicht alle entdeckt haben, welche gewaltige Kraft sie besitzen, sind nicht alle gleich gefährlich. Diese hat sich entdeckt, und darum ist sie gefährlich!

Der Holländer: Das habe ich geahnt, aber jedes Mal, wenn ich mich einer Frau näherte, habe ich, um angenehm zu sein, eine Binde ums Bewußtsein gelegt, das sonst den Genuß verhindert.

Ukko: Blindheit: ist das Genuß?

Der Holländer: Die Bedingung!

Ukko: Dann Glück auf! Ich behalte meinen Verstand, und mein Genuß ist, klug zu sein!

Amalie (kommt mit einer Visitenkarte).

Der Holländer (liest die Karte und wird bestürzt).

Ukko: Jetzt ist sie hier! Laßt sie gehen! In des Himmels Namen laßt sie gehen.

Der Holländer (zu Amalie): Sag', daß ich nicht empfange! Daß ich Besuch habe!

Amalie (geht).

Ukko: Ihr seid gerettet!

Der Holländer: Was will sie von mir?

Ukko: Wissen Sie nicht, daß jeder Mann von Talent und Ruf eine starke Anziehung auf das Weib ausübt . . . Es ist wie mit der Aussaat, welche die Bauern suchen . . .

Der Holländer: O, schäme dich! Glaubst du, ich bin ein Prämientier?

Ukko: Nein, aber sie denkt es! Auch glaubt sie, von Euerm Gold abschaben zu können, um sich damit zu schmücken! Laßt sie nur ein: innerhalb eines Jahres wird sie Eure Ehre, Eure Stellung, Euer Talent vielleicht besitzen — und Ihr werdet entehrt, von Eurer Höhe gestürzt, Eurer Stellung beraubt sein . . .

Der Holländer: Ja, das weiß ich, denn ich habe es erlebt, und ich wiederhole es nicht! Niemals!

Amalie (kommt): Die junge Dame bittet um zwei Minuten . . .

Der Holländer: Nein, nicht eine! — Gehen Sie!

Amalie: Aber . . .

Der Holländer: Gehen Sie!

Amalie (geht).

Ukko: Bravo! Aber fliehen, Herr? Fliehen!

Der Holländer: Ich? Man soll doch etwas von Leben und Erfahrung gelernt haben!

Ukko: Lernen tut man wohl: aber die Anwendung! Ich lernte, als ich jung

war, mich nie auf einen Menschen verlassen, nie an Freunde glauben: und dann tat ich es doch! Man muß, sonst wird man einsam!

Der Holländer: Du darfst meine Farben nicht aufheben, du mußt sie fortwerfen!

Ukko: Ich werde sie nachher fortwerfen. — Mißtraut Ihr mir?

Der Holländer: Nein! Aber du bist unbedachtsam.

Ukko (sieht zum Fenster hinaus): Seht! Seht nur! — Sie steht draußen am Laternenpfahl — und weint.

Der Holländer: O Gott, ja! — Vielleicht ist sie in Not, oder hat andern Kummer . . .

Ukko: Hütet Euch, Herr! Hütet Euch vor Euerm guten Herzen . . .

Der Holländer: Das habe ich nicht! Aber Mitleid mit dem Unglücklichen, das habe ich vom Unglück gelernt. — Geh hinaus und hole sie! — Geh! — Die Freunde kommen und unterbrechen die Sitzung, falls sie zu lange währen sollte!

Ukko: Ihr werdet dies bereuen! — Wärmt keine frierende Schlange! — Nehmt nicht die Wespe aus dem Wasser! — Steckt nicht die Hand in den Käfig des Tigers: er nimmt die Hand mit dem Essen! — Glaubt nicht an Tränen: das Weib weint, um schöne Augen zu bekommen!

Der Holländer: Geh!

Ukko (kniet nieder): Gott sei Euch gnädig, Herr! Aber tuet es nicht!

Der Holländer: Geh!

Ukko (erhebt sich): Ja, dann habe ich meine besten Tage gesehen! Und Ihr auch!

(Geht.)

Der Holländer (allein, gegen die linke Tür gewandt, in höchster Spannung wartend).

Lilith (kommt, schüchtern, traurig, bleibt an der Tür stehen).

Der Holländer: Treten Sie näher, Kind! — Womit kann ich Ihnen dienen?

Lilith: Ich weiß nicht, ob ich wage . . .

Der Holländer: Was fürchten Sie? — Sie sind doch nicht bange vor mir? Vor mir?

Lilith: Sie waren gut gegen mich, gestern, und billigten meine Zeichnungen . . .

Der Holländer: Bitte, setzen Sie sich!

(Sie setzen sich an einen Tisch ganz vorne links, und zwar einander gegenüber.)

Der Holländer: Was hat man Ihnen getan?

Lilith: Man hat meine Zeichnungen totgehängt . . .

Der Holländer: Das ist ungerecht, und da wollen wir helfen. — Weinen Sie nicht! — Ihre Zeichnungen, wissen Sie, von den Blumen, sind so, wie man sie noch nie gesehen hat — Sie haben deren Seelen abgebildet, deren Naturen und Charaktere . . . und ich sehe die Farben nur durch die Schattierung mit Kohle . . . Sie sind eine große Künstlerin, durchaus keine Schülerin!

Lilith (erhebt sich und fällt auf die Knie): Ihr Beifall, Meister, macht mich zur Künstlerin . . . Wenn ich von Ihnen die Farbe lernen dürfte, würde ich die werden, von der ich träume . . .

Der Holländer: Stehen Sie auf, Kind, stehen Sie auf! Sie sind ja ein Weib, und ich nur ein Mann . . . Setzen Sie sich, und sprechen wir!

(Pause.)

Der Holländer: Kommt es Ihnen nicht vor, als hätten wir so schon gesessen und miteinander gesprochen?

Lilith: Als hätten wir immer so gesessen . . .

Der Holländer: Und als brauchten wir nicht zu sprechen, weil wir einander alles gesagt haben?

(Pause.)

Der Holländer: Lebt Ihre Mutter?

Lilith: Nein, sie ist tot!

Der Holländer: Wohnten Sie nicht in Amsterdam?

Lilith: Ja!

Der Holländer: Am südlichen Stadttor, in einem kleinen Holzhause, mit dem Schild eines Schmiedes?

Lilith: Ja, aber wie? . . .

Der Holländer: Ich weiß nicht! Muß es geträumt haben! Sehen Sie, wenn man so lange gelebt hat wie ich, mischen sich Träume und Erlebnisse . . .

Lilith: So lange wie Sie?

Der Holländer: Ja, ich bin sicher älter, als ich aussehe . . . und oft erdrücken mich die Erinnerungen — an die ich mich nicht erinnere!

(Pause.)

Der Holländer: Ich habe Sie schon gesehen, in einem Traum, der hoffentlich ein Traum war.

Lilith: Erzählen Sie!

Der Holländer: Ja, meinetwegen! — Vielleicht werde ich's bereuen! — — — Ja! Es war eines Nachts, kürzlich; ich kam von — das ist gleichgültig! . . . ich steckte einen Brief in den Kasten am Markt . . . unter recht eigentümlichen Umständen . . . Nach einer Weile öffnet sich das Fenster über dem Kasten, und eine junge Dame beugte sich hinaus und nahm eine Hand voll Briefe . . . der Kasten war nämlich überfüllt! Diese Dame glich Ihnen! Waren Sie es?

Lilith (lächelt): Ja, das war ich!

Der Holländer: Sie? — — — Oh Gott . . .

Lilith: Ich feierte Geburtstag bei meinem Verwandten, dem Postmeister, und mit seiner Erlaubnis leerte ich den Kasten, so weit ich reichte . . .

Der Holländer: Es war spät in der Nacht . . .

Lilith: Die Uhr war zwei . . . Meine beiden Brüder, die um drei Uhr reisen mußten, wollten nicht früher aufbrechen . . .

Der Holländer: Gott sei gelobt! — — — Haben Sie mich gesehen?

Lilith: Nein, nein! Aber . . . ich glaubte die Statue von Egmont zu sehen, die dort steht, und Egmont ist immer mein Liebling gewesen . . .

Der Holländer: Und dann?

Lilith (lächelt).

Der Holländer: Sehen Sie, da lächeln Sie!

Lilith: Verzeihen Sie!

Der Holländer: Lächeln Sie noch einmal, dann verzeihe ich!

Lilith: Ich habe nicht so viel Anlaß zum Lächeln gehabt . . . Solange Papa und Mama lebten, war es gut, denn sie liebten mich; später aber ist es recht schwer gewesen . . .

Der Holländer: Armes Kind! Ich quäle Sie . . .

Lilith: Nein, gewiß nicht!

(Pause.)

Der Holländer: Welches Gemälde liebten Sie am meisten auf der Ausstellung?

Lilith: Ihren Merlin!

Der Holländer: Soo? Kennen Sie die Sage von Merlin?

Lilith: Nein, nicht näher.

Der Holländer: Merlin war ein großer Zauberer, von einem Dämon und einer reinen Jungfrau erzeugt. Kurz und gut, nach vielen Abenteuern bei König Arthur von der Tafelrunde — Sie blicken nach meiner Tafel! — — — trifft er eine Nymphe, die Viviane hieß. Sie lehrte er alle seine Zauberkünste . . . und als sie ausgelernt hatte, verwandelte sie Merlin in einen Dornbusch . . . Da saß er nun;

aber er konnte noch singen, denn er war Dichter! Was bedeutete es, was er sonst war?

Lilith: Was sang er denn?

Der Holländer: Von treuloser Liebe natürlich und weiblicher Grausamkeit!

Lilith: Aber das war auch ein garstiges Weib! Er hätte ihr niemals ein Lied opfern sollen!

Der Holländer: Wenn ein Mann ein Weib liebt und sie täuscht ihn, so muß er sich von ihr befreien oder vergehen!

(Pause.)

Der Holländer: Glauben Sie, daß es garstige Frauen gibt?

Lilith: Ja, gewiß! Meine Mutter sagte immer: so elend wie ein Weib kann niemals ein Mann werden.

Der Holländer: Meinte Ihre Mutter das?

Lilith: Ja, da sie es sagte!

Der Holländer: Welche ungewöhnliche Person — sie meinte, was sie sagte!

Lilith: Jetzt werde ich bange vor Ihnen!

Der Holländer: Werden Sie es nicht! — — — Hören Sie! Sie wollen die Geheimnisse der Farbe von mir lernen! Sie sollen es, Sie allein, denn Sie mißbrauchen es nicht!

Lilith: Wie wissen Sie das?

Der Holländer: Jetzt werde ich bange vor Ihnen! . . .

Lilith: Wie so?

Der Holländer: Bemerken Sie, daß wir beide so bald vor einander bange werden . . . Nein, ich will Ihnen nicht garstige Dinge zeigen! — — — Sie sollen also meine Farbe erfahren — — — unter der Bedingung — — — daß ich Ihr Porträt malen darf.

Lilith: Das ist eine große Ehre für mich . . . Aber man sagt, Sie hätten es bereits getan.

Der Holländer: Ich? Wo?

Lilith: Ihre Viviane im Merlin-Gemälde soll mir sehr ähnlich sein!

Der Holländer. Nein! Was Sie sagen! — — — Ich muß nachsehen! — Ich habe die Skizze hier! (Erhebt sich und geht zur Staffelei.) Darf ich Sie bitten, den Hut abzunehmen?

Lilith (nimmt den Hut ab).

Der Holländer: Wenden Sie den Kopf etwas! So! — — — Ja, ähnlich ist es! Sehr vielleicht! — — Bleiben Sie einen Augenblick stehen.

(Er nimmt eine Palette und pinselt.)

Der Holländer: Welches Spiel, welches Leben! Sehen Sie, der kleine Mund bekommt Flügel; das Auge fängt Feuer; die Linien der Wange bewegen sich wie Geigenbogen . . . Nein, ich kann Sie nicht malen, noch nicht! Ich muß Ihre Linien fixieren, ich muß das Instrument stimmen. — — — Gehen Sie nicht! Ich muß mit Ihnen sprechen und Sie ansehen — — — lange, lange!

(Ruft nach links.)

Amalie! Bitte, die Blumen!

Setzen Sie sich hier an meinen Tisch! — — — An diesen runden Tisch!

(Ruft hinaus.)

Ukko!

(Ukko kommt.)

Geh sofort vors Haus und sag meinen Freunden, wenn sie erscheinen, ich sei beschäftigt!

(Ukko zögert.)

Sie können ein andermal kommen!

Lilith: Tun Sie das nicht! Nicht meinetwegen! Freunde kommen nicht wieder, wenn sie einmal abgewiesen sind. Nicht meinetwegen!

Der Holländer: Doch, gerade Ihretwegen, und nur für Sie!

(Zu Ukko.)

Hast du gehört? — Dann gehorche! . . .

(Ukko ab.)

(Lilith setzt sich an den Tisch.)

(Amalie kommt mit den Blumen, die sie in die Gläser steckt.)

Der Holländer: Zünde die Kandelaber an! Feuer an den Weihrauch! Laß die Wasser spielen!

(Amalie zündet die Kandelaber auf dem Tische an, dann den Weihrauch auf den Dreifüßen.)

(Der Holländer läßt das scharlachrote Wasser in dem silbernen Tischaufsatz spielen.)

Der Holländer: Und dann, mein Ehrengast, in Ehrentracht zum Fest!

(Er nimmt eine weiße römische Tracht mit chromgelben Borten und legt sie über Lilith.)

Und das Diadem soll meine Königin krönen!

(Er legt ihr ein Diamantendiadem auf den Kopf. Schenkt zwei Gläser ein und setzt sich.)

Kommt, Venus, Bacchus! Lauschet und hüllet heiligen Wahnwitz um unsere Stirn! — — — Musik!

(Unsichtbare Musikanten spielen pianissimo neue Harmonien ohne Melodie.)

Der Holländer: Nun, holdes Kind, bist du die Königin,
und ich dein König also!
Das bedeutet: Dein gekrönter Sklave!
Die Macht, die ich besitze, gabst du mir,
denn erst mit dir erhielt das Leben Wert!
Daß du willst sitzen hier mit mir,
ist mir die größte Ehre!
Und du bist mehr als alle Ritter
zusammen von der Tafelrunde.

Lilith: O, sprechen Sie nicht so!
Sie sind der Meister, ich nur Schülerin!

Der Holländer: Was kannst du lernen noch von mir?
Du hast mich erst gelehrt, was Schönheit ist! . . .
Doch sprich, mein Kind, und lächle!
Denn deine Stimme ist mir wie Gesang,
und wenn du lächelst, sehe ich,
den blauen Himmel, Jugend, Blumenbeete;
ich sinke gleich zurück in meiner Zeit,
als noch das Leben spielte alle Tage,
die Nacht zu lang und dunkel war;
da jede Morgensonne ich begrüßte,
als lade sie zu neuen Freuden ein!

Lilith: Sie leben doch am liebsten in Erinnerung;
Sie sollen jetzt im Jetzt nur leben!

Der Holländer: Der Augenblick, der ging, ist schon Erinnerung;
nur was gewesen, ist!
Und darum, als ich an dich dachte,
in jener Nacht, als du mich küßtest,
so bist du da!
Und da ich dich als Braut sah,
dort drinnen, eben hinter der Gardine,
da wurdest du!

Und als du vorhin kamst
und unschuldig, mit Kinderstimme,
so schön von Vater und von Mutter sprachst,
mit diesen Kosenamen, die ich nie benutzte
da . . . nein, erst jetzt empfängt's die Form der Schönheit
durch die Erinnerung,
den Zauberspiegel, der das Häßliche nicht widergibt!

Du siehst, wie wir bereits von den Erinnerungen leben:
wir haben davon schon gesammelt einen Fonds!
Wenn du mich wieder hier besuchest,
so sprechen wir von diesem Abend:
was wir da sagten und da dachten;
von jeder Kleinigkeit, die uns geschah;
wir nehmen Fäden auf, die fielen,
und spinnen weiter unser Garn!
Was ist denn die Minute, die vergeht?
Was ist das J e t z t, von dem du sprichst?
Unwirklich, wie, was noch nicht fertig!
Wenn ich dich küsse, sterb' ich nicht vor Seligkeit,
doch wenn ich mich erinnere des Kusses,
den du mir durch die Luft gegeben,
dann will ich sterben!

Ich trinke nicht den Wein,
die Farben nur berauschen mich:
das sind der Sonne Strahlen,
gebrochen durch der Traube Schale,
und feinste Ätherteile,
die sich zu Wohlgeruch verdichtet!
Mein Blut bedarf nicht Weins,
wenn es dich sieht!
Ich opfre ihn im Feuer,
ein Opfer für dein Glück, für unser . . .
Ha! Was ist Glück?
Des Todes Zwillingsbruder:
denn Glück ein Ende hat wie's Leben . . . .

Lilith: Mir scheint, dein Schicksal drückt dich!
Wer bist du, der mich fesselt und mich abstößt.

Der Holländer: Du fragst! — O frage nicht!
Ich feßle dich, so sagst du!
Nein, laß mich dein Gefangner sein;
O, sage, daß ich's darf!
Ich selbst begeb' mich ins Gefängnis!
Sag ja, und Herakles legt Löwenfell und Keule
zu deinen Füßen nieder!
Ich gebe alles dir:
Talent und Freiheit, Name, Stellung!
Die Macht erhältst du über mich:
vergiß indessen nicht, daß ich es war,
der dir sie gab;

mißbrauchst du sie,
ist deine Herrschaft aus!

Lilith: Die Macht, die man erhält, ist keine Macht;
denn herrschen heißt: die eig'ne Kraft zu fühlen!

Der Holländer: Gut, Königin! Zur Herrscherin bist du geboren!
Soll einer Omphale ich Sklavendienste tun,
so darf sie keine Sklavin sein!
Du hast Gebärden, du hast Worte,
Die Cäsars Gattin würdig sind.
Zum Diadem bist du geboren!
So komm und nimm Besitz von deinem Reich!

Lilith: Ja, als Tribut, doch nicht als Gnadengabe!

Der Holländer: Es wird ja immer besser! —
Wie bist du doch gewachsen,
in dieser kurzen Stunde!
Du tratest ein, auf Knien, wie ein kleines Mädchen,
um Gnade zu erbetteln!
Doch ich hab' deinen Geist getragen,
hab' ihn gepflegt, genährt, geboren!
Ich habe dich geschaffen,
hab' meinen Geist dir eingeblasen,
und hab' das Leben dir gegeben! Du bist mein!

Lilith: Und du bist mein! — —
Wohlan, laß mich dein Reich beschauen,
ob es mir paßt!
Als d e i n e Kön'gin weiß ich,
was Cäsars Gattin würdig ist!

Der Holländer: Ich liebe dich, denn du bist stolz;
doch lieb' ich nicht die wilde Bosheit,
die aus den harten Augen strahlt . . . .

Lilith: Ich bin nicht gut, doch so bin ich geschaffen;
doch du sollst lehren mich, was besser ist;
und deine Liebe soll mich wärmen, mich erheben . . . .
Komm, nimm mich in die Arme, denn ich friere.

Der Holländer: Wohlan! — Doch hier nicht! —
Bei dir, Geliebte! — Gib das Zeichen!

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡

Öffnet Türen, hebt die Wände — — —
Alles dein, was mein gewesen!
Wo ich herrschte, Sklave bin ich!
meine Freiheit schenk' ich dir!
Doch vergiß nicht, kleines Weib,
daß durch dich ich finden will
die Versöhnung — die ich hoffe —
die mein Schicksal mir versagt!
Doch mit leiser Hand berühre
meines dunklen Schicksals Schloß,
sonst sich andre Türen öffnen,
wo die Eumeniden wachen . . .
Du verstehst!

Lilith: Ich begreife? Wir beginnen?

Der Holländer: Ja! (Schlägt in die Hände.)

Die Vorhänge des Hintergrundes werden zur Seite gezogen. Man sieht durch eine große Oeffnung in der Wand, die mit Schiebetüren versehen ist, drei innere Räume, deren große Türen offenstehen. Das erste Zimmer ist ein Saal in Aquamaringrün, das zweite ist rubinrot, das dritte ist opalweiß. In diesem dritten Zimmer wird der Hintergrund von Balkontüren in Glas gebildet, welche die Aussicht öffnen über einen Hafen mit Segelfahrzeugen und ins ferne Meer.

Der Holländer: Du Gattin, tritt nun ein ins Heim! —
Mög' Gott beschützen unsern Bund!

Lilith, die zuerst hingerissen wird, als sie die schöne Wohnung sieht, macht eine Miene der Enttäuschung, als der Holländer sie anredet. Aber sie folgt ihm durch alle Zimmer bis zu den Balkontüren, wo sie stehenbleiben, einander umarmen und küssen.

Unsichtbarer Chor: Eros Basileus!
Allherrscher du!
Beug' Herz und Sinne!
Lösch' Haß und Selbstsucht!
Du der die Welten lenkt,
mit der mächtigen Liebe!
Eros Basileus!

Ukko (kommt, betrachtet den Holländer und Lilith).

Ukko: O, süßes Gift! O, holde Geißel! . . .
Du liebe Furie, gezeugt aus Nacht und Haß!
Du Liebeshaß,
Du Blindheit, sehend, was nicht ist!
Ihr falschen Freuden, die uns Kluge locken,
zu größter Torheit!

O, Irrtum, Täuschung, Rausch und Wahnsinn,
du Ros' in Nesseln, Nadeln in dem seid'nen Laken!
O, Liebe, komm, vollend' dein Werk!
Zerstör' zwei Seelen,
zermahle sie zu weichem Ton,
und schaffe dann aus beiden
ein neues Leben, höher und vollkommener.

Dann hast du dein Gebot erfüllt,
und diese beiden, die erst blühten,
verwelken, werden Streu und Erd' für neue Blumen!

O, Liebe, komm, vollend' dein Werk.

Teuerung und Recht auf das Existenzminimum

Von

Eugen Meyer

I. Seelenkunde und Teuerung

Eine übermäßige Teuerung ist über uns gekommen und verbittert dem Geistesarbeiter, der meistens weder reich ist, noch viel verdient, auch nicht durch Streik eine Erhöhung seiner Einkünfte erzwingen kann, das Leben. Wir sagen wohl, der „Sturz

der Mark" sei die Ursache der Teuerung. Damit ist nicht viel gewonnen. Tiefer geht die Fragestellung: Beruht die Teuerung auf rein sachlichen oder auch auf persönlichen Gründen, fachmännischer ausgedrückt: sind die hohen Kosten der Erzeugung und Verteilung der Güter ausschließlich daran schuld oder auch die Würdigung des Nutzens, den die einzelnen Produkte bringen? Was bestimmt ihren Wert und Preis? „Preis" ist etwas anderes als „Wert". Robinsons Lama hatte keinen Preis, wohl aber für ihn einen hohen Wert. Er war allein, konnte also weder tauschen, noch kaufen oder verkaufen, Geld hatte er weder, noch konnte er es brauchen. Und doch hatte das Lama „Wert". Es gab ihm Milch und Wolle, Nahrung und Kleidung. Erst die Möglichkeit eines Vertragsschlusses, der Übereinstimmung mindestens zweier Menschen über die Auswechselung von Sachen gegen Sachen (Tausch) oder Sachen gegen Geld (Kauf), gewährt den Produkten Tauschwert oder Preis (in Geld ausgedrückter Tauschwert).

Nun scheint jeder Vertragsschluß die Folge eines freien Willensentschlusses der Vertragsparteien zu sein, also eine psychologisch begründete Tatsache, ein Zusammentreffen von „Angebot" und „Nachfrage". Überwiegt ersteres, so sinkt der Preis, überwiegt letztere, so steigt er. Der Preis wohl, aber auch der Wert? Hier haben wir das Problem: es existiert eine Stufenleiter der Bedürfnisse, deren Reihenfolge den Wert bedingt. Erst muß ich mich satt essen, dann Unterkunft haben, wohnen, dann mich kleiden usw., schließlich kann ich mir Bücher, Kunstwerke, Schmuckstücke anschaffen. Der Volksmund sagt: „Was einer braucht, muß er haben." Die Gefahr des Hungertodes hebt die Freiheit des Willensentschlusses beim Ansichbringen der notwendigen Nahrungsmittel auf. Ihre Bewertung hängt von der Tatsache des Bevölkerungswachstums im Verhältnis zur Steigung der Erzeugung der Nahrungsmittel ab: also von dem Verhältnis der Menge der Menschen zur Menge der Erzeugnisse, die diesen Menschen zu Gebote stehen. Es ist das Problem, das sich an den Namen des Geistlichen Malthus geheftet hat, der ein bestimmtes Gesetz gefunden zu haben glaubte, nach welchem es sich regelte. Gehen wir aber wiederum in die Tiefe, so sprechen nicht nur objektive, sondern auch subjektive Momente mit, etwa die verstandesmäßige Einschränkung der Geburten und die Wahlfreiheit des Berufes und Wohnsitzes. Die Seelenkunde kann dazu dienen, die Gründe der Abkehr vom Bauernberuf und der Wanderung in die Städte aufzuhellen oder die Beweggründe der Ehepaare in der Richtung zunehmender, freiwilliger Sterilität zu erklären.

In Deutschland gibt es nicht viel Müßiggänger, man wird zur „Arbeit" „geboren". Ein Deutscher, Marx, war es, der den Satz aussprach: Der Wert einer Ware

„stellt . . . . ein bestimmtes Quantum einfacher Arbeit dar" [1]).

Aber was ist Arbeit, nach Marx? Ein Aufwand menschlicher Energie als

„eine ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen „Mensch und Natur, also das menschliche Leben, zu vermitteln."

Danach wäre der Wert einer Sache ein Ausfluß ewiger Naturnotwendigkeit. Es ist nur ein Schritt weiter, jede Preisgestaltung, auch die der grimmigsten Teuerung, als Naturnotwendigkeit zu bezeichnen. Der Energieaufwand eines Menschen ist aber psychologisch bedingt. So käme man zur Aussage: Fleiß oder Faulheit als psychologische Tatsachen sind Naturnotwendigkeit, gottgegebene Prädestination, Gnade oder Fluch! Goethe will in den Wanderjahren die Menschen zum Fleiß erziehen lassen. Will er damit nur die Menge der Erzeugnisse vermehren, sieht er diese als fossile Arbeit an? Ist der Mensch von fossiler Arbeit gemästet? gekleidet? behaust? betrübt? ergötzt? gebildet? begeistert? selig geworden oder verdammt? Sind die heiligen Schriften, in denen die Genies der Menschheit zu

[1]) Marx, Kapital I. Band, 1,1. Kautsky S. 11/12.

uns sprechen, versteinerte Arbeit? Marx muß alle diese Fragen bejahen. Das ist die Konsequenz seiner Geschichtsauffassung. Goethe will das alles nicht.

„Alles ist Frucht und alles ist Samen." Nichts ist „fossil". Die Ware ist nicht nur nach einem bestimmten Quantum einfacher Arbeit zu bewerten, sondern nach ihrer Wirkung in die Ferne, nach ihrem seelischen Gehalt. Jedes Wirtschaftsgut hat einen seinen Wert mitbestimmenden seelischen Gehalt. — Im Brote steckt die Gottheit, im Weine nicht weniger, die Seelen der Menschen suchen und finden sie dort. Sind das Phantasiewerte?

Daß religiöse Anschauungen auf die Gestaltung der Bedürfnisskala einwirken, ist klar. Man braucht nur an die Askese als religiöse Erscheinung zu denken, um darüber Sicherheit zu erlangen, daß sie die Nachfrage beeinflußt. Wäre etwa jetzt das deutsche Volk von einer asketischen Welle erfaßt, so würde französischer Sekt, Südwein, Seidenstoffe und dergleichen von der Liste der Einfuhr fast verschwinden. Die Nachfrage danach würde sich sehr stark in Deutschland vermindern.

Ästhetische Erkenntnis wirkt ähnlich. Sie schließt etwa dichterische und musikalische Darbietungen oder Werke der bildenden Kunst, die solcher Erkenntnis widersprechen, etwa pornographische Werke, vom Kunstmarkte aus oder vermindert doch die Nachfrage nach ihnen. Ergebnisse gelehrter Forschung haben ebendiesen Einfluß auf den Absatz von Büchern. Die internationalen Urheberrechtsverträge beweisen, daß man die Bedeutung dieser Fragen für die Zahlungsbilanz eines Landes gar nicht gering schätzt.

Ethische Ideen, insbesondere auf sexuellem Gebiete, sind von nicht geringerer Wichtigkeit. Deutschlands Einfuhr von halbdurchsichtigen Geweben — man denke an die Florstrümpfe — wuchs bald nach dem Kriege infolge der Lockerung früher strengerer Ansichten. — Überall sehen wir objektive und subjektive Bewertungsfaktoren zugleich wirksam werden, d. h. Kosten und Nutzen bedingen den Wert einer Sache, wobei wir den Nutzen als Grundlage persönlicher und seelischer Wertschätzung, die Kosten aber als die von den Personen weniger abhängige, mehr sachliche Wertbasis auffassen. Kann man beide Faktoren in eine bestimmte Beziehung zueinander setzen, und welcher Art ist diese Beziehung? Versuchen wir einmal für den Durchschnitt der heutigen Deutschen eine Bedürfnisstufenleiter aufzustellen, etwa so:

1. Nahrung, 2. Wohnung, 3. Kleidung, 4. Bildung, 5. Kunstgenuß,
6. künsteloser Luxus.

1 bis 3 bezeichnen wir als notwendige Bedürfnisse, 4 und 5 als nützliche, 6 als überflüssige. Jede der 6 Kategorien umfaßt eine ganze Reihe von einzelnen Gütern:

1. z. B. Brot, Fleisch, Milch, Eier;
2. z. B. Häuser und Möbel;
4. z. B. Bücher und Schulgebäude.

In jeder Kategorie sind zwei Unterabteilungen zu machen, Produktionsmittel und Produkte. Zu den ersteren gehört: Pflug, Spaten, Hacke, Egge usw., zu den letzteren Getreide, Mehl und Brot. Auffällig ist, daß jede höhere Kategorie eine ziffernmäßig größere Bedürfnisskala in sich birgt, die bei Nr. 6 etwa vom Wein über Edelsteine ohne Fassung bis zum raffinierten Toilettenluxusgegenstand reicht. Auch die Zahl der zur Herstellung von Luxusgegenständen erforderlichen Rohstoffe und Werkzeuge ist sehr viel größer als die Zahl der zur Herstellung von Nahrungsmitteln oder Gebäuden und Möbeln erforderlichen. Die Zahl der chemischen Elemente, aus denen sich die Sachgüter zusammensetzen, ist konstant, sie ist für Luxusgegenstände dieselbe, wie für die in der Skala vorstehender Kategorien. Dasselbe Element „Stickstoff" dominiert im Eiweiß als Nahrungsmittel wie als Folie, die zum Monogramm auf einer Visitenkartentasche verwendet wird. Der Unterschied ist nur: Eiweiß zur Nahrung müssen wir haben,

die Visitenkartentasche aber ist entbehrlich. Ersteres müssen wir einkaufen, letztere nicht.

Wenn das Eiweiß in einer Volkswirtschaft knapp wird, so wird es zu Farben- oder Goldfolien für Visitenkartentaschen nicht mehr verarbeitet, wenn die Wirtschaftssubjekte bei volkswirtschaftlichem Verstand sind. Sind sie es nicht und verarbeiten es weiter dazu, so entziehen sie es der ohnehin knappen Nahrungsmittelmenge, schmälern diese weiter und erhöhen die Nachfrage und die Teuerung. Es wirkt also irrationales Handeln zur Teuerung mit. Die Teuerung ist erstens durch die Knappheit von Eiweiß und zweitens durch die irrationale Steigerung dieser Knappheit herbeigeführt. Ist dieses irrationale Handeln auf rein subjektiver Basis erwachsen? Es ist nur möglich, wenn die Nachfrage so stark war, daß der Geldnutzen bei irrationaler Verwertung größer erschien als der Nutzen der verständigen Verwertung zur Ernährung. Hierbei gehen wir davon aus, daß die Kosten der Eiweißproduktion für beide Verwertungsmöglichkeiten gleich hoch sind. Wie kam die volkswirtschaftlich irrationale Verwendung des Eiweiß zustande? Es kann eine ungeheure Exportnachfrage dazu geführt haben oder eine alles beherrschende Mode. Im ersteren Falle ist es denkbar, im Austausch durch den Außenhandel ebensoviel oder mehr Eiweiß zu empfangen, als man auf die Visitenkartentaschen verwandte. Dann ist die Unvernunft der Verwendung gebrochen. Der Modetrieb aber entzieht das Eiweiß dem Binnenverbrauch ohne Ersatz. Fichte im geschlossenen Handelsstaat wollte deshalb in solchem Falle nur den Austauschhandel mit dem Auslande zulassen, jede Einfuhr von Luxuswaren aber verbieten. Ist die Mode eine subjektive Grundlage der Bewertung von Luxusgegenständen? Diese Frage ist etwa ebenso leicht zu beantworten wie das Problem, ob eine epidemische Ansteckung persönliche oder sachliche Gründe hat. Luxusmoden sind häufig Epidemien. Man könnte sagen: sie ist stets objektiv; denn der Luxusgegenstand wird niemals nach dem „Nutzen" bewertet, er bringt ja keinen. Aber seine „Kosten" sind auch nicht entscheidend, denn nirgendwo hat die Affektion solche Bedeutung für den Wert wie bei Luxusgegenständen. Nur das ist sicher, jede Luxusproduktion steigert die allgemeine Teuerung, weil sie den Markt notwendiger Bedürfnisse knapper macht. Die Nutzanwendung für unsere heutige deutsche Wirtschaftslage überlasse ich dem Leser.

Die in der Volkswirtschaftslehre jetzt regelmäßige Gegenüberstellung objektivistischer und subjektivistischer Werttheorien besteht meines Erachtens auf erkenntnistheoretisch nicht bedenkenfreier Grundlage. Sie setzt eine Alternative voraus, die in der wirtschaftlichen Wirklichkeit keinen Grund hat. — Weder das Kostengesetz, noch die Grenznutzentheorie sind von so entscheidender Bedeutung, wie man wohl annehmen könnte. Es sind vielmehr theoretische Erwägungen außerhalb des Gebiets der Volkswirtschaftslehre heranzuziehen. Die wichtigste scheint mir das Problem, inwieweit Angebot und Nachfrage auf Notwendigkeit beruhen, und in welchem Umfange unter der Annahme der Möglichkeit der Willensfreiheit bei der Entstehung von Angebot und Nachfrage für die Freiheit des Willens Raum bleibt. Innerhalb dieses Raumes wäre es falsch, dem reinen Rationalismus unumschränktes Betätigungsfeld zuzusprechen. Jeder Mensch hat bis zur Höhe seines Notbedarfs für seine privatwirtschaftliche Nachfrage gar keinen freien Willen, wenn er nicht Selbstmord zu üben gedenkt, indem er sein Existenzminimum absichtlich unterschreitet. Darüber hinaus handelt er aber auch nicht durchweg rationell. Er unterliegt seinen Trieben, die oft suggestiv-zwingend sind. Die Erkenntnis, deren er sich bei der Bewertung bedient, macht ihn zwar frei, aber sie ist bei dem geistig entwickeltsten Menschen nicht rationalistisch, sondern intuitiv. Nicht anders ist es bei menschlichen Gemeinschaften, bei Volk und Staat. Jene Triebe, insbesondere Standessitte und Mode, vermehren die Nachfrage selbst gegen den Willen der von diesen

Affekten beherrschten sozialen Schichten, die unter dem zwingenden Einflusse der Sitten und Moden stehen. Das Wirken des Verstandes gegenüber diesen suggestiven Trieben hat seine Grenze. Ich kenne halb verhungerte Menschen aus den vor dem 9. November 1918 herrschenden Ständen, die sich eher das Leben nehmen, als sich weniger elegant kleiden würden. Es gibt kein absolutes Existenzminimum. Der Notbedarf ist fast für jeden Menschen verschieden. Ist der Affekt als psychologische Tatsache mir objektive Bewertungsbasis, so muß ich die Erkenntnis als subjektive betrachten. Man sieht, daß diese beiden Wertfaktoren sich mit den Begriffen der „Kosten" und des „Nutzens" nicht decken. Diese Inkonsequenz spricht für eine hinter dem Gegensatze der subjektivistischen und objektivistischen Werttheorie verborgene, auf ihre Bestimmung wartende Synthese. Wo ist sie zu finden? Ein bedeutender Gelehrter hat kürzlich auf den Beruf der Philosophie zur Klärung dieser Fragen verwiesen. Sie ist in der Tat dazu berufen. Affekt und Erkenntnis sind im Sinne Spinoza-Goethes polare Gegensätze. Im Banne der tierischen Unfreiheit der Bedürfnisse, deren Summe wir als „Existenzminimum" zu bezeichnen pflegen, liegen alle objektivistischen Theorien; im Bezirke des Rationalismus bleiben alle subjektivistischen Theorien, insbesondere der österreichischen Schule (v. Boehm-Bawerk, Schumpeter usw.) stecken. Die Synthese liegt auf dem Gebiete der Intuition, jener seltenen gottnaturentsprossenen Gabe richtiger und tatenschaffender Bewertung aller Dinge, die freilich mit dem Justum pretium einer überlebten juristischen Lehre nichts gemein hat. Ist die Erfahrung die Voraussetzung solcher Intuition, so ist sie doch nicht ihr Wesen. Ihr Wesen ist vielmehr die Forderung, nichts allein für sich zu betrachten, sondern überall vom Einzelnen zum Einem Ganzen emporzusteigen, also eine Geistesrichtung Goetheschen Art, die der Volkswirtschaftslehre bisher nicht in dem Maße innewohnte, wie von ihrer Entwicklung in Deutschland als dem Lande des klassischen Idealismus zu erwarten gewesen wäre. Erst in neuester Zeit haben Werner Sombart und Max Weber Schritte in dieser Richtung getan. Die deutsche Volksseele wird, so hoffen wir, davon Wirkungen verspüren, die es ihr ermöglichen, die Skala der Bedürfnisse so zu gestalten, daß neben den materiellen Lebensnotwendigkeiten nur die wenig kostspieligen, edelsten Genüsse auf dieser Stufenleiter stehen. Dann wird dieses gequälte, fleißige Volk die jetzige Zeit der schwersten Not überwinden und die Urheber dieser Not beschämen. Dann wird die deutsche Arbeit als Wertfaktor das Wort Schillers wahr machen:

„Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun; edle mit dem, was sie sind."

II. Das Recht auf das Existenzminimum

Was versteht man unter dem heute so oft gebrauchten Fremdwort „Existenzminimum"? Man kann es als dasjenige einer Einzelperson oder einer Gemeinschaft von Menschen, zum Beispiel einer Familie, sich denken. Unter ihm steht der Zustand der Armut, in welchem der Einzelne oder die Gemeinschaft die zum notwendigen Lebensunterhalt erforderlichen Mittel weder besitzen, noch sich ohne freigiebige Zuwendungen Dritter beschaffen können. Über dem Existenzminimum steht der Zustand der Sparmöglichkeit, d. h. der Möglichkeit, Forderungen zu erwerben, die ein Kapital bilden, oder nicht dringlich gebrauchte Sachen unbenutzt aufzubewahren. Das Existenzminimum ist also die Grenze zwischen Armut und Sparmöglichkeit. Unter dieser Grenze lebten in fast allen Staaten Europas in den Jahren 1870 bis 1913 zwischen 2½ und 3½ Prozent der Bevölkerung. In Deutschland gab es eine Statistik der Verarmungsursachen. Sie wies nach, daß die Armut,

bei mindestens 8 Prozent und noch nicht ganz 20 Prozent aller Armen „selbstverschuldet", bei mehr als 80 Prozent aber völlig ohne Verschulden der Verarmten eingetreten war. Hier sind die sogenannten „verschämten" Armen nicht mitgezählt. Bei etwa 2½ Prozent aller Armen war der Alkohol die Armutsursache, in höherem Maße noch — die Feststellung ist schwieriger — der sexuelle Exzeß. Unfälle und unverschuldete Todesfälle der Ernährer oder eigene unverschuldete Erkrankung machen etwa 53 Prozent aus, Arbeitslosigkeit nur etwa 5 Prozent, Altersschwäche etwa 15 Prozent — alles nach den von Philippovich angegebenen Zahlen. — Das sind erschütternde Tatsachen, ohne welche die elementare Auswirkung der marxistischen Theorien nicht erklärlich wäre [2]).

Diese Tatsachen haben die Idee eines Rechts jedes Menschen auf den notwendigen Lebensunterhalt (Recht auf das Existenzminimum) gerechtfertigt. Wo und wie ist diese Idee bisher verwirklicht? Man kann drei Wege der Realisierung unterscheiden:

I. den Weg der Unterstützung: Armenpflege und ältere Erwerbslosenfürsorge;
II. den Weg des Erwerbs eines klagbaren Rechts durch Versicherung gegen Alter, Invalidität, Arbeitslosigkeit, endlich durch tarifierte Arbeitsverträge mit unabdinglichem Tarifmindestlohn.

Schon die Folge dieser Kategorien zeigt, daß es kein absolutes Existenzminimum gibt. Ein notdürftigstes und ein voll ausreichendes bilden die Grenzen. Die Stufenleiter steigt. Es gibt endlich

III. den Weg der gesetzlichen Unterhaltspflicht:
bei außerehelichen Kindern gegen die Erzeuger,
der geschiedenen schuldlosen Ehegatten gegen den schuldigen,
der Abkömmlinge gegen die Eltern und Voreltern und umgekehrt.

Hier steigt die Stufenleiter zum „standesgemäßen" Unterhalt hinauf.

Dem unabdinglichen Minimaltariflohn steht kein unabdinglicher Minimalertrag für den Unternehmer gegenüber. Er trägt die Verlustgefahr allein. Es könnten Zeiten kommen — sie sind in Rußland da — in welchen das auch als schweres Unrecht empfunden wird. Aber bei uns ist das heute noch nicht der Fall. Der Unternehmer als solcher hat kein Recht auf ein Existenzminimum. Er fällt, wenn das Unternehmen es nicht mehr abwirft und er sonst keine Erwerbsquellen hat, der Armenpflege zur Last, wie man denn hier in Berlin jahrelang einen der bedeutendsten Unternehmer des Hochbaues — mit Titel und Orden beladen — im abgeschabten Rock sich sein Armengeld abholen sehen konnte. Wenn die in Geld ausgedrückte Gesamtmenge aller Sparmöglichkeiten in einer Volkswirtschaft nicht mehr ausreicht, um das Defizit aller Ansprüche auf das „Existenzminimum" zu decken, so sind diese Ansprüche nicht mehr zu realisieren, sie bleiben zum Teil unbefriedigt, d. h. es tritt der Pauperismus als Dauerzustand in dieser Volkswirtschaft auf. Die dann in der ersten Zeit diesen Zustand begleitenden chronischen politischen Umwälzungen schaffen ihn nicht ab, sondern verschlimmern ihn. Endlich tritt Lethargie ein, bis das Zusammenschmelzen der Bevölkerung mit dem Anwachsen der Sparmöglichkeiten dem Pauperismus Grenzen setzt.

Diese Verknüpfung ist anscheinend rein mechanisch und würde zur Rechtfertigung der materialistischen Geschichtsauffassung dienlich sein. Bei genauerem Zusehen stellt sich aber die Sache doch etwas anders. Wir haben schon oben gesehen, daß das „Existenzminimum" selbst nicht absolut ist. Es kann herabgeschraubt werden, wenn auch nicht unter eine Mindestgrenze: etwa soweit, daß für die „Pfeife und den Schnaps des kleinen Mannes" keine Aufwendungen mehr erfolgen, daß es keinen Sonntagsrock mehr

[2]) v. Philippovich, Grundriß der pol. Oekonomie. 6. Auflage, Bd. I, S. 348/349. Philippovich nennt z. B. Tod des Ernährers: 17,5; Krankheit: 28,4; Gebrechen: 12,3; Verletzung durch Unfall: 2,1; Altersschwäche: 14,9 Prozente der Unterstützten.

gibt usw. Psychologische Momente bestimmen also das Existenzminimum mit. Sodann aber ist auch der böse Zustand der Volkswirtschaft nicht ohne Willensentfaltung von Menschen herbeigeführt worden. Verkehrte allgemeine Politik, falsche Wirtschaftspolitik, Vernachlässigung der möglichen Förderung eines wichtigen Produktionszweiges — etwa der Landwirtschaft oder des Bergbaues — beruhen fast stets auf psychologisch bedingten Ursachen. Die Tatsache eines bestehenden Pauperismus ist für die Verteidigung der materialistischen Geschichtsauffassung also nicht zu verwerten. Der Pauperismus ist keine eherne Notwendigkeit.

Diese Feststellung ist rechtsphilosophisch für das „Recht" auf das Existenzminimum von der größten Bedeutung:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
„Der täglich sie erobern muß."

In diesem Goethe-Wort sind zwei rechtsphilosophische Werturteile enthalten. Das eine betrifft die übertriebene Sparmöglichkeit, nämlich die Möglichkeit, ohne eigene tägliche Mühe und Arbeit das Existenzminimum weit zu überschreiten. Das andere betrifft die Geltendmachung eines Rechts auf das Existenzminimum ohne schärfste Anspannung der eigenen Energie. In beiden Fällen wird ohne Erfüllung der vollen Arbeitspflicht das „Recht" auf Freiheit und Leben verneint. Recht und Pflicht sind synallagmatisch verbunden, eins ist ohne das andere nicht denkbar. Beruht dieses Synallagma auf Vertrag, hat etwa ein contrât social diese Arbeitspflicht dem Recht auf das Existenzminimum als Gegenleistung gegenübergestellt? Ich möchte diese Frage verneinen. Denn Vertrag ist die Willensübereinstimmung zweier oder mehrerer Menschen über Leistung und Gegenleistung. Hier aber fehlt es an solcher Willensübereinstimmung ganz. Der Vertrag fällt als naturrechtliche Quelle des subjektiven Rechts auf das Existenzminimum aus. Die einzige rechtsphilosophische Grundlage eines solchen Rechtes ist die allgemeine Überzeugung von seiner sittlichen und gesellschaftlichen Notwendigkeit.

Welche positiven Quellen hat das Recht auf das Existenzminimum? Von den bekannten drei Grundlagen: Vertrag, Gesetz und Gewohnheit ist das Gesetz als solche unbestritten. Es gibt die Unterhaltsklage, die Notbedarfseinrede, die Pfändungsbeschränkungen usf. Ein Gewohnheitsrecht auf Gewährung des Existenzminimums ist meines Wissens im Rechte der Gegenwart in Europa nicht anerkannt. In früheren Jahrhunderten bestand eine rechtlich wirksame Übung dieser Art zugunsten des Leibeigenen gegen die Herrschaft.

Wie steht es mit dem Vertrage? Hier kommen die Minimallöhne der modernen Tarifverträge in Betracht. Sie werden parteipolitisch mit dem Rechte auf das Existenzminimum begründet. Ihre wissenschaftliche Grundlage war im Naturrechte des christlichen Sozialismus das „Äquivalenzprinzip", volkstümlich so ausgedrückt: „jeder Arbeit ihren Lohn!", eine im kanonischen Rechte seit Jahrhunderten wurzelnde Anwendung des „suum cuique" auf die Arbeit. Dagegen verficht der neuere wissenschaftliche Sozialismus wohl das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag", davon ausgehend, daß der Unternehmergewinn unberechtigt sei, soweit er den Wert der Unternehmerarbeit übersteigt. Das „eherne Lohngesetz" indessen fesselt den Lohn, so daß er im Sinne der strengen marxistischen Theorie nicht allzuweit sich von dem Existenzminimum entfernen kann, solange eine individualistische Wirtschaftsordnung besteht. In dieser Wirtschaftsordnung ist nach Marxscher Auffassung jeder Lohnkampf ein Kampf um das Recht auf das Existenzminimum. Erst in dieser Auffassung wird die Unabdinglichkeit der Lohntarifsätze zur durchschlagenden sittlichen Forderung. Wie aber hat die Gesetzgebung diesem Problem gegenüber sich zu verhalten?

Sinzheimer hat es 1916 behandelt [3]). Er sagt:

„Was der unabdingbare Tarifvertrag hindert, ist das Sinken unter die „allgemein anerkannte Norm des für das Leben Notwendigen."

Er schlägt in seinem Gesetzentwurfe vor:

„§ 40. Abreden und Vorschriften in Arbeitsordnungen, die den Tarif-„bestimmungen zuwiderlaufen, sind nichtig."

„Betreffen solche Abreden oder Vorschriften Gegenstände, die der Tarif-„vertrag anders geregelt hat, so treten die Tarifbestimmungen an ihre Stelle."

„§ 41. Tarifbestimmungen, die den Lohn . . . . festsetzen, geben das „Mindestmaß; Tarifbestimmungen, die die Arbeitszeit oder die Arbeits-„leistungen festsetzen, geben das Höchstmaß dieser Leistungen an."

„§ 43. Die Tarifbestimmungen gelten für alle Arbeitsverträge, die in „Tarifbetrieben über Arbeiten geschlossen werden, auf die sich der Tarif-„vertrag bezieht, auch wenn die Arbeiter keine Vertragsmitglieder sind."

Diesen Bestimmungen liegt die Annahme eines relativen Existenzminimums, auf welches der Tarif jedem Arbeiter in einem Tarifbetriebe ein unabdingliches Recht gibt, zugrunde. Aber gerade diese Relativität fordert zu schwerwiegender Kritik heraus. Hat denn der Unternehmer nicht auch einen Anspruch auf ein solches relatives Existenzminimum? Wenn ja, warum wird es ihm versagt? Doch nur, weil der klassenkampfgläubige Politiker den Unternehmer innerlich für den räuberischen und betrügerischen Ausbeuter hält.

Die Zeiten sind nahe, in denen notleidende Unternehmer aufrichtig davon überzeugt sein werden, daß die Führer marxistischer Arbeiter Räuber und Betrüger sind. Welch' eine traurige Perspektive! In dieser „Gesellschaftsordnung" gibt es keine „Gemeinschaft"; da es aber naturrechtlich ohne „communis opinio", ohne sittliche Gemeinschaft, keine subjektiven Rechte gibt, so ist rechtsphilosophisch überhaupt keine „Ordnung" da, sondern nur Unordnung. Ist die Unabdingbarkeit der Mindesttariflöhne als ein Ausfluß solcher gemeinschaftswidriger Denkart zu verwerfen und de lege ferenda nicht zuzulassen? Im Gegenteil, sie ist nach meiner festen Überzeugung gesetzgeberisch festzulegen. Nur hat sie ihre Grenzen. Es gilt, diese Grenzen zu bestimmen.

Sinzheimer nennt seine Rechtsschöpfungstheorie: „Die Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht." Mit den Worten „sozial" und „unsozial" bezeichnet man heute alles, was einem gefällt oder mißfällt. Der Autonomiegedanke ist aber bei dem jetzt offensichtlichen Bankrott hypertrophischer Staatsgesetzgebung allerdings „der rettende Gedanke". Die Unabdingbarkeit der Tariflöhne hat an der Autonomie des Berufskreises ihre Grenze. Die Quelle der Lohnfeststellung wird auch die Quelle ihrer Abdingungsmöglichkeit werden. — Warum ist sie es heute noch nicht? Weil der im Tarifbetrieb in Erscheinung tretende Berufskreis noch nicht als Rechts„gemeinschaft", sondern nur als „sozialer" Kreis, als Teil der „Gesellschaft" aufgefaßt ist. Diese Gesellschaft aber erwartet alles vom Staate und verlangt nichts von sich selbst. — Sie verlangt, der Staat solle dafür sorgen, daß jeder Angehörige eines Berufskreises seine „Existenz" habe. Ich rufe ihr zu: sorgt selber dafür! Toute charité bien entendue commerce par soi même. Eine Rechtsgemeinschaft beruflicher Art, die für das Existenzminimum jedes Angehörigen des Berufes sorgen soll, ist nicht notwendig als Zunft organisiert. Der Berufskreis kann offen bleiben, die Rechtsgemeinschaft ist nicht gegebenermaßen oligarchisch. — Die Freiheit des Eintritts in den Beruf und paritätische Stellung von Unternehmern und Arbeitern

[3]) Sinzheimer, Ein Arbeitstarifgesetz 1916. S. 114, S. 221/222.

unterscheiden sie von der Zunft. Diese beiden Eigenschaften sind auch für die Behandlung des Rechts auf das Existenzminimum von Bedeutung. Denn sie beugen dem Zunftpartikularismus vor. Wenn nämlich ein Berufskreis außer jeder Verbindung mit dem anderen bleibt und der schon oben geschilderte Zustand einer Volkswirtschaft droht, den wir dauernden Pauperismus nannten, so besteht folgende Gefahr:

Diejenigen Berufe, die die nach der Bedürfnisskala notwendigsten Erzeugnisse hervorbringen, werden in der Lage sein, auch aus den unter dem Existenzminimum lebenden Angehörigen anderer Berufe soviel herauszupressen, daß sie selbst sogar noch Sparmöglichkeit behalten. Ist aber der betreffende Berufskreis jedem offen, so werden Angehörige der benachteiligten Kreise in ihn hereindrängen und durch ihren Wettbewerb dafür sorgen, daß die Sparmöglichkeit auf Kosten der anderen Volksgenossen aufhört, wie denn etwa jetzt Studenten und ehemalige Offiziere in ihrem Elend zu Bergarbeitern geworden sind.

Eine Rechtsgemeinschaft beruflicher Art ist als Trägerin der Erwerbslosenfürsorge zur Sicherung des Existenzminimums für Erwerbslose ihres Berufskreises besser geeignet als die politische Gemeinde. Denn sie hat ein ureigenstes Interesse daran, Faulenzern oder Betrügern die Fürsorge auf Kosten der übrigen Berufsangehörigen abzuschneiden. Die jetzigen Zustände auf diesem Gebiete — man denke nur an den erwerbslosen Stadtrat — sprechen jedem Rechtsempfinden Hohn. Es wird sich darum handeln, die Kette der beruflichen Rechtsgemeinschaften lückenlos zu gestalten, damit nur gänzlich Berufslose dort ihr Existenzminimum nicht finden. Die Berufslosen müssen dann in solche eingeteilt werden, die früher mindestens zwei Jahre lang einen Beruf ausgeübt haben — diese sind dem Berufe ihrer letzten Dauerbeschäftigung zuzuteilen — und solche, die niemals in dauernder Berufsausübung gestanden haben. Diese bleiben auf die politische Kommune angewiesen.

Eine Rechtsgemeinschaft beruflicher Art ist die Gewerbsgemeinde der Arbeitstarifbeteiligten. Ich sehe nicht ein, weshalb man die Arbeitstarifschöpfung nicht derselben Rechtsgemeinschaft übergeben soll wie die Erwerbslosenfürsorge. In beiden Fällen unterscheidet sich die Gemeinschaft von der Zunft — wie schon oben gesagt —

1. durch ihre Eröffnung für jedermann, der im Berufe arbeitet,
2. durch die paritätische Gleichberechtigung von Unternehmern und Arbeitnehmern.

Wer nicht zum Tarifmindestlohn arbeiten will, verwirkt sein Recht auf Erwerbslosenfürsorge. Zur Entscheidung darüber ist bei der Rechtsgemeinschaft ein dreigliedriger Ausschuß bestellt, bestehend aus einem höheren Beamten, einem Unternehmer und einem Arbeitnehmer [4]). Die Aufbringung der erforderlichen Gelder liegt der Berufsgemeinschaft im Umlageverfahren ob: die Arbeitgeber tragen die eine Hälfte, die Arbeitnehmer die andere. Wenn die Zahl der Erwerbslosen 10 Prozent aller Berufsgenossen übersteigt, so sind Staat und politische Gemeinde verpflichtet, das erforderliche Mehr beizutragen, haben dann aber das Recht, jedem Erwerbslosen bei Gefahr der Verwirkung des Rechts auf Fürsorge geeignete Notstandsarbeit aufzubürden. Unternehmer, die die Fürsorge in Anspruch nehmen, und Arbeiter stehen in dieser Beziehung gleich.

Dem Staate bleibt eine wichtige Aufgabe. Er hat das Recht und die Pflicht, eine Ausgleichung der Aufwendungen herbeizuführen, die der Schutz des Rechts auf das Existenzminimum erfordert. Dies geschieht, indem er von den durch das Schicksal begünstigten Berufsgemeinschaften seine obengedachten Zubußen mindestens zum Teil

[4]) Es ist möglich, worüber an dieser Stelle nicht zu sprechen, daß die Gemeinschaft selbst sich dreiklassig — nicht nur zweiklassig (Unternehmer, Arbeiter) — einst schichten wird. Dann würde auch die Zusammensetzung des Ausschusses sich ändern.

wieder einzieht. Erwerbslosenziffer und Tarifdurchschnittslöhne aller Berufsgemeinschaften werden am Jahresschluß festgestellt und registriert. Aus beiden zusammen ergibt sich eine Verhältniszisser etwa so[5]):

Textilindustrie:

Erwerbslose 12 Prozent. Verhältniszisser

Überschuß der Tarifdurchschnittslöhne über den Mindestlohn aller Gemeinschaften 1 Prozent . . . . . — 11 Prozent.

Bergwerksindustrie:

Erwerbslose 0,6 Prozent.

Überschuß der Tarifdurchschnittslöhne über den Mindestlohn aller Gemeinschaften 30 Prozent . . . . . + 29,4 Prozent.

Alle mit Pluszissern gesegneten Gewerbe müssen zur Ausgleichung beitragen, und zwar nach Verhältnis ihrer Ziffern. Gegen die Beitragsveranlagung hat jeder Beteiligte das Recht auf Entscheidung im Wege des Verwaltungsstreitverfahrens. Beteiligt ist nicht nur die betroffene Gemeinschaft, sondern auch jedes Mitglied derselben. So sei der leitende Grundsatz der Sorge für das Existenzminimum das alte Wort:

„Jeder trage des anderen Last!"

Weißbrot

oder

Der Überstieg über die Alpen

Erzählung

von

Josef Ponten

Wir schildern Hunger eines Studenten in Genf. Leiblichen Hunger, ja (Rüdiger war auch arm); aber der leibliche, der bei einem Manne von seinen Jahren eine Sünde der Trägheit gewesen wäre, war Folge, Wirkung und Tugend des geistigen einer Seele mit edlen Ansprüchen. Wie gleichgültig alles, was der Jahrhundertanfang zu bieten hatte! Oh, Europa und seine Ideale waren klein, nirgends mehr zu erleben als hier in Genf, wo alles Europäische auf einem ewigen Kongreß war. Da war Hunger Sendung in satter Zeit, edler, uralter Philosophen- und Mönchsberuf. Freilich, Weißbrot, frisch, spröde, knusperig, tanzte ihm vor als Traum seines Magens, aber er besiegte den Traum durch den Willen zum Hunger. Rüdiger hungerte inbrünstig. Wunder des Hungers! Das Banale fehlt, das Gemeine fällt, Deutlichkeit wird Schatten, Herbigkeit Ton, Sichtbarkeit Gesicht — denn „Zeit", deine lächerlichen Reize verachte ich! Ist Zeit die Breite? Mir ist sie Tiefe! Ist eine Woche tönenden Hungers kürzer als deine Jahre aufstoßender Sattheit? Was ist kurz und lang? Lebt jene tropische Blume, die am Morgen für einen Tag sich öffnet und am Abend für eine Ewigkeit sich schließt, lebt der Falter, für den ein

[5]) Die beispielsweise angeführten Prozentzahlen sind keiner Statistik entnommen, sondern fingiert.

Sommer ein Leben ist, kürzer als der Mensch mit seinen sechzig Sommern? Und lebt der Mensch mit seinen sechzig kürzer als der Stein mit seinen sechshunderttausend? Die Uhr ist ein schlechtes Maß für Zeit. Zeit, du lockst mit der Länge des Fadens, wirb lieber mit der Dicke des Knäuels. Wer wie Achilles leben will, kann nicht wie Methusalem sterben!

Leicht fühlte sich sein leerer Körper, schien wie Flugwerk ohne Ballast zu schiffen. Opferlos war die Abfahrt von der Welt in das Küstenlose, nicht weil das Leben vielleicht schlecht, sondern weil es sicher belanglos war. Ohne Speise ist ein Leib wie gewichtlos und der Auftrieb zu den Sternen nicht mehr wider das Naturgesetz. Rüdiger wollte sterben. Ja, war schon halb tot. Zur Ader gelassen von Weltverdruß, weißgeblutet von Todessehnsucht, wog sein Körper nur wie der Balg eines Vogels, wie die leere Trockenpuppe des Schmetterlings, aber sein Geist wurde teilhaftig an jener Kraft, die mit Gottes Leichtfertigkeit Planetenfrachten durch den Raum spielt. Außerirdisch, überweltlich wurde sein Gefühl, es konnte nicht ausbleiben, daß er irgendwo in den markenlosen Reichen auf den blonden Steppen des Himmels dem Herrn des blauen Reviers begegnete, der ihn früge: Woher des Weges, mein Freund? — Aus Genf, Europa, der Erdinsel, dem Strafkaledonien, wohin du Nichtigkeit, Langeweile, Halbheit, das Belanglose verbanntest. — Und wohin des Weges, Freund Feuerflug? — Wohin? Gibt es auch im Unendlichen Ziele? — Ziele nicht, aber Enttäuschung. Und siderisch-grausames Lachen über den Wahn alles Fühlenden. Aus weltgürtendem Ozean der Sterne läuft an dunkler Küste das ungeheure Gelächter auf, vor dem selbst ich mich fürchte. Deswegen schuf ich das Lächeln, kennst du es nicht? In den ganzen Dingkreis streute ich's aus, schuf Anmut, schuf Güte, schuf Holdheit, aber mein Bestes war das Lächeln. Es ist unter euch. Begegnetest ihm nicht, lieber Blinder? Das solltest du übersehen haben, junger Adler? Auf den Lippen der Mädchen sahst du es nicht? Der ist nicht reif für unser kristallenes Reich, der menschliche Juwele übersah. Sinke weg und suche sie!

Der Herr der blauen Reviere rührte die Hand, die Sonne erlosch, Rüdiger fühlte sich abfahren ins Bodenlose, Räume und Finsternisse rauschten um ihn, Schwindel erfaßte von metaphysischer Reise sein Gehirn, es ward ihm übel, er griff nach einem Stabe — erraffte das Fensterkreuz — und als er, die Augen aufschlagend, auf die Seeanlage niederschaute, sah er die Fürstin, die ihm lächelnd und gelassen winkte.

Er war neben ihr. Sie frug: „Ich möchte mit Ihnen einen Tag in die Berge gehen. Wollen Sie?" Er wollte! „Und werde ich Sie am Bahnhof nicht wie neulich an der Kahnlände vergebens erwarten?" Nicht vergebens!

Am Morgen erwartete ihn die Russin am Bahnhof vergebens . . .

Am Vormittag erschien sie fröhlich. Ob sie ihn denn nicht in Ruhe lassen könne? — Nein!

Er sah sie an aus Wut und Tränen, stark und glühend von Seele, bleich und entkräftet von Hunger. „Wer überhaupt sind Sie?" rief er. „Wie heißen Sie? Nein, nicht Ihren barbarisch-asiatischen Namen! Ich will Sie taufen: W e i ß b r o t heißen Sie!"

Weißbrot also hieß sie. Sie war mittelgroß und fein gebaut. Ihr Gesicht weiß, ihr Köpfchen wie das eines neugeborenen Kindes. Augen blau wie Ferne, Haare blond wie Weizen, Aderzeichnung auf der Stirn, die Schläfen gebrechlich wie alte Kirchenfenster. Sie öffnete eilig, als sei keine Zeit zu verlieren, ihr Körbchen, in dem alles lag: Weißbrot, Fleisch, Früchte, Wein. Das so nahe sehen, war zu viel Verführung; er stürzte über den Korb, nahm, raffte, aß, schlang. Als er zur Hälfte gegessen, zog sie ihm das Körbchen fort und sagte: „Später." Die Hände vor das Gesicht geschlagen, rief er: „Simson nach der Schur!" . . .

Im Kolleg war seine Traumverlorenheit ihr aufgefallen, die metaphysische

Weltfremdheit unter all diesen streberischen, dreisten, jungen Leuten hatte ihr gefallen. Sie fasse in solchen Fällen urbaner Neugier „intellektuelle Gefühle". Das Singuläre fessele sie, die monomane Einmaligkeit. Und daß einer wage zu sein, wie er einmal sei! Mut sei ein Feind der Zivilisation . . .

Er verstand nicht viel von dem, was sie sagte, aber er war schon so weit gebändigt, daß er es „sehr literarisch" nannte und mit bäuerlichem Staunen überdachte. Und stürzte plötzlich auf ihre Hand nieder, um sie zu küssen.

Sie entzog sie unwillig, und er wußte nun für alle Zeit, woran er mit ihr war. Aber sie sprach fast im selben Atem weiter, als ob nichts Gründliches, Ein-für-alle-Maliges geschehen wäre: das „Wollen" notwendig zu falschen Gesten führe. Nichts Großes werde ohne Leidenschaft geboren, aber auch der treueste Diener der Idee müsse für seine Tat in Demut warten, bis die Stunde geschlagen habe. Es sei doch nur so, daß es im Geschehen Augenblicke gäbe, wo wir fühlen: wir treten ein. . . Derart ihre Rede. Er, der schwer trug an Willenstrieben und unverantwortlichen Gefühlen, schaute verwirrt und verlegen dem behenden Tanz von Worten nach. Es fiel das Wort „irrational", sie brauchte viele solche europäischen Worte, vor deren bedeutendem Übersinn ihn dieselbe Scheu bewegte, die ihm als Knaben verboten hatte, den Namen Gottes leichtfertig auszusprechen. Er sagte nur etwas Gestammeltes und stellte fest, daß ihre Redeweise kühn, verzehrend, irgendwie verbraucherisch sei. Aber darüber lächelte sie, wie über alles, was er sagen mochte, ein Lächeln, das aller Kritik die Bitterkeit nahm und doch ewige Kritik war. Wer „stelle denn überhaupt etwas fest"? Das sei ein Ausdruck, der „nicht am Platze sei", d. h. er sei natürlich wohl am Platze, aber man rede doch sozusagen nur von den Schatten der Dinge, die mit Sonne und Beleuchtung wandern. Sie sagte das aber nicht aus unbeliebter Lust eines Lehrers, vielmehr aus absichtsloser Dämonie des singenden Vogels. Und fügte hinzu, er verstehe nicht zu diskutieren.

Nein, die „Diskussion" der Russen verstand er nicht, auch nicht — dreingebend — die „Konversation" der Franzosen, er sagte, er kenne nur die biblische Ehrfurcht vor dem Worte, von dem es heiße, daß man über das kleinste Rechenschaft ablegen müsse. Sie sage, in Aphorismen zu denken sei so anstrengend. Nun war er sich nicht bewußt, in Aphorismen geredet zu haben, aber es erfaßte ihn ein furchtbares Staunen vor der gegenseitigen Unverständlichkeit der Seelen der Völker, und er sagte, daß Rede immer ein Notbehelf, daß vor der wahren Rede Eingestimmter, der wortlosen Sprache von Auge zu Auge, alles Wörtliche unzulänglich und grob sei. Du süßes Weißbrot aber riefst: „Herrlich! Herrlich!" Aber sie rief auch in jähem Sprunge: „Ach was, Sie gehören ins Mittelalter, Herr, Sie sollten Dome bauen, Sie Antiquar!"

Ja, das war nun endlich eine Pause, die Scheibe des Fensters schepperte von einem auf der Hafenstraße vorbeirollenden Wagen. Doch schon redete sie wieder und plötzlich von ‚differenziert'. Heute seien alle Gehirne ‚differenziert', die ‚undifferenziertesten' Gehirne seien die der Pyramidenbauer oder der Getreidebauern oder des Sebastian Bach, Roheitsverbrechen seien eigentlich keine Verbrechen, d. h. sie seien natürlich wohl Verbrechen, aber sie seien auch nur antiquierte Ereignisse, Tolstoi sei ein fabelhafter Rückfall der Russen ins Tatarische usw. usw., Weise des Weibes, ohne Auswahl und Auslassung und leicht verknüpft alles auszusprechen, was durch den Sinn geht, und Weise dieses Weibes, genüßlich in loser Dialektik des spielend gehandhabten Wortes zu walten. Als sie bei der „Vitalität einer psycho-analytischen Verknüpfung alles Geistigen mit der Sexualsphäre" angelangt war, klebte Rüdiger noch an ‚differenziert'. Er sagte: „Das ist vielleicht alles richtig, ich verstehe das nicht, Sie sind viel klüger als ich, ich halte es auch nicht für sehr wichtig, aber Differenzieren bedeutet Schwächen." — „Das ist es ja," rief sie glücklich, „sagte ich es nicht, daß Sie ein Gotiker sind!?"

Er stutzte und sagte dann ruhig: „Lassen wir naive Menschen sein . . .“ — „Naiv?“ unterbrach sie erschreckt, „wer ist das noch? Überhaupt, ich kenne das Wort nicht . . .“

Beim Franzosen stubenan ging der Teufel los! Wie wenn aus dem Walde ein dionysischer Zug bräche, Panböcke mit hallendem Flurton nur halb erschreckte Nymphen jagten. Über alle Möbelhindernisse brauste die selige Jagd, ein halbes Dutzend Männer- und Frauenkehlen heulten arkadischen Wohllaut, geschlagene Kupferteller vom Teegeschirr rauschten, und plötzlich brach alles ab in eines Naturdienstes eindeutigen Seufzern — aber in Weißbrots Mädchenantlitz veränderte sich nichts. Stille war nebenan — Rüdiger fühlte die Augen voll Blut, kämpfte schweren Kampf stumm in sich zu Boden, aber sie, leicht entschlüpfend der Verführungskraft aller nur gehörten Szenen, welche Phantasie ins Ungeheure steigert, und immer auf der Flucht vor jeder Pause, löste sich gleich vom Haken des Reizes der stillegewordenen Verzückungen und schwänzelte wieder flott ins rettende Meer der Worte hinaus. Doch er, auf ihre Worte nicht achthabend, sprach plötzlich in ihre Rede hinein, nach einer Pause, aus tiefer Sammlung, indem er zum Fenster hinaus den See wies, wie er dalag im gehüteten Hofe der verfirnten Berge, das blauentfernte Ende sich in Nebel und Dunst unter den Horizont hinabbog, wo über die Kimme der Erde die Bernerketten lugten: „So sind wir“, sagte er, „wie der See. Gehütet im Hofe seiner Berge. Gefesselt im Gefängnis seiner Geographie. Jeder für sich, unübersteiglich getrennt. Einsamkeit des Wesentlichen ist in der Welt ungeheuer versinnbildet.“ Aber schon widersprach sie: „Merkwürdig der Mut! In der Welt sich kosmisch zu finden! Seine Einmaligkeit im Ewigen ruhen zu sehen und sich planetarisch zu fühlen! Wenn es nicht — vielleicht — großartig wäre, könnte man es — sicher — ein wenig lächerlich finden. Ohne Leidenschaftlichkeit nichts Großes, es ist wahr, aber auch nichts Großes ohne Barbarisches . . .“

Erwidern als Eingehen darauf gab es da nicht, da gab es nur Gedanken neben Gedanken wie Berg neben Berg setzen, vielleicht machte die Naturkunst des Unwillkürlichen eine ansprechende Landschaft daraus. Er sagte: „Ich möchte Ihnen zeigen, daß ich nicht ganz so dumm bin, wie Sie zu glauben scheinen, und die Lehrstunde dieses Vormittags genutzt habe.“ — „Wenn ein geistiger Mensch von sich das Wort ‚dumm‘ sagt, so ist das schon eine arge Unbescheidenheit.“ — „Gut, ich sehe, Sie fordern den Kranz . . .“ — Aber sie sagte leise und fromm: „Mir hat Gott die Gnade geschenkt, ein Starkes, Unmodernes zu erleben . . .“ — „Was ist das für Zeug! ‚Gott!‘ Und ‚Gnade geschenkt‘!?“

Sie lächelte sieghaft und ergeben zugleich.

Er sagte nach einer Weile: „Wenn ich Sie fassen will, so entgleiten Sie, und wenn ich Sie fortstoße, drängen Sie näher . . .“ — „Aber ist denn das Erleben unserer Stunde nicht herrlich und gnadenhaft?!“ rief sie. — „Ich erlebe nur Abstand . . .“ — „Ich glaube, Sie verstehen nicht kunstreich zu leben, Sie verstehen nur mit ungeheurem Anstand zu sterben.“ — „Sie sprechen bald wie das Orakel, bald wie der Salon. Aber ich verstehe mich auf diese dialektischen Wechselkünste nicht.“ — „Wir sprechen aber doch so prachtvoll dramatisch!“ rief sie leuchtend. „Nichts dramatischer als Diskussion!“

„Einmal schlicht und bescheiden, Weißbrot! Ich bin der Sohn eines Steinbrechers und verkehrte mit Arbeitern und Hirten. Können wir denn nicht anspruchslos reden, wie es uns ums Herz ist —?“ — „Wie — es — uns — ums — Herz — ist —?“ stotterte sie erschrocken nach, „aber das ist doch im höchsten Sinne anspruchsvoll und — unökonomisch!“ — „Warum — unökonomisch, wie Sie sich ausdrücken?“ — „Weil es dann gleich zu Ende ist . . .“

Er begriff! „Weißbrot!“

Freude, wie der erste Sonnenstrahl zur Frühzeit über den Himmel zuckt, huschte über das Firmament ihres Antlitzes. Und dann besonnte es ein Lächeln, das nichtssagend schien und undurchdringlich war.

„Nein . . . nein . . . nein . . .," rief er aus ringender Seele, „das ist genüßlich und nicht aus Gott. Ihr Weltkinder habt am Teufel einen milden Herrn . . ." — „Ich fürchte die Mönche, am meisten die Trappisten — wie Sie einer sind . . ."

„Weißbrot," sagte er leise und fest, „es hat keinen Wert, ich sehe es klar. Wir sind fremde Menschen. Ich brauche das Schlichte, ich kann nicht in den tausend raffinierten Reizen des Geistigen schweifen, ich bin ein Naturmensch, ein Waldmann, ein Pan. Schlicht und unerhört menschlich sein — sehen Sie, das möchte, das begehre ich. Lassen Sie Extensive mir das Intensive . . ." — „Sie dürfen keine Fremdworte brauchen!" rief sie dazwischen. „Wie schlecht Ihnen das steht!" — „Ja, ich weiß, man soll nicht nachahmen, aber die schlichte Sprache ist schwer."

Jäh nickte sie, glücklich, befriedigt, als ob sie ihn nun endlich dort habe, wo sie wollte, daß er sei. Aber auch er war jetzt unbeirrbar an seinem Ziele. Er sagte: „Wir sind getrennt wie das Wesentliche. Draußen die unübersteiglichen Berge, die sind uns trauriges Sinnbild. Wir wollen es ohne Umschweife verstehen. Wir wollen die heilige Geographie unserer Seelen achten." Er faßte sie sanft bei der Hand und führte sie zur Tür. „Wir werden uns nicht wiedersehen. Gehen Sie jetzt. Ich bin traurig. Meine Seele umschließt Sie wie der Schrank das Glas von Murano, aber meine Hände dürfen es nicht anfassen, es würde zerbrechen. Leben Sie wohl."

„Amen!" rief sie und ging hinaus. Lächelnd.

* * *

Der See blieb dahinten, die Trompete des Rhonetales nahm Rüdiger auf. Aigle fiel um, Saint Maurice, fantastisch getürmt die Talklemme schließend, ließ passieren. Martigny.

Nantuates, Veragri . . . Cäsar baute eine Talfestung wider die Bergstämme im furchtbaren Lande. Hohl öffnete sich das Wallis. Breit die Sohle, braun die Wände, weiße Schneesäume der Erde vor dem Himmelsblau. Tagsonne füllt einen Lichtsee. Geheimnis und Ferne walten im stillen, hellen Mittagslande. Die Wege bis zu den Wänden des Widerhalls sind den Lauten zu weit, sie ergeben sich drein, inmitten ohne Vermehrung durch das Echo ruflos zu sterben. Einsamkeit spannriegelt die zudrängenden Wände der Tallandschaft auseinander. Auf Mittaglagen, in den blauen Retorten der Trauben, kocht der Wein. Auf halber Höhe fluten die Kiefern im Fallwind, hoch oben tauen die Firne.

Sitten liegt schön im breiten Tal, Kirchen und Burg auf felsigem Sporn in der Ebene des Grundes.

Der Gießbach fiel aus dem Stufental des Leukerbades herab. Das Wasser vergaste halbhoch im hohlen Gluttal. Die Fiedel des Windes spielte auf den Saiten der Föhren, der irdene Geigenkasten klang.

. . . Ich liebe dich, Weißbrot. Aber sieh, mir ist alles Wort entwertet. Ja, Wesensworte! Denn ohne Ausdruck ist Chaos, Gefühl sieht verworren wie der Vogel den Frühling, den aus Trieben er ansingt. Ich preise nicht die Triebe, deren Trübe du Kluge verabscheust, denn sie sind zweckhaft und nüchtern im Grunde, und nur ihr Schleier heuchelt Geheimnis. Ausdruck ist Sinn, Sprache ist Geist — ja, aber nicht unsere Sprache von elf Uhr vormittags, wenn die Obstweiber schreien am Hafen. Ich hasse nicht das Wort, das ich anbete, aber lieber ist mir, wer redlich vom Übertäglichen stammelt, als wer es leichtzüngig beschwätzt. Trappisten schaltest du mich, aber weißt du nicht, daß der Trappisten Schweigetugend Not ist der Unzulänglichkeit, Sehnsucht nach der begnadenden seltenen Sekunde des zulangenden Aus-

drucks? O nein, Trappisten verbieten sich nicht das Reden, nur das Schwätzen. Wir müssen unsern dürftigen Geist sammeln wie das seltene Wasser im Durstland und mit Vorsicht und Geiz schöpfen aus der Zisterne. Und wenn die Trappisten unverbrüchlich schweigen von Dreikönigstag bis zum Abend vor Ostern und wieder vom weißen Sonntag bis Pfingsten, so heißt das nicht Redenswertes verschweigen, sondern versparen auf die Tage der Feste. Denn niemandem fließt die sinnvolle Rede stetig wie ein Bach — fließt die Rede stetig wie der Bach, fördert sie Wasser wie der Bach. Askese am Banalen aus Liebe zum Sinnvollen, das war der strenge Sinn der Schweiger im Loche von La Trappe. Und wenn viele Schweiger schwiegen von Neujahr bis zu Silvestertag, es hieß, daß die Armen im Geiste an 365 Tagen nichts Redenswertes fanden und in Schaltjahren an 366. Etwas auf seinen Ausdruck bringen, ja das heißt einem Begeben seinen Sinn, dem Adam die Seele geben, darum ist gesagt, daß im Anfang das Wort war. Hohes, auf seinen Ausdruck gebrachtes Wort — aber war im Anfang das Wort, so wird am Ende das Geschwätz sein, mir graut vor diesem deukalionischen Flutschlamm. Laß die Welt an Phrasen ersticken! Und solche Flut aus deinem süßen Munde, holdes Weißbrot, ertragen?

Der Radelnde schlug sich seitauf nach Süden in die Walliser Kette hinein, das Visptal öffnete sich, gegen Zermatt steigend und das hehre Matterhorn, auch mit Stufe und auch mit Staubbach wie das von Leukerbad mündend ins Wallis. Bis herauf hatte das Rad den Radler in sachter, ausgeglichener Steigung getragen, jetzt trug der Radler das Rad die jähe, auf Erdtreppen zu überwindende Stufe aus dem übertieften Wallis in das hangende Hochtal von Visp. Im wiederholten Wechsel von Flächen und Stufen groteske Verkehrung von Fuhre und Fracht. An steiler Felswand auf grünen Schrägen Dörfchen hüben und drüben, die sich anrufen konnten und doch Tagereisen weit getrennt lagen, Inseln im Bergozean. Darüber die Lampen der Sterne.

Johannisnacht. Der Archipel von Menschensiedlungen machte von sich selbst durch Feuer der Sonnwendfeier eine ungeheure Karte unverkürzten Maßstabes auf der dunkelnden Welt. Auch die hinter dem Wald versteckten wurden feurig offenbar. In astronomische Weite wuchs die Landschaft hinaus, als Rüdiger an die letzte rote Siedlungskunde über der Baumgrenze zwischen den grauenhaft bleichschimmernden Firnpanzern von Weißhorn und Gabelhorn unwillkürlich den roten Arkturus im Sternbild des Bootes anreihte. In Randa sank er vom Rade.

Feuer auf dem Dorfplatz. Entfesselte Mädchen mit knatternden Röcken und züngelnden Haarfahnen setzten hindurch. Jodler quollen in dieser und echoten aus anderen Welten des Archipels. Auch in diesen höchsten Wohnstätten Europas, auf dem Söller des Festlands, wurde volle Nacht. Jetzt stieg langsam in der Schlucht auf knarrendem Zahnrad die elektrische Bahn herauf, in der die Reichen nach Zermatt getragen wurden. Vor dem Lichtschein aus rotgelederten Abteilen erblaßten die Feuer und starb die ausgelassene Freude der Bergbewohner. Von Zivilisation beschämt wurden sie still und suchten ihre Lager, Rüdiger die Strohschütte. Er entschlief zwischen dem Plätschern des ewigen Röhrenbrunnens und den Lauten der Alpnacht. Weißbrot tanzte entfesselt mit knatternden Haarfahnen durch rote Feuer des Traums.

Am Morgen stand im Süden über noch dunkler Talwelt und den bleichen Domen des Dauerschnees, von tiefer, unter dem Horizont nahender Sonne schon angeglüht, das Matterhorn da. Zahn der Erde, Finger der Welt, in den Himmel gereckt — da helfen keine Worte!

Wäsche am eiskalten Röhrenbrunnen. Milch aus hölzerner Kufe. Schleichende Bäckerjungen auf der Straße in Zermatt wärmten ihre Hände an ofenheißen Weißbroten und Semmeln, wartend vor den Türen der noch schlafenden Hotels. Rad

untergestellt — Zermatt vergessen. Er stieg dem Gornergrat entgegen. Föhrenwälder, Heidelbeeren, die Baumgrenze — Kieferlatsche, das Schotterfeld, die Schlammoränen — steigend hätte er tausend Hexameter Homers aufzusagen vermocht — er spielte die abgekürzte Folge der Zonen mit frischen Schenkeln hinan. Die Sonne rollte am Himmel auf. Schmutziger Schnee verging an der Taugrenze. Im blauen Schatten zwischen Schneewächten lief der schlammige Pfad. Die Sonne erklomm den Mittagsgipfel.

Rostige Schienen, in der Mitte die ölfette Zahnstange. Jetzt knattert der Vormittagszug herauf. Auf der Felsplatte vor der Hütte goß der Rotgelederte die Welt der Salons aus. Rüdiger verbarg sich in Schneedünen, bog ab, stürzend und versinkend im krustigen Schnee überstieg er an entlegner Stelle die Hüttenplatte, das Hindernis nasser Füße bringend zwischen sich und die Zivilisation. Und lag zwischen freigetauten Blöcken, halbnackt.

Da rundete sich das gewaltigste Amphitheater der Erde. Monte Rosa. Vor grünlichem Himmel zackt scharfer Grat daher, wie Sensen zugedengelt vom Wetzstein der Atmosphären, daran hangend die Schweigefelder der Firne, tags tauend, nachts frierend, unter der Sonne strahlend in weißem, blankem Quecksilber. Das Feld zerteilt sich abwärts zwischen schwarzen Gratschroffen, die wie Vorgebirge aufwärts stoßen, in Busen und Buchten, eine aufrecht gestellte Küste. Statt Wassers in aufprallender Brandung Wasser in starrem sinkenden Eis. Doch nicht ganz starres Eis, denn irgendwo an geistig ertasteter Linie im Mahlstrom der Kristalle wandelt sich Schneeis in Eisbrei, der langsam, unsehbar, doch meßbar in Flußbetten muscheliger Kare sich sammelt und sich verschmälernd hinunter ins Land fließt, wo Talwärme ihn aufzehrt. Gletscher, umgekehrte Geographie der Flüsse, nicht zu einem Wassermeer gehend und schwellend, von einem Wassermeer kommend und schwindend. Wie Flüsse, die in eine Durstwüste mündend schrumpfen und versiegen. Das Feld zerlappt sich in Wurzeln irdischer Täler, aus kristallenem Tor schäumt das Milchwasser ab, seiner beweglichen Gestalt zurückgegeben und in wilder Gefällslust seines eiligen Daseins sich freuend. Erbärmlich scheint dem Gletscher diese geschwätzige Wasserjugend, die der langsam kreißende aus blauem Muttermunde gebar. Denn der Gletscher fließt auch; aber mißt die tausendfüßige Raupe des Baches den Tagmarsch nach Kilometern, der Gletscher nach Ellen und Handbreiten. Zeit hat der Gletscher. Beinahe astronomische Zeit dieses aus den kristallenen Reichen der Kälte über der Erde in diese hereinleckende Wettergebilde. Und Zeit, außererdische Zeit erlebt sich ungeheuer unter Gletschern. Wie das frische Wunder gefrorenen Zustandes organisches Leben verwahrt, Zersetzung hintanhaltend, so meinst du auf Bergen hundert Jahre ohne einzigen Schlaf leben zu können, und die Gotik scheint der gestrige Tag. Ewigkeit wird im Gletscherlande noch eben faßbar gefühlt. Dünn ist die Luft, ihr tiefes Blau nähert sich dem schwarzen Himmel des astrischen Raums. Du meinst den Raum zu sehen, den Menschenauge nicht sah, meinst im Vorhofe jenes Tempels zu stehen, durch den Gott-Riese auf den blinkenden Fliesen der Sterne wandelt. Licht wird gelebt, von ausgedünnter Luft kaum geschwächt, von den Silbertafeln der Firne herrisch durch den Raum gespiegelt, daß deine armen Augen blinzeln und die überquälten schließlich das gütige Dunkel der Erde rettet. Und schweift eine Haufenwolke leicht daher, kaum höher im Raum als dein Standort, und schiebt ihren massigen Schirm vor die Sonne — wenn graue Fahlheit die Täler unter dir mißlich färbt, so dunkelt das blaue Schwarz des Himmels, und dein verwundertes Auge meint die großen Sterne der Nacht aufglimmen zu sehen, welche Unwissenheit dem Taghimmel fern glaubt. Die Mauer zwischen Tag und Nacht fällt hier am Rande der Erde, und auf vorgeschobenstem Posten siehst du ahnend den Tag der gestirnten Welt, der sich nicht in zwölfstündige Tage und Nächte zerkrümelt. Die Zeit ist zer-

schlagen und der Raum umgeworfen auf den Bergen, sie verändern an erahnter Grenze ihre Natur und spielen hinüber in All und reines Sein. Du bist nicht Mensch mehr, o Mensch, und wenn diese Maße den winzigen Spiegelkasten deines Gehirns nicht sprengen und du länger als sekundenlang ausdenken kannst, was du ahnst, so bist du auf dem Wege, das Unendliche zu denken und dich ihm anzugleichen — aber Rüdiger war nicht auf dem Wege, sich dem Unendlichen anzugleichen, der winzige Spiegelkasten seines Gehirns wäre von Undenkbarkeiten zerschmettert worden, hätte Frau Natur ihn nicht gerettet und in den Mantel der Stumpfheit geschlagen. Denn das ist das endliche Erlebnis auf hohen Bergen: Überwältigtsein.

Es überfröstelte ihn Einsamkeit, keine astrische des Gottes, gemeine tellurische. Einsamkeit des Blutes und Sehnsucht nach dem rollenden warmen Blute in den Adern des Mitmenschen.

Zuerst ihr Schatten — dann kam Weißbrot über die Schneewächte. „Ich folgte Ihren Stapfen."

Er küßte ihre Hand und legte die Stelle ihres Pulses an sein Ohr. Sacht zog sie die Hand zurück.

„Ihr Weiber habt es gut. Ihr habt, wenn ihr nicht mehr könnt, die Tränen. Früher, als ich nicht soviel von den Bergen wußte, konnte ich vor einer Landschaft weinen." — „Ich habe noch nichts gesehen. Das Licht auf den Firnen blendet. Ich habe Sie die ganze Zeit über gesucht. Aber zuerst muß ich nun essen. Wir Weiber sind Tiere, ohne oft zu essen können wir nicht denken und nicht sehen. Ja, das ist wahr, das können Sie überall erfahren."

Er lachte und aß mit ihr. Vom Essen bekam er gesundes Gefühl in den Körper und banales in den Sinn. Die Landschaft war gestorben. Er hatte die Jacke angezogen, sie saß neben ihm im knappen, schwarzblauen Kleide. Er sah ihre Gestalt an und sah ihr Kleid und den schwarzblauen Himmel ineinanderfließen, die Körpergrenze verging, und in den Raum hinausgesehen wurde ihr Kopf übermenschlich, unwahrscheinlich, im Äther schwimmend, Allegorie des Himmels. Nur ihre schönen Hände blieben von dieser Erde. Sie trug. Er sagte sein Gesicht. Aber sie versetzte: „Sie neigen zum Maßlosen. Sie wollen das Große. Aber das Große ist nicht das Ungeheure. Das Große ist, wenn das Ungeheure sich mit dem Möglichen und Schönen vermählt. Das Ungeheure ist pathologisch, gehört in die Psychiatrie der Wahnvorstellungen und des ungesunden Schlafs. Das Ungeheure ist auch kindlich. Wir müssen im Menschlichen bleiben. Uns gehört nicht die Sache, nur das Bild, das wir uns von ihr machen. Ich finde diese Natur nicht schön. Sie ist zu gewaltig. Sie zerschmettert mich. Ich finde einen Wiesenbach mit Schlüsselblumen schön. Da ich nun hier bin: Was ist denn das?" — „Wo, im Osten?" — Sie lächelte. „Wie Sie über die Himmelsgegenden Bescheid wissen. Sie mögen sich nicht sehr sicher fühlen in der Natur, weil Sie sie immer kontrollieren müssen. Ich fühle mich so sicher wie die Auster in der Muschel. Also: Pizzo Bianco —? Breithorn —? Matterjoch und Matterhorn . . .?" — „Namen! Lassen Sie das Namennennen den Bürgern auf schönen Aussichten, den hilflosen." Und er sprach etwas von den Wundern dieser kolossalischen Zirkuslandschaft. — „Namen", sagte sie, „sind kostbar. Erst als Adam die Tiere benannt hatte, waren sie ihm nicht mehr schrecklich. Sagt man Namen, so meint man, man habe etwas Wesentliches gesagt und das Fremde erworben. Drum schelten Sie nicht die Bürger auf den Aussichtspunkten. Auch Sie sind hilflos. Wenn Sie nicht einiges schöne Wissenschaftliche von den Bergen wüßten, würden Sie sich elend fühlen. Mit dem Gefühle vermag man sie nicht entsprechend zu fassen, darum leben die Berge auch noch nicht in der Kunst. Es gibt keine ausreichende Malerei der Berge. Auch kein Dichter wurde mit ihnen fertig. Cäsar und die Alten hatten recht, wenn sie sie nur furchtbar sahen. Die Dichtung der Berge

ist die Geologie, oder wie diese abscheuliche Wissenschaft heißt, die auch nicht in die Humaniora gehört. Mich interessiert nur der Mensch. Den Menschen sollte überhaupt nichts interessieren als der Mensch. Ich finde diese sogenannten Naturwissenschaften kalt, sachlich wie die Sachen, mit denen sie's zu tun haben, unmenschlich, da haben Sie's!" — „Ich finde, das Sachliche erlöst uns von dem, was Sie das Menschliche nennen, und von seinem Nabelkult. Ich finde darum diese Wissenschaften fast religiös." — „Ihre Religion ist eine andere als meine. Wir müssen den Leib göttlich machen. Das andere ist Renaissance des Christentums. Neues Mittelalter der Weltflucht sind diese sogenannten exakten Wissenschaften. Was sich mit den Steinen und den Sternen beschäftigt, das ist irgendwie fremd. Weltflucht ins Objektive, weil man mit dem Subjektiven nicht fertig wird. Das beunruhigt mich. Nur weil die Menschen heute ihrer Natur nicht mehr sicher sind, beschäftigen sie sich soviel mit der Natur. Nein, man sollte nicht in die Berge gehen. Was wir nicht begreifen können, das ist nicht. Ein Verständiger weiß das. Wir sind zu bescheiden, zu fromm (wie Sie sich ausdrücken würden), uns mit dem zu beschäftigen, was sich uns naturnotwendig verschließt. Ein Sternenjahr — lächerlich! Hunderttausend Jahre — was geht's mich an? Alles Titanische ist geschmacklos. Es endet mit Leere, Schwindel und Bergkrankheit. Mit dem Gefühl fassen wir gar nichts, mit Worten können wir ein wenig fassen, mit Worten, die Anweisungen auf die Sachen, nicht die Sachen sind, und mit Begriffen, mit abkürzenden und sammelnden Begriffen, die Worte sind. Immer wesentlich und entsprechend sein wollen, das ist altmodisches und anarchistisches Tauschhandeltreiben. Wohl bekomm's den Primitiven! Und daß es nicht langweilig werde! Der Geistige nützt die abkürzenden Methoden. In Ihrer Weise schöpferisch sein wollen, das hieße, dem Menschen sechshundert Jahre geben statt sechzig. Urtümlich sein, das ist bärenhaft, barbarisch."

„Und die Philosophie auf den hohen Schulen, Weißbrot? Das Geschwätz auf Kanzeln und in Zeitschriften? Und die Zeitungen Europas? Haben Sie davon noch nicht genug?"

„Im Schelten scheint alles so leicht", sagte sie leise. „Darum hat jeder Scheltende unrecht. Auch Sie! Wenn Sie nicht schelten würden —." — „Ich bin zwanzig Jahre", beichtete er. „Gott muß helfen!"

„Ich liebe das Wort ‚Gott' nicht," rief sie, „es ist zu bequem!" — „Abkürzender Begriff! Wort als Anweisung! Ich gebe zurück, was Sie lehrten."

„Was soll man tun? Kinder haben, eine Bäuerin sein, und Leinwand spinnen?" — „Nein, Weißbrot. Aber wir müssen die Ratlosigkeit leiden. Doch daß Rat in uns ist, in uns selber, das fühlen wir. O Weißbrot! Jeder muß es leiden, und für sich allein! Die Natur ist der Gott, und der Reine hat Teil an ihm. Aber der Gott schläft tief, wie die Alten vom Pan zur Mittagszeit glaubten, er läßt sich nicht wecken. Geweckt wird er furchtbar und schreckt die Hirten. Die Tat!! — sehen Sie, plötzlich springt es mir auf, plötzlich schenkte es mir der Gott, als ich ihn nicht bat. Gebet empfindet er als zudringlich. Er schenkt es im Schlafe, sagt man. Aber ich weiß noch nicht, was die Tat soll," sagte er verwirrt, „Tat ist mir noch Wort . . . Ich möchte nicht mehr sprechen. Wenn wir sprechen, wird es nur noch verworrener . . ."

„Wurden wir verworren, indem wir sprachen?" frug sie herzlich. „Sokrates, Spinoza, Goethe meinen, durch Denken und Diskussion besiegen wir die Leidenschaften, das Böse. Und unsere Worte waren Kampf! Ich sagte in Ihrem Zimmer, daß Diskussion dramatisch sei. Ich fürchte, der Unterliegende ist schon kenntlich geworden . . ."; sie preßte Schnee in der Hand, schmelzend zwischen ihren Fingern vertropfte er.

„Ach Weißbrot, ich bin ein Trappist, den Sie schalten. Zum Teufel mit sokratischer Mäeutik! Er war ein geschwätziger Gassendemokrat. . . . Mir ist, wenn wir

etwas t ä t e n , was über uns ist, besinnungslos, was größer und stärker ist, als wir selbst von uns meinen, daß wir seien, etwas, dessen wir uns gar nicht für fähig gehalten haben, dann wüßten wir plötzlich, was wir taten, wer wir sind, die es taten. Den Stein werfen und mit ihm fliegen! Uns selbst übersteigen wie diese unübersteiglich scheinenden Alpen — drüben lockt ein sonniges Land."

„Wo wollen Sie hin?" frug sie schnell. — „Ich weiß es nicht —" wich er aus. „Wir müssen uns selbst erleben und unsere Möglichkeiten. Etwas tun, unwillkürlich, aus Barmherzigkeit, aus Zorn, aus Liebe, aus Mitleid — ach, der erschütterte Mensch ist besser, als er in Alltagsruhe von sich glaubt. Wir müssen uns nur Gelegenheit geben. Nicht bereden, Weißbrot! Auch Sie müssen sich selbst überleben. Wir müssen über uns selbst, und dessen wir fähig waren, s t a u n e n. Jetzt — wenigstens ich ekle mich vor mir, und das ist erbärmlich und hilflos. Mit dem Erbärmlichen hat niemand Erbarmen, auch Gott nicht, Verzeihung! Wir ärgern uns an uns selbst, irgendwie beide, wie sollten wir dann nicht einander uns ärgern. Vielleicht finden wir in reinem Genügen jeder sich selbst, dann auch jeder den andern. Und das wäre gnadenhaft schön! Darum fahren Sie jetzt zurück nach Genf. Ich muß allein sein, wie Sie! Und mich selbst tun."

Er geleitete sie hinab zur Hütte, setzte sie in den Rotgelederten und schied. Aus dem schon fahrenden Zuge rief sie noch: „Gegen Mystik täglich einen Benediktiner . . .!"

* * *

Hinab ins Wallis, das Wallis hinauf! Unter den Simplon durch, wie unter alle Paßberge der Alpen (und unter alle herben Schwierigkeiten des Lebens) höhlte der Finger der Zivilisation ihren bequemen Tunnel. Die Erfindungen der Technik verführen, die Bequemlichkeiten des zivilisatorischen Tages als ein Recht zu verlangen. Schon das Radfahren, mehr noch das Zugreifen, hat die Weltanschauung verdorben. Ein neues Jahrhundert, das fliegen, drahtlos um die Erde sprechen, sehen, riechen kann, wird als Pflicht moralischer Vernunft gebieten, daß statt eines Militär- und anderer überlebter Zwangsdienste jeder Europäer jährlich acht Tage das Leben eines Eiszeitmenschen vor den Gletschern Norwegens oder Spitzbergens und vierzehn Tage das eines Pfahlbaubewohners auf dem Boden- und den übrigen Seen des Alpenrandes führen, sich selbst bejagen, befischen, bekleiden und ohne jedes Zivilisationshilfsmittel leben wird, damit er nicht durch die sinnlose Gewöhnung an sie hilflos werde wie ein kleines Kind. Denn ewig wird der Boden der Natur die Feste unserer Füße sein. Jedes literarische Zeitalter wird es wieder bestreiten, und jedes wird es büßen müssen. Darum auch sollen die Naturwissenschaften geistige und zutiefst ‚humane' Angelegenheiten sein — trotz dir, Weißbrot!

Rüdiger leistete mit Wonne — Wiederholung der Fußgängerzeit — die beschwerliche Arbeit der wegheißen Sohlen, zu Fuß, denn das Rad war zu schieben, über den Alpenkamm nach Italien zu reisen und im Zeitalter des Sieges der Menschen über die Natur sich die Gesundheit des Reizes jener primitiven Epoche zu bewahren. Anfang und Ende, Aufgabe und Erfüllung zugleich im Herzen behalten, dann hat, was man Fortschritt nennt, Sinn und Sittlichkeit. Dann sei er gepriesen, und ich will der eifrigste Zivilist der Zivilisation werden! — Freilich, peinlich ist es für den Radfahrer, sechs Stunden das Rad zu stoßen, sechs Stunden bergan am glühenden Vormittag, und ein wenig lächerlich ist seine schiebende Erscheinung auch. Aber Rüdiger schob freudig wie ein Büßer, Zivilisationssünden büßend. Zur linken Bergseite Schutzhütten, in Kilometerabständen errichtet für gefährdete Wanderer in Stürmen der Alpnacht, am rechten Abgrund oben schwarz angebrannte Leitpfähle für das Fuhrwerk zur straßenverschüttenden Schneezeit. In Tälern brodeln Seen

der Morgennebel, Wohnungen der Menschen verbleiben in gefreundeter geschwisterlicher Pflanzenwelt. Herausheben und nahetreten sich die eisbehaubteten Häupter der Riesen, in Atlasseidenschnee träumend von Nächten und Wintern des Wetterreiches. Der Mensch kneift die Augen, die Wangenmuskeln ermüden. Eiskalte, mehlweiße Gletscherbäche lärmen zu Tale. Die Straße kämpft um Raum auf Sockeln und Simsen. Der Abgrund brütet. In der Höhe Licht und Freiheit, entfesselter Umblick reißt Himmel und Erde an sich. Fade schmeckt der Trunk des Erschöpften am spektakelnden Tauwasser, atmosphärischem Wasser ohne gelöste Salze der Erde.

Im tiefen Staube rauschen die Gummiräder. Die Kehle ist kratzig. Da — um die Felsecke schießt in Niederfahrt die Alpenpost, vierspännig, gelb, hochgetürmt, Sitzbänke drinnen und draußen. Koffer rappeln. Grüne Schleier wehen hintennach. Vorbei und verklungen, von fernen Matten blechert die Kuhglocke. Licht auf den Bergen, verlorenes Rauschen in den Tiefen, in den Räumen poltert ein Steinsturz. Dann Stille des Eistodes.

Tosen und Spritzen! Aus dem Kaltwassergletscher fällt der Taubach obenweg über die Wassergalerie, die, oberirdischer Tunnel, über die Straße sich schlägt. Kühle und Erfrischung, von der Wölbung tropft's, der schlammgewordene Staubboden fließt. Labendes Dunkel im Wasserschatten. Draußen vor den Arkadenfenstern der wunderbarste Wassersturz, eine gleitende Verglasung, durch sie gesehen tanzen die schwerlastigen Berge. Hinter dem Wasserfall wonnige Welt — bis du frierst! Hinaus in Sonne und Staub . . . die Josefsgalerie . . . die alte Galerie . . . noch ein Steigen —

Der Paß!

Welches Wort! O Wort der Wanderer in Oberwelt!

Paß ist Durchlaß, ist Hüben und Drüben und in hohem Sinne human.

Viele Fenster, Spiegel der Firne. Das Gebäude schlicht wie die Bergwelt. Im Flur scharfer Geruch von Hunden. Hunde, wie Kälber groß, liegen in der Halle, blinzelnd, den Kopf auf den Pfoten. Einer erhebt sich auf die Vorderbeine. Es ist wie das Sitzbild eines Löwen.

Ein schwarzer Benediktiner legt dem Löwenhunde die Hand auf den Schädel und bittet Rüdiger: „Reverenza da Lei a Vittorio." Und erzählt, wieviel Menschen dieser Hund begleitet, gewarnt, gerettet hat. Schlicht blickt Vittorio. Gern leistet der Jüngling die streichelnde reverenza. Die anderen Bernhardiner werden vorgestellt mit Namen und Taten — sie stehen währenddessen auf und blinzeln verlegen — allen reverenza! Worauf sie sich niedertun.

„Es ist alles Bestellte bereit", sagte der Mönch. — „Bestellt? Bereit? Was ist — —?"

Der Mönch eilte hinaus — die schweizerische Paßpost fuhr vor. Die Reisenden traten schon mit der Wissenschaft von den Hunden ein. Auch Weißbrot. — „Ich muß sein, wo Sie sind. Egregio cane! Reverenza a Vittorio", sprach sie, ohne aufzusehen, im gleichen Atem.

Sie schritten draußen. Vittorio, weil er geehrt worden war, begleitete. Stille auf dem weiten moosigen Steinfeld. Klar und kalt leuchteten die Gletscher, kalt und klar starrten in der Sonne die Schroffen. Auf kühler Luftsäule kam eine geballte Wolke gefahren und schluckte die Sonne. Man fröstelte. Jetzt pfiff ein Wind über das Joch, kräuselte leicht den kleinen See und Vittorios Haarpelz. Auf dem Schneefelde standen weiße Windhosen auf und zogen ab in die Ferne der Firne.

„Man kann die Menschen auf zwei Typen bringen. Sie sind ein rustikaler Mensch mit allen dessen Vorzügen, ich bin ein urbaner mit allen dessen Fehlern. Mir scheint, wir haben also etliche Beziehung zueinander." — „Warum reden Sie gleich wieder Zeitschriftenaufsätze?" frug er böse. — „Verstehen Sie denn nicht, daß man

redet, um zu schweigen —?" -- „Verstehen Sie denn nicht, daß man schweigt, um zu reden?" — „Sie verstehen mich nicht, aber ich verstehe Sie!" — „Zurückgegeben!" — „Ich wollte doch auch nicht, daß wir uns wieder zanken sollten!" rief sie und stampfte auf. Zwischen ihren gepreßten Lidern quollen die Tränen wie das Tauwasser zwischen ihren Fingern am Gornergrat.

„Also Feindschaft! Notwendige!" stellte er fest, entschlossen, wissenschaftlich (scheinbar wissenschaftlich; sein Herz krampfte sich). — „Ja — —", hauchte sie kläglich. Der Hund beroch ihre Hand, roch am Handschuh gierig nach dem unbekannten lederliefernden Wilde.

„Ich liebe Sie, Weißbrot, was ist da zu machen?" — „Warum sprechen Sie wieder von Gefühlen?" rief sie unter finstern Brauen. „Man hat sie. Sie sind furchtbar genug."

„Warum quälen wir uns denn, Weißbrot?" sprach er in die glasklare Ferne hinaus. „Warum bringen Sie mich durch Ihre Tränen zu dieser beschämenden Enthüllung? Eine Frau, die vor einem Manne weint, ist grausam. Sie werden es bereuen. Können Sie sich nicht ein bißchen mir zuliebe zusammennehmen und die Laune opfern?"

„Opfern? Schreckliches Wort! Verlangen Sie Opfer?" — „Verzeihen Sie, es war ungeschickt." — „Sie sollten sich mehr im Reden üben — Trappist!" — „So, jetzt ist es wieder gut, denn Sie schelten . . ." — „Nein, ich wollte mich doch nicht mehr mit Ihnen zanken! Schon wieder!" rief sie entsetzt. Er zuckte die Schultern. Kümmerlich sah er aus.

Die Paßpost rollte nach drüben weiter. Weißbrots Gepäck wurde Stück nach Stück hineingeschafft. Beträchtliches Gepäck. Der Hund trottete mit schleifenden Behängen zwischen den Koffern und Weißbrots Hand hin und her, beriechend, vergleichend, und suchte das Rätsel des Wildes zu lösen. Rüdiger sah es und lachte.

„Herrgott, Sie lachen ja!" rief Weißbrot zornig und lachte glücklich. Rüdiger sagte zum Hunde: „Der Handschuh der Frau, Dittorio, stammt von der Decke eines Wildesels, er lebt im sibirischen Tianschan." Aber Dittorio wurde dadurch nicht gescheiter.

„Dem Hunde helfen Sie — mir nicht!" rief Weißbrot. — „Jeder versteht auf seine Weise," schloß Rüdiger die Unterweisung des Hundes, „wir sind auch nicht gescheiter als du, armer egregio illustrissimo cane. Übrigens haben Sie wieder gescholten, Weißbrot." — „Ich weiß es ja", seufzte sie und aß an ihrem Seidentüchlein. „Glauben Sie aber nicht, daß mir die Tränen immer so leicht kommen! Es ist nur die Bergkrankheit." — „Leiden Sie?" frug er warm und schnell. — „Sie sind so unerträglich pathetisch!" — „Sie leiden also", sagte er kühl wie ein Arzt. — „Ein wenig. Lohnt nicht die Rede. Ich habe auf den Bergen immer Kopfweh und leichten Schwindel. Gestern, als ich Sie im Schnee suchte, habe ich mich erbrechen müssen." — „Weißbrot, um mich!?" — „Um Gottes willen! erschreckt der Mann mich! Nicht pathetisch werden! Nicht anfassen! Bitte, ich rufe den Mönch . . . Jawohl, um Sie, warum denn nicht? Ich wäre auch um den Hüttenwirt krank geworden, wenn ich ihn hätte suchen müssen." — „Sie brauchen den Mönch nicht zu rufen, Durchlaucht . . ." — „Verstimmt, und gleich förmlich wie ein Kleinbürger! Lernen Sie ein bißchen Dummheiten übersehen. Dem, der sie macht, sind sie leider, als der sie leidet." — „Ich lerne schon immerzu! Aber das muß ich doch sagen dürfen: ich dachte Sie so wenig anzurühren, daß ich gestern das Gebirge zwischen uns legen wollte, wie Sie sich erinnern werden. Durfte ich das sagen?" — „Das durften Sie sagen, nur ‚wie Sie sich erinnern werden' hätten Sie auslassen sollen. Und übrigens, daß Sie es tun wollten, war schlecht genug von Ihnen. Herzlos sind Sie." — „Man hätte es leichter bei minderem Besitze dessen, was Sie das Herz zu nennen geruhen." — „Wohl

wahr!" — „Ach, Ihre Widersprüche, Weißbrot, und ein so kluger Mensch!" — „Verstehen Sie denn nicht, daß zwei Dinge zugleich wahr sein können? Und nennnen Sie mich nicht immer Weißbrot — —" — „Verzeihung, Fürstin . . ." — „Nennen Sie mich Anna, wie ich heiße. Hören Sie: bei uns in der Krim tragen die Tatarenweiber Schleier. Wir Europäerinnen verschleiern uns mit Worten. Daß man mit Ihnen so deutlich sein muß — Pedant! Es ist gar nicht schön, mit Ihnen reden, und fast unanständig. . . . Nun, können Sie es sich verkneifen, zu sagen, daß ich wieder gescholten, daß ich Sie (und hatte tausendmal recht damit!) Pedant genannt habe? . . . Wahrhaftig, er kann es sich verkneifen! Er macht Fortschritte, der junge Herr!" Es hatte einen Augenblick geschienen, als taste ihre wildlederne Hand nach der seinen. Rüdiger sah es, aber deutete es nicht, denn er war dumm und großspurig. Er sagte: „Vielleicht haben Sie recht, der Deutsche ist Pedant. Das kommt daher, weil er klares Denken und das angemessene sparsame Wort liebt." — „Das kommt davon, daß ihr vielzuviele in einem so engen Lande lebt und euch stets behindert. Wir lassen die Pferde sausen über die Steppe. . . . Nun, so sprechen Sie doch! Was wollten Sie sagen? Also auch die Rede losrennen, das wollten Sie sagen, daß ich gesagt habe. Natürlich habe ich das gesagt. Das heißt, ich habe es nicht gesagt, aber ich meinte es damit. Können Sie nun endlich verschweigen, daß ich das damit könnte gemeint haben —?"

„Ich schweige ja schon still wie Dittorio, der egregio cane. Mir scheint, wir Deutschen sind schon ziemlich unausstehlich. Man muß nur die Brille eines andern Volkes aufsetzen und sich sehen." — „Ja, das seid ihr, unausstehlich, und man möchte euch schon nicht leiden, wenn ihr nicht solche — egregi cani (aber von der Art der Spitze!) wärt. Und das von der Brille war nicht am Platze. Ich würde nie die Brille eines andern Volkes aufsetzen, um mich zu sehen." — „Ja, das tun nur wir, darum sind wir die wahren und einzigen Europäer."

„Gott, wie das wahr ist! Ganz wahrhaftig!" rief sie aus. „Andere l i e b t man wegen ihrer Tugenden, euch muß man darum hassen! Alles hat ein Dunkel und einen Nachteil, die anderen übersehen den notwendigen Mangel ihrer Vorzüge oder leugnen ihn, ihr weist gern darauf hin und sprecht von der Fragwürdigkeit eurer Qualitäten. Sich selbst fragwürdig sein, das ist das höchste Zeichen des Reifen und Weisen und zugleich sowohl Korrelat wie Korrektiv des Selbstbewußtseins. Wie naiv selbstbewußt ist ein Franzose, schon plump! Euer Selbstbewußtes ist geradezu kompliziert, ihr sonst Einfachen! Darum eben haßt man euch: weil ihr im tiefsten Grunde überlegen seid." — „Wollten Sie nicht sagen: überlegen t u t, Fürstin Anna?" — „Nein, das wollte ich nicht sagen, überlegen t u n und kompliziertes Selbstbewußtsein? Denken Sie doch, was Sie selbst vom Differenzieren gesagt haben! Überlegen t u n, das tun nur die Undifferenzierten, die Dummen und Unverschämten unter euch, die mit den Brillen und Helmen." — „Wenn sie das nur unten im deutschen Lande hörten, was wir hier auf der europäischen Mauer reden!" — „Hu, wie feierlich! Und übrigens: dann gehen Sie doch hinunter und sagen es ihnen." — „Ach, ich will unter ihnen doch nur ein Schriftsteller werden, Fürstin. Würde ich Pfaffe oder Professor oder Minister sein, so würden sie vielleicht hören." — „Ja, es ist lächerlich bis zur Größe, daß das geistig freieste Volk das der geborenen Knechte ist. Die Natur (unheimliches Wort!) ist witzig. Ihr würdet es selbstverständlich geheimnisvoll nennen, aber es ist nur witzig. Ihr solltet weder so pathetisch noch so ehrlich sein. Ihr solltet die gefällige Lüge üben. Die g e f ä l l i g e Lüge ist nämlich nicht unehrlich. Der andere sieht die Rücksicht und ist dankbar. Es gibt freilich noch welche, die so eitel sind, daß sie sich auch dadurch täuschen lassen: die Affen Europas . . . wir wissen, wen wir meinen." — „Jetzt haben Sie genau so gründlich gesprochen wie ein Deutscher, Fürstin Anna." — „Pfui Teufel!"

Rüdiger lachte laut auf.

„Sehen Sie, jetzt sind sie lustig, wenn Sie mich einmal reden lassen!" — „Ich Sie — einmal — reden lassen —?" — „Ja, ich weiß es, mein Herr. Ich muß schon tausend unnütze Worte reden, während Sie eins sagen, das Hand und Fuß hat, wie ihr euch so schön ausdrückt. Aber muß denn das meine auch Hand und Fuß haben? Das wäre doch lächerlich. Sehen Sie, nun sind Sie ganz glücklich — das werden Sie immer sein, wenn Sie mir nachgeben."

Er wurde sehr ernst. „Mir scheint, ich bin noch zu jung für uns beide, Weißbrot. Sonst redeten Sie Zeitschriftenaufsätze, jetzt sprechen Sie einmal menschlich." — „Ja, warum soll ich nicht vom Humanen reden . . ." — „Sie sagen natürlich ‚human'." — „Weil es nicht dasselbe ist. Human sagt weniger. Menschlich, das ist vielsagend, aber schrecklich eindeutig. Wenn es wenigstens zweideutig wäre, würde man das Wort lieben. Eure Sprache ist noch so jung. Wie die unsere! Darum haben wir so große Dichter. Doch ‚menschlich' ist zu pathetisch und schwer, zu . . . anatomisch. Man kann es noch nicht drucken. Überhaupt, die Deutschen und Russen! Das neue Jahrhundert gehört ihnen. Die andern sind zu alt." — „Sollen wir hier in der Firnwüste politisch werden, Fürstin?" — „Ja, ich kenne kein interessanteres und wichtigeres Gespräch als das politische. Politisch, das heißt, vom Schicksal der Millionen reden. Darum ereifert man sich auch dabei. Und das erschöpft sich nicht in drei Nächten. Aber Sie scheinen mir ganz und gar unpolitisch zu sein. Und warum sagen Sie: in der Firnwüste? Sagen Sie: auf dem Simplonpaß. Oder: in den Bergen. ‚Berge', das ist doch viel schöner als ‚Firn' oder ‚Alpen'. Man kann sich soviel dabei denken." — „Mütterchen," lächelte er, „du lehrst mich sprechen . . ." — „Haben Sie ein Stück Schokolade für mich? Ich habe meine schon auf halber Fahrt aufgegessen. Natürlich haben Sie keine für mich, Sie galantuomo! Herrgott, was mußte ich früh heute aufstehen! Um acht Uhr! Und im Hotel unten war er nicht. Haben Sie etwa wieder im Stroh geschlafen, Sie Wegelagerer? Wann sind Sie aufgebrochen?" — „Mit der Sonne." — „Um wieviel Uhr kommt die Sonne, wenn ich bitten darf?" — „Ende Juni bekanntlich um vier Uhr." — „Herrgott! (Übrigens pfui: ‚bekanntlich'.) Um vier Uhr! Natürlich, Sie Nachtwandler! Sie haben auch grüne Augen wie die Katzen. Ich kann Katzen nicht leiden, ich liebe Hunde! Sie sollten aber jetzt wirklich etwas mit mir essen. Ich bin ganz marode. Das Hospiz soll auch ein ganz anständiges Hotel sein. Ich habe telegraphisch für uns beide bestellt, und alles ist schon abgemacht. Warum lassen Sie mich hungern? Ich bin hungrig . . . ich kann's nicht sagen . . . wie ein sibirischer Wolf, verstehen Sie? Das bringt auch nur ein Deutscher fertig, mit zwanzig Franken über die Alpen zu fahren, sich von Brot und Gletscherwasser zu nähren und auf der Laubstreu zu schlafen. Ein Pariser führe damit nicht nach Meudon. Ihr seid alle so liebe Handwerksburschen. Einmal traf ich einen auf einem Dampfer, der von Alexandrien abgefahren war, als wir in dieser abscheulichen Weise der Reichen aus Neugierde von der ersten Klasse in das Zwischendeck hinabstiegen (Sie würden natürlich ‚nieder'stiegen sagen, aber so spricht man doch nur in der Bibel). Er war ein Lehrerssohn aus Heilbronn. Das war noch ein ganz anderer Kerl als Sie. Keine zwanzig Franken und nicht über den Simplon — keinen Schilling hatte er, er hatte sich beim Laden nützlich gemacht und sich dann im Schiff versteckt. Als der Dampfer losgeworfen hatte und der Lotse fort war, kam er aus der Baumwolle heraus und bot sich in der Küche gegen freie Überfahrt nach Adalia zum Kartoffelschälen an. Das würden Sie wahrscheinlich nicht fertig bringen, Sie Held! Können Sie überhaupt Kartoffeln schälen? Er war ein Doktor, sagte er, er wolle nach dem Examen ‚ein bißchen die Welt sehen'. So war er durch Italien gelaufen und, weiß ich auf welchem Wege, nach Ägypten gekommen. Jetzt hatte er noch Kleinasien ‚anzusehen'

(sehen Sie, das war ein schönes, leichtes, deutsches Wort!), Konstantinopel natürlich und den Balkan, vielleicht ein Stückchen von Mütterchen Rußland, und wollte dann rechtzeitig zum Anstellungstermin in Stuttgart sein, um ich weiß nicht was zu werden. Er hatte Zähne wie ein Neger und gesundes Haar wie unser ewig barhäuptiger Kutscher Gregor. Er ließ sich von meinem Vater, dem Fürsten, nach vielem Bitten meines Herrn Vaters, ein Pfund aufreden, das er von seinem ersten Gehalt zurückzahlen wolle. Was er dann natürlich auch tat, der Pedant. Mit dem hätte ich damals schon Freundschaft geschlossen, wenn der Vater nicht bei mir gewesen wäre, denn der Vater, müssen Sie wissen, mein Herr, dachte gleich, das könnte eine Heirat werden usw. Ach, der Gute, er weiß wenig von einer Europäerin. Überhaupt! . . . Und was tat der junge Doktor? In Adalia hat er mir so viel Blumen und die herrlichsten Früchte aufs Schiff geschickt, die haben das ganze Pfund gekostet. Ja, solch ein Mensch war das! Ein feiner Kerl! Aber er war glücklicherweise kein Philosoph wie Sie, er wollte Brückenbauer oder Architekt werden. Ob nicht Diogenes auch ein vorläufiger Deutscher war? Oder jener herrliche Bias, der ‚alles, was er hatte, bei sich trug'? Das war jener abgerissene Doktor, ein Weltmann! Und er sprach nicht von den Rätseln des Daseins. Warum denn auch von etwas sprechen, wenn man viele Worte macht? Wir würden ja mit offenem Kopfe herumgehen, wenn wir keine Worte hätten, das peinliche Loch zu füllen. Nur durch die Sprache unterscheiden wir uns von den Tieren. Also dann sprechen wir. Das erste ist: zu sagen, was wir denken. Und das zweite ist: nicht zu sagen, was wir denken. Was geht es jemanden an? Unsere Seele ist schon offen genug. Unsere Augen können wir nicht immer schließen. Die Menschen schauen uns schon viel zu tief in die Seele. Namentlich Sie Großäugiger sollten das bedenken. Sie haben so schrecklich ehrliche und gute Augen (wenn sie auch grün sind). Ihre Seele ist viel zu kostbar. Wir reden und reden und halten die Dummen und Groben zum Narren. Bei den Klugen gelingt das ohnedies nicht. Man muß nur alles im Herzen haben — verzeihen Sie, daß ich so unanständig bin", rief sie und errötete. „Wenn Sie aber jetzt nicht bald zu Tisch kommen, dann falle ich Ihnen hier tot zu Boden! Übrigens, was ich auslege — es ist alles schon abgemacht — das müssen Sie mir zurückgeben. Ich hab's auch nötig. Später einmal. Und nach dem Essen werden Sie sich gleich eine Stunde schlafen legen. Sie sind ja abgehetzt und mager wie ein Jagdhund. Sie werden im Dormitorium bei den Mönchen schlafen müssen. Auch die Nacht. Ich werde derweil gehen und suchen, ob ich Enzian finde. Oder kommt der hier oben nicht mehr vor, Herr Naturforscher?" Sie führte ihn, halbschritts vorausgehend, unwiderstehlich nach dem Tore.

Vor der ersten Stufe stand er, den einen Fuß darauf, auf dem andern lastend. „Weißbrot," stöhnte er, „warum verfolgen Sie mich?" Sie stand, schön wie sie war, auf der zweiten Stufe. Sie kehrte sich ihm ganz zu. „Ich verfolge Sie nicht. Das Wort können Sie in Ihrem ersten dramatischen Versuch brauchen. Übrigens sollten Sie doch über Schiller und Hebbel hinaus sein. Ich *verfolge* Sie nicht, ich folge Ihnen — bis ans Ende der Welt. Ich habe Hunger wie eine Schlange nach dem Winterschlaf."

Er schnappte nach der Hand der eilig sich Wendenden. Er wollte sie küssen. Sie wehrte es nicht, aber sie sah ihn sehr ernst an: „Warum denn das? Das hat jener Doktor in Adalia nicht getan. Bitte, kommen Sie . . ."

Er hob die Schultern und ließ die Hände wider die Weichen fallen. Folgte hinein. Der Hund folgte auch, im Hinauftreten zeigten sich seine Schulterblätter.

* * *

Über dem Essen hatten sich Rüdiger und Weißbrot aber wieder gezankt. Rüdiger führte das Rad aus dem Tore, Weißbrot entwirkte es leicht seinen Händen, lehnte es, nicht ohne Bekundung des Ekels vor dem Vehikel, an die Mauer. In Fetzen gerissen war das seidene Tüchlein. „Sie haben so ungeheuer viel recht, daß es schon unrecht wird, Weißbrot. Sie überschwemmen mich mit Ihrem Recht. Man kann auch jemanden mit dem Gegenteil von Hungernlassen umbringen. Recht ist noch lange nicht richtig." — „O Sentenzenredner! Antithetiker! Sie Schiller! Nietzsche! . . ." — „Vergessen Sie nicht: Trappist! Pedant!" — „Ja, und Dickblüter! Dickkopf! Dickhäuter!" Sie klingelte wild mit der Schelle des Rades, daß ob des sehr ungewohnten Lärmens die Bernhardiner aus dem Flur in das Tor traten, die Köpfe übereinander legten wie die Tiere in gepferchten Hürden.

„Hier ist mein Trinkglas, Weißbrot. Zerschmeißen Sie es, es wird Ihnen gut tun."

Sie tat es sogar. Das Glas zerschellte. Aber dann ärgerte sie sich wild über sich, die Tränen überquollen, sie rief: „Sie haben mich so in der Gewalt. Sie können mir sogar befehlen, mich lächerlich zu machen. Ich habe nichts Eiligeres zu tun . . ."

„Sie sind herrlich, Weißbrot! Sie sind anbetungswürdig! Frau! Heilige! . . . Ich liebe Sie, liebe Sie, liebe Sie, Weißbrot —." — „Schreien Sie es doch hinaus! Telegraphieren Sie es nach Norden und Süden! Lassen Sie's in die Zeitungen setzen! Liebe ich Sie denn nicht? Muß man das denn aussprechen? . . . Bilden Sie sich nichts ein! Ich mache Worte wie der Berg Schneegestöber. Was sie bedeuten, ist meine Sache."

Die Hunde waren über den Klingellärm beruhigt, und da sie die Aufregung nicht für so wichtig nahmen, wie wenn ein Mensch am Berg im Schnee vermißt wurde, verliefen sie sich allmählich zurück.

„Weißbrot," seufzte er, „könnte man Sie doch einmal bei einem vernünftigen Worte fassen." — „Ich hasse die vernünftigen Worte! Sie sollen mich bei nichts fassen, nicht bei einem Worte, bei gar nichts . . ." — „Ja, aber was soll ich denn, Weißbrot —?"

Plötzlich schloß sie die Augen, legte überwältigt den Kopf zurück, Gebärde mächtiger als die Trugmiene ihres Trotzes, aus dem Thule ihrer Seele . . .

Was verstand er von der Sprache des Unwillkürlichen? Verzweifelt rang er die Hände, die Finger knackten. . . . Jetzt drehte sie den Kopf leicht herüber und sagte sachlich: „Sie sollen mich in Ruhe lassen."

„Aber ich bitte Sie ja unausgesetzt nur darum, es zu dürfen!" — „Bitte, Sie dürfen. Was dürfen Sie Mächtiger denn überhaupt nicht? Ein Mann, und nicht dürfen? Wenn ich ein Mann wäre, ich würde mir alles erlauben. Männer dürfen alles. Man kann sie beneiden. Wenn ich nicht eine Frau wäre, möchte ich lieber — ein Pferd sein als ein Mann!"

Er lachte. „Sie lachen auch noch!" rief sie zitternd.

„Weißbrot, lassen Sie mir ein Jahr. Oder zwei. Ich bin noch kein Mann. Ich bin noch ein Junge. („Werden Sie's doch! In fünf Minuten!" flüsterte sie.) Geben Sie mir ein Jahr oder zwei." — Oh, ich gebe Ihnen fünf, zehn, zwanzig. Bitte, verfügen Sie. Übereilen Sie sich nicht. . . Lassen Sie sich nur Zeit." — „Ich werde irgendwann einmal von mir hören lassen . . ." — „So, Sie werden irgendwann einmal von sich hören lassen! Was Sie nicht sagen! Und die arme, kleine Fürstin Anna wird warten, bis der Herr ein großer Dichter geworden ist, den man im Murman bei den Robbenschlägern und auf den Wolgaschiffen nennt, und er wird sich an Genf und seine grünen Jahre nicht ganz unhold erinnern und der kleinen Anna eine Karte mit seinem Bilde und dem monumentalen Namenszug schicken." — „Der Hohn ist zu billig, Fürstin, und Ihrer nicht ganz würdig. Sie können viel

tiefer verletzen." — „Wie?" rief sie, „ich verletzen? Nicht möglich!" — „Es tat nicht weh. Nicht die Pfeilschneide des Indianers tut weh, aber das Gift, mit dem sie bestrichen ist." — „Ich danke Ihnen. Ich danke tausendmal. Sie sind gut. Ich bin auch nicht böse. Verzeihen Sie — aber wenn Sie glauben, die russische Anna spinnt nun jahrelang die Treue am Rocken wie das deutsche Gretchen, so irren Sie, mein Herr." — „Ich glaube es nicht nur, ich fürchte es fast." — „Unverschämter!" — „Ach, holdes Weißbrot . . ." — „Sie fürchten es, sagten Sie? Sagten Sie: fürchten? Ich bin Ihnen lästig? Sie fürchten sich vor meiner Treue? Und würden Sie denn nicht treu sein? Nicht ein kleines bißchen treu sein können? Ich bin zu welterfahren, um viel Treue von den Männern zu verlangen, den erbärmlichen; aber würden Sie denn nicht ein ganz klein wenig, etwa eine Woche oder drei Tage treu sein können? Würden Sie Anna denn wirklich schon am nächsten Tage vergessen in den Armen einer andern —? Wer ist sie? Wie heißt sie? Wo wohnt sie? Ich reise hin! Ich töte sie! Nein, ich zerstöre ihr das Gesicht mit einer Säure . . ." — „Sie lebt nicht, Weißbrot. Ich habe niemandem treu zu sein — aber ich habe mir selbst treu zu sein."

„Das ist ein Wort aus Ihrem zukünftigen Drama oder Roman. Wie können Sie so ungeschickt und grob reden! Wer sagt, daß er sich treu ist, der sagt ja schon, daß er sich untreu war. Ein wirklich Treuer kennt das Wort Treue nicht. Die Treue d e n k e n ist ja schon untreu. Und s i c h treu sein, welche Phrase! Kann man sich untreu sein? Ich bin mir nie untreu. Warum soll ich mir untreu sein? Ich bin zufrieden wie ich bin. Ich liebe mich selbst. Jeder anständige Mensch liebt sich selbst. Wer sich selbst nicht liebt, kann auch andere nicht lieben. Oder es ist nichts wert. Ich bin nun so. Finden Sie mich häßlich, wenn Sie wollen, ich . . . ich finde mich auch oft häßlich . . ."

„Klagen Sie sich nicht an, Weißbrot. Wer besteht, wenn Sie nicht bestehen? Ich wünsche mir Ihr jüngstes Gericht. Aber auch der Ungute — in gewissem Sinne, verstehen Sie — muß sich treu sein. Wir aber sind verirrt und verwirrt. Wir haben uns so oft um uns selbst gedreht, daß wir unsere eigenen Spuren auf dem Platze zerstampften und die Richtung verloren haben. Und der Himmel ist ohne Sterne . . ." — „Schön ist, was Sie sagen", seufzte Weißbrot. — „Gestern sagte ich, daß die Natur besser mit uns Bescheid weiß als wir selbst, als unsere Vernunft . . ." — „Mißtrauen Sie der Vernunft nicht! Denken Sie an die Warnung Mephistos!" — „Ich mißtraue auch der Vernunft. Sie steht richtungslos. Die Natur in uns aber weiß Bescheid, wenn auch wir es noch nicht wissen. Eines Tages wird sie es uns sagen. Und sie sagt es meist, wenn wir selbst nicht daran denken, wenn wir uns aufgegeben haben — christlich heißt das: demütig geworden sind — in einem Schrecken oder in einer Leidenschaft . . ." — „Sprechen sie nicht von Leidenschaft!" — „Ich spreche von dem, was wahr ist: in einem Schrecken, und wenn es keine Leidenschaft sein soll, in einem Schmerz. In einem Verzicht. In einem Abschied, oder was immer." — Sie verfärbte sich. „Abschied?" — „In allem, was übermäßig weh tut. Oder auch, was übermäßig wohl tut. Denn das berührt sich. Ist manchmal dasselbe. Darin zeugt sich etwas. Wir sind uns schon viel näher, sehr nahe gekommen, scheint mir, Weißbrot . . . (Man sah ihr an, sie meinte es auch, aber es zugeben —?!) Wir sind uns z u nahe gekommen. Sahen und lernten Sie es nicht auch in der Schulstunde: das Feuer springt über bei einer gewissen Nähe, aber auch einer gewissen Ferne der Pole. Kommen sie zu nahe, so werden sie einer und laden sich mit der gleichen Kraft." — „Pfui, wie anschaulich!" — „Verzeihen Sie, ich kann nicht anders. Manchmal, wenn Worte zwischen Menschen hilflos geworden sind, dann gehen die Augen ihnen über . . ." — „Übergehende Augen, wie abgeschmackt und schamlos! Sie s o l l e n so nicht reden!" — „Ich soll, was ich

muß. Sie werden jetzt schweigen. („Ich schweige ja schon . . .") Wenn die Menschen schweigen, redet e s in Ihnen." — „Es? Wer ist e s?" — „Sie sagten, Sie schwiegen schon. ‚Es', das ist das Unbekannte . . ." — „Ich fürchte ‚es'!" — „Fürchten Sie es. Wohl! Vielleicht ist die Furcht vor ‚es' die Gottesfurcht, denn ‚es' ist Gott, die Natur, das Gewaltige, das, was mächtiger ist als wir . . ." — „Sie sagten das schon einmal!" — „Man darf es tausendmal sagen. D i e s e Wiederholung ist nicht schimpflich. Sehen Sie, wir sind an dem Punkt zu warten, daß ‚es' redet. O b es redet. Denn wir wissen es nicht. Wenn ‚es' aber redet, dann ist unsere Rede unnütz." — „Ja ‚Bibel'! Jawohl!" — „Entweder Sie lassen mich reden . . ." — „Ich bitte Sie," sagte sie ganz sanft und zahm, „sprechen Sie weiter . . ." — „Sie haben mich aus dem Gleise geworfen," sagte er verärgert, „meine Stimmung ist hin . . ." — „Ach, ich bin böse. Wie kann ich Sie wieder gut machen? Soll ich einen meiner Zöpfe abschneiden? Befehlen Sie, ich tu' alles, um Sie wieder bei guter Laune zu kriegen."

„Ach, Weißbrot," lächelte er, „Sie machen doch mit mir, was Sie wollen." — „Ich —? Mit Ihnen —?" staunte sie. „Und was ich will? Ich habe es mir leichter gedacht. Sie unterschätzen — mich. Ich stelle ganz andere Ansprüche." — „Man muß höllisch aufpassen mit Ihnen, Weißbrot . . ." — „So burschikos brauchten Sie mit mir nicht zu werden —"

„Ja, wir wollen es lieber aufgeben . . .", resignierte er. — „Nein, nicht aufgeben!" rief sie lebhaft; „denn jetzt sind wir quitt. Ich habe Sie gekränkt, Sie haben mich gekränkt. Also — soll es gut sein?" lächelte sie hold.

„Es soll, natürlich soll es gut sein", sagte er. „Aber aus der Stimmung und dem Zusammenhang haben Sie mich doch gebracht." — „Ich will Sie wieder hineinbringen — in den Zusammenhang. (Denn das andere zu können, schmeichle ich mir nicht.) Wo standen wir? Was sagten Sie doch . . . was sagten Sie doch . . . Sie sprachen — aha, von dem abscheulichen ‚es', entschuldigen Sie. Also Sie sagten" (den Finger an der Nase): „Wir müssen warten, ob ‚es' redet. Denn ob ‚es' es tut (schwierig für die Zunge!), wissen wir nicht. Wenn ‚es' es (man gewöhnt sich!) aber nicht tut, wenn ‚es' aber nicht redet, dann ist unsere Rede unnütz. — Bitte fahren Sie los, der Wagen ist vorgefahren, Gregor knallt mit der Peitsche!"

„Ja, Sie verstehen es, Weißbrot, einem gute Laune zu machen. Ich will in Ihren Spaß einsteigen und fortfahren. Aber Sie würden sich doch irren, wenn Sie glaubten, daß nun auch mein Gedanke spaßig würde. Ich habe etwas sehr Ernstes zu sagen, und wenn Sie es ernst anhören können, so tun Sie es." — „Sie es! Wieder das schreckliche es. Und tut auch dem Ohre weh. Warum sagen Sie nicht: so tun Sie's." — „Ja, kleiner — Pedant . . ." — „So ist's schön! Sich nichts gefallen lassen!" Sie klatschte in die Hände.

„Liebes Weißbrot, ich möchte nun weiter sprechen. Ich bin auch wieder in Stimmung. Und dann müssen wir ein Ende finden . . ." — „Ein Ende? Von was?" Sie griff, wo ihr Herz war. — „Sie werden es sehen. Lassen Sie mich jetzt fünf Sätze, ohne mich zu unterbrechen, sprechen. Versuchen Sie, ob Sie es können." — „Ich will versuchen", flüsterte sie.

„Ich sagte, wenn ‚es' (sie schauderte leicht) aber nicht redet, dann ist unsere Rede unnütz. (Sie wollte etwas einwerfen.) W e n n aber ‚es' redet, dann ist der Himmel geöffnet. (Sie warf die Hand auf ihren Mund.) Dann sprechen die Propheten, und Beethoven findet sein Cis-Moll-Motiv. Dann erschauern die Herzen. Oder das Schicksal von Menschen vollendet sich. Wortlos. Das Schicksal und Worte? Lächerliche Verbindung!" — „Schreckliche Worte: Schicksal, Propheten!" brach sie aus. — „Verzeihen Sie mein Pathos, ich würde es lieber banal sagen. Aber es sagt sich nicht banal. Sie würden es auch so sagen, wenn Sie überhaupt

den Mut hätten, es zu sagen. Was nicht zugleich selig und furchtbar ist, lohnt nicht den Zungenschlag. Das übrige ist Wind. Das Schicksal — wenn sie ein anspruchsloseres Wort wissen, sagen Sie's bitte, ich warte — — — also dann: das Schicksal ist ans Geschehen geknüpft. Es muß irgend etwas geschehen . . . irgend etwas geschehen . . ." — „Etwas — muß — geschehen —?" flüsterte sie ohne Ton, die Augen groß. „Was muß geschehen —?" — „Ich weiß nicht, was geschehen muß", sagte er, die Augen am Boden. — „Lawinensturz? Erdbeben? Kaisers und Zars Ermordung?" versuchte sie vergnügt zu sein. — „. . . . Mit uns, Weißbrot", sagte er schlicht und leise. Sie erzitterte.

„Darum leben Sie wohl, Fürstin Anna. Ich weiß nicht, ob wir uns wiedersehen. Ich muß Sie verlassen . . ."

Weißbrot brach in lautes Schluchzen aus, fassungslos wie eine Bäuerin, setzte sich nieder auf die schmutzige Treppe. Auf ihren Klagelaut erschien der Bruder Tier- und Türhüter in der Pforte. „Er will mich verlassen, Bruder!" rief Weißbrot.

Rüdiger sprang die Treppe hinauf, einen Befehl für den Bruder auf den Lippen. . . . Aber der Mönch kam ihm zuvor, halblaut: „Ein solches Mädchen wollen Sie verlassen? Sind Sie bei Verstand?" Rüdiger aber sagte laut: „Die Dame wird morgen mit der Paßpost ins Wallis zurückreisen." Sprang aufs Rad und fiel hinab nach Italien.

Weißbrot trocknete die Tränen, trat in die Straße und winkte dem Absinkenden nach, der sich nicht umsah. Dann kam sie zurück, sah aber gar nicht mehr traurig aus . . .

* * *

Palace Hotel, Terminus, Centrale, Bristol, Splendid oder wie Hotels solchen Zuschnitts zu heißen pflegen — aufdringlich, gewaltig, kostbar, feurig überfielen die Riesenlichtbuchstaben, wer aus dem Bahnhof trat. Nein, die Häuser kamen für ihn nicht in Frage. Auch nichts in der Einfallstraße in die Stadt. Er schlug sich schnell — betreten und schamvoll, manchmal empfindet sich Armut als Sünde — aus den Lichtflußbetten in dunkle Seitenkanäle. Die Gasse Schacht und Schlucht. Der Laternen drei. Viel Welt lernte die nachts in großen Städten Unterkunftshäuser abschätzende Armut. Da — albergo dell' amicizia — unser Fall! Rot die Laterne über der Tür. Er betrat ahnungslos das Haus.

Ein Raum mit Tischen, eine Diele, leer. Eine Formsache. Offene Treppen stiegen in dunkle Höhe. Lachen von oben. Eine dicke Wirtin nahm erstaunt Essenbestellung entgegen. Von oben lugte ein Frauenkopf her. Rüdiger empfand ein Regelwidriges, Fremdes, vielleicht Gefährliches. Armut behauptet sich auch gern. Der Nüchterne trank durstig und hastig Wein.

Beklemmung verschwand, Mut erhob sich. Das Abenteuerliche der Reise mischte sich in leichten Weinrausch. Noch brannten von durchfallener scharfer Gletscherluft die an feinen Linien geborstenen Wangen. Laufbilder der Fahrt rollten im Gehirn ab: der heftige Absturz des Passes auf steilerer Südseite; gefahrvolle Fahrt unter lockeren Lasten der Bergmauer zur Rechten, Kampf gegen die Anziehungskraft des Abgrundes zur Linken; Zollhaus und erste lotterige Osteria; schäumende Grünwasser in roten Kalkschluchten, Turbinenkrafthäuser, Ausfahrtslärm des entgegenbohrenden Tunnelstumpfes; Werkzüge mit Schotterloren, Arbeiterheere, fußtiefer Staubmull zermürbter Straßen, aber in Reiserausch alles festlich, einmalig; die Berge verflachen, Hausdächer verflachen, offene Türen, die erste Zypressenflamme, Weinlauben im breiten Tocetal; das Wunder des Sees.

Wunder an Wunder, rosenkränzig gereiht. Phantastische Inseln, schloßreiche, gärtenvolle. Zierpyramiden auf bleichen Marmorterrassen, Steinbilder, Zypressen-

haine. Abendwind flockte beklemmende Duftwolken wie Ballen auf den erregt, fast über die Kraft Pedalenden. Rotrosig überhangene Villen ockergelber Mauern, offen schwingende Glocken auf weißen Turmstühlen, grüne Kapellen in braunen Rebenterrassen einer nach der Sonne geordneten Architektur der Hügel. In hallenden städtischen Ortsgassen pflastertrippelnde Tauben. Übermütig suchte er eine zu überfahren — es gelang ebensowenig, wie es der bösen Welt gelungen wäre, Weißbrot Schaden zu tun. Paradies die Landschaft, Traum die Reise. Die Abendsonne verblutete sich über rosig schimmernden Schneefeldern der Himmelsgrenze.

Ein finsterer Bahnzug in lombardischer Ebene. Und dann der feurige Schrecken großnamiger Hotels. Tasten nach den wenigen Franken in der Tasche. Furchtbares Suchen in schwarzen Gassen. Wilder Hunger und durstiges Tauchen in roten Wein.

Da saß er in albergo dell' amicizia. Hatte hastig gegessen. Die Nerven fluteten.

Die stumme Mutter, noch nicht vom Staunen erholt über den merkwürdigen Gast, räumte ab. Winkte dann energisch nach oben. Fremdländische Mädchen rauschten herab, volle Laute einer tönenden Sprache umlockten ihn.

Mancher Jüngling fand sein erstes Liebesereignis, das in schamzerquälter Erinnerung wie Wunde brennt, aus anständiger Furcht, unmännlich zu erscheinen. Plump und barsch verjagte Rüdiger die Frauen. (Aber fühlte wohl, wie seltene Reise Hemmungen und Instinkte löst.) Die Mädchen verzogen sich hinauf. Barbaro!

Die Wirtin machte Miene, ihn auf die Straße zu werfen. Was er denn wolle? — Essen, trinken, schlafen . . . albergo! — Er hörte die Worte: Terminus, Bristol und erschauerte. Dann saß er einsam in beruhigter Diele. Die Mutter vor dem Flaschenaltare gähnte herzhaft und gesund. Ein goldvolles Gebiß mit marmornen Zähnen vor dunkler Höhle klappte.

Wagen rollten draußen vor. Laute Jünglinge, theaterheiß, lärmten herein. Das Frauenheer von oben flutete entgegen. Gemalte Mädchen hängten sich um zylindergroße Kavaliere, hingen auf Stuhllehnen, ritten auf Männerknien. Flaschen knallten. Gerüche scharfer Getränke stiegen auf. Plötzlich richtete eine Phalanx von Augen Blickspeere auf ihn.

Stürmisches Gelächter! Lebemännische Mitternachtssprache in lotteriger Stadtmundart. Es fielen Worte: Sant' Aloisio, castità, monaco (nein, nicht Mönch! Bei Gott nein!). Noch einmal barbaro — und er war keine belachenswerte Merkwürdigkeit mehr. Der Schwalch von Frauen und Männern verrauchte. Ungepaarte Nachzüglerinnen wandten letzte Blicke an ihn. Jetzt war er der Wirtin als komische Sensation willkommen. Sie setzte ihm unaufgefordert, unbezahlt neuen Wein vor.

Oben sang, lachte, lärmte es. Türen knallten, das Haus bog sich unter wildem Getriebe. Die Flut erregender Unbekanntheiten stieg hoch, überschlug ihn. Die Hand zitterte am Glase.

Ein neuer Wagen rollte vors Haus. Keine neue Verhöhnung! Kein Heiliger-Aloisius-Schimpf mehr! Nicht noch einmal komische Sensation und nicht mehr barbaro! Nicht mehr barbaro . . . er sprang nach oben. Gentiluomo! lobte die Wirtin hinterher.

Finsterer Flur voll furchtbarer Gerüche. Blumenöle, tropische Pflanzen, exotische Tierexkremente, auch desinfizierende Medikamente. Rüdiger fiel über Trittchen in gepolsterte Stuben, von Gesellschaften bevölkert, wo sybaritisch-umständliche Einleitungen eindeutiges Ende der Spiele verzögerten. Gepuderte Arme griffen nach ihm, anerkennende Ecco- und Bravo-Rufe der Kavaliere. . . . Nein, nicht vor anderen! (Aber nichts hätte ihn mehr aufgehalten, er war nicht weniger entschlossen, als jeder dieser Zierbengel.) Zurück in den Flur, Volk freundlicher Mädchen, Nacht und Gedränge. Eccomi Maria! Eccomi Marcella! . . . blindes

Wählen im Finstern — aber das ergriffene Armpaar wurde von fremden Händen abgedrängt, die neuen Arme errafften ihn fest — der Geschlecht wollte, Person mochte ihm gleich sein! — und rissen ihn schnell in eine finstere Kammer. Riegel und Nacht.

Entfesselt und kühn. Entbunden entband er. Seine Hände zitterten auf bloßer Haut. Schmerzfrohes Getümmel. Er bemächtigte sich der Frau, sie ungeheuer erschütternd.

Aus einem Fenster der Gasse drüben leuchtete das Feuerwerk eines nächtlichen Pietro- oder Paolonamensfestes auf und erleuchtete die Kammer.

„Weißbrot??!!"

Die girandola erlosch.

„Ich bin es doch, Anna. Fühltest du es nicht?"

Er tastete nach Licht. — „Kein Licht! . . . Die Nacht ist groß . . ."

„Weißbrot! Anna! Was ist möglich?" — „Daß du nicht zu den unsauberen Mädchen gingst."

„Das hast du getan —?" — „Ja, warum soll ich das denn nicht tun?" — „Das hast du g e t a n ? G e t a n ? Das Heilige geschah mir. Das hast du getan . . ."

„Was hab' ich getan? Freilich, die Lombardei alarmiert. Alle Täler wurden bewacht. Kettenpost vom Simplon bis zum See. Alle Pferde des Tocetales gemietet. Aber du warst schneller. Männer in allen Bahnhöfen bis Mailand. Hier sah man dich aus der Station treten, man folgte dir und unterrichtete mich. Ich wohne im Terminus. Dann fuhr ich her."

„Das hast du getan! Anna, Weißbrot, Fürstin . . ." — „Warum soll ich dich auch lassen?"

Er badete ihre kleinen Brüste mit seinen Tränen. —

„Hör', Rüdiger, von jetzt an wollen wir uns aber nur während des Vormittags zanken. Nachmittags sind wir friedlich. Ja?"

Der Genossenschaftssozialismus in alter und neuer Fassung

Von

Irmgard Feig

Als in den 80er und 90er Jahren mit dem beginnenden Maschinenzeitalter und der aufblühenden Industrie aus dem scharfen Gegensatze zwischen Kapitalisten und Arbeitern der Sozialismus aufzuleben begann, der als rettende Brücke die Kluft überspannen und von der Krisis einer Überproduktion zu einem idealen Systeme gleichmäßigen Wohlstandes und gleichmäßigen Glückes führen sollte, da war es gewissermaßen natürlich, daß die Vertreter der Sozialisten, unter ihnen besonders Marx und Rodbertus, das Heilmittel in einer V e r s t a a t l i c h u n g der Produktionsmittel suchten; denn es war das Zeitalter des Staates, dessen Seele durch Hegels Lehre von der göttlichen Staatsidee wachgerufen war und der durch eine machtvolle Monarchie, durch Einigkeit und Reichtum nach außen als kraftvoller Organismus sich durchzusetzen verstand. Aber der Staatssozialismus, den Marx als ein naturnotwendiges Ergebnis an das Ende seiner Entwicklungsreihe setzte, heute hat er Schiffbruch gelitten und mit ihm die materialistische Auffassung der Ge-

schichte. Bei der Revolution vom 9. November 1918 handelte es sich nicht „um eine von innen heraus entstandene Krisis der Überproduktion", wie Marx sie vorhergesagt hatte[1]), „sondern um eine von außen erzwungene Krisis schlimmster Unterproduktion", nicht so sehr um den Zusammenbruch eines Wirtschaftssystems, als um den eines Staatssystems, hervorgegangen aus der stärksten Aufbäumung des Individuums gegen den Staat. Darum hat man heute eingesehen, daß die Verstaatlichung der Produktionsmittel kein Ziel, sondern ein Mittel bedeutet, und während Marx noch Staatssozialismus und Privatkapitalismus gegenüberstellte, wird heute beides als Kapitalismus abgelehnt. Eine andere Idee bemächtigte sich der sozialistischen Führer der Gegenwart: die Idee der Vergesellschaftung, der Genossenschaftssozialismus, der in Fourier, Lassalle, Otto Bauer, Möllendorff, Wissell seine theoretischen Vorkämpfer gefunden hat.

In Zeiten grundlegender Umwälzungen, in denen aus den Tausenden von neuen Theorien, Utopien und Idealen heraus so schwer ein Weg zum Lichte zu finden ist, sollen die folgenden Betrachtungen es möglichst vermeiden, sich mit Theorien zu beschäftigen, bietet es doch vielleicht eine größere Möglichkeit, aus einer Untersuchung praktischer Experimente auf dem Gebiete des Genossenschaftssozialismus dessen Wert und Mängel zu erkennen. In den folgenden Ausführungen soll nun auf die Persönlichkeiten und Werke dreier Praktiker eingegangen werden, auf Robert Owen, Jean Baptiste Godin und Ernst Abbe, deren Versuche den Genossenschaftssozialismus als Kampfmittel gegen das Kapital und später als Kampfmittel gegen den Großbetrieb darstellen.

Während in Frankreich die Schrecknisse der großen wirtschaftlichen und politischen Revolution sich abspielten, die den geknechteten Bourgeois aus seinen Ketten befreite und eine neue versklavte Klasse entstehen ließ, die die Rolle des Amboß in der Welt spielen muß, war in England diese vierte Klasse des Proletariats im Laufe der großen industriellen Revolution bereits herangewachsen. Es ist der rasche wirtschaftliche Aufschwung, der am Ende des 18. Jahrhunderts infolge der verbesserten Verkehrsmittel, der Eröffnung der Kolonialmärkte und der Ausnützung der Bodenschätze einsetzt und England in die beiden großen gegensätzlichen Klassen der Kapitalisten und Arbeiter spaltet, die jahrhundertelang im Kampfe miteinander liegen. Das Elend der allmählich wachsenden industriellen Reservearmee haben die Sozialisten genug und in den krassesten Farben geschildert. Aber dem Tiefstand der unterdrückten Klasse auf der einen Seite steht eine geniale Erfinderkraft, eine erfolggekrönte Unternehmertätigkeit gegenüber, und, gleichsam zusammengeschmolzen aus den Eigentümlichkeiten dieser beiden Gegensätze, tritt uns der Geist R. Owens, aus seiner Zeit emporgewachsen und sie zugleich überragend, entgegen: Auf der einen Seite der geniale Erfinder und Unternehmer, auf der anderen Seite ein Kind seines Volkes, vertraut mit dem Kampf um die notwendigsten Existenzbedürfnisse und voll Mitgefühl und Verständnis für die elenden Zustände und Schwächen seiner Zeit, zugleich zerstörend und heilend.

Das Zeitalter der Aufklärung ist es, das die geistige Grundlage zu Owens Wirtschaftssystem bildet und seine philosophische Weltanschauung bestimmt. Willensunfreiheit, Bedingtheit des individuellen Glückes durch das Glück der Gemeinschaft, Erziehung zu wahrer Erkenntnis als Voraussetzung allen Fortschrittes, bilden die Richtlinien seines Denkens und Handelns, und als charakteristisch erscheint uns seine Grundidee: „Jedes Kind kann in jeder Sprache, jedem Gefühl, jedem Glauben, jeder Sitte und Gewöhnung, die der menschlichen Natur nicht widerspricht, erzogen werden. Jeder Gemeinschaft, ja der ganzen Welt kann ihr Charakter von dem Besten bis

[1]) Schumacher, Gegenwartsfragen des Sozialismus, Schmollers Jahrb. 1920, 1. H., S. 6.

zum Schlechtesten, dem Unwissendsten bis zum Aufgeklärtesten durch geeignete Mittel gegeben werden." Der Gedanke von der unbeschriebenen Tafel der Menschenseele, der Umgebung und Erziehung erst den Stempel der Individualität aufdrücken, er legt hier wie später bei Marx und seinen Schülern die Keime zu der materialistischen Auffassung der Geschichte und einer wissenschaftlichen Begründung des Sozialismus. Es ist das Charakteristikum Owens wie so vieler Sozialisten, daß sie das Selbstinteresse, das Glück des einzelnen letzten Grundes als bewegende Ursache und Endziel betrachten und, wenn es einerseits ein Zeichen von Größe ist, daß sie selbst als bedeutende Persönlichkeiten die Leiden der Zeit stärker empfanden und den schweren und dornenvollen Weg, den sie gegangen sind, der Mitwelt gern ersparen möchten, so bleibt es andererseits ein Zeichen von Schwäche und ein Verkennen der sittlichen Bedeutung des Kampfes. Man kommt hier zu dem Resultate, daß ein sozialistisches System, von der Persönlichkeit seines Schöpfers zu abstrahieren, zu einer falschen Kritik führen würde. So kann man es bei Owen seiner großen Güte zuschreiben, daß er das Glück des einzelnen, welches zugleich das der Gesamtheit bedeuten soll, als sein Lebensideal betrachtet; bei späteren Vertretern aber nicht.

Nach seiner Lehrzeit begann Owen (geboren 1771) seine Laufbahn als selbständiger kleiner Meister in der Maschinen- und Baumwollindustrie; aber als er erkannte, daß das anbrechende Zeitalter der blühenden Baumwollenindustrie ungeheure Kapitalien erfordern würde, trat er als leitender Beamter in eine große Fabrik ein. Seine Tatkraft und sein Genie führen ihn eine rasch aufsteigende Bahn, die in der unumschränkten Leitung der Spinnerei in New-Lanark im Jahre 1800 ihren Höhepunkt erreicht. In dem Zeitraum von 28 Jahren, der sein dortiges Wirken umfaßt, geht Owen an die Verwirklichung seiner Ideen heran. Er erhöhte die Löhne der Arbeiter, verbot die Beschäftigung von Kindern unter 10 Jahren, verbesserte die Wohnungs- und Straßenverhältnisse und führte eine Fabrikreform durch, die den Grund zu der späteren allgemeinen Arbeiterschutzgesetzgebung bilden sollte, zu deren wichtigsten Bestimmungen die Herabsetzung des Arbeitstages von 17 auf 10 Stunden mit zweistündiger Pause gehörte. Es gelingt ihm kraft seiner Persönlichkeit, dem Arbeiter eine Umgebung und ein Leben zu schaffen, das durch keine Ausartung der neuen Freiheit eine Trübung erleidet, und das dem kommenden Geschlechte durch eine neugeschaffene Schule zur Charakterbildung und Erziehung gesichert werden soll. Wenn dem genialen Unternehmer zuerst noch der Aufstieg seines Unternehmens Selbstzweck war, so betrachtet er nun das Geschäft als Mittel. Daß ihm trotzdem ein glänzender Aufstieg seines Unternehmens und ein großartiger Erfolg seiner sozialpolitischen Tätigkeit Hand in Hand gehen, das erklärt sein wachsendes Ansehen und sein allmählich tiefergreifender Einfluß auf die Zeitbestrebungen. Dieser Einfluß macht sich in dem siegreich verlaufenden Kampf um den Arbeiterschutz in den Jahren 1818 bis 1847 bemerkbar.

Bei Owen kann man wie bei so mancher großen Persönlichkeit die Beobachtung machen, daß mit der Verwirklichung der ersten, leuchtendsten Ideale immer neue emporwachsen, die sich mehr und mehr von der Wirklichkeit entfernen, mehr und mehr den Charakter eines Traumes oder einer Utopie annehmen. Liegt es daran, daß in einer kurzen Lebensdauer nicht ein gewisses Maß an Fortschritten übertreten werden kann, oder liegt es daran, daß das vom Erfolg berauschte Genie immer Unmöglicheres fordert? Das Können des menschlichen Geistes reicht nicht so weit, objektiv die Grenzlinie festzulegen, wo Möglich und Unmöglich sich scheiden. Die wahre Grenze kann nur durch das Leben, den Verlauf der Geschichte selbst gezogen werden. — Die fortschreitende Entwicklung des Wirtschaftslebens führt Robert Owen zu dem Plane einer genossenschaftlichen Organisation der Arbeiter. Denn ein ganz neues Problem ist auf dem Boden der industriellen Revolution er-

wachsen: der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, der allmählich in einer immer tieferen Kluft auseinanderklaffte. Daß Owen dieses Problem erkannte und in seinen Gedanken sich mit ihm quälte, das macht den großen Sozialreformer erst zum Sozialisten. Denn es liegt klar auf der Hand, ein Gegensatz, der aus der innersten Struktur eines Wirtschaftssystemes sich entwickelt, kann durch bloße Reformen nicht beseitigt werden. Da bedarf es grundlegender Umwälzungen, da bedarf es eines ganz neuen Systemes. Dies ist die große Aufgabe, die R. Owen nun entgegentritt, und die er mit der Herausgabe seiner Schrift über das soziale System und der Zeitschrift „Ökonomist" in Angriff nimmt. Er kämpft gegen das individualistische Wirtschaftssystem, gegen den Profit am Kostenpreise, den er als die Ursache allen Elendes der Armen, der Gewinnsucht der Reichen und als Erreger des Klassenkampfes betrachtet. „Profit am Kostenpreise kann nur erzielt werden, wenn die Nachfrage dem Angebote gleichkommt oder dasselbe übertrifft, während die Interessen der Gesellschaft erfordern, daß das Angebot jederzeit die Nachfrage übersteige." Darin sieht er die zu verurteilende Organisation der bestehenden Wirtschaftsordnung, die er durch einen Austausch von Waren zum Herstellungspreise beseitigen will. Es ergab sich die Lösung zweier Hauptaufgaben: Erstens mußte er das Angebot an Waren der Nachfrage anpassen unter Vermeidung des Konkurrenzsystemes. Dieses glaubte er durch einen erzwungenen Verzicht auf Luxus und Mode und durch eine wissenschaftliche Erforschung der Bedürfnisse der Arbeiter erreichen zu können. Die zweite Aufgabe, eine rasche Ansammlung von Reichtum, die eine Versorgung der produzierenden Bevölkerung mit Werkzeugen ermöglichen sollte, ohne das Motiv der Gewinnsucht zu Hilfe zu nehmen, hielt er mit Hilfe des Genossenschaftsenthusiasmus für lösbar. Die genossenschaftliche Vereinigung, die eine gerechte Güterverteilung vornehmen könnte, den Gewinn am Preise beseitigte und die Güterproduktion verbilligte, werde das System sein, das die Charakterbildung förderte und die Menschen wieder zu Brüdern machte. Das ist der Grundgedanke in Owens neuem System, der, so idealistisch er klingt, ein Produkt materialistischer Geschichtsauffassung ist und auf seine Nachfolger einen starken Einfluß ausgeübt hat.

Es soll nun kurz das Wesen der Konsum- und Produktivgenossenschaften behandelt werden, die aus den Owenschen Ideen hervorgegangen sind. „Zunächst gesunde und nahrhafte Lebensmittel" zu schaffen, ist das erste Ziel, das genossenschaftliche Einkaufsvereine erreichen wollen. Mit Hilfe kleiner, wöchentlicher Beiträge werden sie errichtet, und ein Teil des Gewinnes wird dazu verwandt, Mitglieder zu beschäftigen und Kleidungs- und Bedarfsartikel anfertigen zu lassen. Die nächsten Ziele sind, wie es die Pioniere von Rochdale 1844 auseinandersetzten: „Das Erbauen, der Ankauf oder die Einrichtung einer Anzahl von Häusern, in denen die Mitglieder wohnen können, welche einander in der Verbesserung ihrer häuslichen und sozialen Lage beizustehen wünschen. Die Produktion solcher Waren, deren Herstellung die Genossenschaft beschließen wird, um den Mitgliedern Arbeit zu schaffen, welche arbeitslos sind oder unter wiederholten Herabsetzungen der Löhne zu leiden haben. Der Ankauf oder die Pachtung eines oder mehrerer Grundstücke zum Zwecke der Bestellung durch Arbeitslose oder schlecht bezahlte Genossenschaftler. Ferner, daß diese Genossenschaft sobald als tunlich dazu schreiten soll, die Produktion und Verteilung der Güter zu der Erziehung des Volkes und die Kräfte zur Erzeugung und Regierung zu ordnen, mit anderen Worten, eine sich selbst erhaltende Inlandskolonie mit Gemeinschaftsinteressen ins Leben zu rufen oder anderen Genossenschaften bei der Einrichtung derartiger Kolonien Hilfe zu leisten." Das Verteilungsproblem erwies sich auf einem anderen als dem von Owen ursprünglich gewollten Wege lösbar. Man verteilte den Gewinn in Prozenten der auf die Einkäufe verwendeten Summen auf die Käufer. Der Verkauf nach dem Selbstkosten-

preis hatte sich aus praktischen Gründen als unmöglich herausgestellt, so aber wurde der Überschuß über den Kostenpreis, den der Käufer zahlte, ihm in Gestalt eines Gewinnanteils zurückbezahlt. Der Verkaufspreis der Waren ist der gewöhnliche Marktpreis des Ortes, wo der betreffende Konsumverein sich niedergelassen hat. Was die Verwaltung und Verfassung anbetrifft, so ist das beschließende Organ die Generalversammlung, in der jeder das gleiche Stimmrecht besitzt, ganz ungeachtet der Anzahl seiner Kapitalanteile. Je ausgedehnter und größer die Geschäfte einer Genossenschaft sind, desto größere Macht gewinnt der Vorstand, der aus zwei oder drei Genossen besteht. Die Frage der Bezahlung wird verschieden geregelt und spielt in der ganzen Genossenschaftsfrage eine wichtige Rolle. Einerseits wollen Robert Owen und mit ihm seine Nachfolger den Individualismus, der durch den Gewinn am Preise angestachelt wird, durch die genossenschaftliche Vereinigung ausschalten, andererseits verkünden neuere Sozialisten, um den Schritt in die Gemeinschaft hinein möglich zu machen, müsse das Selbstinteresse durch Tantiemen und Gewinnanteile in den Direktoren und Angestellten der Konsumgenossenschaft angestachelt werden. Hier liegt das Fiasko der heutigen Sozialisten; der Widerspruch setzt ein zwischen der materialistischen Geschichtsauffassung, die den Menschen als ein Produkt der veränderten Wirtschaftsform neu hervorwachsen sieht, und dem Glauben an die Willensfreiheit, welche die Anlagen und Fähigkeiten, kurz, die Seele des Menschen für seine Handlungen und die von ihm geschaffenen Organisationen verantwortlich macht, oder anders ausgedrückt, hier liegt der Gegensatz zwischen Sozialismus und Demokratie.

Ist nun in den Konsumvereinen erst die eine Hälfte der Bevölkerung organisiert, so wird der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit nach Owens Ansicht erst dann in seinem Lebensnerv getroffen, wenn auch die Produzenten sich zu Genossenschaften zusammengeschlossen haben, welche die unmittelbare Kundschaft der Konsumvereine werden sollen. Die Konsumvereine müssen zu diesem Zwecke einen Markt bilden, auf dem der Produzent Arbeit gegen Arbeit umtauschen kann, d. h., sein Produkt wird dort nach seinem Arbeitswerte eingeschätzt und in Form einer Arbeitsnote bezahlt, für die er im Vereinsladen seinen Bedarf entnimmt. Die Arbeitsbörsen sollen diese Art der Güterverteilung und Einschätzung vornehmen, sie sollen die Vermittler sein zwischen Konsum und Produktivgenossenschaften, und dadurch die Nichtproduzenten, die Zwischenhändler ausschalten. Die Londoner Arbeitsbörse, in der Owen seine Theorie verwirklichen will, hielt sich nur so lange, als seine Persönlichkeit dahinter stand, scheiterte aber, als ihre Leitung in die Hände der Arbeiter überging. Die nun kommende Periode in Owens Leben, die ihn zum Kommunisten werden ließ, ist der Niedergang und erweckt nur in Anbetracht seiner Persönlichkeit Interesse. Von seinen Schöpfungen behielten nur jene dauerndes Leben, die gleichsam aus dem Geiste der Assoziation, der die damalige Zeitströmung beherrschte, hervorwuchsen: die Genossenschaften und Gewerkvereine, die als Reaktion dem einseitig ausgeprägten Systeme des Kapitalismus entsprangen und die Menschheit einen Schritt höher führten. So, im Rahmen seiner Zeit betrachtet, erscheint Robert Owen mit Recht als der Prophet, als den ihn seine Schüler hinstellen.

Während Robert Owen durch eine großzügige gesamte Umgestaltung des Wirtschaftssystems die Mängel des alten beseitigen wollte, beschäftigen sich J. B. Godin und Ernst Abbe allein mit dem Probleme der Verfassung des Großbetriebes. J. B. Godin (geboren 1817) ist ein Schüler Fouriers und ein armer Dorfhandwerker, der durch erfolgreiche Erfindungen in der Gießerei — Eisenguß statt Blech — sich zum Besitzer einer großen Eisengießerei in Guise heraufarbeitet und dort ein Familienheim errichtet, indem er mit praktischem Wirklichkeitssinn die Ideen aus Fouriers Schriften herausgreift, die ihm realisierbar und von segensreicher Wirkung

zu sein scheinen. Er begann 1859 mit der Errichtung seines Familistère, aus dem er zunächst eine Kommanditgesellschaft macht. 1880 wird die Fabrik mit 4½ Millionen Kapital in eine „Gesellschaft" umgewandelt, d. h., die Fabrik wird alleiniges Eigentum der Arbeiter, Angestellten und ihrer Erben, und Godin, den man allmählich ausbezahlt hatte, wird aus dem Fabrikherrn zum Verwaltungsdirektor. Die Leitung liegt in den Händen des Verwaltungsrates, der sich zusammensetzt aus dem Verwaltungsdirektor, dem Vorsitzenden und aus den Direktoren der verschiedenen Abteilungen des Betriebes. Die Mitglieder der Gesellschaft bilden vier Kategorien:

1. die Kommanditisten,
2. die Mitglieder,
3. die Teilhaber,
4. die Hilfsarbeiter.

Man beginnt als Arbeiter und wird Kommanditist mit mindestens 25 Jahren nach wenigstens 5 Jahren Arbeit und Wohnen. „Also eine vom Arbeitgeber geschaffene Produktivgenossenschaft, in die der Arbeiter allmählich als Teilhaber eintritt unter der Voraussetzung, daß er auch im Familistère wohnt." Die Gesellschaft des Familienheims beruht auf der gemeinsamen Tätigkeit, und die Mitglieder werden durch die Einrichtung gegenseitiger Garantie gegen Elend und Entbehrung und durch Teilnahme an dem Gewinne der Produktion zusammengehalten. Diese Einrichtung umfaßt: 1. gesunde Wohnungen, 2. Konsumvereine, 3. Schulen, 4. Gewinnbeteiligung, 5. Versicherung auf Gegenseitigkeit durch Hilfskassen. Unter diesen Einrichtungen bildet die Gewinnbeteiligung die wichtigste für Godin. „Die Verbindung des Kapitals und der Arbeit, d. h. die Beteiligung der Arbeiter am Gewinn der Erzeugnisse, ist das Werk, dem ich mein Leben gewidmet habe, für dessen Verwirklichung ich trotz aller Hindernisse ununterbrochen arbeite", schreibt Godin in seinem Testament 1887. Sie vollzieht sich in seinem Betriebe, wie Fourier es im Auge hatte, nach der Maßgabe von Kapital, Arbeit und Talent.

Von viel weittragender Bedeutung ist die Schöpfung Ernst Abbes. Von ihm gilt nicht durchweg, was bei Owen besonders hervorgehoben wurde, daß er nur in der Vergangenheit von Wert und Bedeutung gewesen ist; denn er steht am Anfang der Periode, die durch die steigende Macht der Unternehmer einerseits und durch eine starke Tendenz nach Sozialpolitik, nach Hebung der Arbeiterklasse und Überbrückung der Gegensätze andererseits charakterisiert wird, dieser Periode, die mit der Revolution ihren Abschluß erreichte. Auch Ernst Abbe war, wie Owen und Godin, zugleich ein genialer Erfinder und Unternehmer und eine bedeutende Persönlichkeit von wahrstem Verständnis und Mitgefühl für das Volk beseelt. Als Sohn eines Thüringer Spinnmeisters hatte er ein starkes, demokratisches Gefühl für volkstümliche Gleichheit, das in seinen sozialpolitischen Schriften, vor allem aber in seiner sozialpolitischen Tat, zum Ausdruck kommt. Ihm widerstrebt die durchaus patriarchalische oder monarchische Gesinnung, die sich ihren Untergebenen gegenüber in einer Schaffung von Wohlfahrtseinrichtungen äußert, die abhängig sind von der Persönlichkeit und Lebensdauer des Einzelunternehmers. Er wollte nicht Geschenke geben, sondern Rechte, kein Herrschafts-, sondern ein Gleichheitsverhältnis schaffen, und die Lösung dieses Problems fand er in einer Tat der Selbstverleugnung, indem er 1891 das Carl-Zeiß-Werk, dessen Inhaber er seit 1878 war, in eine Stiftung umwandelte, und selbst ein angestelltes Mitglied der Leitung wurde.

Es waren zwei Grundprobleme, mit denen sich Abbe beschäftigte: 1. Mit der Auffassung des Wesens der Großunternehmung, 2. mit dem Verhältnis der Arbeiter zur großindustriellen Unternehmung. Abbe erkennt der Unternehmung zwei Funktionen zu: 1. Sie hat nicht bloß private Erwerbszwecke zu verfolgen, sondern auch öffentliche sozialpolitische Pflichten zu erfüllen; 2. behauptet er: der Mehrertrag der gesamten Unternehmung über die getane Arbeit des einzelnen hinaus

entspringt der Arbeitsgemeinschaft, nicht dem Verdienst des Einzelunternehmers. Mit dieser Anschauung rechtfertigt er den Anteil am Reinertrag, den er seinen Arbeitern zukommen läßt, er geht in seiner Unterschätzung des individuellen Momentes sehr weit: Nach seinem Zutritt zur Firma war der Verkauf von Mikroskopen auf 10 Millionen Mark Verkaufswert gestiegen, 9½ Millionen wären sicherlich ohne ihn nicht erreicht worden; dennoch leugnet er ein eigenes Anrecht auf den Mehrertrag, weil andere Mitarbeiter ebenso entscheidend mitgewirkt hätten. Jeder von diesen habe entweder einen Anspruch aufs Ganze oder auf nichts, alle Erfinder hätten nur dann Erfolg, wenn sie ihre Erfindung in einer großen Organisation zur Wirkung bringen könnten. Abbe urteilt hier zu einseitig, er vergißt, daß die Arbeiter ohne den Unternehmer nichts sind, der Unternehmer ohne den Arbeiter aber immerhin eine Welt von Gedanken und Plänen in seinem Kopfe trägt, die, jeden Augenblick gerüstet, in die Wirklichkeit treten könnte. Der Unternehmergewinn ist ebenso Folge der leitenden Persönlichkeit als der Organisation, ja, die Organisation selbst ist ein geistiges Produkt des Unternehmers.

Während Abbe für die Verteilung auf einem durchaus demokratischen Standpunkte steht, sucht er für die Leitung des Betriebes streng aristokratische Forderungen innezuhalten. Die Eigentümerin des Kapitals ist die Carl-Zeiß-Stiftung, die von der Stiftungsverwaltung vertreten wird. Die oberste Leitung haben die Vorstände. Die Vorstände werden nicht von den Arbeitern gewählt, sondern durch sie ernannt. Die Stiftungsverwaltung besteht aus den Vorständen der einzelnen Betriebe und einem Stiftungskommissar, einem höheren Beamten des sächsischen Staatsministeriums, der von der Stiftungsverwaltung ernannt wird und kontrolliert, daß das Werk in der von Abbe festgesetzten Weise geleitet wird. Die Mitglieder der Geschäftsleitung haben keinen Anteil am Gewinnertrage, um nicht in die Versuchung gebracht zu werden, auf Kosten höherer Zwecke private Erwerbsinteressen zu verfolgen. Kein Beamter erhält höheres Gehalt, als den zehnfachen Betrag dessen, was das durchschnittliche jährliche Arbeitseinkommen der sämtlichen über 24 Jahre alten und mindestens 3 Jahre im Betriebe tätigen Arbeiter aller Stiftungsbetriebe im Durchschnitt der letzten drei Jahre beträgt. Abbe will dadurch, wie er in seinen Schriften sagt, die hohe Bezahlung der leitenden Personen verhüten, die in keinem Verhältnis zu der bescheidenen Entlohnung der Mehrzahl stünde. Es wäre kein Unglück, wenn dadurch dem Betriebe vielleicht wertvolle Kräfte verloren gingen. Er will, daß nicht materieller Gewinn die Triebfeder des Handelns sei, sondern Interesse an der Arbeit in einem tüchtigen Wirkungskreis.

Es soll nun kurz auf die Rechte eingegangen werden, die Abbe für seine Arbeiter festgelegt hat, gleich allen großen Männern der geschichtlichen Entwicklung mit Seherblick vorausgreifend. So hat er im Jahre 1900 die Arbeitszeit von 9 auf 8 Stunden herabgesetzt. Er weist in seinen sozialpolitischen Schriften nach, daß gerade bei der Maschinenarbeit eine Verkürzung der Arbeitszeit verstärkte Leistungen herbeiführen kann. Der Kraftverbrauch ist erstens bedingt von der Größe der Leistung, zweitens von der Geschwindigkeit der Arbeit. Der größte Kraftverbrauch sei aber drittens der Arbeitspause zuzuschreiben, dem sog. „Leergang der Maschine", der stark ermüdet und keine Produkte schafft. Dieser Verlust werde durch eine richtige Verkürzung der Arbeitszeit vermindert. — Neben dem 8-Stunden-Tag besteht ein rechtlicher Anspruch der Arbeiter auf bezahlten Urlaub und bezahlte Feiertage; der Anspruch auf Alters- und Invalidenpension und Versorgung der Hinterbliebenen ohne Beitragszahlung und eine der wichtigsten Bestimmungen: das Recht auf Abgangsentschädigung im Falle willkürlicher Kündigung und Kündigung wegen Arbeitsmangel, das ein Ausdruck ist des obersten Postulates, das Abbe für die Organisation aufgestellt hat: „Die wirtschaftliche Abhängigkeit darf nicht zu

einer persönlichen Unterordnung und Abhängigkeit führen, darf keine Beschränkung der allgemeinen und staatsbürgerlichen Freiheit mit sich bringen." Keine Wohlfahrtseinrichtungen, sondern Rechte! — Was die Anstellung der Beamten, Geschäftsgehilfen und Arbeiter anbetrifft, so wird lediglich ihre Leistungsfähigkeit in Betracht gezogen. Der Charakter der Stiftung ist wohl antikapitalistisch; aber nicht sozialistisch, denn Abbe wollte nicht die schwachen Elemente schützen, sondern die starken Arbeiter wirtschaftlich stark erhalten, nur Leistungsfähige werden genommen.

Bei aller individualisierenden Betrachtungsweise, die das Wirken einer bedeutenden Persönlichkeit verlangt, wird man doch immer solche Schöpfungen heraussondern können, die nicht bloß bei einer Anwendung im Einzelfalle stehen geblieben sind, sondern einen bleibenden Wert für die Allgemeinheit erlangt haben. Zu diesen Einrichtungen gehört der Arbeiterausschuß, dem das Recht gegeben wurde, sich selbst versammeln zu dürfen und in allen Betriebsangelegenheiten von der Geschäftsleitung gehört zu werden. — Und wenn auch die Arbeitsausschüsse durch die Betriebsräte heute überholt zu sein scheinen, vielleicht sind doch die Betriebsräte nur vorübergehende Einrichtungen, vielleicht kann man doch mehr als dem Urteile der Masse einem Manne Vertrauen schenken, der zu den Seltenen gehörte, die ein feines Gefühl und Verständnis für die Zeit, in der sie leben, besitzen und ihm Recht geben, wenn er energisch darauf drang, daß der Leitung eines Betriebes volle Selbständigkeit im Entschließen und Handeln gewahrt bliebe, sollte das Unternehmen die Erfolge und Fortschritte zeitigen, die erstrebt würden. Die Arbeiterausschüsse haben Bemerkenswertes geleistet; sie haben den Bau der Arbeiterwohnungen, Kantinen und Badeanstalten angeregt. Mit ihnen ist der achtstündige Arbeitstag und die Ausgestaltung des Arbeitsvertrages vereinbart worden. Den Arbeitsausschüssen ist es zu verdanken, daß die Zeiß-Werke leichter als andere Großbetriebe über die Revolutionszeit hinweggekommen sind. Es bleibt nun noch übrig, die vielumstrittene Frage zu beantworten: Wie haben sich die Zeiß-Werke im Kriege und während der Revolutionszeit bewährt? In der Beantwortung der Frage kann man die Darstellung des Dr. Schomerus, eines wissenschaftlichen Mitarbeiters der Firma Carl Zeiß, von dem ein interessanter und aufklärender Artikel über die neueste Entwicklung des Carl-Zeiß-Werkes im „Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung" erschienen ist, anführen [2]). „Wer alles aus der Nähe miterlebt und gesehen hat," sagt Schomerus, „sei es als Arbeiter, sei es als Leiter, wird [ein optimistisches Urteil] als übertrieben einschränken müssen — das Zeiß-Werk ist kein Paradies, und die Arbeiter sind keine Engel. Die Revolution hat ihren Niederschlag — wie sollte es anders sein — auch bei den Zeiß-Arbeitern gefunden. Anpassung an die neue Zeit hat Kämpfe, Auseinandersetzungen, Schwierigkeiten mit sich gebracht." Im großen und ganzen kann man jedoch soviel zugeben, daß die Umwälzungen in den Carl-Zeiß-Werken von sehr milder Art waren und keine Streiks der Arbeiter vorgekommen sind, allerdings nur aus dem Grunde, weil ihre Forderungen sofort bewilligt wurden. Folgende Errungenschaften aus der Revolution hat die Firma zu verzeichnen: Den Arbeitsausschüssen wurde anstatt des Rechtes die Pflicht zuerkannt, von der Geschäftsleitung gehört zu werden. An die Stelle der arbeitsanspornenden Akkordlöhne traten Zeitlöhne. Seit 1919 wurden anstatt 8 nur noch 6 Stunden gearbeitet, wobei aber die anderen zwei Stunden bezahlt wurden. Als aber der Betrieb unter diesen Umständen sehr litt, kehrte man nach langen Verhandlungen in Verbindung mit Lohnerhöhungen Anfang April 1919

[2]) Schomerus, Die neueste Entwicklung des Carl-Zeiß-Werkes, Schmollers Jahrb. 1919, 4. Heft, S. 267.

wieder zum 8-Stunden-Tag zurück. Die Akkordarbeit ist ebenfalls seit dem 8. September 1919 wieder eingeführt worden, da die Minderleistung seit Einführung der Zeitarbeit so groß war, daß sie auf die Dauer nicht beibehalten werden konnte. Interessant ist die Gestaltung des Betriebsratsproblems, das nach langen Verhandlungen in folgenden provisorischen Hauptbestimmungen geregelt wurde: 1. Die Angestellten- und Arbeiterausschüsse bleiben mit ihren gesetzlichen und statutarischen Rechten und Befugnissen bestehen. Das gleiche gilt für die Einrichtung der Abteilungsvertreter, jetzt Gruppenvertreter.

2. Aus den Ausschüssen sind für die wichtigsten Aufgaben des Betriebes Einzelkommissionen zu bilden, z. B. eine Organisationskommission zur Kontrolle und Verbesserung der Organisation im Sinne einer möglichst weitgehenden Ersparnis unproduktiver Arbeiten, ferner eine Einstellungs- und Kündigungskommission, eine Akkord- und Lohnregelungskommission u. a.

3. Es wird eine Vertrauenskommission gebildet, die von der Geschäftsleitung in regelmäßigen monatlichen Sitzungen Berichte über die Geschäftslage, die wichtigsten Geschäftsvorgänge und über beabsichtigte wichtige geschäftliche und Betriebsmaßnahmen entgegennimmt.

Bedeutsam ist, daß der Vertrauenskommission nicht das Mitentscheidungsrecht zugebilligt wurde, welches einen Hemmschuh für die Tätigkeit der Geschäftsleitung bedeutet hätte, daß also hier noch vollkommen im Sinne des großen Verstorbenen gehandelt wurde. — — —

Blickt man noch einmal kurz auf die Werke dieser drei Männer zurück, so kann die Beobachtung nicht verborgen bleiben, daß es nicht so sehr der Genossenschaftssozialismus als solcher war, der bedeutende Erfolge zeitigte, sondern die Persönlichkeiten, die dahinter standen und mit ihrer Kraft und ihrem Genie ihr Werk durchtränkten und lebendig erhielten, daß aber nach ihrem Tode diese Erfolge allmählich in den Hintergrund traten und verblaßten, wie es vor allem die Geschichte der Genossenschaftsbewegung zeigt. Hier liegt ein Moment, wo die Kritik am Genossenschaftssozialismus einzusetzen hätte: Alle Einrichtungen und Organisationen, ganz besonders solche, die an der Wende eines alten oder am Anfang eines neuen Zeitalters stehen, müssen aus dem Zusammenhang ihrer Zeit heraus abgeleitet und beurteilt werden. Ohne auf diesen Punkt Rücksicht zu nehmen, hat es ein Theoretiker und begeisterter Vorkämpfer des Genossenschaftssozialismus, Robert Wilbrandt, in seinem „Sozialismus“ [3]) unternommen, für die allgemeine Verwirklichung der Ideen Owens, Godins und Abbes in der Gegenwart einzutreten. Wenn nun bei einem folgenden näheren Eingehen auf die Wilbrandtschen Ideale von dem oben betonten Grundsatze, Theorien zu vermeiden, abgewichen wird, so geschieht es nur, um die Bedeutung des praktischen Genossenschaftssozialismus gründlich nach allen Seiten hin zu beleuchten. Die Abbeisierung, die Wilbrandt als Hauptforderung aufstellt, bedeutet für ihn den Weg von der Zwangsgemeinwirtschaft zur freien Gemeinwirtschaft. Sein Ziel ist, wie er sich ausdrückt: „Nicht ein Aufbau, wie die ältesten Sozialisten ihn vornahmen: im eigenen Kopf, mit der Phantasie, die eine „Utopie“ gestaltete, auch nicht ein Aufbau, wie ihn Marx versuchte: die Konstruktion einer ökonomischen Entwicklung unserer Zeit, die von selbst zum Sozialismus führe, so daß nur der politische Kampf der Arbeiterklasse die reife Frucht dieser Entwicklung zu pflücken brauche, sondern Aufbau im wörtlichsten Sinne, Stein um Stein, in der Wirklichkeit, nicht im Kopf, durch eigene positive schaffende Arbeit, nicht durch eine Konstruktion selbsttätiger Entwicklung, die uns alles wirkliche Bauen abnimmt. Kurz, Organisation oder praktischer Sozialismus. Sozialismus der Tat,

[3]) Robert Wilbrandt, Sozialismus (Jena 1919).

nach jenen älteren, bekannteren Typen des Sozialismus als Traum und des Sozialismus als Erkenntnis." Hier liegt der eine Punkt, worin Wilbrandt über Marx hinausgeht, und der zweite Punkt, noch von wichtigerer, historischer Bedeutung für die Dogmengeschichte liegt in Wilbrandts Formulierung des Begriffes „Sozialismus". Marx und Engels verstanden unter Sozialismus Verstaatlichung, und haben Verstaatlichung und Vergesellschaftung gleich gesetzt. Der Staat als Organ der Gesellschaft wird benutzt, um die Produktionsmittel den Privaten zu entziehen und in die Hand der Gesamtheit zu bringen. In dieser Art des Sozialismus sieht Wilbrandt den „Wiedererwecker des Fiskalismus, der kameralistischen, merkantilistischen Zwangspraxis, die Ertötung der Initiative, den Totengräber der Freiheit und des Fortschritts". Wilbrandt versteht unter Sozialisierung nicht Verstaatlichung, sondern Gemeinwirtschaft, die in Konsum- und Produktivgenossenschaften nach Owenschem Muster ihren Ausdruck finden soll, freie Gemeinwirtschaft, von unten ausgehend, in Ergänzung mit einem „Sozialismus von oben", d. h. bei dem Wirken großer einzelner anfangend, wie es Godin und Abbe waren. Die Gefahren, die die Vergenossenschaftung mit sich bringt, sind Wilbrandt nicht verborgen, die Gefahren von innen heraus, „die der späteren Generation, die nicht die gleiche Begeisterung und die gleichen Persönlichkeiten besitzt, infolgedessen oft in Verfall gerät, während rührige Privatunternehmer daneben hochkommen und kein Fortschritt damit erreicht wird. Und ferner die Gefahr der Demokratie und der Bureaukratie, das Emporsteigen der demagogisch geschicktesten Elemente, die nur im Darwinschen Sinne der Anpassung an die Umwelt die Überlegenen sind, also hier: in der geschickten Behandlung der Menschen, nicht aber ebenso in genossenschaftlicher Arbeit und geschäftlicher Tüchtigkeit. Dies um so gefährlicher, als die Praxis auch hier, wie in jeder Demokratie, die leitenden Personen als die Eingeweihten zur herrschenden Stellung einer allmächtigen Bureaukratie gelangen läßt." — Es besteht nur ein Unterschied: Wilbrandt glaubt an die Überwindung dieser Gefahren, und wir leugnen sie auf Grund der bisherigen geschichtlichen Entwicklung der Genossenschaftsbewegung und auf Grund der Eigentümlichkeiten des menschlichen Wesens. Denn die Frage der Vergenossenschaftlichung ist im Zusammenhange mit der seelischen Beschaffenheit des Menschen zu betrachten und wird so aus einem wissenschaftlichen Problem zu einer Glaubensfrage. Hier spielt das hinein, was bei Owen schon angedeutet wurde: Die materielle Geschichtsauffassung, die bei Wilbrandt in folgenden Ansichten rein zum Ausdruck kommt: „Kein Mensch kann in unserem Geschäftsleben den Geist des Christentums zur Wirklichkeit machen", die Wirtschaftsform des Kapitalismus hat den Egoismus im Menschen großgezogen, erst der Sozialismus kann in jahrhundertelanger Erziehungsarbeit die materielle Sucht nach Gewinn wieder ausrotten und Selbstlosigkeit zum obersten Prinzip erheben. „Die große Aufgabe ist seelische Umwandlung gemäß der veränderten Form der Gemeinwirtschaft." — Aber das Christentum steht über den Wirtschaftsformen, keine Wirtschaftsform kann es töten und keine es wieder zum Leben bringen. Der Geist des Menschen ist es, der die Wirtschaftsform hervorbringt. Die Gegenwart bietet den besten Beweis dafür, und Wilbrandt bestätigt ihn selbst in seiner schmerzlichen Erkenntnis der Tatsache, daß die entscheidende Vorbedingung des Sozialismus fehlt, „die Seele, der Glaube, die ein ganzes Volk hinreißende Gewalt eines hohen Zieles". Mit diesen Gedanken, die aus der Erfahrung geschöpft sind, widerlegt also Wilbrandt selbst die Worte, die ein Produkt materieller Geschichtsauffassung sind, und auf bloßem Glauben an die Zukunft beruhen. Fragt man sich nun, ob Wilbrandts Sozialismus etwas Neues und Wertvolles für die Zukunft bedeutet, so muß diese Frage mit Nein beantwortet werden. Schon an einem inneren Widerspruche scheint die Verwirklichung seiner Forderungen zu scheitern.

Wilbrandt will einerseits „Sozialismus von unten", d. h. die allgemeine Einführung der Owenschen Genossenschaften, andererseits „Sozialismus von oben" in Gestalt von segensreichen Taten großer Persönlichkeiten. — Wäre nun aber das erste Ideal verwirklicht und der Individualismus durch den Genossenschaftssozialismus ersetzt, so wäre schon in dem ungeheuren, bureaukratisch organisierten Mechanismus die Basis für die Entwicklung großer Persönlichkeiten verloren gegangen. Wieder taucht hier der alte Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus auf, der immer in Zeiten grundlegender Umwälzungen ganz besonders stark in die Erscheinung tritt und nach einer Verschmelzung in etwas Neuem verlangt. Es ist Wilbrandt nicht gelungen, dieses Neue zu finden, und darum hat man bei seinem Sozialismus das Gefühl, in ein leerstehendes Haus hineingeraten zu sein, bei dem tönerne Schlagworte die äußeren Mauern verzieren. Alles Leere aber pflegt die Volksmasse anzuziehen, und darum entbehrt es nicht der Berechtigung, noch einmal die geschichtliche Entwicklung der Genossenschaftsbewegung sprechen zu lassen, gegen welche aller Zukunftsglaube nichts auszurichten vermag.

Der ethische Zweck der Genossenschaften, den Wilbrandt in den Vordergrund stellt, hat bei ihrer Entwicklung eine ganz unbedeutende Rolle gespielt und ist, sobald man zur Praxis schritt, sowohl in England wie in Deutschland hinter wirtschaftlichen zweckmäßigen Gesichtspunkten bald verblaßt. Nur durch die Erreichung wirtschaftlicher Ziele hat sich die Genossenschaft einen Namen gemacht; ihre Bedeutung liegt in der Zusammenfassung und Nutzbarmachung kleinster wirtschaftlicher Kräfte, in Ergänzung der Unternehmungsform der Aktiengesellschaft, die eine Zusammenfassung von Kapitalien bedeutet. Schon die Mannigfaltigkeit in den Genossenschaftsformen, die sich in Deutschland bildeten, und ihre verschiedenartige Entwicklung widerlegt eine Typisierung, wie Wilbrandt sie im Auge hat. Die Statistik weist im Gegenteil eine Individualisierung auf. Vergleicht man die Zuwachszahlen in den Jahren 1880 bis 1916, so zeigen sich erfolgreich nur drei Gruppen von Genossenschaften: erstens die Kreditgenossenschaften (1895 auf 1919), zweitens die landwirtschaftlichen Teilproduktionsgenossenschaften (1604 auf 4063), drittens die Einkaufsgenossenschaften und Konsumvereine (645 auf 2289), alles Arten, die an den genossenschaftlichen Geist der Mitglieder keine Anforderungen stellen. Dagegen haben die gewerblichen Produktivgenossenschaften, schon an und für sich in kleinerer Anzahl als die anderen vorhanden, auch nur einen geringen Zuwachs erfahren (131 auf 540), einfach aus dem Grunde, wie Wygodzinski [4]) mit Recht hervorhebt, weil sie an den ethischen Sinn des Menschen höhere Ansprüche stellen. Denkt man z. B. an die Handwerkergenossenschaften, so ist es zunächst für den Handwerker, der eine stark ausgeprägte Individualität hat, schwer, sich einer allgemeinen Disziplin unterzuordnen, was unbedingt zum Gedeihen der Genossenschaft erforderlich ist. Wenn aber erst die Genossenschaft sich zu erfolgreicher Tätigkeit durchgerungen hat, dann werden die Handwerker eher das Bestreben haben, sich abzuschließen, als den Gewinn mit neueintretenden Genossen zu teilen. Es werden Lohnarbeiter an Stelle neuer Mitglieder angenommen. Eine neue Unternehmungsform entsteht, die man nicht mehr mit Produktivgenossenschaft bezeichnen kann, die vielmehr an die Aktiengesellschaft erinnert, nur „daß die Inhaberrechte sich in Geschäftsanteilen der Genossenschaft statt in Aktien verkörpern". Bei den Arbeitergenossenschaften kommt nicht die Schwierigkeit des Sich-Unterordnens in Betracht, sondern die mangelnde Fähigkeit der Arbeiter, Unternehmeraufgaben zu lösen, was bisher ein Gedeihen der Produktivgenossenschaften gehindert hatte. Noch ein anderes Moment, das in der Entwicklung selber liegt, spricht gegen Wilbrandts Forderung: Konsum- und

[4]) Wygodzinski, Das Genossenschaftswesen in Deutschland, Berlin 1910.

Produktivgenossenschaften in gegenseitiger Ergänzung zu begründen. Es ist die Tendenz des Kollektivismus auch in der Genossenschaftsbewegung, die in der Großeinkaufsgesellschaft ihren Ausdruck findet. Diese macht allmählich immer mehr kleine Konsumvereine zu ihren Filialen und gewinnt, ähnlich wie die Großbank, aus der Konzentrationsbewegung neue Macht, vor allem auch gegenüber den Privatfirmen. Seit 1903 gibt sie statt 5—7 ‰ nur noch 2 ‰ Umsatzdividende, um ihr Eigenvermögen zu stärken und eine ausgedehntere Eigenproduktion in Angriff zu nehmen, die nicht nur die privaten Fabrikanten ausschaltet, sondern auch die Arbeiterproduktivgenossenschaften, deren Gedeihen zum größten Teil auf der durch die Großeinkaufsgesellschaft gebotenen Absatzsicherung beruhte. Also auch hier wieder Kampf und Vernichtung innerhalb der Genossenschaftsbewegung, auch hier wieder wird es deutlich, daß nicht bloß die Frage nach der Wirtschaftlichkeit, sondern vor allem die Beschaffenheit des Menschen eine Rolle spielt.

Wie wird nun Wilbrandts zweite Forderung, der Sozialismus von oben, bewertet werden müssen, nachdem der Sozialismus von unten an der Wirklichkeit scheiterte. Zuerst muß man sich hier gegen den Ausdruck „Sozialismus" wenden. Es gibt keinen Sozialismus großer Persönlichkeiten; denn es handelt sich um freie Individuen, nicht um Typen, die in eine feste Richtung gespannt sind. Es handelt sich um das freie Auswirken dieser Persönlichkeiten, das nicht abstrahiert und verallgemeinert werden kann und darf. So ist, obgleich die Zeiß-Stiftung im heutigen Wirtschaftsleben immer noch eine bedeutsame Rolle spielt, Wilbrandts Forderung einer allgemeinen Abbeisierung unhistorisch und unüberlegt. Bei einer Beurteilung der Bewährung der Einrichtungen und des Verhaltens der Arbeiterschaft müssen drei Momente berücksichtigt werden, die Wilbrandt übersieht und welche die Abbeisierung von einer allgemeinen Forderung in ein individuell zu lösendes Problem umwandeln:

1. Es handelt sich um ein Produktenmonopol, das in der Regelung seiner Lohnfragen nicht durch Rücksichtnahme auf die Konkurrenz gehindert zu werden braucht.
2. Die Arbeiter der Carl-Zeiß-Werke stehen vor allem infolge ihrer komplizierten und schwierigen Tätigkeit auf einem verhältnismäßig sehr hohen Bildungsniveau, welches weit mehr als materielles Wohlergehen für das Verhalten während der Revolutionszeit ausschlaggebend gewesen sein mag.
3. Die Werkstätten selbst hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Interessen sind Produktivgenossenschaften; aber Leitung und Verwaltung beruhen auf monarchischem Prinzip. Der Charakter der Stiftung ist antikapitalistisch, aber nicht eigentlich sozialistisch. —

Ist nun, wie aus dem Vorhergesagten sich ergibt, in der Entwicklungsgeschichte des Sozialismus einerseits erreicht: der Schritt von der strengen Form des Staatssozialismus zu der freieren des Genossenschaftssozialismus, andererseits, wie Wilbrandt es ausdrückt, die Anfänge einer Entwicklung vom Sozialismus als Traum zum Sozialismus als Tat, so hat doch hier der Verlauf der Bewegung eine Grenze gezogen, die eine Sozialisierung des gesamten Gebietes der Wirtschaft nicht zuläßt. Sowohl in Kreisen der Unternehmer als auch der Arbeiterschaft hat sich dieser Gedanke immer mehr befestigt und, unbefriedigt von den alten Formen, die keineswegs ihre Erwartungen erfüllten, suchen die führenden Köpfe wiederum nach neuen. Schon versucht der Gedanke einer Schöpfung großer Selbstverwaltungskörper einer Industrie die zu eng gewordenen Fesseln des Genossenschaftssozialismus zu sprengen; gleich dem Vogel Phönix steigt der Sozialismus aus dem verjüngenden Feuer und beginnt als „Gildensozialismus" neue Entwicklungsmöglichkeiten zu entfalten. Aber Erfolg und Bedeutung dieser Form ruhen noch im dunklen Schoße der Zukunft.

Jugenderinnerungen eines alten Schulmannes

von

weiland Friedrich Kapp

Mitgeteilt von

Alfred v. der Leyen

Der Verfasser der nachstehenden Abhandlung ist der Gymnasialdirektor Dr. Friedrich Kapp in Hamm in Westfalen, mein Großvater mütterlicherseits. Er ist geboren am 22. März 1792 in Ludwigstadt (in Franken) als Sohn des dortigen Justizamtmanns, erhielt seinen ersten Unterricht in der Elementarschule seiner Heimatstadt, besuchte von 1806 bis 1810 das Gymnasium in Bayreuth, wo er auch die Abiturientenprüfung ablegte, studierte Philologie und Philosophie in Erlangen und Bonn, war einige Zeit Hauslehrer in Anspach und dann Privatdozent in Bonn, von wo er 1824 als Direktor an das Gymnasium in Hamm berufen wurde. 1852 ist er in den Ruhestand getreten und hat — bis zu seinem Tode am 8. Februar 1866 — seinen wissenschaftlichen und literarischen Neigungen gelebt, auch 1859 eine damals viel beachtete Schrift über die Unabhängigkeit der Schule von der Kirche verfaßt. Sein ältester Sohn war der bekannte Politiker und Geschichtsforscher Dr. Friedrich Kapp (beiläufig bis zu seinem Tode, 1884, ein eifriger Förderer und Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau"). Mein Großvater war, wie seine beiden jüngeren Brüder, die Professoren Alexander und Ernst Kapp, ein begeisterter Schüler und Anhänger Hegels, dabei ein ganz hervorragender Lehrer und Erzieher. Er unterrichtete hauptsächlich in der Prima. Seine Schüler, von denen ich einige noch gekannt habe, bewahrten ihm zeitlebens eine dankbare Erinnerung.

Die nachstehende Abhandlung ist einem Schulprogramm entnommen, in dem Kapp zur öffentlichen Prüfung im Kgl. Gymnasium zu Hamm am 19. September 1851 „ehrerbietigst einlädt". Er schildert dann sein Leben und die Zustände in dem „illustren Christiano-Ernestinum" in Bayreuth, wohin er Ostern 1806 mit seinem Vater und älteren Brüdern reiste. Nach erfolgreicher Ablegung der Aufnahmeprüfung trat Kapp in die Sekunda ein. Nun lasse ich ihn selbst weiter erzählen:

Bayreuth war bis zum 7. Oktober 1806, wo die Armeekorps von Soult und Ney drei Tage lang durchmarschierten und die Provinz für ihren Kaiser okkupierten, noch preußisch. Erst nach dem Tilsiter Frieden nahm König Friedrich Wilhelm III. in einer an den Straßenecken angeklebten Proklamation von uns Abschied, und ich sehe noch, wie die Bürger Bayreuths, von französischen Trommeln umlärmt, sie lasen und sich die Tränen still aus den Augen wischten. Bayreuth war damals gleich einer Großstadt. Es war der Sitz aller Zentralstellen, der Regierung, der Kriegs- und Domänenkammer, des Konsistoriums und des Medizinalkollegiums, Garnison der Regimenter Zweiffel und Bila-Husaren, das Theater zählte schöne Kräfte, die Konzerte blühten, und die Phantasie und die Eremitage, wer kennt sie nicht aus Jean Paul? Große, bedeutende Talente hatte unser, damals in Berlin residierender Minister, Freiherr von Hardenberg, von allen Orten, besonders aus Hannover und Braunschweig, dort hingezogen. Familien höchsten Ranges hatten sich dort über-

gesiedelt, die Gräfin von Flemming mit ihren beiden Söhnen, die beiden Fräulein von Knebel, — doch, wer nennt ihre Namen? Vor allen aber waren es drei hohe Gestalten, die uns imponierten, der Kammerpräsident von Schuckmann, der Regierungspräsident Freiherr von Völderndorf-Waradein und der edelste Sohn der Provinz, Jean Paul. Die beiden erstern hatte ich schon früher bei meinem Vater gesehen. Jetzt sah ich sie in der Nähe. Sie waren bürgerlich-einfach, streng, von höchster Einsicht und Arbeitskraft; sie galten für Despoten, aber man ging für sie ins Feuer; weil sie unermüdlich vorangingen. Ihr Geist durchwehte die Geschäftswelt, der fast größtenteils auch der Literatur angehörenden Räte, der mit Auszeichnung genannten Assessoren, und der so mit fortgerissenen Referendarien und Auskultatoren. Wo man hinsah, Geist und Leben; doch überwog ein Zug spartanischer Strenge und Tapferkeit, die stets dem Preußen, vom großen Könige her und seinem siebenjährigen Siege, so wohl anstand. Und wie stieg erst Schuckmann, als ihn die Franzosen wegführten! Aber auch Völderndorf hielt unter der Fremdherrschaft altpreußische Zucht bis auf den letzten Augenblick fest und aufrecht. Nachlässige Referendarien hatten das Vergnügen, bei Stubenarrest im Regierungsgebäude ihre Restnummern abzuarbeiten. Und wie hätte nun ein Gymnasiast es sich auch nur im Traume einfallen lassen können, seine Schularbeiten nicht auf das Pünktlichste abzuliefern? Aber auch die Spitzen der übrigen Verwaltungszweige waren ausgezeichnete, hochverdiente Männer. So der edle Kammerdirektor Wipprecht, als Präses des Konsistoriums, der nie leicht eine öffentliche Prüfung im Gymnasium versäumte. Im Sommer 1809 schob man ein österreichisches Korps unter Radewoiewitsch nach Franken vor. Kammerdirektor Wipprecht mochte sich schon damals zu entschieden für die deutsche Sache ausgesprochen haben; der Morgen des Tages, an welchem der Marschall Junot in Bayreuth einrückte, sah den deutschen Mann nicht mehr lebend. Er hatte sich selbst dem Tod' ergeben. Sechs Jahre später stürzte sich Berthier, — man könnte sich versucht fühlen, zu sagen, gleichsam zur Sühne — in ähnlicher Lage nur in umgekehrtem Verhältnisse vom hohen Schloß zu Bamberg auf das Pflaster herab. — Auch vor dem Kammer-Assessor Krause, einem unserer Scholarchen, hatten wir den größten Respekt, denn es hieß, er arbeite an einem tiefgelehrten Werke über Homer. Und von dem Medizinalkollegium brauche ich wohl nur den Namen Langermann zu nennen, um es auf das Rühmlichste zu charakterisieren.

So wurden Recht und Gerechtigkeit auf das Entschiedenste und Prompteste gehandhabt, das Wohl des Landes in allen Zweigen der Verwaltung, besonders die Bildungsanstalten aller Art auf das liberalste gepflegt und auferbaut, denn das Einkommen der Provinz verblieb ihr selbst — und so wird man begreifen, wie es möglich war, daß man dort noch im Jahre 1832, wo ich zum letztenmal in Bayreuth war, jene schöne Hardenberg-Stein-Altensteinsche Zeit und das edelste königliche Paar, das so oft in jenen Schlössern, auf jenen frischen Berghöhen nächst der Luisenburg und während der Fürther Revue in jenen anmutigen Ebenen weilte — mindestens gesagt, noch nicht vergessen hatte. Aber man wird auch begreifen, wie in solcher Atmosphäre das Bildungsgeschäft der Behörden und der Lehrer an uns gleichsam wie von selbst sich machen mußte.

Und in der Tat, ich habe in unserer Schule nie von Disziplin, als solcher, reden hören. Die handhabten wir von Sekunda ab unter einander selber. Es gab keine Klassenordinarien. Der ideale Klassenordinarius war der Klassengeist, und der waren wir natürlich selbst in eigener Person. Das ganze Lehrerkollegium überwachte aber diesen Geist mit väterlicher Liebe, und nur, wo es Not tat, mit Ernst. Es gab ein kleines, dünnes Oktavbuch, das hieß Signum. Jeder Obersekundaner und Oberprimaner, der es wöchentlich der Reihe nach führte, hieß Signifer. Der hatte alles, was irgend gegen Sitte, Fleiß und Ordnung vorfiel, nach eigenem Er-

messen, oder auch nach dem Auftrage der Lehrer einzuzeichnen. Jeden Freitag, 4 Uhr nachmittags, traten die fünf Lehrer der Reihe nach in die Klasse, feierlichst, aber immer herzgewinnend, die Klasse erhob sich, der Signifer trat vor und überreichte dem jedesmaligen Matrikularius, denn auch dieses Amt wechselte unter unsern Lehrern, das Signum. War irgendetwas zu verhandeln, so brachte es der Herr Matrikularius vor unsern Augen kurzer Hand zur Beratung und erteilte hiernach seinen Bescheid. Aber in der Regel hieß es: Nun, Sekundaner, oder: Primaner, so fortgefahren! — Und wir waren so jede Woche sittlich absolviert und gingen mit den besten Vorsätzen nach Hause zu neuer Anstrengung und Bewährung. War aber etwas Ungewöhnliches vorgefallen, so lautete der betreffende Antrag des Signifers sehr streng, so daß in den meisten Fällen die Lehrer zu mäßigen, zu mildern hatten, und zuweilen auch selbst gegen die Klasse die Bürgschaft für den Angeklagten übernahmen, daß er das und jenes nicht mehr tun werde. Und wie hätte nun ein solcher das zum zweitenmal vorkommen lassen können? Er wäre lieber stillschweigend von der Schule ganz abgegangen. Und welche Fülle bürgerlicher Tugenden von der strengsten Gerechtigkeit an bis zur liebevollsten Umsicht hatten wir da nicht bloß Gelegenheit, sondern die stillschweigende Verpflichtung an- und untereinander selbst schon in der Schule zu üben! Ernstere Strafen fielen daher gar nicht vor. Umfaßten doch unsere oberen Klassen nur den durch die vorangegangenen Bildungsstufen gereinigten Bestand, man darf sagen, die Elite der männlichen Jugend aus der ganzen Provinz. Das Studieren war noch kein Gewerbe. Ein einziges Mal war eine ernste Strafe notwendig geworden in Prima, und zwar gegen einen sehr nahen Verwandten eines der ersten und einflußreichsten Häuser der ganzen Stadt und Provinz. Wir waren noch in Sekunda. Die war aber auch so exemplarisch, daß das ganze Gymnasium länger als einen Tag davon erbebte. Wollt' ich sie nennen, müßt' ich fürchten, heutige Vaternerven zu beleidigen. Disziplinarprozesse gar, nur eine wilde Frucht kleinerer Zeit, wären lächerlich gewesen, denn das Lehrerkollegium war in Sachen der Zucht, so zu sagen, allmächtig, und ein damaliger Direktor kein Direktus. Auch habe ich später nie erlebt, daß die Söhne solcher Väter, welche Disziplinarprozesse führten, je dadurch besser geworden wären, im Gegenteil. — So war's damals, vor etwa fünfzig Jahren.

Dagegen aber war der Ton, mit dem man uns führte, zog, hob, obwohl das Jahrhundert eben erst aus dem Er und Ihr, durch das Man und oft sehr ergötzliche Wir den Übergang zu dem alles nivellierenden Sie machte, in Prima oft vertraulich, fast zart, und wir waren zum Dank dafür desto aufmerksamer, desto gehorsamer, desto ehrfurchtsvoller. Unangemessenes berichtigte ein feiner, wohlwollender Scherz, höchstens geistreicher Humor, der uns zugleich sagte, daß die Lehrer ihr Amt ebensosehr, als uns liebten — verletzende Satire war ausgeschlossen. Und nun erst harte oder gar ärgere Wörter habe ich von so hochgebildeten Männern, in einem Bildungskreise, der ganz auf der Höhe der besten Gesellschaft stand, in jenen vollen vier Jahren nie, auch nur ein einziges vernommen. Noch die Eintracht rühmen wollen, in der die verehrten Männer untereinander lebten, würde eine Beleidigung ihrer Tugenden sein. Wenigstens habe ich nie auch nur die leiseste Spur irgendeiner Spannung unter ihnen uns gegenüber wahrnehmen können.

Wiederum dagegen aber haben wir, wenn irgendetwas zur Rüge Veranlassung Gebendes vorgefallen, stets unseren Lehrern auf der Stelle alles Vertrauen geschenkt, denn wir wußten, daß jedes Wort des freien Geständnisses eine gute Stätte finden würde, und so wurde das schonendst vermittelt — freilich durfte es in keinem Falle zum zweitenmal vorkommen; — aber wir haben in solchen Fällen unsere Lehrer auch nie, nie auch nur ein einziges Mal weder einzeln, noch gar gemeinsam belogen oder betrogen.

Sonst hatten wir alle Freiheit. Wir konnten tun, was wir wollten, wir konnten hingehen, wohin wir wollten, aber eben deshalb mißbrauchten wir das Vertrauen unserer Lehrer um so weniger. Zum Besuch der Wirtshäuser hatten wir keine Zeit, und zwar an der Quelle des besten Gerstensaftes, der mit der Kanzleibibliothek Jean Paul allein anzog, seinen letzten bleibenden Wohnsitz in Bayreuth zu nehmen. Tagesarbeit, saure Wochen, zur Hebung geist'ger Schätze, hieß auch unser Zauberwort. Aber an den Sonnabend- und Sonntagnachmittagen gingen wir im Sommer, nachdem wir uns am Tore noch mit schneeweißwolligen Semmeln versorgt, in die reizende Umgegend, um es im ersten, besten Bauernhause in köstliche Milch zu brocken, und übten uns hin und her im Lateinsprechen, oder wir besuchten auch die Eremitage und die Phantasie, wo der Anblick so bedeutender Männer uns jedoch in der Regel nachdenklich machte und oft so in Flammen setzte, daß es uns dort nicht lange litt und bald wieder nach Hause trieb an den Arbeitstisch. Im Winter winkte die Kristallfläche zuerst im Bassin des Schloßgartens und dann auf den, die Stadt von Westen her umblinkenden vielen Weihern. Jean Paul, umgeben von einem Kranze strebsamster junger Männer, wandelte am Ufer. Noch seh' ich, wie der Hauslehrer bei dem Kammerpräsidenten Freiherrn von Dörnberg, der Kandidat K.....g, Jean Paul vom Eise aus zu begrüßen, am etwas steil ansteigenden Ufer der Länge nach auf die Nase fiel. Der aber faßte sich schnell und sprach: Genehmigen Sie hiermit, Herr Legationsrat, meine unbedingte, meine wahrhaft persische Ehrfurcht gegen Sie. — Da lachte der alte Herr lusterschütternd: Charmant ausgewetzt! und hob ihn mit auf die Beine; aber niemand wagte über den so sich Erhebenden und so Emporgehobenen auch nur im mindesten zu lächeln. Ein solches Wort machte dann die Runde unter uns. Auf dem großen Weiher aber waren bei dem in der Regel den ganzen Winter hindurch anhaltenden heitersten Frostwetter förmlich Eisbälle arrangiert. Eine Eisbahn von etwa 25 Schritt Breite und im Oval eine Viertelstunde lang, wurde jeden Tag frisch gekehrt und ausgebessert, Punsch-, Tee-, Kaffee-Budiken waren errichtet, auf langen Bänken mit fußwärmenden Unterlagen saßen Mütter und Töchter, so ein Hundert Stuhlschlitten von schmucken Referendarien regiert, denn wir Schüler hatten uns auch da fern zu halten, holten sich immer schönere und natürlich auch ehrwürdigere Lasten, unermüdlich, oft bis zum Mondenlicht alt und jung, Männer und junge Damen, ja selbst der altjugendliche Regierungspräsident v. Dölderndorf fing's auch noch an, glitten durcheinander, Bein dozierte nach Vieths Gymnastik über den Eiskothurn, der Referendar H . . . n war der Meister der Bahn, unser stilles Vorbild, und so karambolierte ich auch einmal zu meinem größten Schrecken mit dem Assessor Krause. Links und rechts Gefahr. Indessen: nur nicht ausweichen wollen, junger Freund, frisch zupacken — und so hatte ich das unbeschreibliche Glück, zum erstenmal in meinem Leben in den Armen eines Herrn Scholarchen zu liegen.

Sonst aber füllten unsere Mußestunden musikalische Übungen.

Indessen das alles ist noch immer untergeordneten Wertes. Aber was unserer heutigen Jugend im tiefsten Grunde ihrer Seele fehlt, ist der Respekt, der Respekt vor Personen, und noch höher der Respekt vor der Sache, die es gilt. Und solange sie diesen nicht wiederkriegt, hilft alles nichts. Aber wie soll man's nur anfangen, ihr diesen Respekt beizubringen, in einer Zeit, die keinen mehr vor sich selber haben zu wollen scheint? Denn wo sind sie denn?

Die Hardenberg', Kircheisen, Stein und Altenstein,
Dazu die Blücher, Scharnhorst, Yorck und Gneisenau,
Vordenkend Kant und Fichte, Schleiermacher, Wolf,
Raschhandelnd Nettelbeck und Schill, — die Kühnsten einst?

Wir saßen in der Klasse, wie wir eingetreten. Zensuren gab es nicht. Den Ausgezeichnetsten, etwa 3—4 in jeder Klasse, ward am Valediktionsaktus ein einfaches gedrucktes Quartblatt zuteil, welches Prämium hieß. Es lautete: Zeugnis des Fleißes und Wohlverhaltens für . . . . . Darunter der Denkspruch von Herder:

Ein verständig nützlicher Mann ist die goldene Münze;
Wo sie erscheint, kennt Jeder den köstlichen Wert.
Stand und Geburt dagegen, sie sind geprägetes Leder;
Ueber die Grenze hinaus gelten sie das, was sie sind.

Dieses einfache, inhaltschwere Blatt war für jeden eine Art Talisman. Der höchste, doch seltene Tadel, der in Prima minder tüchtige, schriftliche oder mündliche Leistungen traf, war die einfache Frage: Aber, was würde Jean Paul dazu sagen, wenn er es sähe oder hörte?

Hier ist der Ort, wo ich von diesem Heros sprechen muß. Er war für uns ein schon bei seinen Lebzeiten vor unsern Augen umherwandelnder Mythus, der Gipfel unserer Bewunderung, unseres Sehnens. Wir kannten natürlich alles und jedes von ihm, über ihn, von seiner frühesten Jugend an bis zu seinen jährlichen Silvester-Traumdichtungen. Auch über seine Studienweise, sein tägliches Leben erfuhren wir alles. Einer unserer Mitschüler hatte das enorme Glück, sein Amanuensis zu sein, besonders zur Ordnung seiner zu hoch angeschwollenen Exzerpte. Dieser allgefeierte Mann lebte nun mit unsern Lehrern in den freundschaftlichsten Beziehungen, wirkte, wie ich erst später aus seiner Levana ersah, selbst auf unsere Stilübungen in Prosa und Versen ein und — fehlte in keinem öffentlichen Examen.

Die öffentliche Prüfung (die damalige Abiturientenprüfung war nicht so langdauernd, blutentziehend und beschwerlich wie die jetzige, aber bei zum Teil höherer Forderung schwerer, kürzer, elastischer, freudiger) war nach jedem so froh verlebten Schuljahrszyklus der Glanzpunkt unseres Schullebens. Sie dauerte drei volle Tage in der vorletzten Woche vor Ostern und ward vor- und nachmittäglich durch die besten Deklamationsübungen der Schüler eingeleitet und beschlossen. Jeder der fünf Professoren hatte einen ganzen Vor- oder Nachmittag, wo er dem zahlreichst versammelten Publikum seine Schüler von allen drei Klassen in den Hauptfächern vorführte. So konnte er auf das einleuchtendste zeigen, was er geleistet, was die Jugend geworden; selbst ältere Geschäftsmänner brachten ihre Autoren in der Tasche mit, um wieder einmal eine schöne Stelle aus ihren geliebten Alten zu genießen; aber wie gesagt, Jean Paul fehlte nie. Aus seinem spätesten Tagebuche kann man ersehen, wie er den Tag, wo er durch Krankheit verhindert war, ins Examen zu kommen, besonders bedauerlich anstreicht. Zuerst begrüßte er den Vorsitzenden, seinen verehrten Jugendlehrer von Hof her, dann seine Freunde, die Lehrer, und zuletzt warf er einen herzgewinnenden Blick auf unsere Reihen. Es war die Osterprüfung 1809. Wir hatten bei Wagner eine volle Stunde Logik. Da ging nun alles so glatt, rein, fest und bestimmt, daß es eine wahre Freude war. Wagner hatte wenig geschrieben, war aber ein wahrer Unterrichtskünstler. Jean Pauls lockenumwalltes Haupt nickte immer freundlicher und tiefer, aber kaum war die letzte Antwort gefallen, so erhob er sich, ging mit blitzenden Augen auf Wagner zu, umarmte ihn, drückte ihm lange, lange die Hand. Das Publikum sah's, der Lehrer war gefeiert; er wandte sich zuletzt zu uns: Ich dank's der Prima — nie wurde ein einzelner gelobt, immer nur die ganze Klasse — und manches Auge war naß. Und als ich nun Mittag in die Superintendentur zu Tische kam und sich der allverehrte Greis der langen Familientafel entlang auf seinen obersten Sitz begab, verweilte er in der Mitte einen Augenblick, sah mich ernst an und sagte: „Nun, Herr Vetter, die Prima hat sich heute brav gehalten. Wird über's Jahr eine tüchtige Abiturientenprüfung geben, später hoffentlich auch ein gutes Kandidatenexamen."

Das war eine schöne Kontinuität unseres Bildungsganges. Die Männer, die sozusagen von mensa und amo an uns beobachtet und verfolgt, waren zum Teil dieselben, die uns später, wenn amo glücklichst zu Ende konjugiert war, auch anstellten, also den Tisch wirklich herunterklappten, deklinierten. Auch Degen, als wirklicher Konsistorialrat, prüfte seine alten Freunde als Kandidaten mit, und da war denn das Examen oft nichts anders, als — um der gesetzlichen Form zu genügen — ein freundschaftliches Kolloquium. Denn auch von der Landesuniversität schickte man die ersten Predigten und Dissertationen stets zuerst an diese verehrten Männer ein. Wir lagen also unsern Studien aufs liberalste und universellste ob und dachten gar nicht an Brot und Butter. Wir hatten beides schon so gut wie in der Tasche. Denn auch Erlangen, so klein es war — Hardenberg hatte es groß mit ihm vor; aber da brach ja alles zusammen — war weder eine bloße Verbummelungs- noch Poussierungsanstalt, sondern eben eine von Fichtes Geist, der kurz zuvor noch dort lehrte, angehauchte Universitas literarum, und so gab es weder allzu frühe Bräute, noch allzu unwissende junge Leute, so daß also niemand vor dem Endexamen zu zittern brauchte und alles seinen naturgemäßen, ruhigen Verlauf hatte.

Aber das, was dem Prüfungsaktus, diesem geistigen Bande zwischen Publikum und Schule, dieser würdigsten, schönsten Belohnung treuer Lehrertätigkeit und gewissenhaften Schülerfleißes erst die Krone aufsetzte, war am Donnerstag von 8 Uhr bis hoch Mittag der Valediktionsaktus, wo oft gegen 20 Abiturienten in Prosa und Versen von der Anstalt und deren Vorgesetzten, von ihren Lehrern und Mitschülern und von der herrlichen Stadt und Umgegend Abschied nahmen, wo dann der Matrikularius die Prämien vom obern Katheder herunterreichte und die Entlassungsrede hielt. Da waren auch die Mütter und Schwestern gegenwärtig; wir Schüler fanden oft keinen Platz. Und wenn man dann auf die, der noch nicht schon auf der Schule vorweggenaschten Universität entgegensehenden Abiturienten sah, wenn man auf die freudestrahlenden Gesichter der Preisträger sah, wenn man die Beglückwünschungen von allen Seiten hörte, in welche der Trompeten- und Paukenschall der rauschendsten Orchestermusik hineinwirbelte, da ging wohl mancher Jüngere sinnend, wie träumend, auf sein Mansardenstübchen und entschloß sich, nicht nach Hause zu den Eltern zu gehen, sondern zu bleiben, um die Wonne zu haben, 14 Tage ungestört Tag und — auch Nacht studieren zu können, denn unserer Willenskraft war von unserm Lehrer die stoische Forderung gestellt, von Zeit zu Zeit auch eine ganze Nacht hindurch zu arbeiten — wir nannten das unsere attischen Nächte.

Der Philister

Ein Beitrag zu seiner Naturgeschichte

Von

Max Lohan

Philister hat wohl jedes Volk, wie Abderiten, Schildbürger und Snobs. Aber diese Philister haben außer dem Namen nichts gemein mit jenem Volk, das vor drei Jahrtausenden Palästina benannt hat. Der Juden Erzfeinde, die Philister von ehedem, waren ein kriegerisches Volk, und in eine ihrer Städte, die im Lied vom schwarzen Wallfisch Scheffel vorführt, in das uralte Askalon hat Herodot das älteste Heiligtum

der Aphrodite Urania, der orientalischen Liebesgöttin, verlegt. Der Ehrbarkeit der tugendwächterlichen Philister von heute hieße es nahetreten, wollte man ihnen Kriegslist oder noch gar den schlimmeren Hang zum Astarte-Kultus nachsagen. Anders sind sie geartet wie die alten Philister. Judenfeindlich zudem wie diese pflegen die Philister unserer Tage nicht zu sein. Fast über die ganze Erde sind heute die Philister zerstreut, wie die Juden, mit denen sich ihre Namensvorfahren Jahrhunderte lang weidlich herumgeschlagen haben. Philisterstädte, Philisterburgen gibt es fast allenthalben auch heute noch. In allen Krähwinkeln, großen wie kleinen, finden sich Philistersippen, und eine Philisterzunft hat beinahe jeder Stand, jeder Beruf, jede Volksschicht. Und mit jedem Simson wird der Ruf wiederkehren: Philister über dir, wach auf!

Eingebürgert in Deutschland hat den Philister der Student. Wann das geschehen ist, läßt sich urkundlich nicht nachweisen. Schon vor mehr als zwei Jahrhunderten muß der studentische Ausdruck Philister gang und gäbe gewesen sein, und zwar zunächst in der Bedeutung des nichtstudentischen Bürgers. Später ist noch eine Sonderbedeutung hinzugekommen: Philister wurden insbesondere genannt die ins bürgerliche Berufsdasein, ins Philisterium übergegangenen ehemaligen Musensöhne, die „Alten Herren". Aber mit dieser harmlosen Nebenbedeutung steht der Philister der Gemeinsprache in keinem wesenhaften Zusammenhange.

Burschikos und philiströs stellen Gegensätze dar. Nach der studentischen Auffassung unterscheidet ursprünglich den Studenten vom Philister die Lebensführung: frei, ungebunden, sorgenlos will der Student dahinleben, schwärmend, in Übermut schäumend, voll Lebenslust, dem Hang ergeben, über die Schnur zu schlagen, in Streichen auszutollen, auszutoben. Im Philister sieht er sein Gegenbild, in ihm als dem Spießbürger, dem Pfahlbürger den Widersacher.

Hörte die Burschenzeit auf, dann mußte sich der Musensohn mausern, mußte er selber langweiliger, lederner Philister werden, der die Welt im Gleis erhält, gähnend der schläfrigen Prosa des philiströsen Alltags verfallen.

Der Überfülle studentischer Freiheit folgt die Unfreiheit des Philisteriums. „Von der Freiheit des Jünglings muß die des Mannes zehren, und ein gebogener Musensohn kann nichts anderes werden als ein kriechender Beamter auf Dieren."

In der „Generalbeichte" stellt Goethe dem Philister den Studenten gegenüber. Des Studenten Hauptsünde ist, in der Weise schwätzender und klatschender Philister zu leben, flüchtig nur zu kosten, zu geizen in Lust und Liebe, statt sich voll hinzugeben:

„Den Philistern allzumal
Wohlgemut zu schnippen,
Jenen Perlenschaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln leis mit Augen,
Sondern fest uns anzusaugen
An geliebte Lippen."

Los vom Philister! So lautete Goethes Losung. Vor den Romantikern, die ihm darin gefolgt sind. Erst Goethe, der sich rühmte, von Philisternetzen die Deutschen befreit zu haben, hat die Bedeutung, die der Philister in der Studentensprache erhalten hatte, verallgemeinert.

In seiner Jugend, mit seiner ursprünglich wild ausgelassenen Natur, die der Gebundenheit von Philisterregeln, dem Zwange der Philistersitten trotzte, gestaltete Goethe das Urbild eines Nichtphilisters. Als Student, in der Sturm- und Drangzeit, bis in die ersten Weimarer Jahre und noch darüber hat Goethe der deutschen Romantik, die unter den Leidenschaften der Wertherzeit keimte und emporwuchs, ihren Kampfesruf: Krieg den Philistern! vorgelebt. In seinem Wertherfieber hat Goethe den Kampf der Natur und des Herzens geführt gegen die steife Unfreiheit und Lehrhaftigkeit, gegen die be-

klemmende Selbstgerechtigkeit des Philistertums, hat er für die Freiheit des Gemüts, der Persönlichkeit, des Genies gegen Philisterei Partei genommen. Die Natur, die Liebe, die Kunst hört auf, wo der Philister beginnt. Zuerst im „Werther" hat Goethe den Philister gezeichnet, den im Beruf braven, biederen, brauchbaren Mann, der genau nach Gesetz und Herkommen lebt, auch außer dem Amt, in der Liebe zu seinem Mädchen, der er sich nur nach der Arbeit widmet, streng berechnend, ob und wann er ihr ein Geschenk machen kann; nur darf es nicht zu oft sein. „Man kann zum Vorteile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie einer, der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bösewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede, was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören."

„Philisterei", hat Tieck, der Vater der Romantik, bezeugt, „ist seit 1774, in welchem Jahre Goethes Werther erschien, noch mehr als Bezeichnung ruhiger, verständiger und brauchbarer Menschen beliebt worden, die eben kein heißes Herz, keinen Enthusiasmus haben, oder die das Geheimnis in der menschlichen Natur, den Adel der Leidenschaften, die Naivität und Frischheit echter Simplizität nicht sehen und anerkennen wollen. Die Worte Philister und Philisterei sind uns geblieben, ja unserer Sprache notwendig geworden."

Bald ein Menschenalter nach „Werther" ist Goethe in Friedrich Wilhelm August Schmidt von Werneuchen ein Philister getreu nach den Merkzeichen, die für ihn im „Werther" angegeben sind, in leibhaftiger Gestalt vor die Augen getreten. Gewiß war wohl dieser ehrsame Pfarrer ein nach Goethischer Philistervorschrift in seinem Beruf braver, biederer Mann, der genau nach Gesetz und Herkommen lebte. Aber zugleich veranschaulichte er auch in seiner Eigenschaft als Herausgeber der märkischen Almanache und als Natursänger und Naturschwärmer die andern im „Werther" gegebenen Philister-Hauptmerkmale: er war Träger, mehr noch Musterbeispiel der Philisterregeln, die nach Goethe „das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören". In seinem Spottgedicht „Musen und Grazien in der Mark" — ein besonders beachtliches Zeugnis seiner romantischen Auffassung — läßt Goethe den märkischen Naturdichter Schmidt sagen: „Denn besonders die Poeten, die verderben die Natur." Wie Goethe, der Poet, die Natur schaut und darstellt, und wie sie Schmidt von Werneuchen in seinen „Gedichten" sieht und — er beansprucht für sie Mustergültigkeit — behandelt: Das sind Gegensätze, wie es Kunst und Handwerk, wie es Genius und Philister sind. Dem Philister ist Natur der getreue Spiegel seines nüchternen, platt prosaischen, gemeinen Menschenverstandes, der über das Grobsinnenfällige nicht hinaussehen, hinausfühlen kann, der Spiegel seines trockenen Behagens, seiner bloß für die niedrige Alltäglichkeit empfänglichen Freude. Jener Freude an der Natur, wie sie Schmidt in seinem Gedicht auf den „Mai 1795" — der Mai des folgenden Jahres brachte Goethes „Musen und Grazien in der Mark" — so schwärmerisch ausgesprochen hat: „O sieh, wie alles weit und breit vom Storche bis zum Spatz sich freut, vom Karpfen bis zum Stint!" Wirklich Natürliches und Erbauliches in der Natur ist dem Philister, um in Goethes spottender Weise zu bleiben, der Mist, der Quark, der Sand. Nur sinnlich Erfaßbares und Genießbares erscheint dem Philister als unverdorbene Natur. „Trockenes Brot und saures Bier!" Daran labt sich des Philisters Armseligkeit. Paradiesische Schönheit erschließt dem Philister die Natur, wo die Henne gluckt, was der Gänse — nicht der Pfauen — Lebenslauf umfaßt, was der hausbackenen Beschaulichkeit des Vetters Michel behagt. „Wir sind bieder und natürlich, und das ist genug getan." Also prägt Goethe des Philisters Wahl- und Wahrspruch,

der in der Welt von Werneuchen das Wohlgefallen bestimmt und bemißt, wonach dort die „dichterischen" Bedürfnisse befriedigt werden.

Vier Jahre nach Goethes „Musen und Grazien in der Mark" hat sich der Führer der Romantik, August Wilhelm Schlegel, mit dem Prediger von Werneuchen in einer vergleichenden Zusammenstellung mit zwei Dichtern von ähnlicher Sinnesart, mit Matthison und Voß, kritisch befaßt. Da läßt er, ganz mit Goethe im Urteil übereinstimmend, in der „Fiktion eines Wettgesanges zwischen den drei Dichtern" den märkischen Dichter also singen:

„Rotbebackt wie ein gekochter Krebs
Grüßt die Muse mich in schmutz'ger Juppe.

Wer Begeistrung recht zu sparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Weil du heut ganz leer den Wocken spannst,
Fiekchen, komm und sing mir ein Tedeum.

Und im Winter kommt der heil'ge Christ,
Da gibt's Puppen und Dukatenkacker."

Und zum Schluß singen die besagten drei Dichter:

„Nun so schürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Vers' im Zyklopentakt;
Hochklassisch wird durch weise Sichtung
Die Sprache, sonst so rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Diese löblich-nützliche Verrichtung."

Den Inhalt des Philisterbegriffs, wie er im „Werther" umschrieben, haben Goethe und namentlich die Romantiker allmählich bereichert, den Anwendungsbereich erweitert. 40 Jahre nach „Werther" sagt Goethe in seiner Rede zum brüderlichen Andenken Wielands: „Er lehnt sich gegen alles auf, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Namen Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen."

Namentlich auch aufdringliche Unduldsamkeit zählt Goethe zu den Zeichen der Philisterei: „Der Philister regiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen."

Zu Eckermann hat Goethe über die philisterhafte Behandlung der Jugend geklagt: „Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister."

Vornehmlich aber hat Goethe als Künstler Einspruch erhoben, Natur, Kunst, Genie mit Philisteraugen zu betrachten, nach der Philisterelle zu messen und zu bewerten. Dem Philister mit seinem nur auf Nützlichkeit eingestellten Gesicht, mit der verdrossenen Nüchternheit seines Verstandes, der Unverstand wird, gilt für leerer Schein, für bunter Trug, woran als dem Zeugnis einer besseren Welt, himmlischer Schönheit die Augen der Kinder Gottes sich erbauen und ergötzen. Dem Philister ruft drum Goethe zu: „Wühle du, ein andres Schwein, nur immer den Rüssel in den Boden hinein, und gönne dem verklärten Blick an meiner Herrlichkeit sein Glück."

Derb ist hier Goethe. Urkräftig in den Versen an Johann Heinrich Merck:

„Weisen wir so diesen Philistern,
Kritikastern und ihren Geschwistern
Wohl ein jeder aus seinem Haus
Seinen . . . . . zum Fenster hinaus."

Gewarnt hat Heinrich Heine einmal: „Die Philister, die Beschränkten, diese geistig Eingeengten, darf man nie und nimmer necken." Goethe hat die Philister mehr als bloß geneckt: er hat sie herausgefordert. Dafür, wie an jedem Genie, haben sie sich an ihm gerächt mit ihrem ganzen Aufgebot hämischer Niedertracht. Wie haben sie über ihn die Nasen gerümpft, ihn beklatscht, sein Leben beschnüffelt und durchwühlt, um ihn zu besudeln! Noch heutigen Tages können sich daran lästernd die Philisterpfaffen nicht Genüge tun. Seine Erfahrungen vornehmlich mit den Philistern haben Goethe im Alter die herben Worte entlockt: „Ach, die Menschen sind gar zu albern, niederträchtig und methodisch absurd. Man muß so lange leben als ich, um sie ganz verachten zu lernen."

Goethe ist den Romantikern als Muster des Nichtphilisters vorangegangen. Für Brentano z. B. war er die „ideelle Erscheinung" des in seiner Individualität vollendeten Nichtphilisters, des erkenntnisbegierigen Menschen, der in der Erforschung des Ewigen, der Wissenschaft alle Strahlen des Lichtes in seiner Seele freudig spiegeln läßt. Bettina, Brentanos Schwester, faßt Goethe auf als das in schwärmerischer Liebe anzubetende Gegenbild des Philisters, in seinem trotzigen Überwinden der Vorurteile, in seinem heidnischen Wesen, das tüchtig aufbraust und tumultuarisch begeistert ist in seinen Naturansichten, „die den alten Philistern ins Gesicht schlagen".

Die Losung: Krieg den Philistern! richtete sich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts insbesondere gegen die Aufklärer. Als Gegenfüßler zu Goethe gebärdete sich der Häuptling der Aufklärerei in Berlin, der Buchhändler Friedrich Nicolai. Gegen ihn und die Nicolaiten zogen die Romantiker zu Felde. Auch Goethe und Schiller haben Nicolai und sein Gelichter gegeißelt, Nicolai als plumpen Gesellen, als den albernsten und lächerlichsten der Hohlköpfe, als „armen empirischen Teufel" gehöhnt und ihre Xenien als „Füchse mit brennenden Schwänzen in die reife papierne Saat der Philister gejagt". Goethen mag vielleicht noch immer Nicolai vorgeschwebt sein, als der Olympier noch einmal kurz vor seinem Heimgange die Frage stellte: Was ist ein Philister? und antwortete: „Ein hohler Darm, mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt; daß Gott erbarm!"

Ein hartes Strafgericht hat Fichte an Nicolai vollzogen. Er kennzeichnet den Hauptträger der Aufklärung als den Erzphilister, ohne dies Wort selber zu brauchen. Als schale Wisserei und Stümperei wertet Fichte Nicolais Philisterwerk. Als Muster seiner Gattung verdiene Nicolai aufgestellt und der Nachwelt überliefert zu werden: er verkörpert das dem Philister seiner Art Ureigene, er handelt mit Naturnotwendigkeit aus der ihm eingebornen unabänderlichen Wesenheit. Aus seinen Händen geht alles beschmutzt und verdreht heraus, nicht weil er es so wollte, sondern durch die Eigenschaft seiner Natur. „Wer möchte", sagt Fichte, „ein Stinktier beschuldigen, daß es boshafterweise alles, was es zu sich nehme, in Gestank, — oder die Natter, daß sie es in Gift verwandle. Diese Tiere sind daran unschuldig; sie folgen nur ihrer Natur. Ebenso unser Held, der nun einmal zum literarischen Stinktiere und der Natter des 18. Jahrhunderts bestimmt war, verbreitete Stank um sich und spritzte Gift, nicht aus Bosheit, sondern lediglich durch seine Bestimmung getrieben."

Dem literarischen Philister gilt sein Urteil als untrüglich, unfehlbar. Außer ihm gibt es keine Überlegenheit. Jede Ahnung eines Höheren fehlt. So ist ihm Religion nur Bildungsmittel des Kopfes zum unversiegbaren Geschwätz, keineswegs aber Sache des Herzens und des Wandels. Unmittelbare Brauchbarkeit und Nützlichkeit für das Gröbste dieses Lebens ist sein ganzer Zweck. Aufklären heißt popularisieren. Aufklärungsgeist ist Geist flacher breiter Popularität als des Maßstabes für das Nützliche, das Wissenswürdige und das moralisch Erbauliche. Der Aufklärungsphilister — in späterer Prägung der Bildungsphilister — arbeitet mit der Seichtigkeit angepaßten

Schlagworten. Er ist der Urheber eines großen Teils dessen, was öffentliche Meinung genannt wird, oder, wie Fichte sich ausdrückt, des „Meinungssystems", das die Mittelmäßigkeit zu dem ihrigen macht. Nie geht er über die Oberflächlichkeit hinaus. „Die absolute Oberflächlichkeit ist das nackte abgerissene Faktum als solches. Daher war der Kreis, in welchem das Nicolaische Vermögen gebannt blieb, der der Anekdote und der Kuriosität. Es war ihm Herzensfreude, wenn die Untersuchung sich dahin lenkte. Das bloße Wissen der geringfügigsten Anekdote war ihm Zweck an sich: durch dergleichen Wisserei erfüllte er, seiner Meinung nach, den Zweck des menschlichen Daseins, und stillte sein unendliches Sehnen nach Wahrheit."

Den Philister der Nicolaischen Sorte vergleicht Fichte mit einem Menschen, der nie hinter seinem Backofen hervorgekommen ist, sich daher einbildet, es müsse allenthalben in der Welt so aussehn wie hinter seinem Backofen; der beansprucht, daß sein Urteil dem Urteil aller andern vernünftigen Wesen zur Richtschnur und zum Kriterium ihrer eigenen Vernünftigkeit dienen müsse.

Hier Romantik — dort Philistertum. Hüben der romantische Mensch — drüben der Philister. Durch die romantische Literatur zieht sich dieser Gegensatz, bewußt, ausgesprochen, immer wieder unterstrichen. Philisterei bedeutet den Romantikern unduldsame Selbstgenügsamkeit des gesunden Menschenverstandes, die der Welt des Gemüts und der Phantasie ihr Recht versagt, verkümmert, sich nicht über die Grenzen des allernächsten Gesichtskreises, über die engen irdischen Bedürfnisse erhebt. Was jenseits der Schranken seines Verstandes und seiner fünf Sinne liegt, das Reich des Übersinnlichen, Unendlichen, Überschwenglichen und Unaussprechlichen, ist dem Philister unzugänglich, weil aus seiner Natur nicht erklärlich, nicht erfaßbar. Der Philister kennt keine Sehnsucht. Sie aber, die unendliche Sehnsucht, beseelt, beflügelt den romantischen Menschen; das unstillbare Sehnen, das sich im rätselhaft Geheimnisvollen, im Wundersamen, Zauberischen ergeht, das sich im Unermeßlichen und Unerschöpflichen der Phantasie berauscht. Vom Willen zur Mystik mit ihren Schaudern und Wonnen ahnt, weiß nichts der Philister, der an der Scholle klebt, befriedigt von dem, was sie ihm gewährt, bequem, nichts als Magen und Kopf. Ihm bleiben verschlossen die Wundergefilde des Geisterhaften, Traumhaften, Ahnungsvollen, des Dämonischen, des Dionysischen. „O, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt." Der Philister leugnet das Genie, verneint das Geniale: denn es wurzelt im Jenseitigen, Irrationalen, sein Verstandsvermögen Übersteigenden, in Verständlichkeit nicht Auflöslichen. Der Philister verfährt allerwegen handwerks-, zunftgemäß, ordnungsmäßig, schablonenhaft, nach festen sicheren Formen und Bräuchen, systematisch. „Wer ein System glaubt," sagt Wackenroder, „hat die allgemeine Liebe aus seinem Herzen verdrängt. Erträglicher noch ist Intoleranz des Gefühls als Intoleranz des Verstandes, — Aberglaube besser als Systemglaube. Wer die schönsten und göttlichsten Dinge im Reiche des Geistes mit seinem Warum untergräbt, der kümmert sich eigentlich nicht um die Schönheit und Göttlichkeit der Dinge selbst, sondern um die Begriffe als die Grenzen und Hülsen der Dinge, womit er seine Algebra anstellt."

Die romantische Lebensführung und Lebensdarstellung mit ihrem Ungewöhnlichen, Regel- und Zwanglosen, ihrem ungezügelt Urwüchsigen, ihrem Ab- und Ausschweifen, Überschäumen, mit dem Abenteuernden und dem Zigeunermäßigen widerspricht dem Philister.

Im Lichte der Romantik sieht der Philister so aus:

„Ein Philister ist ein steifstelliger, steifleinener oder auch lederner, scheinlebendiger Kerl, der nicht weiß, daß er gestorben ist, und ganz unnötigerweise sich länger auf der Welt aufhält; ein Philister ist ein mit allerlei lächerlichen, äußerlichen Lebenszeichen behängter, umwandelnder Leichenbitterstock seines eigenen inneren ewigen Todes; ein

Philister ist ein Kerl, vor dem alle Spiegel und so auch die Schöpfung, Gottes Spiegel, blind sind von Ewigkeit; ein Philister ist der ausgeborne Feind aller Idee, aller Begeisterung, alles Genies und aller freien, göttlichen Schöpfung; er ist die komische Karikatur-Silhouette des Teufels, welche er, vom Himmel niederstürzend, gegen die Sonnenseite des Lebens geworfen, wo sie, in tausend Zerrbildern, scheinbar unschuldig und scherzhaft herumgaukelt, aber jeden, der nicht aus ewigen Quellen berauscht in ihrem Schatten entschlummert, vergiftet, und zwar zu ewiger Nüchternheit."

Also Brentano in seiner Schrift: „Der Philister vor, in und nach der Geschichte." Er nennt sie eine „scherzhafte" Abhandlung. Darin hat er in guten und schlechten Witzen, bald harmlos übermütig scherzend, bald spöttisch verzerrend dem Philister die äußerlichen wie innerlichen Eigenschaften und Kennzeichen unromantischen Wesens, Wollens und Wirkens angehängt. Brentano hat seine Schrift zu Anfang des Jahres 1811 in der christlich-deutschen Gesellschaft in Berlin vorgetragen, die sein Freund und Schwager A. v. Arnim gegründet hatte. Diese Tischgesellschaft schloß grundsätzlich Philister und Juden von der Mitgliedschaft aus; wie Brentano in seiner scherzhaften Abhandlung vermerkt: sie hat sie „ausgewiesen auf ewig von sich, nicht aus eigenem Dünkel, sondern aus frommer Achtung gegen die Geschichte".

Brentanos Abhandlung über die Philister ist eine Umarbeitung seines älteren Aufsatzes einer „Naturgeschichte des Philisters". Diesen Aufsatz hat Brentano 1799 im Jenaer Romantikerkreise der Tieck, Schlegel und Genossen vorgetragen. Nach dem Vortrage ist Fichte darauf mit den Worten eingegangen: „Nun werde ich Euch aus dieser Geschichte beweisen, daß eben der Brentano hier der erste und ärgste unter allen Philistern ist." Fichte hat alsdann Brentanos Spitzen gegen ihn selber gekehrt.

Schon zu Fichtes Zeiten wurde auf den Philister übertragen, in ihm verdichtet und verkörpert, was dem scheinbaren Nichtphilister angeblich völlig wesensfremd, wesensfeindlich dünkte. Da lag die Gefahr nahe — und sie ist Fichte nicht entgangen — daß sich die Waffen wider die Philister, dem in abschreckender Gestalt Übles und Bekämpfenswürdiges aufgehalst wird, auch gegen die Bekämpfer zurückrichten können, weil sie ein Teil davon selber besitzen. Die Eigenschaften, die einer zuerst nur unbewußt in sich selbst als unerquicklich erkennt, befehdet er am grimmigsten an anderen. Hebbel hat beobachtet: „Wenn man etwas recht gründlich haßt, ohne zu wissen warum, so kann man überzeugt sein, daß man davon einen Zug in seiner eigenen Natur hat."

Ein Jahr, nachdem Brentano in der christlich-deutschen Gesellschaft seine Philister-Abhandlung vorgelesen hatte, am 18. Januar 1812, führte Fichte dort den Vorsitz. Als „bestellt zum Sprechen" hielt er die Begrüßungsansprache in Knittelversen. In scherzender Weise wies er auf die Kehrseite des Spottes hin, wie er in der Gesellschaft an den Juden und den Philistern geübt werde. Daß der Spott nicht auf uns selbst sitzen bleibe! So warnte er und fuhr dann fort:

„Die Juden schiebt man sich wohl vom Leibe,
Man ist nicht beschnitten; — ergo ist man keiner.
Mit dem Philister ist die Sache schon feiner.
Streng genommen, Keiner sich durchschaut,
So lang er steckt in der sündigen Haut,
In Unschuld Keiner soll waschen die Hände,
Wie Keiner selig ist vor seinem Ende!
Ob wir durchaus nicht Philister waren,
Werden wir im ewigen Leben erfahren.
Doch gibt es auch für sterbliche Augen
Kennzeichen, die zur Prüfung taugen,
Daß man sich orientieren kann.
Das Eine geb ich im Gleichnis an.

Es geschieht wohl, daß Einer träume, er wache
Und sich's versichre, und glaublich mache,
Und ist doch gerade dies sein Traum!
Wer wirklich wacht, kurzum der wacht,
Und ist nicht weiter aufs Wachen bedacht.
So, wer in der Tat nicht Philister ist,
Der denket dessen zu keiner Frist;
Ohne seinen Dank und Willen, und schlechtweg er's nicht ist.
Wer aber sich's hin und her beweist
Und Gott am Morgen und Abend preist,
Daß er nicht ist, wie andre Leut',
Ist vom Philistertum nicht weit;
Ja, ihm sitzt die Philisterei
Gerade im Denken, daß er's nicht sei!"

Brentanos Kriegsschrift wider die Philister folgte 13 Jahre später Eichendorffs dramatisches Märchen in fünf Abenteuern: „Krieg den Philistern." Diese neckische Narretei, ein phantastisch überreiches Durcheinander und Übereinander von schalkhaft ironisierenden Schelmereien, Sticheleien, Foppereien, drolligen Einfällen und satirischen Ausfällen, voll Übermut und Ausgelassenheit, läßt die Poeten gegen die Philister zu Felde ziehn, die Poetischen, die Himmelsfechter gegen der Philister ungeschlachtes Volk, das gewohnheitsselig die Kultur mit zäher Dummheit niederhält, das, was es nicht begreift, in seinen Alltagskreis hinabziehen möchte. Der Narr in Eichendorffs Märchen sagt vom Philister: „Gar nichts versteht er und viel liest er, spottwenig trinkt er und viel ißt er, kurz: so ein schofler, fahler, trister" —. Dann singt der Narr ein Lied „von Engeln und von Bengeln": Beide, die Poeten wie die Philister, waren von Haus aus Engel. Störche trugen sie zu den Menschen hinweg. Die einen von den Engeln bedachten sich und meinten: das wird wohl gehn!

„Die machten bald wichtige Mienen
Und wurden erstaunlich klug,
Die Flügel unnütz ihnen schienen,
Sie schämten sich deren genug.
Und mit dem Flügelkleide
Sie ließen den Flügelschnack."

Diese Engel wurden Bengel und befanden sich gar nicht schlecht. Aber die anderen konnten sich nicht eingewöhnen: die Sehnsucht nach dem Himmelszelt, von wo sie gekommen, blieb ihnen. Sie versäumten unten die Zeit, sie irrten verlassen in Lust und Leid.

„Und als es nun kam zum Sterben,
Gott Vater zur Erden trat,
Seine Kinder wieder zu werben,
Die der Storch vertragen hat.

Die einen konnten nicht fliegen,
So wohlleibig, träg und schwer,
Die mußt er da lassen liegen,
Das tat ihm leid so sehr:

Die andern streckten die Schwingen
In den Morgenglanz hinaus,
Und hörten die Engel singen,
Und flogen jauchzend nach Haus."

Das Märchenspiel beschließt den Krieg der Poeten gegen die Philister mit beider Untergange. Der Narr behält das letzte Wort, um zu künden, daß die, die im Spiel gestorben, alle wieder aufstehn, ganz unverdorben, und es zu Hause ruhig weiter treiben. „So spielet fort das Stück und spielt nie aus." Der ewige Poet und der ewige Philister: „Immer die gleichen, gestern wie heute, immer dieselben, heute wie morgen."

In „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", um noch ein Werk der jüngeren Romantik zu erwähnen, klingt das Kampfeslied gegen das Philistertum weiter. „Ach Gott," ruft Bettina aus, „das Philistertum ist eine harte Nuß, nicht leicht aufzubeißen, und mancher Kern vertrocknet unter dieser harten Schale .... Die Leidenschaft ist ja der einzige Schlüssel zur Welt; durch die lernt der Geist alles kennen und fühlen, wie soll er sonst in sie hineinkommen."

Als die beiden wirksamsten Ausläufer der Romantik ragen unter den Philosophen Schopenhauer und Nietzsche empor. Bei ihnen findet sich die Losung: Krieg den Philistern! wieder. In romantischer Auffassung, die sie vornehmlich auch insofern geltend machen, als sie das Genie gegenüber dem Philisterpöbel vertreten. Im Kapitel seines ersten Hauptwerkes „Vom Genie" sagt Schopenhauer: „Wer nicht zeitlebens gewissermaßen ein großes Kind bleibt, sondern ein ernsthafter, nüchterner, durchweg gesetzter und vernünftiger Mann wird, kann ein sehr nützlicher und tüchtiger Bürger dieser Welt sein; nur nimmermehr ein Genie." Hierbei erinnert Schopenhauer an die Herkunft des Philisters aus dem Studentenleben: an manchen Studenten sei noch ein rein geistiges Streben und eine geniale Exzentrizität unverkennbar. „Allein die Natur kehrt in ihr Gleis zurück: sie verpuppen sich und erstehen, im Mannesalter, als eingefleischte Philister, über die man erschrickt, wenn man sie in spätern Jahren wieder antrifft." Schuld daran soll die Ethik des erneuerten Hegelschen Spinozismus tragen; in der sei man so tief herabgesunken und so platt geworden, „daß man aus ihr eine bloße Anleitung zu einem gehörigen Staats- und Familienleben machte, als in welchem, also im methodischen, vollendeten, genießenden und behaglichen Philistertum, der letzte Zweck des menschlichen Daseins bestehen sollte".

In seinem zweiten Hauptwerke kommt Schopenhauer auf den Gegensatz des Philisters zum Genie zurück. Beim Genie fällt sein Schwerpunkt in ihn selbst: denn nur das Genie ist befähigt zu einer nicht dem Willen dienenden, rein geistigen Beschäftigung. Der Durchschnittsmensch dagegen, der Philister, ist hinsichtlich des Genusses seines Lebens auf Dinge außer ihm angewiesen: sein Schwerpunkt fällt außer ihm. Sein Leben, weil darin der Wille obwaltet, ist schal, leer, fade, langweilig, betrübt. Es ist gänzlich auf die kleinlichen Interessen der persönlichen Wohlfahrt und dadurch auf Miseren aller Art gerichtet. Die Welt des sogenannten realen, praktischen Daseins, worin das Dichten und Trachten des Philisters wurzelt, ist nach Schopenhauers Metaphysik nicht Realität. Somit sagt Schopenhauer: der Philister ist ein Mensch, der immerfort auf das ernstlichste beschäftigt ist mit einer Realität, die keine ist. Das nennt Schopenhauer die transzendentale Definition des Philisters. Vom populären Standpunkt aus nennt Schopenhauer den Philister einen Menschen ohne geistige Bedürfnisse. Der Philister ist ihm der amusische Mensch. Das besagt etwa dasselbe wie der unromantische Mensch.

Den Bildungsphilister hat Nietzsche in Umlauf gebracht. Geprägt hat er das Wort selber nicht; schon vor seinen ersten „Unzeitgemäßen" ist es gebraucht worden. Wie Fichte in Nicolai den Aufklärungsphilister, erkannte Nietzsche den Bildungsphilister in Strauß, dem Verfasser des „Bierbankevangeliums" vom „alten und neuen Glauben". Einen wirklichen Philister nennt er ihn mit eingeengter trockner Seele und mit gelehrten nüchternen Bedürfnissen. Trotzdem, sagt Nietzsche, werde niemand mehr erzürnt sein, ein Philister genannt zu werden als Strauß. „Kein Philister kann glauben, daß er einer sei", schrieb Brentano in seiner scherzhaften Philisterabhandlung. Und sechzig Jahre später Nietzsche: „Der Bildungsphilister weiß gar nicht, was der Philister und was sein Gegensatz ist: weshalb wir uns nicht wundern werden, wenn er meistens es feierlich verschwört, Philister zu sein .... Der Bildungsphilister haßt keinen mehr als den, der ihn als Philister behandelt und ihm sagt, was er ist: das Hindernis aller Kräftigen und Schaffenden, das Labyrinth aller Zweifelnden und Verirrten, der Morast

aller Ermatteten, die Fußfessel aller nach hohen Zielen Laufenden, der giftige Uebel aller frischen Keime, die ausdorrende Sandwüste des suchenden und nach neuem Leben lechzenden deutschen Geistes."

Das Genie ist das Gegenbild des Philisters, dem es verhaßt ist. Philister und Genie verhalten sich nach Nietzsche zueinander wie David Friedrich Strauß zu Arthur Schopenhauer oder Richard Wagner. Philisterkultur beruht auf Verstandeserkenntnis, ist wesentlich Förderung der Wissenschaft, die überall nur Probleme der Erkenntnis sieht, die kalt und trocken keine Liebe hat und nichts weiß von einem tiefen Gefühl des Ungenügens und der Sehnsucht. Die Philisterkultur sucht nicht. Ausdruck der Philisterkultur ist Zufriedenheit. Aber diese Kultur ist falsche Kultur. Die wahre ist Sehnen nach Heiligung und Errettung. Hierzu können nur die wahrhaften Menschen, die Nichtphilister-Menschen, die Philosophen, Künstler und Heiligen verhelfen. Aufgabe der wahren Kultur ist, die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fördern. Das höchste Ziel ist die Erzeugung des Genies, des Übermenschen.

Als eine Episode im Kampfe Nietzsches gegen den Bildungsphilister verdient vermerkt zu werden, daß das mit Schopenhauerschem Grimm geächtete Wort „Jetztzeit", das, unter Berufung auf seinen Lehrer Schopenhauer, Nietzsche als Ausdruck Straußischer Philistrosität geißelt, Strauß selber, und zwar bereits noch vor Schopenhauer, als ein sprachliches Merkmal von „Philisterhaftigkeit" behandelt hat. Verzeichnet sei ferner, daß Gottfried Keller Nietzsche wegen des Angriffs auf Strauß als den Bildungsphilister einen — „Erz- und Kardinalphilister" genannt hat: „Denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so Gewöhnliches ist." Dagegen stimmt Treitschke, der sonst Nietzsche unbedingt abgelehnt hat, mit ihm insofern überein, als er in Strauß den Philister nicht verkennt. „Strauß", bemerkt Treitschke in seiner Deutschen Geschichte, „war in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen und blieb sein Tagelang in seiner ganzen Lebensführung ein schwäbischer Philister."

Gegen den politischen „teutschen" Philister ist zuerst vor Bismarck, ein Jahr vor dessen Geburt, Arndt, der Mann von echt deutschem Schrot und Korn, in urkräftiger Weise zu Felde gezogen. Auf die Frage: Was ist ein Philister? antwortet Arndt: „Ein fauler, viel sagender, mehr fragender und nichts wagender Mensch; ein solcher, der das Kleine groß macht und das Große klein, weil er in dem Großen seine Kleinheit und Kleinlichkeit fühlt; ein Mensch, der den Mond in einen Pfannkuchen und die Sonne in eine blanke Suppenschüssel verwandeln möchte, damit es keine Gelüste und Fragen mehr gebe, die über diesen Maulwurfshügel, Erde genannt, hinauswollen. Große Leidenschaften, große Genüsse, große Gefahren, große Tugenden — das alles heißt dem Philister Unsinn und Wahnsinn; er will das Leben lieber in Taschenformat als in Folio, wenn es nur mit dem möglich wenigsten Tun, Denken und Wagen so hinzuschleppen ist; Ruhe und wieder Ruhe, und allenfalls auch einen Zusatz von Faulheit — das liebt er, das begehrt er, das predigt er, dafür schreiet er Himmel und Erde wach, wann es ihm gestört werden will. Wir Teutschen haben diese bequeme und mittelmäßige Art im Überfluß, weil die Einzelnheit und Abgeschiedenheit der vielerlei Staaten unsers Vaterlandes uns in dem Einzelnen und Kleinen festgehalten und für das Ganze und Große geblendet hat. Noch immer sind wir reich an politischen Käsekrämern, welche die Welt mit ihren gewaltigen Kräften und Bewegungen in einer Tüte oder Schachtel zusammenzupacken meinen, und höchstens hie und da draußen einige Milbchen abstäuben, wann die großen Würmer drinnen, von ihnen ungewußt, ihr sattes, fressendes Leben treiben."

Gegen das Philistertum der politischen Käsekrämer, um Arndts Ausdruck aufzunehmen, hat Bismarck sein Leben lang schweren Kampf geführt.

Wie Goethe veranschaulichte Bismarck vornehmlich in seiner Jugend, in der Zeit seines Stürmens und Drängens, seiner gärenden, brausenden Entwicklung, als Student, als der tolle Junker von Kniephof, den Nichtphilister. Der Philister kennt keine „Wunder". Bismarck hat bekannt, anders als der altkluge Tor, der dem natürlichen Laufe des großen Räderwerks auf den Grund zu sehen meine, glaube er, „um mit Hamlets plattgetretenen Worten zu sprechen, daß es zwischen Himmel und Erde viele Dinge gibt, von denen sich unsre Philosophen nichts träumen lassen, oder wenn sie auch davon träumen, von denen sie sich keine Rechenschaft geben können; ja im tiefern Sinn gehört alles, in uns und außer uns in diese Kategorie, und der Ausdruck „ein Wunder" entlockt mir immer ein inneres Lächeln über Mangel an Logik: Denn in jeder Minute sehen wir Wunder, und nichts als solche." Also Bismarck. Das war romantische Auffassung.

In Bismarck lebten, wie in Goethe, dämonische, titanische Kräfte, aller Philisterei entgegenwirkend. Eine Herren- und Herrschernatur, urwüchsigen Trotzes, suchte und ging er in der Freiheit und Unabhängigkeit seines Selbstbewußtseins, mit der genial-selbstherrlichen Überlegenheit des künstlerisch Schöpferischen in ihm eigene Wege, bahnte er neue, dabei über die Philisterordnung sich hinwegsetzend.

Bismarck hatte Humor. Der Philister ist humorloser Mensch. Schon darum mußte dem Philister das Verständnis für die Persönlichkeit Bismarcks, für seine Größe fehlen. Auch das Burschikose war ein Grundzug in Bismarck. Seine Eigenart kümmerte sich nicht um der Philister Meinungen und Gerede, bot dem vielmehr geflissentlich Trotz. Sein ausgesprochener und betätigter Mangel an Popularitäts-Eitelkeit ließ ihn oft gerade das Gegenteil von dem reden und tun, was der Spießbürger als ihm naturgemäß erwartete, für sein Wohlgefallen und Wohlwollen beanspruchte. Ein Philister aus den höheren Regionen, Graf Hugo Münster, erachtete 1854 Bismarck für ganz unfähig zum Minister des Auswärtigen, weil er noch immer Student sei; und zur selben Zeit nannte in einem „aufgeregten" Billett an Manteuffel Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser, Bismarcks Politik die Politik eines Gymnasiasten. Als Bismarck bereits Ministerpräsident war, bezeugt Prinz Kraft zu Hohenlohe: „So verkehrte Bismarck amtlich mit allen Menschen, Gegnern wie Freunden mit einem Humor und einem Sichgehenlassen, das an seine stürmische und burschikose Studentenzeit erinnerte. Als ich einst den Dienst hatte im Vorzimmer des Königs, war Bismarck beim König und wartete daselbst auf noch zwei Minister, welche bestellt waren. Als sie auf sich warten ließen, kam er heraus und fragte mich: „Sind die beiden andern Schwindler noch nicht da?" So brauchte er immer die gewagtesten Ausdrücke, und ich kann mir wohl denken, daß er auch in Frankreich ähnlich geredet haben mag, so daß feindlich gesinnte Menschen hochverräterische Ausdrücke herausgefunden haben könnten." Sollten sich da die „feindlich gesinnten" Philister nicht über Bismarck erbosen?

Philisterei hat Bismarck ausdrücklich bezeichnet als Pfahlbürgerei, Einfältigkeit, Befangenheit in lokalen oder in Standesansichten, in Familieninteressen, als Einklemmung in anerzogene Einbildungen, Manieren, Vorurteile.

Der Losung: Krieg den Philistern! ist Bismarck gefolgt. Er hat die Parteiphilister bekämpft, den demokratischen wie den konservativen, und allezeit hat er die bureaukratischen Philister bekriegt. Als politischen Philister sah Bismarck den Doktrinär, den Dogmatiker an, der Politik als systematische Wissenschaft, nicht als Kunst behandelt, der nach ein für allemal fertigen Grundsätzen und Überzeugungen, nach feststehenden Lehren und Anschauungen verfährt und mit Schlagworten und Phrasen arbeitet. Als politischer Musterphilister stand Bismarck ein Virchow gegenüber, der Bismarck vorhielt, daß es ihm an einem festen Programm fehle; daß sich seine Politik nicht definieren lasse; daß seine Politik ohne Kompaß steuere; daß Bismarck eigentlich keine Politik, insbesondere keine Ahnung von einer nationalen Politik habe; daß die von Bismarck vertretene Politik in gewalttätiger und verderblichster Weise die heiligsten Interessen

Preußens und Deutschlands schädige. Wie Virchow Bismarcks Politik zu brandmarken wähnte, damit hat er für immer das Urwesen eines politischen Philisters, des sogenannten Fortschritts- und Berliner Weißbierphilisters gekennzeichnet.

Das ihrer politischen Wesenheit feindliche Genie haben die Philister der Virchowschen Art allerwegen in Bismarck gehaßt und außer Wirksamkeit zu setzen getrachtet. Sie wollten, um ein Bild Bismarcks anzuwenden, dem Simson der Monarchie die Locken verschneiden, um ihn den demokratischen Philistern wehrlos in die Hände zu liefern.

Nicht nur mit diesen hat Bismarck Krieg geführt, auch mit den Philistern konservativen Schlages, die nach seiner Zeichnung Scheuklappen tragen, nur einen Fleck in der Welt, nichts als ihre Nase sehen und ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase üben.

Und das Philistertum der deutschen Bureaukratie hat Bismarck sein Lebtag befehdet. Von Jugend auf lehnte er sich gegen die Unfreiheit der bureaukratischen Philister auf, die an den grünen Schreibtischen wie ein Rattenkönig mit den Zöpfen zusammengewachsen sind; die täglich dasselbe tun und lassen; in deren Tretmühle und Versorgungsanstalt die Säfte eintrocknen, die Persönlichkeit verkümmert.

„Das ist kein Mensch wie wir andern alle: das ist ein Gott." So lautete des Künstlers Lenbach Bismarck-Bekenntnis. Auf eine nüchterne Formel gebracht besagt das: Bismarck war alles andre, nur kein Philister. Daher erblickten die Philister in Bismarck vom Beginn seines öffentlichen Auftretens an ihren Erbfeind, dem sie mit ihrer Scheel-, Klatsch-, Verleumdungs- und Verkleinerungssucht beizukommen suchten. „Und wer alles stellte sich dir gegenüber: vom geriebensten Fuchs bis zum eingeräuchertsten Gewohnheitsphilister. Sie alle forderten: Weg mit ihm! Er stört unsern Mittagsschlaf! Er ist ein Revolutionär! Und die Hämischen jubelten unbändig, wenn sie dich am Boden glaubten; und was sie an Gemeinheit im Vorrat hatten, ließen sie dich fühlen. Und sie spien dir nach." (Detlev von Liliencron.)

Dem Parteiphilister blutsverwandt ist der Zeitungsphilister. Der schöpft Nahrung und Weisheit nur aus der Tageszeitung, auf die er eingeschworen ist, käut nur die Auffassungen und Urteile wieder, die ihm sein Leibblatt tagtäglich vorsetzt und vorkäut, bildet sich dabei etwas ein auf die Unabhängigkeit seiner Überzeugungen und Wertbestimmungen, die der kritiklose Stumpfsinn seines Papageientums ausschließlich aus der Werkstatt der Zeitungsschreiberei bezieht.

Der Sozialdemokratie galt früher der als Philister, den der Franzose — im Unterschied von citoyen — bourgeois nennt und der in die sozialdemokratische Sprache übertragen „Mastbürger" hieß. Inzwischen ist die Sozialdemokratie selbst verphilistert, auch nach der Meinung ihrer radikalen Genossen.

Zuweilen scheint es, als wolle Philister allmählich ein dehnbares, wandlungs- und umdeutungsfähiges Wort werden. Der eine schilt seinen Widerpart in Gesinnungs- und Willensart Philister und wird von diesem mit dem gleichen Schlagwort als dem Inbegriff des Unangenehmen, Abholden und Widerstrebenden bedacht. Als ein Beispiel des wechselseitigen Vorwurfs der Philisterhaftigkeit sei der Sprachphilister angeführt. So heißen hüben die „grob dreinfahrenden" Sprachreiniger, drüben die „unverbesserlichen" Fremdwörtlerphilister.

Die Deutschen, hat Goethe zu Eckermann geäußert, können die Philisterei nicht los werden. Einmal deswegen nicht, weil die Menschen überhaupt in der Mehrheit so beschaffen sind wie der Philister, von dem Heinrich Leo sagt: „Der Philister ist ein Mensch, der im Falle der Wahl stets ein materielles Gut dem ideellen vorzieht"; und dann, weil von der Philisterei mehr oder weniger in jedem Durchschnittsdeutschen ein Stück steckt, von Haus aus. Ja, beinah jeder hat wohl irgendwo einen Stich ins Philiströse. Selbst E. T. A. Hoffmann bemerkt einmal: „Einen gewissen Hang zum

Philistrismus tragen wir — wir, die poetischen Gemüter und gemütlichen Poeten — wohl in uns; streben wir nur wenigstens nach der sublimsten Sorte; ein kleiner Beigeschmack davon ist zuweilen nicht ganz übel!"

Wilhelm Raabe meint: „Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum und wird von dem alten Riesen, dem Gedanken, mit welchem er ringt, in den Lüften schwebend erstickt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren."

Gewiß soll ein Stück rechtschaffenen Philistertums sein Recht behalten, nämlich dasjenige Maß von gesunder, auf das Verständige, Zweckmäßige bedachter, beharrlicher, im Genuß genügsamer Tüchtigkeit, die trotz ihres unvermeidlich starken Zusatzes von behaglicher, begeisterungsarmer, selbstgefälliger Bequemlichkeit nun einmal für die auf feste Regeln angewiesene, in Zucht, Ruhe und Ordnung arbeitende und schaffende Welt bürgerlicher Wohlfahrt und wohlbestellten, wohlanständigen Hausvätertums nicht zu entbehren ist. Als heilsames Gegengewicht gegen die Gefahren einer Überromantik soll solches Philistertum seinen Platz behalten.

Aber ein gutes Maß von Romantik wollen wir im deutschen Leben nicht missen. Unsere Romantiker, zumal von der Art Eichendorffs, der alle Philister aus der schönen Welt hinausjagen wollte, die Philister und ihre Gevattern, die groß Geschnatter im deutschen Vaterland machen, waren ihrem Gemüt und Geblüt nach kerndeutsch. Fleisch und Blut von bestem Deutschtum von altersher. Die Romantik, ein köstliches Erbstück deutscher Wesenheit, soll in Deutschland fortwirken als die Kraft, die über philiströse Werkeltagsarbeit und -gesinnung hinaushebt, die aus Philisternetzen erlöst, die das Recht des Genius, des Gemüts und der Phantasie wahrt.

Aus Edmund Lundys Gedenkbuch an Venedig

Nach der italienischen Ausgabe des Pasquale Negri
ins Deutsche übertragen und überarbeitet

von

Helene Raff

(Schluß)

II. Venedig, der Staat

1. Die Pistolen

(Der Verfasser hat in Begleitung eines Freundes einen Ausflug gemacht und ist in aller Frühe nach Venedig zurückgekehrt, wo er das folgende, für die venetianische Polizei charakteristische Erlebnis hat.)

Bei den Zattere stieg ich aus und nahm Urlaub von meinem trefflichen Gefährten. Ich frühstückte im Café alla Calcina und verhielt mich dort ein Weniges im Geplauder mit einigen artigen Leuten, die der gleiche Wunsch, die Frische des Morgens zu genießen, dorthin geführt hatte.

Von Schlaf spürte ich nichts. Schritt für Schritt schlenderte ich zur Überfahrt an der Kirche della Salute, von wo ich mich zur Piazzetta führen ließ. Dieser schöne Platz war beinahe menschenleer. Ich stellte mich nahe bei der Zecca auf, einem der

reizendsten Punkte von Venedig, und hatte meine Lust an der stündlich wachsenden Geschäftigkeit des Volkes und der Verkäufer. Zumal die Barken boten einen wundervollen Anblick, wie mählich Leben und Bewegung in sie hineinkam.

Indem mein Auge die beiden großen Säulen streifte, fiel mir wieder auf, was ich auch sonst schon gesehen hatte. Etwa zwanzig Schlingel hockten auf den Stufen der Säulen und spielten die in Venedig verbotenen Hasardspiele. Allerdings werden diese dem Gesetz zum Trotze und zum Ruin vieler Familien auch in den Nebenzimmern der Cafés, in den Kasinos und Privathäusern gespielt. Ganz zu schweigen vom Ridotto[5]), wo die Hasardspiele während der ganzen Dauer des Karnevals erlaubt sind.

Zur Zeit der Errichtung genannter Säulen aber muß das Verbot solcher Spiele noch in vollem Umfang bestanden haben. Dafern es nämlich wahr ist, daß Nicoló Barattieri, der Erbauer der Säulen, sich als Lohn seines Werkes das bleibende Privilegium erbat, daß auf den Stufen vor den Säulen und im Raum zwischen deren Sockeln die verbotenen Spiele unbehindert gespielt werden dürften. Dies Vorrecht ward ihm bewilligt, und es läßt sich denken, daß Barattieri und seine Nachkommen von den Spielern einigen Nutzen zogen. Etliche behaupten: das Wort Barattori, das die Betrüger im Spiel bezeichnet, leite sich von seinem Familiennamen her.

Wie erzählt wird, übertraf die Gier, mit der jene Vergünstigung ausgebeutet ward, jede Vorstellung. Zwischen den Säulen standen fortwährend Tische bereit, an denen wie unsinnig gespielt wurde, zuweilen trotz anhaltenden, heftigen Unwetters. Auf den Stufen vor den Säulen aber pflegte das niedere Volk seiner tollen Neigung zu frönen.

Bald zeigten sich die unseligen Folgen jenes Privilegiums. Der Senat dachte auf Abhilfe. Es ist nicht bekannt, wo zu jener Zeit die Todesstrafe vollstreckt ward und die qualvoll barbarischen Hinrichtungen stattfanden, die für mehr als Tod gelten konnten. Wahrscheinlich — so glauben manche — geschah dies bei San Giovanni e Paolo; gewiß ist mindestens, daß dort die Gerichteten bestattet wurden. In der Folge aber — so versichert die Überlieferung — hätte der Senat befohlen, daß der Vollzug öffentlicher Strafen innerhalb jener Säulen vor sich gehen sollte. So ward der Ort ein äußerst schmachvoller und verrufener. Alle ehrbaren und fühlsamen Personen von guter Herkunft scheuten die Stätte, die so oft von Menschenblut genetzt worden war. . . Das Grausen hindert auch jetzt die meisten, zwischen den vier weißen Steinen hindurchzuschreiten, auf denen gegebenenfalls der Galgen oder das Schafott zu stehen kommt.

Aber die Hefe des Pöbels, jene Lumpen, die man in Venedig die Spitzbuben (birichini) der Piazzetta zu nennen pflegt, und denen jedes schaurige Ereignis mehr zur Lust als zum Leide gereicht, lachten nur über die düsteren Erinnerungen der gleich einem Pranger bemakelten Stätte. Sie fuhren und fahren fort, auf den Stufen der Säulen zu spielen; ich sah einige davon nicht nur ihr Geld, sondern auch die Kleider verspielen, so daß sie beinahe in schimpflicher Nacktheit dasaßen. Diese verzweifelten Verlierer treiben dann das Gewerbe des Beutelschneidens oder ein schlimmeres, um sich die Mittel zur Befriedigung ihres Lasters zu schaffen.

[5]) Der Ridotto (Redoutensaal) war der Sammelplatz aller Vergnügungslustigen, das berühmteste Spiel- und Ballhaus von Venedig. „Ein großer, schöner Saal" — beschreibt ihn Lundy — „oben von einer Galerie umgeben, mit anstoßenden geräumigen Nebenzimmern. Eine Erfrischungsbude und ein Restaurant sind dabei. . . . Am Abend des Sankt-Stephans-Tages wird er aufgemacht und bleibt den ganzen Karneval geöffnet. Wegen der Hasardspiele, die dort stattfinden, und weil der Ridotto zugleich Schauplatz schmutziger Liebschaften ist, sagt man in Venedig am Stephanstag: „Heut abend geht dem Teufel sein Haus auf."

Ich näherte mich dem Dogenpalast und betrachtete den großen Zudrang von Geschäftigen, Beamten und Prozeßvolk, die sich zumal unter dem Broglio versammelten. Der Name Broglio bedeutet Tumult und ward dem Portal verliehen, weil dort in alter Zeit die Aufstände ihren Anfang nahmen. Daselbst pflegten auch einflußreiche Persönlichkeiten von den Bittstellern erwartet zu werden, die ihre Gunst und Fürsprache zu erlangen suchten. Das nennt man brogliare.

Ich begann nun längs des Ufers zu spazieren und stand bisweilen still, um den Ausrufern zu lauschen. Dies mein Stehen und Wandeln im Bereich der Piazza, Piazzetta und Prokurazien währte über eine Stunde. Als ich sodann, etwas ermüdet, mich nach Hause begeben wollte, ward ich von einem wohlanständigen Manne angesprochen, der den Wunsch ausdrückte, mir in einem von mir zu wählenden Café nur ein Wort zu sagen.

Die Haltung des Mannes schien so vornehm und edel, daß ich alsbald, ohne zu fragen, einwilligte. Wir traten in das Café am Ponte dei Dai und zogen uns dort in ein Nebenzimmer zurück. Wir nahmen Kaffee, und der Unbekannte entschuldigte sich im voraus wegen dessen, was er mir sagen müßte. Dann fragte er mich, ob ich irgendeine Schuld auf mir hätte, die mich den Behörden verdächtig machen könnte.

Ich lächelte ein wenig und sagte ihm, daß ich Gott sei Dank in dieser Hinsicht mir nicht die kleinste Verfehlung vorzuwerfen hätte.

„Denken Sie doch recht, recht gut nach!" fuhr der Fremde fort.

„O, ich kann Sie versichern," versetzte ich etwas hitzig, „daß nichts mein Gewissen belastet."

„Vertrauen Sie mir!" beharrte er. „Ich werde mich zu erkennen geben. Ein Fremder kann, ohne dessen gewahr zu werden, irgendeinen kleinen Verstoß gegen die Gesetze unserer Regierung begangen haben."

Da begann ich mich zu besinnen und sagte dann zu dem freundlichen Unbekannten: „Ich pflege außerhalb der Stadt ein paar Pistolen bei mir zu führen. Gleich nach meiner Heimkehr lege ich sie ab, weil ich weiß, daß das Tragen von dergleichen in der Stadt streng verboten ist. Heute morgen, da ich vom Lande zurückkam, habe ich dies noch nicht getan. Wenn etwa das —"

„Das ist gewiß der wahre Grund!" rief der artige Mann aus. „Sie müssen wissen: heute früh machte ich einen Spaziergang in der Morgenfrische. Ich sah Sie auf der Piazzetta und bemerkte, wie ein Mensch, dessen Stand ich wohl erkannte, sich Ihnen verstohlen näherte und auf Ihren Rock einen kleinen Seidenfaden heftete. Auf solche Art, wußte ich, zeichnen die Spitzel die Leute, die, nach eigener Entdeckung oder auf Angebereien anderer, ihnen als eines Vergehens schuldig oder verdächtig gelten, oder doch gegen eine wichtige Verordnung verstoßen haben. Die umherstreifenden Häscher, sobald sie an einem das Zeichen des Fadens sehen (dessen Länge und Farbe natürlich zuvor ausgemacht ist), verhaften ihn augenblicklich. Deshalb hegte ich innerlich Sorge um Sie, denn Ihr Aussehen schien mir keineswegs das eines Übeltäters. Während Sie unter der Menge dahingingen, näherte ich mich Ihnen und nahm Ihnen behende das Fädchen weg. Aber nicht lange, so sah ich den gleichen Kerl, der das Fehlen des Fadens bemerkt hatte und ihn wohl herabgefallen glaubte, Ihnen höchst geschickt einen zweiten anheften. Da beschloß ich, auf Sie zuzugehen, Ihnen auch das zweite Zeichen abzunehmen und Ihnen dies alles mitzuteilen, um Sie der nahen Gefahr zu entziehen."

Von ganzem Herzen dankte ich dem gütigen Manne. Meine Pistolen gab ich schleunig dem Cafehausbesitzer in Verwahr.

* * *

2. Rechtspflege

Eines Tages, da ich durch die Merceria ging, begegnete ich einem Dieb, der zur Strafe des Auspeitschens verurteilt war. Sein Oberkörper bis zur Leibesmitte war entblößt; die Hände waren an einen Gurt gefesselt, den er um den Leib trug. Hinter ihm, von etlichen Sbirren umgeben, schritt der Henker, die Geißel in der Hand. Aber er traf damit den nackten Rücken des Verurteilten nur leicht, so daß es mehr wie ein Tätscheln aussah. Da kam dem kleinen Zug ein ernst dreinschauender, vornehm gekleideter Mann entgegen, der, über solche Schonung verwundert, sich beifallen ließ, dem Henker laut und ärgerlich zuzuschreien: „Drauf! Drauf!"

Der Büttel, in aller Gemächlichkeit, reichte dem unbekannten Eiferer seine Peitsche dar und sagte: „Machen Sie's selber!"

Eine unbeschreibliche Wut brach im Volke los. Mit Heulen, Pfeifen und schmutzigsten Schimpfworten ging es über den Unbekannten her; nicht wenige drängten sich herzu und versetzten ihm Faustschläge. Sie hätten noch Ärgeres getan, aber jener ersah nahebei eine Schenke, in die er hineinschlüpfen und durch deren hinteren Ausgang er mit knapper Not entweichen konnte, während einige ihm beistanden, indem sie die Wütenden hinderten, in das Haus einzubrechen. Der Henker dagegen empfing eine Menge begeisterter Zurufe; das niedere Volk geleitete ihn gleichsam im Triumph, und viele Tage lang ward in Venedig von nichts, als von seiner Antwort gesprochen.

Ehemals wurde den Dieben ein Brandmal auf die Stirn gedrückt, und sie wurden außerdem „gewippt". Den Gotteslästerern wurde bis vor kurzem noch die Zunge ausgeschnitten. Hinsichtlich der Todes- und Kerkerstrafe bestehen hier so ziemlich die gleichen Bestimmungen, wie in anderen Ländern. Die meisten Verbrechen werden mit Gefängnis geahndet. Die Patrizier, bei ernsten Vergehen, büßen ihre Strafe auf einer Festung ab; für kleinere Vergehen bekommen sie Hausarrest. Das gewöhnliche Volk, das sonst zur Galeere verdammt ward, muß jetzt meistens mühevolle Zwangsarbeit im Arsenal und auf den Befestigungen verrichten. Eine alte Galeere liegt unweit der Piazzetta vor Anker, wo solche Sträflinge an der Kette, unter strengster, häufig durch Schläge verschärfter Zucht ihr Dasein fristen[6]). Die übrigen schweren Verbrecher befinden sich in den Gefängnissen nächst dem Dogenpalast in Gewahrsam.

Auch über zahlungsunfähige Schuldner wird die Haftstrafe verhängt. Indem sie jedoch diese erdulden, sind sie ihrer Schulden quitt; das hat zur Folge, daß der Gläubiger zuvor alle anderen Wege versucht, um sich bezahlt zu machen und sich oft mit einem Vergleich begnügt. Die Dauer der Haft richtet sich nach der Größe der Schuld. Bei Schulden, die eine gewisse Summe nicht überschreiten, steht es im Belieben des Richters, entweder gegen den Schuldner mit Gütereinziehung, Pfändung, Aberkennung der Bürgerrechte usw. vorzugehen, oder ihn einzusperren. Doch bedienen die Richter sich selten des letzteren Mittels. Kürzlich aber sah ein neuer Avogadore — den Avogadori untersteht die Entscheidung über kleinere Schulden — sein Forum von allzu vielen und verwickelten Geldhändeln belastet, sann also auf Abhilfe. Sobald der Schuldner die Schuld anerkannt hatte und seine Säumnis oder Unfähigkeit, zu bezahlen, festgestellt war, griff jener nach der verhängnisvollen Glocke, auf deren Klang alsbald die Häscher erschienen und sich des Schuldigen bemächtigten. Siehe da: binnen wenig Tagen war die Schuld bezahlt. Viele kleine

[6]) Vom harten Dasein dieser Sträflinge berichtet Lundy an anderer Stelle Näheres. Sie erhielten als tägliche Nahrung nur Wasser und Zwieback, bei starken Anstrengungen noch etwas Bohnen in Öl eingemacht. Einzig am Tag des heiligen Markus ward ihnen Reissuppe von Fleischbrühe, ein wenig Fleisch und ein Glas Wein gereicht.

Schulden wurden aus Furcht vor diesem schnellen und strengen Vorgehen beglichen, und viele Gläubiger bequemten sich zu milden Bedingungen. Aber jener Avogadore ward im Volke sehr verhaßt und empfing den Schimpfnamen: „Avogador Campanella“ (Glöckner).

Im alten Venedig unterlagen die Priester besonders strengen Strafen, in Anbetracht, daß sie viel gewissenhafter in ihrem Verhalten zu sein hätten, als die Weltleute. Geistliche, die sich schwer vergangen hatten, wurden auf Monate oder gar auf Lebenszeit zum „Käfig“ (Chebba, Gabbia) verurteilt. Von der halben Höhe des Campanile von San Marco hing ein mit Stricken oder Ketten befestigter eiserner Käfig herab. Dahinein wurde der Schuldige gesteckt, jeder Unbill des Wetters ausgesetzt: oftmals bei wildem Sturme, heißt es, sah man den Käfig durch die Luft wirbeln. Der Priester erhielt ein dickes Seil, so lang, daß er daran die ihm gereichte Speise hinaufziehen und die ihm von mitleidigen Leuten gespendeten Kleider und Decken in Empfang nehmen konnte. Manch einer hat mehrere Jahre in jenem Eisenkäfig gelebt.

Gewiß aber ist, daß gegenwärtig die Hinrichtungen in Venedig nicht so viehisch grausam sind als anderwärts. Rad und Scheiterhaufen z. B. sind hier unbekannte Strafen. Und der schmähliche, aller Religion, aller Vernunft und Gerechtigkeit zuwiderlaufende Brauch, der sicher dem untersten Höllenschlund entstammt — ich meine die Folter! — wie steht es damit? Abgesehen von der vorhin erwähnten „Wippe“ wurde sie schon lange nicht mehr angewandt. Noch ehe die hohe Menschlichkeit der bekannten Schrift Beccarias [7]) Europa aufgerüttelt hatte, verzichtete die Republik Venedig ganz auf jenes falsche und grausame Mittel zur Entdeckung der Wahrheit. —

Wenn es sich, wie leider nicht selten, herausstellt, daß ein nach bestem Wissen der Richter Verurteilter unschuldig gefangen sitzt, so sucht die Republik ihm auf ehrenvolle Weise die erlittene Unbill zu vergüten. Ungefähr gegen Mittag wird der Unschuldige aus dem Kerker entlassen. Vor ihm her ziehen Trompeter und Pauker; einige Wachen geleiten ihn, eine Schar jubelnder Verwandten und Freunde umgibt ihn. Langsam, wie im Triumph, geht es über die Piazza und durch die Merceria bis zur Rialtobrücke, von wo der Befreite sich nach Hause begibt, immer mit seiner fröhlichen Gefolgschaft. Es erweckt tiefe Rührung, die Heiterkeit und festliche Stimmung des Volkes beim Vorbeigehen des Zuges zu beobachten. Der Unschuldige, der meist vor Freude weint, wird überschüttet mit Begrüßungen, Händedrücken, Küssen [8]). Sei er noch so niederen Standes, sicher ist, daß er selbigen Tages bei sich den Besuch reicher Leute und mächtiger Patrizier empfängt, die gerne den Anlaß benützen, um ihre Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit kundzutun. Geschenke treffen in Menge ein, und die vielverheißenden Anerbietungen bleiben keineswegs leere Worte. Den ganzen Tag über herrscht Glück und Jubel in der Familie. Die Musikanten, die sich unter dem Fenster aufgestellt haben, lassen bis spät in die Nacht ihre lustigen Weisen ertönen. Das umherlungernde Volk aber erfüllt von Zeit zu Zeit die Luft mit Hochrufen und Beifallklatschen. — Die Wahrheit zu sagen, schien mir dies eine der schönsten und bewunderungswertesten Sitten der Republik.

Um auf die harten Strafen früherer Zeit nochmals zurückzukommen, will ich

[7]) Das berühmte Buch „Über Verbrechen und Strafe“ von Marchese Cesare Beccaria, Philosophen und Lehrer des Staatsrechts, erschienen 1764.

[8]) Einen Rest dieses Brauches sah ich in Venedig noch Ende des neunzehnten Jahrhunderts, bei meinem ersten Dortsein. Ein wegen Eigentumsvergehens Angeklagter ward freigesprochen und gegen Mittag aus der Haft entlassen. Eine Schar von Leuten, die das Gefängnis umdrängte, begrüßte ihn mit Applaus und Zuruf; ein paar Männer stürzten auf ihn hin, umarmten, küßten ihn, führten ihn triumphierend fort, während die übrigen nachströmten. — Anmerkung der deutschen Übersetzerin.

nur kurz die Geschichte eines heillosen Übeltäters erzählen, der schuld war, daß die grauenhafte Strafe, die er dulden mußte, hernach abkam.

Ein Drechsler, mit Namen Mauro Piantella, war, nachdem er einen Raubmord verübt, flüchtig gegangen, heimlich wiedergekehrt und nochmals zum Raubmörder geworden an dem, der ihn barmherzig aufgenommen hatte: einem bejahrten Kornmakler, dem Paten seines verstorbenen Kindes. Verdiente er schon um der ersten Untat willen den Tod, so heischte das zweite Verbrechen eine verschärfte Sühne. Einmal durch den Undank Piantellas gegen seinen Wohltäter, ferner aber durch die Gevatterschaft, die zwischen ihm und jenem bestand, ein Band, das in Venedig für besonders heilig gilt [9]).

Das Urteil lautete: Piantella solle zu Schiff bis nach dem Hause des ermordeten Gevatters gefahren und unterwegs bei jeder Anhaltestelle mit glühenden Zangen gezwickt werden. An der Stätte seiner Missetat angelangt, sollte er ausgeschifft und an den Schweif eines Pferdes gebunden, von diesem dann bis zur Piazzetta geschleift werden, wo er enthauptet werden sollte.

Das Volk hatte dem Verbrecher, dessen Charakter und liederliches Vorleben ihm ohnedies keine Freunde erworben, anfänglich tausend Tode gewünscht. Nach der Bekanntgabe des Urteils aber regte sich das Mitleid für ihn. In den drei Tagen, die zwischen der Verkündung und Vollstreckung des Richterspruches verstrichen, hielt Fra Cristoforo von Verona, ein feuriger und beliebter Kanzelredner, vor einer überaus zahlreichen Zuhörerschaft eine Predigt, die seine freimütigen Gedanken über das Strafrecht der Menschen an ihren Mitmenschen enthüllte. Er verdammte im Namen der göttlichen Güte und Allweisheit die kurzsichtige und eben darum so grausame Rechtsprechung der Menschen als den Gesetzen des höchsten Richters zuwiderlaufend.

Der Tag der Hinrichtung brach an. Der große Kanal und seine Umgebung wimmelten von Zuschauern, die das Vorbeifahren der Gerichtsbarke mit einem Getöse von schaudernden und mitleidigen Zurufen begrüßten. Der Vollzug der grausamen Strafe empörte alle Gemüter. So oft der Henker, im Schiffe neben dem gefesselten Verbrecher stehend, die Zange in das ihm zur Seite befindliche Becken mit glühenden Kohlen steckte oder sie herauszog und dem Leibe des Verurteilten näherte, wurden Verwünschungen und Drohungen gegen ihn laut.

Als nun vollends der Landungsplatz erreicht war und der mit Ausnahme eines Lendentuches gänzlich entblößte, mehr denn zwanzigfach verwundete Körper des Unseligen bei den Füßen an den Schweif und Bauch des harrenden Rosses gebunden ward, steigerte sich die Aufregung. Der und jener malte sich aus, wie der Rücken des Ärmsten auf der harten, steinigen Straße zerfleischt und aufgerissen würde, wie er sich an den Wegsteinen, auf den Stufen der Brücken den Kopf zerschellen müßte. „Er stirbt halbwegs; er wird zerfetzt!" So wogte, schwirrte es durcheinander. Dem Henker, der das Tier am Zügel hielt und nun antreiben sollte, bangte für sein eigenes Leben. „Halt, halt!" — „Sachte, sachte!" schallte es aus der Menge; etliche Weiber der Umwohnerschaft kamen drohend mit geschwungenen Stöcken angerückt, andere machten Miene, Gefäße aus Ton und Stein nach dem Henker und dem ahnungslosen Gaul zu werfen. Der Henker verantwortete sich wie er konnte: „Aber ich bin nicht schuld, muß nur gehorchen." — Ganz langsam, mit aller Vorsicht, schritt er voran. Einige schrien inzwischen dem Piantella zu: „Halte den Kopf hoch! Halt' ihn hoch!" — und der Unglückliche bestrebte sich, dem barmherzigen Rat zu folgen.

[9]) Es fehlt nicht an venetianischen Volkslegenden und Äußerungen, welche die hohe Ehrfurcht vor dieser durch die Taufe entstandenen geistigen Verwandtschaft beweisen. Sie ward in ihren Wirkungen der Blutsverwandtschaft ersten Grades gleichgestellt. Vgl. die volkskundlichen Sammlungen von Dom. G. Bernoni „Fiabe veneziane", „Proverbi veneziani" u. a. (G. Cecchini, Venedig.)

Über die erste hölzerne und sehr flache Brücke gelangte Piantella ohne besonderen Anstoß und Schmerz. Aber als die steinerne, sogenannte dreifache Brücke mit ihren vielen Stufen erreicht war, ging es zwar bei dem bedächtigen Ansteigen des Pferdes gut, nicht so beim Abstieg auf der anderen Seite. Piantella bekam das Übergewicht, rollte die ganzen Brückenstufen hinab und gerade zwischen die Vorderfüße des Rosses, das zum Glück wie durch Eingebung nicht auf ihn trat, sondern seinen Trab noch verlangsamte.

Bei diesem Anblick wurde das Volk auf den Straßen und den Altanen der Häuser gleich wie unsinnig. Vielleicht wäre es gegen die kleine Zahl der Schergen aufgestanden, hätte den weiteren Vollzug des Urteils gehindert. — Da kam einer Frau der Mitleidsgedanke, aus ihrem Fenster, unter dem der Geschleifte vorbei mußte, ein paar Kissen auf die Straße zu werfen. Das wandelte die Gesinnung der Zuschauer. Alsbald pflanzte der Ruf sich fort: „Bedeckt die Straßen!" „Bedeckt die Brücken!" Rasch wie dieser Schrei verbreitete sich das Beispiel der guten Frau: aus den Fenstern regnete es Bettdecken, Kopfkissen; aus den Türen wurden Matratzen und dicke Strohsäcke gereicht. Kaum war Piantella darüber hinweg, so rafften kräftige Männer, behende Knaben das Zeug zum Teil wieder auf, durchbrachen die Menge und rannten, ihre Bürde auf geschickte Weise an anderen Stellen auszubreiten, die der Todeszug zunächst passieren mußte. Überall durch die Straßen, die es anging, eilte ihnen die Kunde dessen voraus, was geschah, um Piantellas Strafe minder gräßlich zu gestalten.

Es war ein neues, herzbewegendes Schauspiel. All diese Straßen wurden im Nu mit den lindesten Dingen bedeckt. Hier Stroh und Strohsäcke, darüber Unterbetten aus weicher Wolle und feingesteppte Decken. Personen vornehmen Ranges scheuten sich nicht, aus ihren Palästen zu treten, um das große Werk des Erbarmens ordnen zu helfen; zarte Fräuleins standen auf der Straße, breiteten ihre schneeweißen feinen Leintücher und kostbaren Seidenstoffe aus. Hauptsächlich war aller Trachten darauf gerichtet, die Übergänge der steinernen Brücken zu mildern; deshalb wurden hier die Sachen gehäuft, die Stufen nach Möglichkeit ausgefüllt, um das Auf und Nieder beinahe unfühlbar zu machen.

Den eindrucksvollsten Anblick bot die große Rialtobrücke. Inmitten anscheinender Verwirrung, eines Durcheinanders von überhitzten, wild erregten Menschen herrschte eine bewunderungswerte Ordnung und Umsicht. Die Brücke war nicht nur übersäet mit Linnen, Seide, jeder Art von schmiegsamen Gebrauchsstoffen, sondern auch vom nahen Kräutermarkt hatte man aus den Grünzeugständen die frischesten, weichsten Blätter, eine Fülle zarter, bunter Blumenkelche geholt und damit das Ganze verschwenderisch überschüttet.

Immerhin ward von dem langen, wenn schon auf solche Weise gesänftigten Leidensweg Piantella das Rückgrat aufgerissen, so daß sein Blut die Schutztücher befleckte. Auch von den harten Banden, die seine Füße an den Schweif des Rosses fesselten, tropfte Blut herab. Dennoch kam er, durch das unendliche Mitleid seiner Volksgenossen, lebend ans letzte Ziel. Auf der Piazzetta angelangt, erklärte der Unglückliche mit schwacher Stimme sich für unwürdig so vielen Erbarmens; dann, nach einem letzten Kuß auf das Kruzifix, legte er sein Haupt unter das Beil. —

War es die Wirkung dieses ergreifenden Vorgangs oder überhaupt der Einfluß milderer Anschauungen? Jedenfalls wurden von da an gewisse schreckliche langsame Todesstrafen von den venetischen Gerichten nicht mehr ausgesprochen. Und Piantella war der letzte, der die grausige Marter, von Pferden geschleift zu werden, erdulden mußte.

So geschehen zu Venedig am Ende des sechzehnten [10]) Jahrhunderts.

* * *

[10]) Das Datum dürfte kaum stimmen. Wie Edmund Lundy selbst in seiner Einleitung vorbeugend zugibt, unterlaufen ihm bisweilen Anachronismen.

3. Die Stiefel

Herr Segur rief mich eines Morgens in sein Kabinett. „Wisset," sagte er, „daß ich vor Jahren, als ich in Paris war, einem gewissen Pierre Saintal einige Kästen Glasperlen verkaufte. Nie bezahlte er mir den bedungenen Preis dafür, trotz mehrerer Mahnbriefe, die ich ihm von hier nach Paris schrieb. Ich hatte diese Schuld beinahe vergessen. Aber gestern wurde ich von einem meiner Korrespondenten brieflich benachrichtigt, daß sich Saintal nach Venedig begeben hat. Daher will ich noch einen Versuch bei ihm machen. Hier ist ein Schuldschein von ihm über zweitausend Franken. Seid Ihr willens, ihn aufzusuchen und zu sehen, daß Ihr die Zahlung eintreibt?"

„Gern", versetzte ich. „Aber wann kommt er hier an? Und wie treffe ich ihn?"

„Mein Pariser Freund", fuhr Segur fort, „hat, wie er mir mitteilt, erfahren, daß Saintal hier im Gasthaus „allo Scudo di Francia" [11]) absteigen wird. Sonst suchen wir ihn in noch anderen Herbergen. Er ist von hohem Wuchs und gegen vierzig Jahre alt."

„Ich kann", erwiderte ich, „schon heute morgen im „Schild von Frankreich" vorsprechen."

„Eure Beflissenheit gefällt mir", sagte Segur. „Nach dem Datum des Briefes sollte er schon da sein; freilich läßt sich bei solcher Entfernung der Augenblick der Ankunft nicht genau bestimmen."

Ich verließ das Haus und eilte im Fluge nach dem Gasthaus. Dort fragte ich einen Zimmerkellner nach dem Franzosen Pierre Saintal. „Für jetzt ist er bestimmt nicht hier", antwortete der. Ich wollte mich eben zurückziehen, da traf ich auf einen Mann in Reisekleidung, gefolgt von zwei Gondolieren, die einen Mantelsack brachten. Nach einem Seitenblick auf die Erscheinung des Unbekannten deuchte mir: er könnte der Gesuchte sein. Ich hörte, wie er dem Kellner befahl, ihm gleich ein Zimmer anzuweisen — dabei hatte sein Italienisch französischen Klang. Allmählich überzeugt, daß er der Richtige sei, blieb ich und näherte mich ihm ganz unbefangen. „Mein Herr," sagte ich, „verzeihen Sie die Freiheit, die ich nehme! Sind Sie etwa Herr Pierre Saintal?"

„Per bacco! ob ich's bin! Guter Freund, was befehlen Sie?"

„Einstweilen freue ich mich, Sie glücklich angelangt zu wissen. Später, wenn es Ihnen besser paßt —"

„Nicht doch, nicht doch: gleich jetzt! Begleitet mich in mein Zimmer hinauf! Euer Aussehen zeigt mir, daß Ihr ein guter, artiger Mann seid. Habt die Freundlichkeit! Allons, marche!"

Ich trat mit ihm ins Zimmer. Hier verabschiedete und bezahlte Saintal seine beiden Schiffer. Dann, wieder zu mir gewandt, lud er mich freimütig und zuvorkommend zum Sitzen ein. „He, Kellner, Kellner," rief er sodann, „eine Flasche Champagner oder Bordeaux oder Madeira! Und Euch bitte ich, mir Gesellschaft zu leisten!"

Ich weigerte mich sofort, mit dem höflichen Einwand, daß ihm dies jetzt ungelegen sein müßte, da er gewiß von der Reise ermüdet sei.

„Nicht doch", erklärte der Franzose. „Die Wagenfahrt war einigermaßen beschwerlich, aber hernach in der Gondel habe ich mich völlig erholt. Wie mir die Gondel behagt! Man ist darin wie im Bette oder auf dem Sofa. Dies liebliche, sanfte Wiegen, das den Schlaf herbeilockt und eine süße Ruhe in die Seele senkt. Bleibt nur bei mir! Ohne Komplimente — ich will es."

Da kam der Kellner mit der Flasche. Wir setzten uns an den Tisch und be-

[11]) Wappenschild von Frankreich.

gannen zu trinken. Der Franzose bat mich um allerhand Auskünfte über Venedig, über dessen Vergnügungen, und dachte durchaus nicht daran, zu fragen, welcher Grund mich zu ihm führte. So verging ungefähr eine Viertelstunde. Da plötzlich erschien unter der Tür des Zimmers ein Mann von ziemlich gewöhnlichem Aussehen. Er trug einen blaufärbigen, schon abgenützten Mantel, auf dem Haupte einen schmierigen Hut, den er alsbald ehrerbietig vor dem Fremden abnahm. Sodann trat er einige Schritte vor und machte tiefe, tiefe Bücklinge, von demütigem Lächeln begleitet.

Pierre Saintal wandte sich zu ihm: „Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?"

„Verzeihung, wenn ich Sie störe! Entschuldigen Sie." Wieder kam er näher und wiederholte seine übertriebenen Verbeugungen.

„Aber was wollt Ihr denn? Heraus damit!"

Der Mann erhob die linke Hand, die er zuvor unter dem Mantel geborgen hatte, und zeigte Pierre ein Paar neue Stiefel.

„Was soll's?" fragte der Franzose.

„Ich komme," versetzte der Unbekannte, „um Ihnen einen Tausch vorzuschlagen. Ich biete Ihnen diese vollständig neuen Stiefel; erweisen Sie mir die Freundlichkeit, mir dagegen die alten und sehr beschmutzten Stiefel zu geben, die Sie anhaben. Sehen Sie: welch ein schönes, vorteilhaftes Angebot!"

„Was für ein Verlangen!" sagte der Franzose einigermaßen verwirrt. „Ich verstehe Euch nicht. Ihr macht mir da eine höchst seltsame Zumutung."

Der Mann verbeugte sich abermals und fügte mit etwas boshaftem Lächeln hinzu: „Haben Sie die Güte, mir zu willfahren! Sie werden sehen, mein Herr, daß dieser Tausch Ihnen sehr zum Vorteil gereicht."

„Ihr seid wohl närrisch", versetzte der Franzose erregt und mit verdüstertem Antlitz. „Hört auf mit Eurem Dienern und Bücklingen und packt Euch schleunig fort!"

Der Mann hierauf, indem er gemach sein demütiges Wesen ablegte, sprach gedämpften Klanges: „Da Sie mit mir nicht allzu höflich umgehen, werde auch ich die Tonart ändern." Damit stellte er die Stiefel auf den Tisch, zog aus seiner Tasche ein rotes Barett, stülpte es mit großer Gravität sich auf den Kopf und sprach mit strengster Miene und gebietender Stimme: „Der erhabene Rat der Zehn schickt Ihnen diese Stiefel und befiehlt Ihnen bei Lebensstrafe, mir die auszuliefern, die Sie jetzt tragen."

Der Franzose war einer Ohnmacht nahe. Von einem herbeigerufenen Diener ließ er sich die Stiefel ausziehen, die der Gerichtsdiener alsbald an sich nahm. Der letztere fuhr sodann fort: „Ziehen Sie diese Stiefel an, die Ihnen die durchlauchtige Republik zum Geschenk macht und verlassen Sie in diesem Augenblick die venetischen Staaten!"

„Aber" — begann Pierre. „Reisen Sie allerschleunigst aus diesem Staate ab" — unterbrach ihn der Beauftragte — „bei Lebensstrafe!"

Pierre Saintal ließ es sich nicht zweimal sagen. Er stieg die Treppe hinab, ließ von den Kellnern seinen Mantelsack an das Kanalufer vor dem Gasthause schleppen. Dort halten immer verschiedene Mietsgondeln. Wortlos bestieg Saintal eine dieser Barken und reiste unverzüglich ab.

Der Gerichtsbote sah das alles stillschweigend mit an. Als jener abgefahren war, steckte er sein rotes Barett wieder in die Tasche, schob das Paar alte Stiefel unter seinen Mantel und ging seines Wegs.

Auch ich trollte mich, voll Ingrimm, weil ich so schön das Geld für meinen Freund eingeheimst hatte, zugleich aber sehr betroffen von der hohen Wachsamkeit dieser Regierung. Später ward mir glaubhaft versichert, daß Saintal in seinen

Stiefeln eingenäht einige Briefe trug, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, um sie — ich weiß nicht wem — heimlich zu übergeben, und die gewiß nichts Gutes enthielten.

* * *

4. Der Abate

Das vorige Geschichtchen von den Stiefeln verleitet mich, noch ein wenig von dem berühmten „Rat der Zehn" zu sprechen.

Er besteht aus zehn Patriziern, ferner aus dem Dogen und sechs Ratsherren. In besonders wichtigen Fällen werden noch etliche der einsichtsvollsten Adeligen hinzugezogen. Der Doge führt den Vorsitz. Außer ihm aber hat der Rat ein anderes Haupt, das von Zeit zu Zeit wechselt, und zwar ist es stets einer der Ratsherren. Dieser mit zwei von den zehn Patriziern bildet eine besondere Behörde, in deren Händen die eigentliche oberste Gewalt ruht. Sie heißen die drei Staatsinquisitoren, auch kurzweg die drei Cai oder Capi (Häupter).

Der Bote oder Befehlsträger des Rates der Zehn ist das schon erwähnte Individuum mit dem roten Barett, dessen Erscheinen den Leuten jedes Standes Schrecken einflößt. Mitunter schickt das furchtbare Tribunal auch in Angelegenheiten, die ihm nicht unterstehen, diesen Boten, um zu erklären, daß es einer Sache nicht zustimmt. Hier ein Beispiel davon:

Ein angesehener Patrizier, Besitzer einer kostbaren Bücherei sowie wertvoller Altertümer und Skulpturen, ließ sich herbei, einem Ausländer eine von diesem heißbegehrte, berühmte Marmorfigur zu verkaufen. Vielen war es leid, daß etwas so Schönes aus Venedig fortkäme, um die Zierde eines fremdländischen Museums zu werden. Am Tage, da im Hof des betreffenden Palastes in Gegenwart des Patriziers selbst und vieler anderer der Marmor in die eigens gefertigte Kiste verpackt werden sollte, erschien mit einem Male der Sendling der Zehn, seine rote Mütze auf dem Kopfe. Alsbald gewahrte ihn der patrizische Verkäufer und näherte sich ihm mit der Frage nach seinem Begehr. „Ich komme," versetzte der Sendling, „um im Namen des erhabenen Rates der Zehn dem Bildwerk, das Eure Exzellenz verkauft hat, gute Reise zu wünschen." Das war dem Patrizier genug. Augenblicklich ließ er die Figur an ihren Standort zurücktragen.

Wenn der Rat der Zehn oder die drei Inquisitoren irgend jemand z. B. als Zeugen vernehmen wollen, lassen sie ihn gleichfalls durch Boten beschicken. Solche Ladungen erregen immer große Angst. Es ist vorgekommen, daß der Empfänger, ehe er sich dem Tribunal stellte, sein Testament machte.

Ich werde nie vergessen, wie ich in einer Sommernacht gegen zwei Uhr der unerträglichen Hitze wegen unter dem inneren Portikus des Dogenpalastes spazierte, weil es dort zur Sommerszeit erfrischend kühl ist. Ich kam an der Treppe vorbei, die zum Saale des Großen Rates hinaufführt — da sah ich von oben einen Sack mir zu Füßen rollen und noch einen — und noch einen. Es war ziemlich dunkel, und ich wußte nicht recht, was ich denken sollte: unwillkürlich stand ich still. Eine rauhe und grimmige Stimme von der Höhe der Treppe schrie mir zu: „Scheren Sie sich fort von hier!" Ich ließ es mir nicht zweimal sagen, um so mehr, als mir plötzlich zu Sinne kam, was die Säcke eigentlich enthalten möchten, und mich dies in sehr üble Stimmung versetzte.

Die Säcke mit den Leichen der gerichteten Staatsverbrecher [12]) werden in eine Barke gelegt und nach dem Kanal dei marrani gerudert. Mit großen Steinen beschwert, werden sie ins Wasser geworfen. In diesem Kanal ist der Fischfang streng verboten. —

[12]) Die Hinrichtung erfolgte durch Strangulation.

Wenn die Zehn das Volk einschüchtern wollen, lassen sie nächtlicherweile zwischen den zwei hohen Säulen auf der Piazzetta den Galgen aufrichten. Daran werden die Leichname der Strangulierten gehängt, und zwar zum Zeichen, daß sie Staatsverbrecher waren, nur mit einem Bein daran befestigt, den Kopf nach abwärts baumelnd. Nicht selten ist ihr Haupt mit einem Leinwandsack verhüllt, auf daß sie nicht erkannt werden. Wenn es sich um eine arge Verschwörung gehandelt hat, hängen die Leichname in derselben Weise vom großen Eckfenster des Dogenpalastes nach der Seite der Piazzetta.

Zuweilen läßt das Tribunal selber etwas von den heimlichen Hinrichtungen durchscheinen, sozusagen im Dämmer. Dieses unbestimmte Grauen ist von erschrecklicher Wirkung.

Dennoch ist die auswärts verbreitete Ansicht übertrieben, daß in Venedig das geringste Wort verhängnisvoll werden könnte. Gewisse allgemeine Aussprüche, wie z. B. „Die venetianische Regierung ist ungerecht", „Die aristokratische Herrschaft gründet sich auf kein natürliches Recht", können allerdings große Gefahr bringen. Aber nicht so das Bekritteln der einzelnen Gesetze und Beschlüsse, sogar der des Senates und des Großen Rates. So oft eine neue Verordnung herauskommt, sprechen Tausende von Leuten dagegen und streiten darüber in den Kaffeehäusern, auf den Straßen, im Ridotto. Viele der Patrizier selbst sind die ersten, das Dekret zu zerpflücken und die Einfalt ihrer Standesgenossen, die es verfaßt haben, ausgiebig zu verlachen. Solches und ähnliches Geschwätz bringt niemand den mindesten Schaden.

Von den vielen verschiedenen Geschichten aber, die man sich hinsichtlich der Wachsamkeit und Strenge des Rates der Zehn erzählt, sei hier noch eine berichtet:

Ein Senator aus höchst vornehmer Familie, der schon früher die wichtigsten Staatsämter bekleidet hatte, hing mit großer Freundschaft und fast blindem Vertrauen an einem Manne von bürgerlicher Herkunft, der kein Venetianer war, und dem er in seinem Palaste Kost und Wohnung gab. Derselbe trug das Kleid eines Abate; vielleicht weiß der Leser, daß mancher Weltmann zur Zeit, ohne die geringste geistliche Würde zu haben, das schwarze Gewand der Geistlichen anlegt. Mit sehr triftigem Grunde, denn dies Gewand erwirbt seinem Träger einige Achtung beim gemeinen Mann und die allerdings mißbräuchliche Anrede als Abate.

Beiläufig sei noch bemerkt, daß die venetianischen Edlen, wenn sie sich über die Behörden geärgert oder etwa ein von ihnen erstrebtes Amt nicht erhalten haben, sich oftmals rächen, indem sie das Priesterkleid anlegen. Das heißt, daß sie sich mit den Regierungsangelegenheiten nicht mehr bemengen wollen. Häufig mißfällt der Republik solch ein Entschluß, besonders wenn sie dem reichen Adeligen eine kostspielige repräsentative Stellung zugedacht hatte oder sich in wichtiger Sache seiner Fähigkeiten bedienen möchte.

Jener also, den wir immer den Abate nennen wollen, hatte auf das Gemüt des gastfreundlichen Patriziers größten Einfluß gewonnen. Oft fragte er ihn angelegentlich nach den täglichen Entschließungen des Senates, betreffend Krieg und Frieden, Anstellungen, Auflagen usw. Und der treffliche Herr nahm keinen Anstand, ihm anzuvertrauen, was in strengster Verschwiegenheit im hohen Rate verhandelt oder beschlossen worden war. Aber der Abate, ebenso dünkelhaft als umgänglich, mißbrauchte dies Vertrauen, schwatzte in Gesellschaft über die heikelsten diplomatischen Dinge, spielte den Propheten und brüstete sich mit seinem Wohlunterrichtetsein. Es war nicht schwer, zu entdecken, aus welcher Quelle er seine wichtigen Nachrichten schöpfte; von nicht Wenigen ward er über noch unentschiedene, unveröffentlichte Verordnungen ausgefragt und genügte den Nachfragen in staunenswerter Weise.

So trat eines Tages ein höchst artiger Mann unsern Abate verstohlen an und lud ihn sich zur Gesellschaft in ein Kaffeehaus. Der Abate willigte ein. Während sie in

einem Seitenzimmer des Kaffeehauses den schwarzen Trank schlürften, sagte der Fremde in ebenso herzlichem als ehrfürchtigem Ton: „Mein Herr, ich komme, von Ihnen eine vielbedeutende Gunst zu erbitten. Ich möchte wissen — aber vor allem seien Sie sicher, daß ich niemals Ihre Güte in so heikler Sache mißbrauchen werde! Wenn Sie befehlen, werde ich mich zu erkennen geben, und sobald Sie erfahren, wer ich bin, werden Sie auch wissen, wie ehrenhaft mein Charakter ist, daß also dergleichen außer Frage steht. Sagen Sie mir: ist es wahr, daß der Senat die Ausfuhr einiger Getreidearten aus Venedig verbieten will?"

„Ich weiß nicht", erwiderte der Abate. Er konnte es in der Tat nicht wissen, denn unmittelbar nachdem der Gegenstand im Senat erörtert worden, war sein patrizischer Gönner aufs Land gereist.

„Oh, was gäbe ich darum!" — rief seufzend der Unbekannte — „hierüber Genaues zu hören! Wir Kaufleute, wie Sie wissen, gründen unseren hauptsächlichsten Vorteil auf die richtige Ausnützung der Zeitumstände. Ich bekenne, daß ich ein sehr großes Lager von Getreide habe. Wenn es wahr ist, daß die Ausfuhr davon gesetzlich verboten werden soll, so werde ich schon sorgen, meine Ware rechtzeitig vorher wegzuschaffen. Aber wenn mir nach dem Herauskommen der Verordnung das Getreide noch in der Stadt bleibt, so tritt Preissturz ein, und ich sehe einem riesigen Verlust entgegen, der mich ruinieren kann. Sie, mein Herr Abate, der Sie für so gütig und großmütig gelten, der Sie das Glück und die Ehre genießen, im vertraulichen Verkehr mit den vornehmsten Patriziern zu stehen, können mir doch gewiß sagen — seien Sie meiner wärmsten, lebhaftesten Dankbarkeit versichert!"

„Lassen Sie sich binnen zwei Tagen bei mir sehen!" versetzte der Abate, dem dies eine schöne Gelegenheit deuchte, um die Stärke seiner Verbindungen und seine eigene Macht zu zeigen.

Am selben Tage noch schrieb er seinem adligen Freund, der sich in La Mira befand, einen Brief und bat ihn um Auskunft, ob wirklich im Senat über die Getreideausfuhr verhandelt würde, und ob demnächst ein darauf bezügliches Verbot herauskommen sollte?

Der allzu vertrauensselige Patrizier befriedigte umgehend und in aller Aufrichtigkeit die Neugier seines Günstlings.

Zwei Tage später stellt sich der Unbekannte pünktlich bei dem Abate ein. Er erfährt, was er wünschte, und läßt ihm unter heißen Danksagungen eine Rolle Zechinen in die Hände gleiten. Vor Vergnügen förmlich hüpfend, küßt er dem gewinnenden Abate die Hand und schwört beim Fortgehen feierlich, gegen jedermann zu schweigen, nur mit aller Vorsicht von der wohltätigen Auskunft Gebrauch zu machen.

Nach einigen Tagen bei sinkender Nacht kehrt der Patrizier in die Stadt zurück. Er fragt nach seinem Freund. Ein Diener antwortet, daß der Abate am Nachmittag ausgegangen und noch nicht heimgekommen ist. Der Patrizier geht ins Theater, speist sodann in einem adligen Kasino zu Nacht. Dort trifft er Gesellschaft: seine vornehmsten Kollegen vom Senat, einige aus dem Rat der Zehn und andere hohe Staatsbeamte, die sämtlich in zuvorkommendster Weise ihre Freude über seine Rückkunft bezeigen.

Er begibt sich nach Hause. Nochmals fragt er nach dem Abate; die Diener geben zur Antwort, daß er noch nicht im Palast erschienen ist. Der Patrizier weiß nicht, was er davon denken soll. Er geht in sein Schlafzimmer, steht im Begriff sich zu entkleiden, als ein Kammerdiener ihm mitteilt: soeben sei ein Mann gekommen, der behauptet, um jeden Preis mit Seiner Exzellenz sprechen zu müssen.

„Bestellt ihn auf morgen!" — versetzte unwillig der Senator.

Der Bediente geht, ist aber bald wieder da und berichtet, daß der Fremde ver-

sichert, durchaus nicht fortgehen zu können, ehe er Seiner Exzellenz etwas höchst Dringliches und Wichtiges ausgerichtet habe.

„Mag er kommen!" entschied der Patrizier in gelinder Wut.

Der Betreffende wird hereingeführt, der Senator betrachtet ihn — es ist ein Sendbote des Rates der Zehn.

„Was wollt Ihr?" — „Kommen Eure Exzellenz sogleich mit mir!"

„Um diese Stunde?" — versetzte erbleichend der Patrizier. Da zieht der Bote sein rotes Barett aus der Tasche und setzt es sich schweigend, ernsthaft aufs Haupt.

Der Senator mußte gehorchen. —

An der Lände nimmt eine große bedeckte Barke ihn auf. Vier starke Ruderer treiben sie rasch dahin. In der Barke selbst sitzen außer dem Boten noch vier Männer. Am Schutzdach ist auswendig eine Laterne befestigt, aber die Flamme ist völlig abgeblendet. Ein tiefes Stillschweigen herrscht zwischen allen.

Der Patrizier, auf dem Vordersitz, wagt nach einer Weile eines der kleinen Seitenfenster zu öffnen. Er sieht, daß die Barke durch die Fluten der Lagune gleitet — verlangend späht er umher und erkennt bei dem matten Schein des Himmels, daß sie die Richtung nach dem Kanal bei Marrani nimmt. Er zuckt zusammen, bebt und schaudert.

Das berüchtigte Unheilsgewässer ist erreicht. Die Barke hält still. Der Trabant der Zehn ergreift nun die Laterne und deckt die Flamme auf. Dann zieht er aus der Tasche einen Brief und hält ihn dem Senator unter die Augen: es ist der Brief, den dieser dem Abate geschrieben hat. Hierauf spricht er: „Stehen Eure Exzellenz auf und haben Sie die Güte, hierherzusehen!" Schweigend gehorcht der Patrizier.

Der Trabant nimmt ein Brett weg, das hinter dem Rücken des Edelherrn, da, wo er zuvor gesessen, eine Art Schied gebildet hat. Mit der Laterne leuchtet er in den nun offenen Verschlag hinein. Der Senator blickt dorthin und — sieht den Leichnam des bereits strangulierten Abate. Vor Schmerz und Schrecken ist er einer Ohnmacht nahe.

„Die hohen Häupter des erhabenen Rates der Zehn benachrichtigen Eure Exzellenz, daß Sie selbst der gleichen Strafe verfallen beim ersten Anlaß, wo Eure Exzellenz das geringste aus den Beratungen des Senates anderen kundmachen."

Hiermit wurde der Leichnam des Abate vor den Augen seines unvorsichtigen Gönners von den vier Männern stumm in einen Sack gesteckt, mit einem Stein beschwert und in den Kanal geworfen.

Danach fuhr die Barke, im gleichen düsteren gänzlichen Schweigen, ihren Weg zurück. An der Landungsstelle vor seinem Palaste wurde der Patrizier ausgeschifft.

„Wünsche Eurer Exzellenz eine geruhsame Nacht!" — sagte der Sendbote und verabschiedete sich mit einer tiefen, tiefen Verbeugung.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Lehre von der Schicksalsbestimmung

„Nur soweit die Historie dem Leben dient,
wollen wir ihr dienen." Nietzsche.

Moeller van den Bruck besprach in dieser Zeitschrift vor zwei Jahren den ersten Band von Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes". Moeller nannte Spenglers Werk das Schicksalsbuch unseres Zeitalters: „Wir werden uns mit ihm

auseinanderzusetzen haben, ob wir nun seine Schlußfolgerungen anerkennen oder ob wir sie bestreiten."

Heute liegt das Gesamtwerk vor *). Seine Bedeutung ist so groß und so vielseitig, daß der, welcher die Fragen des Grenz- und Auslanddeutschtums, die Kämpfe um die Einheit der Nation darstellt, an ihr nicht vorübergehen kann.

Der äußere, der buchhändlerische Erfolg ist beispiellos. Ein Werk von rund 1300 Seiten erlebte in wenigen Monaten Auflagen nach zehntausenden Stück, obwohl es an den Leser hohe Anforderungen stellt, ja durch seine zahlreichen Wiederholungen, durch seine Unübersichtlichkeit dem Leser große Schwierigkeiten bereitet. Trotzdem es kein Volksbuch ist, wird es von Hunderttausenden gelesen. Gelehrte und Laien nehmen es in Sprechabenden abschnittweise durch. Eine Fülle von Gegenschriften ist entstanden, so daß Manfred Schröter kürzlich sogar die Kritik der Kritiker in seinem Buch „Der Streit um Spengler" *) schrieb. Nicht einmal Langbehns „Rembrandt als Erzieher", geschweige denn Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" haben ähnlich breite Wirkungen hervorgebracht. Diese Bücher als Vergleiche heranzuziehen, ist in mehr als einer Hinsicht mißlich und ungerecht. Mangels anderer Maßstäbe aber können sie nicht ersetzt oder entbehrt werden, wenn man die Nachhaltigkeit des „Erfolges" verdeutlichen will. Dieser „Erfolg" ist eine Tatsache, mit der wir uns zunächst auseinandersetzen müssen. Daß Spengler ein Gedankengebäude zu errichten vermochte, das die nach Denken Verlangenden in dieser knappen Zeit veranlaßte, ein so kostspieliges Werk zu erwerben, und die Denkenden zwang, sich mit ihm auseinanderzusetzen, ist erstaunlich und von Tragweite für die Nation. Ihr Zusammenfühlen, ihre Entwicklung wird dadurch beeinflußt, ganz gleich ob Spengler Ablehnung oder Zustimmung erfährt. Wenn das 100-Millionenvolk der Deutschen, die allein in Europa auf 20 Staaten aufgeteilt sind, sich mit dem gleichen Gedankengange gleichzeitig auseinandersetzt, ihn durchdenkt und ihn damit sich zu „eigen" macht, so ist das ein Verschmelzungsvorgang. Eine neue geistige Klammer ist da, geeignet, ein erschüttertes Gerüst zu verstärken. Ob Spengler diese Wirkung vorsehen konnte und durfte, als er den Stoff konzipierte und niederschrieb, ist gleichgültig. Ob und welche Fehler ihm unterliefen, ist gleichfalls in diesem Zusammenhange belanglos. Wir begrüßen die Tatsache, daß ein Deutscher das geistige Deutschland gleichzeitig durch seine Gedanken erregen konnte.

Was machte Spenglers Erfolg? Seine „Prophezeiung"? Oder der etwas sensationelle Titel des Gesamtwerkes? Gewiß nicht. Prophezeiungen sind heute mehr als je Mode, und eines Titels wegen kauft man noch lange nicht zwei dicke Bände. Es ist der Inhalt des Gesamtwerkes, der Gedankenaufbau als Ganzes, der Umfang des einheitlichen Weltbildes, in das Spengler das gesamte Wissen und Denken bis auf den heutigen Tag einzuordnen versucht. Es ist die Neuheit der Fragestellung, die sich wiederum aus seinem Versuche, Ordnung in das wissenschaftliche Chaos zu bringen, ergibt. Die neuen Disziplinen die Wege bereitet und ehrwürdige zu vernichten droht, wie die jahrhundertealte der Juristen. Man lese nach, was Spengler am Schlusse des 1. Kapitels des 2. Bandes über das römische, magische und abendländische Recht schreibt. Endlich ist es die Kühnheit und Sachlichkeit, mit der er als erster ernsthaft das Ende der Kulturepoche ins Auge faßt, in der wir als späte Epigonen leben, der abendländischen.

Ein Deutscher schreibt Welt- und Zeitgeschichte, für den Tag, aber ohne journalistische Aktualität. Ein Deutscher schreibt von einer Höhe des Betrachtungspunktes, mit einer Umfassung und Tiefe, wie kaum je ein anderer Mensch zuvor. Wer den Untergang des Abendlandes sorgfältig liest, wird Spengler glauben müssen,

*) Beide München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

daß dies Werk nicht ungeschrieben geblieben oder in seinen Folgerungen und seinen Stimmungen nicht wesentlich anders ausgefallen wäre, wenn sich der Weltkrieg um Jahre verzögert hätte oder sein Ausgang ein anderer gewesen wäre. Spenglers Werk, das in dieser Zeit äußerlichen Niederganges entstanden ist, wird seinen Lauf durch das Geistesleben aller Völker abendländischer Denkweise machen, wenn es nicht nur übersetzt, sondern in einem dem verfeinerten Formgefühl der westlichen Richtung rechnungtragenden Aufbau diesen dargeboten wird. Das ist eine weitere Tatsache von Bedeutung für das Deutschtum.

Spengler gibt seinen Lesern aber nicht nur ein Weltbild, sondern er zieht aus dem Geschauten auch Folgerungen für die Zukunft. Er sieht, daß das Leben sich nach gewissen — Gesetzen ist fast zuviel gesagt — nach rhythmischen Bewegungen abgespielt hat und noch abspielt. Rhythmen findet er in der ganzen Natur, vor allem in der Geschichte der Menschen, die er der Geschichte der Kulturvölker gleichsetzt. Diese Kulturvölker entstehen aus dem Dunkel vorgeschichtlichen Seins; sie erheben sich in der Frühzeit zur Reife der Kulturhöhe, die allmählich in Verfall, in Zivilisation übergeht. Ihr Ende ist dann wieder ein ungeschichtliches Sein, im politisch-kulturellen Sinne ein Nichts. Nicht das Aussterben aller einzelnen Menschen eines Volkes ist das Kennzeichen dieses Ablaufes eines Völkerlebens, sondern das Erlöschen des gerichteten Willens des Volkes, seiner Ideale, der gemeinsamen treibenden Idee, die eben jenen Komplex von in Familien und Stämmen gebundenen Einzelmenschen zusammenhält, den man Volk nennt. Kennzeichnend für das Ende ist die Atomisierung der Verbände, der Gliederung. Er nennt sie Fellachentum. Das ist das Ergebnis einer vielleicht lange andauernden, immer kulturärmer werdenden Zivilisationsepoche.

Diese These, für die Spengler aus allen Gebieten menschlichen Wissens Beweise beibringt, führt er an den größten Völkergruppen der Geschichte aus, vielfach ohne auf die Geschicke der Einzelnationen einzugehen. Ägypten, Indien, China, Mittelamerika vor Columbus, die Antike Welt und die Arabische Kultur dienen zur Verdeutlichung der gegenwärtigen Zustände der abendländischen, in denen wir leben. Die abendländische Kultur steht nach Spengler im Zeichen der Spätzeit; mit dem Barock endete die Kulturepoche, im 18. Jahrhundert begann die Zivilisation, deren Ende — das Fellachentum — in wenigen Jahrhunderten erreicht sein dürfte. Dies ist nach Spengler die große Linie des Ablaufes. Innerhalb des Schicksalskreises, dem wir zwangsläufig entgegengehen, bestehen aber immerhin Möglichkeiten für die abendländischen Völker, vor allem für das deutsche, selbst zu gestalten, wie es werden soll, oder sich treiben zu lassen. Hammer zu sein oder Amboß.

Das unentrinnbare Schicksal, das Spengler kommen sieht, ist das Neue seiner Lehre. Untergang ist schon früher in Aussicht gestellt, ist gepredigt, ist prophezeit worden. Aber seine Vorgänger, deren Zahl Legion ist, deren Ursprung sich im Dunkel der Vorzeit verliert, wandten sich nicht an den Intellekt; sie bewiesen nicht mit dem Vorgang aller früheren Kulturen, sie entbehrten des Rüstzeuges der Wissenschaft. Sie sahen im Untergange ihrer Kultur und ihres Volkes den ihrer Welt und dachten nicht im entferntesten an andere, frühere und spätere Kulturwelten. Spengler beweist, das heißt, er macht an geschichtlichen Beispielen und abgeleiteten Gesetzen wahrscheinlich. Die Richtigkeit, die wissenschaftliche Stichhaltigkeit der Beweisführung zu prüfen, ist nicht Sache dieses Aufsatzes, der vielmehr untersuchen soll, ob Spenglers These geeignet ist, dem Grenz- und Auslanddeutschtum, der Erfüllung unserer Sehnsucht nach einer einigen und starken deutschen Nation zu dienen oder ihr zu schaden.

Spenglers These ist vielfach wissenschaftlich abgelehnt worden, weil seine Voraussage geeignet sein sollte, die aktiven Kräfte der Nation zu lähmen. Fran-

zösische Berichterstatter sahen in ihr den Ausdruck jener Katastrophenstimmung, die sich seit dem Herbst 1918 der Deutschen bemächtigt habe. Alle diese Urteile sind oberflächlich. Denn es handelt sich bei Spengler keineswegs um den Untergang der deutschen Nation, deren Erben und Totengräber etwa die Nachbarnationen wären. Denn alle jene Völker, zu deren Gunsten das deutsche Volks- und Staatsgebiet zerstückelt worden ist, gehören ja wie das deutsche dem Kreise der abendländischen Kultur an, der Kultur des faustischen Menschen, die in der Zeit der Kreuzzüge ihren ersten glänzenden Aufschwung offenbarte. Nicht das Schicksal der Einzelnation dieses Kreises, sondern die Kultur dieses ganzen Kreises verflacht nach Spengler immer mehr, entartet in Zivilisation. Mit der Verflachung der Kulturtiefe geht eine Verbreiterung der Zivilisationsbasis und eine Eroberung immer weiterer Weiträume gleichzeitig vor sich, eine politische Expansion. Äußerlich befindet sich der abendländische Kreis in dieser seiner Spätzeit in starker räumlicher Ausbreitung, wie Spät-Ägypten , wie das Rom Sullas, wie die arabische Welt zur Zeit Mohammeds, in dem Spengler einen späten Reformator und Puritaner sieht. Der Weltkrieg von 1914 bis 1918, der für das deutsche Volk so schmerzlich endete, ist in Spenglers Gedankenkreis nur eine Auseinandersetzung innerhalb der untergehenden abendländischen Kultur. Die Erfolge der westlichen, der am meisten zivilisierten, also innerlich dem Verfalle am stärksten genäherten Nationen, beschleunigen also nur das Ende. Die Demokratisierung im Deutschen Reiche ist ein Schritt der Deutschen auf diesem Wege, der Endsieg des vierten Standes, der Sozialdemokratie, der heute noch bestritten ist, würde einen weiteren Schritt bedeuten.

Wir sehen also, daß die Spenglerschen Stimmungen und Thesen in gewissem Sinne auf anderen Ebenen liegen, als die aktuellen Folgen des Versailler Vertrages, denen wir zu begegnen gezwungen sind. Spenglers Rahmen ist viel weiter gespannt. Den Kapitän, der im Sturme darum bangt, ob er sein Schiff, das bei einem Zusammenstoße leck wurde, noch so viele Tage über Wasser halten kann, bis es den Hafen erreicht, wird die Mitteilung nicht in seiner Tatkraft lähmen, daß die Schiffsserie, der das seine angehört, wegen Materialabnützung in zehn Jahren außer Dienst gestellt werden soll. Diese Mitteilung wird er erst, wenn er in Ruhe sein Schiff dockt, in irgendeinem Sinne verwerten.

Die allgemeinen Folgerungen Spenglers für die Zukunft der abendländischen Kultur werden uns also, falls wir nicht mit ihnen Unfug zur unrechten Stunde treiben, nicht schaden. Es ist politisch-praktisch zurzeit belanglos, ob wir zustimmen, ob die Wissenschaft sie annimmt oder nicht.

Ganz anders steht es mit der allgemeinen Betrachtungsweise Spenglers, mit seinen weltphilosophischen Grundlagen. Spengler zeigt das Werden und Vergehen von Völkern und von Gedanken, ja die Identität von beiden. Das Aufgeben des Gestaltungswillens, der Verlust von Gedanken und Wünschen höchst egoistischer Art bedeutet den Untergang der Völker, ihre Auflösung ins Fellachentum, das Ende glanzreichen Lebens der Vorfahren, die Auflösung in ungeschichtliche Zustände. Diese Grundlagen der Spenglerschen Abstraktionen, der Geist, der sein Werk durchzieht, und der zu höchster Tatanspannung, zur Bildung eines gemeinsamen Willens unter Führung der zur Führung Befähigten auffordert, ist von höchstem Werte für unsere Arbeit.

Niemals hat ein Deutscher klarer als Spengler gezeigt, was ein „Volk“ ist, was seine Wesensart bestimmt, was seine Möglichkeiten sind. Er lehrt uns, uns selbst zu erkennen und unsere Lage. Gerade diejenigen, die unserem Volke an der Grenze und im nationalen Kampfe Führer und Lehrer sein müssen, werden gut tun, sich mit diesen Gedankengängen vertraut zu machen.

In der Natur — der Mensch und seine geschichtlichen Völker sind ein Ausschnitt der Natur — ist alles Bewegung. Entstehen, Blühen, Reifen, Vergehen. Die Lebenszeit ist verschieden lang, die Lebenskraft verschieden groß. Geist, Gedanke und Wille der Völker, Spengler spricht von der Wirkung des „Blutes", bestimmen — mag da eine Schicksalsnotwendigkeit in großen Umrissen bestehen oder nicht — letzten Endes doch im Daseinskampfe. Geist, Gedanke und Wille müssen geformt sein. Die Konstellation der politischen und wirtschaftlichen Geschichte wechselt: ist das geformte „Blut" zur rechten Stunde tatbereit, so wird es das Schicksal des eignen Volkes und der Welt gestalten. „Die letzte Rasse in Form, die letzte lebendige Tradition, der letzte Führer, der beides hinter sich hat, gehen als Sieger durchs Ziel."

Das werden wir von Spengler in die Tagesarbeit mitnehmen dürfen und müssen.

Sylvanus.

Ein Gesetz über die Selbstverwaltung der Museen, Bibliotheken und Archive

Die großen öffentlichen Sammlungen, die kunsthistorischen, kunstgewerblichen, archäologischen, völkerkundlichen und naturwissenschaftlichen Museen sowie die öffentlichen Bibliotheken und Archive haben eine ganz besonders wichtige Stellung im geistigen Leben, nicht nur als Hüter großer kultureller Werte, sondern auch deshalb, weil in ihrem Beamtenstab zahlreiche hervorragende Vertreter der Wissenschaft arbeiten. Für viele Wissensgebiete sind diese Posten fast die einzigen etatmäßigen Beamtenstellen. Deshalb ist es eine der wesentlichsten Aufgaben einer weitblickenden Wissenschaftspolitik, für eine wirklich sachgemäße Leitung dieser Institute und für eine zweckmäßigere Einreihung ihres Personals in den wissenschaftlichen Betrieb zu sorgen.

Die Erreichung dieses Zieles kann auf zwei Wegen versucht werden, entweder durch das Prinzip des Einzelbeamten, nämlich durch Ernennung eines Generaldirektors oder Intendanten, wie es bei den Staatstheatern gebräuchlich ist und wie es bei den preußischen Museen und Bibliotheken geschieht, oder aber durch Anwendung des Autonomieprinzips, durch Bildung eines Verwaltungskollegiums aus den wissenschaftlichen Leitern der Sammlungen, aus berufenen Fachleuten (Hochschulprofessoren) und aus kunstverständigen Mäzenen, jedoch mit einer weitgehenden Befugnis der Abteilungsdirektoren.

Beim Organisieren ist das Hauptprinzip, daß sich die geschaffene Organisation dem Wesen des ihrer Pflege anvertrauten Arbeitsgebietes anpasse. So kann das Theater, das rasche und unbeirrbar durchgeführte Entschlüsse fordert, nur durch das Direktor- bzw. Intendantensystem geleitet werden. Dagegen werden die eine größere Vertiefung und weitergehende Studien verlangenden wissenschaftlichen Sammlungen vielleicht zweckmäßiger durch Körperschaften verwaltet werden. Angesichts der überaus verschiedenartigen Natur der öffentlichen Sammlungen können nicht für sämtliche Gebiete in der Person des einzigen Generaldirektors alle jene Fachkenntnisse vorausgesetzt werden, welche für eine ersprießliche Wirksamkeit unerläßliche Bedingung sind. Hingegen muß die Ernennung von Generaldirektoren für jeden Zweig der öffentlichen Sammlungen wegen der fließenden Grenzen zwischen den einzelnen Gebieten zu einem nicht angebrachten Wettbewerb unter den Leitern führen, der mitunter, z. B. bei Versteigerungen, so weit geht, daß die verschiedenen

Sammlungen einander gegenseitig überbieten und — zum Schaden der Staatskasse — die Preise hinaufschrauben. Diese Erwägungen haben den ungarischen Kultusminister, Graf Kuno Klebelsberg, dazu bestimmt, einen Gesetzentwurf über die Autonomie der öffentlichen Sammlungen einzubringen. Graf Klebelsberg hat als Kulturpolitiker Hervorragendes geleistet, in der Friedenszeit besonders in der Schulpolitik, in den letzten Jahren aber vor allem durch sein organisatorisches Genie, das die infolge der wirtschaftlichen Notlage gelähmte ungarische Wissenschaft zu neuem Leben erweckte, wobei er — da die staatlichen Mittel nicht genügten — die geistigen und materiellen Kräfte der ganzen Nation heranzuziehen wußte. Einiges aus seinen gedankenreichen Darlegungen sei hier wiedergegeben.

Der ungarische Gesetzentwurf ergibt sich aus den ungarischen Verhältnissen, wo die Regierung unter politischem Druck stärker bei der Besetzung der Beamtenstellen eingegriffen hat, als es in Deutschland möglich ist, und hat eine historische Bedeutung für die anders gearteten Verhältnisse in Ungarn, weil dadurch Ungarn aus dem rein bureaukratischen Stadium in einen neuen Zustand tritt, so wie er etwa in Hamburg eingeführt ist; mit dem Professorenkonvent, wo jeder Direktor seinen Beirat hat. Sonst wurde in Deutschland das alte und bewährte Beamtenprinzip des Generaldirektors beibehalten, trotzdem auch hier die Selbstverwaltung Platz gegriffen hat. Der Entwurf des Grafen Klebelsberg sieht für die öffentlichen Sammlungen eine in vielen Beziehungen ähnliche autonome Verwaltung vor, wie die Universitäten sie genießen. Dieses System ist erfahrungsgemäß für die Verwaltung wissenschaftlicher Institutionen weit besser geeignet als die ausschließlich bureaukratisch-ministerielle Administration. Darüber hinaus bietet diese Methode Schutz gegen politische Beeinflussung oder Protektion bei der Zusammensetzung des Personals, das allein nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewählt werden soll.

Im vergangenen Jahrhundert hat die Verstaatlichung und damit die bureaukratische Verwaltung zum Nachteil des Autonomieprinzips überhandgenommen; das wirkte auf die persönliche Initiative überall hemmend und erwies sich besonders in den empfindlichen geistigen Angelegenheiten als schädlich. Die preußische Unterrichtsverwaltung hat demgegenüber das Autonomieprinzip in den letzten Jahren in stärkerem Maße zu wecken versucht, z. B. in der Hochschulverwaltung und in der Studentenbewegung durch die Errichtung von Fachschaften. Durch Gesetze können freilich autonome Körperschaften nur in der Form zustande gebracht werden, den Geist der Selbstverwaltung müssen die in diese Körperschaften berufenen Männer selbst hineintragen. Bei den Beamten, denen die Leitung großer Sammlungen anvertraut ist, kann die moralische und geistige Eignung für die Selbstverwaltung vorausgesetzt werden, während die in die Leitung hineinzuwählenden Professoren von den Hochschulen her schon die Praxis der autonomen Verwaltung mitbringen.

Eingedenk der wirtschaftlichen Notlage sieht der Gesetzentwurf die Hauptaufgabe nicht in einer extensiven Museumspolitik, sondern — im Gegensatz zu der in letzter Zeit vielleicht allzu starken Betonung des Museumsstoffes — will er das Niveau der Museen und ihren inneren Kulturwert dadurch heben, daß er die lebendigen persönlichen Kräfte wirksamer werden läßt und den Stoff vom Standpunkt der Volksbildung gründlicher und vollständiger verwerten will.

Durch die Durchführung der Selbstverwaltung der Sammlungen werden diese eine juristische Person, sind also nicht mehr nur staatliche Einrichtungen und werden dadurch dem Volke nähergebracht. Erfahrungsmäßig ist die Öffentlichkeit gegenüber einer lebenskräftigen autonomen Institution eher gebefreudig, denn die Staatskasse übt als Klingelbeutel keine Anziehungskraft aus.

Der Gesetzentwurf will nicht jeder einzelnen Sammlung Selbstverwaltung geben. Das würde zu einer Zersplitterung der Kräfte führen. Vielmehr faßt er sie in einen

gemeinsamen Verwaltungsrat zusammen, der die Museen, Bibliotheken und Archive nach einheitlichen Gesichtspunkten leitet und den Aufgabenkreis der einzelnen Institute abgrenzt. Innerhalb dieses Verwaltungsrates soll naturgemäß jede einzelne Sammlung durch ihren eigenen Fachrat freies Selbstbestimmungsrecht besitzen, und nur, wenn gemeinsame Interessen berührt werden, wie z. B. bei der Wahl des Vorsitzenden, entscheidet der gemeinsame Verwaltungskörper. Der geschäftsführende Vorsitzende wird alle zwei Jahre neu gewählt, und zwar in der Form, daß jedesmal eine andere Sammlung den geschäftsführenden Vorsitzenden aus ihrem Kreis beruft, ähnlich wie der Universitätsrektor jedesmal von einer anderen Fakultät gestellt wird. Der Verwaltungskörper entscheidet über die Eignung der Beamten, von ihm gehen auch die Vorschläge für das neueinzustellende Personal aus. Die wissenschaftlichen Beamten und die berufenen Fachleute haben Kurse und praktische Übungen zu halten und so die Fachausbildung für Museums-, Bibliotheks- und Archivbeamte, die selbstverständlich Hochschulbildung besitzen müssen, zu vervollständigen.

Von dieser autonomen Körperschaft ist eine einheitliche und sachgemäße Museums- und Bibliothekspolitik, vor allem bei Neuanschaffungen, bei Auktionen, zu erwarten. Auch für die Forschungsarbeit kann man sich von diesem Gesetzentwurf Vorteile versprechen.

Nach der Durchführung der Reform werden die Sammlungen nicht mehr eine rein passive Rolle haben, aus der sie ohnehin seit langem herausstreben, sie werden nicht mehr nur Aufbewahrungsorte des wissenschaftlichen Quellenmaterials sein, sondern sie werden es selbst aktiv als Forschungsinstitute verarbeiten können. — Und noch einen anderen wesentlichen Vorteil wird diese Neuordnung in der Leitung der öffentlichen Sammlungen mit sich bringen: die Scheidewand, die bisher zwischen der Universität und ihren Seminaren einerseits und den Sammelstätten des Studienmaterials andererseits bestanden und die den Professoren häufig aus rein verwaltungstechnischen Gründen ihre Arbeit erschwert haben, wird nun durchbrochen, und eine lebendige Berührung zwischen der Universität und den Sammlungen wird in Zukunft möglich sein.

Der Geist dieses ungarischen Gesetzentwurfes führt den wissenschaftlichen Sammlungen neues Leben zu, er sichert ihnen einen ständigen Zusammenhang mit dem kulturellen Leben ihrer Zeit und läßt sie stärker als vordem im Bewußtsein der Nation als geistiger Besitz Wurzel schlagen. Die den Instituten angehörenden Fachleute werden durch ihre wissenschaftlichen Verbindungen die internationalen Beziehungen wiederanknüpfen können. Den daraus sich ergebenden Tauschverkehr, besonders den Bücheraustausch, werden die Institute nunmehr selbständig besorgen können, wodurch eine erwünschte Einheitlichkeit und Planmäßigkeit in den internationalen Bücheraustausch käme. Robert Gragger.

Literarische Rundschau

Das Verbrechen von Ödenburg

Auf Grund authentischen Materials berichtet Dr. Viktor Miltschinsky (Wien) in seinem (im Kommissionsverlag „Literaria", Wien I, Sterngasse 11) erschienenen Buche „Das Verbrechen von Ödenburg", das der Notschrei eines gepeinigten Volkes und ein Mahnruf an das Gewissen der Welt ist, über die Vorgänge der Abstimmung im Ödenburger und im Burgenlande, das durch die Friedensverträge österreichisches Burgenland wurde. Die burgenländische und Ödenburger Frage ist nicht, wie

man da und dort in der großen Welt annimmt, ein geringfügiges Ereignis von örtlicher Bedeutung. Die Frage von Ödenburg, das nicht mit dem übrigen, zum geschlossenen deutschen Sprach- und Siedlungsgebiet gehörigen Burgenland österreichisch wurde, nimmt dieselbe wichtige Stellung ein, wie alle anderen Fragen der deutschen Gebiete, die gewaltsam und unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechtes vom deutschen Volkskörper losgerissen wurden.

Das 127 Seiten starke Buch gibt in musterhafter Weise alles, was man von einer solchen Schrift verlangen kann. Nach einem sehr willkommenen knappen historischen Rückblick werden, unter Vermeidung jedes überflüssigen Wortes und jeder persönlichen Stellungnahme, auf Grund zahlreicher Dokumente, die zum ersten Male veröffentlicht werden, alle Abschnitte der burgenländischen Frage und der Ödenburger Abstimmung, lediglich die Tatsachen der magyarischen Vergewaltigung und ihrer Ententehelfershelfer, vor Augen geführt. Der sachliche Inhalt des Buches in seiner geradezu dramatischen und erdrückenden Wucht ist der Schrei eines vergewaltigten, stammverwandten deutschen Volkssplitters und zugleich eine Anklage gegen das durch die große Entente geschützte Ungarn.

Besonderen Dank wird man Dr. Miltschinsky zu sagen haben für die ausführlichen Kapitel der Abstimmung in Ödenburg, das unter dem Drucke des von magyarischen Bajonetten gestützten Terrors und unter Mitwirkung der großen Entente nicht nur Österreich, dem es laut Friedensvertrag zugesprochen wurde, sondern auch dem deutschen Volke verloren ging. Ein vom Gerechtigkeitssinn noch nicht verlassener italienischer Missionsoffizier kennzeichnete die Vorarbeiten zur Abstimmung mit den Worten: „Un inganno che non ha visto il mondo!“ (Ein Betrug, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat!), und selbst ein französischer Missionsoffizier kennzeichnete die Situation: „Vous vous laisser assassiner comme les agneaux!“

Dr. Miltschinsky, der nicht nur bei der Ödenburger Abstimmung (Dezember 1921), sondern auch während der Kärntner Abstimmung (Oktober 1920) mitten im Kampfe stand, ist auf Grund seiner Erfahrungen in der Lage, Vergleiche zu ziehen und alles Wesentliche ins rechte Licht zu setzen.

Das Buch, dem eine Karte des Burgenlandes und Abbildungen magyarischer Freischärlertruppen beigegeben sind, stellt nicht nur eine internationale Aufklärungsschrift von hohem Werte dar, sondern es ist auch ein unentbehrliches Werk für jeden Politiker, Historiker und für jeden deutschen Menschen, gleichgültig, ob dieser jetzt im Reiche, in Österreich oder sonstwo in Fremdstaaten lebt. Das Buch gehört in die Hand eines jeden Deutschen, dem Gefühl für Volk und Volksgemeinschaft nicht verlorengegangen ist. Victor Wagner.

Angewandte Geographie

Es ist interessant zu verfolgen, wie sich die deutsche Wissenschaft bemüht, den Riß, der durch die lange Dauer des Krieges und durch die valutarischen Verhältnisse der Nachkriegszeit im deutschen Wissen entstanden ist, wieder auszufüllen. Mir liegen zwei Bücher der gleichen Reihe vor, die sich angewandte geographische Bücher zur Verbreitung geographischer Kenntnisse und ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben nennen. Eins über Bulgarien [1]), das andere über Japan [2]).

[1]) Bulgarien. Natur, Volkstum, Staat, Geistesleben, Wirtschaft. Ein Beitrag zur Landeskunde von Hugo Grothe. (Sammlung angewandte Geographie, Band 48, Wien, L. W. Seidel & Sohn, Preis 24 Mark.)

[2]) Das japanische Reich, in seiner geographischen Entwicklung von Dr. Karl Haushofer, Professor an der Universität München, Generalmajor a. D., Band 50 der gleichen Sammlung, Preis 24 Mark.

Dr. Grothe ist mit einem gewissen Mute an diese Aufgabe gegangen. Er hat darauf verzichtet, alle die Entwicklungen zu berücksichtigen, die nach dem Kriege in Bulgarien sich vollzogen haben, und von denen wir dank der elenden Verbindungen herzlich wenig wissen. Was er uns in dieser Beschränkung gegeben hat, ist für jeden, der sich über Bulgarien unterrichten will, von Wert. Gerade dadurch, daß Dr. Grothe uns nicht mit einem Ballast von wirtschaftlichen Quellen belastet, sondern frisch, vielfach aus eigener Anschauung Land und Leute schildert, bringt das Buch in Lesbarkeit sehr vieles, vor allem auch für den Laien, an den es sich ja wohl in erster Linie wendet. Dr. Grothe teilt sein Buch in fünf Abschnitte, die Natur (Oberfläche, Gestalt, Klima, Pflanzen- und Tierwelt), Volkstum (Ursprung der Bulgaren, Entwicklung und Anthropologie, Bevölkerungsbewegung und Zusammensetzung, Soziologie und Volkskunde), Staat (seine Verfassung, Verwaltung und die nationale Kirche), das Geistesleben (Bildung, Schulen, Schrifttum und Künste) und endlich die Wirtschaft mit Ausnahme des Handels.

Auf ein besonderes Kapitel „Handel" glaubt der Verfasser angesichts der neueren Veröffentlichungen von Weiß-Bartenstein „Bulgarische Volkswirtschaft und ihre Entwicklung, 1918" und Dicks „Bulgariens wirtschaftliche Zukunft, 1917" verzichten zu können. Ein Orts- und Personenverzeichnis erleichtert in dankenswerter Weise die Benutzung. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, näher auf den Inhalt des Buches einzugehen, zumal ja die letzte Aktualität nicht angestrebt worden ist. Jedem Deutschen möchte ich aber den frisch geschriebenen Abschnitt über die Entwicklung des modernen bulgarischen Staates, über die unerschütterliche Ausdauer der Bulgaren in ihren Freiheitskämpfen empfehlen. Besonders wichtig ist die Rolle, die die bulgarische Schule und die jungen bulgarischen Dichter hierbei gespielt haben. Niemand wird ohne tiefste Rührung die Lieder Christo Boteffs lesen können, der, gleich den Dichtern unserer Freiheitskriege, den schwerblütigen bulgarischen Bauern aus der Lethargie aufrüttelte, der selbst das Schwert ergriff und noch nicht 30 Jahre alt nach langen abenteuerlichen Irrfahrten als Flüchtling und Freischärler 1876 in einem Gefechte das mit dem Tode besiegelte, was er im Leben gesungen hatte. Vier Jahre vor seinem Tode verherrlichte er den Heldentod Chadji Dimiters mit den prophetischen Versen:

„Der, welcher gefallen als Freiheitsheld,
stirbt nicht. Ihn werden klagend umreih'n
der Himmel, die Erde, die ganze Welt,
und die Sänger ihm preisende Lieder weih'n."

Botess schenkte seinem Volke 25 Freiheitsgedichte. Das ist ein ganzes Werk. Aber es lebt im Munde der Soldaten und Bauern, der Fuhrleute und der Hirten.

Ganz anders als Grothe stellt sich Haushofer zum Problem. Er setzt von uns die Kenntnis der Geschichte der Natur, ja bis zu einem gewissen Grade auch die des geistigen und wirtschaftlichen Lebens Japans voraus. Dort, wo Grothe etwa in seiner bulgarischen Schilderung aufhört, beginnt er erst. Vielleicht sogar noch ein Stück später, da er auch über die neuerlichen Vorgänge in Japan gut unterrichtet ist. Haushofer, der auf den fast verwehten Spuren Ratzels und Richthofens wandelt, der dem Gedankenkreise des schwedischen Schülers dieser beiden deutschen Spitzen der geographischen Wissenschaft, Rudolf Kjellén, nahesteht, betrachtet Japans Entwicklung von allerhöchster Warte. Er sucht, aus den Raumgesetzen das Bedingte der staunenswerten Entwicklung Japans abzuleiten, und zerstört so manche Legende, die sich in europäischen Köpfen festgesetzt hatte und zum Schaden Europas Japans Handeln und seine Energie falsch einschätzen ließ. Sein Leitwort gibt ihm Richthofen. Es lautet: „Nie ist bei einem Volk so unvermittelt latente Energie in kinetische umgewandelt worden." Das heißt mit andern Worten ausgedrückt: Japan ruhte jahrhunderte-

lang in sich und speicherte eine fabelhafte Energie auf. Als diese Zeit der Ruhe durch die gewaltsam erzwungene Öffnung der Häfen vorüber war, befand sich Japan vorübergehend in einem Schwächezustand. Dieser Schwächezustand glich den Häutungszeiten von Insekten. Es war die Zeit der Anpassung an die militärischen und sonstigen Methoden des Westens. Sobald diese vollzogen war, war Japan den Westvölkern wesentlich überlegen. Denn es übernahm ihre Technik und brachte dazu eine Geschlossenheit des nationalen Willens, eine Einheitlichkeit der Empfindung mit, wie sie Westvölkern völlig fehlt und vor allem vielleicht im höchsten Maße den Deutschen. Damit wird Haushofer zum Kritiker der deutschen Außenpolitik der letzten Jahrzehnte, zum Kritiker an den verwundbarsten Stellen unseres Volkskörpers. Das, was ihn von landläufigen Beurteilern Japans unterscheidet, ist seine Auffassung von der Abkapselung, welche die drei ersten großen Tokugawa — Reichsmarschälle — nach den ersten Berührungen mit den Europäern im Beginn des 17. Jahrhunderts vollzogen. Sie schlossen sich freiwillig ab, ja sie gaben die Außenbesitzungen Japans auf, ließen zum Teil nicht unbedeutende Außenniederlassungen Japans, z. B. Sudameer, eingehen und stellten die Auswanderung unter strengste Strafe. Der Bau von neuen Schiffen wurde untersagt. Diese freiwillige Raumbeschränkung betrachtet Haushofer — und darin folgt er Ratzel — als eine der denkwürdigsten Handlungen völkerpsychologischen Bewußtseins, die in der politischen Geographie bekannt sind. Deutschlands Expansion in den letzten 50 Jahren nennt er im Gegensatz dazu „ein raumsinnloses Hineintappen in unausgereifte Reichsausdehnungsversuchungen". Japan hat in der Zeit seiner Konzentration nach Haushofers Auffassungen gerade durch die Abgeschlossenheit eine völlige Gleichförmigkeit im Innern erzielt. Es hat sich gesammelt, es hat Kräfte aufgespeichert, die, als die Zeit des Heraustretens gekommen war, eine großartige Expansion möglich machte. Er zitiert hier ein Wort Ratzels aus dem Jahre 1897 — zitieren ist eine Kunst, die Haushofer wie kaum ein anderer versteht — das uns jetzt Haß in die Ohren gellt, weil wir die Stimme des Warners überhört haben, der den europäischen Staatsmännern in Asien und Amerika empfahl, etwas von jenem Raumsinn zu lernen, der die Kleinheit der europäischen Verhältnisse kennen lehrt. Von jenem Raumsinn, der die Gefahr erkennen läßt, die in der Unkenntnis der großen europäischen Raumauffassungen liegt. Denn von der hohen amerikanischen oder asiatischen Raumvorstellung aus erscheinen die politischen Größen des europäischen Erdteils recht zweifelhaft. „Die Fähigkeit der Raumbewältigung, die in der „Herrschergabe" und in einem „organisatorischen Talent" liegt, muß derselben Fähigkeit im Volke begegnen, wenn sie zu dauernder Vergrößerung eines politischen Raumes führen soll." Ratzel und mit ihm noch viel ausgesprochener Haushofer finden wohl diese Herrschergabe und dies Organisationstalent bei den europäischen Staatsmännern, bei den Führern Deutschlands der letztvergangenen Epoche. Den Europavölkern, vor allem dem deutschen, gebrach es aber an einer solchen Fähigkeit, daher die Mißerfolge. Es ist leider nicht möglich, die Fülle von Gedanken, von einzelnen Beobachtungen und bemerkenswerten Tatsachen wiederzugeben, die das Buch Haushofers enthält. Es ist gewiß nicht leicht zu lesen. Es verlangt eine Versenkung, wie sie in unserer auf Sensation eingestellten Zeit meist nur Gelehrte noch finden. Und doch sollte jeder Politiker die Mühe nicht scheuen und seine Ferientage damit zubringen. Dadurch soll noch keineswegs gesagt werden, daß nicht Gegensätze, Theorien, auch Einwände vorgebracht werden könnten. Mit den Lehren, die Haushofer in zwölf Kapiteln durch Gegenüberstellung japanischer und deutscher Politik zieht, werden wir uns aber einverstanden erklären können. Japan erzielte, trotzdem seine Schwierigkeiten nicht gering waren, große Erfolge durch ein viel bewußteres Behandeln der staatlichen Lebensform und ein viel aufmerksameres Be-

obachten der natürlichen Ausdehnungsgrundrichtungen und der gegebenen Grundzüge durch die Staatsleiter. Und zwar ohne das sinnlose Geräusch der wilhelminischen Epoche. Haushofer sieht es für einen Vorzug Japans an, daß seine Staatsmänner klare biologische Anschauungen, ausgesprochene geographische Grundrichtungen für Japans Außenpolitik erkennen ließen, sowohl ihrem Volke als dem Ausland gegenüber. Dadurch wurde der Charakter des japanischen Reiches klar gezeichnet. Er war zwar egoistisch, aber erschien als Partner, mit dem sich eben aus diesem Grunde geopolitische Geschäfte großen Stils machen ließen. All das vermißt Haushofer in Deutschland. Obwohl Deutschland in Ritter und Ratzel Erzieher hatte zur angewandten Geographie, obwohl unsere eigene Geschichte nach seiner Auffassung diese Wege klar wies, hat erst ein fremder Forscher solche Anschauungen zum allgemeinen Gut. weniger der Wissenschaft, als der öffentlichen Meinung der Gebildeten gemacht. Man nennt diesen Komplex Geopolitik. Tragisch ist nach seiner Meinung, daß diese Reife in dem Augenblick einsetzt, als es zu spät war, als ursprüngliche Fehler der Anlage unserer Politik nicht mehr gut zu machen waren. Hier sei Haushofer das Schlußwort gegeben: „Erfolgreiches Ausschalten (der) völkerpsychologischen Widerstände, worin England Meister ist, bleibt . . . unlehrbares Geheimnis des politischen Taktes. Lehrbar aber ist geographischer Raumsinn und große Raumauffassung als Grundlage eines auf geographischer Kenntnis aufgebauten Wissens, das geopolitische Möglichkeiten abzuschätzen und zu politischem Können umzuwerten versteht."

Karl C. von Loesch.

Historische Romane

Neuerdings wird wieder einmal die Anschauung schärfer verfochten, daß der historische Roman ein Unding und somit zu verwerfen sei. Haltung und Wesen vergangener Zeiten, so sagt man, sind uns dermaßen fremd, daß eine Wiederbelebung lächerlich und unmöglich ist. Wenn es den Heutigen schwer oder fast nie gelingt, ihre Leiber in Rüstungen und Kleider abgestorbener Epochen zu zwängen, so wird es dem Geiste gewißlich nicht sehr viel bequemer gemacht, und seine Gebärden werden auch der Drolligkeit nicht ermangeln. Insofern also haben die Verfechter jener Anschauung recht. Aber es geht ja gar nicht darum, daß eine tote Zeit zu neuem Leben geweckt werde. Will man sich vermummen, so muß man sich schon das Kostüm von einem lebendigen Schneider anmessen lassen. Es ist aber kein Grund, die Maskeraden zu verbieten, wie nur irgendein Polizeigewaltiger mit Prinzipien. Vergangenheit, das wissen wir durch die allerorten und immer wiederkehrenden Sagen von der Goldenen Zeit, ist den Völkern oft Widerschein der Zukunft. Sodann: ungemeine Charaktere kennen wir aus der Geschichte; die Gegenwart versagt häufig ein solches Erlebnis, wäre es auch nur, weil uns das Urteil über Zeitgenossen irrt. Bemächtigt sich ihrer die Dichtung, so ist es nicht weit zum peinlichen Irrweg des Schlüsselromans, oder die lebensvolle Gestalt wird zu Papier. (Man denke an Samarow etwa.) Einen überlebensgroßen Mitmenschen zu ersinnen, geht meist ohne Krampf nicht ab, und glückt es einem Dichter — wie vielleicht Wassermann im „Gänsemännchen" — so bleibt als Bodensatz die unbehagliche Frage übrig, warum wir denn von diesem Trefflichen bisher kein Sterbenswörtchen vernahmen. Historische Gestalten aber enthalten symbolische Kraft. Probleme, denen der Tag faul oder tückisch aus dem Wege geht, darf der Dichter getrost aus dem Schlummer wecken, er muß es, wenn das Heute nur sich selber dient und nur sich selbst sieht. Verpflanzt er eine solche Idee in die widerwillige Gegenwart, die wie jeder Kranke dem Arzt feind ist, so ist er in den häufigsten Fällen gezwungen, utopisch zu werden. Mörike, Keller, Storm, Raabe ziehen gern ins Urväterland. Freilich, auf die

üppigsten und buntesten Falten muß unsre Sonne leuchten. Ist diese Bedingung erfüllt, so ist es unsinnig, als Merker zu jammern, daß die Gestalten im Kollett statt im Sakko-Anzug einherspazieren. Wird diese Grundbedingung verachtet, dann freilich ist der historische Roman nichts als praktisch angewandte Kulturgeschichte, deren wir nicht bedürfen, da auf Klios Hintertreppe genügende und meist recht schmackhafte Nahrung für unser Bedürfnis nach Abenteuern zu finden ist.

Es genügt uns darum nicht, wenn Franz Herwig in seinem Roman „Dunkel über Preußen" (Leipzig, Quelle & Meyer) eine lebendige Schilderung von den Tagen des königlichen Geisterssehers gibt. Er läßt sich, wie sein weit bedeutenderer Vorfahr Willibald Alexis, von der Geschichte Hemmschuhe anlegen, anstatt von sich aus die Begebenheiten zu meistern. Es ist unzweifelhaft: das Problem einer Frau, die auszieht, ein Vaterland zu retten, und nun, aus Liebe schwach, just seinen Verderb erfüllen hilft, ist der Gestaltung wert. Für Herwig war es ein Unglück, daß er allzu rasch Julie von Voß fand, die an der irrlichterierenden Phantasterei eines törichten und belanglosen Menschen scheitert, dem Herwig mancherlei liebenswürdige Flicken anzunähen sucht. Es wäre anders, wenn der Verfasser versucht hätte, diese Wirrnis von Wollust an Frauenleibern und Spuk aufzulichten; dazu muß man jedoch selbst einmal das Grauen solcher bösen Tage im innersten gespürt haben, muß eine kleine Weile selbst Friedrich Wilhelm II. gewesen sein. So bleibt es beiderseits beim guten Willen, und trotz aller Liebe geht alles verquer. Das ist nicht nur langweilig, sondern auch nicht recht wahr: echte Liebe bringt schon allerlei zustande. So fürchte ich, daß Herwig durch nichts zu dem Stoffe genötigt wurde, als durch die flackernde, von dem Unheimlichen drohenden Schicksals schwangere Atmosphäre jener Tage. Es sind ihm denn auch einzelne Bilder recht hübsch gelungen. Ein Bild aber ist ihm nicht gelungen, höchstens ein bescheidenes Panorama.

Diese merkwürdige Kühle und Teilnahmlosigkeit an dem Erleben seiner Figuren tritt noch deutlicher hervor in einem andern Buch Herwigs: „Das Begräbnis des Hasses" (Freiburg 1921, Herder & Co). Zwei Brüder in der Ostmark, beide Deutsche, der eine voll Haß, der andre voll Güte. Der gütige siegt am Ende. Er bleibt auf der alten, polnisch gewordenen Scholle, und der andere wird bald auch dahin zurückkehren. Alles löst sich in Wohlgefallen auf. Der Haß ist begraben. Der polnische Beamte spricht: „Mit der Macht allein, mit dem Gesetz allein und dem Grundsatz: Ich bin der Herr, du hast zu gehorchen, ist auf die Dauer kein Staat segensvoll zu erhalten, am wenigsten aber ein Staat, zu dem Bürger verschiedener Nationalitäten gehören. Wir müssen vertrauensvoll Hand in Hand gehen. Wir brauchen die Deutschen und rechnen auf sie." Man kann sich eines schweren Lächelns nicht erwehren. Hier ist der Versuch, Historie in der Gegenwart zu geben, beispielkräftig abgeführt. Es ist schön, wenn der Herdersche Verlag seinem Ziel gemäß helfen will, diese Welt des Hasses zu löschen. Es geschieht dies unzweifelhaft besser durch die Verbreitung echter kirchlicher Legenden. Herwig hat vor kurzem eine moderne Legende erscheinen lassen, die turmhoch über diesem Haßbegräbnis steht. Aber auch sie glüht nicht von innen heraus. Diese Feder ist zu flink. Mag sie, wenn aber Liebe oder Haß sprechen sollen, so muß sie schwer sein und langsam.

Schwer und langsam ist Georg von Omptedas Feder geworden, es scheint, als ob der galante und elegante Übersetzer Maupassants in eine neue Epoche einträte. Sein Roman „Es ist Zeit!" (Tiroler Aufstand 1809), erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, macht uns erstaunen. Die Vorarbeiten gehen, wie das Vorwort sagt, bis in die Zeit vor dem Kriege zurück, entgegen sonstiger Gewohnheit Omptedas, der rasch zu arbeiten pflegte. Dadurch kommt seltsame Zwiespältigkeit in das Buch. Mag zu Anfang die Absicht des Verfassers gewesen sein, das Schicksal eines liebgewordenen Volkes zu schildern, so mußten sie

durch den Krieg naturgemäß eigene Erlebnisse beimischen. Den ersten Plan völlig aufzusaugen, vermochten sie nicht. Wo es gelang, Gegenwärtiges und Historisches durchaus zu decken, sind denn auch Szenen von Gewalt entstanden, wie wir sie bei Ompteda bisher nicht vernahmen, wie wir sie leider mitzuerleben überhaupt wenig geladen werden. Ergreifend die torkelige Gutmütigkeit dieser Bauernlackeln, die schwerst Errungenes mit grauenvoll lächerlicher Sicherheit tappig und schleunigst wieder über den Haufen wirft, dies Prahlen mit Triumphen, die ein Anfang sein sollen und als ein Ende begröhlt werden, diese heimtückische Gemeinheit bodenloser Schwäche, die nicht mehr mitspielt, wenn es verdrießlich wird, kurz, die große Tragödie des deutschen Strohfeuers ist beängstigend gut geschildert. Daneben aber steht noch theatralisch Aufgeputztes, das wenig gut zu dem großen Zuge des Ganzen stimmt; es ist sehr wenig, aber es stört empfindlich. Sprache und Gestaltung des Ganzen scheint Ompteda an den beiden männlichsten Dichtern unserer Tage geschult zu haben, an Enrica von Handel-Mazzetti und Ricarda Huch.

Wilhelm Scharrelmann in seiner Erzählung „Die erste Gemeinde" (Leipzig, Quelle & Meyer) begibt sich auf gefährlichstes Gebiet, auf das Gebiet, wo Legende, Mythos und (parteilich gefärbte) Geschichtschreibung schier untrennbar sich durcheinander wirren, in die Zeit des Urchristentums. Es ist ein reines Buch geworden, in dem schöne und edle Gedanken zu finden sind. Doch Mythos will auch von Mythos wiedergeboren werden. Und Scharrelmann steht, auch sprachlich, den Synoptikern näher als dem Johannes. Es bleibt, wie etwa bei Roseggers „J. N. R. J.", ein peinliches Gefühl, bekannte Gestalten, deren rätselhaftes Dunkel und fragmentarisches Sein uns mehr ahnen lassen, als wenn sie scharf umrissen wären, gleichsam archäologisch ergänzt und in unerwartete Beziehungen zueinander gesetzt zu sehen. Auch stört uns ein volles Maß von Rationalismus; es ist mißlich, am Tage von Damaskus nur den Epileptiker Saulus zu sehen, der ein Traumgesicht hat, dessen Wandlung sorgsam vorbereitet ist. Mir wenigstens genügen vollauf die ersten sieben Verse des neunten Kapitels der Apostelgeschichte, sie erklären mir hinreichend, wie der, der mit Dräuen und Morden wider die Jünger des Herrn schnaubete, vor dem Lichte des Himmels zu Erde stürzt. Ja, ich will gar nicht mehr wissen, und wer die Schleier von solchen Geheimnissen reißt, will mir ein Kandaules scheinen. Wir atmen freiere Luft in dem Kapitel von Pauli Berufung, um dessentwillen es sich lohnt, dies Buch in die Hand zu nehmen. Wolfgang Goetz.

„Zum Schutze der Republik"

Wer es für Pflicht hält, in seiner Arbeit Sinn und Ziel des deutschen Seins in den großen, wesentlichen Linien zu suchen und zu zeigen, darf nicht in die Niederungen hinabsteigen, in denen Tages- und Parteigezänk ihr lautes, sinnloses Kesseltreiben halten. Es kommt ja die Zeit so schnell, in der das alles vorüber und verstummt ist und man nur mit einer leichten Verlegenheit sich daran erinnert, daß so etwas überhaupt einmal möglich war in einem Lande, das der Menschheit einen Meister Eckart, einen Goethe. einen Beethoven gegeben hat.

Die „Deutsche Rundschau" hat es nie für erforderlich gehalten, sich mit den Auswüchsen und Irrwegen der Tagespolitik anders zu beschäftigen, als durch immer erneuten Hinweis auf die großen Zusammenhänge und auf schöpferische Gedanken, aus denen der ungeheuren Not des Volkes und Reiches Hilfe kommen könnte.

Wenn ein Schiff in höchster Seenot sich befindet und durch eine Meuterei das Personal, das seine Fachprüfung für große Fahrt abgelegt hat, vom Matrosenrat

zur Untätigkeit verdammt ist, und nun ein Lotse, der nur für Binnenschiffahrt eine gewisse Befähigung mitbringt, auf Wunsch der ratlosen Besatzung den immerhin anzuerkennenden Versuch macht, das Schiff in einen Nothafen zu steuern, wenn auch auf sonderbarstem Kurs, so erscheint es nicht sinnvoll, mit dem Lotsen grade in dem Augenblick wegen seiner unzulänglichen Fähigkeiten zu hadern, in dem durch schwere westliche Winde die Gefahr aufs höchste steigt.

Fahrt über See ist einem wracken Schiff an sich versagt, es handelt sich nur darum, einen Hafen zu erreichen, in dem der schlimmste Sturm abgewettert und das Schiff gedockt und wieder seefähig gemacht werden kann. Mit dem Lotsen kann man dann immer noch abrechnen, den Hafen aber wird man nur erreichen, wenn alle sich am Rettungswerk beteiligen, die Sturmsegel und das Ruder bedienen, an den Pumpen stehen und die Lecks abdichten, ohne zu fragen, ob der Lotse ihnen sympathisch ist und welch ein Wimpel über dem Schiff weht. Denn es geht doch um das Schiff und um das Leben der gesamten Besatzung.

So notwendig es erscheinen mag, den Männern, in deren Händen das Geschick des deutschen Volkes seit 1918 liegt, schonungslos den Spiegel vorzuhalten, wie ihr Verhalten auf die geistigen Menschen der ganzen Welt wirkt, für die sie immer noch nicht die innere Legitimation beigebracht haben, so müssen wir es jetzt doch als vaterländische Pflicht betrachten, eine solche Auseinandersetzung zurückzustellen.

Jedoch mit einer Ausnahme! Wenn die Regierung es unternommen hätte, durch harte Notgesetze die gesamte Bevölkerung zur äußersten Kraftanspannung zu bringen und deshalb in der Verfassung verbürgte Rechte für a l l e empfindlich zu kürzen, so würden wir eine solche Maßnahme freudig begrüßen als eine Notwendigkeit.

Statt dessen aber ist der ebenso verbrecherische wie sinnlose Mord an Rathenau benutzt worden, um ein Ausnahmegesetz zu schaffen, dessen Anwendung das deutsche Volk auseinanderreißen muß. Die Beschränkung der Pressefreiheit, die aus einer sonderbaren Verkennung ihrer Wirkungsmöglichkeit hervorgeht, und der beispiellose Eingriff in das Privatleben des einzelnen beschwören nach innen und außen die allerschwersten Gefahren herauf.

Wieder zeigt sich mit erschütternder Deutlichkeit, daß die Gebundenheit durch eine Partei das Urteil sonst immerhin verständiger Menschen völlig trübt und die Grenzen des geistigen Horizonts so eng zieht, daß sie mit den Wänden eines Wahlversammlungslokals zusammenfallen. Alles, was ein Andersgerichteter tut und sagt, wird als verbrecherisch gebrandmarkt, den eigenen Anhängern aber wird eine fast groteske Sakrosanktheit für alle ihre Handlungen, die guten wie die dummen und höchst anfechtbaren, verbürgt. Die Kritik an Einzelpersonen, wenn sie nur parteimäßig beglaubigt sind, wird unter schwere Freiheits- und Geldstrafen gestellt, als ob irgendein Minister die Würde des deutschen Staates in seiner Person allein verkörperte.

Wer sich berufen fühlt, die Geschicke eines Volkes zu lenken, darf seine psychologischen Kenntnisse nicht aus der Apotheke der Partei und der Demagogie beziehen, sondern ist verpflichtet, aus dem Wissen um die großen Zusammenhänge der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur Rechnung zu tragen, die niemals schärfer in Erscheinung tritt, als bei Zeit- und Weltwenden, und an ihr nicht herumdoktern mit Hausmittelchen, die weder vorübergehend nützen noch endgültig heilen können. Den Abstand zu sich selbst und anderen und die richtige Einschätzung der eigenen Bedeutung und des eigenen Handelns gewinnt man nur aus der Betrachtung der Ausmaße des Welt- und Menschheitsgeschehens.

Leistungen allein beweisen und legitimieren, nicht Ausnahmegesetze, die bei den Menschen, die in der ganzen Welt allein entscheidend sind, den Trägern der großen

Menschheitsgedanken — die Tagespolitiker sind denn doch nur, unbewußt oder bewußt, die handelnden Angestellten dieser Menschen — ihre Urheber erledigen.

Deshalb fordern wir mit ernster Warnung, daß das Gesetz zum „Schutz der Republik" so schnell wie möglich aufgehoben wird. Durch eine solche Tat der Selbstbesinnung und geistigen Freiheit könnte die Regierung einen Teilbeweis ihrer inneren Legitimation erbringen.

Durch den gegenwärtigen Zustand wird auch uns die mühselige und nicht erfolglose Arbeit unmöglich gemacht, dem deutschen Namen im Ausland Achtung und Vertrauen zurückzugewinnen.

Wir greifen einen Fall heraus:

In der Wochenzeitschrift „Gewissen" wurde der Brief eines amerikanischen Bürgers deutscher Herkunft abgedruckt, in dem der Briefschreiber, Fred W. Elven, der Herausgeber der großen amerikanischen Zeitung in deutscher Sprache „Cincinnati Freie Presse", seiner ehrlichen Empörung über das Verhalten des Reichskanzlers Wirth im Reichstage nach dem Morde vom Standpunkt eines überzeugten, wirklichen Republikaners aus in sachlich einwandfreier, scharfer Form Ausdruck lieh. Darauf wurde die Zeitschrift auf sechs Monate verboten, mit der Begründung, daß in diesem Brief eine „offensichtliche Verleumdung und Beschimpfung des Reichskanzlers und der Mitglieder der Regierung" enthalten seien. Die schwere Beleidigung für Herrn Elven, die in dem Vorwurfe der „Verleumdung" liegt, ist inzwischen durch die Entscheidung des Staatsgerichtshofs auf die Beschwerde des „Gewissen" als zu Unrecht ausgesprochen bezeichnet und das Verbot auf zwei Monate herabgesetzt worden.

Wir müssen uns aber mit aller Schärfe gegen eine Gesinnung wenden, aus der heraus man es wagt, einen Ausländer von dem Range des Herrn Elven und seinen Verdiensten für die Sache der Wahrheit in Deutschland mundtot zu machen. Ist denn der Regierung nicht bekannt, welchen harten und erfolgreichen Kampf Herr Elven gegen Wilson und seinen Geist, gegen den „Frieden" von Versailles und gegen den französischen Imperialismus geführt hat und führt? Daß Herr Elven erst kürzlich einen Bericht über die Zustände im besetzten Gebiet und das schamlose Treiben der Franzosen veröffentlicht hat, der in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregt hat? Weiß man nicht, wer drüben auf Herrn Elvens Worte hört, und wen man durch ein solches Vorgehen vor den Kopf stößt? Oder läßt sich die deutsche Regierung etwa von dem Grafen Bernstorff beraten in ihrem Verhalten gegenüber den amerikanischen Staatsbürgern deutscher Herkunft, hierin ein Erbe schlechtester wilhelminischer Tradition? Man muß es fast annehmen, wenn man diese Torheit den vielen Verletzungen anreiht, die das Gefühl der uns durch Sprache und Blut verwandten Amerikaner durch deutsche offizielle und offiziöse Stellen erlitten hat, von denen ihnen kaum ein anständiges Wort des Dankes für die aufopfernde, riesenhafte Liebestätigkeit geworden ist, die sie für die Heimat ihrer Sprache so bewunderungswürdig geleistet haben, während man den Quäkern gegenüber weiß Gott nicht mit Lobes- und Dankesworten kargte, die nichts waren, als Verwalter der von dieser Seite gespendeten Gaben. Wir legen gegen ein solches Verfahren und gegen die Gesinnung, die es gebar, die schärfste Verwahrung ein.

Wir können nicht schweigend dulden — denn hier würde Schweigen Zustimmung bedeuten — daß uns unsere Arbeit an Bord des sinkenden Schiffes durch den Lotsen verdorben wird.

Einem Rufe von ihm: „Alle Mann auf Deck!" zur Einigkeit gegen die Gefahr aus Westen würden wir uns nicht versagen, uns die Auseinandersetzung mit ihm für eine spätere Zeit vorbehaltend! Rudolf Pechel.

Politische Rundschau

Sichten wir die Nachrichten, die in den letzten Monaten aus Ostasien herübergekommen sind, so läßt sich kaum noch verkennen, daß die Konferenz von Washington dort fürs erste bedeutsame Wellenkreise zieht — bedeutsamer, als es anfangs den Anschein hatte. In China ist der Hauptvertreter der Pekinger Regierung bei der Konferenz, Wellington Koo, heute Außenminister, in Japan der Vertreter, der schließlich das Verhalten der japanischen Abordnung bestimmte, Kato, Ministerpräsident. Er hat das Washingtoner Abkommen von seinem Parlament anfangs August genehmigen lassen, ohne abzuwarten, daß auch alle anderen Unterzeichner das gleiche taten. Die Berufung Tang Chao-Lis an die Spitze des Pekinger Ministeriums wird dahin gedeutet, daß Peking eine Verständigung mit Kanton erstrebt, nachdem Sun Yatsen wohl endgültig von dort vertrieben worden ist. Anderseits macht Kato allen Meldungen zufolge mit der militärischen Räumung Ostsibiriens Ernst. Die Verhandlungen Japans mit der Sowjetrepublik Tschita sollen wieder eröffnet werden, wobei sich Japan ähnlich wie seit der Konferenz auch in den angrenzenden Teilen Chinas mit der „offenen Türe" begnügen zu wollen erklärt. Vermutlich haben die inneren Schwierigkeiten, mit denen Japan durch die Fortschritte der sozialistischen Propaganda zu kämpfen hat, ihren Anteil an dem vorsichtigen Zurückweichen der japanischen Politik. Mehr aber wird dazu beitragen, daß das englische Gegengewicht gegen den Willen Amerikas nicht mehr schwer genug in die Wagschale fällt. Gewisse Hemmungen mag allerdings die japanische Politik bei ihrer erzwungenen Nachgiebigkeit gegen die Vereinigten Staaten noch empfinden. So widerstrebt sie, wie die „Times" berichten, einem Vorschusse an die chinesische Regierung, durch den diese der im Bürgerkrieg erlangten Erfolge froh werden soll. In Peking ist nach fünfjähriger Unterbrechung wieder das nach der Revolution 1913 zustande gekommene Parlament einberufen worden. Man will offenbar mit ihm versuchen, eine Verfassung zu Werke zu bringen, die aus China wieder eine staatliche Einheit macht.

Es ist bezeichnend, daß in diesen Wochen, wo die Wirkungen der Washingtoner Konferenz in Ostasien allmählich meßbar zutage treten, der deutsche Botschafter in Tokio, es ist Herr Solf, nicht sein Amt wahrnimmt, sondern auf deutschem Boden weilt. Wenig erfreulich war auch, daß die „D. A. Z." dem sich seit Monaten in Berlin aufhaltenden Tschitscherin am 20. Juli Gelegenheit gab, sich in ihren Spalten abfällig über Japans ostasiatische Politik zu äußern und Japan alle Schuld daran zuzuwälzen, daß die ersten Verhandlungen zwischen Tschita und Tokio abgebrochen wurden. Die japanische Vertretung in Berlin antwortete scharf. Mittlerweile hat die japanische Regierung ebenso bestimmt abstreiten lassen, daß sie bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen auch Vertreter Moskaus zulassen werde. Umgekehrt streut Moskau Zweifel an der Aufrichtigkeit des japanischen Rückzugs auf dem ostasiatischen Festlande aus.

In Vorderasien schienen Ende Juli plötzlich die Kanonen wieder loszugehen. Weil sich Frankreich und England, wie über Mitteleuropa, so auch über Vorderasien nicht einigen können, müssen Türken und Griechen das ganze Jahr hindurch die Last ihrer Rüstungen weiter tragen, ohne daß sie sich rühren dürfen. König Konstantin begehrte dagegen auf. Er setzte seine Truppen gegen Konstantinopel in Bewegung und verkündete gleichzeitig eine Selbstverwaltung für Smyrna und

das umliegende Land. Da aber Lloyd George und Poincaré einhelligen Widerspruch gegen den Vormarsch erhoben, wurde er ebenso rasch wieder aufgegeben wie begonnen. Das Begleitwort, das Lloyd George dazu am 4. August im englischen Unterhause sprach, kam über die ihm geläufigen Redewendungen von der Notwendigkeit eines gerechten Friedens, von der Untreue, die die Türkei 1914 gegen England gezeigt habe, und von der Verantwortlichkeit Konstantins für die Abneigung Frankreichs gegen Griechenland nicht hinaus. Doch scheint es, daß England Griechenland im Streben nach einer weitreichenden Selbstverwaltung der Griechen in Kleinasien unterstützt. Während Kemal-Paschas Streitkraft durch den englisch-französischen Zwist gebunden bleibt, dürfte Enver-Pascha immer noch weitere Fortschritte in Mittelasien machen. Freilich ist die Quelle, wonach er auf Astrachan und Uralsk vordrängt, zweifelhaften Werts. Zweifelhaften Werts ist auch eine andere Quelle, die wiederum von blutigen Erhebungen gegen die Franzosen in Syrien spricht.

Polen steht vor Neuwahlen im Zeichen des Gegensatzes Pilsudski-Korfanty. Nachdem ein kleiner Bruchteil der Rechten sich geweigert hatte, den Kampf gegen Pilsudski bis zum letzten zu treiben, konnte der Präsident am 31. Juli ein ihm genehmes Ministerium mit dem Warschauer Professor Nowak an der Spitze zusammenbringen, das aber sein Schicksal vom Verlaufe der ohnehin vorgesehenen Neuwahlen abhängig machen muß. Uns gegenüber wird Nowaks Politik vielleicht geschmeidiger sein, als die seines grenzpolnisch empfindenden innenpolitischen Gegners; bestimmt wird sie dennoch von Frankreichs Verhältnis zu uns werden, da sich Nowak zur Anhänglichkeit an Frankreich ebenso unbedingt bekennt, wie das Korfanty tut. Frankreich drückt eben mit aller Macht auf Litauen, damit es den Polen von Wilna her die Schiffahrt auf dem Njemen freigibt. Das Memeler Wirtschaftsinteresse an der endlichen Freigabe des Flusses ist so groß, daß anscheinend auch von Memel her wieder und wieder zum selben Ziele hin gestrebt wird, obwohl der Erfolg Polens über Litauen in der Schiffahrtsfrage dem deutschen Memel schließlich das Schicksal Wilnas bereiten muß. Vielleicht denken auch die deutschen Papierindustriellen einmal so weit.

Die Italiener haben sich nach einigem Hin und Her entschlossen, es doch noch eine Weile lang bei dem Übergangsministerium Facta bewenden zu lassen. Die Sozialisten hatten die Katholiken dazu beredet, beim Sturze des Ministeriums mitzutun, um eine ausgesprochene faszistenfeindliche Regierung zu bekommen. Als der Streich nicht nach ihren Wünschen verlief, versuchten sie es mit der Gewalt und riefen den Generalstreik aus. Aber auf der einen Seite machten die Arbeiter gar nicht oder nur widerwillig mit, auf der andern setzten die Faszisten so mutig und rücksichtslos Gewalt wider Gewalt, daß den Sozialisten der Atem auf der Stelle ausging und die Katholiken, die in ihrem ganzen Verhalten immer mehr auf ein bloßes Widerspiel des Zentrums in Deutschland hinauskommen, schleunigst zu einer Politik der Verständigung zurückkehrten. So lebte das Ministerium Facta wieder auf. Auch auf der pyrenäischen Halbinsel scheinen sozialistische Treibereien zum Generalstreik nur vorübergehend einige Wirkung ausgeübt und das wirtschaftliche wie das politische Leben nicht eingreifend gestört zu haben. Vielleicht zeitigen sie in Spanien wie in Italien das Ergebnis, daß sich die Staatsmacht von sich aus — in Spanien — oder von außenher gezwungen — in Italien — wieder bewußter ihnen entgegenstellt. In Italien würde diese Wendung voraussichtlich eine Auflösung der Kammer nötig machen. Die außenpolitischen Verhandlungen zwischen Italien und Deutschland haben zu zwei Abkommen geführt. Das eine vom 25. Juli ermöglicht uns in bestimmten Grenzen den Rückkauf des deutschen Vorkriegsbesitzes in Italien. Das andere vom 11. August verpflichtet uns zu erheblichen Kohlen- und Erzlieferungen nach Italien.

Wir wenden uns dem Hauptstück der Weltpolitik in der verflossenen Berichts-

zeit, der Londoner Konferenz unserer fünf Gegner vom Kriege her, zu. Sie dauerte vom 7. August an etwas über eine Woche lang und endigte wie alle Konferenzen seit Genua mit einem Fiasko. Daß es zufälligerweise die 13. Konferenz war, die nach Kriegsende einberufen worden ist, hatte die abergläubischen Gemüter schon im voraus beunruhigt. Es wäre vermutlich besser, wenn sich künftig auch die nicht dem Aberglauben verfallenen und deshalb ewig zuversichtlichen Gemüter der Politiker und Wirtschafter vor dem Zusammentritt neuer Konferenzen etwas mehr beunruhigten. Vielleicht wäre das ein wirksameres Mittel zur Stabilisierung der Mark, als die Konferenzen selbst. Denkt man den Gedanken zu Ende, so muß man sogar zu dem Wunsche kommen, daß überhaupt keine Konferenzen mehr stattfinden. Die Mark würde dann gleichmäßiger und langsamer in den Abgrund gleiten. Ihr Sinken würde uns erlauben, die allmähliche Erschöpfung der deutschen Wirtschaft genau an ihrem Stande abzulesen.

Gegen den 20. Juli erweckte England den Eindruck, als wenn es zu einer politischen Tat entschlossen sei. Es ließ verlautbaren, daß es Streichungen an der Schuldenlast vornehmen werde, durch die das Festland ihm verschrieben ist. Die Note Balfours an die Vereinigten Staaten belehrte uns eines andern. Das Zugeständnis wurde ganz wie bisher von einem gleichwertigen Entgegenkommen Amerikas gegen England abhängig und damit unwirksam gemacht. Amerika ist zu einem Nachlassen der Schulden nicht bereit.

Angeblich wollte England durch die Note nur die Abwehrstellung befestigen, die es gegen die Zumutungen Frankreichs einnimmt, ihm durch die Preisgabe eigener Ansprüche seine schwierige finanzielle Lage zu erleichtern. Frankreich verfuhr auf dieselbe Weise. Es benutzte die deutsche Erklärung, daß Deutschland auch die ihm im Ausgleichsverfahren auferlegten Zahlungen in Höhe von zwei Millionen Pfund monatlich nicht mehr leisten könnte, um unmittelbar vor der Abreise Poincarés einige Maßnahmen gegen Deutschland eigenmächtig, ohne die Zustimmung der anderen Verbündeten, anzuordnen. Freilich war ihre Tragweite so gering, daß es England nicht viel Weisheit und Entschlußkraft kostete, um daraus keinen besonderen Zwischenfall zu machen. Ein Einspruch erfolgte nicht. Aber auch aus seinem Unterbleiben vermag Frankreich kaum Seide zu spinnen. Bis zum Zusammentreffen der uns feindlichen Staatsmänner lag ihnen der Bericht des Garantiekomitees über die Ergebnisse seiner Nachprüfung unseres Haushalts an Ort und Stelle vor. Er lautete uns ungünstig, was nicht mehr zu verwundern war, nachdem das Komitee in Berlin sofort eine tiefgreifende dauernde Aufsicht über unsere Finanzverwaltung angeordnet hatte. In London ging dann der Streit nicht mehr darum, ob uns für den Augenblick ein Zahlungsaufschub zu gewähren sei. Seine Unvermeidlichkeit bestritt auch Poincaré nicht. Meinungsverschiedenheiten bestanden nur über die Dauer des Aufschubs und über die Sicherungen, die Poincaré ergriffen wissen wollte, um unsere Zahlungsfähigkeit künftig sicherzustellen. Die deutsche Regierung erbittet den Aufschub gleich für 2½ Jahre. England war für einen etwa halbjährigen Aufschub, Frankreich nur für einen mehrwöchigen. Vor allem aber wollte Frankreich die Hand auf die Einnahmen Preußens und des Reichs im Rheinland legen und wieder den Rhein entlang eine Zollinie schaffen. Lloyd George sperrte sich dagegen. England sperrt sich regelmäßig gegen Maßregeln wider uns, deren vermutlicher Ertrag Frankreich zugute kommt. Es ist immer dabei, wenn der Ertrag ihm zufließt. So furchtbar wie uns die Kohlenlieferungen drücken, auch letzthin ist uns wieder jede Erleichterung verweigert worden, weil der englische Kohlenhandel daraus Vorteil zieht. Gewiß wünschen wir nicht, daß die gegen uns gezielten französischen Hiebe uns künftig besser treffen, weil die englischen sitzen. Aber die Genugtuung darüber, daß der Engländer den Franzosen hier und da vom

Zuschlagen zurückhält, findet doch ihre Grenze in der Erwägung, daß schon das Zuschlagen des Engländers hinreicht, uns um unsere Kraft zu bringen. Wir sollten doch auch nicht vergessen, daß sich Lloyd George in die volle Mitverantwortung für unsere heutige Lage mit Frankreich teilt. Im Frühjahr 1921 führte er in London das große Wort. Dort wiederholte er die Anklage gegen uns auf die Schuld am Kriege. Dort fand er, daß wir leisten könnten und müßten. Als es noch an der Zeit war, kam ihm nicht sein „Dann Gnade Gott Deutschland" in den Sinn, das er jetzt im Kreise frommer Leute fromm vor sich hinspricht. Und wie soll uns denn damit in Wahrheit geholfen werden, daß der englische Minister Konferenz für Konferenz ergebnislos auseinandergehen läßt? In einer Lage wie der unseren muß der Mann zu handeln wissen, der vorgibt, ein Bedauern mit uns zu empfinden. Englands Stellung in der Welt scheint heute wieder etwas günstiger als vor einem Jahre. Die Iren tun ihm den Gefallen und schießen sich gegenseitig nieder. In Indien ist dadurch, daß mehr als 20 000 Hindus und Mohammedaner in Haft gehalten werden — nach Gandhi ist nun auch der Mohammedaner Hazrat Mohani im Kerker — die Ruhe der Ermattung hergestellt worden. Ägypten regt sich ebenfalls nicht mehr. Aber die englische Politik verschleppt alle Entscheidungen nach wie vor. Ihr Ziel war im Kriege, uns niederzubrechen und unsere Wirtschaft zu erdrosseln. Sie hielt Wort darin, daß sie an dieses Ziel kommen werde. Sie hat es gegenwärtig nahezu erreicht. Die völlige Entwertung unserer Mark lehrt es uns. Unsere Wirtschaft wieder aufzurichten, hat England es nicht ebenso eilig wie damals, als es ihre Vernichtung galt. Hat es überhaupt ernstlich den Willen dazu?

Die Frage liegt angesichts der Taktik Lloyd Georges so nahe, daß es auch verständlich ist, daß sich unmittelbar nach dem Auseinandergehen der Londoner Konferenz hier wie in Frankreich Stimmen regten, die eine unmittelbare Verhandlung zwischen Frankreich und Deutschland befürworten. Sie ist das Ei des Kolumbus. Aber wer wagt es, an ihre Möglichkeit zu glauben? Deutscherseits fiel das Schwergewicht der Persönlichkeit von Stinnes zu ihren Gunsten ins Gewicht, da sich die ihm gehörige „D. A. Z." des Gedankens bemächtigte. Aber aus der „D. A. Z." sprach zunächst nur das Grüppchen Mehrheitssozialisten um Lensch und August Müller, das sich im Kriege leise von der übrigen Partei löste und der Bourgeoisie näherte, ohne irgendeinen noch so bescheidenen Anhang in der Arbeiterschaft hinter sich herzuziehen. Die französischen Befürworter des Vorschlages sind ebenfalls einstweilen nur als Einspänner zu werten. Schlimmer aber ist, daß sich sofort links wie rechts die Meinung erhob, es handle sich hier nicht um die endliche Erbringung des Beweises, wie gute Politik nur noch durch Wirtschaft gemacht werden könne, sondern vielmehr um ein Stellen der Wirtschaft über die Politik, um die Wahrnehmung eigennütziger wirtschaftlicher Interessen, koste es auch das Vaterland. Mit Bedauern verzeichneten wir an dieser Stelle im letzten Herbst, wie unglücklich die an sich vortreffliche Absicht einer Gesundung unseres Eisenbahnwesens in die Öffentlichkeit gebracht wurde. Müssen wir den Ausdruck dieses Bedauerns wiederholen? Die Kölner Großindustriellen Duisberg und Silverberg von der chemischen und Braunkohlenindustrie sollen bei dem Versuch einer unmittelbaren Anknüpfung mit Frankreich vorangeschickt worden sein. Herr Wirth hat sie sicherlich nicht als ungeeignet abgelehnt. Bei seinem unverschuldeten Mangel an Instinkt, Sachkunde und Personenkenntnis ist er überall und immer dabei. Dafür meint er es schon viel zu gut. Aber wo sind die politisch wirklich urteilsfähigen Männer in unserer Industrie, denen es bei solchen Unterhändlern wohl zumute ist, wo es die Wahrung letzter, unveräußerlicher Interessen unseres Vaterlandes gilt?

Ungefähr ebenso wohl war uns zumute, da wir in den vergangenen Wochen das große, schwere Problem des deutschen Föderalismus und das darin verborgene

Problem des Verhältnisses Bayerns zum Reiche in den Händen Graf Lerchenfelds wußten. Er wurde im vorigen September als Gegner Kahrs ins Amt geholt und sollte nun die Sache vertreten, in deren Verteidigung sein Vorgänger ihm unterlegen war.

Georg Cleinow, der Rußland kennt und kürzlich wieder dort war, legte jüngst in der „D. A. Z." dar, daß dort niemand die Bolschewisten stürzen kann, daß Rußland aber unter der Herrschaft der Bolschewisten verhungern muß. Er schloß: „Wem nutzt dieser Zustand? Muß überhaupt geholfen werden?" Diese verzweifelte Doppelfrage läßt sich heute schon genau mit demselben Rechte auf uns anwenden. Unsere Feinde und unser verhetztes Proletariat halten die Emporkömmlinge von 1918 in der Regierung. Mit diesen Emporkömmlingen an der Spitze aber gehen wir unfehlbar unter. Dagegen hilft das Mittel nicht, durch Mehrheit Schutzgesetze für die Republik im Reichstag beschließen zu lassen. Pertinacior.

Vom kosmogonischen Eros. Von Ludwig Klages. XI, 176 S. 90 M., geb. 125 M. München 1922, Georg Müller.

Kein anderer Begriff der antiken Philosophie ist von philosophischen Quacksalbern und literarischen Psychopathen mit solch schamloser Ignoranz oder zuweilen auch bewußter Falschmünzerei mißbraucht worden wie der des Eros. Mit einer Selbstverständlichkeit, die in einem geradezu teuflischen Sinne zeitbezeichnend ist, wird denn auch dank der Betriebsamkeit jener „Sexusapostel" von den meisten Intellektuellen trotz aller gelegentlichen dialektischen Vorbehalte Eros mit Geschlechtstrieb einfach gleichgesetzt. Und das ergänzende Gegenbild: Ein lebensfeindlicher „Idealismus" glaubt die makrokosmische Vollblütigkeit des wahren Eros einer mikrokosmischen „Vergeistigung", d. h. Entseelung und Entsinnlichung, opfern zu müssen.

Da ist es denn von hohem Werte, wenn ein Philosoph wie Ludwig Klages, der sich abseits von allen geistigen Moden seit Jahrzehnten durchtränkt hat mit dem Sinn antiken Schauens und Denkens, das Wort ergreift, um denen, die mit Ernst die Wahrheit suchen, zu enthüllen, wo im Leben des Altertums der Eros seine Stelle habe, und was er also „bedeute". Aus einer wesenhaften Verbundenheit mit dem Bewußtsein vorgeschichtlicher Menschheit heraus vermag er den bildnerischen Trieb selbst nachzuerleben, welcher einst die Sinnbilder, Gestalten und Begriffe schuf, die dem an Schaukraft unendlich verarmten Bewußtsein des heutigen Kulturmenschen so „primitiv" erscheinen oder so geeignet, seine sexuelle Nervosität und seine dekadente Gier nach dem Elementarischen dahinter zu verbergen.

Indem Klages seinem kleinen Buche den Titel „Vom kosmogonischen Eros" gab („weltschöpferisch" wäre keine hinreichende Verdeutschung, da Kosmos viel mehr sagt als Welt), weist er von vornherein deutlich auf die offenbarende, „verwirklichende" weltallhafte Urwesentlichkeit des Eros hin. Trotzdem muß er natürlich von den Erfahrungen unseres menschlichen Mikrokosmos ausgehen, um zunächst die negativen und dann die positiven Gesichtspunkte zu gewinnen, von denen aus sich jenes besondere Allgeschehnis beschreiben läßt. Nach einer kurzen Vorbetrachtung über die begriffliche Zerfaserung des Wortes „Liebe" im heutigen Sprachgebrauch und über das Verhältnis von Neigung und Trieb in den verschiedenen Arten der Liebe, und nach einem vorläufigen Überblick über die Rolle des Eros bei den Orphikern, den Tragikern, den Bukolikern und bei Platon, gibt Klages eine erste Wesensbestimmung von dem an vielen „Liebesregungen" beteiligten, selbst schlechthin urtümlichen Erlebnis des Eros. Der „elementare Eros", so wird festgestellt, begegnet sich mit dem Geschlechtstrieb wohl darin, daß auch dieser am „erotischen Rausche" teil hat; bei jenem aber werde in der Wollust nicht nur, wie bei diesem, die „flüchtige Befriedigung" eines „Bedürfnisses" erlebt, sondern der ekstatische Zustand der „Erfüllung an sich", der „vollkommenen Wollust". „Er ist Wollust zugleich des Aufgangs und des Untergangs: Wollust, der Sterben und Tod zur wehvoll seligen Wandlung wird! Im Ewigkeitsaugenblick seiner Vollkommenheit liegt: entfesseltes Rasen und kristallene Entrücktheit. . . . So wenig gleicht der Eros dem Zustand irgendeiner Bedürftigkeit, daß wir, was Drang in ihm, zu kennzeichnen haben, als Drang des Überströmens, der strahlenden Ergießung, des maßlosen Sichverschenkens. Nicht Bedürftigkeit ist er und Mangel, sondern Überschwang quellendster Fülle, goldstreuende Flamme und weltenträchtige Schwangerschaft. Darum, worauf sein Strahl fällt, das erglüht in namenloser Schönheit, wohin er den Fuß setzt, da wuchert ein Blütendickicht, und seine Umarmung befreit aus Dingen und Menschen den eingekerkerten Gott! Das ist

die allgemeinste Beschaffenheit jenes Zustandes, der in der Symbolsprache des seherischen Geistes der Vorzeit der Eros Kosmogonos heißt."

Klages untersucht hierauf die verschiedenen Arten der Ekstase, als deren eine er den elementaren Eros ermittelt hat, und weist als ihre gemeinsame Wesensgrundlage nach, daß in der Ekstase die Seele — nicht von dem ihr polar zugehörigen Leibe, sondern — vom Geiste, dem mechanisierenden Träger unseres Ichbewußtseins, durch die „Lebensgewalt der Welt" befreit werde und die rhythmische Wirklichkeit der bildhaft fließenden Weltseele (vgl. die bahnbrechende Darstellung dieser Lehre in der Klagesschen Schrift „Vom Wesen des Bewußtseins") unmittelbar erlebe, daß sie „den Gott schaue". (Weshalb der „elementare Rausch der in ihm schwingenden Seele die Bürgschaft ihrer unmittelbaren Teilhaberschaft am schöpferischen Geschehen" sei.) Die beiden Phasen der Ekstasis sind demnach der Untergang des Ich (mittels Sprengung oder Schmelzung) und die Auferstehung des Lebens in der eigentlichen Schauung, in der sich als in einer wahren Wiedergeburt die Weltseele unablässig erneuert. Zwischen beiden liegt das Durchgangsstadium des Chaos, in dem die Mächte der „Seelenunterwelt" als Urwirbel aller Gefühle hervorbrechen. Die Schauung aber, in der die Ekstase sich vollendet zu „immer neuem Weltbeginn", ist genauer eine Schauung von (unantastbaren) Urbildern. Der Dämon, der im Urbild erscheint, entwallend dem Blute des leibhaft lebendigen Schauenden, ist eine „Vergangenheitsseele". Diese „durch und durch Bild" und so unendlich wandelbar geworden und unbehindert von stofflichen Schranken die Welt durchschweifend, verbindet sich („vermählt sich") in der erotischen Schauung mit dem Schauenden; wobei als unterscheidende Besonderheit im Hinblick auf die geschlechtliche „Vermischung" zu bemerken ist, daß die „erotische Umarmung" zwar „die Pole verknüpft, aber ohne sie aufzuheben".

Von hier aus wird dann verständlich gemacht, warum in der erotischen Entrückung die dem ekstatischen Zustande sonst eigentümliche Idiopathie in eine Sympathie erlöst wird und warum ihr ein geheimnisvolles Ferne-Erlebnis (der Eros ist immer wesentlich ein „Eros der Ferne", ein „Eros zum Ehemals") eigentümlich ist. Und es ergeben sich weiterhin Aufschlüsse von beispiellosem Tiefsinn über den erotischen Ursprung und Charakter des Ahnendienstes, ja des Totenkultes überhaupt, wie des damit aufs innigste verbundenen Gestirndienstes.

Aus der Fülle der Einblicke in das symbolhafte, traumgebundene Denken der „pelasgischen Menschheit" und seine Verkehrung in den Bewußtseinszustand des „geschichtlichen Menschen" seien hier nur hervorgehoben die aufschlußreichen Ausführungen über den sinnbildlichen Zusammenhang zwischen dem „Schauvorgang" im kultischen Speisen (der sich in der „Wollust des Schmeckens" verrät) und dem „hochzeitlichen" Schauen der erotischen Ekstase (das Speisen „eine Erscheinungsseite des Eros"), und die Enthüllungen des eigentlichen Unsterblichkeitsglaubens als rationalistischer Umwertung (und Entwertung) der dem kosmischen Eros entquollenen Totenseelenpflege. („Die Vermittlung der Seligkeitsgewißheit geschah durch Erweckung des Schauens, die Projektion der Seligkeiten in ein künftiges Leben dagegen durch eine Irreführung der Geister." „Es hat das Ich die Stelle des Urbildes besetzt und demzufolge der Daseinswille die Stelle des Lebens.") Die „Tragödie des Eros", die sich aus dem Streben des menschlichen Ichs nach „Weltherrschaft" (Herrschaft über den Kosmos) mit schicksalshafter Notwendigkeit ergeben hat und noch weiter ergeben wird, verkündet Klages zum Schluß noch einmal zusammenfassend mit einer Gewalt und Schönheit der Sprache, die selbst von den Flammen des offenbarenden Eros, des Eros-Phanes, durchlodert erscheint.

Anhangsweise sei noch darauf hingewiesen, daß die, wie stets bei Klages, ungemein gehaltvollen Anmerkungen diesmal eine besondere kleine Abhandlung bringen über die Frage: „Warum bringt es Verderben, den Schleier des Isisbildes zu heben?" Und einen vortrefflichen kritischen Überblick „über die wichtigsten, sei es unterrichtenden und sammelnden, sei es entdeckerischen Werke" der Mysterienforschung und Sagenkunde, wobei vor allem klar hervortritt die bahnbrechende Bedeutung der „Geburt der Tragödie" für eine „neue Auslegung der seelischen Grundlagen des Altertums" und die — außer von Klages und seinem Freunde Alfred Schuler — bis heute noch nicht erkannte, ungeheure Tragweite der Entdeckungen und Forschungen von J. J. Bachhofen.

Erwin Ackerknecht.

Rathenaus Reparationspolitik. Von Dr. M. Reichert. Berlin, August Scherl.

Rathenau gilt Dr. Reichert als der leitende Kopf der Politik der Erfüllung, und gegen diese wendet er sich. Er warnt vor der Ansicht, die Rathenau im Herbst 1921 in München in die Worte faßte: „Die Wirtschaft ist das Schicksal!" So schmeichelhaft das auch für die Führer der Wirtschaft sein mag, so groß ist doch die Gefahr, daß die schon so lang getriebene „Politik auf dem Rücken der Wirtschaft" zum Zusammenbruch der Wirtschaft führen kann.

Diese Gefahr wird in dem Buche streng sachlich und klar mit einer solchen Fülle von Beweismitteln dargestellt, daß schon allein dadurch das Buch einen bleibenden Wert besitzt. Wer an der Revision des Vertrages von Versailles an seinem Teile mitarbeiten will, sollte sich nicht die wertvollen Anregungen entgehen lassen, die in diesem Buche von einem hervorragenden Wirtschaftspolitiker gegeben werden. Henry Behnsen.

Alt-Zürich. Von Nanny von Escher. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Bücherei.

Das ausgesprochenste Fremdenland der Erde — die Schweiz — ist das am wenigsten bekannte; scharenweise kommen und gehen die Reisenden, überaus wenige fragen nach der Entwicklung dieses Freistaates, nach der so manches Wissenswerte bietenden Vorgeschichte dieser Menschen. Im Lande selber ist man gut beschlagen, hängt an Überlieferungen, ist sowohl im bescheidenen Bürgerhaus wie bei den vornehmen Patriziern auf seine Vorfahren stolz. Aus der Familiengeschichte im weiteren Sinne einer der ersten Geschlechter, der Eschers — in das Leben des Stauffer-Bern hat Lydia Escher verhängnisvoll eingegriffen — wird manches Reizvolle in schlichten Worten durch eine Nachkommin erzählt. Auf dem Grabstein eines Ahnen standen eindringlich predigend sechsmal die Buchstaben W: Weile, Wandrer, wisse, wer wir waren. Die Töchter des Hauses — gelegentlich hießen sie Küngolt und Kleophea — wuchsen inmitten der Familienüberlieferungen auf, sie wußten von dem toten Oheim, dem Statthalter, der zum Entsetzen der Dörfler auf einem Schimmel nachts über die Fluren raste; ihnen wurde gesagt, was auch der Verfasserin als Kind gesagt wurde: „Vergiß nie, daß du eine Escherin bist; wer einen Namen trägt wie der eure, Kind, der hat Pflichten.“ Wenn damals der Gerichtsherr zur Jagd ritt, so folgten die drei kleinen Junker und das einzige Töchterchen hoch zu Roß. Aber all der Herrlichkeit hatte ein Federstrich im Jahre 1798 ein Ende gemacht, der Staat riß die Gerichtsherrschaft an sich. . . . Anziehend sind die Holzschnitte, aus denen wir die Schlösser, Burgen, die Landhäuser und Stadthäuser dieser Geschlechter kennen lernen. — Deutsche Kultur und doch mit einem wertvollen Sondereinschlag. Marie von Bunsen.

Hermann Kurz und die deutsche Uebersetzungskunst im neunzehnten Jahrhundert. Literarhistorische Untersuchung von Dr. Heinz Kindermann. Stuttgart 1918, Strecker & Schröder.

Kindermanns Schrift ist eine sorgsame, von guter methodischer Schulung zeugende Arbeit und in ihren Ergebnissen wichtig für die — nicht nur deutsche — Literaturgeschichte des verflossenen Jahrhunderts. Kurz' fremdsprachliche Kenntnisse, sein Ringen um die Eindeutschung seiner geliebten romanischen Dichter, sein Durchkämpfen von streng romantischen Grundsätzen zu einer psychologisch wahren Übertragungskunst — diese Entwicklung wird mit reichen Belegen, mit feinfühlender Kritik und philologisch abwägendem Verstehen sauber klargelegt und damit unsere Kenntnis des immer noch nicht genügend gewürdigten schwäbischen Dichters dankenswert bereichert. Wolfgang Stammler.

Geist und Judentum. Von Artur Trebitsch. Wien-Leipzig 1919, E. Strache.

Trebitsch, ein geborener Jude, glaubt über seinen eigenen Schatten springen und seine Abstammung überwinden zu können, indem er die Eigenschaften des jüdischen Geistes als minderwertig schildert. Leider zeigt das Buch in hohem Maße selbst diejenigen Untugenden der Rasse, die er zu bekämpfen glaubt. Der hysterische Mangel an Selbsterkenntnis, den der Verfasser zeigt, berührt in hohem Maße abstoßend. Hätte er es über sich vermocht, seine Entdeckungen der schrankenlosen Subjektivität zu entkleiden, und hätte er den Begriff der „primären Fixation“ nicht zu einem Werturteil gegenüber nur sekundären Fähigkeiten der jüdischen Rasse ausgeprägt, so hätten seine Beobachtungen sicher eine brauchbare Grundlage zu einer Diskussion über die Rassenunterschiede abgeben können. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß die gerade jetzt so brennende Judenfrage in dem Maße ihrer Lösung näher rücken kann, und die nun einmal vorhandenen Gegensätze nur um so gewisser überbrückt werden können, je deutlicher diese von beiden Seiten ins Auge gefaßt werden. Wilhelm Böhm.

Kreuzweg. Von Hanns Johst. München 1922, Albert Langen.

Zwei Menschen, deren Wege sich kreuzen, und die nun von der „Gefahr des Kreuzwegs“ schmecken. Individualist der eine, der hinausgeht, die Welt zu beglücken, um sich ein Reich zu erobern; der andere ein Entsagender, der im Dienst seinen Gottesrausch findet. Es ist ein starkes und kluges Buch; es ist erfüllt von Gedanken, die teilweise ganz ausgezeichnet sind, und seine Sprache ist von dringlicher Bildkraft. Die Heftigkeit des Stils läßt kaum verweilen und der Überreichtum der Metaphern lastet dem Leser auf. So geht man am Ende innerlichst erregt, aber nicht bewegt davon, wie von einem Portal des spanischen Hochbarock. Man wird verfolgt, nicht ergriffen. Wolfgang Goetz.

Die Gestalt des Künstlers in der neueren Dichtung. Eine Studie über Thomas Mann. Von Carl Helbling. Bern, Verlag Seldwyla.

Dieses innen und außen schöne Buch kommt wie gerufen — in einer Zeit, die selbst das klare Bild der von Thomas Mann verkündeten Gedankenwelt verzerrt, indem sie es diskutiert. Sein Verfasser hat sich gegenüber den billigen Universalkonstruktionen, die, wohl von der Kunstgeschichte her, auch in der Literaturbetrachtung überhand zu nehmen drohen, mit seiner lebensgroßen Zeichnung einen starken Vorsprung gesichert: er beschwört nicht allzu viele Köpfe, aber die zitierten erscheinen willig und wesentlich; er befolgt außerdem das überaus wirksame Verfahren, innerhalb des überlegt gewählten Ausschnitts statt einer kurzsichtigen Schnüffelei Erhellung durch großzügig zerstreute Streiflichter zu geben, und man erkennt ohne weiteres, daß der Mittelpunkt solcher Strahlung ein starkes Erlebnis der Werte ist, die hier zur Diskussion stehen. Diese Noblesse der geistigen Haltung und des Stils ist ebensowohl resigniert wie reserviert: sie verschweigt und setzt manches voraus, nur weil sie weiß, daß es nicht glaubhafter wird, wenn es ausgesprochen ist. Mit einem Wort: hier fesselt ein Gleichgewicht von Scharfsinn und verhaltenem Bekenntnis, das selten genug ist, um immer wieder als Wohltat zu wirken.

Helbling konfrontiert Mann, in dessen Synthese von Gestalt und Konfession die deutsche Dekadenzdichtung eine so überraschend fruchtbare Zusammenfassung erfuhr, mit den Tendenzen des Naturalismus, und kommt dabei vor allem auf die „Buddenbrooks" und die stilistische Frage zu sprechen (der Roman vom Verfall einer Familie gibt nicht die Tendenz, sondern die Geschichte seiner Epoche); er fixiert seine Stellung zum Kreis um Stephan George und vermag dadurch den „Tod in Venedig" oder etwa das Renaissancedrama mit vollendetem Einblick zu würdigen (die Gestalt Aschenbachs erscheint als die Projektion des Georgeschen Künstlertyps in die Ebene Mannscher, an die Auseinandersetzung mit dem Bürgertum gefesselter Problemstellung). Das dritte Kapitel, welches den also nach allen Seiten gewendeten Dichter und Deuter dem „Zivilisationsliteraten" zukehrt, verschärft sich nach solcher Vorbereitung zur entscheidenden Frage. Der Zauber, der die Formeln und Erkenntnisse Manns so unwiderstehlich und streitbar umgibt, entfaltet sich unter Helblings Hand mit der Macht, gegen die sich heute ihre Feinde wenden, weil sie Vergangenes in ihr wittern; aber ohne Zweifel ist die glänzend durchgeführte gegensätzliche Parallele über Heinrich Mann und Romain Rolland würdiger und aufschlußreicher als verbohrtes Gezeter. Was ergibt sich hier? Nichts anderes als jene Gerechtigkeit, die Liebe und Wille zum Zusammenhang ist, die weiß, wie notwendig es ist, alle Stufen der Entwicklung heilig zu halten und damit das einzige Recht auf einen neuen Glauben zu haben. Dieses wahrhaftige Miterleben aller Fermente einer Gegenwart ist das denkbar beste Zeugnis für die Wichtigkeit von Helblings Unterfangen und die Richtigkeit seiner Durchführung; es bleibt beispielsweise merkwürdig und ist nicht nur Folge einer bemerkenswerten Belesenheit, wie eindringlich noch das letzte Zitat dieses Buches sich zur Geltung bringt. Wer einen intimen Einblick in entscheidende Fragen der modernen literarischen Bewegung und überdies in eine ungemein beglückende Art ihrer Kritik sucht, der lese dieses Buch, das mit unermüdlicher Vielseitigkeit in allen maßgebenden Werken Manns weiteste Perspektiven sichtbar zu machen weiß. Walter Muschg.

Schlachten des Weltkrieges. Von Nancy bis zum Camp des Romains 1914. Von Freiherrn Ludwig von Gebsattel, General der Kavallerie 1914—17, Kommandierender General des bayrischen III. Armeekorps. Oldenburg-Berlin, Gerhard Stalling. Mit 10 Skizzen und 18 Bildern.

In der Schriftenfolge „Schlachten des Weltkrieges", die unter Mitwirkung des Reichsarchivs herausgegeben werden, eine hervorragend gelungene Arbeit, die eine im ganzen wenig bekannte Episode des Weltkrieges: den Angriff auf die Stellung von Nancy, der mit Rücksicht auf die Gesamtlage nicht durchgeführt werden konnte, und das kühne Zugreifen des III. bayrischen Armeekorps in den Côtes Lorrains und die Erstürmung des Forts Camp des Romains am 25. September 1914 behandelt. Ein kommandierender General setzt hier dem Korps ein schönes Denkmal. Die außerordentlich plastische Schilderung ist durch Hervorhebung des psychologischen Moments besonders interessant. In zahlreichen treffenden Bemerkungen ist eine reiche Kriegserfahrung niedergelegt. Frhr. v. F.-L.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

August Strindberg †. — Landgerichtsrat Eugen Meyer, Berlin. — Josef Ponten, München. — Dr. Irmgard Feig, Berlin. — Wirklicher Geheimrat Professor Alfred v. der Leyen, Berlin. — Max Lohan †. — Helene Raff, München.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Beethoven. — Seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern. Herausg. von Prof. Dr. O. Hellinghaus. 264 S. mit Titelbild. 2.—3. Aufl. Freiburg i. Br. 1922, Herder & Co. (53 M., gbd. 70 M.)

Belt. — Die ersten Wochen des großen Krieges. Lüttich—Marne—Ourcq—Tannenberg—Lemberg. Von J. C. van den Belt (Oberst der niederländischen Armee. 94 S. mit 11 Kartenskizzen. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn. (50 M.)

Camelli. — Bekenntnisse eines Sozialisten. Von Illemo Camelli. Deutsch von Dr. Carl Müller. 184 S. Freiburg i. Br. 1922, Herder & Co. (40 M., gbd. 60 M.)

Collmann. — Mexiko. Seine Bedeutung für die Weltwirtschaft von Oswald Collmann (Kaufmann und Weltwirtschaft). 58 S. Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt. (20 M.)

Elster. — Die Erneuerung des deutschen Theaters von Hanns Martin Elster. 31 S. Regensburg 1922, Franz Ludwig Habbel.

Falls. — Im Zauber der Wüste. Fahrten, Entdeckungen und Ausgrabungen der Kaufmannschen Expedition in der Lybischen Wüste. Von J. C. Ewald Falls. 260 S. mit 23 Abb. auf Tafeln u. 1 Karte. Freiburg i. Br. 1922, Herder & Co. (90 M., gbd. 114 M.)

Günther. — Technische Träume von Hanns Günther (W. de Haas). 83 S. Zürich 1922, Rascher & Cie. (50 M., gbd. 70 M.)

Held. — Spanien. Seine Wirtschaftsgeographie und seine Stellung in der Weltwirtschaft von Dr. Hermann J. Held. (Kaufmann und Weltwirtschaft.) 53 S. Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt. (20 M.)

Jagow. — Geschichte. Von Dr. Kurt Jagow und Dr. Fr. Matthaeius. (Tünnhaupts Studien- u. Berufsführer, Band 1.) 70 S. Dessau 1922, E. Tünnhaupt. (36 M., gbd. 44 M.)

Mercereau. — Les Pensées Choisies d'Alexandre Mercereau. Préface de Carlos Larronde. II volumes. Paris 1922, Eugène Figuière.

Nord. — Der blaue Teppich. Roman von F. R. Nord. 455 S. mit Kartenskizze. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt. (Gbd. 140 M.)

Niemann. — Kaiser und Revolution. Die entscheidenden Ereignisse im Großen Hauptquartier. Von Alfred Niemann. 159 S. Berlin 1922, August Scherl. (65 M., Halbleinen 100 M.)

Richert. — Weltanschauung. Ein Führer für Suchende von Hans Richert. 132 S. Leipzig 1922, B. G. Teubner. (44 M., gbd. 64 M.)

Sarkar. — The Political Institutions and Theories of the Hindus. A study in comparative politics by Benoy Kumar Sarkar. 242 S. Leipzig 1922, Markert & Petters. (140 M.)

Schlögl. — Der babylonische Talmud. Übersetzt und kurz erläutert von Dr. Nivard Schlögl, O. Cist. (Univ.-Prof.). In Lieferungen. Wien 1921, Burgverlag, Richter & Zöllner. (Liefrg. 1—4 126 M.)

Schmidt. — Argentinien. Seine Bedeutung für die Weltwirtschaft. Von E. Wilh. Schmidt. (Kaufmann und Weltwirtschaft.) 36 S. Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt. (20 M.)

Schrott-Fiechtl. — Die Bäuerin auf der Vogelenn. Ein Tiroler Bauernroman von Hans Schrott-Fiechtl. Illustriert von Rieder-Schwarz. 168 S. Karlsruhe 1922, „Badenia" A.-G. (24 M., gbd. 33 M.)

Schütze. — Jesus, der Meister des Lebens von Friedrich Schütze. 156 S. Breslau 1922, Ferdinand Hirt. (80 M., gbd. 100 M.)

Schwab. — Gespräche der Genies über die Menschheit. Von Andreas Schwab. 1. Folge. 128 S. Leipzig 1922, im Selbstverlage durch K. F. Koehlers Antiquarium.

Sieber. — Johann Michael von Loen. Goethes Großoheim (1694—1776), sein Leben, sein Wirken und eine Auswahl aus seinen Schriften von Dr. Siegfried Sieber. 238 S. mit Bildnis. Leipzig 1922, Historia-Verlag. (Gbd. 60 M.)

Sommer. — Der Künstlerprophet. Von Georg W. Sommer. Mit 2 Illustrationen von Willy Jaeckel. 23 S. München 1922, O. W. Barth. (6 M.)

Spengler. — Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. Von Oswald Spengler. 2. Band. Welthistorische Perspektiven. 16.—30. Aufl. 635 S. München 1922, C. H. Beck (Oskar Beck). (180 M., gbd. 240 M.)

Steuerreform. — Die große Steuerreform des Jahres 1922. Von H. Lange-Hegermann, Th. v. Guérard, P. Schulz-Gahmen. (Schriften zur deutschen Politik, Heft 4.) 84 S. Freiburg i. Br. 1922, Herder & Co. (52 M.)

Uehli. — Zwischen Sphinx und Gral. Von Ernst Uehli. 142 S. Stuttgart 1922, Der-Kommende-Tag-Verlag. (50 M., gbd. 65 M.)

Valier. — Des Ursein's Dreifaltigkeit. Spezielle Metaphysische Probleme. (1. Reihe, 3. Bd.) Von Max Valier. 170 S. München 1922, Faustverlag. (24 M.)

Weber. — Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden von Georg Weber. 3. Aufl. Vollständig neu bearbeitet von Ludw. Rieß. 4. Band. (325-814.) 640 S. Lex. Leipzig 1922, Wilhelm Engelmann. (120 M., Leinen 200 M.)

Welten. — Die Hosen der Frau von Bredow. Roman von Heinz Welten. 327 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag.

Wynen. — Die päpstliche Diplomatie. Geschichtlich und rechtlich dargestellt von Arthur Wynen. (J. A. der Kommission für Christliches Völkerrecht, Heft 10.) 156 S. Freiburg i. Br. 1922, Herder & Co. (100 M.)

v. Zengen. — Das Vereinswesen im heutigen Deutschland. Ein Vademekum für Industrie-, Bank- und Handelskreise. Von Hans-Werner v. Zengen. Schriften der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände (E. V.). Heft 2. Zu beziehen durch die Vereinigung. 174 S. 50 M.

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Rundschau

Band CXCIII

(Oktober — November — Dezember 1922)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertdreiundneunzigsten Bande (Oktober—Dezember 1922)

Seite

Martin Spahn, Univ.-Professor. Ein Brief an einen spanischen Politiker und Gelehrten 1
Wilhelm von Kries. Die Politik des Rechtes 7
Ludwig af Petersens-Stockholm, kgl. schwedischer Oberst a. D. In den besetzten Gebieten am Rhein und der Saar 12
Hans Brandenburg. Aus Pankrazens Hirtenleben 29
Heinz Brauweiler. Recht und Staat 69
Theodor Däubler. Olympia 74
Gustav Berthold Volz. Shakespeare am Hofe Friedrichs des Großen 78
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. Die Zukunft der Deutschen in Ungarn 82
Literarische Rundschau 95
Politische Rundschau 101
Literarische Notizen 107
Vom Geiste der Völker 110
Literarische Neuigkeiten 112
Alejandro E. Bunge-Buenos Aires. Die Rohstoffe und der wirtschaftliche Wiederaufbau Europas 113
Benoy Kumar Sarkar. Politische Strömungen in der indischen Kultur 122
Friedrich Stieve. Der weite Weg. Erzählung 132
Theophile von Bodisco. Das Erscheinen des Christ 141
Paul Fechter. Gerhart Hauptmann 152
Rudolf Jeremias Kreutz. Die Hochschule zum Herrn. Novelle 157
Ferdinand Ernst Gruber. Das Lebenswerk Adam Müller-Guttenbrunns 172
Alberto von Lumbroso. Robert von Mohl und Angelo Messedaglia 175
Max Friedländer. Brahms' Deutsche Volkslieder 177

(Fortsetzung umstehend)

Inhaltsverzeichnis

Seite

Albert Dresdner. Ein Jahr Kunstliteratur 183
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. Der „Sieg von Bozen“ 197
Weihnachtsrundschau 204
Politische Rundschau 217
Literarische Neuigkeiten 221
Literarische Notizen 224
Paul Wentzcke. Zur Luxemburger Frage von 1867 225
J. von Uexküll. Das Problem des Lebens 235
P. J. Arnold. Zerfallen. Erzählung 247
Anton Bettelheim. Balzacs Widmungen 261
Peter Weber. Crucifixus 270
Robert Kohlrausch. In der Adlerstadt 283
Wilhelm Stolze. Leopold von Ranke und Adolphe Thiers in Wien im Oktober 1870 290
Dr. Karl E. von Loesch. Die Freunde des Grenz- und Auslanddeutschtums in Binnendeutschland 293
Literarische Rundschau 304
Politische Rundschau 311
Weihnachtsrundschau 315
Literarische Notizen 333
Literarische Neuigkeiten 336

Ein Brief an einen spanischen Politiker und Gelehrten

Ausgezeichneter und hochverehrter Freund,

mit lebhafter Zustimmung greife ich in Ihrem letzten Briefe die Bemerkung über die Natur und nur bedingte Tragweite der gegenwärtigen spanisch-deutschen Beziehungen auf. Sie erkennen den Eifer und den guten Willen an, womit sich Spanier und Deutsche einander zu nähern suchen. Aber Sie finden, daß den Bemühungen noch zu sehr die Eigenschaft des bloß Zufälligen und vom Augenblick Eingegebenen, des Gemachten anhafte. Der Franzose dagegen könne bei seinem Werben um das spanische Wohlwollen regelmäßig auf die Gemeinsamkeit der Rasse verweisen. Dem Freidenker rühme er Frankreich als das Land Voltaires, dem Katholiken die französische Nation als die älteste Tochter der Kirche. Immer rede er von den gegenseitigen Beziehungen zwischen seinem und dem spanischen Volke, als ob es sich um ein Notwendiges handele, das nicht anders sein könne.

Die Spanier gehören der romanischen Rasse zu. Wir sind Germanen. Es ist keine Täuschung darüber möglich, daß der Befreundung unsrer beiden Völker dadurch Hemmungen bereitet werden und Schranken gesetzt sind. Aber die romanische Rasse ist in sich nicht vollkommen einheitlich, ihre Teile sind einander nicht gleich. Durchromanisiert sind nur die Franzosen. Die kürzlich vom deutschen Auswärtigen Amte veröffentlichten Bände über „Die große Politik der europäischen Kabinette von 1871 bis 1914", das reiche Quellenwerk, nach dem Sie ebenfalls in Ihrem letzten Briefe fragen, läßt uns zwar wissen, daß Fürst Bismarck von den Franzosen gelegentlich sagte, sie seien „dank der stärkeren Beimischung germanischen Blutes die kräftigste unter den romanischen Nationen". Darin jedoch irrte der große, sonst so geschichtskundige Staatsmann. Die Franzosen sind uns im Laufe ihrer völkischen Entwicklung im Gegenteil das fremdeste unter den romanischen Völkern geworden. Die Italiener, namentlich im Abruzzen- und mittelitalienischen Apenningebiete, haben vergleichsweise erheblich mehr germanisches Blut in den Adern. Am nachhaltigsten ist es indessen wohl im Wesen und in der Geschichte der Spanier zu verspüren. Romanentum und Germanentum scheinen in den Spaniern eine ganz eigenartige Verschmelzung eingegangen zu sein, und darauf gründen wir Hoffnungen für die Zukunft.

Nun ist freilich, wenn ich recht unterrichtet bin, der germanische Einschlag im spanischen Volkstum den Spaniern selbst, ähnlich wie uns, seinem Werte nach meist nicht mehr bewußt. Die Entstehung einer besonderen westeuropäischen Kultur in den letzten zwei Jahrhunderten und die Einbeziehung auch der Spanier in sie trägt daran die Schuld. Denn in ihr hat die ungermanische und dem Germanischen sogar feindselige spätantike Kultur des Mittelmeergebietes neue Triebkraft erlangt. Sie hat selbst nach der deutschen Seite hin, zumal in dem an Frankreich angrenzenden westlichen und südwestlichen Gebiete Deutschlands die Gebildeten, das kapi-

taliſtiſch wirtſchaftstätige Bürgertum und die vom Sozialismus ergriffene Arbeiterſchaft mehr und mehr in ihre Netze verſtrickt. Wir Deutſche verſtehen es alſo, wenn ſie auf die Spanier eine noch ſtärkere Anziehung ausgeübt hat, und wenn ſie ihnen noch gründlicher als vielen von uns ältere Wachstumsvorgänge ihres Volkstums unkenntlich gemacht haben ſollte. Doch iſt vielleicht auch in dieſem Punkte ein Einwurf, ein „Aber", erlaubt.

Die zwei Jahrhunderte, in denen ſich der weſteuropäiſche Kulturkreis bildete, waren eine Zeit des Abſtiegs, nicht minder und eine Zeitlang vielleicht noch deutlicher für Spanien wie für Deutſchland. Die Führung innerhalb des Romanentums ging an Frankreich über. Sein Boden hatte die Keime der reifenden und ſpringenden Frucht des Römertums am Ende des Altertums ſchon in ſich aufgenommen. Frankreich ſtieg empor, verehrter Freund, ebenſo im Kampfe gegen Euch und im Siege über Euch, wie im Kampfe mit uns und im Siege über uns. Es minderte und zertrümmerte aber nicht nur Eure und unſere ſtaatliche Macht, Eure und unſere Geltung nach außen, ſondern was noch ernſter ſtimmt, es zerſetzte auch unſere und Eure angeſtammte Art immer mehr. Im vorigen Jahre beſuchte mich ein ſüdamerikaniſcher Jeſuit ſpaniſcher Raſſe. Er erzählte mir, wie die ſpaniſche Raſſe in ſeiner Heimat eben wieder zum Selbſtbewußtſein komme, und wie ſie dabei die vor hundert Jahren in Südamerika eingedrungene franzöſiſche Literatur und Kultur unwillkürlich als ihr Verhängnis empfinde und ſich gegen ſie zu wehren beginne. Damit legte der wackere Mann den Finger auf die Stelle, auf die es ankommt. Ihr in Spanien und wir Deutſche haben Grund zu der Überzeugung, daß wir von Beruf und Anlage ein fruchtbares, ſchöpferiſches und die Menſchheit miterhaltendes und mittragendes Volk ſind. Wir wurden unſerem Berufe gerecht, bis das Franzoſentum die Reinheit unſeres Weſens verſehrte, franzöſiſche Kultur herrſchſüchtig ſich mit unſerer bodenſtändigen Kultur miſchte.

So offenbart ſich eine Schickſalsgemeinſchaft zwiſchen unſeren beiden Völkern mindeſtens in ihrem Niedergange. Eine Schickſalsgemeinſchaft aber pflegt Übereinſtimmungen im Weſen der Völker, die ſie einander nahe rückt, zur Vorausſetzung zu haben. Ich kann nicht glauben, daß nur die Tatſache, daß Spanien und Deutſchland an Frankreich angrenzen, uns dasſelbe Leid erfahren ließ. Es iſt viele Jahre her, daß ſich in meinem Jünglingsempfinden zuerſt das Gefühl regte, die Spanier bedeuteten mehr als ihr Ruf. Wahrer Adel, edle Sitte, ernſte Geſinnung ſeien ihnen in ungewöhnlichem Maße eigentümlich, und ihre Vergangenheit wäre höchſten Lobes würdig. Seitdem ſuche ich nach den tieferen Urſachen, die uns auf denſelben Weg führten, und ich hoffe wenigſtens andeutungsweiſe und ohne allzu gröblichen Verſtoß gegen die räumlichen Schranken, die mir der Briefſtil auferlegt, Ihnen ausdrücken zu können, welche Meinung ich mir bildete.

Das Betätigungsfeld der deutſchen Nation iſt Mitteleuropa. Die ganze ziviliſierte Welt hat ſich daran gewöhnt, nur noch von Oſt- und Weſteuropa zu ſprechen, und wenn einem ihrer Angehörigen einmal das Wort Mitteleuropa unterläuft, ſo hat er nicht das Gefühl, eine klare Vorſtellung damit zu verbinden, wie er ſie von Weſt- und Oſteuropa zu haben glaubt. Dabei hat die Natur ſelbſt unſer Betätigungsfeld vorgezeichnet. Die Flußgebiete des Rheins, der Maas und Schelde, der Rhone, des Po und der Donau, des Pruth, Dnjeſtr und der Weichſel fügen ſich auf der Landkarte vor unſeren Augen zu einem wundervollen Geflecht zuſammen und heben den Kern Europas aus dem übrigen Erdteile ſichtbar als Einheit für ſich heraus. Seit anderthalb Jahrtauſenden erfüllen ihn die Franken und Sachſen, die beiden Hauptſtämme deutſcher Nation, in wachſendem Maße, wenn auch nicht ohne heftige Rückſchläge mit wirtſchaftlichem, kulturellem und politiſchem Leben. Er hatte dadurch im Heiligen Römiſchen Reiche deutſcher Nation längſt Form und Geſtalt

angenommen und einen reichen, selbständigen Lebensinhalt gewonnen, ehe es West- und Osteuropa gab. Spaniens Geschichte steht zwar so wenig wie Spaniens Boden in unmittelbarer Beziehung zu Mitteleuropa; dennoch dünkt mir, dürfen wir Deutschen, wenn wir uns über den Wert und die Besonderheit der fränkisch-sächsischen geschichtlichen Leistung Rechenschaft geben, des Anteils mit gedenken, den der dritte, zu wahrhaft geschichtlicher Leistung berufene Germanenstamm, die Goten, an dem Werden des spanischen Staates und der spanischen Kultur hat. Das mitteleuropäische, christlich-germanische Geistesleben der mittelalterlichen Jahrhunderte erhielt das Merkmal, wodurch es sich wesentlich von dem westeuropäischen, aufklärerischen Geistesleben der neuen Jahrhunderte unterscheidet, durch seinen starken Einschlag an Mystik. Es entfaltete sich geradezu aus den Tiefen der großen deutschen Mystiker wie Gerhoh von Reichersberg, Hugo von St. Victor oder Meister Eckhart heraus. Eine ebenbürtige Mystik gibt es außerdem nur in Spanien. Jeder von uns Deutschen wird bereitwillig die heilige Theresia mit unseren deutschen Mystikern zusammen nennen. Sie lebte, als bei uns die Quellen unserer Mystik im Pietismus aber aufs neue zu rauschen anfingen. Die Scholastik des Mittelalters, ähnlich wie die Gotik eine Hervorbringung christlich-germanischer, mitteleuropäischer Kultur, hat nur in Spanien eine wirkliche Nachblüte in den Theologen des 16. Jahrhunderts erlebt. Wir Deutsche konnten Shakespeare und Dante unserer Literatur vollständig einverleiben, weil sowohl der große Angelsachse, wie der große Italiener aus dem mitteleuropäischen Wesen, wenn auch an dessen Peripherie erwachsen sind. Niemals ist es uns möglich gewesen, trotz aller Vorliebe unserer Schule für die französische Literatur, uns auch nur einen französischen Dichter wirklich nahe zu bringen. Dagegen steht uns Calderon zwar nicht ebenso nahe wie Shakespeare und Dante, so doch durchaus im Bereiche unseres Erfassungs- und Einfühlungsvermögens.

Dort, wo sich die politische Laufbahn des spanischen und des deutschen Volkes am nächsten kamen, ragt als Meilenstein in der Geschichte beider Völker die ihnen beiden gemeinsame Herrschergestalt Kaiser Karls V., den die Spanier als Karl I. zählen, auf. Er war von Ursprung ein junges, deutsches Blut. So begrüßten ihn Luther und Hutten. Als er in Madrid zur Regierung gelangte, nahm er aus staatsmännischer Überlegung spanische Art und Sprache an. Der furchtbare innere Riß, der in seinen Tagen plötzlich das deutsche Volk in seinem religiösen Leben spaltete, hat uns lange Zeit verwehrt, den bedeutenden Fürsten gerecht zu werten. Es ist kein Zufall, daß der Umschwung in Karls Würdigung vor zwei Jahrzehnten durch das vortreffliche Werk Konrad Häblers herbeigeführt wurde, das uns Karl V. zum ersten Male als König Spaniens zeigte. Als Mensch und als Regent — wie reich und reif wächst Karl vor uns empor, wenn wir ihn in der selbstgewählten Heimat, inmitten der spanischen Umgebung sehen und von da aus seine Wirksamkeit auch in seinen anderen Ländern besser verstehen. Gibt es, verehrter Freund, einen stärkeren Gegensatz in der Staatsgeschichte, als den zwischen dem aus der mitteleuropäischen Kultur hervorgehenden und von der spanischen Kultur gespeisten Kaiser und dem französischen Sonnenkönige, dem 14. Ludwig? Dort der Monarch, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, und der sich in der Fürsorge für alle Teile des Reiches, wie in dem Gerechtigkeitsstreben wider sie verzehrte. Hier der Despot, der sich gerne ein solches Reich erobert hätte und der darüber alle Kräfte rings um sich her an sich sog und austrocknete, äußerem Glanze die Wohlfahrt und das Recht seiner Untertanen opferte.

Häblers Werk lenkte mich auf das Studium der Problematik von Karls innerer Politik in Spanien sowohl wie in den Niederlanden und im Reich. Über ihr ging mir zuerst die Ahnung auf, daß die Verwandtschaft in der politischen Artung

des spanischen und des deutschen Volkes bis in die Wurzeln des beiderseitigen Volkstums hinabreicht. Der Zug des Volkstums hüben und drüben zur Selbstverwaltung, die Empfindlichkeit seines Freiheitsgefühls, der Unabhängigkeitssinn der einzelstaatlichen Gebilde, die schwierige Besteuerbarkeit, das unzureichende Feingefühl für die wechselnden Umstände in der Außenpolitik, kriegerische Tüchtigkeit, aber keine außenpolitische Zielhaftigkeit — die gleichen nationalen Vorzüge und Nachteile im Reich und in Spanien bereiteten dem nachdenklichsten Fürsten, der wohl je auf einem Königsthrone saß, die vierzig Jahre seiner Herrschaft hindurch immer wieder neue Sorge. Sie sind unsere Sorge bis auf diesen Tag geblieben.

In Spanien erleichterte die Religiosität, die dem Volkstum eingeboren ist, Karl die Werbung für seine politischen Absichten unter den Ständen; in Deutschland stieß er auf sie als ein Hindernis, das er trotz aller Bemühungen nicht wegräumen konnte. Aber gegeben als fester Bestandteil des Volkstums ist auch sie hier wie dort. Selbst Katholik, neige ich dazu, in der Religiosität meiner evangelischen Volksgenossen und insgemein des germanischen Nordens etwas wie wildes Wachstum außerhalb des Gartens der Kirche zu sehen. In dem wuchernden Wachstum wurde doch die ursprüngliche Innigkeit der Überzeugung von der Erlösung durch Christus und die Hingabe an sein heiliges Wort nicht zerbrochen. Vor einigen Wochen las ich die Dichtung des Schweden Verner von Heidenstam, „Karl XII. und seine Krieger“. Der königliche Abenteurer riß sein Volk urgermanisch hinter sich her in Größe und Verderben. Hundert Züge einer wurzelhaften Gläubigkeit und Sittlichkeit, die in die Zeit des stärksten einander Entgegenflammens von Christentum und Germanentum zurückreichen, leuchten uns aus der ergreifenden Schilderung entgegen. Es wird daran sichtbar, wie sich das deutsche Volk über seine Trennung in mehrere Bekenntnisse hinweg den Untergrund einer gemeinsamen Religiosität bewahrte. Davon nahm im vergangenen Jahre der Deutschböhme Josef Nadler, ein katholischer Forscher, eindrucksvoll seinen Ausgang, um die geistigen Voraussetzungen der deutschen Romantik aufzuhellen. Mit einem Schlage wurde uns einer der bedeutsamsten Abschnitte in unserer seelischen Entwicklung des letzten Jahrhunderts verständlich. Zugleich aber blicken wir damit abermals in eine Übereinstimmung im Wesen des deutschen und des spanischen Volkes hinein. Wie der den beiden Völkern gemeinsame Karl V. den schroffsten Gegensatz zu Ludwig XIV. darstellt, so erscheinen uns durch ihre Religiosität die beiden Völker selber bis auf diesen Tag als der Gegenpol des französischen Volkes innerhalb der christlichen Welt, insofern als es in seiner Gesamtheit bei durchaus zu ehrender Frömmigkeit vieler Einzelner der typische Träger der Aufklärung rationalistisch in seiner ganzen geschichtlichen Auswirkung ist.

Im 12. und 13. Jahrhundert sproß überall im Abendlande das Rittertum in üppiger Fülle empor. Es wurde die vorwaltende gesellschaftliche Schicht. Getragen von der großen religiösen Bewegung jener Zeit, gelangte es rasch zur vollen Entfaltung. Sein blütenreichster Zweig, das französische Rittertum, in dem sich damals wie in einem Fruchtboden die französische Nationalität formte und zum Keimen kam, drängte nach dem Orient hinüber. Die Kreuzzüge wurden zu den von den Franzosen mit Stolz immer aufs neue verkündeten „gesta Dei per Francos“. Was blieb von ihnen übrig? Je ausschließlicher die Kreuzzüge Heerfahrten nord- oder südfranzösischer Ritter wurden, desto mehr verblaßte ihr Ziel, die Wiedergewinnung des Heiligen Grabes. Der Adel, der sich in Syrien und Palästina niedergelassen hatte, entartete. Welch seltsames Gebilde wurde die feudale Ordnung, die die Franzosen von 1204 an dem Balkan gaben! Liebeshöfe, politische Intrigen, Fehden. Nichts von Dauer. Kein Ergebnis für die Wiederannäherung der griechischen und römischen Kirche, keine Hilfe für das daniederliegende wirtschaftliche Leben der

Bevölkerung, keine soziale Förderung. Wegbereitung für die Türkenherrschaft. Im französischen Mutterlande als Ausklang die entsetzliche Tragödie des Templerordens. Schneidend scharf hebt sich davon die Strenge und die inwendige Glut der großen spanischen Ritterorden ab, ebenso wie die Ausdauer des spanischen Kampfes wider die Ungläubigen und das Kulturwerk, das sich schließlich daraus erhob: die spanische Kirche, das Eigenleben spanischer Wissenschaft und Kunst, der spanische Staat. Mit gerechtem Entzücken versenkt sich, verehrter Freund, Ihr Geist, einmal darauf hingelenkt, sofort in jene mächtigen Jahrhunderte Ihrer vaterländischen Geschichte. Aber ich darf Sie mit gutem Gewissen nun nicht minder auch um einen Blick hinüber in die fernen Lande östlich der Elbe und an der Ostsee bitten. Der Deutschherrenorden, der im 13. Jahrhundert seinen Hauptsitz vom Heiligen Lande in die Gegenden an der Weichsel verlegte, gleicht in seinem Aufbau, wenn ich mich nicht völlig täusche, weit mehr Ihren spanischen Orden als etwa den Templern. Ähnlich fielen seine Leistungen aus. Er hat mit einem sich lange Zeit gleich bleibenden Eifer gegen die Ungläubigen in den slawischen Ländern gekämpft und nicht geruht, bis er christlichen Glauben, christlichen Kultus und christliche Kultur zusammen mit dem deutschen Volkstum hier heimisch machte. Aus dem so bereiteten Boden, aus dem Ordensstaate um die Marienburg her hat sich das Preußentum gestaltet. Der Arm der Hohenzollern wurde gleichsam erst stark, ihr Herrschertum gewann erst wahrhaft staatsbildende Kraft, als sie Preußen mit der Mark Brandenburg vereinigen konnten.

Wie ein Gleichnis der abendländischen Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert muten mich die Kreuzzugsbegebnisse an, an die ich soeben, verehrter Freund, Ihre Erinnerung weckte. Hat Frankreich inzwischen im 18. und 19. Jahrhundert im Abendlande anders gewirkt als vordem im Morgenlande? Dem Zauber des Wesens französischer Nation entzogen auch wir uns nicht. Auch wir ließen Rosen über unser gesellschaftliches Dasein ausstreuen. Aber wird das Ende nicht auch hier in nicht wieder gutzumachenden Zerstörungen bestehen? Und wird anderseits im spanischen und im deutschen Volke noch einmal der erhabene und ernste Geist der Ritterorden lebendig werden?

Im Januar schrieben Sie mir, verehrter Freund, daß Frankreich anscheinend den Marokkanern gegen Spanien Munition liefere. Wir Deutsche sahen im Weltkriege Neger vom Senegal, Marokkaner und Anamiten uns gegenüber und müssen sie jetzt am Rhein als Besatzung ertragen. Als Spanien Großmacht war, brachte Frankreich es fertig, den Türken wie die Protestanten des Nordens zu Verbündeten der ältesten Tochter der Kirche zu machen. Gegen uns hat es Rußland und England zu vereinigen vermocht. Immer nutzte es die partikularistischen Strömungen unseres wie des spanischen Staatslebens für sich aus. Es stachelte in Spanien die katalonische Bewegung auf. Unseren Reichsständen redete es unablässig von ihrer durch das „absolute Dominat" der Kaiser bedrohten „deutschen Freiheit" und „germanischen Libertät", unseren politischen Parteien von den Segnungen der „Demokratie", den Untertanen des habsburgischen Hauses vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker". Euch warf es auf diese Weise wieder hinter die Pyrenäen zurück. Österreich-Ungarn ging an ihr zugrunde. Wir kämpfen noch hart und unentschieden um unsere Behauptung.

Seit 1914 erfüllt Frankreich die Welt mit dem Entsetzen über unerhörte Greuel, die sich die deutschen Truppen seiner Behauptung nach in Belgien und Nordfrankreich zuschulden kommen ließen. Wilhelm II. und seine Heerführer werden von ihm der Sucht nach der Weltherrschaft bezichtigt. Neugierige aus aller Herren Länder führt man in das Kampfgebiet und weist ihnen die Zerstörungen vor als unauslöschliches Schandmal deutscher Kriegführung, als seien nicht noch viel mehr englische, französische und amerikanische als deutsche Granaten in die Städte und Dörfer geworfen worden. Die Welt hat sich stark davon beeindrucken lassen. Fast allein die spanische

Nation machte eine Ausnahme. Der Deutsche weiß es, oder soll ich sagen, er fühlt es, so wenig Kunde er sonst auch aus und über Spanien erhält, und deshalb äußerte sich sein Dankesempfinden endlich geradezu elementar, als König Alfons XIII. jüngst in Barcelona das deutsche Heer seinen Offizieren als Vorbild der Zucht und der Aufopferung für König und Vaterland hinstellte. Der ungestüme Dank galt in dem Könige dem ganzen spanischen Volkstum. Ihr ließet Euch aber den freien Blick nicht so leicht beirren wie die übrige Welt, weil Ihr dereinst dieselbe üble Nachrede erfahren habt, die wir heute über uns ergehen lassen müssen.

Auf der Schule lernten auch wir deutschen Kinder menschenalterlang von Lehrern, die es selber nicht anders gelernt hatten, daß es keinen grausameren Feldherrn gegeben habe als Alba, daß König Philipp II. ein Gewaltherrscher von abstoßender Härte gewesen sei, daß die Untaten der spanischen Inquisition ihresgleichen nicht hätten. Spanien wurde uns als das wirtschaftlich am weitesten zurückgebliebene Land, die spanische Nation als die an Bildung ärmste und bildungfeindlichste Bevölkerung Europas geschildert. Am willigsten hatte diese Vorurteile der evangelische Volksteil unseres Vaterlandes aufgenommen. Man könnte daraus schließen, daß sie überhaupt konfessioneller Leidenschaft entsprangen. Diese ist zwar an ihrer Verbreitung mitschuldig, wie auch der Händlergeist Englands aus Mißgunst wider Euch seinen Anteil daran hat. Entstanden sind die Vorurteile aber in anderen Köpfen als in denen unserer in diesen Dingen vielleicht etwas engen, jedoch ehrlichen lutherischen Prediger. Ein klassischer Zeuge deutscher Art in ihrem Verhalten gegen fremdes Volkstum ist der Schwabe Friedrich Schiller. Er hat in seiner „Jungfrau von Orleans" die französische Nationalheldin wärmeren Herzens als noch je ein Franzose verherrlicht und durch seine „Maria Stuart" auch der unglückseligen Schottenkönigin ritterlich die Herzen zurückgewonnen. Dagegen hat er im „Don Carlos" den volkstümlichsten aller spanischen Könige verzerrt und entstellt, ohne Gefühl für Philipps Größe gezeichnet. Als er den „Don Carlos" schuf, war er erst ein Zwanzigjähriger und noch im Banne der Aufklärung. Die Aufklärung hat jenes Bild des spanischen Königs geformt, das Schiller widerspiegelte, und das wir alle als Kinder in uns aufnahmen. Sie machte den König zum Symbol der hassenswertesten Tyrannei und bedeckte seinen Namen mit Fluch. Sie erhob den Abscheu über die spanische Inquisition und die Anschauung, als ob das Spaniertum minderwertig sei, zum Dogma für alle, die der rationalistischen Weltanschauung der Gegenwart sich beugten. Die Aufklärung aber ist nichts anderes als die letzte und reinste Entfaltung des französischen Geistes. Durch sie gelangte er in Europa über die öffentliche Meinung aller Völker zur Macht.

Schon vorher hatten wir in Deutschland französischen Einflüsterungen wider Euch derart nachgegeben, daß das Reich im Jahre 1648 seinen dreißigjährigen Krieg mit Schweden und Frankreich beendete, ehe der gleichzeitige Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausgetragen war, und daß die Stände danach sogar den österreichischen Truppen ausdrücklich den Durchzug durch das Reichsgebiet Euch zur Hilfe nach den Niederlanden verweigerten, wo sich Spaniens beste Soldaten heldenmütig verbluteten. Ihr wurdet dadurch 1659 zum Pyrenäischen Frieden gezwungen. Auf uns aber fiel wie zur Strafe die ganze furchtbare Last der ein halbes Jahrhundert währenden Raubzüge Ludwig XIV. in das Reich. Ihr seid gewarnt. Wir waren nicht gewarnt.

Schlimmer als alles ist indessen für uns beide die fortschreitende Zersetzung unseres Volkstums und seiner Eigenart durch die andauernden und immer mehr erstarkenden Einwirkungen von Frankreich her. Die wirtschaftliche und politische Selbstverwaltung, die unser Stolz im Mittelalter war, hofften wir im 19. Jahrhundert nach den uns von der Romantik gewordenen Anregungen dank der Vor-

arbeit unserer bedeutendsten Staatsmänner, des Freiherrn vom Stein und Bismarcks, wieder zu erneuern. Statt dessen ist sie durch den uns von Frankreich überkommenen Bureaukratismus und Parlamentarismus heute aufs äußerste in ihrem Bestande bedroht. Die reiche föderalistische Verfassungsentwicklung, die uns sowohl durch unsere Stammes- wie durch unsere einzelstaatliche Entwicklung beschieden und die unserem Staats- wie unserem Kulturleben gleich nützlich war, kämpft gegenwärtig vielleicht ihren letzten Kampf gegen den französischen Zentralismus und Unitarismus, die ähnlich wie das bureaukratische und parlamentarische Prinzip unsere demokratischen Parteien für sich einnahmen. Ihr habt Euch in Spanien noch im 16. Jahrhundert kraftvoll in der Entfaltung föderalistischen und ständischen Lebens gezeigt. Seither wurdet auch Ihr durch den Einfluß der Ideen von 1789 von diesem Wege abgedrängt. Durch den Zauber dieser selben Ideen ließen sich vor hundert Jahren Eure herrlichen Kolonien in Südamerika gegen das Mutterland einnehmen und öffnete sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts unter uns wieder ein schon beinahe überwundener Zwiespalt des Empfindens zwischen den Deutschen am Rhein und an der Donau und den Deutschen in unserem Kolonialande östlich der Elbe. Was trug es uns demnach ein, daß Ihr dereinst den Befreiungskampf gegen die Tyrannei des ersten Napoleon begannt und wir ihn vollendeten, da wir doch schließlich nur den Mann und nicht das unserem Volkstum fremde Prinzip, dessen Organisator er war, niederzuringen vermochten?

Mußte es soweit kommen, verehrter Freund? Läßt sich das Schicksal noch wenden? Bei uns begehrt alles, was Herz und Nerven hat, dagegen auf, daß wir um unser Wesen kommen und Mitteleuropa ein bloßer geschichtlicher Begriff werden soll. In Spanien haben die Erneuerungsbestrebungen auf staatlichem wie religiösem Gebiete sogar schon beachtliche Erfolge erzielt. Unter Alfons XII. und Alfons XIII. beruhigte und festigte sich seine innere Entwicklung wieder. Der Krieg stärkte sein Ansehen in der auswärtigen Politik und kräftigte seine Wirtschaft. Das seelische Verhältnis zu dem überseeischen Spaniertum ist aufgelebt. Ich sehe die Verpflichtung für die Wissenschaftler wie für alle im echten Wortsinn konservativen Politiker unserer Nationen darin, durch eine tiefschürfende Gedankenarbeit und im Vereine damit durch organisatorische Leistung den beiden Völkern zugleich zur inneren Wiedererhebung, zum Sich-wieder-Zurückfinden zur eigenen Art zu verhelfen. Glückt es uns, hierüber uns zu verständigen und hierin gemeinsam zu arbeiten, so wird eines jeden Wirken für die eigene Nation erst vollends verheißungsvoll werden.

Ich bin in aller Verehrung und mit dem Ausdrucke meiner ausgezeichneten Hochachtung stets Ihr aufrichtig ergebener Martin Spahn.

Die Politik des Rechtes

Von

Wilhelm von Kries

I

Das deutsche Volk hat den Geschmack an der Beschäftigung mit Fragen seines Rechtes verloren. Es herrscht, nicht erst seit dem „Friedensvertrage“ von Versailles, das Gefühl des Mißtrauens gegen das Recht, gegen die Rechtsprechung, vor allem

gegen die Handhabung dessen, was einst als Völkerrecht bekannt und vielleicht zeitweilig einmal geachtet war. Dies Mißtrauen ist eine Folge der Gewohnheit der Gegenwart, immerfort von Rechten, und der Vergangenheit, immerfort von Pflichten zu sprechen. Wir haben über den Rechten und Pflichten das Recht und die Pflicht vergessen. Wir haben die große Einheit von Recht und Pflicht in Abermillionen kleinster Teile zerlegt. Jeder Deutsche hat Sonderansprüche, die er vertritt, und Sondervorschriften, die er befolgen soll. Die Dinge jenseits der Grenzen dieses engumschränkten Ichbewußtseins vermögen nur wenige zu sehen, und von den politischen Grundfragen, um die es im tiefsten Grunde geht, findet sich wohl hie und da etwas in gelehrten Zeitschriften, in den Bücherschränken der Wissenschaft, aber im täglichen Leben des deutschen Volkes, ja nicht einmal in seinen Stunden der Muße, ist nichts von dem lebendig, was Recht und Pflicht heißt. Beide Worte sind zu Kleingeld geworden, zu einer abgegriffenen Sache, die man so wenig wie möglich in die Hand nehmen sollte. Auch hier herrscht Inflation und Papiergeldwirtschaft, die, wie uns dünkt, weit bedenklicher ist als die Papiergeldwirtschaft des Staates.

Dennoch oder gerade aus diesem Grunde verlohnt es wieder, vom Recht zu sprechen, denn die Wurzeln des Rechtes und der Pflicht liegen im Allgemein-Menschlichen, und das Wachstum aus diesen Wurzeln zu fördern, ist eine Aufgabe der Nation. Hieran fehlt es, weil wir zumeist die Symptome behandeln. Im übrigen begnügen wir uns mit dem Satze: Macht ist Recht, und glauben damit den Sinn des Rechtes gefunden zu haben.

Offenbar ist das, was wir als Recht bezeichnen, begründet in unserer menschlichen Existenz. So sprechen wir denn von einem Rechte auf das Leben. Aus dem Rechte auf das Leben, der Anerkennung der Existenzberechtigung des einzelnen Menschen, wie des Menschen in seiner Gesamtheit, entsteht das menschliche Recht. Das Recht in dieser Ebene der Betrachtung ist der Ausgleich, und zwar der bewußte und unbewußte Ausgleich der jeweils verschiedenen, aber als notwendig anerkannten Lebensansprüche einer Anzahl von Menschen. Dieses Recht kann kodifiziert sein, kann sich aber auch als Überlieferung halten, als Sitte und Gewohnheit. Dieses Recht ist gegründet auf den Hunger, den Durst, kurzum, auf die physischen Bedürfnisse des Menschen. Es ist der Inhalt der menschlichen Ordnung.

Der Ausdruck des ursprünglichen Rechtsempfindens ist die Gewalt, die Zerstörung, die Vernichtung. Unser Recht ist das Erbe Kains, nicht Abels. Erst die Ordnung des Zusammenlebens, die Erfahrung, die Furcht des von der Natur unbewehrten Menschen schaffen die Voraussetzungen für die Aufhebung der Gewalt. Die Gewalt wird Macht. Aus der Macht entstehen Gewohnheit, Sitte, Überlieferung. Alle aber ruhen im tiefsten Grunde auf dem vulkanischen Boden des Anspruchs des Rechtes auf das Leben, auf dem Zwang des Hungers, der Raserei des Durstes, der Furcht vor Kälte, der Sehnsucht nach Licht. Weil alles physische, ursprünglich nicht aufzuhebende, nicht zu beseitigende Bedürfnisse des Menschen sind, ruht unsere soziale Ordnung, soweit sie auch dem primitiven Zustande der Menschheit entfernt scheinen mag, zu jeder Zeit und allerorten auf der Beherrschung dieser physischen Bedürfnisse des Menschen, welche der Inhalt seiner Affekte, seiner Leidenschaften sind. Der Mensch will leben, weil er leben muß. Die Tatsache der Geburt ist das Recht auf diesen Anspruch. Die Geburt ist der Ursprung des Rechtes. Mit jeder Geburt entsteht neues Recht, mit jedem Todesfall erlischt altes Recht.

Um zu leben, muß sich der Mensch nähren und kleiden, sich eine Behausung schaffen, und ebenso muß er sich fortpflanzen. Wer sich diesen Trieben entgegenstellt, begeht Unrecht, wer sie fördert oder regelt, schafft Recht. Dies ist Aufgabe der Politik. Das Mittel der Politik ist daher die Beherrschung der Wirtschaft. Die Wirtschaft wird beherrscht durch geschriebenes oder ungeschriebenes Recht auf das

Leben. Die Voraussetzung staatlicher Ordnung ist Ordnung der Wirtschaft. Versagt die staatliche Macht in diesem Punkte, dann kämpft sie gegen den Hunger. Hunger ist unüberwindlich. Er fordert Blut. Er ist die einzige Gefahr, welche einen Staat, welche eine Nation gefährden kann. Er kennt keine Furcht.

Aber er kennt auch keine Verantwortung, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Er weiß nichts von anderen, er weiß nur etwas von sich selbst. Er ist das Tier im Menschen. Er vernichtet und zerstört. Er hat die Burgen des Adels und die Höfe der Bauern zerstört, er zertrümmert die Paläste der Reichen wie die Behausung der Besitzlosen. Der Hunger ist sinnlos. Gleichwohl ist er die elementarste Kraft des Menschen, wenn auch die unwürdigste, weil er das Bekenntnis der Unfreiheit des Menschen ist.

II

So entsteht denn die Frage, ob das, was wir Recht auf das Leben, Existenzrecht nennen, sich wirklich als Recht bezeichnen läßt. Es ist doch offenbar ein Zwang, es ist ein unentrinnbares Muß, es ist etwas, worüber wir nicht Herr sind. Es bringt uns in Abhängigkeit von der Umgebung, es knebelt unseren Willen. Das Soll und Haben des Menschen ist Leben und Tod. Aber es widerspricht unserem innersten Rechtsbewußtsein, etwas zu beanspruchen, was wir uns nicht erworben haben. Es fragt sich, ob wir dort von einem Rechte sprechen dürfen, wo keine Alternative vorhanden ist, ob nicht ein Recht erst dann entsteht, wenn wir die Alternative als solche bewußt in unsere Rechnung stellen. Wir gewinnen das Leben durch Hingabe des Lebens. Dies ist unser einziges persönlichstes und höchstes Recht. Sein Leben einsetzen aber bedeutet, den Tod nicht fürchten, und so können wir in vielleicht etwas überspitzter Formulierung sagen, das Recht auf das Leben entsteht für den Menschen nicht durch die Geburt, sondern durch die Erkenntnis des Rechtes auf den Tod. Diesen Zusammenhang zu begreifen, ist die Pflicht jedes Menschen, und zwar seine höchste Pflicht. —

Wir sprechen mit Bedacht von dem „Recht a u f den Tod", weil wir von einem Recht auf das Leben sprechen. Aber wir können genau genommen nicht von einem Recht a u f das Leben sprechen, denn wir haben uns das Leben nicht gegeben, wir haben uns nicht selbst geschaffen. Nur die Tatsache, daß wir sind, gibt uns das Recht, so folgern wir, die Weiterexistenz zu fordern, und diese Forderung ist ein inneres Gesetz des Lebens, dem wir nicht entrinnen können, weshalb wir es denn als ein Recht betrachten, als einen Ausfluß unseres Bestrebens, unseres Willens, was eben in Wirklichkeit kein Recht sein kann. Was wir besitzen, ist demnach ein „Recht d u r c h das Leben". Diesem aber ist ein Ende gesetzt durch den Tod, der ebenso notwendig ist oder erscheint wie die Geburt, das Sein als solches. Wir wissen nichts von dem Vorher. Wir wissen auch nichts von dem Nachher. Aber wir können, und das ist das Entscheidende, die Spanne des Lebens abkürzen, und wir gewinnen das Leben, indem wir unsere Lebenskraft zerstören. In der Wirklichkeit ist Arbeit, ist Mühe und Sorge, ist jeder Schritt, den wir tun, jede Tätigkeit, die wir entfalten, nichts anderes, als fortgesetztes Einsetzen des Lebens, wir verbrennen uns selbst. Hierauf fußt denn die Religion. Die Religion bedeutet im Sinne dieser Betrachtung nichts anderes als die Bewirtschaftung des Glaubens an die Nichtigkeit des physischen Lebens. Und es läßt sich nicht leugnen, daß erst aus der Bereitschaft zur Anerkennung dieses Satzes, aus der Bereitschaft der Hingabe für einen vielleicht nicht erweislichen höheren Sinn des Lebens dasjenige entsteht, was wir als Recht im höchsten Sinne zu begreifen gewöhnt sind. Das Leben läßt sich nur beherrschen und wird nur beherrscht durch den Tod, und zwar, indem die Furcht vor dem Tode verwandelt wird in die Bereitschaft zum Tode. Dieses aber ist der Mut, der Mut vor den Menschen,

der Mut vor dem Schicksal, der Mut, welcher die Politik, das heißt, den Willen der Menschheit, bezwingt. Hierauf beruht das Christentum, hierauf beruht jede Gemeinschaft religiöser oder anderer Art, weil es eben nicht der Glaube an das andere Leben ist, welcher die Kraft, die er ausströmt, ausmacht, sondern die Bereitschaft, die uns gegebene Spanne der bewußten Herrschaft über uns selbst freiwillig abzukürzen. Erst das bewußte Recht auf den Tod oder der freiwillige Einsatz des Lebens, welches unser eigenster Besitz ist, gibt uns das, was wir als menschliche Freiheit betrachten, und gibt uns die Möglichkeit, im eigenen Rechte zu handeln.

III

Dies ist denn auch der Grund, warum der gegenwärtige Zustand unserer Politik durchaus verlogen ist. Wir haben eine Fassade aus Stuck um das Menschentum des deutschen Volkes angelegt. Deshalb ist die Politik, welche die Menschen zu führen vorgibt, solange sie diesen Dingen nicht Rechnung trägt, eine Beschäftigung für Gottes Hofnarren.

Von allen diesen Dingen ist in der deutschen Republik noch niemals die Rede gewesen. Die deutsche Republik kennt nur das Recht auf die Existenz, aber nur insoweit damit das Leben nicht aufs Spiel gesetzt wird. Deswegen ist in der deutschen Republik von keinem Staatsmann ein einziges Wort geprägt worden, das ewigmenschlich wäre. Frankreich aber hat den Versailler Vertrag geschaffen. Hinter dem Vertrage von Versailles steht der bewaffnete Wille einer kleinen Nation, die für ihre Ziele, für ihre Rechte zu sterben bereit ist. Weil sie aber bereit ist, zu sterben, weil der Franzose sich heute einsetzt für die zeitliche Existenz seiner Nation, deswegen handelt er im Sinn des Ewig-Menschlichen in seinem eigenen Rechte. Denn es gibt nur eine Entscheidung: der Einsatz des Lebens vor der Zeit. Aber er ist dennoch, wenn wir den Sinn der Menschengeschichte zu begreifen suchen, ein Unrecht, weil er den möglichen Gegner entwaffnet hat, weil Deutschland wehrlos preisgegeben ist. Aber daraus folgt mit unerbittlicher Notwendigkeit der zweite Satz und die Folgerung, daß das Recht des deutschen Volkes auf seinen nationalen Fortbestand nur dann gesichert werden kann, wenn es die tief begründete und so menschliche Feigheit in sich überwindet, wieder eine Politik treibt, die auch den Tod in Rechnung stellt, die ihn nicht bewußt ausschließt. Es gibt keinen anderen Weg.

Es hat keinen Sinn, hier in diesem Zusammenhang etwa von dem Unrecht des Vertrages von Versailles zu sprechen oder gar seine Revision zu fordern. Wir besitzen kein Recht, dies zu fordern, solange wir nicht begreifen, daß es der Einsatz des Lebens, die größere Bereitwilligkeit zum Tode, der härtere Wille sind, welche neues Recht schaffen. Es hat niemand ein Recht auf das Leben, der das Recht des Todes nicht anerkennt.

Es ist ein altes Wort neuerdings wieder in Gebrauch gekommen. Dies Wort heißt Notrecht, als ein Recht, welches über dem Rechte steht. Notrecht aber ist nichts anderes als das Recht, von dem wir sprechen. Wir stehen mit dem Rücken gegen die Mauer der Not, gegen den Felsen des Schicksals. Notrecht kennt keine Wahl, kennt keinen Ausweg, als den Einsatz des ganzen Menschen, die Aufgabe des Anspruchs auf das Leben, um das Leben zu gewinnen. Es ist das deutsche Recht. Nur darf heute niemand davon sprechen. Man bedenkt die Wirtschaft, man kalkuliert Gewinne, berechnet Steuern, man druckt Schuldscheine aus Papier, welche Reichsbanknoten heißen. Man fristet das Leben, indem man Wechsel auf den Hunger ausstellt, die weder Frankreich noch England honorieren werden, weil sie aus der Liebe zum Leben auf die Furcht vor dem Tode ausgestellt wurden. Die ist die höchste „menschliche" Leistung unserer Arbeiterführer. Das System nennt sich der Marxis-

mus, welcher eine Weltanschauung in Lohntabellen darstellt, die ein ewiges Leben auf Erden voraussetzt, das wir nicht besitzen.

Wir stehen vor dem Zusammenbruch dieses Systems, aber wir stehen auch vor dem Zusammenbruch des deutschen Volkes. Man spricht davon, daß wir 1918 einen Zusammenbruch erlebt haben; der Zusammenbruch von 1918 war nichts, als der Sieg des Materialismus, die Erfüllung des Zeitalters Wilhelms II., dessen Ziel der Umsatz war. Die Opfer des Krieges sind von den Machthabern des Krieges in ihrem inneren Sinn nicht begriffen worden. Es hieße, dem deutschen Volke Unrecht tun, wenn man glauben wollte, es sei vielleicht um die Erzbecken von Briey oder die Kautschukplantagen der Straits Settlements in den Tod gegangen. Aber diejenigen, welche auf der Höhe der Bewußtheit nationalen Denkens standen, welche die Pflicht hatten, in jenen einfachen Ausdrücken der menschlichen Seele zu sprechen, haben die Verantwortung ihrer Stellung nicht begriffen und haben darum den Krieg verloren. Daß Rechenschaft nicht abgefordert wurde, daß sie noch zu verlangen ist, ist das deutsche Verhängnis, ein Verhängnis, das doppelt schwer um deswillen ist, weil die Epigonen des Kaisertums nicht einmal die Form, geschweige denn den Inhalt eines nationalen Programms begriffen hatten. Die Schuld, wenn man von Schuld zu sprechen das Recht hat, oder das Schicksal ist, daß wir heute vor einem zweiten Zusammenbruch stehen, der nicht nur eine Enttäuschung über materielle Mißerfolge, der nicht nur im Hunger begründet liegt, sondern der in jener tiefsten aller Enttäuschungen wurzelt: in der Verzweiflung am Sinne des Lebens. Wir wissen nicht mehr, wo unser Recht ist, wir fühlen nicht, wo unsere Pflicht liegt. Wir haben kein Ziel und finden darum auch keinen Weg. Das deutsche Volk hat den Zusammenhang mit seinem Menschentum, hat den inneren Halt verloren und strebt in die Einöde der Resignation, den Bolschewismus, um dort vielleicht in der Grenzenlosigkeit des Unheils in jenem Selbstbetrug Erlösung zu finden, der den Wanderer in der weglosen Steppe im Kreise zu gehen zwingt. Unsere Führer haben die Kunst verlernt, ihren Weg nach Wind und Wetter, nach Sonne, Mond und Sternen zu finden, welche die Wegweiser der Ewigkeit sind.

IV

Hier aber schließt sich die Betrachtung zum Kreise. Wenn Recht denn Notrecht ist, wenn Notrecht nichts anderes ist, als bittere Notwendigkeit, die wiederum als Wollen und Kraft in Erscheinung tritt, wenn unser Rechtsgefühl nichts anderes wäre, als die Objektivierung unseres gemeinsamen bewußten Wollens, dessen Führung in der Politik zum Ausdruck kommt, dann folgt, daß unsere Zukunft an die ewigen Gesetze des Menschentums gebunden ist, und daß wir uns *wieder* finden werden. Politik des Rechtes wäre aber demnach eine Politik, welche auf dem Boden des Menschentums, zwischen Tod und Leben, uns den Weg zu führen suchte, der uns in einem höheren Sinne der Erfüllung des Lebens näher brächte, damit wir anderen das Gesetz unseres Willens aufzuzwingen wieder das innerlich empfundene Recht erhielten. Es sind Millionen im deutschen Volke, die diese Aufgabe täglich und stündlich leisten, aber sie leisten sie in den Schranken ihres Berufes, hinter den Gittern der Parteiung. Millionen setzen täglich unbekümmert oder bewußt Gesundheit und Leben aufs Spiel, um ihren Hunger zu stillen, und vielleicht auch im Sinne der deutschen Gemeinschaft. Aber von einem gemeinsamen Wollen ist vor der Hand noch nichts zu verspüren. Wir sind zersplitterter denn je. Es sind nur wenige, die über den Bereich der Wirtschaft hinauszublicken vermögen, und es sind viele, die über ihren Horizont nicht hinausblicken wollen. Darum kann die Erfüllung erst kommen, wenn das Scheingebilde, welches unsere Vorstellung von der Wirtschaft ist, ins

Wanken gerät. Erst wenn die Aufgabe kommt, den Hunger zu regieren, werden wir begreifen lernen, daß die Führung dem gebührt innerhalb der einzelnen Nation sowohl wie in der Welt, der auf die schmale Schneide zwischen Tod und Leben zu schreiten vermag.

Über der Zukunft dieses Winters steht aschgrau die Furcht. Aber setzen wir den Tod in unsere Rechnung, dann werden wir das Recht auf das Leben gewinnen. Das aber ist die Politik des Rechtes. Diese müssen wir und werden wir von unseren Machthabern verlangen, und wenn sie diese Politik nicht führen können, weil ihr menschliches Vermögen nicht zureicht, werden wir andere Menschen an ihre Stelle setzen oder aber den Anspruch aufgeben müssen, zu den großen Völkern der Erde gerechnet zu werden, die würdig sind, Herr über Tod und Leben zu sein.

In den besetzten Gebieten am Rhein und der Saar

Von

Ludvig af Petersens-Stockholm

Königlich schwedischem Oberst a. D.

Am Rhein und der Saar liegt das politische Gewitterzentrum Europas. Hier wird es sich in den nächsten Jahren entscheiden, ob Recht und Gerechtigkeit oder die Bajonette der französischen Imperialisten die entscheidenden Faktoren in der Entwicklung Europas sein werden. Die hier herrschenden Verhältnisse müssen daher von den Völkern Europas mit größter Aufmerksamkeit verfolgt werden.

Ich habe während dieses Sommers Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in diesen Gebieten zu studieren. Die Auffassung über sie, die ich hier zur Sprache bringe, ist nicht die französische, sondern die des unterdrückten Volkes. Die französische Auffassung kann man aus der französischen Presse ersehen, aus den Brandreden der Chauvinisten in der Kammer, dem Senat, bei der Einweihung von Denkmälern u. dgl. Diese oft vollständig unwahren Darstellungen werden durch die französischen Telegrammbureaus verbreitet und tragen dazu bei, das Volk hinters Licht zu führen. Die Auffassung, die das unterdrückte Volk hegt, darf es unter der französischen Bobrikoffherrschaft nicht zum Ausdruck kommen lassen, und so muß sie auf andere Weise zur Kenntnis der Welt gebracht werden.

Die Auffassung, die ich an Ort und Stelle gewonnen habe, ist nicht auf diejenige einer gewissen Partei gegründet, sondern ist die Ansicht des ganzen Volkes. Ich bin mit allen Volksklassen in Berührung gekommen — höheren und niederen Beamten, Geschäfts- und Industrieleuten aller Art, Arbeitern und Arbeiterführern, von der äußersten Rechten bis zu den Sozialisten —; die Darstellungen aller dieser Männer sind vollkommen übereinstimmend gewesen; sie sind immer objektiv und ohne Fanatismus gemacht worden, ruhig, klar und überzeugend, und ich habe sie, indem ich sie einander gegenüberstellte, kontrollieren können.

Die Klagen richten sich hauptsächlich gegen die Besatzungsverhältnisse im allgemeinen, gegen die schwarze Schande sowie gegen die Separations- und Eroberungspolitik.

Die Besatzungsverhältnisse im allgemeinen

Daß die mehrjährige Besetzung des Rheinlandes zu einer Plage für das Land werden muß, ist selbstverständlich. Es besteht jedoch ein bedeutender Unterschied zwischen den

einerseits von den Franzosen und Belgiern und andererseits von den Angelsachsen besetzten Gebieten. Die Amerikaner sind allerdings wegen ihrer Rücksichtslosigkeit in der schwierigen Wohnungsfrage ungern gesehen, sie mischen sich jedoch nicht in die innere Politik des Landes und treten im Gegenteil in solchen Fragen auch gegen die Franzosen auf, wie z. B. in der Affäre Dorten. Am besten ist es, wie mir einstimmig bezeugt wurde, um das von den Engländern besetzte Gebiet um Köln herum bestellt. Während der ganzen bisherigen Besatzungszeit sind kaum ernstere Mißhelligkeiten zwischen den deutschen und englischen Behörden vorgekommen. Wenn auch die englische Garnison selbstverständlich nicht mit besonderem Wohlwollen betrachtet wird, so wirkt sie doch fast völkerversöhnend, besonders, wenn man die dort herrschenden Verhältnisse mit denen in den von den Franzosen besetzten Gebieten vergleicht. Den Engländern werden die Augen dafür geöffnet, wie sie durch eine gewissenlose Kriegspropaganda hinters Licht geführt worden sind, sie gewinnen durch eigene Anschauung und Erfahrungen eine ganz andere Auffassung von dem deutschen Volke. Die Deutschen wiederum schätzen das korrekte Auftreten der Engländer. Hier merkt man bei beiden Teilen eine wirkliche Rassengemeinschaft im Gegensatz zu der von den französischen Chauvinisten konstruierten kelto-fränkischen, von der die Deutschen gar nichts wissen wollen.

Es ist sehr schwierig, die genaue Zahl der französischen Truppen anzugeben, da diese als militärisches Geheimnis angesehen wird. Die Beamten, die mit den Angelegenheiten der Einquartierung zu tun haben, werden wie Spione bestraft, wenn sie versuchen, die Anzahl der Truppen festzustellen. Aus verschiedenen Tatsachen geht jedoch hervor, daß die Franzosen in dem von ihnen besetzten Gebiet gegen das entwaffnete Deutschland eine doppelt so große und vollständig ausgerüstete Armee halten, wie Deutschland vor 1914 innerhalb desselben Gebietes gegen Frankreich (ca. 135 000 gegen früher 70 000). Aus diesem Grunde reichen die für das deutsche Militär bestimmten Kasernen, Übungsplätze usw. nicht aus, und große Teile der Besatzungsarmee müssen anderweit einquartiert werden. So werden die Truppen außer in den Kasernen auch in den Schulhäusern und anderen Gebäuden untergebracht. Offiziere und Unteroffiziere werden in Privatwohnungen einquartiert. Da jedoch in diesem Gebiet, ebenso wie in allen anderen Ländern, große Wohnungsnot herrscht, wird diese durch die Einquartierung selbstverständlich katastrophal. Ein gut Teil der höheren Offiziere muß eine eigene Wohnung haben, und so werden die Besitzer von Villen massenweise einfach herausgeworfen und müssen sich ein Dach über dem Kopfe suchen, wo sie es finden. Hotels und öffentliche Gebäude werden für Wohn- und Expeditionszwecke gegen lächerlich geringes Entgelt requiriert. Die Behörden werden aus ihren Häusern herausgejagt und müssen sehen, wo sie sich provisorisch einrichten können; der Schulunterricht muß in engen ungesunden Lokalen oder im Freien abgehalten werden, wodurch der Unterricht wie auch die Gesundheit der Kinder leidet. Vielleicht am schlimmsten sind jedoch die Einquartierungen der Offiziere und Unteroffiziere in den deutschen Familien. Das in die besetzten Gebiete entsandte Personal setzt sich nicht immer aus erstklassigem Menschenmaterial zusammen, und auf jeden Fall ist die Auffassung des deutschen Quartiergebers in bezug auf Reinlichkeit und Sittlichkeit von der des französischen Quartiernehmers im höchsten Grade verschieden. Da beide Familien ein und dieselbe Küche benutzen müssen, kann man sich wohl denken, welche Konflikte entstehen. Und wenn es zu Konflikten kommt, so ist es natürlich immer die deutsche Partei, die vor dem französischen Kriegsgericht die verlierende ist. Einige besonders empörende Fälle sind mir von ganz zuverlässigen Personen erzählt worden. Auch der einfachste Zwist wird zu einer Verunglimpfung der französischen Armee aufgebauscht! — Oft werden die Familien durch die Einquartierung zersplittert, so daß ihre einzelnen Mit-

glieder sich an verschiedenen Stellen Unterkunft suchen müssen. Was die Unsittlichkeit betrifft, so tritt diese natürlich besonders bei der Einquartierung von unverheirateten Offizieren hervor. Als über empörende Fälle dieser Art Meldung erstattet wurde, erwiderten die französischen Behörden zynisch, daß diese Verhältnisse nur geändert werden könnten, wenn die Stadt auf eigene Kosten Bordelle für die Offiziere wie auch für die schwarzen Franzosen einrichtete! — Wenn man damit rechnen könnte, daß diese Zustände ein oder auch einige Jahre herrschen würden, und man die Aussicht hätte, nach kurzer Zeit von ihnen befreit zu werden, dann ließen sie sich leichter ertragen, doch diese Zustände sollen auf Grund des Friedensvertrages 15 Jahre währen, oder nach Ansicht der Franzosen so lange, bis die Deutschen alle die unmöglich zu erfüllenden Bedingungen des Friedensvertrages erfüllt haben, d. h. in alle Ewigkeit. Kriegsverhältnisse können nach ein paar Jahren die Nerven eines Volkes zerstören — wie wird es während eines endlosen Kriegszustandes damit bestellt sein?

Besonders für die kleinen Badeorte in den Rheingegenden sind die Verhältnisse unerträglich. Aus Einquartierungs- oder anderen Gründen sind in den weltberühmten Badeorten wie Langenschwalbach, Ems usw. Truppen (meist farbige) einquartiert worden. Abgesehen davon, daß diese kleinen Städte mit nur einigen tausend Einwohnern durch die Ausgaben für die Einquartierung, Bordelle, Übungsplätze usw. zugrunde gerichtet werden, so droht ihnen auch noch die Gefahr, daß sie ihren internationalen Kundenkreis auch für die Zukunft verlieren, da die Badegäste natürlich nicht gewillt sind, sich den Sommer durch die Anwesenheit der farbigen Franzosen und allem, was mit diesen zusammenhängt, verderben zu lassen.

Die Unannehmlichkeiten und Kosten, die die Städte zu tragen haben, erstrecken sich nicht nur auf die Einquartierung, Bordelle, Übungsplätze usw., sondern auch auf alle anderen Gebiete. Bei den oft vorkommenden Inspektionen muß der inspizierende General mit Pomp und Staat empfangen werden, es müssen französische Flaggen zu den Dekorationen angeschafft und die Asphaltstraßen mit Sand bestreut werden, damit der hohe Herr mit seinem Stab sicher auf diesen reiten kann. Diese aufgezwungenen Begrüßungsmaßnahmen werden dann von der französischen Presse als Beweis für das herzliche Verhältnis, das zwischen den französischen Truppen und der Bevölkerung herrscht, angeführt! — In den Theatern muß eine Anzahl Plätze bis kurz vor Beginn der Vorstellung für die Offiziere reserviert bleiben, was selbstverständlich große Verluste mit sich bringt. Die Theater werden auch für französische Gastspiele gegen eine Bezahlung requiriert, die nicht einmal den Kosten für Beleuchtung und Reinhaltung gleichkommt.

Um die Einquartierungsmöglichkeiten zu vergrößern, werden Milliarden für neue Kasernen und Offizierswohnungen geopfert. Außerdem werden Summen für eine Menge militärischer Anlagen, wie Übungs- und Flugplätze, sowie die Zerstörung altmodischer Festungen, vergeudet. In einer Stadt mußte die für deren Bedürfnisse notwendige Gartenerde für Übungsplätze geopfert werden, da kein anderes Land zur Verfügung stand. In Koblenz werden die in der Nähe der Stadt belegenen, aus alter Zeit stammenden und für die moderne Kriegführung vollständig wertlosen Forts unter Aufwand gewaltiger Kosten zerstört. Wenn nicht das amerikanische Sternenbanner vom Ehrenbreitstein wehen würde, so hätte diese alte malerische Burg das Schicksal der anderen Befestigungen teilen müssen, und die kommenden Generationen hätten eine neue Heidelberg-Ruine, ein Wahrzeichen französischer „Kulturarbeit" im zwanzigsten Jahrhundert, gehabt.

Die bedenklichste Erscheinung ist jedoch die Einwirkung auf die deutsche Gerichtsbarkeit und Rechtsmoral. Jeder Schwindler und Abenteurer kann sich unter französischen Schutz stellen und sich dadurch der deutschen Gerichtsbarkeit entziehen. Und Schwindler und zweideutige Existenzen gibt es überall, wo man Geld verdienen kann.

Diese zweideutigen Geschäftsleute bekommen von den Franzosen Export- und Importbewilligungen, die ehrenhaften deutschen Geschäftsleuten vorenthalten werden. Man kann sich eine Vorstellung davon machen, welche Möglichkeiten dadurch für lichtscheue Geschäfte entstehen, deren Betreiber für die Vertreter der Ordnung und des Rechtes unerreichbar bleiben.

Es ist der Bevölkerung verboten, ihre patriotischen Lieder zu singen oder die Flagge ihres Landes ohne nachgesuchte Erlaubnis zu hissen. Die deutschen Polizeibehörden werden gezwungen, gegen ihre eigenen Landsleute vorzugehen, wenn sie es wagen, die Lieder ihres Volkes zu singen! Beamte, die in solchen Fällen ihre „Pflicht" nicht tun, werden rücksichtslos bestraft, abgesetzt oder ausgewiesen. Die nationalen Farben und Lieder sollen vergessen werden — doch die Franzosen folgen hier, wie in so mancher anderen Hinsicht, einer falschen und unpsychologischen Taktik. Was vergessen werden soll, das wird desto treuer im Herzen bewahrt, bis der Tag der Befreiung kommt. Und er kommt.

Abgeordnete und Minister dürfen ebensowenig wie andere Bürger öffentlich ohne Zensur sprechen. Die Zeitungen des besetzten Gebietes wie auch Zeitungen von der anderen Seite des Rheins werden verboten, wenn sie den französischen Interessen abträglich sind.

Man mischt sich sogar in das Schulwesen. Hierüber und auch über andere derartige Zustände äußerte sich der preußische (mehrheitssozialistische) Ministerpräsident Braun in einer Interpellationsdebatte im Preußischen Landtag am 23. Januar 1922 wie folgt: „Fünfzehn Jahre soll dieses Gebiet unter dem Drucke fremder Militärbesatzung stehen. Wenn diese schon schwer zu ertragen wäre, wenn sie sich im Rahmen des Friedensvertrages hielte, so wird sie für die Bevölkerung unerträglich, wenn sie durch willkürliche Auslegung des Vertrages zu Gewaltmaßnahmen und Schikanen führt, wie dies besonders in dem von den Franzosen besetzten Gebiet geschieht. Viele dieser Maßnahmen atmen so wenig Völkerfrieden und Versöhnung, daß es einen, zum mindesten eigentümlichen Eindruck macht, wenn die Besatzungsbehörden nunmehr durch Untersuchungskommissionen feststellen wollen, ob der Schulunterricht in einem völkerversöhnenden Geiste geleitet wird, wie dies in der Reichsverfassung angeordnet ist. Auch ich wünsche, daß, ebenso im besetzten Gebiet, wie auch in allen anderen Teilen des Landes, die Jugend in den Schulen in einem völkerversöhnenden Geiste erzogen wird. Die Besatzungsbehörden, deren Maßnahmen gegen die Bevölkerung jeder Völkerversöhnung hohnlachen, haben durch dieses ihr Auftreten jedes moralische Recht verwirkt, derartige Forderungen zu stellen und die Durchführung derselben zu überwachen."

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in Finnland während der Bobrikoffschen Herrschaft persönlich kennen zu lernen. Ich finde nicht, daß dies von ganz Europa gemißbilligte russische Satrapenregiment in irgendeiner Hinsicht schlimmer gewesen ist, als das von dem in seinen eigenen Augen so hochstehenden Frankreich in den besetzten Gebieten geübte es ist. Mit dieser meiner Ansicht stehe ich keineswegs vereinzelt da. Ich möchte hier nur einige Worte eines früheren Alliierten Frankreichs hinzufügen. Der Amerikaner Pierrepont E. Noyes, welchem in seiner Eigenschaft als früherem Mitglied der Rheinlandkommission Sachkenntnis nicht abgesprochen werden kann, übt in einem Artikel in „The Nation" vom Januar 1921 eine vernichtende Kritik an dem französischen System im Rheinlande aus und äußert am Schlusse zusammenfassend: „Ich glaube, daß man im Rheinlande am allerbesten eine feindliche militärische Besatzung studieren kann, und ich kann auf Grund persönlicher Erfahrung bezeugen: sie ist brutal, sie ist herausfordernd, sie ist eine Fortsetzung des Krieges."

Die schwarze Schmach

Schon die Maßnahme, in einem Krieg zwischen weißen Völkern Schwarze zu Hilfe zu nehmen, war nicht nur unklug — sie war ein Verbrechen gegen die weiße Rasse. Dieses sowie andere Verbrechen wurden damit verteidigt, daß es ein Krieg zur „Verteidigung der Freiheit der Welt" war — und dazu waren alle Mittel erlaubt. Auf jeden Fall war diese Maßnahme der erste Nagel zum Sarge der weißen Rasse, was allen Einsichtsvollen klar sein dürfte. Die Schwarzen erhielten einen Einblick in die gegenseitigen Beziehungen der Weißen. Dieser neugewonnene Einblick wird ganz sicher ausgenützt werden. Außer ihrer Kenntnis von den Verhältnissen der Weißen lernten sie auch die Weißen verachten. Sie haben vielzuviel zu sehen bekommen.

Die Maßnahme beschränkte sich aber bedauerlicherweise nicht nur auf die Einmischung der Schwarzen in die Kämpfe der Weißen. Als der Sieg gewonnen war, wurde der Schwarze als Gefangenenwärter des besiegten Weißen eingesetzt. Was auch der Beweggrund zu dieser unfaßbar törichten und gemeinen Handlungsweise sein mag — sie ist auf jeden Fall eine Tatsache, mit der wir Weißen rechnen müssen.

Daß diese Maßnahme den Unwillen der ganzen Welt hervorrufen würde, war, aus allen Gesichtspunkten betrachtet, erklärlich und natürlich. Es wurde uns gelehrt, daß die schwarzen Völker in bezug auf Kultur weit unter uns stehen, und das ist ja auch eine unbestreitbare Tatsache, wenn wir uns auch in dem einen oder anderen Fall wohl etwas zu viel auf unsere hohe Kultur eingebildet haben. Aber diese, wenn auch hochstehenden Neger als Gefangenenwärter über Weiße anzustellen, muß das Solidaritätsgefühl der übrigen weißen Völker herausfordern. Als die Meinungsäußerungen der französischen Politik allzu beschwerlich wurden, suchte man die Kritik zu entwaffnen — nicht durch Entfernung der Schwarzen, was das einzig Richtige gewesen wäre, sondern durch Verbreitung bewußt unwahrer Nachrichten über die Angelegenheit, durch diplomatischen Druck und durch direkte Unterdrückungsmaßnahmen. Man versuchte teils das Vorhandensein der Farbigen im besetzten Gebiet, teils die ihnen zugeschriebenen Verbrechen direkt zu leugnen.

Daß Frankreich der ganzen Welt gegenüber seine Schuld zu verringern suchte, ist leicht zu verstehen. Weniger erklärlich ist es jedoch, daß die Unterdrückung so gut glückte.

Das Land, in dem der Unwillen gegen das schwarze Elend seinen stärksten Ausdruck gefunden haben dürfte, ist natürlich Amerika, wo man Neger, die sich an weißen Frauen vergreifen, nicht mit Samtpfoten behandelt. Dort wurden auch mächtige Proteste laut. Nach Angabe der tapferen Kämpferin gegen die schwarze Schmach, der Amerikanerin Miß Ray Beveridge (deren Tätigkeit in Finnland auf diplomatischen Druck hin untersagt wurde!), sollen jedoch nicht nur gewisse hervorragende deutsche Damen, sondern auch die Amerikanerin Mrs. Chapman Catt, der Staatssekretär Mr. Colby und der Chef der amerikanischen Truppen im Rheinland, Generalmajor T. Allen, erklärt haben, daß sie nichts von der Sache wüßten oder direkt Tatsachen geleugnet haben, indem sie behaupteten, daß das Ganze auf deutscher Propaganda beruhte.

Glücklicherweise haben sich nicht alle wie die Genannten verleiten lassen. Daß sich aber diese Personen so äußern konnten, ist unfaßbar. Mrs. Catt und Staatssekretär Colby, die in Amerika sind, können sich ja nur auf Berichte verlassen, und wenn diese irreführender Natur sind, dann ist ihr Auftreten in der Angelegenheit erklärlich, wenn man auch Grund zu der Bemerkung hat, daß sie eine so wichtige Sache hätten genauer prüfen sollen. Daß sich aber eine Persönlichkeit, wie General Allen, der die Dinge aus nächster Nähe beobachten konnte, verleiten läßt, ist unbegreiflich. Und wenn er sich auf die erwähnte Weise trotz seiner Kenntnis der Verhältnisse geäußert hat, dann heißt das, gelinde gesagt, seine Pflichten als Verbündeter zu übertreiben.

Wie in der Presse anderer Länder, so sah man auch manchmal in der schwedischen Presse Nachrichten von französischen Telegrammbureaus mit Dementis, betr. das Vorhandensein der Schwarzen usw. So wurde z. B. vor zwei Jahren mitgeteilt, daß sie zurückgezogen worden sind. In diesem Fall konnte ich, da ich gerade aus diesen Gebieten kam, wo ich die Verhältnisse untersucht hatte, in der Presse die Unwahrheit der Nachrichten konstatieren — in diesem wie in vielen anderen Fällen eine bewußte Unwahrheit.

Wenn es der französischen Diplomatie einige Male durch verschiedene Maßnahmen gewissermaßen glückte, Tatsachen zu unterdrücken, so gelang es glücklicherweise nicht immer.

Auf einer großen Versammlung in Stockholm im Mai 1920, auf der u. a. der franzosenfreundliche Staatsminister Branting und der schwedische Erzbischof sprachen, protestierte der Erstere gegen das Auftreten der schwarzen Truppen in den Rheinländern und konstatierte, daß Untersuchungen die Wahrheit der Anklagen bewiesen hätten.

Jedoch nicht nur auf neutraler Seite werden Proteste laut. Von den ehemaligen Alliierten Frankreichs hat u. a. der frühere italienische Ministerpräsident Nitti in seinem Buch „Das friedlose Europa" das Blatt vom Mund genommen und in diesem, wie in so vielen anderen Fällen, seinen Freunden, den Franzosen, die Wahrheit gesagt. Er äußerte u. a.:

„Als eine weitere Schmähung der Besiegten befinden sich Männer einer niedrigeren Rasse in den Okkupationsarmeen. Auf diese Weise waren und sind die kultiviertesten Städte Europas einer Negerherrschaft unterworfen, wodurch das größte Verbrechen begangen wurde. Die germanische Bevölkerung ist ohne Notzwang, aus der Absicht zu verletzen, physischen und moralischen Leiden unterworfen worden, die seit Jahrhunderten in zivilisierten Ländern nicht mehr vorkamen.

„Welche Gewaltmaßnahmen die Okkupationstruppen verübten, und welche Verbrechen sie begingen, ist ausführlich bewiesen worden, und jetzt sehen alle ein, daß die Okkupation keinen militärischen Zweck hat, sondern (wie die enormen Schadenersatzansprüche, die Beschlagnahme der Kohle im Saargebiet und die Zerstückelung Oberschlesiens) einzig und allein beabsichtigt, Deutschland bis zur moralischen Ermattung zu unterdrücken und dadurch sein Nationalgefühl und vielleicht auch die politische Einheit zu zerstören. Im Krieg können alle Gewalttaten und auch Grausamkeiten zwar nicht gerechtfertigt, aber doch erklärt werden. Wenn die traditionellen Gefühle getötet werden und kein Respekt mehr vor dem Leben des Nächsten besteht, erhalten alle Gewaltinstinkte freien Lauf. Es gab keinen Krieg, in dem nicht die tierischen Instinkte die Oberhand gewannen. Was aber jetzt im Frieden geschieht, hat kein Gegenstück in der modernen Geschichte. Seit Jahrhunderten hat sich kein europäisches Land mit solchen Verbrechen und Absurditäten befleckt wie die siegreiche Entente, die doch in der Stunde der Gefahr erklärt hat, daß sie den Sieg der Prinzipien der Demokratie und Freiheit wünscht. Das Kriegsglück ist unbeständig. Die Sieger von gestern sind heute die Besiegten. Wer kann die Zukunft voraussagen? Jetzt beging jedoch die Entente das Unrecht, den Sieg im Frieden mißbraucht und Gewaltmethoden angewandt zu haben, die die Zivilisation entehren.

„Die Wahrheit ist, daß Deutschland und die besiegten Länder, wenn sie einmal siegten, niemals solch absurde Gewalttaten verübten, die jetzt den Siegern jedes moralische Ansehen raubten. Und doch hatten sie während des Krieges gesagt (gemeinsame Erklärung vom 30. XII. 1916), daß sie „unis pour la défense de la liberté des peuples" seien."

Daß es auch Franzosen gibt, welche die Gefahr der schwarzen Schmach einsehen, beweist das Buch des französischen Obersten Gautier, „L'Angleterre et nous", das

Anfang 1922 erschien. In einem besonderen Artikel behandelt der Verfasser die Frage der schwarzen Okkupationstruppen, deren Verwendung er sowohl vom politischen wie vom humanitären Gesichtspunkt aus kategorisch verurteilt. „Seine Fehler zu bekennen, wenn man solche hat, ist beim Individuum wie beim Volk der schönste Beweis für Charakter und Seelengröße, besonders wenn man Sieger ist. Man soll es tun, teils des Prinzips der Wahrheit selbst wegen und teils deshalb, weil es besser ist, sich selbst anzuklagen, als von seinen Gegnern und Feinden angeklagt zu werden. Also, sagen wir es deutlich und ohne Umschweif, daß wir unrecht daran tun, schwarze Truppen im Rheinland zu halten."

Gautier betont ferner mit Nachdruck, daß Frankreich durch seine Kurzsichtigkeit daran ist, die Sympathien seiner besten Freunde zu verlieren, von denen er die Vereinigten Staaten, Italien und Schweden nennt, was einen erfreulichen Beweis dafür liefert, daß unsere Proteste nicht ungehört verhallten.

„Die Proteste der alliierten Freunde sollten den Franzosen zu denken geben, denn man hat niemals einer ganzen Welt gegenüber recht, und es ist töricht von uns, uns von allem außerhalb der Grenzen Frankreichs zu isolieren. Durch die schwarzen Truppen fügen wir unseren Feinden einen permanenten Hohn zu. Der Deutsche empfindet wie der Angelsachse eine angeborene Abscheu und Abneigung gegen den Neger, und obwohl wir selbst nicht dieselben Gefühle hegen, müssen wir doch in diesem Falle die anderer respektieren. Und ungeachtet unserer Toleranz gegenüber den Schwarzen, was würden wir selbst gesagt haben, wenn wir besiegt worden wären und die Deutschen unsere Städte mit Kaffern und Hottentotten besetzt hätten? Sind wir übrigens vor Deutschland in dem Grad sicher, daß wir uns erlauben können, für die Zukunft unnötigerweise Ursachen für Haß und Rache von seiten Deutschlands anzuhäufen?"

Es wäre für Europas Wohl von Vorteil gewesen, wenn in Frankreich mehr Männer der Ansicht des Oberst Gautier gewesen wären.

Ich habe durch zahlreiche Besuche in diesen Gebieten, zuletzt im vergangenen Sommer, versucht, die Verhältnisse festzustellen. Ein näheres Eingehen auf alle Einzelheiten würde hier zu weit führen. Ich muß mich auf die Konstatierung einiger Tatsachen beschränken.

Man versucht, wie oben erwähnt, auf französischer Seite zu behaupten, daß die farbigen Truppen gute Disziplin besitzen, und daß die Anklagen gegen sie übertrieben und Erfindungen der deutschen Propaganda sind. Ich wollte mich deshalb in dieser Beziehung selbst überzeugen und hatte auch unmittelbar Gelegenheit dazu. Kurz vor meiner Ankunft war anfangs Juni ein charakteristischer Fall vorgekommen.

Idstein ist eine kleine Ortschaft in der Nähe von Wiesbaden mit 3500 Einwohnern und ist mit einem Bataillon farbiger Truppen belegt. Am 12. Juni hatte sich dort ein junger Mann mit einem Mädchen verabredet, ein Tanzlokal zu besuchen. Als das Mädchen nicht an der verabredeten Stelle erschien, ahnte er Böses und erstattete bei der Polizei Meldung, die mit Hilfe eines Polizeihundes sofort Nachforschungen anstellte. Man fand die verstümmelte und mißhandelte Leiche des Mädchens in einem Roggenfeld und konnte mit Hilfe der Spuren unmittelbar feststellen, daß die Tat von mehreren Farbigen verübt worden war. Der Polizeihund verfolgte die Spuren bis zu der Kaserne der Farbigen, wo die Nachforschungen der deutschen Polizei aufhören mußten. Die Beweise waren aber doch dieses Mal so überzeugend, daß die französische Militärbehörde die Tatsache nicht ableugnen konnte. Nur einer der Verbrecher konnte bei dem Verhör identifiziert werden, und da man sich nicht anders aus der Sache ziehen konnte, wurde der Verbrecher als „schwachsinnig und unzurechnungsfähig" bezeichnet. Die Anständigkeit verbietet mir, zu schildern, wie das Mädchen vor und nach seinem Tod behandelt worden ist. Ich habe mit eigenen Augen die empörenden Photographien von

der Leiche gesehen, die aufgenommen wurden, bevor die Spuren verwischt werden konnten.

Es liegt kein Anlaß vor, anzunehmen, daß die unzähligen Fälle, die in den über die ganze Welt verbreiteten Büchern über die schwarze Schmach geschildert und aktenmäßig nachgewiesen worden sind, weniger wahr sein sollen als jener, den zu untersuchen ich Gelegenheit hatte. Sowohl unser eigener als auch ein ehemaliger italienischer Staatsminister haben die Zuverlässigkeit der Untersuchungen öffentlich bezeugt.

In jedem dieser vielen Fälle wäre in Amerika das Lynchrecht am Verbrecher angewandt worden — im unglücklichen Rheinland darf das Elend unter dem Schutze französischer Bajonette fortschreiten!

Ich habe während meiner Reise von zuverlässigen Personen zahllose Mitteilungen über direkte Verbrechen und die Folgen der schwarzen Invasion, wie Mulattisierung, Geschlechtskrankheiten usw., erhalten. Diese Zustände können aber auch in der reichhaltigen Literatur studiert werden.

Die Hauptfrage ist jedoch nicht, wie sich die Farbigen benehmen, und wie viele Verbrechen sie begehen. Das Verbrechen Frankreichs gegen die Zivilisation besteht darin, daß sich die Neger überhaupt als Gefangenenwärter eines hochentwickelten weißen Volkes dort befinden.

Frankreich hat jedoch seine Gründe dafür. Damit Frankreichs 40-Millionen-Volk seine Machtstellung, welche die imperialistischen Leiter und ihre chauvinistischen Anhänger fordern, beibehalten kann, muß es sich aus Mangel an eigenen Leuten auf seine unterworfenen schwarzen Völker stützen. Frankreich wandert denselben Weg, wie vor 2000 Jahren das römische Volk. Als dessen Kraft nicht mehr ausreichte, um die Herrschaft aufrechtzuerhalten, mußte es die Barbaren jener Zeit in seine Dienste stellen — mit der bekannten Folge, daß diese Völker die Herrschaft an sich rissen. Dieses Schicksal erwartet Frankreich, aber leider nicht nur dieses Volk, sondern ganz Europa. Die Schwarzen beginnen, ihre Bedeutung einzusehen. Sie haben Frankreich geholfen, seinen mächtigen Gegner zu besiegen, sie müssen jetzt als Gefangenenwärter dienen, sie fühlen sich als die Entscheidenden im Kampf zwischen weißen Völkern, sie dürfen ihre Gelüste an weißen Frauen befriedigen. Die großen Negerkongresse in London, Brüssel und Paris zeigen deutlich, wohin der Weg führt — und das wurde von solchen Kennern wie Norman Angell und E. D. Morel vorausgesagt. Sie prophezeien aus guten Gründen den Untergang der weißen Rasse, wenn die Macht von ihnen auf die von den Weißen selbst militärisch erzogenen schwarzen, braunen und gelben Massen übergeht. England hat die Wirkungen bereits zu fühlen bekommen, und die Franzosen werden es auch noch einmal erfahren. Die leitenden Franzosen sagen wie einst ihre Vorväter vor der Revolution: „Après nous le déluge."

Eines der Ziele der französischen Politik ist die Zersplitterung Deutschlands. Durch die bisher verfolgte Politik wurde jedoch das entgegengesetzte Ergebnis erzielt; das deutsche Volk ist in seinem Haß gegen den Erbfeind zusammengeschweißt worden. Dazu trug wohl in erster Linie die schwarze Schmach bei. Sie führte auch zu einer Verringerung des moralischen Ansehens Frankreichs in der Welt und zu seiner immer deutlicheren Isolierung in politischer Hinsicht.

Die französischen Separations- und Eroberungspläne

Die französische Politik ist seit den Tagen Richélieus und Ludwigs des XIV. stets imperialistisch gewesen. Napoleon trieb den französischen Imperialismus auf seinen Höhepunkt.

Die Bestrebungen zielten immer auf die Hegemonie in Europa sowie das Vordringen zum Rhein ab — einem Fluß, der tatsächlich rein deutsch ist und von seinen Quellen bis zu seiner Mündung durch Länder deutscher Zunge fließt.

Frankreich hat stets versucht, seine Eroberungspläne mit schönen Phrasen zu verkleiden, und wurde darin von seinen Freunden unterstützt. Es waren jedoch leere Phrasen, denen die Wirklichkeit nicht entsprach. Der Eroberung Elsaß-Lothringens durch Ludwig XIV. lagen keine ideellen Motive zugrunde — seine Réunionskammer ist weder von der unparteiischen Geschichtsschreibung noch von seinen eigenen Landsleuten als Sitz der Gerechtigkeit anerkannt worden. Über seine Politik äußert sich der Lehrer seiner Söhne, Bischof Fénelon, in einem Brief an ihn: „Mitten im Frieden haben Sie Krieg geführt und wunderbare Eroberungen gemacht. Sie setzten eine Réunionskammer ein, die gleichzeitig als Richter und Partei funktionieren soll; das bedeutet außer Gewalt eine Verletzung und Verhöhnung des Rechtes. Sie haben im Westfälischen Frieden zweideutige Ausdrücke gesucht, um Straßburg überrumpeln zu können. — Ein solches Verhalten hat ganz Europa empört und gegen Sie gesammelt." Und Fénelon ist unter den Franzosen nicht der einzige, der diese Politik verurteilt.

Ebensowenig lagen hinter Napoleons Heerzug durch Europa irgendwelche ideellen Beweggründe, das wagten nicht einmal seine wärmsten Verehrer zu behaupten. Machtgier und Imperialismus war es und nichts anderes. Europas Völker wollten sich jedoch dieser Gewaltherrschaft nicht auf die Dauer unterwerfen, sondern erhoben sich und sandten den Friedensstörer nach St. Helena.

Der allein mit Hilfe der gesamten übrigen Welt gewonnene Krieg hat bei den Franzosen nur die alten Gelüste erweckt, und die Imperialisten der dritten Republik treten in die Fußspuren ihrer Vorgänger unter der Leitung der Herren Poincaré, Foch, Maurice Barrès, Tardieu u. a. m. Für sie liegen Frankreichs Glück und Ehre ausschließlich in der Macht; sie haben aus Napoleons Schicksal keine Lehren gezogen. Sie sind verblendet durch die Phrasen und das Streben nach einer „prépondérance légitime", die von der übrigen Welt einer in der Bevölkerungszahl zurückgehenden, 40 Millionen zählenden Nation gegenüber den übrigen europäischen Völkern nicht zuerkannt werden kann.

Das Ziel und die Pläne der französischen Imperialisten kann man in ihren Brandreden in den Kammern und den Leitartikeln der französischen Presse studieren; der mangelnde Raum gestattet mir nicht, hier Auszüge als Beweise anzuführen. In konzentrierter Form kann man die Tatsache im Buch des Generalstabsmajors P. Jacquet „Le général Gérard et le Palatinat" studieren. Dieses Buch, das als Verteidigungsschrift für den zurückberufenen Gérard dienen sollte, ist in Wirklichkeit eine Anklageschrift gegen das französische System und wirkte durch seine Aufrichtigkeit so blamierend, daß es konfisziert und der Verfasser vor das Kriegsgericht gestellt worden sein soll. Das Buch enthält Verdrehungen der Verhältnisse, die als Fälschungen bezeichnet werden müssen. Es ist aber höchst interessant und stellt die französischen Eroberungspläne bloß. Wenn nicht die dargelegten Ansichten für Europas zukünftige Ruhe so verhängnisvoll wären, so würden die Ausführungen des französischen Majors in ihrem phantastischen Chauvinismus und ihrem kindlichen Mißverstehen der Verhältnisse beinahe komisch wirken.

Was man wünscht, glaubt man gerne. Die französischen Chauvinisten hatten die öffentliche Meinung in Frankreich bearbeitet, und als die französischen Truppen in der Pfalz und im Rheinland einmarschierten, bildeten sich die Leitenden ein, daß die Bevölkerung sie mit Begeisterung als Befreier vom preußischen und bayrischen Joch begrüßen würde.

Daß Zeichen und Voraussetzungen für einen gewissen Separatismus vorhanden waren, kann nicht bestritten werden. Daß die Rheinländer anderer Gesinnung als die Ostdeutschen — die von den Franzosen tief verachteten und gehaßten „Preußen" und Ostelbier — sind, ist unleugbar. Sie sind im allgemeinen demokratischer veranlagt und vor allem Katholiken. Die Erinnerungen aus den Tagen des Kulturkampfes leben

noch fort. Ganz natürlicherweise bestanden Verbindungen zu den westlichen Nachbarn, die jungen Mädchen der besseren Familien wurden oft nach Paris und Brüssel zur Erziehung gesandt.

Als der Zusammenbruch kam, wurden die Verhältnisse unsicher und verworren. Die Spartakisten herrschten in Berlin und München, was für die Rheinländer ebensowenig verlockend war wie die Schulgesetze des sozialistischen Ministers Hoffmann. Die Franzosen versuchten auf jede Weise, die Lage in ihrem Interesse auszunützen. Die Bewohner wußten, daß die französische Militärpartei mit Foch an der Spitze bei der Friedenskonferenz in Paris für die Rheingrenze als „Schutz für die Zivilisation gegen die Barbarei" arbeitete. Man kannte sein Schicksal nicht, und so konnten sich die französischen Locktöne Gehör verschaffen. Eine kräftige Agitation und „Kulturpropaganda" setzten ein. Die Separatisten in der Pfalz wurden organisiert und auf jede Art und Weise ermuntert, während die Vaterlandsfreunde mit allen Mitteln verfolgt und unterdrückt wurden. Eine von General Gérard einberufene „Notabelnversammlung", die zum Teil aus zweifelhaften Personen ohne jeden wirklichen Einfluß bestand, wurde gezwungen, eine im französischen Sinn gehaltene Resolution anzunehmen, die an die arbeitende Friedenskonferenz gesandt wurde, um sie in diesem wie in so vielen anderen Fällen hinters Licht zu führen. Jedoch gelang es dem tüchtigen Regierungspräsidenten von Winterstein, am 18. Mai 1919 eine wirkliche Notabelnversammlung aus gewählten Vertretern für Beamte, Arbeiter, Gewerbe, Handel und Industrie einzuberufen, die eine scharfe Resolution faßte, in der es u. a. hieß: „Mit aller Bestimmtheit betont die Versammlung die unlösbare Zusammengehörigkeit der Pfalz mit dem Deutschen Reich. Die Pfälzer wollen in dieser schwersten Stunde der Geschichte Deutschlands ihre Treue zum Vaterland beweisen." Das versetzte den französischen Bestrebungen einen schweren Schlag. Die Resolution wurde mit allen Mitteln unterdrückt und durfte in der Presse nicht veröffentlicht werden — aber sie existierte und zog ihre Wirkungskreise über die Machtsphäre des General Gérard hinaus. Von Winterstein und andere mißliebige Beamte wurden ausgewiesen. Am 1. Juni sollte die Republik ausgerufen werden, und der Leiter Haas und seine Anhänger drangen in das Regierungsgebäude in Speyer ein, wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Die so schlecht behandelten Herren mußten hinter französischen Bajonetten Schutz suchen. Trotz aller Mißerfolge arbeiteten die Franzosen weiter. Am 29. August wurden zwei Polizeibeamte, die das Postgebäude in Ludwigshafen bewachten, von Franzosen beschossen. Dieses Verbrechen wurde mit einem Generalstreik beantwortet, der dem finnischen Generalstreik während der Tage der russischen Unterdrückung glich. Er hatte auch gewissermaßen dieselbe Wirkung, und General Gérard wurde gezwungen, nachzugeben. Allgemeine Versammlungen wurden zugelassen, und eine Woge vaterländischer Begeisterung zog über die ganze Pfalz hin. Im ganzen Land wurden große Volksversammlungen abgehalten. Die Separatisten hatten ihre Rolle ausgespielt und ebenso General Gérard, der abberufen und für kurze Zeit durch General Mangin ersetzt wurde.

Im Rheinland entwickelten sich die Verhältnisse ungefähr ebenso. Hier waren der obskure Rechtsanwalt Dorten in Wiesbaden und Smeets die Werkzeuge der Franzosen. Gleichzeitig wie Haas in Speyer wollte Dorten in Wiesbaden die selbständige Republik ausrufen, und die Dortensche Regierung versuchte unter dem Schutz französischer Bajonette, sich im Regierungsgebäude festzusetzen. Den Vaterlandsfreunden gelang es aber, durch eine Hintertür in das Gebäude zu kommen, und die „Minister" des Herrn Dorten wurden ziemlich unsanft behandelt und danach zu ihren französischen Freunden hinausgeworfen. Die Ereignisse wurden mir von einem daran Beteiligten geschildert. Auch in Wiesbaden brach Generalstreik als Protest gegen die französischen Intriguen aus. Auch General Mangin hatte sich und die französische Politik kompromittiert

durch seine Zusammenarbeit mit zweideutigen Personen, um ein unmögliches Programm durchzudrücken, und er mußte später das Schicksal des General Gérard teilen und mit unverrichtetem Auftrag nach Frankreich zurückkehren. Er wurde später als geeignet für eine Entsendung nach Argentinien befunden, um Propaganda im Interesse Frankreichs zu betreiben, aber auch dort gelang es ihm nur, der französischen Sache durch sein unbeherrschtes Auftreten zu schaden. Die Südamerikaner sind viel zu gut unterrichtet, als daß sie der französischen Propaganda zum Opfer fielen.

Der oben erwähnte amerikanische Zivilkommissar P. B. Noyes erklärt in dem genannten Artikel in „The Nation" u. a., daß der Dortensche Revolutionsversuch nur so lange Erfolg haben konnte, wie er von französischen Bajonetten unterstützt wurde. Er hebt auch hervor, daß die Rheinländer im allgemeinen die Trennung von Preußen als den ersten Schritt zur französischen Provinz betrachten — und dabei wollen sie nicht mitwirken. Hierüber herrscht kein Zweifel, ich habe mich davon genau überzeugt. Die Franzosen versuchten in die Dortensche Angelegenheit auch die Amerikaner in Koblenz hineinzuziehen, wobei sie aber vom amerikanischen General auf das Bestimmteste abgewiesen wurden.

Da man also von den unmittelbaren und gewaltsamen Maßnahmen auf Grund hindernder äußerer und innerer Faktoren Abstand nehmen mußte, schritt man zu weniger herausfordernden Methoden, u. a. der sogenannten „pénétration pacifique". Mit allen Mitteln versucht man, die widerspenstigen Rheinländer zu beeinflussen, welche die hohe französische Kultur, die von den französischen Chauvinisten konstruierte keltisch-fränkische Verwandtschaft oder die gemeinsamen historischen Erinnerungen nicht schätzen wollen. Man gründet Zeitungen und Zeitschriften, die, da sie keine deutschen Abonnenten erwerben können, in großen Auflagen gratis verteilt werden und dem französischen Agitationsfonds große Ausgaben verursachen. Man eröffnet Leseräume mit französischen Zeitungen und französischer Literatur und ordnet Vorträge, Theatervorstellungen und Kunstausstellungen an. Bei meinem Besuch fand z. B. eine Gobelinausstellung in Mainz statt! Man versuchte sogar die vom Krieg her noch übriggebliebene, etwas veraltete Propagandaliteratur zu verwenden und sandte in das Rheinland Massen von Broschüren mit den bekannten Beschreibungen deutscher Greueltaten usw., um damit die Rheinländer „aufzuklären", eine Geschmacklosigkeit, die natürlich gerade die entgegengesetzte Wirkung hatte.

Um in die besetzten Gebiete auch wirtschaftlich einzudringen, errichtet man zahlreiche französische Banken und Handelskammern, die den Bedarf weit überschreiten, französische Privatgeschäfte werden geöffnet und französisches Kapital in deutschen Unternehmen plaziert; auf jede Weise sucht man Einfluß im deutschen Geschäftsleben zu gewinnen, wobei die Geschäftsmethoden oft nicht ehrlicher sind als die offiziellen politischen. — Französische Schulen werden errichtet, auch wo sie für die Besatzungstruppen nicht notwendig sind. Vor allem wird Mainz als eine Art kulturelles Zentrum versehen; dort wurde sogar eine Art Hochschule als Filiale der Straßburger Universität gegründet. Gelegentliche Sprachkurse werden überall abgehalten. Die Zeitungen werden gezwungen, dafür Reklame zu machen, und die Lehrer werden auf Kosten der Gemeinde einquartiert. Bei diesen französischen Kursen und Schulen werden auf französische Art die Terminabschlüsse mit allen Feierlichkeiten arrangiert, Vertreter französischer Behörden treten mit allem Glanz auf, halten schöne Reden und verteilen Prämien (französische Bücher und Propagandaliteratur). Man beschränkt sich aber nicht auf eine Belohnung der Schüler, sondern sogar die Eltern, die so entgegenkommend sind und ihre Kinder in diese Schulen schicken, erhalten Belohnungen! — Man versucht auch persönlichen Umgang zwischen Franzosen und Deutschen in die Wege zu leiten. Das wurde aber von deutscher Seite auf das Bestimmteste abgelehnt, solange sich farbige Franzosen in dem Gebiet befinden, solange die französischen Separations-

und Annexionsarbeiten fortgesetzt und solange die französische Militärherrschaft aufrechterhalten wird. Aber auch in anderen Fällen verhält sich die Bevölkerung in allem Wesentlichen gegenüber den Französierungsmaßnahmen ablehnend. Die von französischer Seite verbreiteten Nachrichten über die lebhafte Beteiligung an den Sprachkursen sind teils übertrieben, teils unwahr. Natürlich gibt es immer Leute, die Gratiskurse mitmachen wollen, und es gibt auch Leute, die mehr oder weniger national gleichgültig sind. Sobald aber die Bevölkerung die wirkliche Absicht dieser Sprachkurse erkannte, sank die Teilnahme auf ein Minimum. Kunstausstellungen und Theatervorführungen machten Fiasko, und es dürfte zweifelhaft sein, ob die großen Kosten dem Zweck entsprechen.

Wie oben erwähnt, stellten die französischen Chauvinisten viele Theorien über die Verwandtschaft und die historischen Erinnerungen auf, die ihrer Meinung nach die Franzosen und Rheinländer verknüpfen. Diese Theorien sind im allgemeinen höchst phantastisch (z. B. Maurice Barrès), und die Rheinländer verstehen sie richtig einzuschätzen. Die Verwandtschaft mit den romanisierten, gallisierten Franken wirkt auf sie nicht erbaulich, und das Wort „verwelscht" hat keinen guten Klang bei ihnen. Im Gegensatz zu den französischen Franken haben sie ihr Deutschtum, ihre deutsche Sprache und ihre germanische Kultur beibehalten. Sie wollen nicht verwelscht werden.

Die Franzosen und ihre Freunde in anderen Ländern betrachten es als ein Axiom, daß die französische Kultur die höchste ist. Sie übersehen dabei, daß der Wert einer Kultur nicht objektiv beurteilt werden kann. Jedes Volk oder jede Rasse schafft sich selbst die Kultur und die Religion, die ihm oder ihr paßt. So gibt es in Europa die drei großen Hauptkulturen: die romanische, die germanische und die slawische. Jede Rasse betrachtet natürlich ihre selbstgeschaffene Kultur als die beste und die am besten für sie passende. Wir Germanen wollen daher, mit aller Achtung vor der romanischen Kultur, nicht verwelscht werden. Wir behalten uns vor, selbst zu beurteilen, welche Kultur wir haben wollen, ohne daß sich jemand von außen her einmischt, die Franzosen mögen dann von unserer Kultur denken was sie wollen.

Was die „gemeinsamen historischen Erinnerungen" betrifft, von denen die Franzosen so viel Wesen machen, so ist das Gefühl der Rheinländer und Pfälzer auch dafür nicht besonders stark. Die Franzosen sprechen viel von den Wohltaten, die Napoleon und die französischen Revolutionsheere dem Rheinland erwiesen. Hierüber habe ich während meiner vielen Besuche und Reisen in diesen Gebieten niemals die Einwohner sprechen hören. Aber wohl hörte ich auf den Ruinen des herrlichen Heidelberger Schlosses die Meinung der Deutschen über die Heerzüge der Franzosen auf deutschem Gebiet, über die Kriegsführung Ludwigs XIV. und die Order an seine Generäle: „brûlez le Palatinat!" Diese Order wurde bekanntlich besonders sorgfältig ausgeführt, und außer dem Heidelberger Schloß wurden auch der Kaiserdom in Speyer, das Mausoleum über den Gräbern Rudolfs von Habsburg und der salischen Kaiser betroffen. Das Zerstörungswerk, das Ludwigs Mordbrennerscharen am Dom verübten, wurde von den französischen Revolutionstruppen, den Bolschewisten der damaligen Zeit, vollendet, indem sie das Grab Rudolfs von Habsburg plünderten, wie sie es auch mit ihren eigenen Königsgräbern in St. Denis taten. Ich habe in der Schatzkammer des Domes die Werkzeuge besichtigt, mit denen die Plünderung bewerkstelligt worden war. Sie werden dort mit anderen Reliquien aufbewahrt und wurden auch dem französischen Marschall Fayolles bei seinem dortigen Besuch gezeigt. Wenn man in Paris von ihrem Vorhandensein früher gewußt hätte, dann wäre wohl ihre Auslieferung zusammen mit der des Schädels des Negerkönigs und anderer „Trophäen" vorgeschrieben worden. Als ich an dem jetzt leeren Sarkophag Rudolfs von Habsburg

stand, fragte ich mich, aus welchen historischen Gründen dieses Grab in Frankreich liegen sollte.

Unzählig sind die Beweise für die Treue, welche die besetzten Gebiete dem gemeinsamen Vaterland bewahren. Die gewählten Vertreter des Volkes haben unzähligemal in feierlichster Form als den Willen des Volkes erklärt, daß der Zusammenhang mit Deutschland und Preußen aufrechterhalten wird.

Lloyd George hat im Frühjahr in einer Parlamentsrede seinen Alliierten gegenüber offen gesagt, „daß England eine französische Annexion der Gebiete am linken Rheinufer als ein Unglück für den Weltfrieden betrachten würde", was deutlich genug sein dürfte. Und Morgan hat im Namen Amerikas erklärt, daß für den Wiederaufbau Europas kein Geld gegeben wird, ohne die Garantie, daß die Franzosen von jeder weiteren Gewaltmaßnahme gegenüber Deutschland Abstand nehmen.

Aber Frankreichs Chauvinisten und Imperialisten ziehen in ihrer Verblendung die Teilung des Deutschen Reiches vor. In diesem Jahrhundert des Imperialismus, in dem Frankreich selbst einen großen Krieg zu dem angeblichen Zweck der Befreiung eines unterdrückten Volkes führte, wollen sie versuchen, 8 bis 10 Millionen eines hochstehenden, vaterlandsliebenden Volkes mit der ganzen Welt auf seiner Seite zu verschlingen. Es scheint jedoch, als ob die verantwortungsvolle französische Politik jetzt nach dem Mißlingen der Londoner Konferenz vor dem gefährlichen Abenteuer zurückschreckte. Die Zukunft wird das Ergebnis zeigen.

Das Saargebiet

Die Geschichte des Saargebiets ist ziemlich verwickelt, was eine natürliche Folge seiner Lage als Grenzland zwischen zwei rivalisierenden Großmächten ist. Jede von diesen stellt die historische Entwicklung von ihrem Gesichtspunkt aus dar. Hier ist nicht der Platz für einen Versuch, diese Darstellungen kritisch zu beurteilen. Deshalb nur eine kurze Übersicht.

Wenn man — wie die französischen Chauvinisten es tun — zur Verstärkung der historischen Ansprüche bis zur keltischen Zeit zurückgreift, so kann das ja ein gewisses kulturhistorisches Interesse haben, aber eine praktische Bedeutung haben diese vorhistorischen Untersuchungen nicht, u. a. deshalb, weil wir über die Verhältnisse in diesen entlegenen Zeiten jetzt nur sehr wenig Sicheres wissen. Gewiß ist, daß die jetzige Bevölkerung im Saargebiet deutsch ist und deutsch bleiben will.

Die deutsche Friedensdelegation in Versailles führt in ihren Erinnerungen zu den Friedensbedingungen an: „In Deutschland gibt es kein Industriegebiet, dessen Bevölkerung so wurzelfest, so einheitlich und so wenig „komplex" ist, wie die des Saargebiets. Unter dessen mehr als 850 000 Einwohnern gab es 1918 nicht 100 Franzosen. Seit mehr als 1000 Jahren — dem Vertrag zu Mersen im Jahre 870 — ist das Saargebiet deutsch. Gelegentliche Inbesitznahme von Frankreichs Seite durch kriegerische Unternehmungen wurde in jedem Fall nach kurzer Zeit durch Friedensschluß vereitelt. Während einer Zeit von 1048 Jahren hat Frankreich das Land zusammengerechnet nicht 68 Jahre hindurch besessen. Als im ersten Pariser Frieden 1814 ein kleiner Teil des jetzt geforderten Gebietes anläßlich der Grenzfestsetzung von Frankreich zurückbehalten wurde, legte die Bevölkerung den schärfsten Protest dagegen ein und forderte „die Wiedervereinigung mit dem deutschen Vaterlande", mit dem sie nach Sitten und Religion zusammengehörte. Durch den zweiten Pariser Frieden 1815 kam man diesem Wunsche entgegen. Seitdem hat das Land ununterbrochen zu Deutschland gehört und hat diesem Umstande sein wirtschaftliches Aufblühen zu verdanken. Auch heute ist die Bevölkerung ebenso deutsch wie vor 100 Jahren."

Die Franzosen haben nun nach der Okkupation mit allen Mitteln, durch Vertreiben der pflichttreuen Beamten und deren Ersatz durch ihre Werkzeuge, durch gewissenlose Unterdrückung der Presse, Drohungen und Lockungen, versucht, den Beweis für die Franzosenfreundlichkeit der Bevölkerung zu erzwingen. Hier erlaubt der Raum nicht, auf diese häßlichen Verhältnisse einzugehen. Diese können auf Grund von Dokumenten in dem deutschen Weißbuch über das Saargebiet studiert werden. Die Saarbevölkerung hat ihre Antwort gegeben durch wiederholte Resolutionen, die nicht unterdrückt werden konnten, durch ihren Protest beim Völkerbund und schließlich durch die Wahl zum Landtag. Nach meiner Erfahrung an Ort und Stelle ist die Saarbevölkerung ebenso zuverlässig deutsch wie die im Rheinland und der Pfalz.

Das Zustandekommen der Bestimmungen im Versailler Vertrag ist sehr mystisch und für diesen Vertrag charakteristisch. Nach der Schilderung von Tardieu, die wohl Zeugenwert hat, soll Clémenceau auf der Zusammenkunft am 28. März 1919, um Wilsons Bedenken gegen diese offenbare Vergewaltigung seiner „Punkte" zu zerstreuen, folgendes geäußert haben: „Es gibt in diesem Gebiet mindestens 150 000 Franzosen. Auch die Leute, die im Jahre 1918 an den Präsidenten Poincaré Adressen geschickt haben, haben für sich den Anspruch auf Recht. Sie wollen Deutschlands Recht beachten; das will auch ich (!!). Sie müssen indessen auch das Recht dieser Franzosen berücksichtigen, ebenso wie Sie Rücksicht auf Böhmens und Polens Recht genommen haben."

Was Clémenceau mit diesen 150 000 Franzosen und ihren Adressen meinte, hat man trotz genauer Untersuchungen nicht feststellen können. Von französischer Seite ist absolutes und bezeichnendes Schweigen gewahrt worden. Dies ist ein neuer Beweis dafür, daß der Versailler Frieden auf fauler Grundlage ruht.

Auf Grund der Bestimmungen des Friedensvertrages soll Deutschland 15 Jahre lang von der Regierungsmacht zugunsten des Völkerbundes zurückstehen, der im Lande eine Regierungskommission von 5 Mitgliedern einsetzen wird, von denen einer Präsident ist.

Der Präsident ist ein Franzose, der nicht einmal die Sprache des Landes beherrscht. Er hat öffentlich den Auftrag erhalten, das ihm anvertraute Land „in Frankreichs Interesse" zu leiten. Im übrigen besteht die Regierung aus einem Belgier, der natürlich den Interessen Frankreichs entgegenkommt, einem „Saarländer", dessen Ansehen bei seinem eigenen Volk dadurch charakterisiert wird, daß alle „Pfui!" rufen, wenn sein Name in einer Versammlung genannt wird, einem Dänen, Graf Moltke-Huitfeldt, der früher nur als Besitzer eines Rennstalles in Paris bekannt war. Dieser, der auf Grund seines Privatlebens keinerlei moralisches Ansehen genießt, ist zum Minister des Kirchen- und Schulwesens ernannt worden (!), für welches Amt er gleich ungeeignet wie untauglich ist. Schließlich gehört zu dieser merkwürdigen Regierungskommission ein Engländer (Kanadier) — der einzige in der Versammlung, der bei dem Volk einiges Ansehen genießt.

Punkt III der vom Völkerbundsrat herausgegebenen Instruktion für die Saarregierung lautet: „Die Regierungskommission hat keine anderen Aufgaben und Interessen als das Wohlergehen der Bevölkerung des Saargebiets."

Die Regierung soll bei Gesetzänderungen, der Einführung neuer Steuern usw. die Bevölkerung „hören". Das ist in gewissen Fällen geschehen, aber die Regierung hat nie die von der Bevölkerung ausgesprochenen Wünsche befolgt, sondern ihnen nur entgegengehandelt. Ihr ganzes Streben ist nur darauf ausgegangen, das Gebiet von Deutschland zu trennen und es Frankreich zu nähern, sowie das Eindringen des französischen Einflusses auf allen Gebieten zu erleichtern.

So ist eine besondere Eisenbahnverwaltung für das Gebiet eingerichtet worden, eigene Verwaltungsgerichte nebst einem höchsten Gericht in Saarlouis, dessen Präsident

der deutschfeindliche Schweizer Nippold ist, und dessen Richter aus verschiedenen Ländern genommen werden. Die bestehenden Rechtsverhältnisse sollen gelöst werden. Obwohl der Friedensvertrag die Errichtung einer besonderen Gendarmerie vorschreibt, ist bis jetzt in dieser Sache nichts geschehen, das Land wird vielmehr mit einer recht ansehnlichen französischen Garnison geplagt (nach Angabe zu Beginn d. J. 7000 Mann!), die wegen der großen Wohnungsnot für die Bevölkerung äußerst drückend ist. Gewiß heißt es, daß sie auf Frankreichs Kosten unterhalten werden soll (40 Millionen jährlich, die in dem verarmten Europa besser verwendet werden könnten), aber sie zwingt die hartbelasteten Gemeinden zu neuen Ausgaben.

Außer den politischen und wirtschaftlichen Maßregeln hat der im kulturellen Gebiet liegende Vorstoß gegen die deutschen Schulen die Bevölkerung erregt. Schon früher hatte man durch Einrichtung zahlreicher Schulen an Bergwerken und durch Unterstützung ihres Besuchs durch Kinder deutscher Eltern die Verbreitung der Kenntnis der französischen Sprache zu fördern gesucht. In der Saarpresse wurden die Pläne der Regierung wegen der Einführung obligatorischen französischen Sprachunterrichts in allen deutschen Volksschulen veröffentlicht. Da der Saarbevölkerung durch den Friedensvertrag das Beibehalten ihrer deutschen Schulen ausdrücklich zugesichert worden war, trat die Bevölkerung einhellig in scharfem Protest gegen diesen geplanten Vertragsbruch zusammen. Die Regierung dementierte sodann die Mitteilung und erklärte, daß nur ein freiwilliger französischer Sprachunterricht in Frage käme. Die Saarpresse hat indessen durch Abdruck der betr. Dokumente bewiesen, daß Pläne für die Zwangseinführung von französischem Sprachunterricht tatsächlich vorgelegen haben.

Auf die Unterdrückung der Pressefreiheit hat man u. a. durch Ausweisung unbequemer Verleger und Redakteure hingearbeitet. Andererseits werden französisch gesinnte Zeitungen hier wie im Rheinland unterhalten.

Am schwersten und wichtigsten ist die Valutafrage. Nach dem Friedensvertrage sollte die deutsche Mark als gesetzliches Zahlungsmittel beibehalten werden und der Frank zugelassene Münze sein. Die Regierung hat indessen mit allen Mitteln, sogar in direktem Widerspruch zu den Bestimmungen des Friedensvertrages, die Frankenwährung zu erpressen versucht. Diese verwickelte wirtschaftliche Frage kann hier nicht behandelt werden, ich kann nur konstatieren, daß die Maßregel gegen den Willen der großen Mehrheit der Bevölkerung getroffen ist. Selbstverständlich ist es leicht, in einer solchen Geldfrage sich einen Teil Anhänger zu schaffen, die persönliches Interesse an der Sache haben, und derartige Personen haben auch die Franzosen auf alle Weise gegen die Mehrheit der Bevölkerung ausgespielt. Das Eisenbahnpersonal wurde gezwungen, sein Gehalt in Frank entgegenzunehmen, obwohl bei einer Abstimmung sich dem die große Mehrheit widersetzte. Die Regierung mischte sich ungesetzlicherweise in die Verwaltung der Gemeinden, um diese auf denselben Weg zu zwingen. Die Geistlichen haben bis jetzt trotz ihrer notleidenden Stellung hartnäckig verweigert, sich zu beugen. Tatsache ist aber, daß man auf den Eisenbahnstationen im Saargebiet nicht mit der gesetzlichen Landesmünze, der Mark, bezahlen kann. Ich versuchte vergebens, in Saarbrücken meine Fahrkarte in Mark zu zahlen.

Die Geistlichen haben sich im übrigen auch geweigert, die französischen Separationsbestrebungen zu unterstützen. Die Franzosen versuchten, die kirchliche Versorgung des Saargebiets von Trier nach Metz zu verlegen. Sowohl die Geistlichkeit als auch der Bischof in Trier — für welchen Platz neuerdings ein vaterländischer Mann gewählt wurde — rieten auf das Bestimmteste davon ab, und der Papst konnte sich natürlich nicht zum Werkzeug für die imperialistische französische Politik hergeben, weshalb der Versuch mißglückte.

Die despotischen Maßregeln der Regierung, die alles andere als geeignet waren, das Wohlergehen der Bevölkerung zu fördern, zwangen diese, sich an den Völkerbunds-

rat zu wenden und ihr Mißtrauen der Regierung gegenüber vorzubringen mit dem Ersuchen, daß ihre Mitglieder nach Ablauf der Mandatzeit zurückberufen und durch Geeignetere ersetzt werden sollten. Die zynische Antwort war, daß das Mandat der jetzigen Regierung nicht nur erneuert, sondern sogar vertragswidrig auf zwei Jahre ausgedehnt werden sollte, sowie daß der Rat sein Vertrauen aussprach und erklärte, der Regierung Dank schuldig zu sein für die Art, in welcher sie ihre Verwaltung ausübte! Eine Deputation, welche die großen politischen Parteien, wirtschaftlichen Vereinigungen, die Arbeiter, den Handel und das Handwerk repräsentierte, brachte bei der Völkerbundsversammlung in Genf die Klagen der Bevölkerung vor und übergab eine Klageschrift, welche die Not des Saargebiets darstellte. Die Regierung versuchte in einem Bericht an den Völkerbundsrat, diese Deputation als eine Abordnung einzelner Parteien und Kreise der Bevölkerung darzustellen. Man kann, ohne zu übertreiben, sagen, daß die Regierung dem Rat einen wissentlich falschen Bericht einsandte. Dies Vorgehen der Regierung rief den Protest aller Kreisversammlungen sowie aller großen wirtschaftlichen und politischen Verbände hervor, die durch formelle, veröffentlichte Resolutionen erklärten, daß die Bevölkerung aller Kreise hinter der Deputation stand und sie als bevollmächtigten Vertreter der Interessen der Bevölkerung anerkannte. Natürlich wurden auch durch die französische Presse die falschen Angaben der Regierung über die Deputation verbreitet. Dies hat unter allen Umständen den Nutzen gehabt, daß Europas leitende Staatsmänner persönlich von den unhaltbaren Zuständen im Saargebiet Kenntnis erhalten haben. Ich habe persönlich von mehreren Mitgliedern der Deputation Mitteilung erhalten über ihren Besuch bei Branting, Nansen, Zahle, Motta, Sir Robert Cecil, Benesch usw. Sie sind von allen liebenswürdig empfangen und mit Interesse angehört worden. Als bei einer dieser Audienzen der Name des saarländischen „Kultusministers" (Moltke-Huitfeldts) erwähnt wurde, machte einer der erwähnten Herren eine Gebärde, die klar seine Ansicht über diesen Kultusminister zeigte!

Der Friedensvertrag enthält, wie erwähnt, die Bestimmung, daß das Volk gehört werden soll. Zu diesem Zweck sollte vom Völkerbund eine Art Vertretung eingerichtet werden. Ein Vorschlag wurde von der Regierung aufgestellt und beim Völkerbundsrat von einem — Chinesen vorgetragen, der seinen Fuß nie in das Saargebiet gesetzt und keine größere Ahnung von den Verhältnissen dort als wir von denen in China hatte. In seinem von diplomatischen und juristischen Spitzfindigkeiten wimmelnden Referat dürfte wohl nur die Unterschrift von dem Chinesen stammen, der Rest ist wohl auf andere Weise entstanden, wahrscheinlich im Regierungsgebäude in Saarbrücken. Vom Rat des Völkerbundes wurde der Vorschlag der Saarregierung angenommen. Gemäß diesem sollte die Vertretung des Saargebiets aus einem „Studienrat" und einem „Landesrat" bestehen. Das Erstgenannte soll wohl eine Art Erster Kammer vorstellen und hat u. a. zur Aufgabe, sich über die Anliegen zu äußern, die ihm von der Regierung übergeben werden. Diese ernennt die Mitglieder. Man kann deshalb von vornherein sehen, von welcher Beschaffenheit sie sein werden.

Der Landesrat soll die eigentliche Volksvertretung vorstellen. Sie besteht aus 30 Mitgliedern, gewählt von sogen. „Saarbewohnern", einer im französischen Interesse besonders geschaffenen Art von wirklichen Saarländern. Bezeichnend für diese „Vertretung" ist folgendes:

1. Sie ist zustandegekommen, ohne daß das Volk gehört worden ist, somit als ein despotisches Diktat, als einfache Anordnung.
2. Die Vorsitzenden werden von der Regierung unter den Saareinwohnern — auch außerhalb des Landesrats — gewählt, wodurch die Regierung sich die Möglichkeit gesichert hat, zu Vorsitzenden „geeignete" Personen zu nehmen, was innerhalb des vom Volk gewählten Landesrats vielleicht nicht möglich wäre.

3. Der Landesrat darf nur solche Sachen behandeln, die ihm von der Regierung vorgelegt werden. Besonders verboten ist es, sich über die Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags zu äußern, diese auf französisches Diktat vertragswidrig schon eingeführte „Rechtsordnung". Im übrigen bestimmt die Regierung, welche Beschlüsse für ungültig erklärt werden sollen!
4. Dem Landesrat fehlen alle Befugnisse, die einer Volksvertretung zukommen, wie das Vorschlags- und Interpellationsrecht.
5. Der Haushaltsplan des Saargebiets soll dem Landesrat „mitgeteilt" werden. Irgendwelchen Einfluß auf die Wirtschaft des Landes hat die Vertretung nicht.

Über diese Parodie einer Volksvertretung äußert der chinesische Referent viele schöne Worte, beispielsweise: „Ohne auf eine nähere Prüfung der einzelnen Bestimmungen einzugehen, muß ich den Geist freisinniger Auffassung feststellen, in welchem die Vorschriften abgefaßt sind, und ich zweifle nicht, daß meine Kollegen im Völkerbundsrat die Regierungskommission beglückwünschen werden, daß sie solche Grundsätze für die Zusammenarbeit mit der Bevölkerung im Saargebiet angenommen hat." — „Obwohl der Landesrat nicht das Recht hat, über den Haushaltsplan zu beschließen, scheint mir eine der glücklichsten Wirkungen der Verordnung die zu sein, daß die vom Volk gewählten Vertreter befugt sind, am Haushaltsplan des Saargebiets teilzunehmen, was bisher nicht der Fall gewesen ist!"

Vielleicht würden die Bestimmungen sich für chinesische Verhältnisse eignen. Für Europäer sieht die Sache anders aus, und die Saarbevölkerung hat bedauerlicherweise nicht dieselbe Auffassung wie der chinesische Referent. Alle politischen Parteien, mithin auch die Kommunisten und Unabhängigen Sozialdemokraten, die in der Frage des Frank und anderen Sachen den Franzosen in gewissem Grade entgegengekommen sind, die Verbände der Beamten und Arbeiter, die verschiedenen wirtschaftlichen Organisationen für Handel und Industrie, d. h. die ganze Saarbevölkerung, vereinigten sich in einem scharfen Protest gegen den Vertretungsvorschlag der Regierung.

Im Hochsommer fand die Wahl statt. Ich hielt mich zu dieser Zeit in diesen Bezirken auf und konnte der Entwicklung der Ereignisse aus nächster Nähe folgen. Die Wahl wurde die denkbar gründlichste Niederlage für die Franzosen und ihre Annexionspolitik. Und das trotz aller Ausweisungen und allen Imports französischer Beamten, trotz aller Manipulationen mit den Wahlregistern, in denen alle einflußreichen Franzosen mit der größten Genauigkeit aufgeführt, die Deutschen jedoch gestrichen wurden. Trotz all diesem bekamen die Franzosen nicht einen einzigen Vertreter!

Wo waren nun die 150 000 Franzosen Clémenceaus und Tardieus?

*

Ein freies und glückliches Volk ist die Saarbevölkerung früher gewesen, und das hat man unter die despotische und unberechtigte Herrschaft des Völkerbundes gebracht, mit der klaren Tendenz, es in französische Gewalt zu spielen. Ein Arbeiterführer sagte mir: „Wenn Frankreich wirklich wagen sollte, uns zu annektieren, so wird es damit einen Stein in den Magen bekommen, viel härter als es die Polen für die Preußen waren."

Die Zustände im Saargebiet sind nicht nur für den Völkerbund, sondern für Europas Zivilisation im 20. Jahrhundert eine Schande.

Der eventuell kommende Freiheitskampf dieses Landes wird einmal — ebenso wie einst der Finnlands gegen den russischen Druck — von der Sympathie der ganzen Welt begleitet werden.

Aus Pankrazens Hirtenleben

Erzählung

von

Hans Brandenburg

Zigeunerleben

Kaum war der Frühling gekommen, so trieb sich alljährlich ein seltsames Völkchen in den Wäldern und Dörfern herum. Es waren Zigeuner, die an irgendeinem Durchgangsort ihrer ewigen Wanderschaft überwintert hatten, aber unter dem ersten Strahl der wärmeren Sonne ihren Zugvogeldrang erwachen fühlten. Sie flochten Körbe aus jungen Weidenruten, Spänen und den Wurzeln der Kiefern, und Weiber und Kinder boten sie hausierend feil. Die Männer aber spielten abends in den Dorfwirtshäusern auf und verdienten sich damit ein Trinkgeld.

Man begegnete den ungebetenen braunen Gästen freundlich, aus Angst und nicht aus Liebe. Der seßhafte Bauer hegt ein unüberwindliches Mißtrauen gegen alles fahrende und schweifende Volk, und da er dessen Rache fürchtet, wenn er es abweist, Diebstahl und Brandschatzung oder gar Pferde- und Kinderraub nebst bösem Zauberspruch, so kauft er die angebotenen Waren und öffnet, wenn ein Dach als Herberge erbeten wird, ob auch ungern, Stall und Heuboden. In jedem Hause hat man die flachen Körbe jener Flechter und Hausierer, und man benutzt sie zum Tragen von Torf und Brennholz so gut wie von Feldfrüchten und Obst.

Pankraz sah mit freudig klopfendem Herzen, als er einmal abends austrieb, eine kleine Karawane drunten auf der Landstraße heranfahren, auf einem Nebenweg näher kommen und bei Pillach in den Waldrand verschwinden. Ein Gefühl, aus Neugier und Brüderlichkeit gemischt, lockte ihn unwiderstehlich, die Bekanntschaft der Zigeuner zu suchen. Sie wohnten und nächtigten, solange es ging, im Freien, in Steinbrüchen, Kiesgruben und Gräben, in Schluchten, Heuhütten und Wäldern. Da waren sie selbstherrlich und unter sich, brauchten keine Bauern um Unterschlupf anzubetteln und hatten keine Gaffer, Frager und Ortswächter um sich herum stehen. Erst die Müdigkeit des langen Sommers oder anhaltendes Regenwetter trieb sie in die Dörfer.

Der Hirtenbub wollte heut in seiner Hütte schlafen, was er gerne tat, besonders wenn er gerade einen unfreundlichen Quartiergeber hatte. Er wartete, bis Vieh und Pferde ihre gewohnten Plätze einnahmen und ruhig grasten, und stieg dann zum Walde hinunter, ein Bündel Weidenzweige, die er geschnitten hatte, unterm Arm und einen Kübel Milch, den er noch besaß, an der Hand. Denn er wollte sich mit Geschenken nähern, teils aus Geberfreude, teils aus Furcht, von der auch er nicht frei war.

Es führten an der Stelle, wo die Korbflechter verschwunden waren, seit langem zwei tiefe Radspuren ziemlich steil hinab in den Wald. Es war ein kurzer, alter Holzweg, jene waren längst überwachsen, aber das Gras in ihnen war heut, man sah es, von frischen Rädereindrücken niedergelegt. Pankraz konnte sie in dem

sonnigen Abenddämmer gut verfolgen. Büsche waren geknickt, Ranken zerrissen, und mit sichtlich genauer Ortskenntnis hatte man über Gestein und Wurzeln, durch Gründe und zwischen Bodenwellen genügend breite Bahnen zur versteckten Jagdhütte des Försters gefunden.

Zwischen den gewaltigen bemoosten Buchen und bärtigen Tannen, die um diese Hütte ragten, sah der Bub schon von fern durch Bäume und Gebüsch das Lager der Fremden. Der Wohnwagen mit seinen Fenstern und seinem zierlich ausgesägten Dachsims stand etwas seitab unter mächtigen Felsblöcken, die eine natürliche Nische bildeten, und über die längst der Wald geklettert war, und daneben, auf dem unebenen Steinboden mit den Vorderrädern höher als mit den Hinterrädern, stand ein zweiter, einfacherer Wagen, nur von einer Leinenplane überwölbt. Die Pferde waren ausgespannt und entschirrt, fraßen, tiefer in der Höhlung, vorgestreutes Heu und tranken aus einer Lache, die das von den Wänden rieselnde Wasser gebildet hatte.

Ein Feuer brannte zwischen der Felspartie und dem freien Platze vor der Hütte, wo sich eine Gruppe auf Decken und roten Kissen gelagert hatte. Der tiefe und mattflirrende Goldschein des Abends hing um das Gestein, aber er mischte sich mit den Flammen zu einem bunten Zwielicht um die Menschen und unter dem Laubdach. Ein Mann, auf dem Bauche liegend, warf Scheite in die Glut und murrte unzufrieden in einer fremden Sprache. Eine schwarze, üppige Frau schalt gereizt dagegen an. Sie ging in den Wagen, legte kleine Kopfkissen und Tücher zum Lüften und Trocknen in die offenen Fenster und hängte Windeln an die Wurzeln und aufwärts gebogenen Stämme, die sich aus dem Gestein klemmten. In dem Wagen quäkte ein Säugling. Sie nahm ihn heraus, setzte sich mit ihm auf das Treppchen, das von der Tür herabgelassen war, und reichte ihm die Brust. Ein etwas größeres Kind, schon dunkelhäutig und schwarzäugig, aber noch blondgelockt, kroch zu ihren Füßen am Boden, sein Höschen hing offen herunter, und der Flammenschein, der oft über Felsen, Pferde und Wagen zuckte, spielte auf seinem kleinen blanken Hinterteil. Ein zweiter Mann räkelte, in der Nähe des ersten, am Boden und rauchte eine Pfeife.

Das Dach des Blockhäuschens bestand aus kräftiger Fichtenborke und war, damit es der Sturm nicht abdeckte, mit Steinen belegt. Hinter ihm sah man durch eine kleine Lücke des Buchengezweigs, hoch über den Tiefen der von der Hütte abfallenden Waldachschlucht, den Turm von Raitenbuch im letzten Abendstrahl und darüber eine goldblaue Zacke des fernen Gebirges. Aus der Türe, auf die der Förster mit Kreide die Anfangsbuchstaben von den Namen der heiligen drei Könige, Caspar, Melchior und Balthasar, und die Jahreszahl gemalt hatte, trat eine zweite Frau, eine kräftige Gestalt in Männerhosen, die ebenfalls eine Pfeife rauchte. Sie unterschied sich durch Helligkeit des Haares, der Haut und der Augen von allen übrigen.

Drinnen mochte sie einen frisch gesammelten Vorrat von Ruten, Spänen und Wurzeln niedergelegt haben. Wenigstens warf sie ein Bündel mehreren größeren und kleineren Knaben hin, die hinter den Männern saßen und noch fleißig mit Flechten beschäftigt waren. Sie streifte mit dem Wurf, absichtlich oder unabsichtlich, dem rauchenden Manne den Kopf. Dieser sprang auf und begab sich in ein Handgemenge mit dem Weibe, wobei er schließlich unterlag. Es ging unter vielem Geschrei vonstatten, und die fremden Laute ließen nicht recht erkennen, ob der Kampf im Ernst oder Scherz geschah oder in beidem zugleich. Jedenfalls entfaltete der Mann danach ein ungestümes Wesen, lief überall herum, hantierte mit Töpfen und nassem Lehm, warf schließlich einen unbestimmten Klumpen ins Feuer, und auch in die übrige Gruppe kam größeres Leben.

Dabei konnte der in der Nähe beklommen lauernde Pankraz nicht länger verborgen bleiben. Er streckte, wie er entdeckt wurde, jenem eifrigen Manne Zweige und Milch entgegen und stammelte: „Da! Da! Das bring' ich!"

„Goldschatz!“ rief dieser nun auf Deutsch, „Kind Gottes! Habe ich nicht auf dich gewartet? Meine Alte will mich ins Dorf schicken, den da will *seine* Alte ins Dorf schicken, Milch und Eier zu betteln. Aber man ist den ganzen Tag auf den Beinen, man schneidet Zweige, man stiehlt Wurzeln, man führt die Schindmähren, daß sie in der Sonne nicht umfallen und krepieren. Und da wollen sich die lahmen Knochen endlich über den Boden verteilen, auch wenn sie der schlappe Magen nicht mehr zusammenhält. Oder soll ich gar heute noch den Bauern zum Tanz aufspielen und ihnen mit dem Fiedelbogen Feuer in die hölzernen Glieder kitzeln? Es ist ja alles nicht nötig: ich habe da einen vorwitzigen Igel, gut eingestrichen, ins Feuer geworfen. Wir werden ihm nachher die Ziegelschale, in der die Borsten eingebacken sind, von dem leckeren Kern herunterklopfen, du bringst ein Gemäße Milch — und da sollen zwei Familien nicht satt werden? Futter für die Körbe hast du ja auch gebracht, wenn auch nicht für die Futterkörbe!“ Und dabei schüttelte er sich vor prustendem Lachen.

Pankraz fühlte sich verspottet. Er verzieh es gerne dem Hunger seiner neuen Bekannten, mit dem er nicht gerechnet hatte, und lief plötzlich den Waldhang hinab, wo er wie ein Reh sogleich zwischen den Bäumen drunten verschwand. Nach einer längeren Weile kam er zurück und trug mit beiden Händen seinen Hut, der schwer von dicken Fischen war.

„Bist du des Teufels? Kannst du hexen?“ rief jener redselige Mann wieder, er rief es in einem Tone unverhohlener Bewunderung und klopfte dem Buben auf die Schulter.

„Ich habe sie in der Waldach drunten mit der Hand gefangen“, antwortete der bescheiden. „Es ist ganz einfach: man muß nur wissen, unter was für Steinen sie stecken, dann greift man rechts und links zu und schaut, daß man die Finger zwischen die Kiemen bekommt, damit sie einem nicht entgleiten können.“

„Dich können wir brauchen,“ sagte nun der andere Mann ruhig und in tiefem Baß, „bleib' du nur bei uns.“ Weiber und Kinder kamen heran, umringten den Knaben mit Worten voll Dank und Anerkennung, breiteten die Fische am Boden aus, und der Kriechling patschte, vor Vergnügen krähend, mit den Händchen drauf, daß sie tanzten und das Silber ihrer Schuppen blitzte. Der bewegliche von den Männern hob die Töpfe auf, die er hingeschmissen hatte, und füllte sie an der Lache, aus der die Pferde tranken, mit Wasser, er nahm ferner eine große Pfanne, der andere Mann schürte und speiste das Feuer, die Frau in den Hosen traf weitere Vorbereitungen teils zum Kochen, teils zum Braten, und die üppige, die den befriedigten Säugling in die Kissen warf, holte Salz, Butter und Brot aus dem Planwagen, während die Buben das Flechtwerk hinlegten und herumstanden, mit lüsternen Augen der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Da, in der festlichen Erwartung des Mahles, schreckten die Gesellschaft aus dem wachsenden Dunkel der Tiefe schwere Schritte, unter denen Reisig und Tannenzapfen krachten.

Es waren Trifter in hohen Wasserstiefeln und mit langen Stangen, mächtige Söhne des Gebirges, die so spät von ihrem mühsamen Tagewerk kamen, um in der Hütte ein paar Stunden zu schlafen. Auf der Waldach, wie auf den übrigen Gebirgsströmen, triftete man nach der Schneeschmelze das frisch gefällte Holz auf dem Wasser zutale, bis zu den großen Sägemühlen der Ebene. Es blieb nun überall, wo Hindernisse waren, zum Teil hängen, an Ufern und auf Sandbänken, in natürlichen Buchten und um Brückenpfeiler, und oft stauten und schachtelten sich die mächtigen Stämme in wilden und wirren Haufen übereinander. Jene Männer aber hatten die Aufgabe, stromabwärts gehend und oft tief im Wasser watend, sie wieder flottzumachen.

Den Gebirglern und Waldgängern war ein Abenteuer und ein unverhofftes

Nachtmahl im Walde durchaus willkommen. Sie wurden freundlich eingeladen und packten ihrerseits große Alpenkäse und Kruken mit Enzianschnaps aus dem Rucksack, um etwas beizusteuern. Pankraz, der gefeierte Hauptspender, durfte sich natürlich vom Mahle nicht ausschließen. Es sott und buk lustig über dem Feuer, das jetzt einzig noch den Wald erhellte, und bald gingen Fische, Brot und Käse herum, zum Teil ohne Teller und Gabeln mit griffesten Messern, Fingern und Zähnen in Angriff genommen. Und als letzter Leckerbissen wurde der Igel aufgespart, dem jedoch nur die Zigeuner selber zusprachen.

Daß Pankraz ein Hirtenbub war, hatte man gleich gewußt. Während der Mahlzeit jedoch forschte man näher nach seiner Herkunft, und die Zigeuner kannten alle den hinkenden Schuster. „Hat er uns, aus Angst, doch manchmal einen fetten Bissen vor das Feuer geworfen", sagte der Hauptsprecher. „Aber wir haben selber Schnurrhaare", fügte er lachend hinzu und zwirbelte sein Bärtchen.

Das eine der Pferde war unruhig. Nach dem Essen ging die Frau, welche die Männerhosen trug, zu ihm hin. „Die Winde plagen es", sprach sie. „Da muß ausgeräumt werden." Und sie fuhr mit der Hand dem Pferd in den Darm, das sich daraufhin reichlich entleerte und sich ruhig zum Schlaf hinlegte. Man kam auf Behandlung kranker Tiere, dann auf die Vorzeichen von Wetterwechsel zu sprechen, ferner auf die Stimmen der Tiere und ihre Bedeutung als Warnungssignale, und jene Frau wußte in alldem am besten Bescheid. Sie forschte Pankraz aus, was i h m wohl davon bekannt sei, und staunte, daß sie ihn nicht allzuviel mehr lehren konnte.

Dann griffen Männer und größere Buben zu Fiedeln und Gitarre, die Gebirgler sangen und jodelten zu der Begleitung, und der kleinste Zigeunerknabe, ein pechschwarzer, halbnackter Knirps, dessen einziges Kleidungsstück ein viel zu langes Beinkleid war, tanzte. Seine Füßchen drehten sich auf dem unebenen Boden über Moos und Steine wie auf glattgewichsten Fliesen, er hielt, rechts- und linksum schwingend, sicher das schwankende Gleichgewicht, bald halfen die Arme es auspendeln, bald flatterten sie frei, er sprang leicht und feurig hoch, und seine Hände fuhren flink an die Hosen, wenn sie zu rutschen drohten. Lesen und schreiben konnten die Kinder alle nicht. Zwar standen auch sie unter dem Schulzwange, aber bei ihrem unsteten Leben ließ sich dieser nicht durchführen oder die Durchführung nicht genügend überwachen. Pankraz mußte ihnen gleichwohl seinen Namen auf eine alte Zeitung schreiben, und sie bewunderten seine Kunst.

Der gesprächige Mann war der Gatte der behosten Frau, aber sie hatten keine Kinder. Diese gehörten vielmehr alle dem anderen Ehepaar, dem Ruhigen und der Üppigen. Die letztere betrachtete die Linien in Pankrazens Hand, sie legte ihm die Karten und prophezeite ihm aus beidem viel Glück und eine glänzende Zukunft für den Fall, daß er sich entschließen würde, bei ihnen zu bleiben und mit ihnen zu ziehen.

Sie schlugen ihm das nun im Ernste vor, und namentlich war der eine Mann dabei wieder der Wortführer. „Dein Alter ist schon ein halber Zugvogel, und d u mußt darum vollends von der Stange."

Seine Frau jedoch, Seffa genannt, fuhr dazwischen: „Laßt den Buben gewähren. Ich bin selbst vom Dorf und weiß nun, was das liederliche Leben bedeutet, seit mich deine brotlosen Künste, Violinspielen und Augenklappen, verführt haben, davonzulaufen, du dummer Hitzkopf, und mit euch herumzuvagieren. Heut schmisse ich dir längst am liebsten den Krempel vor die Füße, wenn ich nur irgendwo das kleinste Häusel hätte. Laß aber die Finger von dem braven Burschen, das rate ich dir. I ch habe die Hosen an."

„Ich habe auch welche an", erwiderte der Gatte kleinlaut und erregte damit ein allgemeines Gelächter, selbst bei den Triftern, die, wenn sie nicht sangen, meist schwiegen. Pankraz hatte durch die Worte der Frau Mut und Sprache zurück-

gefunden und erklärte: „Der Vater kommt immer wieder, und ich komme immer wieder zu ihm. Und wenn er nicht käme — ich bliebe doch bei meinem Vieh. Und ich werde nicht ruhen, bis ich selber einmal Kühe habe, und wenn es auch nur eine einzige ist."

„Bravo!" rief Seffa mit den Hosen. Und ein kräftiges Bravo wagten auch die Tristen.

Blaue Schatten woben zwischen den Stämmen, und eine erste Röte hauchte über die Gipfel. Das Feuer war knisternd niedergesunken, die Kinder lagen schlafend am Boden, ein Vogelzwitschern lallte durch die Kühle. Der ruhige der beiden Zigeuner verschwand im Wald, man hörte danach in dieser Richtung ein Klopfen und Sägen, und schließlich kam er mit frischen Kiefernwurzeln wieder. Er spaltete sie; die so entstandenen Bänder ließen sich, solange sie frisch waren, biegen und behielten dann, zu der Wölbung der Körbe verflochten, nach dem Trocknen ihre Rundung. Die Tristen waren auch in Schlummer gesunken.

Da nahte ein Schritt von einer anderen Seite, und plötzlich stand der Förster mitten unter der Gruppe, die Flinte über dem Rücken. Er stieß nach den schlafenden Tristern mit dem Fuß. „Auf! Zeit zum Arbeiten ist!" Und, zu den Zigeunern gewandt: „Packt euch, Gesindel! Da hab' ich ja eine saubere Gesellschaft in meinem Revier und vor meiner Hütte. Wer hat euch hierher geladen? Pankraz, was machst du hier? Und wo kommen die frischen Wurzeln her?"

„Die haben wir auf der Landstraße gefunden", antwortete der sonst so maulfertige der beiden Männer verlegen, als ließe sich eine dümmere Ausrede nicht finden.

„Nein, Herr Förster," fiel der ruhige ein, „die habe ich soeben in Ihrem Walde von Ihren Kiefern geschnitten."

„Glauben Sie ihm nicht", rief der andere. „Er will uns arme Leute ins Unglück bringen."

„Glauben Sie es wohl", sagte der ruhige. „Aber stehen Sie das nächste Mal früher auf, wenn Sie jemanden auf frischer Tat ertappen und den Zeugen machen wollen. Unbewiesene Straftat gilt nicht vor Gericht. Und Sie sind der letzte, der einem Zigeuner ein Haar krümmt."

„Landstreicher!" murrte der Förster nur noch in den Bart, warf die Flinte auf die andere Schulter und schritt in den Wald hinunter. Er hat ja recht, dachte er im Fortgehen, wer wird sich mit solchen einlassen?

„Nichts für ungut, Herr Förster", rief ihm die blonde Seffa noch nach und zündete sich mit einem Span am verglimmenden Feuer eine frische Pfeife an. „Vielen Dank fürs Nachtquartier. Und laßt Euch den Pankraz anbefohlen sein. Er ist die Perle von Lugenau. Und Unglück steht für Euch in den Sternen, wenn Ihr den Wackeren nicht schätzen lernt!"

Der Jäger und das Wild

Ein wenig abergläubisch, wie er war, versuchte der Förster vergeblich, den Abschiedsgruß der Seffa, die Warnung, die er enthielt, ganz in den Wind zu schlagen. Über die Bauern fühlte er sich erhaben, sie gingen ihn nichts an. Er rechnete sich mit dem Pfarrer, dem Lehrer und der Wirtin zu den Spitzen des Dorfes; jene, zu deren Meinung er meist hinneigte, obwohl er gerne seine eigene hatte, begünstigten den verachteten Knaben. Er selber hatte sich nie um ihn gekümmert; erst seit er gesehen hatte, daß der Schlingel es mit dem Zigeunervolk hielt, war er ärgerlich auf ihn. Der Vater des Buben war Pack, der Umgang des Buben war Pack — und Pack verlangte, daß er Pack „schätzen lernen" sollte. Warum nicht gar!

Der Mann hatte anderes zu tun. Er führte nämlich einen haßerfüllten Kampf,

wenn er ihn leider einstweilen auch nur erst im Verborgenen und ohne Erfolg führen durfte. Dieser richtete sich gegen den Pächter der Jagd in den weiten Gebieten, die an die Staatswaldungen, also an das Revier des Försters, grenzten und es zum Teil umschlossen.

Das war ein schnell und ohne eigene Tüchtigkeit reich gewordener Mann aus der großen Stadt, dem alles käuflich sein sollte, und der die ganze Welt für feil hielt. So hatte er sich auch die Jägerei gekauft. Und wenn er, als Pachtbesitzer einer Jagd, das letzte Stück Wildbret der Gegend abgeschossen hatte, so erwarb er die Rechte in einem anderen Gebiet, bis auch hier alles, was in Wald und Feld lebt und webt, kriecht und fliegt, Opfer und Beute seines nimmersatten Rohres geworden war.

Dergestalt hatte er nun die Gefilde um Lugenau inne. Man war allgemein schlecht auf ihn zu sprechen, aber auf die Menschen, und besonders auf den Bauern, macht ein großer Geldbeutel an sich schon fast immer Eindruck, und zumal, wenn er einem selber zugute kommt. Man ballt die Faust gegen den Reichen, aber nur im Sack, und nicht ohne daß sie dabei etwas Metallenes, Blankes umschließt, das jener hineingedrückt hat. Und der Lugenauer Jagdpächter bezahlte ja alles, er kaufte das Ei mitsamt der Henne, und den Flurschaden, den er oft genug anrichtete, ersetzte er mehr als reichlich. Er hatte Jäger und Hunde, ein großes Bauernhaus und immer eine große Zahl von Gästen, die das Vergnügen des Weidwerks genau wie er auffaßten, dessen Regeln genau wie er auslegten und genau wie er die Fluren unsicher machten.

Sobald die Jagd begonnen hatte, rückten er und seine Helfershelfer aus der Stadt an. Sie erlegten nicht nur einen Bock nach dem anderen, und wenn es der letzte des Revieres war, sondern sie verschonten auch die Geißen nicht, und wenn sie die Mütter von den Kitzen wegschossen. Das war dann Pech, Zufall, Verwechslung, oder es sollten angeblich zu viel Rehe vorhanden sein, obwohl sie in Wahrheit ausstarben. Sodann begab sich der Pächter mit Vorliebe dort auf den Anstand, wo das Wild aus dem Revier des Försters in das seinige hinüberwechselte. Er achtete dabei nicht immer die Grenze, ferner hatte er einen Hirsch vor dem Ende der Schonzeit geschossen, und dem Fuchs ging er nicht weidgerecht, sondern mit Gift zu Leibe. Den letzten Auerhahn knallte er vom Auberg herunter, es blieben nur zwei verlassene Hennen übrig, und der Förster spottete ingrimmig, jetzt könne jener den Gockel machen. Der Förster wußte das alles, aber nie hatte er, obwohl immer auf der Lauer liegend, den verhaßten Protzen, Pfuscher und Rohling auf frischer und strafbarer Tat ertappt, nie bekam er die Unterlagen für eine Anzeige zusammen, die Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, immer fehlte noch etwas am Nachweis eines von jenem verursachten Schadens, und war es auch oft nur das Tüpfelchen auf dem I.

Indessen, der Jagdpächter hatte noch einen zweiten Feind, ohne daß es der Förster wußte, einen heimlicheren und geschmeidigeren, einen, dem es zwar nicht um den Schutz von Vorteilen und vom Jägerhandwerk zu tun war, sondern dem nur die Liebe zur Kreatur im Herzen brannte, und der doch aus Selbstlosigkeit und Liebe bessere Waffen gewann als ein anderer aus Eigennutz und Haß. Das war der Hirtenbub vom Auberg.

Pankraz machte an den wenigen Frühlingstagen, die so heiß waren, daß er erst abends austrieb, seine alten Streifzüge. Er kletterte in den Gegenden bei Waldleiten oder Pillach in die Wälder hinunter an die Waldach, meist dort, wo sie unterhalb der Jagdhütte des Försters fließt.

Diese Wälder sind nur ein einziger viele Meilen langer, schmaler Streifen, sie sind nur die holzbewachsene, vielgewundene Furche des Flußtales, so im Gelände versteckt und versunken, daß man ringsum in den Dörfern und Grasauen ihre wilde, geheimnisvolle Welt meist kaum sieht und ahnt.

An beiden Ufern läuft ein Jägersteig, stundenweit stromab wie stromauf und nicht viel mehr als einen Fuß breit. Pankraz verfolgte denjenigen, der an *seinem* Ufer ging, den Fluß hinunter, wo dieser sich um den Auberg windet. Er führte zunächst baumlos durch einen Streifen Grasbodens, welcher Wald und Wasser hier trennte, und dieses Gras, hoch und scharf wie Strandhafer, schlug über den Füßen des Knaben zusammen. Erst bei einer Kehre des Flüßchens sprang der Wald bis zum Wasser vor, man ging nun, etwas vom Strand entfernt, zwischen hohen, lichten Stämmen, durch deren Zwischenräume seitwärts das gletschergrüne, weißgischtige Gestrudel blitzte.

Aber nun stieg der Weg empor, in den Fels des steilen Waldhanges gehauen und oft mit Stegen und Geländern an ihn geklammert. Oft ist er abgerutscht, so daß nur ein Balken oder zwei übrig blieben, die zu seiner Verstärkung dienten, und über die Pankraz balanciert. Oft versank auch diese Stütze, und dann muß der Bub halsbrecherisch ein Stück am Felsen hinklettern, mit Füßen und Händen Halt suchend, oder durch kleine Wasserstürze der niedergehenden Bäche waten oder durch Schlammfälle, in die er tief versinkt.

Manchmal hat er, höher gekommen, den steil absinkenden Hang des Bergwaldes zum Teil unter sich. Gemsen wurden hier schon beobachtet, vom Gebirg herüber verirrt, und der Hirsch nimmt diese Wände im Flug. Das Tal bildet einen tiefen, stein- und baumumtürmten Kessel, immer geht die laute Stimme des starken und schnellen Wassers mit, rauschend durch die endlose Rinne und all ihre Krümmungen gepreßt. Treppchen über Geröllhalden bauen sich aus einzelnen Blöcken auf, Stufen sind in Schiefer und quarzhaltiges und marmorbuntes Gestein gehauen. Blitz- und sturmgefällte Bäume sperren den Pfad; Stämme und wilde Wurzeln, verwittert, vermorscht und von Alter fahl, sehen aus wie gebleichte Mammutknochen.

Der Pfad sinkt und steigt, steigt und sinkt, über Brückchen, Knüppeldämme, Stämme und Steinplatten. Er zieht sich durch übermannshohes Schilf hin oder inmitten von Binsen, durch üppige Huflattichblätter, die, groß wie Karrenräder, ihn ganz überdachen und wie mächtige Lappen an die Beine schlagen, und zwischen Schachtelhalmen, verzwergten Überbleibseln der Urzeit, wo sie riesige Wälder bildeten, wie der Knabe, der das vom Lehrer weiß, schauernd gedenkt. In dem morastigen Boden sind die breiten Hufspuren der Hirsche deutlich sichtbar. Oben am Felsen wächst die Alpenrose.

Schließlich geht es wieder durch die Flußniederung, nahe am Wasser, hin. Aber diesmal läuft der Wald unmittelbar am Wasser mit. Er bildet hier, unterhalb des Eibenweges, der unsichtbar hoch droben geht, einen Hain aus Buchen, Tannen, Fichten, Erlen, Waldulmen, Eschen und Bergahornen mit bemooster, silbrig splitternder Rinde. Das Gras des Bodens ist fast so breit und dunkelgrün wie Schilf, von Maiglöckchen in Büscheln durchschossen. Und am Wege stehen große, dunkle Kornblumen, blüht Frauenschuh und die fremde, prunkende Lilie des Türkenbunds.

Hier hat Pankraz seinen Badeplatz. Er reißt rasch die wenigen Kleider von dem erhitzten und feuchten Körper. Der Strand ist neben dem dunkelgrünen, blanken Grasboden weiß von Sand, Kieseln und glattgeschliffenen Steinen, er heizt wie ein Rost die Zehen und nackten Sohlen, aber schon sitzt der Hirtenknabe auf einem Felsvorsprung. Unter diesem, in einer Vertiefung, steht das Wasser reglos wie ein grüner Eisblock und zerspringt blitzend, gleich Kristall, wie die Füße hineinfahren. Kühle strömt ins Blut. Pankraz tummelt sich in den firnklaren Wogen, er kugelt Kiesel, daß sie wie hohle Metallstäbchen Klang geben, und kämpft mit den diamantenen Stromschnellen. Dann legt er sich zum Trocknen in Gras und Blumen und raucht, um die Stechfliegen zu verscheuchen, gedörrtes Buchenlaub aus einer ausgehöhlten Kastanie und einem Schilfrohr.

Heut wanderte Pankraz schon nach kurzer Zeit wieder weiter. Er war bald in der Nähe der Höhlen und stieg zu ihnen empor. Hier lief über dem Flußtal, das sich an dieser Stelle stark verbreitert hatte, eine hohe Steinwand mitten durch den Wald, der seine Stämme von unten gegen sie drängte und über ihr wieder weiter bergauf klomm. Sie war gelb und roter Sandstein, oft mit anderen Gesteinsarten durchsprenkelt und von Algen, Moosen und Flechten wie mit Grünspan bunt überzogen. Baumkronen schmiegten sich an sie, Baumkronen schatteten über ihr, und Wurzeln hingen auf sie herab. An ihrem Fuße wand sich ein Steig hin, über Wurzeln und Blöcke und durch sandigen Schutt.

Ihre mächtigen Gebilde hatte in Urzeiten das durchbrechende Wasser geformt und ausgewaschen, das nun tief unter seinem gewaltsam gefurchten alten Steilufer sein selbstgegrabenes Bett durchfloß. Durch diese Spalten hatte es sich zischend gezwängt, diese Nischen und Klüfte hatte es gebrochen, um diese Buckel hatte es gewütet, in diesen runden Löchern hatte es riesige Blöcke wie Mühlsteine gedreht, diese Zacken und Glätten hatte es genagt, gerissen und gespült.

Aber welche Höhlungen taten sich auf! Aus ihnen war fauchend, Gift und Feuer speiend der Drache geschossen, so dachte Pankraz. Hier hatte der heilige Georg ihn bekämpft und getötet, nur hier, und nicht auf dem freien Platze mit dem Lugenauer Türmchen im Hintergrunde, wie es an der Decke der Kirche gemalt war. Allein auch Spuren von Menschenhand trug das Gestein, das sah Pankraz wohl. Oder waren sie von einer anderen Hand? . . . Dort führte der Weg wie durch Arkaden und Galerien, der durchbrochene Stein bildete Pfeiler, und diese sowie Wände und Decke zeigten sichtbar die Arbeit des Meißels. Trat man jenseits wieder ins Freie, so fiel ein Wasserstrahl von oben wie ein silberner Strang herab, und, rückwärts gewendet, überblickte man die bunte Felsfront inmitten des Bergwaldes und seines wuchernden Grüns.

Doch an vielen Stellen, wo der Pfad an ihr entlang lief, öffneten sich an ihrem Fuße schwarze Münder und Schlüfte, meist von herabgefallenen Trümmern und von Geröll zum Teil versperrt und vom abgebröckelten Sand halb verschüttet. Wo ein größeres Loch in die Tiefe führte, kroch Pankraz auf allen Vieren hinab. Drinnen konnte er sich aufrichten. Er zündete ein Streichholz an und beleuchtete damit die Wandung der großen Höhle, die wieder glatt ausgemeißelt war. Eine Öffnung wie ein Spitzbogen führte in eine ebenso geräumige Nebenkammer.

Was über Ursprung und Verwendung der Höhlen in Umlauf ging, war dunkel und widersprechend. Die einen wollten wissen, daß man hier die Steine zum Bau der Raitenbucher Klosterkirche gebrochen habe, obwohl der Berg nirgends abgetragen war und die Höhlenform nicht nach Steinbruch aussah, die anderen, daß die Klosterbrüder oder auch die Bauern in Kriegszeiten hier Unterschlupf gesucht hätten. Das mochte wohl wahr sein, dann aber hatten sie die Höhlen schon vorgefunden, denn das Ganze war nicht die schnelle und behelfsmäßige Arbeit von Flüchtlingen, die es schon in kurzem nicht mehr zu sein hofften. Es deutete vielmehr auf die Wohnungen vorgeschichtlicher Menschen hin. Oder war es anders? . . . „Die Teufelsküche“ nannten die Bauern diese größte Höhle. Und der Bub traute sich nicht, länger darin zu bleiben. . . .

Wie er wieder ins Freie gekrochen war und sich den Sandstaub von den Kleidern geklopft hatte, schien er einen Augenblick unschlüssig zu sein, ob er sich zum Eibenweg hinaufwenden sollte und auf dem Stufenpfade zur Waldbank auf der Höhe, um über die offene Gestrüpphalde heimwärts zu gelangen. Ein anderer Gedanke jedoch blitzte über seine Züge, und er stieg wieder zur Waldach hinab.

Dort führte, oberhalb des Hauptsteges, ein Brückchen über den Fluß, das, wie jener, meist von solchen benutzt wurde, die nach Reitling wollten. Pankraz aber ging

an der anderen Seite den Uferpfad in der Richtung heimwärts, also nun stromauf. Wenn man sich hier zurückwendet, sieht man den Auberg mit seinen Waldachhängen in seiner ganzen Großartigkeit, hinter welcher der Ehrberg, weiter stromab in der Ferne sichtbar, zahm und bescheiden verschwindet. Es sind mehrere Waldhäupter, darunter ein besonders steiler, bebuschter Kegel, eben jener, auf dem die Höhenbank steht. Felsige und schrundige Blößen hängen dort oben herab, dichtes Tannicht stürzt in spitzen Pyramiden drüben jach bis in den Fluß hinunter.

Der Pfad an diesem Ufer ist ähnlich wie der am anderen, und Pankraz kann die Strecke, die er auf dem Herweg zurückgelegt hat, jenseits zum Teil gut verfolgen. Hier geht es nur durch noch dichteren Wald, Farren fingern über die Wegränder, Holunder buscht sich über den Abhängen, ein Borkenhäuschen als Kastort für Holzknechte steht unter alten Buchen, und das Weglein wird zu einer engen Gasse, zu einem lauschigen Tunnel durch dichtgedrängte Stämmchen und Schößlinge, durch das Stangenholz einer neueren Pflanzung, durch eine „Jugend", wie man hierzulande sagt. Und plötzlich tritt man aus dem Dunkel hinaus auf die höchste Stelle, die ein Geländer nach der Tiefe schützt, in welcher sich die zornige Smaragdschlange des Flusses windet, während sich dahinter, hoch über den Bergwäldern, die blauen Gebirgsketten schwingen.

Pankraz kommt an den sogenannten Teufelssteg. Das ist eine beängstigend schmächtige Holzbrücke, deren Boden sich, vom Wasser aus nirgendwo gestützt, unter Wind und Wetter nach der einen Längsseite tief gesenkt hat. An der abschüssigsten Stelle wurde ein Teil des morschen Geländers fortgerissen. Der Fluß jedoch zwängt sich unter dieser Brücke abgrundtief und dunkelgrün durch eine Felsspalte und bildet in ihr einen wilden Strudel. Nur einige mutige Jäger und Waldarbeiter wagen sich über den tückischen Steg. Er schien sonst eigentlich keinen anderen Zweck zu haben, als durch sein schiefes Zeichen die verschollene Einsamkeit noch zu steigern.

Nicht weit von ihm blieb Pankraz stehen und äugte angestrengt zu etwas hinüber, das am anderen Ufer auf dem Boden lag und bei seinem Hinweg dort nicht gelegen hatte. Er verhielt sich völlig reglos, nur seine Augen bewegten sich hin und her.

Als er lange Zeit so gestanden hatte, trottete drüben ein Fuchs heran. Er schlich langsam in federleichtem Zotteltritt zwischen den Felsen, von denen sich sein samtiges Rotbraun abhob, während er die buschige Rute gemächlich nachschleifte. Dabei schnupperte er mit seiner spürig zitternden Nase an allen Steinen, über die seine Augen wie Edelsteine grüne Strahlen schossen. Als er sich jenem etwas genähert hatte und schon den weißen Blitz seines Gebisses entblößte, klatschte Pankraz in die Hände, und jener floh in sausendem Zickzack an der Felswand hoch. Der Schwung des Schweifes stob ein braunes Feuer.

Der Bub aber lief mit seinen bloßen Füßen über die windschiefen Bohlen des Steges, leicht und sicher wie ein Seiltänzer, und eilte zu der Stelle drüben. Er hob ein Stück rohes Fleisch vom Boden, hüllte es vorsichtig in Blätter und nahm es mit. Er blieb nun an seinem Ufer und stieg gegen Waldleiten hinauf.

Noch im Walde begegnete ihm der Förster. Der schäumte vor Wut, denn soeben hatte sein Hund, der schönste langhaarige Teckel, ein Tierchen, munter und beweglich wie ein Wiesel, zärtlich wie eine junge Katze, braun wie eine eben zeitige Haselnuß und weich wie ein Bündel Seide, etwas am Wege gefressen und dann bald unter Krämpfen und allen kläglichen Erscheinungen einer Vergiftung sein Leben aufgegeben.

Der Förster preßte den kleinen Leichnam an sich, und Tränen des Schmerzes und des Zornes tropften über seinen grauen Bart auf jenen hinab. Pankraz übergab ihm seinen Fund. „O, der Schuft, der miserable!" rief der Mann aus. „Der

Wilderer, der Henker, der Lumpenhund! Genau das hat mein Waldl gefressen, und beides lag in meinem Revier." „Wir werden ihn schon kriegen," flüsterte Pankraz, „verlassen Sie sich auf mich, Herr Förster."

Und damit wandte er sich eilig hangauf, um seine Herde auszutreiben, indes der Förster noch grübelnd stehen blieb, in der einen Hand das tote Hündchen, in der anderen den giftigen Klumpen.

Der reiche Jagdpächter aber ging an diesem Abend wie sonst auf die Pirsch. Er stieg auf den Gipfel des Aubergs, der zu seiner Jagd gehörte, und droben auf einen Jägersitz, der, am Westrande des guten Wiesenlandes, über einer Leiter im Gipfel eines Baumes hing.

Ärgerlich lauschte er auf das Läuten der Herde. Dieses kam zwar weit aus der Tiefe, allein er dachte an den Hirtenbuben. Der Jäger glaubte sich von ihm verfolgt und konnte ihm doch nichts nachweisen. Der vermaledeite Knirps schien überall zu sein. Hatte man eben einen Bock gestellt, so trieb der Kerl irgendwo in der Nähe des Waldes mit stürmischem Geläute das Vieh vorüber und verscheuchte das Wild. Saß man ruhig auf seinem Sitz, so kam er allein, scheinbar zufällig und sehr gelassen, vorbei, und man konnte doch nicht hinunterrufen, weil diese Störung noch schlimmer und vielleicht nicht, wie hoffentlich jene andere, wieder gut zu machen war. Hatte man den Anstand im Walde, so streifte er dort durch die Büsche, und schrie man ihn dann endlich doch zornig an, so tat er erschrocken und wieder so arglos und gleichmütig, daß man sich nur noch über sich selber ärgerte. Jener hatte dann bloß Reisig gesucht für ein Feuer oder sonst etwas zum Hüterdienst Notwendiges. Oder es hatte sich ein Stück Vieh gerade hierher verirrt und kam auch wirklich zum Vorschein. Dabei schien der Wald in der Nähe des Knaben verhext zu sein, Vogelrufe ertönten wie angstvolle Warnungsstimmen, der Fuchs bellte, der Dachs hustete, unerklärliche Schritte schlürften in ganz anderen Richtungen, und das Wild blieb vergrämt . . . .

Nicht lange, so ist es, als ob der Jäger ungeduldig oder unruhig wird. Er klettert vorsichtig die Sprossen hinunter und schleicht, die Büchse immer im Anschlag, durch das hohe, nasse Gras in den Waldrand vor, dort, wo sich dessen Böschung gegen den Staatsforst senkt.

Erste Dämmerung schleiert. Ein Stück der Waldach blitzt manchmal aus der Tiefe herauf. Der Jäger steht unbeweglich. Eine Baumkrone gipfelt im letzten Licht, dort fliegt ein großer Raubvogel an, man sieht, wie er die Klaue reckt gleich einer kralligen Hand, um den höchsten Ast zu umgreifen. Es ist ein jüngerer, verirrter Gebirgsadler, ein Tupfen der sinkenden Sonne tropft von dem sehnig gespreiteten Fittich. Soll man das Rotwild aufgeben und die Kugel der selteneren Beute gönnen? Aber, mit deutlichen Zeichen der Flucht, ist der eben erst niedergesessene Vogel verschwunden . . .

Der Jäger lauscht angestrengt. Ein Käuzchen wird unruhig, es ruft klagend, und anders als sonst auf seiner abendlichen Jagd. Plötzlich schreit ein Häher, und eine Rehgeiß flieht durch die Büsche, einer kleinen, dunklen Gestalt, wie Schutz suchend, gegen die Knie. . . . Schon ist der Schuß gefallen, es gab einen kurzen Blitz und einen lauten Knall. „Sakrament, Teufelsbub", ruft heiser der Jäger, denn das Reh sprang davon, und Pankraz liegt blutend am Boden . . .

Der Jäger läuft hin. Erschrocken, da er den Buben wie leblos sieht, nimmt er ihn hoch, lädt ihn auf die Schulter und steigt, auf die Flinte gestützt, mit seiner Last unschlüssig in der Richtung gegen Lugenau.

Hinter ihm versinkt mit seinem Wasser, seinen Höhlen, seinen Tieren und seinen Stimmen der Waldstreifen in Nacht, als wäre er nie gewesen.

Schützenfest

Der Zufall wollte es, daß der Mann mit seiner bedenklichen Jagdbeute vor dem Dorfe seinem Todfeinde, dem Förster, begegnete, dem ein unverhofftes und in seinem Schmerz gar nicht von ihm gesuchtes Weidglück in Gestalt eines kräftigen Bockes wenigstens ein Pflaster auf seine Wunde gedrückt hatte.

Der Förster erkannte im Halbdunkel nicht nur seinen Gegner, sondern auch sofort den Knaben, und mit dem geschärften Blick des Hasses den ungefähren Zusammenhang der Geschehnisse.

„Nun, Mörder meines Hundes," rief er mit verhaltenem Ingrimm, „also auch Menschenmörder?"

„Wegen Ihrer Beleidigungen, Förster, werde ich Sie vor Gericht belangen", schrie der andere. „Was heißt zunächst: Mörder meines Hundes?"

„Es heißt," entgegnete der Förster, gleichfalls mit erhobener Stimme, „daß Sie ein sauberer Weidmann sind und Gift legen, an dem glücklich mein Tier wie eine Ratte verreckt ist, Sie Held."

„Das ist eine unverschämte Verleumdung", brüllte der reiche Mann. „Aber ich streite mich nicht wegen solcher Lappalien und werde Ihnen großmütig das Vieh ersetzen."

„Das will ich meinen," lachte jener, „das versteht sich wohl von selber. Und Sie geben damit Ihren Bubenstreich zu. Was reden Sie also von Verleumdung? Wollten Sie vielleicht mit Ihrer Kugel einen einwandfreien Zeugen unschädlich machen, der dies in meinem Revier gefunden hat?" Und damit griff er in die Jagdtasche und hielt dem Pächter das Stück Fleisch unter die Nase.

„Was geht das mich an," meinte der, „wer in Ihrem Revier ein Stück Fleisch legt? Es wird wohl einer von Ihren Leuten gewesen sein. Oder vielleicht haben Sie selber auf dem Wege Ihr Mittagessen verloren. Aber was diesen Buben betrifft — Sie sind ein schlechter Menschenkenner, daß Sie glauben, ich würde den Nichtsnutz auf dem Buckel heimschleppen, wenn ich mich an ihm versündigt hätte. Ich erfülle nur eine traurige, aber fromme Menschenpflicht. Sein Alter, der Schuster, wird ihm zwar nicht nachtrauern. Aber wenn die Gemeinde einen Schaden zu haben glaubt, so werde ich ihn reichlich ersetzen. Der Unglückswurm lief mir vor die Flinte, als ich gerade auf ein Stück Wild angelegt hatte."

„Ersetzen! Ersetzen!" schrie der Förster. „Sie meinen, Sie könnten alles ersetzen, und nur Sie könnten durch niemanden ersetzt werden. Und es ist auch sehr zu hoffen, daß Sie nun endlich eine unersetzliche Lücke bei uns zurücklassen. Vor Gericht werde ich Sie gerne wiedersprechen. Und ich werde Sie wohl eher dorthin laden lassen als Sie mich."

In diesem Augenblick sprang Pankraz vom Rücken des Jägers herunter. „In Ihrem Revier, Herr Förster, wollte er eine Rehgeiß treffen und hat er mich angeschossen!"

Der Hirtenbub war im Walde mehr infolge des Schrecks als der Verwundung zu Boden gestürzt. Er hielt sich einige Sekunden lang für tot, aber als er merkte, daß das ein Irrtum sei, blieb er gleichwohl reglos liegen, um dadurch seinerseits dem Jäger einen schönen Schrecken ins Gebein zu jagen. Und wie er merkte, daß der ihn aufhub, ließ er sich das gern gefallen und dachte: Nun soll er mich wenigstens nach Hause tragen! —

Später hat der Förster eine mehrfache Anzeige gegen den Jagdpächter erstattet. Er hielt darin leider allzu hartnäckig an dem Verdacht auf Mordversuch fest oder zum mindesten an der Behauptung, der Mann habe aus Haß gegen den Buben, von dem er sich in seinem lichtscheuen Handwerk beobachtet, durchschaut und gestört sah,

diesen mit Absicht getroffen und ihn selber heimgetragen, um dadurch den begründeten Verdacht zu beseitigen. Da Untersuchung und Verhandlung nichts Derartiges ergaben, erschien der Angeklagte in allzu günstigem Licht, als sei vielmehr er zum Opfer eines blinden Hasses ausersehen, der ausschließlich die Anzeige des Försters in diesem und den übrigen Punkten diktiert habe. Auch das Giftlegen ward nicht bewiesen, und lediglich festgestellt, daß der Schuß, durch den Pankraz unglücklicherweise getroffen wurde, im Revier des Försters gefallen war. Hier indes schien dem Gericht nur eine kleine und durch den Umstand der Abenddämmerung halb entschuldigte Grenzüberschreitung vorzuliegen, die, als einziges erkanntes Vergehen des Angeklagten, mit einer geringen Buße geahndet wurde. So mußte der Förster auf einen großen Triumph vor dem Gesetz verzichten. Allein er erlebte dennoch eine Genugtuung. Der Jagdpächter wagte sich nach dem Prozeß, in welchem, von dem Förster und seiner zweifellosen Sicherheit aufgehetzt, auch die Bauern gegen ihn gezeugt hatten, nicht mehr nach Lugenau. Er verschwand sang- und klanglos aus diesem Jagdgebiet und tauchte auch in keinem anderen wieder auf. Sein Lugenauer Bauernhaus vertauschte er gegen ein Gut in einem anderen Teile des Landes und widmete sich dort der Kleintierzucht. Und der Förster erzählte am Biertisch immer von neuem mit Behagen, er habe erfahren, daß jener dort auf das edle Haushuhn und den echten Stallhasen pirsche. —

Der Jagdpächter fiel damals buchstäblich auf den Rücken, wie dieser so plötzlich von seiner Last befreit wurde. Er sprang zwar wieder hoch, starrte aber den Knaben wie ein Gespenst oder wie einen Teufel an, und erst, als er sich überzeugt hatte, daß er beides nicht, sondern nur der lebendige Pankraz war, brach er in die Worte aus: „Ja, du sakrischer Spitzbub, glaubst du denn, ich hätte dich zu meinem Vergnügen aufgesackt?“

Jetzt lachte der Förster aus vollem Halse, er lachte über das Hinpurzeln und das verdutzte Benehmen des Verhaßten, über seine dumme Frage und über Pankraz, daß der lebte, ja, obschon verwundet, jenem durch seine offensichtliche Verstellung einen Streich gespielt hatte und ihn nun seines Jagdfrevels überführte. Er hatte die Zigeuner vergessen, ihren Warnungs- und Prophezeiungsspruch und Pankrazens ihm noch vor kurzem unverzeihlich dünkenden Verkehr mit ihnen, und schloß den Knaben überwallend in die Arme.

Der Jäger aber machte sich mit einigen Schimpfereien und höhnischen Sprüchen wie: „Gleich und gleich gesellt sich gern“, „Hier ist Mitleid schlecht am Platze“ und „Ich hätte eher wissen sollen: Unkraut verdirbt nicht!“ aus dem Staube, er schlug sich querfeldein, und bald hatte ihn, da es nun vollends dunkel geworden war, die Nacht verschlungen.

Sofort untersuchte der Förster den Knaben, der stark am Oberschenkel blutete. Die Kugel hatte ihn glücklicherweise nur gestreift. Dennoch war es nötig, daß man die Wunde schon hier verband, daß man ein großes Taschentuch um das Bein wickelte, damit wenigstens das strömende Blut zurückgedämmt wurde. „Es war dein Glück, Pankraz, daß du dich von dem Halunken schleppen ließest. Jetzt mache i ch mit dir Huckepack.“

Allein der Bub weigerte sich standhaft, noch einmal getragen zu werden. Er versicherte, sich völlig wohl zu fühlen, und schritt tapfer an der Seite des Försters aus. Erst als ihm infolge des reichlichen Blutverlustes, den er hinter sich hatte, die Sinne schwanden, kam er dennoch auf die starken Arme seines Begleiters. Aber da merkte er es ja nicht mehr. Und er konnte sich später aus den ganzen nun folgenden Stunden nur noch ungefähr eines Traumes erinnern.

In diesem Traume hütete er wie sonst seine Herde. Die Weide indessen befand sich unterhalb der Höhlen und zog sich von ihnen bis zur Waldach hinab. Der Wald

war nicht mehr da, bis auf einige freistehende Buchen, deren mächtige Kronen, grüne Sommerzelte, breit den üppigen Grasboden überwölbten. Es war eine seltsame, feierlich einfache Landschaft, die bunte, zerklüftete Felswand droben ragte nackt in den Himmel, und Pankraz saß auf einem der Steinblöcke, die, ehedem herabgestürzt, vereinzelt in dem Grase zerstreut lagen. Eine große Stille herrschte, selbst die Glocken der Herde läuteten unhörbar, und nur das starke, immergleiche Rauschen des Flusses füllte die Luft. Die Augen der Tiere, alle auf den kleinen Hirten gerichtet, gingen oft in einen träumerischen Rehblick über, auch drehten und gabelten sich ihre Hörner manchmal für Augenblicke wie Geweihe, und aus den noch glatten Stirnen der jüngsten Rinder zuckten die Spitzen von Rehgehörn hervor, um gleich wieder zu verschwinden. Mit einem Male aber waren alle die Tiere, ohne daß der Knabe sich wunderte, in Rehe, Hirsche und Gemsen verwandelt. Weiteres Wild flutete in Scharen über die Felsen herab und vermehrte so die Herde, die sich teils in munteren Sprüngen erging, teils ruhig wie Kühe graste, teils an den klaren Wellen des Wassers trank und teils um Pankraz und seinen Sitz herum am Boden lagerte. Alle hatten sie an enzianblauen Halsbändern moosgrüne Glocken umhängen, deren Geläute dem Klang von Waldquellen glich und sich harmonisch mit dem Rauschen der Waldach mischte. Da kam aus der Teufelsküche der Jagdpächter gekrochen und gleichzeitig vom Fluß herauf mit seinem Dachshündchen der Förster gestiegen. Vor diesem bildete das Wild in Reih und Glied Spalier und öffnete ihm auf solche Weise eine Gasse, während es vor jenem zu einer dichten Wand zusammenrückte. Der Jagdpächter jedoch schlüpfte, immer in der gleichen kriechenden Haltung, in der er aus der Höhle geklettert war, unter den Bäuchen der Tiere weiter und lockte mit einem Köder in der Hand das Hündchen des Försters. Es schnappte lüstern danach, doch, statt zuzubeißen, fletschte es nur ein starkes und spitzes Raubtiergebiß und schlug zornig mit einer roten, buschigen Fuchsrute. Da das den Jäger nicht abschreckte, weiter sein Lockmittel anzubieten, kroch nun auch der Förster zwischen den Beinen des Wildes durch, packte den Gegner und wälzte sich mit ihm unter dem Bauch eines starken Rehbocks in einem erbitterten, stummen Ringkampf. Pankraz wollte ihm beispringen, allein der Bock hinderte ihn, indem er, ganz mit Art und Gebärde eines jungen, wilden Stieres, eine Angriffsstellung gegen ihn einnahm und ihn von unten her mit dem Geweih in den Oberschenkel stieß, immer in dieselbe Stelle. Eine kristallhelle Flüssigkeit ergoß sich aus der Wunde, um deren Ränder alsobald Thymian zu sprossen begann; sie schmerzte nicht, sondern erregte in Pankrazens Körper nur ein Gefühl immer größerer Leichtigkeit. Ein weiterer Stoß des Gehörns warf ihn wie einen Ball in die Luft, er flog — und sank dann auf die Wolken des Himmels nieder. Er lag auf ihnen wie auf Daunen, und es federte weich und nachgiebig unter ihm, sobald er sich ein wenig bewegte.

Pankraz erwachte. Und er ruhte wirklich in Wolken, nämlich zum ersten Mal in seinem Leben in einem richtigen weißen Bett, denn auch bei den Bauern schlief er immer nur auf einem Strohsack und unter einer farbigen Decke. Über ihm hingen zahlreiche auf Brettchen genagelte Geweihe, die Sonne schien zwischen Ästen und Zweigen eines alten Nußbaumes durch das offene Fenster herein, Lichter und schwankende Schatten spielten auf den blanken, zierlich gravierten Läufen alter Jagdbüchsen, die an den Wänden hingen. Und als nun gar aus einer Uhr ein Vogel sprang und mehrmals Kuckuck rief, glaubte der Bub sich bestimmt überzeugt zu haben, daß er noch träume, und schloß selig die Augen, um weiter zu erleben, wie schön es im Himmel sei.

Da aber trat in Pantoffeln und mit einer langen Pfeife der Förster aus dem Nebenzimmer. Er hatte den Hirtenbuben gestern abend gleich mit ins Forsthaus genommen und hier gebettet. Sein Pflegling rieb sich die Augen, erkannte ihn, fand

sich in die Wirklichkeit zurück und begriff auch langsam, wo er war. Er drückte sich nur tiefer in die Kissen, schloß von neuem die Lider und fühlte sich so stolz, glücklich und geborgen, wie noch nie in seinem Leben. Doch plötzlich fuhr er hoch und rief: „Mein Vieh! Mein Vieh! Ich muß sofort zu meinem Vieh!"

„Still, still, Pankrazl", begütigte der Förster. „Je ruhiger du dich hältst, desto eher kannst du wieder auf die Weide. Ich habe dafür gesorgt, daß dich ein anderer dort vertritt, solange du noch krank bist. Bald bist du wieder munter."

Ein schöner zweispänniger Wagen hielt vor dem Forsthaus, der Kutscher saß mit flottem Schnurrbart und schmucker Schildmütze auf dem Bock, und vom Trittbrett sprang ein feingekleideter Herr. Es war der Arzt. Der wohnte mit Frau und Kindern in einem der alten Klostergebäude in Raitenbuch, von Bildern und Büchern umgeben. Er kam weit und breit über Land und widmete sich bei Tag und oft genug auch bei Nacht mit strenger Sorgfalt und Treue den Kranken. Da er kaum freie Zeit hatte, benutzte er die weiten Wagenfahrten, um, in den Sitz zurückgelehnt, seine geliebten großen Dichter zu lesen, von denen er nur aufblickte, wenn er die Landschaft betrachten wollte.

Jetzt fühlte er dem kleinen Verwundeten den Puls, beschaute dessen Wunde und noch mehr ihn selber, mit klugen, blauen Augen, die durch blanke Gläser lächelten und öfter auch den Förster und die Wände des Zimmers streiften. Er fragte nach dem Befinden und mehr noch nach den einzelnen Umständen vor und bei der Verwundung und sah mit Behagen einen kleinen Dorf-, Wald- und Jagdroman entfaltet. Pankraz konnte die Ehre kaum fassen, von dem Herrn Doktor behandelt zu werden, und hätte sich ohne Besinnen das Bein von ihm abnehmen lassen. Es wurde jedoch nur frisch und kunstgerecht verbunden. Der Arzt erklärte jede Gefahr für ausgeschlossen und sagte bei Bettruhe und Pflege schnelle und sichere Heilung zu.

Allein der Kranke lag kaum eine Woche, als es ihn in dem paradiesischen Bett und Zimmer nicht länger litt. Er wollte und mußte zu seinen Rindern und Pferden zurück. Der Förster vermochte ihn auf keine Weise zu halten und konnte ihm nur, dies zwar ohne Mühe, das Versprechen abgewinnen, noch eine Zeitlang zum Abendessen zu kommen, wo es dann jedesmal Wildbret, Eier und Gemüse gab.

Pankraz fand seine Herde vernachlässigt und verwildert. Sie hatte sich an den stellvertretenden Hüterbuben nicht gewöhnt und begrüßte nun freudig ihren rechten Hirten, mit dem sofort ihr Gehorsam und ihr Wohlbefinden wiederkehrten. Dieser selbst erholte sich rascher in der Luft des Auberges als bei der besten Menschenpflege, und seine Wunde heilte, mehr als unter den Verbänden, am Strahl der Sonne aus.

Am nächsten Sonntag war Schützenfest, und der Förster nahm persönlich seinen Schützling mit dorthin.

Den Festplatz bildete seit alters eine Wiese, unter der halben Höhe des Aubergs und näher als die Viehweide dem Dorfe zu gelegen. Ihr Besitzer, selbst ein begeisterter Schütze, mähte ihr Gras vor dem Tage, obwohl die allgemeine Heuernte noch nicht begonnen hatte. Die Wiese senkte sich sanft den Hang hinab und war von jenen gemischten Baumsäumen umgeben, die hier vielfach, ehemals niedrige Grenzhecken, als hohe und dichte Tannen-, Laub- und Buschreihen die Felder durchwandern. Zwei Kegelbahnen waren aufgestellt, unter einer Eichengruppe war der Schenktisch errichtet, wo die Wirtin heut selber zapfte, während ihre Leute daheim bedienten, und ringsum standen Tische und Stühle, die man auf Wagen hergefahren hatte. Über dem Eingang aber, einer Lücke der waldhohen Hecke, wehte ein lustiger Wimpel von hohem Mast ins Land und grüßte ein Willkommschild mit bunt gemalten Schützenabzeichen.

Die Schützen waren, die Zimmerstutzen geschultert, mit Blechmusik an der Spitze, durch die Felder aufgezogen, lauter Burschen und, meist jüngere, Bauern der Gegend,

und waren von der Festwiese her mit Böllerschüssen empfangen worden. Von ihren grünen Hüten nickten Spielhahnfedern, Gamsbärte und Adlerflaum, Hirschhornknöpfe zierten die Joppen, die grellfarbigen Krawatten schlangen sich durch hörnerne Spangen, die das Bildnis des Königs trugen, an den Uhrketten hingen blitzende Festtaler, Denk- und Schaumünzen, Schießauszeichnungen und silbergefaßte Tierzähne.

Das Preisschießen war vorüber, bunte Scheiben waren reichlich erbeutet worden: Schildereien mit allerlei Jagdszenen, mit Hochgebirgslandschaften, mit balzenden Birkhähnen oder mit Wildenten, die aus Sumpf und Röhricht in Sonnenauf- und untergänge flogen, mit dem heiligen Hubertus und mit schmucken Sennerinnen; und der hölzerne Adler war in vielen Fetzen von seiner Stange heruntergeschossen. Der Förster, heut in seiner forstgrünen Galamontur mit dem Hirschfänger an der Seite, hatte als Vorsitzender des Preisgerichts, dem auch der Wirt und der Bürgermeister angehörten, an einem besonderen Tischchen seines Amtes gewaltet.

Schon zwischen das muntere Knallen dröhnte der Spundhammer, aber er klang noch fleißiger, wie nun alles dichtgedrängt an den Tischen saß, wo bisher nur die Zuschauer Platz genommen hatten. Auch Frauen und Mädchen mischten sich, Zutrunk und Bescheid tuend, unter die Sieger und Zecher, ferner alte Leute und fremde Gäste. Statt der Büchsen knallten jetzt die Kegel, die Musikanten bliesen ins schmetternde Blech, und jugendliche Spiele entfalteten sich auf dem grünen Boden, Blindekuh, Wett- und Sacklaufen und dergleichen mehr. Auf den Brettern eines Tanzbodens, der aufgeschlagen war, tanzten die Paare schwitzend in der Sonne, blitzblanke Jodler schlugen aus dem Getümmel in die Luft, unter dem Schuhplattler krachten die Bohlen, die Tänzer umwarben, indem sie taktmäßig in die Hände, gegen die genagelten Stiefelsohlen, an die Schenkel und auf die gamsledernen Hosenböden klatschten, ihre Tänzerinnen, die sich drehten, daß die Röcke wie Glocken und Teller um sie standen, und schwangen die Dirnen schließlich juchzend hoch. Und die tollsten Burschen gaben ein Solo zum Besten, gleichzeitig tanzend und Mundharmonika blasend, in immer rasenderem Wirbel, bis sie umzufallen drohten und dann doch noch zum Beschluß einen Luftsprung machten.

Der Hirtenbub saß an der Seite seines neuen Gönners, der in allen Tönen sein Lob sang. Die allgemeine Stimmung begünstigte Pankrazen plötzlich, zumal sein Vater glücklicherweise nicht zugegen war, da er heut wieder über Land zog; er wurde geradezu ein bißchen gefeiert, und der kleine Nichtschütze, sondern Angeschossene, bildete einige Augenblicke beinahe den Mittelpunkt des Festes.

Indes, ebenso schnell hatte sich dieses Interesse erschöpft; denn lagen den Dörflern Weidmannswerk und Jagdgeschichten trotz ihrem Zimmerstutzenwesen im Grunde nicht doch zu ferne? Diejenigen, die dafür wirklich Neigung hatten, mußten sie heimlich hegen. Das waren die Wilderer, allen voran der lange, hagere Guglbauer. Er war reich und trieb sein lichtscheues Jagdhandwerk also nicht aus Notdurft, sondern aus Leidenschaft und aus jenem häufigen Bauernstolz und -trotz, der nicht einsieht, daß ihm wohl das Pflanzenleben in seinen eigenen Wäldern und Feldern, das Tierleben aber nicht gehören, daß er vom Wilde nur den Schaden tragen soll. Weil er so viel Geld hatte, besaß er auch Macht und Einfluß, und er war obendrein gefürchtet. Frech und verschlagen, ließ er sich nie ertappen, mochten der Förster und seine Leute auch noch so viel Verdachtsgründe gegen ihn haben.

Dieser war es, der die erlahmende Teilnahme für Pankraz neu belebte, aber in einem verstohlen feindlichen Sinne.

Während des ganzen Nachmittags, soviel an Unterhaltung und Abwechslung er auch brachte, ging unentwegt das sogenannte Bockstechen weiter. Eine Papiertafel war aufgestellt, auf dieser war ein Ziegenbock gemalt und wie eine Schießscheibe mit numerierten Ringen versehen. Die Spielteilnehmer mußten mit verbundenen

Augen, eine Stange in der Hand, auf den Bock in drei Gängen losmarschieren und ihn innerhalb der Ringe zu treffen suchen. Es war ein großer Spaß, denn auf der ziemlich langen Strecke und bei dem unebenen Gelände, das namentlich an einer Stelle unmerklich abtrieb, verloren die meisten völlig die Richtung und stachen, fernab vom Ziel, in die Luft, selber höchst verdutzt, wenn man ihnen die Binde dann von den Augen nahm.

Der Weg der Bockstecher ging bei den Tischen vorüber. Der Hirtenbub folgte ihnen mit seinen Augen immer von neuem, es gelüstete ihn sehr, weniger nach einem der Preise, die auf einem Tischchen lagen, und an die er gar nicht zu denken wagte, als danach, seine Kunst zu erproben. Der Förster hatte ihm versprochen, drei Gänge oder auch sechs für ihn zu bezahlen. Und dennoch war Pankraz oft froh, daß jener es wieder vergessen zu haben schien. Wenn er sich nämlich vorstellte, daß er blind den Weg antreten und vollenden sollte, so schwand ihm vor den Blicken aller Menschen und vor dem Gelächter, das sich jedesmal erhob, wenn jemand das Ziel verfehlte, aller Mut.

Da sagte aber sein Freund auch schon: „Ja, was ist denn, Pankraz? Wollen wir nicht endlich den Ziegenbock erlegen?“ „Das ist nichts für den Buben,“ rief der Guglbauer, „geh her, stell' lieber die Kegel auf!“

Das war dem Pankraz aus den angeführten Gründen für den Augenblick wirklich lieber, zumal er es auch ohnehin mit Vorliebe tat, und er sprang auf den anbefohlenen Posten. Doch während er sich dabei eines Gnadenbeweises von seiten des mächtigen Bauern zu erfreuen glaubte, runzelte der Förster die Stirn. Es war ein Schlag gegen ihn, daß man den Buben, den e r ein wenig zum kleinen Helden des Tages machen wollte, zu kindlichen Handlangerdiensten berief. Die anderen am Tische empfanden das ebenfalls. Und so hatte es der Guglbauer auch gemeint. Der war gewiß dem Jagdpächter nicht grün, indes dem Förster genau so wenig, und am meisten wurmte ihn der naseweise Bub, der sich nun vielleicht auch anmaßen könnte, wie dem einen Jäger, so auch anderen auf die Finger zu sehen.

„Ich muß Ihnen offen sagen, Herr Förster,“ wandte sich der Bauer an diesen, wie Pankraz fort war, „daß man meiner Meinung nach nicht so viel Aufhebens von dem Buben machen dürfte. Auch ich gönne zwar dem protzigen Stadtfrack eine Lektion, aber wo soll das hinaus, wenn sich Kinder in die Angelegenheiten der Erwachsenen mischen?“

Dem Förster war schon während des ganzen Festes nicht so behaglich zumute, wie es doch den Anschein haben mochte. Er war Ehrenvorsitzender des Zimmerstutzenvereins, er mußte hier in Gala den Preisrichter machen und sich schön tun lassen, er konnte dem allen nicht ausweichen, allein es nagte an ihm, daß er dabei den Hanswurst abgab. Wohl glaubte er gern, daß die meisten Vereinsbrüder rechtlich und untadelhaft waren und das Spiel nur als Spiel betrieben. Aber die Seele des Ganzen steckte, ihnen unbewußt, ganz wo anders. Auf was deuteten denn diese Schießfreude und diese bunten Scheiben, diese Abzeichen, diese Federn, diese Wildzähne? Auf was anderes als auf das unausrottbare bäuerliche Wildererwesen? Das eben war heimlich Seele und Antrieb der ganzen Unterhaltung, die viel zu verbreitet war und sich viel zu harmlos gab und es zum Teil auch war, als daß der Förster sich dem entziehen konnte, sie mitzumachen und ihr gar Vorschub zu leisten.

Er hatte mit den Geschichten vom Jagdpächter einen Warnungszettel abgeben wollen an alle, die es anging, und er hatte den Buben in der Nebenabsicht gefeiert, mit ihm gleichsam einen Finger zu erheben. Man sollte wieder einmal sehen, daß seine Rechte und die des Gesetzes unvermindert gewahrt wurden, der Bub aber sollte als die Verkörperung des Geistes wirken, der die Wälder gegen Frevler und Eindringlinge schützt. Der Förster war innerlich geladen; mit dem vielen Bier, das er

scheinbar so gemütlich hinunterschüttete, goß er nur Öl ins Feuer. Und wie er nun sah, daß seine Herausforderung, und noch dazu von dem Verdächtigsten, verstanden, aufgenommen und erwidert wurde, schwoll ihm die Ader.

„Sie stehen längst obenan auf der schwarzen Liste", brüllte er den Guglbauer an. „Warum ist es Ihnen wohl nicht recht, wenn dem Buben die Ehre zuteil wird, die ihm gebührt? Weil Sie selber ihn fürchten! Weil Sie selber am längsten und meisten Dreck am Stecken haben!"

Er sprang auf, einige Umsitzende gleichfalls, man glaubte Schlimmes und Schlimmstes verhüten zu müssen. Aber der Guglbauer blieb sitzen und sprach seelenruhig: „Ich verstehe Sie nicht, Herr Förster, und glaube, daß auch kein anderer einen Sinn in den Worten unseres verehrten Herrn Ehrenvorsitzenden finden kann. Was macht das? Heut soll's fidel hergehen, und ich hoffe, daß auch uns anderen bald die Zunge ein wenig lallt. Prosit, Herr Förster!"

Und „Prosit, Herr Förster!" ging es fröhlich, laut und begütigend durch die ganze Runde der Tische, daß dem Ehrenvorsitzenden nichts übrig blieb, als wieder gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Nichts für ungut, Herr Förster", fuhr der freche Mensch fort. „Es scheint Sie beleidigt zu haben, daß ich den Buben aufstellen lasse. Das tut mir herzlich leid, und ich wollte gegen den wackeren Burschen an sich nichts gesagt haben. Komm her, Pankraz! Auch ich will dir drei Gänge im Bockstechen zahlen. Aber vorher sollst du dich an einer frischen Maß stärken. Der Herr Förster, unser hochverehrter Herr Ehrenvorsitz, er lebe hoch! hoch! hoch!"

Pankraz stimmte in das allgemeine Hoch harmlos und von Herzen ein. Er machte sich mit glänzenden Augen über den Maßkrug, und das ungewohnte Getränk fuhr ihm in die Beine. Darauf hatte es der heimtückische Spender abgesehen. „Platz, Platz für unseren braven Hirtenbuben!", rief er, damit dieser sofort außer der Reihe zum Stechen gelassen wurde. Er führte ihn an der Hand hin und verband ihm selber die Augen.

Der Knabe hatte plötzlich Mut, es würde ihn nicht gestört haben, wenn der König ihm zugesehen hätte. Doch o weh, seine Füße schwankten, wie er seinen Weg begann, und alle lachten über ihn. Dennoch traf er den Bock, ja, er traf mitten ins Zentrum.

„Brav, brav!" rief der Guglbauer wieder. „Aber einmal ist keinmal. Und Glück und Zufall allein schaffen's nicht!"

Der Bub hingegen stach auch das zweite und dritte Mal ins Schwarze. Mochte er stolpernd und im Zickzack gehen — sein Ortsgefühl und Richtungssinn, in den Wäldern und auf den Weiden des Aubergs tausendfach erprobt und geübt, ließen ihn nicht im Stich und waren stärker als der Dexterteufel in seinen Beinen. Das Lachen machte bewundernden Rufen Platz. „Hoch, Pankraz!" erscholl es über die Wiese. Er erhielt den ersten Preis, eine Uhr mit Kette. Bei ihrem Anblick wurde er wieder nüchtern, um sofort in einen neuen Rausch zu versinken, diesmal in einen Freudenrausch.

Die Schwammerl-Babett

Ein altes Weib kam zu allen Jahreszeiten nach Raitenbuch und auf den Auberg. Es war die Schwammerl-Babett, wie man sie allgemein nannte. Schwämme suchen bildete allerdings ihr Hauptgeschäft, sie nahm und sammelte indes auch alles übrige, was ihr im Walde zuwuchs: im Sommer, außer den Pilzen, erst Erdbeeren, dann Himbeeren und Heidelbeeren, dann Preißelbeeren, dann Brombeeren, im Herbst, der bei den letzteren schon begonnen hatte, auch Berberitzen- und andere Beerenzweige, im Winter Moos und Mispeln und im Frühjahr Enzian, Primeln, Schnee- und Maiglöckchen.

Das alles verkaufte sie in der großen Stadt, wo sie wohnte. Ziemlich in der Mitte des Steinmeeres, da, wo die Kauf- und Fremdenpaläste und, Zeile an Zeile, die Zinshäuser ragen, hatte sie rückwärts in einem Höfchen ihre Behausung. Dort grünte und fruchtete einst in einem Garten ein mächtiger Birnbaum, so alt, daß er noch wußte, wie alles ringumher Wiesen, Felder und Gärten gewesen war. Er war weniger hoch, als daß sich vielmehr sein knorriger Wuchs schon beinahe vom Boden aus in die Breite dehnte und sich mit Stämmen, Nebenstämmen und starken Ästen vielverschlungen gabelte. Er sah Häuser, Straßen, Stadtviertel wachsen und andringen, die näher rückende Steinflut drohte ihn zu verschlingen, und schließlich stand er nur noch in einem Schacht aus starrenden Wänden. Kinder turnten auf seinen Gliedern und gruben im Spiel zwischen seinen Wurzeln, die fast ebenso breit und reich verästelt wie seine Krone waren. Nur hier nämlich gab es noch natürlichen Boden, sonst würgte und drosselte ihn überall eine Decke aus Stein. Dann bauten sich die Kleinen Sitze und Zelte in die Zweige, die Erwachsenen machten Hütten daraus, und Bretter, Laufstege und Brücken liefen kreuz und quer. Der Baum starb allmählich ab, teils aus Alter, teils weil seine Wurzeln, die einen zu sehr bloßgelegt, die anderen unter Stein erstickt, keine Nahrung mehr fanden oder aufnehmen konnten. Aus den Hütten wurden Verschläge und Schuppen, Nägel und Pflöcke fuhren in das immer noch harte Holz, Wäscheleinen spannten sich zwischen den toten Ästen, während Kalk und Mörtel das teils natürliche, teils künstliche Gerüste und Gerippe zu stützen und zu versteifen begann und mehr und mehr in Wände verwandelte, in welchen man, um Licht einzulassen, viereckige Luken aussparte.

So fand die Babett, als arme Landstreicherin, wie sie einmal von Haus zu Haus zog, das Gebilde und nistete sich gegen Geld und gute Worte darin ein, von den lachenden Nachbarn neugierig beobachtet. Aber ehe die Polizei sie vielleicht vertrieben hätte, wandelte sie das Ganze eigenhändig in eine Behausung um, die, wenn sie gleich phantastisch blieb, doch nicht mehr beanstandet wurde. Sie flickte und erneuerte Bretter, schuf überall einen festen, ob auch oft wirr gestuften Boden, setzte alte Fensterstöcke und Scheiben in die vorhandenen und in neugebrochene Luken, verstopfte, verstärkte und dichtete die Wände, ziegelte und mörtelte weitere und schloß die Schächte und Löcher zwischen dem Wurzelwerk als kleine Kühl- und Kellerräume mit einer Falltür. Wenn sie nicht unter lebenden Bäumen ihre Nahrung und ihre Ware suchte, so hauste sie also in dem mehrräumigen und verwinkelten Geschachtel des toten, künstlich versteinerten.

In der ertragreichsten Jahreszeit fuhr sie mit ihren Körben und Säcken zwischen Stadt und Land ständig hin und her. Sie erschien dann meist einen über den anderen Tag auf dem Auberg. Die Nacht verbrachte sie in der oberen Raitenbucher Mühle, und nur wenn ihre Suche einmal zu unergiebig geblieben war oder wenn sich bei kühlem, trockenem Wetter ihre Beute genügend frisch zu halten versprach, blieb sie mehrere Nächte. Die Müllerin, eine Frau in reifen Jahren, mit ihrem schönen, braunen, wie holzgeschnitzten Gesicht und ihrer strengen, blitzsauberen Tracht eine Vertreterin des besten ehrlichen und menschenfreundlichen Bauernschlages, wie er den eigentlichen Stamm der Bevölkerung bildete, nahm das Weiblein aus Gutherzigkeit, und natürlich ohne Geld zu erheben, bei sich auf. Dabei war die Kost- und Quartiergängerin längst wohlhabend geworden. Allerdings häuften sich die Sümmchen nur zu einem so hübschen Alterspfennig, weil sie, unter dem Deckmantel der Armut, sparte und knauserte und sommers wie winters, bei Wind und Wetter die harte Arbeit nicht scheute.

Pankraz kannte sie schon lange. Und er schloß mit ihr ein Bündnis, als sie einmal gleichzeitig in der Mühle übernachtet hatten und in der Morgendämmerung zusammen auf den Auberg stiegen, er, um sein Vieh zu holen, und sie, um Schwämme

zu sammeln. Sie wuchsen dieses Jahr sehr zeitig, denn der Frühling war nicht zu kühl, nicht zu heiß und nicht zu trocken.

Die Babett wachte eigensinnig über ihre Plätze. Sie suchte immer wieder die nämlichen auf, meist versteckte und entlegene, die sie seit Jahren kannte. Die Bauern fahndeten nicht nach Pilzen, weil sie keine aßen, aber da war der Briefträger, der Lehrer, auch hier und da ein Fremder, die ihr ins Gehege zu kommen drohten. Darum ging sie vor Tag, um ihnen höchstens die Nachlese zu gönnen. Sie gönnte ihnen im Grunde freilich auch diese nicht und machte beim Heimweg ihre Runde noch einmal rückwärts, weil es ja da oft nach Stunden schon wieder frisch aus dem Boden schoß. Es galt, ihre Plätze niemals entdecken zu lassen, sich ins Gebüsch zu verkriechen, wenn jemand in die Nähe kam. Und wenn man dennoch ihre Bahnen kreuzte und auf ihrem Felde erntete, so zielten ihre Augen giftige, zornwütige Blicke auf den Eindringling. Mit schlohweißen Haaren, ob sie auch gar so alt noch nicht war, und mit krummem Rücken schlich sie durch die Wälder; ihre Finger krochen, ihr voraus, wie Wurzeln am Boden hin, und ihre graubraune Haut glich genau der festweichen Lederhülle der Schwämme.

Der Hirtenbub, der alles kannte, kannte auch die wilden, natürlichen Pilzbeete der Babett. Und er wußte auch noch andere, die niemand kannte, nicht einmal die findige, erprobte und waldheimische Schwammerlfrau.

Mit ihm mußte man sich gut stellen, ihm mußte man sogar — hol' es der Teufel! — eine gewisse Freiheit zugestehen, selber zu sammeln, oh, und auch zu verkaufen, ja, ihn mußte man als Mitarbeiter förmlich anstellen. Gegen Bezahlung! — so hatte das Weib in schlafloser Nacht unter schweren Seufzern herausgegrübelt und dabei im Dunkeln in ihrem abgegriffenen Geldsäckchen herumgefingert, bis sie Gewinn und Verlust lange genug gegeneinander abgerechnet hatte, um den letzteren verschmerzen zu können, da der erstere recht erklecklich blieb, wenn Pankraz während ihrer Runde eine andere machen würde. Bezahlte sie nicht, so fand der schlaue Bub bald nichts mehr, denn er besann sich dann auf bessere Abnehmer.

Dennoch hätte sie ihren Vorschlag nicht so schnell über die Lippen gebracht. Indes der Knabe bot sich ihr selber zur Hilfe an, und zwar ohne Nebenabsicht auf Gewinn. Da sie diese jedoch, von sich auf andere schließend, als einzige Triebfeder vermutete, rückte sie mit ihrem Geldangebot heraus und ärgerte sich, wie sie die völlige Überraschung wahrnahm, mit der jener denn doch freudig darauf einging. Er sah nämlich eine Gelegenheit, sich auf diese Weise Geld für ein Feiertagsgewand zu seiner gewonnenen Uhr zu verdienen und zusammenzusparen, damit er dann, mit beidem geschmückt, würdig in die Kirche gehen könne. So wurde er der Gehilfe des Schwammerlweibes und blieb ihr als solcher auch treu, als er noch andere und weit freigebigere Käufer fand. Das war zunächst seine Taufpatin, die Wirtin, die ihn reichlich bezahlte, und bald noch ein anderer.

Der Maler, der diesen Sommer wieder am Auberg verbrachte, ärgerte sich über die alte Waldhexe und den Hirtenbuben. Zwar hatte er die beiden Naturwesen auch wieder gern, aber er war ein leidenschaftlicher Pilzfreund, und sie brauchten denn doch nicht zu glauben, daß sie die Wälder und ihren frei für jeden wachsenden Ertrag allein gepachtet hätten.

Eines Morgens stieg er wie so oft zu Berg; Feldstuhl, zusammenlegbare Staffelei und ein mit Leinwand bespannter Rahmen schauten ihm aus dem Rucksack. Er war heut besonders früh aufgestanden, um vor der Arbeit noch Schwämme zu suchen. Schon von weitem sah er den Hirtenbuben und wurde auch von ihm gesehen. Der schlenderte laut singend und pfeifend dahin, und so hoffte der Maler ihm desto sicherer entgehen zu können, indem er sogleich im Walde verschwand und sich unsichtbar aus der Richtung der Töne möglichst entfernte.

Allein plötzlich stand Pankraz vor ihm, wie aus dem Boden gewachsen, und sprach ein freundliches „Grüß Gott."

Da er nun schon einmal da war, ließ sich der Maler die Störung nicht anmerken und sagte: „Nun, gibt's Pilze?"

„Pilze? Pilze?" fragte der Kleine mit dummem Gesicht und fuhr nach einer langen Pause, als könnte er nur langsam und mühsam begreifen, fort: „Sie meinen, ob es Schwämme gibt?"

„Gewiß, Pankraz."

„Nein, Herr Maler" — Pankraz behielt die dumme Miene, die halb verstockt, halb traurig aussah, und kratzte sich hinter dem Ohr — „man findet schwer welche. Sehr wenige nur. Jetzt überhaupt keine."

Der Maler lachte. „Komm, Pankraz. Führ' mich zu deiner Herde und trag' mir ein wenig das Gepäck. Du kommst dafür auch auf mein Bild." Und hiermit lud er dem Knaben, immer noch lachend, seinen schweren Rucksack auf.

Pankraz ging voran, und sie kamen an eine erhöhte Stelle der Weide, wo die Rinder zum Teil, unter den kräftigen Geräuschen des Rupfens, umhergrasten, zum Teil wiederkäuend über dem Hange lagerten.

Der Mann packte sein Arbeitszeug aus, klappte und zog die Staffelei auseinander, pflanzte sie vor sich hin und wies dem Hirten einen Platz an, wo er sich niederzusetzen hätte. Dann öffnete er den Malkasten und entnahm ihm blanke Blechtuben, aus denen unter einem leichten Druck seiner Hand die leuchtenden Farben auf die Palette quollen, lauter Vorbereitungen und Anstalten, welche der Sitzende, der das alles bisher höchstens aus der Ferne zu beobachten gewagt hatte, mit höchster Teilnahme und Spannung verfolgte.

Verstohlen konnte er von der Seite mit halben Blicken wahrnehmen, wie zunächst unverständliche Striche auf dem weißen Grunde der Leinwand entstanden, wie sie sich in erstaunlichster Weise allmählich zu Umrissen zusammenfügten, aus denen man Gegenstände und Tiere erkennen konnte, wie wirre Farbtupfen und -striche des Pinsels das alles wieder zudeckten und verwischten, um es dann doch mit größerer Deutlichkeit, und nun auch in bunter Fülle, auferstehen zu lassen: den zarten Duft der blauen Alpen, hauchig hingeschwungen, von Wolken reglos gekrönt, den Samt der Vorhügel, das Hellgrün und Dunkelgrün des Landes, die hellen Flecken der Gehöfte und kleinen Ortschaften, die braunen Gestalten der Rinder. Nur erschrak Pankraz, als der Maler bei dieser schönen Arbeit oft zornige und dumpfe Laute ausstieß, die wie kaum unterdrückte, gotteslästerliche Flüche klangen, so daß man seine Hantierung denn doch fast für ein schreckliches Zauber- und Satanswerk ansehen mußte, und wie er dabei oft unverständliche Sätze in den Bart murmelte und knirschte: „Sakrament! Das soll der Teufel herausbekommen! Wie Schlacke sind diese Berge da! Die fernsten wie aus Flugsand gehäuft! Elende Patzerei mit Öltunke!"

Aber schließlich siegte in dem Buben denn doch die Beglückung, da er auch sich selber leibhaftig auf dem Bilde sitzen sah, mit seinem Hut und seinem Stecken und inmitten seines geliebten Viehs. Er sprang außer sich vom Boden auf: Nein, das war denn doch ein guter Mensch!

„Sapperlot, Bürscherl," schrie der Maler, „bleibst du wohl sitzen! — Aber du hast recht: Zwei Stunden am Boden hocken und zwei Stunden ununterbrochen pinseln, das ist genug. Ich werde es zu Hause fertig machen." Dabei glaubte Pankraz, die ganze unerhörte Hexerei habe kaum länger als zwei Minuten gedauert.

„Wünschen Sie jetzt Schwammerl?" fragte das Bübchen und lächelte verschmitzt. „Sie bekommen, so viel Sie wollen!" fügte er errötend hinzu.

„Kreuztürken!" rief der Künstler aus. „Du hast es dick hinter den Ohren.

Aber ich habe dich gleich durchschaut, du Spitzbub!" Und damit packte er seine Sachen zusammen, barg sie, vor allem die frisch bemalte Leinwand, in einem dichten Gebüsch, wo kein Rind eindringen konnte, und wo er sie auf dem Heimweg abholen wollte, nahm nur den leeren Rucksack an die Hand und folgte dem Knaben.

Er hatte den Auberg seit Jahren in allen Hauptrichtungen durchstreift und meinte, in allen seinen Teilen zu Hause zu sein. Allein der voranschreitende Bub machte kleine, überraschende, kaum nachzuprüfende Wendungen in Weg und Richtung, und alles bekam ein anderes Gesicht, alles war unbekannt, neu und fremd, Überraschung und Entdeckung, Verwandlung und Verzauberung.

Gewiß, hier war der grüne Teppich, der allenthalben, den wandernden Füßen voraus, wellenförmig hinaufrollte. Und mit dem Gang des Bodens und des Anstiegs führte der altvertraute Reigen der freistehenden Fichten empor. Und wenn man zurückschaute, hatte man die Hauptrichtungspunkte an den Gegenständen der Tiefe. Aber wie verwirrend wechselten gerade diese Rückblicke. Da war bald Lugenau, bald Raitenbuch, bald Schönblick, bald Wiesleiten, bald Waldleiten, bald Pillach woanders, als man es suchte, bald erschien ein einzelnes von ihnen zwischen, bald unter, bald über den dunklen Baumpyramiden, bald eine unvermutete Gruppierung von mehreren. Und ebenso narrten einen die bekannten Gipfel und Zacken des Gebirges mit diesem Versteck- und Wechselspiel der Verschiebungen und Durchblicke zwischen den niemals endenden spitzen Baumkegeln.

Und was waren das alles für Schluchten, Mulden und Bächlein, Löcher und Schächte, Erlengebüsche, Waldsäume und Himbeerdickichte. Kleine Täler und torfige Hochmoore breiteten sich aus, oder eine Halde, nur mit Riedgras bedeckt und von krüppeligen Latschen durchdunkelt. Quellen sickerten in einsame, silbrig vermorschte Holztränken zwischen Geröll, bemoosten Steinen und Felsplatten, die als Inseln und Brückchen inmitten der Nässe dienten, und in einem schlammigen Labyrinth von Hufspuren. Doch immer wieder schienen nadeldüstere Pyramidenhänge aufzusteigen und nadelbraune Schattenhöhlen unter ihnen den grünen Boden einzuschlingen.

Die einzeln stehenden Bäume schlugen nur kleinere Bannkreise aus Waldboden in die Grasmatten. Aber oft schlossen sie sich zu kleinen Hainen zusammen, die dann mit der nackten, von dürrem Reisig wild durchwirrten und harzduftenden Dunkelheit ihrer Gründe streckenweit das Almengrün unterbrachen. Hier stand ein uralter Wacholder, zypressenstolz im Wetteifer mit den Fichten und Tannen hochstrebend. Und dort rankte die blühende Heckenrose, ihren Stamm fast armdick und wie Gelenke abgebogen, kreuz und quer durch die Zweige einer Tanne emportreibend, bis in deren höchsten Wipfel.

Sie kamen durch ein Stück Wald, in dem die Pferde waren, und dessen sumpfigen Grund sie durchwühlt und zertrampelt hatten. Der Bub panschte mit seinen bloßen Beinen unbekümmert durch Kot und Nässe, während der Maler über die Lachen von einem Erdballen und Grasbüschel zum anderen springen mußte, wie sie inselhaft in dem Morast stehen geblieben waren. Er konnte oft nicht mehr recht vor und zurück und war zwischen Stämme und Pferdeleiber eingeklemmt. Die runden Tümpel der Huflöcher blinkten wie schwarze Moderaugen der Erdtiefe, Roßäpfel bildeten türmende Haufen geballten Kräuterschlamms und dampften, giftbunte Fliegenschwärme wirbelten orgelnd hoch wie heiße Windhosen eines Samums. In den Dickichten schnaubte und stampfte es unsichtbar, Glocken schlugen an reibenden Hälsen gegen die Bäume, daß die Stämme selber zu läuten schienen. Auf moorbadende, rote, braune und schwarze Pferderümpfe schlugen breite Sonnenflecke, in den Nacken des Malers blies ein Atem aus warmen Nüstern, und zwischen Tannenbärten traf ihn der Blick eines Schimmels wie der des scheckigen Einhorns.

Der Maler war geübt im Pilzsuchen. Aber jedesmal, wenn er einen gefunden hatte, so hatte Pankraz schon drei oder vier. Der kannte jeden Baum und jeden Strauch und alle Räume zwischen ihnen so genau, wie der ortskundigste Stadtbewohner, durch Straßenschilder und Hausnummern unterstützt, das Labyrinth der Gassen und Gebäude. Er hob die untersten Fichtenzweige hoch, die sich oft tief bis auf den Boden drückten, und griff einen Steinpilz oder mehrere. Und wenn es der Maler ihm bei anderen Bäumen gleichzutun suchte, so fand er nichts.

Allein das war nicht nur Kenntnis der Plätze. Der Bub sah wie die Füchse und Raubvögel, und mehr: er witterte, roch und spürte die Schwämme. Hier langte er zwischen die Spinnweben eines krausen Dornes auf einem Maulwurfshügel, dort hinter einen wimmelnden Ameisenbau, dort in ein nachgiebiges Moospolster. Bald durcheilte er zielsicher ein Fichtendunkel und bückte sich an dessen Ausgang, bald ging er in einem anderen auf die Mitte zu, bald streifte er an der verheißungsvollsten Lichtung achtlos vorüber, wo dann der Maler krampfhaft suchte und nichts entdeckte, bald machte er Kehrt, wie wenn er hinten Augen hätte, und griff hinab. Es war, als ob sich die prallen lederbraunen Rundgestalten der Steinpilze, diese verkörperten Wichtelgeister der duftigen Waldkrume, unter seinem Griffe erst bildeten.

Dabei belehrte er seinen Begleiter ständig über Vorteile, Anzeichen und Kniffe für den Sammler, indem er ihn etwa aufmerksam machte auf eine Siedlung dunkelgefiederter Habichtschwämme, welche die Nähe von Steinpilzen ankündigen sollten, und gab ihm immer sofort, was er gefunden hatte.

Die Rinder strömten oft läutend herauf und traten die heimlichen Viehsteige zwischen Tannicht und Gebüsch. Manchmal tauchte ein gehörntes Haupt zwischen Zweigen auf, und manchmal grüßte eine Stimme wie ein muscheldumpfer Hornruf aus naher Tiefe. Pankraz rief Namen in Dickichte, in denen der Maler nichts sah, und tat plötzlich einen Sprung unter niederhängende, alles verbergende Äste, um scheltend und schlagend ein Rind zu vertreiben, das nach einem Steinpilz maulte, oder er wies andere an die reichlich vorhandenen Täublinge, mit denen sie sich begnügen sollten.

Alle Rocktaschen des Malers und ebenso die Seitentaschen seines Rucksackes waren gefüllt. Er hatte zwar noch einen Leinenbeutel bei sich und wollte ihn ebenfalls zum Sammeln öffnen, aber er selber konnte nicht mehr, verwirrt von den Traum- und Irrgängen des Zauberwaldes, und beobachtete nur noch den unscheinbaren Knaben.

Dieser war ihm früher häßlich erschienen mit seinem gedrungenen Körper, seinen etwas abstehenden Ohren und seinen verschmitzten und ein wenig geschlitzten Äugelchen. Nun erschrak er mehr und mehr über eine wilde Schönheit, ja, über eine verräterisch heimliche und dämonische Gewalt, und wußte nicht, ob das der Bub, der Wald oder der Mittag sei . . .

Wo war und was war denn dieser Bub? Huschte er nicht eben, selber ein Schatten, zwischen die Waldschatten? Schnellte er nicht aus dem Strauch, den er zur Seite bog? Lachte nicht sein Leib selber als Pilz kauzig aus harzigem Dunkel? Sein Auge war bald braun wie das schaukelnde Gold auf dem Nadelboden, bald glänzte es wie der tropfende Bernstein des Fichtenspalts; es verschwamm mit den samtenen Tupfen des Mooses und den Lichtern, die aus hereinbrechender Himmelsbläue darüber sprenkelten. Verschlafen wie der dumpfe Traumblick des Rindes, barg es in der nächsten Sekunde das Märchengeheimnis des goldenen Krötenauges, und immer trug es ein heimliches Schlangenkrönlein in seinem blinzelnden Stern . . .

„Ich habe genug, Pankraz, und danke dir schön", sprach der Maler. „Führe

mich zu meinem Gerät." Abwesend und fast verstört packte er seine Sachen auf, und nachdem er dem Buben ein größeres Geldstück in die Hand gedrückt hatte, verschwand er eilig, nur noch zurückrufend: „Du kannst meiner Frau manchmal weitere Pilze bringen."

Das tat denn Pankraz auch. Der Maler wohnte in Pillach in einem Bauernhäuschen, das an der Landstraße im Schatten einer fünfhundertjährigen Linde stand. Wenn der Bub in Raitenbuch oder Pillach einquartiert war, so trieb er des Morgens hier vorüber, und dann saß jedesmal das blonde Kindchen der Leute hinter dem Gartenzaun in einem hohen Stühlchen, in all seiner Kleinheit reizend in der weiten Landschaft verloren. Er ließ die Rinder, indem er sie lustig scheuchte, am Zaun vorüber recht hüpfen und springen. Dann jauchzte das Kind mit erhobenen Händchen: „Kuhkuh! Kuhkuh!"

Aus dem Garten aber grüßte ihn mit freundlichem Lächeln Frau Klothilde, die schöne junge Mutter. Und einmal ging sie am Rande der benachbarten Wiese hin und pflückte sich einen großen Strauß. Pankraz blieb einen Augenblick staunend stehen. Feldsträuße kannte er noch nicht. Und das war denn hier doch, als wenn ein Engel an einem farbigen Meer hinschritt, in die Wellen griff und aus ihnen ein bunt leuchtendes Geschmeide wand.

Die Schwammerl-Babett fand ihren Gehilfen jetzt manchmal etwas säumig und träge.

Sonnwend

Die Heuernte war in vollem Gange. Die grünen und bunten Schwaden, feucht vom Tau, sanken unter der Sense, oft schon bevor der Tag, und noch, wenn der Abend graute. Und so klang das lustige Dengeln und Wetzen mit dem ersten Morgengruß der Lerche und mit dem letzten Abendgruß der Wachtel um die Wette. Die Arbeit drang Schritt für Schritt vor in das volle Meer des Frühlingsgrüns. Erst waren es nur kleine Punkte, die spitzen Strohdächelchen der Männer und die weißen oder grellfarbigen Kopftücher der Frauen, die hier und da und allenthalben auf den Wiesenwogen schwammen, langsam weiterrückend in sirrendem Schaukeltakt und über kurzen Blitzen. Immer mehr trat die Flut zurück. Niedergestreckt und ausgebreitet, mehrmals gewendet und auf hölzernen Gestellen in Reihen gehäufelt, trocknete das Gras und duftete kühl und berauschend. Dann kamen die Pferde- und Ochsengespanne und standen auf den nackten Breiten majestätisch vor der Linie der Berge, sie wuchsen selber zu Bergen hoch, wie eine Gabel nach der anderen, höher und höher langend, die Fülle hinauflud, und braune Schnitter, Schnitterinnen und Kinder lagerten schließlich auf der getürmten Fracht, wenn sie nun langsam heimschwankte unter den ersten Sommerwolken, denen sie an duftiger und gebauchter Rundung glich.

Die Sonne hatte den höchsten Punkt ihrer Bahn erreicht, sie stand, ein strahlendes Kronjuwel, auf dem Scheitel des Jahres, und das Tor des Sommers sprang auf, während sich doch der Bogen des wandernden Lichtes schon anschickte, seinen Weg zu senken und zu kürzen.

Und der kleine Pankraz schickte sich an, die Sonnenwende auf seinem Auberg zu feiern, und schleppte an dem längsten Tage unermüdlich im Schweiße seines Angesichts Lasten von dürren Zweigen, entwurzelten Stümpfen und Reisig zusammen. Dort, wo die Halde am weitesten und höchsten gegen Reitling vorspringt, schichtete er den Holzstoß, um ihn nach Einbruch der Dunkelheit zu entzünden. Hier weilte das scheidende Licht am längsten, und hier sollte ihm, nach seinem Untergange, der Dank in den Himmel flammen.

Der Hirtenbub holte, wie es gegen Abend ging, seine Herde und brachte sie für die Nacht auf die Weide. Es war neuerdings ein weißes Rind darunter, welches dem Talmüller gehörte, der es auswärts gekauft hatte. Nie war ein schöneres gesehen worden: das Fell war wie Schnee, ohne ein einziges Fleckchen, das Maul rosig wie Apfelblüte und das Auge anders wie das aller übrigen; ins Rötliche spielend, zugleich sanft und feurig, scheu und wild, gleich dem der Antilope.

Sobald der Knabe die Tiere ruhig und versorgt wußte, stieg er wieder zum Walde hinauf, wo dieser breit und dicht die Weidehänge von der Halde trennt. Er schlenderte langsam, um sich die Zeit bis zum Dunkelwerden, die ihm heut zu lange währte, zu vertreiben. So war er erst bei beginnender Dämmerung auf dem Gipfel, aber noch immer im Wald, dort, wo er seinen letzten Zipfel gegen den Platz mit der Höhenbank und den Rand der Waldachschluchten vorstreckt.

Er entsann sich nicht, jemals einen solchen Abend erlebt zu haben. Die Luft kühlte heute, wie sonst doch immer, überhaupt nicht ab, sie blieb warm wie am Tage, der dunkelnde Himmel blickte durch die Tannenzacken herein, ein grüner Schmelz; die späte Dämmerung, die, so schien es, heut überhaupt nicht Nacht werden wollte, floß wie mattes Gold in den schmalen braunen Gängen der Stämme, in deren Tiefen der magische Purpur der Fliegenschwämme leuchtete, als hüteten sie, giftig drohend und doch lockend, ein unergründliches Geheimnis.

Plötzlich war es dem Knaben, als erblickte er dort zwischen den Bäumen das weiße Rind. Ja, er sah es deutlich sich durch die Stämme fortbewegen. Leise lief er in eine andere Richtung, um ihm den Weg abzuschneiden und es einzufangen. Aber vor einer Waldwiese, die er, abkürzend, überqueren wollte, stutzte er und hielt den Fuß und den Atem.

Auf der Lichtung sah er eine Frau. Es mußte die Waldfee sein, denn sie hatte keine Kleider an, und das offene blonde Haar floß über ihren Nacken gleich Gold und leuchtete wie von innen her und aus sich selber. Dem Buben stockte das Herz, niemals hatte er etwas so Schönes gesehen. Zwischen den schwarzen Tannen stieg die schmale Sichel des Mondes auf, bald schwebte sie, leicht auf ihrer unteren Zacke ruhend, als ein Diadem über dem Haupte der Frau. Zartes Licht füllte die sanfte Mulde der Lichtung, in ihrer Mitte stand die lichte Gestalt wie in einer großen silbernen Muschel, sie selber aber noch silberner.

Die Büschel des hohen Grases, in das sich ihre Füße drückten, hatten silberne Ränder. Zwischen ihnen leuchteten Glühkäfer wie grüne Edelsteine, andere erhoben sich in einem lautlos irren Tanz, bald zuckten sie auf und bald erloschen sie — es war, als ob sich die Luft an den Haaren der Frau zu Lichtpunkten entzündete, um für Augenblicke wie ein dünnes Geschmeide darin zu ruhen, oder wie wenn das Haar selbst leichte Funken sprühte, die um den Leib in wirrem Taumel Flimmerkreise zögen, um davonzustieben und überall im Dunkel andere schillernde Geisterreigen zu wecken, Sterntänze, die nun mit einem Male auch silbern über den Himmel zündeten . . .

Pankraz hielt sich an einem Baumstamm fest. Und sieh', da tauchte wieder das Rind auf, diesmal hinter der Frau, und glitt nun, auch eine silberne Erscheinung, langsam dahin. Er wollte hinzueilen, allein er wagte ja nicht, sich zu rühren, geschweige denn an der Gestalt der Fee vorüberzulaufen. Diese sah nicht auf das Rind, doch sie hob die weißen Arme, an denen das Mondlicht niederfloß, und nun hörte Pankraz deutlich das Glöckchen, das an dem Hals des Tieres hing.

Aber im nächsten Augenblick war es nur noch das Läuten der Unken in dem nahen Tümpel, den der Knabe wohl kannte — das Rind verschwand, jene feuchte Stelle schien es wie einen weißen Rauch hinabzuziehen, und auch das Geläute, Glöckchen- und Unkenruf, war verstummt. . . . Nur das Rauschen der Waldach aus

der Tiefe und die Grillen ringsum waren in der lauen, spiegelglatten Luft stärker vernehmlich. Und das stumme Bild der bloßen Frau auf der mondbeschienenen Waldwiese erstrahlte noch schöner. Es hing wie eine Wunderblüte am Traumbaume der Nacht über dieser lichten Höhe. Die kleinen silbernen Sägen der Grillen feilten heimlich unsichtbare Wurzeln durch, daß die Blüte in den Himmel schwebte, von dem Rauschen der Gründe feierlich emporgetragen. . . . Da erhob sich ein Wehen, Wolken verdunkelten den Mond und löschten das Bild . . .

Nun floh der Bub. Er wollte so schnell wie möglich aus dem Walde heraus zu der benachbarten Stelle, wo im Offenen und Freien sein Holzstoß ragte und mit Licht und Feuer alle Geister bannen und verscheuchen würde. Aber er kam bei der Bank vorüber, und dort saß der Maler, die Stirn, mit den Händen darunter, auf die Tischplatte gesenkt.

Pankraz erschrak zuerst vor der unerwarteten neuen Gestalt in dieser Einsamkeit. Wie er indes den Freund erkannte, und wie er sah, daß hier noch eine letzte Röte den Himmel über dem Waldachtal freundlich säumte, machte sich sein beklommenes Herz fast wider Willen Luft. „Ich habe die Waldfrau gesehen, Herr Maler", flüsterte er. „Es war schön, so wunderschön. Aber sie hat mir mein weißes Rind verhext. Sie hob nur die weißen Arme, und da verschlang es der Unkenteich." Und er brach in einen Strom von Tränen aus.

„Guten Abend, Pankraz", sprach der Maler. „Was ist denn? Was weinst du denn so? Komm, setz' dich ein wenig zu mir. Ja, nun versteh' ich dich. Der Zauber der Schönheit ist mächtig. Und wenn er m i c h bei d i r einmal verstört hat, so habe i c h, wie ich sehe, also doch wenigstens auch einen bereit, der einen kleinen Buben in Bann schlägt und mich nun rächt." — Dabei lächelte er ein beinahe trauriges Lächeln.

„Nein, Herr Maler" — Pankraz trocknete sich die Augen — „Sie verstehen mich nicht. Und i c h verstehe S i e nicht. Die Waldfrau! Die Waldfrau!"

„Die Waldfrau ist es nicht, Pankraz", entgegnete jener. „Es ist die Mondgöttin. Sie weidet in diesen Nächten ihre Herde, ihr bleiches Horn steht am Himmel. Und warum soll nicht ihr liebstes Rind, weiß wie sie selber, durch die Wälder streifen?"

Er stand auf, trat an den Abhang vor, und der Bub folgte ihm, unheimlich angezogen, mit unverständig fragenden Augen. Drunten schäumte das Silber des Gebirgsflusses, es züngelte manchmal mit schmalen Blitzen zwischen den Tannen herauf. Hier oben standen Arven über der Schlucht, diese mächtige Kiefernart, die, sonst im Hochgebirge heimisch, nur über diesem gähnenden Abgrund wuchs. Ihre knorrigen Äste spreiteten weite Fächer aus kurzen Nadeln über der Tiefe, ihre Wurzeln sprangen verworren und wie Krallen um die Felsen, an die sie sich klammerten, und gewundene Stämme, als Leichen hingestreckt, hingen schwindelnd an der jähen Wand, bereit, zu stürzen, wenn die emporkletternden Fichten, Tannen und Ahorne sie nicht aufhielten.

„Heut ist Sonnwend, Pankraz", fuhr der Maler fort. „Wo die Bahn des Lichtes sich schon senkt, kommt erst der Sommer und bringt die volle Wärme. Und doch zünden wir zugleich das Feuer an und erheben mit ihm den schmerzlichen Schwur, die heilige Flamme in den dunkler und länger werdenden Nächten zu hüten. Noch steht meine Sonne auf ihrem höchsten Punkt, noch und erst jetzt. Aber in jedem Noch ist schon ein Nicht-mehr, in jedem Erst-jetzt ein Vorbei. Jetzt erst reifen die Früchte, jetzt schwillt der Segen des Getreides. Ich werde alle Hände voll zu tun haben, um die Garben zu binden und die Ernte einzuführen. Doch Neues aus ersten Keimen wächst nicht mehr, und ich sehe die Mondgöttin am Himmel stehen.

„Es ist m e i n e Göttin, Pankraz. Sie ist schön, und schön ist ihr Kind. Ich

werde sie so malen, wie sie in der Luft der lauen Mondnacht badet. Aber auch Göttinnen sind sterblich, Pankraz, und am sterblichsten, wenn sie, wie in diesen lauen Nächten, am schönsten sind. O, daß sich die Bahn unseres Gestirns, und sei es zuerst auch noch so unmerklich, schon senkt, wenn sie die Höhe erreicht hat, und wenn es seine längsten und feurigsten Strahlen sprüht."

„Herr Maler," rief Pankraz leise, „o, wie können Sie nur gar so heidnisch daherreden. Feen, das weiß ich nun, gibt es; aber Göttinnen gibt es nicht. Göttlich ist von allen Frauen nur unsere allerheiligste Jungfrau Maria, und im hohen Himmel droben lebt sie ewig."

„Schon recht, Pankraz", und nun lächelte der Maler wieder. „Aber wenn es Feen gibt, warum gibt es dann keine Göttinnen? Oder sollten Feen und Göttinnen nicht dasselbe sein? Genug. . . . Sag', brennst du kein Sonnwendfeuer?"

„Ich wollte eines dort drüben auf der Blöße brennen," erwiderte der Knabe, „und hab' schon das Holz geschichtet. Doch nun weiß ich nicht, ob ich es noch tun, und ob ich nicht lieber nach meinem weißen Rind suchen gehen soll, mir ist so bang' darum."

„Ich will h i e r ein kleines Feuer brennen", sagte der Maler. „Der Platz am Hang ist groß genug, daß die Bäume rings nicht Funken fangen, und im Mondlicht finde ich dürres Holz. Du könntest mir ja freilich suchen helfen, oder noch besser wäre es, ich käme mit zu deinem großen Stoß. Aber nein, geh' nur schnell und zünde ihn alleine an. Denn hier könnte denn doch die Waldfrau wiederkommen, ganz gewiß, sie wird mich aufsuchen, und du würdest erschrecken. Gute Nacht, Pankraz. Viel Glück zur Sonnwend! Und sei ruhig wegen deines Rindes. Du wirst es in der Frühe sicherlich unversehrt bei deiner Herde finden."

Pankraz entfernte sich gern und schnell. Was war das für eine Nacht, die selbst seinen Freund irr wie einen Trunkenen reden ließ! Die meisten Worte hatten keinen Sinn gehabt, erst zum Schluß waren sie wieder verständlich, aber zum Teil nur um so unheimlicher geworden. Einzig das letzte Wort über das Rind hatte in Pankraz Glauben und Zuversicht geweckt. Ja, es war nur ein Spuk gewesen.

Er ging zu seinem Holzstoß vor. Bald schlug die Lohe knisternd und funkensprühend gen Himmel. Und von einem Hügel bei Reitling und von den weiteren Anhöhen über jenem fernen Flußtal antworteten ebensolche Flammenzeichen durch die Nacht. Das war tröstlich für den verstörten Buben; ja, er empfand es im ersten Augenblick noch beruhigender, als nun in der Nähe auch das Feuer des Malers auf der waldigen Plattform aufloderte. Allein bald erblickte er mit Grauen zwischen jenen Bäumen eine zweite Gestalt, die genau derjenigen der Waldfrau glich. Sie umschlang den Maler, beide tanzten wild um das Feuer, sprangen durch die Flammen, ohne daß diese die Kleider entzündeten, und dazu schallten verwirrende Gesänge von dem Felsen herüber . . .

Da hielt es den Hirtenknaben nicht länger. Immer wieder das Kreuz schlagend und das Vaterunser murmelnd, verließ er die Halde. Und doch kamen ihm beim Abstieg allerlei Gedanken. Nun, bei dem Tanz, hatte die Fee mit einmal Kleider getragen, und sie war ihm bekannt erschienen . . .

Noch verwirrter denn zuvor und zwischen klaren Vermutungen, dunklen Ahnungen und tollen, erhitzten Träumen hin- und hergeworfen, wälzte er sich schlaflos im Heu seiner Liegestatt. Einmal trat er vor die Hütte. Der blühende Holunder an ihrer Seitenwand sah aus wie ein weißer Leib und duftete heiß. Von düsterem Gewölk war der Mond verschlungen, droben herrschte Finsternis. Dennoch hatte die Nacht unzählige Augen: tausend kleine blinkten und wimperten aus dem schwülen Tannendunkel, größere zuckten da und dort auf den Bergen auf, zitterten und schlossen sich, und große, feurige Blicke schlugen über den Himmel wie aus

schweren, halb geöffneten oder zwinkernden Lidern. Dann folgte ein fernes, verhaltenes Grollen, aber dazwischen klang ein weibliches Lachen und ein wanderndes Saitenspiel . . .

Das weiße Rind

Der Sommer gelangte auf seine Höhe. Die Wiesen, die der Grummeternte entgegensahen, standen weder so bunt noch so hoch, wie vor dem ersten Schnitt. Nur wenige ihrer Blumen waren, spärlicher und kleiner, noch einmal gewachsen und erblüht, besonders der Schierling, die Margueriten und die blauen Glocken. Dafür kündigten an manchen Stellen schon die Zeitlose und der buschige Spät-Enzian von ferne den Herbst an, die vereinzelte Wiederkehr des Himmelsschlüssels war mit ihrem späten, täuschenden Frühlingslächeln ein erster, leiser Vorbote des Abschieds, und in den Bauerngärten erschienen neben dem Flox und den übermannshohen Malven bereits die Blumen, die sich am längsten und letzten halten, prunkvoller und leuchtender als alle, doch auch strenger, kälter und duftlos: Astern und Georginen. In den Wäldern rankte und blühte die Waldrebe an den Bäumen, und zwischen ihnen hielt das überall hochwuchernde Johanniskraut an den kürzer werdenden Tagen in seinen strahlenden und strähligen Blüten das Gold der Sonne fest, während an Rändern und auf Lichtungen die Erika rötlich blaute. Auf der Erdbeerhalde traten Disteln, Pfefferminz und Springkraut die Vorherrschaft an, das Gras auf dem benachbarten Teil des Auberggipfels war gemäht und in den Stadeln dort oben geborgen, um im Winter auf Schlitten zu Tal geführt zu werden, und diese Höhenwiesen flossen nun so sanft dahin wie ein geschorener Parkrasen. Schaute man aber hinab, so sah man in allen Schattierungen vom Dunkelsten bis zum Hellsten nichts als Grün, ein Grün, das früher wohl lachender, jedoch noch nie so satt und strotzend gewesen war. Es überschwemmte, nur von dem Hochblond der reifenden Kornfelder unterbrochen, das ganze Land, und die wandernden Bänder der Straßen liefen als die einzigen Furten hindurch.

So war doch alles Glück der Erfüllung, und zwar der strahlenden Erfüllung der heißen Mitte, vor der letzten Reife. Waren wirklich schon Zeichen der Späte da, so gab es doch auch noch die der Frühe: über allem vollen Sommer reicht der Herbst dem Frühling die Hand zurück. Und auch Pankraz hätte glücklich sein können.

Seine Begünstigung durch die mächtigsten Persönlichkeiten des Dorfes, die Wirtin, den Pfarrer und den Lehrer, sein Verhalten dem mißliebigen Jagdpächter gegenüber und seine Verwundung, sein Sieg im Bockstechen, die weitere Gönnerschaft von seiten des Försters und auch der beiden Städter, der Babett und des Malers, und vor allem die Umstände, daß man ihn nun den ganzen Sommer fern vom Vater sah und ihn nicht nur immer zusammen mit jenem dachte und nannte, und daß die Tiere sich sichtlich wohler fühlten und besser gediehen denn je — das alles hatte nacheinander und mehr und mehr die Vorurteile gegen den Hirtenbuben zerstreut und die Allgemeinheit für ihn eingenommen.

Zwar gab es immer noch solche, die an dem Mißtrauen gegen ihn festhielten und dafür aus den genannten und aus anderen Dingen neue Nahrung gewannen. Diese waren entweder neidisch auf die Freundschaft, die der Kleine bei den Größten genoß, oder sie hatten jene oder den einen und anderen von ihnen aus irgendeinem Grunde auf dem Strich und wollten die Gönner treffen, wenn sie mit Worten gegen den Günstling zielten. Sie oder wieder andere trauerten dem durch den Buben vertriebenen Jagdpächter nach, von dem man nur Nutzen gehabt hätte, während sie den Schaden, den er angerichtet, und alles, was man gegen ihn einwandte, nicht wahrhaben wollten. Die Babett sollte ein hergelaufenes Weib sein,

mit welchem im Bündnis zu stehen nur verdächtig machte, und der Maler sei auch nicht besser, sondern ein Tagedieb und Phantast. Auch die Vorliebe Pankrazens für die Einsamkeit und für das Übernachten in der Hütte mußte als Beweis für seine Zweifelhaftigkeit herhalten, für Anlage zum Stromern, für Menschenscheu und schlechtes Gewissen. Der Apfel falle eben nicht weit vom Stamme. . . . Was ein Haken werden wolle, krümme sich beizeiten. . . . Er kenne sicher schon jetzt vom Alten die Zaubersprüche. Und wenn er das Vieh, zum eigenen Vorteile, kräftig und gesund spreche, so könne er es ebenso schnell mit Seuche und Siechtum schlagen, wenn ihm das einmal nützlich dünke . . .

Es war nicht nur der Guglbauer, der, seiner falschen Gunstbezeigungen ungeachtet, Urheber solcher Reden und Meinungen war. Und doch verfing das alles nicht mehr, auch wo und wenn es von jenem Einflußreichen ausging. Pankraz stand bei allen Gerechten, Anständigen und Wohldenkenden in Ansehen, und die vereinzelten Stimmen gegen ihn drangen nicht mehr durch, ja, wagten schließlich nicht mehr laut zu werden.

Das alles ließ sich dergestalt an, bis vor einer Reihe von Wochen — bis zu dem schrecklichen Ereignis, das allen seinen Gegnern die Sprache wiedergab, auch den heimlichsten, ihnen zu einem offenen Triumph verhalf und ihnen allen plötzlich recht zu geben schien. . . . Seitdem lief der Knabe unstet und traurig auf den Gipfelwiesen herum. Vergeblich hüpften die Heupferdchen in Scharen um seine Füße und schwangen die Grillen, Rot aus Schwarz, im Sprunge ihre lustigen Knarren — seine Blicke irrten suchend an allen Hängen des Aubergs hinunter und kehrten immer wieder trostlos zurück.

Seit der Sonnwendnacht war das weiße Rind verschwunden und blieb verschwunden.

Das war ein Fall, der sich noch niemals ereignet hatte, an so viele Hirten und Hüterbuben man sich in Lugenau und Raitenbuch erinnern konnte — und es waren doch auch ungeschickte, leichtsinnige und nachlässige darunter gewesen. Gewiß war einem Pferd oder Rind gelegentlich auf der Weide etwas zugestoßen, eine Krankheit oder ein Unglück, vielleicht sogar ein tödliches; aber daß eines einfach verschwand, das war unerhört.

Pankrazens Gönner und Freunde suchten ihn auf alle Weise zu entschuldigen und zu verteidigen — am Ende verstummten sie kleinlaut, so heftig traten ihnen die Stimmen der Gegner, alle Unentschiedenen mit sich reißend, entgegen, und so bündig blieb ihr Urteilsspruch, der Bub sei untauglich zum Hüterdienst.

Daß er nicht sofort entlassen und gar mit Schimpf und Schande davongejagt wurde, hatte, wie alles Tun und Lassen der Bauern, verschiedene, schwer durchschaubare Gründe. Glaubte man selber nicht so ganz dem eigenen Verdammungsurteil? War es mehr aus Rechthaberei und Haß gefällt, als aus Überzeugung — aus Haß gegen den Vater? Und fürchtete man von dem Vollzuge doch Schaden, weil das prächtige Gedeihen der Herde, von dem einen Unglück abgesehen, wirklich außer Frage stand? Oder fürchtete man die Rache des Buben, dem man auch schon dunkle Künste nachsagte, oder die des hinkenden Schusters, der bei einer so entscheidenden Gelegenheit vielleicht doch einmal die Sache des Söhnchens zu der seinigen machte? Hatte man so schnell keinen Ersatz für den Buben? War das Verhalten dessen ausschlaggebend, den einzig und allein der Verlust des Rindes traf?

Der Talmüller nämlich, dem das Rind gehörte, der es aus Leidenschaft für sein herrliches Äußere auf fernem Markte von einem unbekannten Händler gekauft hatte und mit großer Trauer sein Verschwinden mehr noch, als nach dem Wert des Geldes, nach dem unersetzlichen Wert der Liebe berechnete — der Talmüller hielt dem Hirtenbuben zur Überraschung aller die Hand über den Kopf.

Sein Geschlecht saß seit Jahrhunderten auf der stolzen, einsamen Mühle, welche Mehl mahlte und mit einem Sägewerk Bretter schnitt. Ihm gehörte der fischreiche Lugenausee, mit dessen Wasser er, die Schleuse öffnend, in trockenen Sommern den Mühlbach speiste. Doch er war nicht nur Müller, sondern in erster Linie ein reicher Bauer. Wie alle seine Vorfahren den Bart geteilt um das glattrasierte Kinn tragend, barg er, nicht in einem klugen Kopfe, aber in einem kindlich milden Herzen, die aufgespeicherte Weisheit der Ahnenreihe, eine Familienweisheit, die in diesem Tälchen, abseits von den Menschen und von den Dorfhändeln, Stürme und Kriege überdauert hatte und beim Unglück weniger nach fremder Schuld suchte, denn es als Geschick aus Gottes Hand entgegennahm.

Pankraz glaubte alles Schlimme noch verschlimmert, da er, in der Reihenfolge der Quartiere, unmittelbar nachdem das Rind abhanden gekommen war, bei seinem Eigentümer essen und schlafen mußte. Allein der Müller zog ihn freundlich an seinen Tisch und sprach: „Pankraz, es hat keinen Zweck, daß du dir ungerechte Vorwürfe machst und dich verzehrst. Du kannst bei dem Vieh nicht überall zugleich sein, ja, du darfst und mußt es manchmal sogar allein lassen, da der Mensch auch Ruhe braucht. Du bist tüchtig und gewissenhaft, das weiß ich längst, dich trifft keine Schuld. Es gibt schlechte Menschen, und wir könnten annehmen, daß jemand das schöne Tier gestohlen hat. Aber wir wollen niemanden, auch keinen Unbekannten, grundlos verdächtigen. Es wird durch den Zaun gebrochen und in die Waldach gestürzt sein."

Und er legte dem Buben das beste Stück vor. Die niedrige holzgetäfelte Zimmerdecke breitete sich wie tröstend aus, um alle Wände und um den braunen Kachelofen lief traulich die grüne Bank, an den Fenstern standen freundliche Blumen, draußen redete begütigend der geschwätzige Bach, und in der Ecke, über dem Sitz des Knaben, beteten die kleinen, geschnitzten und bemalten Gestalten eines Abts und einer Äbtissin mit verschränkten Armen zur Gottesmutter, die mit dem Kinde auf hölzernen Wölkchen thronte.

Die Güte des geschädigten Bauern und der unschuldige Friede seiner Stube beschwerten indes das Gewissen des Buben, statt es zu entlasten, noch mehr. Nur er selbst, außer dem Maler, wußte ja von der Sonnwendnacht. Wie hatte er, bloß um sein Vergnügen mit dem Feuer zu haben, von der Herde fortgehen können? Zwar er ließ sie auch sonst manchmal allein, ohne Bedenken und mit ruhigem Herzen, und er hätte ja sogar das Recht gehabt, von dem andere Hüter stets Gebrauch machten, zum Übernachten ins Dorf zurückzukehren. Allein das neue Rind war scheu und eigen gewesen, es hatte sich an seine neue Gesellschaft noch nicht gewöhnt, es hatte sich überhaupt schwer eingelebt, hatte sich gern von den übrigen abgesondert und war eigene Wege gegangen mit überraschender Schnellfüßigkeit. Das alles hatte er gewußt und es doch über der freudigen Erregung der Sonnwende vergessen oder nicht mehr beachtet.

Und, was noch ärger war: er hatte das Rind später gesehen und es doch nicht verfolgt und eingefangen. Durch eine Frau hatte er, ein kräftiger Bub und künftiger Mann, sich davon abhalten, und durch den Maler, der nichts vom Hüten verstand, hatte er sich in Ruhe wiegen lassen, daß er das, was er doch mit seinen eigenen scharfen Augen erblickt hatte, für eitel Spuk und für Blendwerk der Sommernacht hielt . . .

Er wollte sich immer wieder einreden, die Waldfrau habe das Rind und ihn selber verhext — ihn selber schon, bevor er sie gesehen. Aber er glaubte ja nicht mehr recht an die Fee. . . . Dennoch suchte er den Unkentümpel auf. Er wühlte ihn mit Stangen durch, ohne das tote Rind oder eine Spur von ihm darin zu finden

und ohne sich zu überzeugen, daß sich auf dem Grunde des kleinen Sumpfes eine Tür oder ein Einschlupf zu unterirdischen Reichen befand . . .

Dagegen entdeckte er Hufspuren in dem feuchten Boden rings um den Teich, Spuren, die ihn weiterführten, Spuren an allen möglichen Plätzen und in den verschiedensten Richtungen des Waldes. Aber sie liefen kreuz und quer, leiteten irre, verschwanden plötzlich wieder, und am nächsten Tage hatte sie alle der Regen gelöscht.

Da begann denn Pankraz eine ziellose Suche. Er kam nur noch zum Aus- und Heimtreiben nach Lugenau und Raitenbuch, die ganze übrige Zeit verbrachte er, kümmerlich von mitgenommenem Brot und von wenigen Beeren lebend, auf und an dem Auberg. Er war bei Tag und bei Nacht auf den Beinen, um das Rind oder wenigstens seinen Leichnam zu finden, durchbrach mit wunden Füßen die dichtesten Dickichte und Dornen, drang in alle Gründe und stieg in alle Schluchten, kletterte an den steilsten Hängen und lief an beiden Seiten weit und breit die Ufer des Flusses ab.

Und wie er es endlich verzweifelt aufgeben wollte, da bemerkte er frische Spuren, die er genau von denen des größeren Wildes unterschied. Ja, er hörte das Geläute des Rindes und sah schließlich seine weiße Gestalt, bald ferner, bald näher, bald in den Höhen, bald in den Tiefen, bald auf Blößen auftauchend, bald zwischen Bäumen und in Büschen verschwindend, bald ruhig grasend und ebenso schnell unsichtbar im Unwegsamen verloren. Doch niemals erreichte er es und sank, immer wieder nacheilend und rufend, immer wieder ermattet hin, überzeugt, von seinen eigenen Ohren und Augen, den fieberhaft überreizten, genarrt zu sein, bis ihn doch das erste Glockentönchen und der erste weiße Fleck wieder hochschreckten und vorwärts hetzten.

In einer Gewitternacht, als er in einem der untersten Heustadel, schon nahe bei Wiesleiten, gegen den strömenden Regen Schutz gesucht hatte, sah er beim Schein der Blitze das Rind plötzlich draußen auf den Wiesen weiden.

Er sprang ins Freie, sich unter dem Mantel der Dunkelheit an das Tier heranzupirschen. Aber Blitz auf Blitz riß die Nacht auf, so hatte jenes ihn bald bemerkt und ergriff die Flucht. Pankraz, verzweifelt entschlossen, diesmal nicht eher zu ruhen, als bis er das flüchtige erreicht hatte, machte sich an die Verfolgung und trieb es auf dem Fußpfad, der um den Auberg herum in Richtung nach Reitling an den Hauptsteg der Waldach führte, vorwärts. Mochte das Rind so flink sein, wie es wollte — hatte er erst seine Fährte, so hoffte er es mit seinen behenden Beinen bestimmt einzuholen, zumal sicherlich kein Stück Vieh, auch kein verwildertes, bei Nacht den Berg und seine Umgebung mit allen Schleichwegen und Abkürzern so kannte wie er.

Es gelang ihm, durch Kreuz- und Quersprünge jedes Ausweichen des Tieres abzuschneiden und es auf dem Pfade zu halten. Wenn es nur so lange darauf blieb, bis der Weg in den Wald und damit in eine „Jugend" führte, so mußte er es fangen. Und wirklich scheuchte er es in jenen Tunnel des dichten Stangenholzes glücklich hinein. Dort konnte es, da der Gang eng und außerdem vielfach gewunden war, nur langsam von der Stelle. Er indessen sprang in der kürzesten Linie mitten durch den Wald, um dem Rind zuvorzukommen und es in dem dunklen Schlauch des Engpasses zu stellen.

Er lief ihm denn auch überraschend entgegen, und schon hörte er sein Stampfen und Schnauben, hier vermochte es nicht zu wenden, es konnte also weder mehr vor noch zurück. Allein es rannte mit gewaltiger Kraft die Wand des dichten Jungholzes auf der einen Seite ein und knickte, losstürmend, die starken Stämmchen wie Binsen. Durch die Gasse, die es brach, stürzte Pankraz hinter ihm her, doch

gelangte er in dem Gewirr der zertrümmerten und zersplitterten Buchenschößlinge nur stolpernd und fallend vorwärts. Es herrschte dickste Finsternis, der Regen rann ihm in Sturzbächen ins Gesicht und am Nacken hinunter, das Knattern des Donners lähmte sein Gehör, und der Sturm benahm ihm fast den Atem. Als er endlich im offeneren Walde war, tat es plötzlich einen schmetternden Knall, Lichter stoben ihm wie Funken taghell in die Augen, und eine riesige Fichte krachte, vom Blitz getroffen, vor ihm nieder. Halb betäubt von einem fremden Schlage, der durch sein Inneres zuckte, sah er in dem aufspringenden Schein, der schwefelige Dämpfe zerriß, doch das weiße Rind, und blieb unaufhaltsam auf seiner Spur.

Hier stieg der Hochwald steil empor, das Tier schlug eine schräge Richtung, ungefähr gegen die Höhlen, ein, der Bub blieb ihm immer auf der Ferse. Blitze erhellten Zuck auf Zuck die Nacht, und, selber ein weißer Blitz, schlang sich die flüchtende Erscheinung durch die Stämme. Der Verfolger glaubte sie jeden Augenblick einzuholen, fast ohne darüber nachzudenken, wie er sich der wilden Kreatur, die dumpf in den Donner brüllte und flockigen Schaum aus Maul und Nüstern stieß, wohl bemächtigen, und wie er ihrer Herr werden könnte.

Der Boden dieses Hanges war seit langem in einer bogenförmigen Abwärtsbewegung, wie Pankraz schon oft beobachtet hatte. Dieser Erdrutsch hatte die alten Buchen längst mit einem Teil ihrer Wurzeln herausgeschraubt. Nun packte und schüttelte der Sturm ihre Kronen, und die oben und unten abgedrehten Stämme fielen donnernd um. Das Gewurzel der herausgerissenen Bäume stand hoch, Mauern aus Flechtwerk und Lehm, wie Zeltwände wilder Völker, mit dem Gehörn urweltlicher Auerochsen geschmückt. Nach jedem der Schläge, die den Wald erbeben ließen, wunderte sich der entsetzte Knabe, daß er nicht zerschmettert war, und schaute doch sofort, wenn sich die Wirbelwoge von Laub und Staub, Steinen und Splitterregen verzog, ob der Sturz das Rind nicht begraben hatte.

Dieses entwich nach unten dem verderbendrohenden Bereich, und jenem gelang ein Gleiches. Seit der Sonnwendnacht hatte Pankraz das Tier insgeheim Klothilde getauft, und obwohl es diesen Namen noch nicht kannte, rief er ihn doch jetzt mit dem Angstschrei der kaum überstandenen Todesgefahr durch den tobenden Aufruhr der Elemente, während das flüchtende sich nun, in veränderter Richtung, gegen die Blößen und Strauchterrassen kehrte, die unterhalb der Gipfelhalde liegen. Beide rannten um die Wette, und der Verfolger, bisher nur durch Hindernisse aufgehalten, konnte es mit dem Verfolgten an Schnelligkeit wohl aufnehmen.

Aber es ging gegen den steil emporspringenden letzten Hang, über dessen Rande sich die zerfetzte Fichte wie eine gespreizte Hand dunkel in den aufscheinenden Himmel reckte. Hier stand der Knabe dem Vierfüßler an Behendigkeit der Kletterkünste nach. Und doch folgte er ihm in verzweiflungsvoller, schwindelnder Wagehalsigkeit, stürzende Wände nehmend, die noch nie ein menschlicher Fuß betrat.

Keuchend kam er droben an, wo ihm das Rind einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen hatte. Allein noch sah er es im flirrenden Wetterstrahl, wie es sich mühsam durch das Gerank der Halde einen Weg zum Walde bahnte. Er konnte flinker in der vertrauten Wucherwildnis vordringen und tat es mit federnden Hoch- und Weitsprüngen, des Blutes nicht achtend, das durch gerissene Dornenbahnen an seinen Beinen niederrann.

„Klothilde! Klothilde!“ rief er in herzbrechenden Tönen. Um des Himmels willen, nur nicht zum Unkenteich! dachte er hinzu. Dann lieber in die Waldachschlucht hinab, dort würde sein Wagemut besinnungslos folgen. Aber schon nahm das weiße Rind den Lauf auf die Stelle, die dem Knaben plötzlich wieder Unglücksstelle und teuflischer Zauberkreis war. Trotzdem machte er nicht halt, eine kopflose Tollkühnheit ließ ihn alle Mächte herausfordern. Da siehe, die Stelle brannte

wie die flammenden Pforten der Hölle, Glut fiel ziſchend in den Tümpel, der im Sturme kochte und brodelte und, wie Pankraz meinte, im nächſten Augenblick ſeinen Schlund feurig auftun mußte, um das Rind wieder zu verſchlingen. Gewiß, der Abgrund nahm es immer wieder auf, um es wieder auszuſpeien . . .

Indeſſen: jenes floh, durch das Feuer geſcheucht, mit einer ſcharfen Wendung, und ein Wolkenbruch löſchte wie mit Sankt Florians vollen Kübeln die Sträucher und das dürre Unterholz um den Teich. Flucht und Verfolgung gingen nun wieder durch den Wald, das Tier ſtürmte, durch den Flammenſchein noch ſcheu, einige Augenblicke weit ſchneller als der verſtörte Hirtenknabe, und galoppierte mit gerecktem Schweif aus den Bäumen und frei über die Gipfelwieſen. Die Augen, weiß aufgeriſſen und glimmend wie Kohle, ſprangen gleichſam der Flucht des Leibes voran, der wie ein ſturmgepeitſcher Nebelſtreifen den Höhenkamm fegte.

Flog es ſo weiter, ſo geriet es wieder gegen Wiesleiten hinunter, der Ring des furchtbaren Rundlaufes war geſchloſſen und drohte von neuem zu beginnen. Wie wenn das Rind dies jedoch ahnte, bog es vorher hangab und ſtürzte ſchräg, in Richtung auf die Weiden, zu Tal. Der Bub hoffte es ſchon vorher einzuholen, wo Zaun und Gatter ſeinem Lauf eine hohe Schranke entgegenſtellten. Allein jenes ſetzte in ungeheuerm Sprunge hinüber.

Pankraz kam ſchnell nach. Jetzt waren ſie wenigſtens im Bezirk der Weide, und es ging an ſeiner Hütte vorüber.

Da donnerte mit einem Male der Boden, es kam wie Stöße eines Erdbebens näher — die ganze Pferdeherde raſte über die Hänge. Von den Blitzen aufgeſcheucht und vor dem weißen Rinde erſchreckend, hetzte ihre tolle Maſſenflucht mit einem Schimmel an der Spitze. Die triefenden Mähnen und Schweife flogen, als ob ſie kniſterndes Feuer ſtäubten, die Hälſe, an denen die Schellen wimmerten und ſchrillten, bäumten ſich mit umgebogenen Häuptern, die weißen Spiegel der geblendeten Augen warfen die Blitzbündel zurück, welche wie ſprühende Garben niederſauſten, die Mäuler waren fletſchend umgeſtülpt, und während die pflügenden Hufe, hochgeriſſen, Funken und Erdſchollen ſäten, praſſelte ein Chor von Schreien wie ein wieherndes Verzweiflungsgelächter durch das Gellen der Himmelswölbung.

Nachdem ſich Pankraz vor der ſtiebenden Donnerwoge in Sicherheit gebracht und ſie vorübergelaſſen hatte, nahm er die Verfolgung wieder auf. Aber nun waren auch die Rinder aufgeſchreckt, brüllten und rannten hangauf, hangab durcheinander. In ihrer wirren Mitte ſah er das weiße und glaubte einen Augenblick, daß ſie es ſtellen und umringen würden. Allein ſie flohen entſetzt, da jenes wie toll geworden ſich auf die Hinterfüße hob und hochgebäumt in einem wilden Schaukeltanze hin und her pendelte. Das war nur der ſchwingende Auftakt zu einem neuen Anſturm, mit dem es ſtumm, als der Kreis ſich öffnete, den Durchſchlupf erſehend, von neuem das Weite ſuchte, von dem eine Strecke zurückgebliebenen Pankraz kaum noch zu erreichen.

Es hatte immer noch die Richtung hangab und lief, obwohl es zu ſtoppen und zu wenden ſuchte, gegen den Ausgang, gegen das Hauptgatter, welches das feſteſte und höchſte iſt. Hier holte es der Knabe endlich ein und warf ſich mit ſeiner ganzen Kraft aufweinend um ſeinen Hals. Nun hatte er es doch! Nun fühlte er es doch! Und es war kein Schemen! Und es beſtand aus Fleiſch und Bein! Aber es ſchüttelte ihn mit einem furchtbaren Stoße ab, er konnte im Fallen eben noch das Gatter ergreifen, das ſich dadurch auftat und dem Tier die Bahn freigab. Und Flucht und Verfolgung begannen von neuem.

Sie führten an Waldleiten vorüber und Pillach zu. Dicht bei den Häuſern dieſes Dorfes und mitten durch deſſen Wieſen erſtrebte das weiße Rind den Waldrand über der Waldach. „Klothilde! Klothilde!“ ſchrie der Knabe ſchluchzend, es drang durch

Regen, Sturm und Donner, der Maler erwachte in seinem Häuschen unter einem Alp, er langte, von kaltem Schweiß bedeckt, nach der Hand seiner schlafenden Frau, deren Namen die schauerliche Nacht gerufen hatte. Indessen waren das Rind und Pankraz schon wieder unter sturmgeschüttelten Bäumen verschwunden.

Die gestörte Hochzeit oder Der Teufelssteg

An demselben Tage und in derselben Nacht fand im Lugenauer Gasthause eine Hochzeit statt.

Der Bräutigam war der zweite Sohn eines Holzleitener Bauern und die Braut die Tochter einer Wiesleitener Witwe, und man hatte den beiden große Schwierigkeiten gemacht, zusammenzukommen. Die Witwe stammte ursprünglich nicht vom Lande; da sie in den Hantierungen der Bauern und in der Art ihrer Geldgeschäfte niemals völlig bewandert wurde, konnte sie, als ihr der Tod unerwartet den Gatten entrissen hatte, den Hof mit ihrer einzigen Tochter unmöglich allein bewirtschaften, zumal sie sich bei einem Knecht nicht in den gehörigen Respekt zu setzen vermocht hätte, und ihr natürlicher Wunsch war daher, einen tüchtigen Bauernburschen bei sich einheiraten zu lassen. Sie begünstigte also die Neigung ihrer Tochter zu einem solchen, aber mancherlei Mitmenschen suchten das Bündnis zu hintertreiben. Da waren andere Burschen von nah und fern, die sich ebenfalls in das gemachte Nest zu setzen wünschten, die sich bei Mutter und Tochter empfahlen und den eigentlichen Liebhaber auf alle, oft auch unlautere Weise auszustechen trachteten. Aber nähere und fernere Nachbarn wollten überhaupt jede Einheirat vereiteln. Sie hofften, nachdem ihnen das gelungen wäre, auf den Augenblick, wo die arme Witwe ihren Besitz, den sie nicht mehr bestellen und verwalten könnte, verkaufen müßte, und waren für diesen Fall bereit, ihr mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, das heißt die Unerfahrenheit der guten Frau zu benutzen, um für einen Spottpreis deren Haus, Vieh und Land als Beute ihrer Machenschaften an sich zu bringen. Sie scheuten nicht Verdächtigung und üble Nachrede zu dem Zwecke, die Bäuerin gegen den in Aussicht genommenen Schwiegersohn, diesen gegen jene und das Paar gegenseitig aufzuhetzen. Die Beeinflussung der ahnungslosen Witwe gelang so gut, daß sie, obwohl nicht wissend, auf welchen der Einflüsterer, die sich bei ihr hinterrücks auch untereinander bekämpften, sie eigentlich hören sollte, doch bald an die Nützlichkeit des Verkaufes und an das ihr vorgegaukelte gute Leben für das bißchen Geld glaubte und außerdem an dem Bewerber zwar nicht die behauptete Schurkenhaftigkeit, aber immerhin allerlei Schatten zu sehen begann.

Das Paar jedoch blieb treu und standhaft. Allein es konnte sich bald nirgendwo mehr zusammen blicken lassen, weder bei der Mutter, noch bei den übrigen Leuten. Denn überall hatte die Wühlarbeit Spuren hinterlassen, überall, selbst bei den Guten, hatte irgendein Wort verfangen oder zum mindesten abgefärbt, und so begegneten ihnen allenthalben, wenn auch in versteckter Form, Schimpfrede, Spott, Drohung und Warnung oder doch wenigstens Achselzucken, Stirnrunzeln, bedenkliche Mienen oder kühles Schweigen. Da warb der Bursch den Hüterbuben zum Boten und Beschirmer der Liebe. Dieser brachte mit stets erfolgreicher Heimlichkeit Nachrichten hin und her, gewährte dem Paare Unterschlupf auf seiner Weide und in seiner Hütte, paßte auf, daß sich niemand näherte, und lenkte Vorüberkommende unmerklich ab, war aber auf keine Weise zur Annahme von Geld oder Geschenken für diese Ritterdienste zu bewegen, die ihn, Lohn genug, mit einem Hochgefühl erfüllten, ihn, der selber allzu lange von der allgemeinen Meinung geächtet worden war, um dies Los für stets verdient zu halten.

An der Festigkeit der Liebenden scheiterten schließlich die Anschläge und der

Widerstand der Welt. Und nun, wo die Hochzeit gefeiert wurde und das Siegel auf eine nicht mehr rückgängig zu machende Tatsache drückte, erschienen auch die Feinde mit freundlichen Gesichtern und Glückwünschen, niemand wollte es gewesen sein, es hatte höchstens am anderen gelegen. Alle waren geladen, denn die Feier war von dem Paare als ein Triumph gedacht, bei dem es hoch hergehen, und den jeder der Mißgünstigen mit ansehen sollte.

Vor der Trauung gab es als Frühstück Nudelsuppe mit Bratwürstchen. In der Kirche erhielten die Festgäste Wein, vom Hochzeiter gestiftet und vom Pfarrer gereicht: Ehrvater und Ehrmutter drei Schluck, Kranzeljungfrauen und Kranzeljungherren zwei und die übrigen einen. Danach begann in dem Saale, der im oberen Stockwerk des Gasthauses lag, das Mahl, das sechs Stunden dauerte und zwischen dessen Gängen, vom ersten bis zum letzten, getanzt wurde, damit die Verdauung nicht stockte und der Hunger frisch blieb.

Der Hochzeitslader machte die Tischordnung, Ehrvater und Ehrmutter bedienten den Hochzeiter und die Hochzeiterin beim Essen und legten ihnen die größten und besten Stücke vor. Nach der Leberknödelsuppe gab es in streng herkömmlicher Speisenwahl und -folge zuerst das Voressen, das, zerkleinert in einer Tunke schwimmend, aus Magen, Lunge, Kutteln, Euter und Füßen besteht, sodann Rindfleisch mit Blaukraut und gelben Rüben, dann saure Nieren, und nachdem nun süßes Gebäck in Herzform, Kaffee und Kuchen eingeschoben waren, begann eine neue Reihe von Fleischspeisen, Aufschnitt, Braten, Fleisch in dunkler Beize, bis zum Schluß noch einmal Braten kam, aber nun eingewickelt zum Mitnehmen.

Es erfolgte das Abdanken durch den Hochzeitslader, er dankte im Namen der Brautleute den Eltern, den Gästen und, für die gute Versorgung, dem Wirt und der Wirtin, die zu diesem Zweck im Saale erschienen, obwohl heut sichtlich eine Beklemmung auf ihnen lastete. Ein prächtiges Füllen war ihnen erkrankt, es wälzte sich unter Krämpfen im Stall, sie hatten nach dem Tierarzt geschickt, und der war, nach seiner Art, wie ein Reiter in Wildwest auf jagendem Pferd und mit wehendem Schlapphut von Raitenbuch herangesprengt, indes seine Mittel hatten nicht geholfen. Die Krankheit eines Tieres aber ist beim Bauern ein Familienunglück, das die Mienen nicht verbergen können.

Der Hochzeiter kassierte nun ein, jeder hatte sein Essen zu bezahlen; was einer ihm darüber hinaus gab, wurde von dem Hochzeitslader in eine Liste eingetragen, es war genau so viel, wie der Betreffende bei seiner eigenen Hochzeit von dem Bräutigam erhalten hatte oder, wenn er noch Junggeselle war, später zu erhalten hoffte, so daß es sich also hierbei um eine Leihgabe handelte. Hierauf wurden in einem Korb die Geschenke gesammelt und dem jungen Paar überreicht.

Noch während des Mahles war das Küchenmädchen erschienen, mit einem Schöpflöffel und mit verbundener Hand, und hatte einen Spruch hergesagt, daß sie sich im Eifer für die Gäste verbrannt habe, die ihr dann lachend ein Trinkgeld gaben. Und weißgekleidete Kinder hatten dem Hochzeitspaar von der Post-Olga verfaßte Verse vorgetragen, welche mit Anspielungen auf die böse Welt, die das Bündnis nicht gewollt, und auf die treue Liebe, die alle Schlechtigkeit der Menschen besiegt habe, nicht kargten und mit einmütigem Beifall und voller Zustimmung aufgenommen worden waren.

Der allgemeine Tanz begann, bei dem die Kranzeljungfrauen und Kranzeljungherren den ehrenvollen Vortritt hatten. Eingeleitet wurde er durch den Ehtanz; ihn tanzten der Ehrvater mit der Braut, der Bräutigam mit der Ehrmutter, und es fehlten nicht die herkömmlichen Späße: die Musik brach mehrmals mit einem mißtönigen Seufzer ab, die Musiker suchten die Braut zu fangen, die vorgab, sich den Fuß verletzt zu haben, und es lief auch hier unter Gelächter auf ein Trinkgeld hin-

aus, obwohl die Musikanten ebenfalls schon wacker eingesammelt hatten. Sie mußten allerdings die Hauptarbeit leisten: vom Morgen bis womöglich zum Anbruch des nächsten Morgens saßen sie auf der langgestreckten Pultbank, Männer, die sonst noch einen anstrengenden Beruf als Taglöhner und Handwerker im Dorf ausübten, und bliesen, was die Lungen nur hergaben, in das Blech, das sie nur in kurzen Pausen mit dem Maßkrug vertauschten.

Nach dem Mahle waren auch alle nichtgeladenen Dorfbewohner oder Fremde willkommen. Jeder Tanz war vom Tänzer zu bezahlen, der außerdem für sein Bier und für das seiner Tänzerin die Rechnung begleichen mußte.

Inzwischen hatte der Wirt nach einem Weibe geschickt, das seit einiger Zeit in der Gegend kranke Tiere und gelegentlich auch Menschen behandelte. Er war zwar ein aufgeklärter Mann, der selbst der Kirche frei gegenüberstand und sich das leisten konnte, weil er der am längsten eingesessene und reichste Bauer war, und hielt sich von allem Aberglauben und Wunderdoktern sonst fern. Aber da seine eigenen Kenntnisse und die Vorschriften des Tierarztes nichts genützt hatten, so konnte ein anderweitiger Versuch wenigstens nichts mehr schaden.

Die Kurpfuscherin war die blonde Sefia, die früher mit den Zigeunern zog. Sie hatte ihren Mann plötzlich durch den Tod verloren und sich vor Lugenau, draußen im Moor, ein Häuschen gekauft. Das hatte ein armer Weber bewohnt, der an seinem Webstuhl den Bauern weit und breit für ein geringes Geld ihre Teppiche und Läufer fertigte, einzig mit den Fäden, die er aus den von ihnen zu liefernden Stoffresten und Lumpen zog, und sich im übrigen seinen Torf stach. Er war gestorben, und die Sefia hatte mit Tabakpfeifen, Flaschen, Salben, Schläuchen, Zangen, Spritzen und etlichen Büchern ihren Einzug gehalten in dem Häuschen dort zwischen den braunen Torfstichen, wo die Birken silbern im goldenen Riedgras gegen die flötenblauen Berge standen und sich in den Herbstnebeln die Latschen krümmten.

Während die Tanzmusik mit dem Donner des Gewitters kämpfte, hatten der Wirt und die Wirtin für eine Weile traurig zwischen den älteren Hochzeitsgästen Platz genommen, Trost und Teilnahme suchend. Da kam, auf der Suche nach ihnen, die bestellte Sefia in den Saal. Sie trat freimütig in ihren Männerhosen und hohen Ledergamaschen ein, schüttelte die Nässe aus ihrem Lodenhütchen und rauchte eine kurze Holzpfeife. Mit erhobener Stimme begann sie zu sprechen, so daß Tanz und Musik bald aufhörten und auch die Jungen sich neugierig zu ihrer Rede drängten.

„Ich betrete Euern Stall nicht eher, Wirt," so lauteten ihre bestimmten und wohlgesetzten Worte, „bis ihr alle das Unrecht wieder gut macht, das an meinem kleinen Freunde, eurem Hirtenbuben, geschieht. Ich war lange Zeit fast immer abwesend bei weit entfernten Kundschaften und erfuhr daher erst jetzt, daß ihr ihn wegen des abhanden gekommenen weißen Rindes verdammt, und daß er, Speise und Trank beinahe ganz verschmähend, seither den Auberg kaum verläßt, um das verirrte zu suchen und zurückzubringen. Ihr, Wirtin, seid seine Taufpatin und war't bisher seine Beschützerin. Wie konntet Ihr zulassen, daß man dem trefflichen Buben eine Schuld zur Last legt, die er nicht hat? Aber ihr seid ja alle nicht weiter in die Welt gekommen als vom Ofen bis zum Tisch, und so muß ich euch wohl erst belehren, daß ihr euer Unrecht einseht. Der Fall ist auch sonst schon vorgekommen, daß in einem Haustier die wilde Grundnatur sich regt, namentlich bei den Rindern, und daß ein solches, wenn man ihm die halbe Freiheit der Weide gewährt, die ganze sucht. Einer dieser Fälle liegt hier vor. Der Pankraz kennt das Vieh und weiß es zu behandeln, fast so gut wie ich, ihr schuldet ihm den größten Dank, aber ihr seid seiner nicht wert. Er ist schuldlos an der Wildheit des Rindes, das ein Unbekannter dem Müller wohl nur deshalb aufhängte, weil er seine unbändige Art bereits

kannte. Der Bub würde nie mit dem Tier fertig werden, das könnte höchstens ein ausgewachsener Mann. Wenn nicht der stärkste Bursch dieser Gesellschaft sofort auf den Auberg steigt, den Buben sucht, bis er ihn findet, und ihn mit allen Ehren aus dieser furchtbaren Wetternacht heimholt oder ihm hilft, das Rind einzufangen, falls Pankraz seine Spur haben sollte, so werde ich nicht Euer krankes Füllen, Wirt, und überhaupt niemals mehr ein Tier oder einen Menschen einer so undankbaren, hartherzigen Gemeinde behandeln."

Diese entschiedene Ansprache machte ersichtlichen Eindruck. „Du kannst mir glauben, Seffa," rief die brave Wirtin, „daß ich meinen Pankrazl nicht im Stich gelassen habe. Aber ich verstehe nicht viel vom Vieh und vom Hüten und muß das, besonders als Wirtin, den Mannsbildern überlassen, die mich denn auch glücklich tot geredet haben."

Nun aber schwiegen die Mannsbilder, sie hängten die Köpfe oder murrten und maulten höchstens, wenn sie nicht krampfhaft zu lachen versuchten. Der Hochzeiter jedoch hielt sich für den stärksten Burschen des Dorfes, weshalb sich auch niemand seinen Freierswegen und -absichten offen und ehrlich entgegengestellt hatte, weil jedem die eigenen Knochen lieb waren. Er gedachte außerdem im stillen der treuen Dienste, die ihm Pankraz geleistet hatte, sprang kurzerhand auf, erbat sich die älteste Joppe des Wirts und stürmte in den Regen hinaus.

Man rief ihm sogar ein Bravo nach und beglückwünschte die Braut zur Hilfsbereitschaft ihres Mannes, dessen Verschwinden an ihrem Ehrentage ihr freilich durchaus nicht ganz recht war und sie mit einiger Angst erfüllte. Aber man drängte sie zum Tanze, das Fest ging weiter, das Blech schmetterte, und auf dem Boden scharrte und dröhnte es wieder, die meisten vergaßen sich so, daß sie auf die Abwesenheit des Hochzeiters und deren lange Dauer nicht acht gaben.

Endlich stürzte er wieder herein, von Nässe triefend und von Angst verstört. Die Braut schrie auf bei seinem schreckensbleichen Anblick, diesmal brachen Tanz und Musik mitten im Takt jäh ab. Jener konnte zunächst kaum Atem, geschweige denn Worte finden, und schließlich kam seine Erzählung teils stockend, teils fliegend heraus.

„Ich suchte den Pankraz erst in seiner Hütte, dann bei der Herde, dann auf dem ganzen Auberg. Ich suchte und rief überall vergeblich, und erst als ich auch durch die Wälder lief und schrie, kam von der Waldach herauf, unterhalb Waldleiten, eine Antwort. Da fand ich ihn denn. Er rannte hinter dem Rind her, das er heut aufgespürt und schon über den ganzen Berg verfolgt hatte. Er war in einem unbeschreiblichen Zustand. Den Hut hatte er verloren, die Kleider waren zerrissen und klebten in Fetzen an seinem Leibe, das Wasser rann ihm aus Lumpen, Haaren, Augen, Ohren, Nase und Mund, sein Odem keuchte, und der Schein der Blitze fuhr über seine totenbleichen Züge. Aber er hielt nicht an, als er mich sah, und ich mußte gleich mit ihm laufen drunten am Fluß entlang. Es war eine Schreckensnacht dort unten. Der ganze Jägersteig und der Grasstreifen bis hinauf in den Wald waren unter Wasser, das zischend in jede Lücke zwischen den Stämmen fuhr und krachend die mitgeführten Sträucher und donnernd die mitgerissenen Balken absetzte. Alles Wild war aufgescheucht, teils durch das Unwetter, teils durch die tolle Flucht und Verfolgung, die den ganzen Berg schon durchschreckt hatte. Ich sah Hirsche, Rehe, Gemsen, Hasen und Füchse durch die Zweige brechen und Eulen herumflattern. Wir rannten durch weißen Gischt, nun erblickte ich bei den Blitzen auch das Rind, das, so schien es, matter und langsamer im Laufe wurde und wohl eingeholt werden konnte. So gelangten wir, während der Zwischenraum zwischen ihm und uns schon ganz kurz wurde, an den Teufelssteg.

„Und hier geschah das Schreckliche. Vom anderen Ufer kam der leibhaftige

Gottseibeiuns über den Steg, man sah deutlich seinen Pferdefuß, die Höllenhunde folgten ihm, sie sprangen an ihm hoch, heiser und doch so laut bellend, daß es den Donner übertönte, ihre roten Zungen hingen ihnen aus dem Halse und ihre feurigen Augen sprühten Funken. Das Kind war verschwunden, aber Pankraz — Pankraz — er sprang der fürchterlichen Erscheinung entgegen, ihr geradeswegs in die Arme, und ich sah noch, wie es sie alle in den Strudel unter dem Steg hinabriß."

Der Bräutigam schwieg erschöpft und schlug das Kreuz, die Braut klammerte sich laut schreiend an ihn, so daß seine Nässe ihr schönes seidenes Hochzeitsgewand aufweichte, und einen Augenblick herrschte atemlose Stille vor ehrlichem Grauen, denn der Hochzeiter galt nicht nur als stark, sondern auch als unerschrocken, und aufgeschnitten hatte er nicht, das merkte man an der furchtbaren, echten Erregung seiner Mienen und seiner Worte.

Erst die Post-Olga brach das Schweigen. „Leut', seid doch vernünftig", fuhr sie mit ihrer breiten und ruhigen, tiefen Stimme hinein. „Unser Hochzeiter ist gewiß ein forscher Bursch, und er hat etwas Schreckliches erlebt, das muß wahr sein. Aber an den Teufel, den er gesehen haben will, glaube ich nicht, bei Blitz und Donner meint man oft alles Mögliche zu erblicken. Ich getraue mich seit langem zu jeder Stunde und bei jedem Wetter in den Wald. Und da es zu regnen aufgehört hat, werde ich um so lieber gleich an die Unfallstelle aufbrechen und untersuchen, ob dem Pankraz etwas zustieß, und was es ist."

Da hatten plötzlich alle Mut, den Massenmut, der nichts kostet. Sämtliche jüngeren Leute, selbst viele Frauen und Mädchen, wollten mit, und der Bräutigam, der sich von keiner Frau, geschweige denn von mehreren beschämen lassen wollte, betonte, daß er noch nie ein Hasenfuß gewesen sei, und drang darauf, daß man ihm die Führung übertrage. Die Braut jedoch warf sich ihm entgegen, laut heulend, sie dulde es unter keinen Umständen, daß er noch einmal gehe; er komme ein zweites Mal nicht wieder oder doch sicherlich heute Nacht nicht mehr, und es sei jetzt durchaus Zeit für sie beide, heimzugehen, sie habe ein Recht, das als Hochzeiterin zu verlangen.

Man lachte und spaßte darüber, so sehr war die Stimmung schon wieder zurückgekehrt, die nur insofern gedämpft blieb, als vielleicht den Buben, an dem man nun doch ernstlich ein Unrecht gut machen wollte, wirklich ein Übel getroffen hatte. Manche freilich sahen darin die gerechte Strafe für ein Höllenbündnis, für welches sich nun sicher bald der Beweis erbringen ließ, so daß die Gegner des anstößigen Knaben dann doch recht behielten.

Die Musik blies für das Hochzeitspaar einen Tusch zum Scheiden, und der wenig heldenmäßige Abzug des Bräutigams, der wenigstens seine begossene Erscheinung durch den Festrock wieder aufgebessert hatte, wurde von den keckſten Burschen noch mit derben Sprüchen gesegnet. Die übrige Jugend versah sich mit einigen Stöcken und Stallaternen und brach, unter Olgas Führung, zum Teufelssteg auf, die Musikanten mußten bleiben und, für die Fortsetzung des Tanzes, ihrer Rückkehr harren, die, so hoffte man, nicht allzu lange auf sich warten lassen würde.

Ein kleiner Held

Der hinkende Schuster war schon seit längeren Tagen wieder einmal unterwegs. Pankraz hatte zwar auch diesmal, als das ganze Dorf über ihn herfiel, kein Mitgefühl bei ihm gefunden, sondern der Alte hatte nur gesprochen: „Dummer Bub, es geschieht dir ganz recht. Warum gibst du auch nicht besser auf dein Viehzeug acht? Komm mir nur nicht wieder unters Dach, wenn sie dich jetzt von deinem Posten verabschieden."

Dennoch sehnte sich der Knabe nach dem Vater. Er dachte mit schmerzlich heißer

Erinnerung an die arme winterliche Schusterstube, an das Klopfen des Hammers, an den Glanz der Glaskugel, an seine Ofenbank, wenn der Sturm im Kamin heulte, der Frost draußen krachte und der Schnee fiel, und er wünschte sich solche Stunden zurück, wo niemand als sein Vater schalt, der eben doch sein Vater war, und er wenigstens vor der Welt geborgen blieb. Jener kam diesmal später als sonst wieder. Zu allem Kummer um das Rind erfüllte den Buben eine unbestimmte, aber desto quälendere Sorge um ihn.

Es ist nie aufgeklärt worden, ob der hinkende Schuster wirklich je innerhalb seiner Heimatgemeinde eine Katze oder gar einen Hund an sich gebracht hat. Wenigstens hat er hier nie um eine Katze ausdrücklich gebeten, was er auswärts allenthalben tat, und mit viel Erfolg, da man deren oft im Überfluß hatte und sich aller möglichen Gegendienste von seiten des anderen zu versichern wußte. Allein ein Diebstahl, und gar ein Raub von Hunden, wurde ihm auch sonstwo nie nachgewiesen — allenfalls gab man ihm vielleicht freiwillig irgendeinen altersschwachen Köter, der sonst zum Schinder gewandert wäre, obwohl Bestimmtes darüber nicht verlautete. . . .

So blieb manches an den folgenden Vorkommnissen für immer im Dunkel. Wenn der Schuster wirklich Hundefleisch aß und die Tiere dies witterten, so daß sie ihn darum haßten — warum verfolgten sie ihn nicht auch in Lugenau? Es wird behauptet, er habe Vorsicht angewandt, unterwegs keine Hundemahlzeit gehalten und daheim nach jedem derartigen Essen tagelang das Haus nicht verlassen. Auf seiner letzten Streife aber habe er dem Gelüste nicht widerstanden, und Augenzeugen wollten ihn wirklich gesehen haben, wie er im Walde etwas an einem Feuer briet. Jedenfalls war auf seinem Karren, den man später, von ihm unterwegs zurückgelassen, fand, kein Hundeleichnam.

Und so mußte es doch die Witterung eines schon genossenen Mahles vom Fleische der Brüder und eine daraus entspringende Raserei und Wut sein, was ein ganzes Rudel von Hunden an die Fersen des Schusters heftete, als er auf dem letzten Heimweg begriffen war. Sie müssen ihm durch ihre Verfolgung, von der sie kein Mittel abstehen ließ, derart zugesetzt haben, daß er schließlich, mit einem letzten verzweifelten Versuch, die Meute loszuwerden, trotz Nacht und Unwetter von Raitenbuch auf weitem Umwege den Jägersteig benutzte. Wenn sie auch hier seine Fährte nicht aufgaben, so konnten sie auf dem schmalen Felsenpfad doch wenigstens nicht so dicht an ihn heran.

Pankraz erkannte sofort den Vater und die furchtbare und unentrinnbare doppelte Gefahr, in der er schwebte, entweder von den Hunden zerfleischt zu werden oder mit seinem Klumpfuß vom Teufelssteg in das Grab des Flusses zu stürzen. Er eilte ihm, seinen Begleiter und das Rind und alles vergessend, zu Hilfe, als das erste Gebiß in ihn schlug und er das Gleichgewicht verlor, das blutgierige Tier mit sich in die Tiefe reißend. Der Hund muß ertrunken sein, während die anderen nun doch die Flucht ergriffen. Der Bub aber sprang dem Vater nach, er faßte ihn im Wasser und klammerte sich an ihn fest. An Schwimmen war in den von Wolkenbrüchen geschwellten Wogen nicht zu denken, sie konnten einen nur mit sich reißen, überschwemmen, ersticken, zerschellen. Aber Pankraz dachte unter lauten Stoßgebeten an den Strudel, der wirbelte beide Körper rundum, wie tief und wie lange, das wußte der Kleine später nicht mehr, schluckte sie in seine Tiefen ein, doch schließlich warf er sie wieder aus und in breitem Schwunge dem Ufer zu, nicht dem Raitenbucher, an dessen Felsen sie zerschmettert wären, sondern dem flachen Lugenauer, an das der Knabe sich und den Vater rettete.

Der Schuster jedoch, den Sohn erkennend, brachte nur noch die Worte „Bete für mich!“ über die Lippen, dann war sein letztes Lebenszeichen ein Kreuz, das ihn der

Knabe zum ersten und letzten Male schlagen sah. Laut die Stimme im Vaterunser erhebend, merkte er das Hinscheiden des Vaters, den kein Ruf, kein Weinen, kein Schütteln mehr erweckte.

In diesem furchtbaren Sturme, unter diesen bleichen Blitzen, in diesen unaufhaltsam strömenden Regengüssen durfte die Leiche nicht bleiben — das war Pankrazens einziger Gedanke noch. Allein konnte er sie nicht lassen; sie nach Hause zu tragen, dazu reichte seine Kraft nicht, die Bäume aber gewährten bei diesen stürzenden Himmelsfluten keinen Schutz. Da besann er sich auf die Höhlen und darauf, daß von hier ein abkürzender Holzweg mitten durch den Wald zu ihnen führte. Mit einer letzten Anstrengung lud er sich den Vater auf den Rücken und schleppte ihn dorthin. Nun mochte das Rind laufen, wohin es wollte — er, der Verwaiste, wollte ohne Trost und ganz verlassen sein.

Er kroch, mehr als daß er ging, mit seiner Last bei der Teufelsküche vorüber. Hier wollte er wahrlich den Vater nicht bergen, sondern in der nächsten gut schirmenden Felsennische. Indes klang deutlich aus der Höhle das Glöckchen des Rindes, und durch den Spalt des Eingangs glaubte er im Aufschein eines Blitzes den weißen Tierkörper in der schwarzen Tiefe drunten zu sehen. Pankraz legte den toten Vater zu Boden. „In des Dreieinigen Namen gegen die höllischen Mächte!“ schrie er laut, mit der Todeskühnheit der äußersten Verzweiflung entschlossen, dem immer neuen Spuk nun endlich auf den Grund zu gehen, wenn er auch selber dabei zugrunde ginge, und kroch hinab in den engen Schacht.

Bald darauf hatte sich draußen das Unwetter gelegt und näherte sich die Hochzeitsgesellschaft. Olga hatte den Weg über den Gipfel des Aubergs und hier vorüber zum Teufelssteg als den kürzesten gewählt und machte sich trotz allem Ernst der Sache, der sie tief durchdrang, außerdem ein kleines, heimliches Vergnügen daraus, die mehr und mehr kleinlaut gewordenen Begleiter an der Teufelsküche vorbeizuführen. Sie folgten, zum Teil ängstlich und einsilbig genug.

Allein als aus der Höhle ein Schluchzen und Wimmern drang und dazwischen ein unterirdisches Glöckchen anschlug, da ward es doch auch der tapferen Olga unheimlich. Aber sie ließ sich nichts anmerken, biß die Zähne zusammen und kletterte mit ihrer Laterne in die Tiefe.

Sie taucht nach einer längeren Weile erschüttert wieder empor und ruft und winkt den anderen, die zumeist in furchtsamer Entfernung harren. Sie bedeutet ihnen mit wenigen Worten so viel, daß sich niemand mehr besinnt, daß alle hinunterkriechen und Menschen und Lichter alsbald den unterirdischen Schacht erfüllen.

Wild klopfenden Herzens hatte Pankraz, wie er hinuntergestiegen war, das Sprühlicht des nächsten Blitzes abgewartet und das Rind erkannt, das an allen Gliedern zitterte. Es war droben ausgeglitten und auf einer Schuttmasse, alle Viere von sich gestreckt, mit dem Kopf voran, hier heruntergerutscht, es hatte vergeblich gearbeitet und gekämpft, um wieder hinaufzugelangen, es hatte umsonst nach irgendeinem Ausgang gesucht, es war im Dunkel verzweifelt hin- und hergerannt, über Steine und Geröll gestolpert, hatte sich an den niedrigen Stellen den Kopf gestoßen und mußte sich schließlich lebendig begraben geben.

Am Boden der Höhle liegt der hinkende Schuster tot. In ihrem äußersten Winkel aber schmiegt Pankraz seine Arme um das weiße Rind, das in seinem Verfolger nun seinen Retter erblickt und dem Knaben, der es mit Tränen benetzt, dankbar die Hände und die Wangen leckt. Der gibt so viel Aufschluß, wie nötig ist, und achtet im übrigen der Menschen wenig genug, um sich in dem zärtlichen Geben und Empfangen jener versöhnenden Liebesbezeigungen nicht unterbrechen und stören zu lassen. Wie er mit der Kreatur, so hat sich der Vater durch ihn mit dem Himmel versöhnt — und das ist mit dem Tode nicht zu schwer bezahlt.

Soweit die Decke der dem Ausgang zu immer niedriger werdenden Höhle nicht die Anwesenden schon gegen den Boden und auf die Knie drückt, tut es der unerwartete Anblick in der Tiefe des Inneren. Bald jedoch mahnt man leise den Knaben zum Aufbruch und bietet Hilfe an. Die Leiche des hinkenden Schusters wird hinaufbefördert, das Tier, das sich nicht sträubt, mit großer Vorsicht ebenfalls durch den Spalt geschafft.

Die offene Weite unter dem dämmernd ergrauenden Himmel, in den der nun wieder schweigende Wald seinen Dom ohnegleichen baut, befreit alle Herzen und Zungen zu Dank, Abbitte, Trost und Preis, die man dem Hirtenbuben reichlich und überschwenglich zu leisten und darzubringen nicht müde wird. Man flicht eine Bahre aus frisch geschnittenen Zweigen und legt den Schuster darauf. Und doch ist der Leichenzug der hochzeitlich gekleideten, vielfach Lichter tragenden Gestalten mehr noch ein Feier- und Triumphzug für den abgerissenen und durchnäßten Knaben, der hinter der Leiche und neben dem weißen Rinde einhergeht, die Hand um dessen Nacken gelegt.

Er würde sich am liebsten nicht von dem Tiere trennen, aber der Sohn des Talmüllers ist unter der Gesellschaft, und ihm muß er die Führung in den Heimatstall denn doch überlassen. Es ist ja auch alles zur Lösung, zur Ordnung, zur Ruhe gekommen, die Seele des Vaters ist bei Gott, seinen Leib müssen, eh' er bestattet wird, diejenigen versorgen, die dazu bestellt sind — er, der Knabe, wird an der bald wieder scheinenden Sonne trocknen und erwärmen, bedürftig ist seiner nur die Herde, die, nicht allzu lange nach Sonnenaufgang, wie alle Tage heimgetrieben werden muß. Pankraz stiehlt sich in noch dunkelnden Waldgründen heimlich von dannen, ohne daß die anderen es zunächst merken, welche vielmehr fortfahren, sein Lob zu singen.

So gelangen sie schließlich über die mehrhundert Stufen auf den Gipfel des Aubergs. Sie vermissen jetzt erst ihren kleinen Helden, rufen und suchen nach ihm, um so lauter und eifriger, je mehr sie, über die Weidehänge kommend, inmitten seiner Herde vorrücken.

Sie halten an einer waldigen Stelle und setzen die Bahre nieder, da die Sonne aufgeht und das Frühmettenglöcklein von Lugenau heraufstönt. Der Boden ist schlicht. Gras und Thymian wachsen, Silberdisteln sticken ihn, ein wenig Erika blaut auf kleinen Erdhaufen, ein paar Stengel Hornklee blühen, einige dunkle Kuhfladen und verlassene Steine liegen darum. Aber hier weiden die Kühe der Armen, wie in dem holden und schützenden Bannkreis einer trauten Nähe, und das weiße Rind löst sich unmerklich von dem Zuge, um still mit den anderen und mitten unter ihnen zu grasen.

Die Männer und Burschen haben die Hüte abgenommen. Es geschieht unter der Gebetsmahnung des Kirchenglöckleins, aber man kann seine fromme Stimme nicht mehr unterscheiden in dem Chor des vieltönigen Glockenspiels, welches zu dem Rupfen erklingt, mit dem die Kühe — von der läutenden weichen Bewegung der Häupter abgesehen, starr und eckig wie Felsen — Gras und Kräuter in den ewigen Kreislauf aufnehmen, der sie zunächst in die schäumende Lebensmilch wandelt.

„Heil, Pankraz! Pankraz, wo bist du?" erschallt es, gleichfalls wie Chöre, aus harten Bauernmündern. Sehen sie ihm denn nicht mitten ins Gesicht, ohne ihn zu bemerken und zu erkennen? Oder ist es der vermummte Koboldleib eines Wacholders, was dort in der feurigen, morgenroten Goldnische des Fichtenkreises wie inmitten eines weihraucherfüllten Thronsaales bescheiden leuchtet?

„Heil, Pankraz! Pankraz, wo bist du?"

Jedenfalls eilen Ruf und Frage mit dem Zuge weiter und schallen vom Gipfel des Aubergs in die erwachenden Dörfer hinab.

Recht und Staat

Von

Heinz Brauweiler

I

„Die Frage nach dem Begriff des Staates ist untrennbar verbunden mit der Frage nach dem Begriffsverhältnis von Staat und Recht." Mit diesem Satze beginnt der Wiener Staatsrechtslehrer Hans Kelsen seine unlängst erschienene Untersuchung über den soziologischen und den juristischen Staatsbegriff. Seine These ist: es gibt nur einen Staatsbegriff, nämlich den juristischen, und dieser ist identisch mit dem Rechtsbegriff. Die Beweisführung widerlegt zunächst die Selbständigkeit des Staatsbegriffs der Soziologie (im Sinne Simmels) und des sozialen Staatsbegriffs der allgemeinen Staatslehre (im Sinne Jellineks) mit dem zutreffenden Beweisgrund, daß diesen beiden Begriffen des Staates durch das Wesensmoment der rechtlichen Verbundenheit der den Staat bildenden Gesellschaft tatsächlich der juristische Staatsbegriff zugrunde liege. Ausgehend von den beiden Grundthesen der herrschenden Lehre: daß der Staat ohne Recht nicht möglich, selber eine rechtliche Ordnung sei, und daß es außerhalb des Staates kein Recht gebe, weil nur das vom Staate gesetzte Recht das Wesensmoment der Erzwingbarkeit besitze, gelangt Kelsen zu dem Schlusse: Staat und Recht sind identisch, weil Staat eine normative Ordnung ist, die mit der Rechtsordnung zusammenfällt. Die mit vielem Scharfsinn durchgeführte Untersuchung ist sehr verdienstlich, obwohl oder richtiger: weil ihre Ergebnisse den schärfsten Widerspruch herausfordern. Denn dadurch, daß sie mit unerbittlicher, vor nichts zurückscheuender Logik die Folgerungen aus den Grundthesen der herrschenden Lehre zieht und sich zu den krassesten Konsequenzen des Rechtspositivismus bekennt, zwingt sie, jene selbst anzugreifen.

Kelsen erklärt: Der Staat kann als Einheit nur verstanden werden, wenn man ihn als normative Ordnung auffaßt, genauer: als die Einheit eines Systems von Normen, die regeln, unter welchen Bedingungen ein bestimmter Zwang von Mensch zu Mensch geübt werden solle. Da nun auf das Recht dieselbe Definition zutrifft, weiterhin die herrschende Lehre dem Staate eine rechtliche Natur zuschreibt, so muß der Staat ein Rechtsbegriff sein. Kelsen vertritt nachdrücklich die Lehre, daß durch Rechtsbegriffe nur Rechtsnormen erkannt werden können und Rechtsbegriffe von der Rechtswissenschaft dadurch gebildet werden, daß sie Inbegriffe von Rechtsnormen sind. Es ist ihm durchaus beizustimmen, wenn er von der Rechtswissenschaft fordert, aus dieser Erkenntnis die Konsequenzen zu ziehen für die Begriffe der Rechtspersönlichkeit, des Rechtssubjekts, des subjektiven Rechts usw., insbesondere für die Einheit des Begriffes der Rechtsperson, die Wesensgleichheit und damit die Unhaltbarkeit des Unterschiedes der sog. „physischen" und der juristischen Personen. Er sagt: „Die Rechtsperson oder das Rechtssubjekt ist die aus Gründen der Veranschaulichung vollzogene anthropomorphe Personifikation eines Rechtsnormenkomplexes. Die Person des Staates ist die Personifikation der Gesamtrechtsordnung, die übrigen

Personen Personifikationen von Teilrechtsordnungen, Normenkomplexen, deren Abgrenzung, deren Individualisierung von wirtschaftlichen, religiösen, kurz rechtsinhaltlichen Gesichtspunkten aus erfolgt. Die sog. physische Person ist die Personifikation aller das Verhalten eines Menschen beinhaltenden Rechtsnormen" (S. 134). Muß es nicht auffallen, daß alle übrigen Personen ihre inhaltliche Bestimmung außerhalb der Rechtsordnung finden, daß dagegen der Staat nur als Rechtsordnung, als Normensystem, als ein Gedanke existieren soll? Ist da nicht gerade umgekehrt zu folgern, daß wie alle anderen Personen so auch der Staat seine inhaltliche Bestimmung außerhalb der Rechtsordnung finden muß? Es legt sich die Vermutung nahe, daß ebenso wie der Mensch als solcher, so auch der Staat als solcher außerhalb der Rechtsordnung existieren muß, m. a. W. daß der Staat primär kein juristischer Begriff ist.

„Die Vorstellung eines Staates als einer Voraussetzung des Rechts", meint Kelsen, „ist nur aufrecht zu erhalten, wenn es gelingt, einen Begriff des Staates unter Abstraktion von allen Rechtsnormen im Wege einer auf das Natur- oder (diesem gleichgestellte) gesellschaftliche Sein gerichteten Forschung zu gewinnen." Er hat es unterlassen zu fragen, ob nicht ein solcher Staatsbegriff existiert, sondern sich mit der Widerlegung des soziologischen Staatsbegriffs und des sozialen Staatsbegriffs der allgemeinen Staatslehre begnügt. Da nun die allgemeine Staatslehre sich als Ableger der Staatsrechslehre entwickelt und die Soziologie wieder die Thesen dieser allgemeinen Staatslehre benutzt hat, so kann es nicht überraschen, daß sie von dem Wesensmoment der rechtlichen Verbundenheit sich nicht freigemacht haben. Hätten sie anstatt dessen den Staatsbegriff der Politik, der Lehre vom Staate als der prima sedes materiae aufgenommen, so hätte Kelsen nicht so leichtes Spiel mit ihnen gehabt, und er hätte nicht die Möglichkeit eines von allen Rechtsnormen abstrahierenden Staatsbegriffs in Abrede stellen können. Mit Recht hat Kjellén [1]) auf jene Schwäche der herrschenden Lehre vom Staate hingewiesen und eine selbständige Wissenschaft der Politik gefordert. Wenn er den politischen Begriff des Staates „Staat ist Macht" zugrunde legt, so stimmt er, der Geograph, mit dem Nationalökonomen — vgl. Friedrich Lenz, „Staat und Marxismus" — und dem Historiker — vgl. Dietrich Schäfer, „Staat und Welt" — völlig überein. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß bei ihnen die Bedeutung des Verhältnisses von Staat und Recht durchweg nicht genügend beachtet [2]) und dadurch der einseitigen juristischen Betrachtungsweise immer wieder Vorschub geleistet wird.

Denn es scheint Kelsen doch zugegeben werden zu müssen, daß die Frage nach dem Begriff des Staates untrennbar verbunden ist mit der Frage nach dem Begriffsverhältnis zwischen Staat und Recht. Wir können nämlich uns den heutigen Staat nicht ohne Beziehungen zum Recht denken.

Diese Beziehungen können folgende sein: der Staat als Gesetzgeber, der Staat als Gerichtsherr, der Staat als rechtlich geordnete Herrschaftsausübung, der Staat als Mitglied der Völkerrechtsgemeinschaft.

Von ihnen ist die letztgenannte, je nach dem Standpunkte der Betrachtung, die wichtigste oder die unwichtigste. Es ist die Auffassung erlaubt, daß es Staaten erst gibt, seitdem eine Völkerrechtsgemeinschaft besteht; man kann auch sagen, daß einer Macht, die im übrigen als Staat anzusprechen wäre, nicht deshalb der Charakter als Staat abgesprochen werden müßte, weil sie kein Völkerrecht gekannt hat oder anerkennen will. Die rechtliche Ordnung der Herrschaftsausübung ist für den Begriff

[1]) Der Staat als Lebensform, S. 2 ff.; Grundriß zu einem System der Politik, S. 11 ff.

[2]) Charakteristisch ist, daß Kjellén (Grundriß, S. 102) dieses Problem als eigentlich „ganz außerhalb" seines Systems stehend empfindet.

des Staates nicht wesentlich, denn ein Staatsrecht entsteht erst dann, wenn die den Staat leitende Herrschergewalt in rechtliche Schranken gebracht wird. Zwar meint Kelsen, daß auch im absolutistischen Staate und in der Despotie eine „Rechtsordnung" sei, gelte doch zum mindesten die eine Grundnorm, daß dem Herrscher gehorcht werden müsse. Das ist nur die logische und unentrinnbare Konsequenz seines krassen Rechtspositivismus, der staatlichen Befehl und Recht gleichsetzt, eine Auffassung, die jede Selbständigkeit des Rechtsgedankens unmöglich macht. Was die Rechtsschutzaufgabe des Staates angeht, so sind wir gewöhnt, sie in ganz besonderem Maße ihm zuzuschreiben. Indessen braucht nur an den Selbsthilfe-Rechtsschutz der Blutrache und der Femgerichte erinnert zu werden, um nahezulegen, daß zum Wesen des Staates auch die Rechtsschutzaufgabe nicht zu rechnen ist. Der Rechtsschutz könnte auch von andren sozialen Gewalten — Familienverbänden, Gemeinden, Stammesverbänden, ständischen Korporationen, religiösen Instanzen — übernommen werden, ohne daß deshalb die Existenz und die selbständige Aufgabe einer über ihnen stehenden Staatsgewalt geleugnet zu werden brauchten.

Für die Gesetzgebung schließlich ist eine Unterscheidung zu machen. Sofern der Staat Gerichtsherr ist und eine rechtliche Ordnung der Herrschaftsausübung, eine sog. Verfassung besitzt, ist es selbstverständlich, daß er selbst und nur er selbst dafür die Normen gibt (*Herrschaftsrecht*), und insoweit ist staatlich gesetztes Recht und Recht allerdings notwendig identisch. Anders steht es für das Recht, das das soziale Leben der Volksgenossen regelt (*Genossenrecht*). Wie dieses Recht ursprünglich Volksrecht gewesen ist und nicht vom Staate ausging, wie es noch heute im angelsächsischen Recht nicht allein durch staatliche Gesetzgebung, sondern auch durch die Rechtsprechung unabhängiger Gerichte fortentwickelt wird, so ist es denkbar und möglich, daß der Staat auf diese Rechtssetzungsaufgabe auch wieder einmal verzichten wird. Der Staat hat heute diese Aufgabe nicht aus eigenem und notwendigem Recht, sondern als Beauftragter des Genossenverbandes, nicht anders als auch der Juristenstand nach dem angelsächsischen Recht als solcher Beauftragter erscheint.

Es ergibt sich, daß weder der Staat eine rechtliche Ordnung ist, noch das Recht eine staatliche, vom Staate gesetzte Ordnung zu sein braucht. Schon der Hinweis auf das angelsächsische Recht zeigt, daß die Gleichsetzung von Recht und staatlich gesetztem Recht keineswegs selbstverständlich ist. Fällt der formale Ausgangspunkt des staatlich gesetzten Rechts fort, so tritt sofort das Problem der Selbständigkeit des Rechts gegenüber dem Staate auf. Zwar scheint Kelsen geneigt zu sein, in allen Fällen, wo Recht anders als durch die staatliche Gesetzgebung gesetzt wird, Delegation seitens der Staatsgewalt anzunehmen; aber diese Auffassung ist historisch und sachlich unhaltbar. Erst der moderne Staat des Festlandes hat mit dem Auftreten des Absolutismus als Praxis und der Souveränitätslehre als Theorie die alleinige Gesetzgebungsgewalt des Staates ins Leben gebracht. Man vermißt, daß Kelsen, der so energisch und mit Recht die Einmischung politischer Motive in die Staatsrechtslehre zurückweist[3]), sich

[3]) Es ist erfreulich, daß die Erkenntnis von dem politischen Ursprung so vieler staatsrechtlicher Theorien und Begriffe immer mehr durchdringt. Vgl. Hans Maier, Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der konstitutionellen Theorie, S. 3: „Die deutsche Theorie vom konstitutionell-monarchischen Staate ist nicht historisch begründet, sie ist rein politischen Ursprungs. Die Theorie ist nicht etwa entstanden als die zusammenfassende Darstellung gegebener staatsrechtlicher Verhältnisse — sie ist vielmehr aufgestellt worden als ein Zielpunkt, nach dem sich die zum Konstitutionalismus strebenden verfassungsrechtlichen Zustände orientieren sollten." Heller, Hegel und der nationale Machtstaatsgedanke, will „juristische Begriffe nicht als ein a priori Gegebenes, sondern entweder als die nachträgliche Konstruktion vorhandener Machtinteressen oder oft auch als die Antizipation gewünschter Machtzustände" begreifen. Daraus erklärt sich denn auch, weshalb die staatsrechtlichen „Begriffe" so gern mit den Normen des Staatsrechts in Konflikt kommen. Demgegenüber vertritt Kelsen den richtigen Standpunkt, daß die (dogmatische) Rechtswissenschaft

nicht die Frage vorgelegt hat, ob nicht auch seine Voraussetzungen sowohl der juristischen Einheitsnatur des Staates, als auch des Rechtspositivismus politischen Ursprungs sind — was in Wahrheit der Fall ist.

II

Wie entstand der Rechtspositivismus? Praktisch durch den Sieg des Fürstenabsolutismus, nachdem die Souveränitätslehre ihm die alleinige Gesetzgebungskompetenz zugeschrieben und die Kodifikationsaufgaben sie zur Notwendigkeit gemacht hatten. Die Souveränitätslehre war eine politische Lehre. Ihr gegenüber hielt die Rechtslehre noch lange und zähe an dem Primat des Rechts fest: das Naturrecht [4]). Daß dieses den tödlichen Stoß von H e g e l empfangen hat, und daß die heute herrschende Staatsrechtslehre von Hegel den Machtstaatsgedanken mit der Konsequenz des Rechtspositivismus übernommen hat, ist in der schönen Untersuchung Hellers („Hegel und der nationale Machtstaatsgedanke in Deutschland") nachgewiesen worden. Heller stellt dabei fest, daß die historische Rechtsschule von Hegel nur wenig beeinflußt worden ist, „trotz mancher nahen Verwandtschaft". Sie stimmte zwar in der Ablehnung des Naturrechts mit Hegel überein, aber in dem Punkte des Bekenntnisses zum Rechtspositivismus stand sie zu ihm im schärfsten Gegensatz. Hegel erklärte, daß alles Recht vom Staate ausgeht, und wurde dadurch der Vater des heute herrschenden Rechtspositivismus. Die historische Rechtsschule dagegen leitete das Entstehen alles Rechts aus dem stillwirkenden irrationalen Volksgeiste ab. Während Hegel unter Volk die zur staatlichen Gemeinschaft organisierte Nation verstand und dem Staate deshalb die Rechtssetzungsaufgabe zuerkannte, betonte die historische Rechtsschule immer die überkommenen, unwillkürlich entstandenen und fortlebenden Rechts- und Sittlichkeitsüberzeugungen, die sie der Macht stets als Schranken setzte. „Während Hegel die Staatsmacht als absoluten, unbewegten Selbstzweck definiert und das Recht nur als Mittel dazu begreift, hat diese Schule den historisch entstandenen religiös-ethischen und sozialen Mächten das Primat zuerkannt."

Der „Volksgeistpositivismus", meint Heller, hätte die historische Rechtsschule folgerichtig zur Machtstaatstheorie Hegels führen müssen, wenn sie, „was sie nicht war, logisch und philosophisch beschlagen gewesen" wäre, denn: „Die nationale Gemeinschaft als die letzte materielle und ideelle Quelle alles Rechts muß notwendig der Organisation dieser Gemeinschaft, dem Staate, das absolut höchste Recht, die innere und äußere national-imperiale Omnipotenz zuerkennen." Sollte es nicht richtiger sein, eine andere Erklärung zu suchen als „unklare romantische Vorstellungen" und den Mangel an logischer und philosophischer Fähigkeit? Die historische Rechtsschule beschränkte sich vornehmlich auf das Privatrecht, während Hegel, wie Heller zeigt, vornehmlich aus politischen Antrieben zu seiner Staats- und Rechtslehre kam. Liegt nicht darin die Erklärung? Hegel betrachtete vornehmlich das Herrschaftsrecht des Staates und forderte deshalb mit gutem Grunde die Alleingewalt des Staates als des höchsten Herrschaftsverbandes; die historische Rechtsschule betrachtete vornehmlich das Genossenrecht und forderte die Rechtssetzung durch die Gesamtüberzeugung der Volksgenossen. Die Lösung wäre also diese: für das Herr-

es lediglich mit dem Recht als Inbegriff der positiv allein gültigen Rechtsnormen zu tun habe und diese als ein einheitliches System zu verstehen sich bemühe. Alles Politische in der Staatsrechtslehre gehört eben nicht in diese, sondern in die Politik.

[4]) Lowell, Die englische Verfassung, Bd. II, S. 460, macht darauf aufmerksam, daß die Rechtssetzungskompetenz des englischen Richters zum Teil die Erklärung dafür gibt, weshalb in England die Unterscheidung zwischen Naturrecht und positivem Recht niemals aufgekommen ist.

schaftsrecht des Staates ist das Staatsrecht ebenso selbstverständlich primäre Rechtsquelle wie für das Genossenrecht das Volksrecht [5]). Es ist wohl nicht ohne Belang, daß die Beispiele, die Kelsen anführt, ausnahmslos der Sphäre des Herrschaftsrechts angehören. Der Volksgeistpositivismus ist etwas ganz anderes als der Staatsgesetzpositivismus.

Erkennt man die Unterscheidung zwischen der Rechtssetzung für das Herrschaftsrecht, die notwendig dem Staate gehört, und der Rechtssetzung für das Genossenrecht, die primär dem Genossenverbande gehört und nur heute dem Staate „in Auftrag gegeben" ist, als berechtigt an, so wird das Problem des Verhältnisses von Staat und Recht der Lösung nahe gebracht. Es ergibt sich, daß staatlich gesetztes Recht und Recht identisch sind, soweit das Herrschaftsrecht in Betracht kommt. Aber damit ist die logisch notwendige Gleichsetzung begrenzt. Und wenn auch heute für die deutsche Rechtswissenschaft, soweit sie sich mit dem „geltenden" Rechte beschäftigt, vom Staate gesetztes Recht und geltendes Recht gleichgesetzt werden müssen, weil der Staat die alleinige Rechtssetzungsgewalt besitzt und die Gerichte zwingt, lediglich das von ihm gesetzte Recht zur Anwendung zu bringen, so darf doch für die allgemeine Rechtslehre keineswegs staatlich gesetztes Recht und Recht gleichgesetzt werden. Vor allem aber: Diese Erkenntnis gestattet die bedeutsamsten rechtspolitischen Ausblicke.

Ist die Rechtssetzung für das Genossenrecht nicht notwendig Staatsaufgabe, so kann sie ohne Beeinträchtigung der Staatsgewalt und ihrer wesentlichen Aufgaben wieder ihrer primären Quelle, der Gesamtüberzeugung der Genossen, zurückgegeben werden. Praktisch gesprochen: wir haben ein neues Agrarrecht notwendig, weil das staatlich gesetzte Privatrecht in seinem Wesen Verkehrsrecht ist, das BGB. nicht minder wie das HGB. — es kann die Schöpfung dieses neuen Agrarrechts dem Berufsstande überlassen werden. Wir haben ein Arbeitsrecht notwendig, und es soll die Schöpfung desselben aus der Gesamtüberzeugung der Berufsstände — in Gemeinschaft von Arbeitgebern und Arbeitnehmern — hervorgehen, nachdem die Tarifverträge bereits die Entwicklung eingeleitet haben. Die wahre Bedeutung der Freirechtsschule liegt nicht darin, daß sie dem Richter mehr Freiheit in der Rechtsanwendung geben will, sondern daß sie für den Richter als den Beauftragten des Volksgewissens Rechtssetzungskompetenz fordert, ähnlich wie sie der Richter im angelsächsischen Rechte besitzt.

Der Staatsgesetzpositivismus tötet die Unabhängigkeit der Gerichte. Denn die Gesetzgebungsomnipotenz tötet den Rechtsgedanken. Wie ganz anders ist die Stellung des Richters nach angelsächsischem Recht, der auch unter Umständen ein Staatsgesetz als verfassungswidrig und rechtswidrig erklären und unwirksam machen kann, wie ganz anders das Recht des Bürgers nach angelsächsischem Recht, der jeden Staatsbeamten, auch den höchsten, wegen Amtsverletzung vor dem ordentlichen unabhängigen Richter belangen kann [6]). Erst durch eine solche Unabhängigkeit der Gerichte erhalten die Grundrechte einer Verfassungsurkunde wirksamen Schutz und damit praktischen Wert — während heute unser Parlament sich vornehmlich damit beschäftigt, die Grundrechte durch die Gesetzgebung zu beseitigen.

[5]) Im Sinne der historischen Rechtsschule hat Gierke das Recht nicht das Ergebnis eines Gesamtwillens, sondern einer Gesamtüberzeugung genannt und die Selbständigkeit des Rechts gegenüber dem staatlichen Gesetz und die Möglichkeit eines Konflikts zwischen dem materiellen oder theoretischen und dem formellen oder praktischen Recht behauptet. Seine Lehre hat sich gegenüber dem Rechtspositivismus nicht durchsetzen können, zum Teil wohl deshalb, weil er die Unterscheidung zwischen dem Herrschaftsrecht, dessen Ordnung allein und notwendig dem Staate zusteht, und dem Genossenrecht dabei nicht scharf hat hervortreten lassen.

[6]) Über die Vorzüge dieses Systems vgl. Lowell a. a. O. S. 472: „. . . weil es keine Fragen der hohen Politik gibt, in denen die Regierung freie Hand hat und nicht der Kontrolle der Gerichte untersteht"; auch Hatschek, Englisches Staatsrecht, Bd. I, S. 93: daß es den Polizeischutzmann oder Steuereinnehmer davor bewahre, sich als eine Inkarnation der Staatsidee zu fühlen.

Der Richter soll, wenn er sein hohes Amt im höchsten Sinne auffaßt, Diener des Rechts und Diener des Volkes sein, nicht Diener der Staatsgewalt. Er ist bei uns zu sehr Diener der Staatsgewalt geworden. Wolfgang Heine hat in einem Aufsatze „Berufsrichter und Volksrichter“ [7]) zutreffend darauf hingewiesen, daß die Autorität des Richters darunter leidet, daß er sich so stark als Vertreter der Staatsautorität fühlt und als solcher vom Volk angesehen wird. Das Verlangen nach Volksrichtern ist zum guten Teile daraus zu erklären, daß der Richter nicht als Beauftragter des Volkes, als „Schöffe“ des Volksrechts, sondern als Vertreter der Staatsgewalt und Vollstrecker der staatlichen, im Gegensatz zum Rechtsempfinden des Volkes stehenden Rechtssetzung auftritt.

Staatsgewalt und Recht sind Gegensätze, die aber nicht sich befehden, sondern in Einklang gebracht werden sollen. Der jetzige Staat, der angeblich Volksstaat im Gegensatz zum früheren Obrigkeitsstaat sein soll, hat durch die Überantwortung der Gesetzgebungsomnipotenz an das Parlament des Massenwillens den Gegensatz zwischen Staat und Recht nicht gemildert, sondern verschärft. Die politischen Gegensätze, die unser Volk heute zerreißen, haben ihre Wurzel viel mehr, als gemeinhin angenommen wird, in dem Widerstreit von Staatsgewalt und Rechtsgedanken. Wenn das erkannt wäre, würden wir rascher zum inneren Frieden kommen. Dafür ist notwendig, daß die Schranken der Gesetzgebungsgewalt im Rechtsgedanken klar erkannt werden, daß die Schöpfung des Genossenrechts wieder mehr dem Genossenverbande übertragen wird, daß endlich die Gerichte als die Hüter des Rechts die Unabhängigkeit erhalten, die sie in die Lage versetzt, Diener des Rechts und des Volkes zu sein.

Olympia

Von

Theodor Däubler

Unterm Rauschen von Kladeos und Alpheus hat Olympia geschlummert; nun ist der Mensch zu seinen Ruinen gekommen. Helle Fichten überschimmern, soweit der Seewind feuchte Frische bringt, schlimme Fiebergefilde. Die Idee Olympia flügelt über die Welt, aber nur Trümmer der Marmortürmungen zu Tempel und Stätten der Vollendung des menschlichen Leibes sind übrig. Doch bei Mond entzaubert sich dem Besinnungssanften noch der Hain der Untereinanderkunft aller Hellenen: wer innig Dasein fühlen kann, vermag im Fichtendicht die Leisigkeiten des zeitbestimmenden Olympia, aus dem Windwehen im Wald und dem Flüstern der Flüsse, bei Mildlicht, als Erinnerungen zu erfädeln. Auf dem Olymp sind Götter unerreichbar, doch zu Olympia kehrten die Hellenen in Heiligtümer bei Zeus und Hera, Stiere dem Kroniden, Kühe seiner Gattin opfernd, ein. Hier galt es Wettkampf, Ruhm durch Spiel: die Sieger hat man feierlich gewürdigt; Zeus war Schützer hoher Eide und der Ehre, der Ehe aber waltete, aus Tiefe der Seele, Hera ob. Als Hera Hippias Tag in Elis Niederung begann, sprang Hippodameia den Jungfrauen zu Lauf voran. Hera hat das Weib, bei Tanz und Tand, in edler Zucht gehalten und wehrte die dionysischen Mänaden ab. Sie war nicht Fliegerin im Mond wie Artemis, glich aber dem Gestirn bei Neumond, badete sie doch in der Quelle Kanathos bei Nauplion, um

[7]) In „Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland“ (1916), S. 57 ff.

plötzlich wieder keusch und freundlich als Jungfrau zu erstehn. Doch da gebar sie oft den Sturm; ihre weißen Nebelschimmel, mit Poseidons Rossen ein Gewimmel, stürzten dem Mond, der zart heranwuchs, wütend nach. Der Hera-Tempel zu Olympia ist so alt wie das Erwachen Hellas'! Mit Heras lieblichen Sternblumen aus Argos, Tiryns und Mykene umwanden Mädchen ihre eignen Arme und des Heiligtumes Säulen: sie stellten Blumenkörbe vor die Stufen und schlangen sich auch blühende Gewinde um die Lenden.

Der Stolz von Zeus, seines Tempels hochgeteilte Säulen, ist dahin: riesenhafte Trommelblöcke liegen noch zerschlagen auf dem einst großgeweihten Boden, zu Füßen des Kronoshügels. Doch erscheint nun der Gefildegebieter vom Gipfel des Olymp aus, als unsichtbarer Einsetzer eignen Willens, im Einklang mit den Moiren, bei der Vorbereitung des Wagenrennens zwischen Pelops und Oinomaos. Heute kann ein Sterblicher seine Gestalt auf dem Ostgiebel des Olympiatempels noch gewahren! Nichts hat der Gott, unter den Menschen, anders als es das Schicksal vorbestimmt hat, gefügt: er ist zum erstenmal, in Stein, als letzte Wahrhaftigkeit, wenn auch von den beteiligten Helden vielleicht nicht geahnt, da. Durch ihn sind die irdischen Gestalten, kosmisches Geschehen auf Erden entfaltend, im Augenblick der Lösung ihrer unendlichen Aufgabe, verwirklicht. In Riesenklötzen aufgebaut, erwarten sich die Helden, vom Geschick her als Bringer eigner Sage. Heiter weiß jeder, ob Sieg oder Untergang, ihn erharrt Ewigkeit. Beunruhigter ist ein Seher, der den Gang des Verhängnisses vorgewahrt. In keiner Urgruppe der Kunst ist so die Einzelheit dargestellt. Auf jeden Zoll kam es, bei Emporreckung dieser Riesen, an, um den Hiatus von Hochatmendem zu Hochatmendem bei Zeus, der Allinhalt ist, rhythmisch so ergreiflich zu steigern, daß der Großgott hintre Geschicksbündlung erdeutliche. Dieser Gang vermenschlichter Aufgaben der Sterne, von und zueinander, bleibt, trotz aller Versuche einer kühnen Aufstellung dieser ihr Griechentum kündenden Trümmer, verschollen. Rosse formten die großen Abstände auf der in Stein gehauenen Ostbühne des Hochheiligtums. Zuschauende Flußnumen lagern in den Giebelecken. Zu Besinnungen erweht, überkommt Hippodameia erschautes Hoffen: schon regen sich ihre Arme, zum Trauerspiel gefaßt. In göttlicher Unberührtheit starrt noch Sterope, auch Oinomaos besitzt nur unerwiesnes Wissen, also bleibt er fast starrer Stein. Doch Pelops ist bereits entschlossen, die Tat, die doch urberuht, aus seinem Wesen in die Welt ihrer Ereignisse zu tragen. Wohl trifft Zeus Pelops mit einem Blick, der ihn, wenn auch bloß als innrer Wink erkennbar, doch in seinem Abenteuer aufzutreten zwingt. Myrtilos mag das Tückenmüssen, erst auf dem Gespann, in Raserei, erfassen. So entfaltet der Ostgiebel, in ausgeprägten Einzelgebilden, zu Beginn großen Geschehens unter Menschen, bereits zusammengegriffne Beschlossenheit.

Durch den Westgiebel ringt sich Sage, als Erwahrheitung von Schicksal, in ihren bekräftigten Tonfällen des Daseins, von beiden Seiten, zum unsichtbaren Apollo, in der Mitte der herrlichen Gruppe heran. Der Gott hat den Kampf der Lapithen und Kentauern, zugunsten der Gerechten mit sonnenerhobnem Gang und Aufrechttum des Geistes, entschieden. Die ausgestreckte Rechte, richtende Ausdruckgebärde seines hellen Siegerblickes, vollbringt und gestaltet das göttliche Wissen vom Edelsinn in der Seele der Hellenen. Zu Peirithoos' Hochzeit mit Deidamia ist der Frauen- und Knabenraub von den Kentauern versucht worden. Braut und ringendem Bräutigam sind die Blicke Apollos zugewandt: der Sieg muß dem Halbgott Theseus und einigen Lapithen gelingen. Wenig Trümmer menschhafter Gebilde bleiben uns so ehrfurchtkündend, wie die paar Steine, die vom Rieſenleib des Gründers von Athen übrig blieben. Die Mädchen, der Hilfe ihrer erlauchten Helden gewiß, brauchen sich kaum zu verteidigen. Die Lieblichkeit von Antlitz und Leibesschmiegungen ist bei

einem so kräftigen Werk einzig! Trifft man überhaupt derartigen Zauber der Jungfräulichkeit bei irgendeiner herben Großgruppe jemals wieder? An diesem Giebel ist viel Wunderbares: beispielsweise die Einzelbehauptung jenen Teiles, dabei das rhythmenfestigende Zuspringen des Künstlers, um die Gesamtheit der zusammengebäumten Standbilder naturwahr zu bewältigen. Die Stileinheit der gegebnen Aufgabe überrascht: ein riesenhafter Vorgang wird durch Hochbetonungen der Hauptereignisse gebunden. Vorkommnisse hat man hier, vom Geist erfaßt, als eine Freiheitstat des Menschen, künstlerisch zu fesseln gewußt. Meisterhaft und endgültig eingesetzt sind die bewegtesten Einzelheiten in bestimmten heldischen Bildnissen: daher bäumt sich noch dieser Westgiebel jedem pergamenischen Barock voran.

Gar einfach und so menschlich, doch aus einigen reichsten Einfallsreihen schöpferisch herausgeprägt, sind die Metopenreliefs des Zeustempels: sie stellen die Arbeiten des Herakles, im Dienst Eurysteus', König von Tiryns, dar. Der Nemëische Löwe (weggeschleppt) ist ein rührendes totes Tier: Herakles bedenkt, jung und darum bartlos, seine erste Vollbrachtheit. Im Traum erscheint ihm seine Göttin, denn Herakles ist entschlummert. Grade die Trümmer, die uns bleiben, sind bedeutungsreich: des Helden Fuß auf dem besiegten Königstier, das Haupt in der eignen Rechten, dem einzigen Kissen, vor noch so vielen unbestandnen Kämpfen, ruhend! Der linke Arm fällt wirklich ermüdet aus den für uns verschollnen Schultern nieder, der rechte war wohl aufs Knie gestützt. Wie oft hat man diese hohe Friedensstellung wieder-, doch niemals überholt. Der Arm der Athena zeigt sich uns hilflos; er bleibt dem Träumenden bloß ein Versuch zu himmlischem Beistand. Auf andern Metopen, bei spätern Taten des Herakles, ist freilich Athena da, und es ergibt sich wohl: des Helden Hinaussender in Kämpfe, jener unersättliche Tirynsbeherrscher, ist bloß des Schicksals Vorwand auf Erden, damit Herakles, in heiligster Liebe zur Jungfrau entflammt, seine riesenhaften Siege heimbringe; unendliche Beseeltheit, feierliche Nötigung der Götter, herab zu den Menschen, erwirklicht sich bei dieser Schau der Hilfreich-Herrlichen, in der Nähe des, zum frühestenmal in Hellas, arbeitenden Halbgottes. Großkönnen ragt in den Metopen von Olympia bis zu uns empor! Was Herakles da tun muß, geschieht schlicht und lächelnd, er weiß die keusche Göttin anwesend: um sie, für keinen Fürsten, geschieht die Befreiung Griechenlands von unsäuberlichen Ungeheuern. Beinahe humorvoll bändigt der Bildner seine Aufgabe der Augiasstall-Angelegenheit. Auch in der schafft Herakles, mit gutem Ruck, sein Werk der Erlaucht-Erscheinenden. Vor dieser Metope staune ich ebenfalls, wie in den Jahrtausenden die Zerbröcklung geschah. Pallas Athena, die traumgesichtete Idee, besteht noch mehr, Herakles, ihr körperlich Vollbringender, wird nur noch aus Zerstücklungen, für uns Zu-ihm-Sinnenden, gewinnbar. Die aufrechteste Gestaltung der Athena, als Bild der Gefestigtheit im Geist, neben dem ins Weltverkrümmte ausholenden Herakles, verbietet noch auf Jahrhunderte das Barock. Zu dieser barocken, sogar Krauses geistig packenden Art der Bändigung von Chaos konnte wohl die Darstellung der Lernäischen Schlange verführen, doch die Trümmer des Werkes sind ebenfalls noch ohne Spur von Barock und ganz weit von den großartigen Schlingungen etwa der Laokoongruppe: furchtbar lebendig oder entseelt verbleiben uns die verstümmelten Greifer des Untiers. Hier ist Sterben da; uns stumpfweis erhalten: vom Bezwinger kaum die Standbildruine, aber noch trotzt sie lebendigst. Und zwar durch den Stil in jeder Zuckung des Steines: der ist dem aufrechtschreitenden Menschen edelste Begabung gegen seine In-die-Welt-Verzettlung. Auf den Bruchteilen des herbeigerafften Kerberos fehlt für uns Athena, auf der Metope des Kretischen Stieres ist sie bestimmt nicht vorhanden gewesen: Höllenhund und Gottheit der Minoër waren mehr als Ungeheuer: hier genügte der mythische Vorgang zwischen Bewältiger und

zu Bewältigendem. Die Friedensdreiecke um den Wuthund sowohl, als im breitzurückgewandten Stier halten so, im Bann eigner Ewigkeit, der gesamten Herakleskraft, die auch nicht besiegt werden kann, die Wage. Vollendung in Stille gibt uns die Metope mit den von Herakles Athena dargebrachten Stymphalischen Vögeln. Da ist der Held weder in Überkraft ausladend, noch ermüdet: Athena erscheint neben ihm fast wie ein gleichgestelltes Mädchen: ja, ist nicht er der die Göttin Überragende? Im Kampf mit Geryones sehn wir einen von den Steinen des Deukalion abstammenden Mann, um eigne Würdigkeit, in Stein geprägt zu werden, ringend. Schicksal, Not, Kraft zu leben sind Geklüft: Herakles war der erste Vergeistiger von Gebirge. In der Metope Herakles bei Atlas gelingt das unglaubliche Unterfangen: drei Gestalten tragen das Wolkengewölbe des Ewigen: Athena geistig, Atlas, in diesem Augenblick, von den Hesperiden über den See kommend, seelisch, Herakles aber leibhaftig! So wurden höchste Bergspitzen der Erde menschlich ins Unbegreifliche gesteigert.

Im Heiligtum der Hera fand Hermes, der arkadische Gott, weil Sohn des Geklüftes von Kyllene, Gastrecht: dort stand sein Altar. Praxiteles hat ihn, als Besinger der Botschaft ewiger Jugend an die Welt, in Marmor geschaut und vollendet. Noch schaudert uns, wenn wir solche Schönheit beblicken, zu Olympia. Vom Altar des Hochpeloponnesiers Hermes, in Gemeinschaft mit Apollo, wissen wir durch Pindar. Auch vor der Stadionpforte stand eine Herme. Der Sohn von Zeus und der Maja ist flinker Festiger der vom Allgott freigewordnen Beseeltheiten als Welt. Sein Fuß betrat, aus dem Uratem (er scheint Windgestalt), zuerst Ferne und Fremde: Hermes ward auch als erster Fertiger von Faßbarkeiten gefeiert. Um ihn bleibt die Zuflucht aus der Seele ausgesprochen: in Hermes ist das Wort, noch erhalten, bis tief zu uns gelangt: also dem Menschen, durch Vernunft, erreichbar! Er ist Gott der Gelenkigkeit und Geübtheiten: weil keiner griechischer als er, haben wir sein herrliches Standbild zu Olympia überkommen. Als Heranhauch des Hades gebar Hermes die Sprache, unser erster Ausspruch war nämlich Versuch der Verhauchten, zwischen Menschen zu kommen. Hermes erfand aber auch das Lied und verspielte uns dadurch im Hier, in den Verliebtheiten von Wind und Gewölk. Dann berauschte sein Sang und begleitete die Beseligten zum innersten Atem der Gemeinschaften, doch nicht bloß durch Hermes geschah so Großes: schon trug der Gott der Schlanken das schwere Dionysoskind zu Rasenden um Rast. Drum ereignet sich uns der Götterbote mit dem Söhnchen zu Olympia. So zaubert ein Augenblick des Glückes! Eines Himmlischen hergelegtes Gewand wird belebteste Wirklichkeit: das erste heilige Stilleben voll vom Frieden des Marmors. Ewige Jugend ist das holdeste Geschenk an Olympier: Hermes, der flügge Jüngling, ward damit urher begabt. Eine Idee offenbart sich in wenigen Menschen als Schöpfertum. Wen solcher Zufall erreicht, ist ein Genie. Der Knabe Dionysos, Sohn Semeles durch den Funken, ist Eingebung; Hermes, als Geschicktester, mehr der Vollkommenheit Begründer. Er bringt oft den Schlaf, Dionysos ist der Traum, als Verheißung. Wie stilgeboren sind Werke der Hellenen, zu den Göttern emporgerichtet; bloß der Hermes des Praxiteles bleibt im Fluß! Sanfte Sehnsucht, achtsame Traurigkeit verklären uns den griechischen Jüngling, selbst Hermes entstrahlt behutsamer Wehmut, unter Sterbliche gekommen, kaum. Er aber, allein, verirdischt uns die Klänge der Gestirne, die unsre Sinne nie vernehmen: in des Gottes Leib leben sie so herrlich, auch heiter, wie in einer Melodie von Mozart. Bei andern Wunderschöpfungen der Hellenen sind das Knie, Gelenke, federnder Gang, die Wucht der Schultern unerreicht gestaltet, beim Hermes des Praxiteles gibt es keinen Mangel: er wird Offenbarung der Vollständigkeit. Und wäre jedes Glied, durch Schau, der Natur abgefordert, in dieser Zusammenschmelzung, die ihresgleichen weder in Fleisch noch Form hat, bliebe

jeder Naturalismus überwunden. So ein dereinst farbiges Meisterwerk ist also Erfüllung der Idee, besonders aber heute, in seiner weißen Unnahbarkeit! Fast jedes andre Gebilde hat Lücken: (und die Kunst schafft darüber Brücken,) es zeigt daher Unfähigkeiten, seinen Inhalt zu umschließen. Schon vor seiner Zertrümmrung konnte drum jedes Standbild bloß Scherbe sein, höchstens geeignet, Gebrechlich-Sterbliches, keine Götter, zu bedeuten!

Dieser Hermes will uns nicht zu Ehrfurcht zwingen, Herzen soll er keine bedrohen; bloß wer es vermag, gerate, vor so großem Anblick, in Verzückung. Er hat keine Flugschuhe an, nirgends Flügel mit; wo fächelt Wind um sein Antlitz? Hermes entledigt die Welt von Schwere, wenn er heimlich zu Herz und Hirn gerät. Er kümmert sich nicht um den Menschen; Bringer der Hermetik aus dem Nilland, weilt er abgeeinsamt unter uns: wer dazu ausreicht, begreife ihn, besser: sei miterschlossen zur Beseligung heiliger Werke. Hermes tändelt jedoch mit Seinesgleichen: dem kindlichen Halbbruder Dionysos. Diese Gleichgültigkeit des Herrlichsten muß aber alle weiblich ausgefallnen Wesen des menschlichen Geschlechts, bis zur Verzweiflung, reizen. Jungfrauen gehen an solcher Schönheit, seitdem Hermes wieder zu Olympia sichtbar wurde, ohne ihrer Traurigkeiten Woher zu wissen, wehmütig zugrunde. O Götter! Ruft der Mund einer Schmachtenden: warum seid ihr, zeigt euch sogar, doch unbekümmert? Des Praxiteles Hermes stand also nicht in eignem Heiligtum, sollte er selbst Opfer der Irdischen verschmähen? Und doch Männer, so wie sie uns Athens Gestalter von Zartheit als Gott formte, werden des Menschen letzte Offenbarung sein. Ihr werdet einst, Ihr als Er, der Erde entfliegen: in eigne Vollendetheit zurücktreten.

Athen, im November 1921.

Shakespeare am Hofe Friedrichs des Großen

Von

Gustav Berthold Volz

„Die Italiener als geborene Spaßmacher und sogar ein bißchen Possenreißer eignen sich am meisten für Schwänke, die Franzosen für das feine Lustspiel und die Engländer, wie ich glaube, für das Drama; denn etwas Düsteres liegt im Grunde ihres Charakters, das ihnen alle Energie verleiht in der Darstellung von Mordtaten und Metzeleien." Mit diesen Worten spricht König Friedrich sein Urteil aus über die schauspielerische Begabung der einzelnen Völker[1]). Die deutschen Schauspieler nannte er nicht. Von der deutschen Bühne dachte er Zeit seines Lebens gering, da sie ihm noch auf dem Niveau der Hanswurstiaden zu stehen schien.

So bereit Friedrich auch ist, die Befähigung der Engländer für das tragische Fach anzuerkennen, das englische Drama lehnte er kurzweg ab. Sein Verdammungsurteil über dessen größten Vertreter, über Shakespeare, hat er in seinem „Litteraturbrief" niedergelegt. Die bisherige Forschung weist eine doppelte Lücke auf: nicht nur, daß es an einer Zusammenstellung der nicht einmal zahlreichen Äußerungen Friedrichs über das englische Drama fehlt, sondern auch, was

[1]) An Königin Ulrike von Schweden, 15. Februar 1773 („Politische Correspondenz Friedrichs des Großen", Bd. 33, S. 277).

noch schwerer wiegt und geradezu entscheidend ins Gewicht fällt, man hat für seine Anschauung den Einfluß Voltaires ganz unberücksichtigt gelassen.

Beginnen wir mit Voltaire. Als sein unbestrittenes Verdienst darf es gelten, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt des Festlandes auf Shakespeare gelenkt zu haben. Er selbst hatte ihn während seines Aufenthaltes in England (1726—1729) näher kennen gelernt. Die Beschäftigung mit Shakespeare und zumal mit seiner Tragödie „Julius Cäsar" hatte ihn selbst zu dem Drama „Brutus" angeregt, mit dessen Niederschrift er noch auf englischem Boden begann.

Über den Eindruck, den Shakespeares Trauerspiel auf ihn machte, legt er in der Widmung seines „Brutus" an Lord Bolingbroke Rechenschaft ab. Er sagt: „Mit welchem Vergnügen sah ich nicht in London die Tragödie „Julius Cäsar", die schon seit 150 Jahren das Entzücken Ihrer Nation bildet. Mir kommt es gewiß nicht in den Sinn, die barbarischen Verstöße gegen die Regeln, von denen sie wimmelt, gutzuheißen; erstaunen muß man nur, daß ihrer nicht mehr sind in einem Werke, das in einem Jahrhundert der Unwissenheit und von einem Manne verfaßt ist, der nicht einmal Latein verstand und keinen Lehrer hatte als sein Genie. Aber wie war ich doch trotz aller groben Verstöße von Brutus' Anblick hingerissen, als er, noch den von Cäsars Blut gefärbten Dolch in Händen, das römische Volk um sich versammelte und von der Rednerbühne herab anredete: Römer, Mitbürger, Freunde usw.! Nach diesem Auftritt weiß Antonius das Mitleid eben derselben Römer zu rühren, denen Brutus soeben seine grausame Strenge eingehaucht hatte. Unmerklich stimmt Antonius mit kunstvoller Rede diese stolzen Geister um, und als er sieht, daß sie weich geworden sind, da zeigt er ihnen Cäsars Leichnam und stachelt sie mit leidenschaftlichen Redebildern zur Rache und Empörung auf. Vielleicht würden sich die Franzosen nicht gefallen lassen, daß auf ihrer Bühne ein Chor aus römischen Handwerkern und gemeinem Volke auftritt, daß Cäsars blutiger Leichnam öffentlich ausgestellt und dem Volke von der Rednerbühne herab der Aufruhr gepredigt wird. Aber Gewohnheit ist die Königin der Welt: in ihrer Macht liegt es, den Geschmack der Völker zu wandeln und zu bewirken, daß wir einmal mit Vergnügen sehen werden, was uns heute abstößt [2])." Wir sehen, Voltaire beugt sich vor der Größe des Genius, aber zugleich übt er scharfe Kritik. Diese erstreckt sich zunächst auf die „barbarischen Verstöße" der Tragödie, d. h. die völlige Nichtbeachtung der für die französische Bühne gültigen Regeln der dreifachen Einheit von Ort, Zeit und Handlung. Das zweite Moment, an dem Voltaire Anstoß nimmt, ist der Verstoß gegen den französischen Geschmack. Nur die Persönlichkeiten, die auf der Menschheit Höhen wohnen, Fürsten und Helden, durften in dem klassischen Drama der Franzosen die Bühne betreten; der Bürger und das niedere Volk blieben davon ausgeschlossen. Außerdem durfte kein Blut auf der Szene fließen; nur der Selbstmord des Helden war erlaubt.

Auch König Friedrich stand völlig im Banne der französischen Anschauungen. Schon in der „Histoire de mon temps" von 1746 erklärt er in der Übersicht über die Kultur- und Geistesentwicklung Europas, daß eine Fülle von Dramatikern, von denen er nur die hauptsächlichsten anführen wolle, einem Sophokles, Euripides, Terenz „an Gesetzmäßigkeit, Wahrscheinlichkeit, Pathos und rührenden Situationen, vielleicht auch an Adel des Gefühls" überlegen sei. „Man lese", fährt er fort, „Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, Molière, Destouches, und man wird Werke sehen, wo das Genie von Gesetzmäßigkeit geleitet, von Geschmack und Grazien verschönt ist." In der Neubearbeitung des Werkes (1775) trägt er kein Bedenken,

[2]) Vgl. »Oeuvres complètes de Voltaire: Théâtre«, Bd. 1, S. 316ff., hrsg. von Moland (Paris 1877).

Racine den Preis zu erteilen: „Racine übertrifft alle seine antiken Nebenbuhler [3])." Die Dramen dieses französischen Dichters bedeuteten in seinen Augen die Krone tragischer Kunst.

Wird die dramatische Literatur Englands und damit auch Shakespeare in der „Histoire de mon temps" völlig mit Stillschweigen übergangen, so gedenkt Friedrich ihrer kurz in dem komischen Epos „Das Palladion", das er drei Jahre später (1749) in toller Karnevalslaune niederschrieb. Seinen Helden läßt er im Verlaufe seines abenteuerlichen Lebens nach England verschlagen werden und über das dort Gesehene berichten:

Wild sind noch die Leute in ihren Sitten;
Auf ihrem Theater wird nicht gelitten,
Daß eines Dichters Stück agiert wird,
In dem nicht alles massakriert wird [4]).

Ein ähnliches Urteil, wie es der Rheinsberger Tischgenosse und spätere Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte, Baron Bielfeld, der 1740 als Legationssekretär nach London gekommen war, in seinen „Vertrauten Briefen" niederlegte, indem er Shakespeares Werke als „reichlich düster, grausam und maßlos in ihren Leidenschaften" charakterisierte [5]). Bezeichnend ist indes, daß bereits damals eine deutsche Übersetzung des „Julius Cäsar" entstand. Ihr Verfasser war der 1747 gestorbene preußische Kabinettsminister Caspar Wilhelm von Borcke.

Um die Mitte der siebziger Jahre war es, als die Ankunft einer englischen Schauspielertruppe im Haag den König wieder auf das Thema des englischen Theaters brachte. Nach einigen abfälligen Äußerungen über die englische Sprache, die ihm noch rauher und unharmonischer als die deutsche scheint, erklärt er seiner Nichte, der Erbstatthalterin Wilhelmine [6]), er könne sich wohl vorstellen, daß ihr die Schauspiele nicht gefallen hätten; denn um Genuß zu haben, müsse man erstlich verstehen, was gesprochen wird, und zweitens müsse man etwas Gutes hören. Er fährt fort: „Ich kenne das englische Theater nur aus Übersetzungen, die ich gelesen habe; die meisten englischen Stücke haben mir einen schauderhaften Eindruck gemacht. Man findet da weder Beachtung der Regeln, noch Geschmack, noch Kunst, hier und da zwar starke Redewendungen, aber sie entschädigen nicht für die daneben hergehenden Dummheiten. Man muß Engländer, betrunken und spleenig sein, um Gefallen daran zu finden." Er schließt wieder mit dem Bekenntnis, daß er das französische Theater allen anderen vorziehe, indem er seinen Standpunkt begründet: „Es beobachtet alle Regeln, und keine Sprache hat Verse, die die von Racine und Voltaire übertreffen." Welche Shakespeare-Übersetzung Friedrich gelesen hat, wissen wir nicht. In seiner Bibliothek in Sanssouci findet sich nur eine deutsche Ausgabe der Schauspiele des Engländers von Johann Joachim Eschenburg aus dem Jahre 1777 [7]).

Von den Shakespeare-Dramen war bisher erst „Romeo und Julia" in Berlin gespielt worden, und zwar 1768 von der Döbbelinschen Truppe. Dann folgten 1775 „Othello" und 1777 „Hamlet". Namentlich das letztere Stück, das mit dem Hamburger Schauspieler Brockmann in der Titelrolle gegeben wurde, erregte großes Aufsehen. Graf Lehndorff, der frühere Kammerherr der Königin, der damals gerade

[3]) Vgl. Publikationen aus den Kgl. Preuß. Staatsarchiven, Bd. 4, S. 195 (Leipzig 1879) und »Oeuvres de Frédéric le Grand«, Bd. 2, S. 37; deutsche Ausgabe der Werke, Bd. 2, S. 45.
[4]) Vgl. »Oeuvres de Frédéric le Grand«, Bd. 11, S. 220.
[5]) Vgl. »Lettres familières«, Bd. 1, S. 345 (Haag 1763).
[6]) Am 17. und 25. Oktober 1774 („Politische Correspondenz", Bd. 36, S. 83 und 102).
[7]) Vgl. Hohenzollern-Jahrbuch, Jahrg. 1913, S. 143.

in Berlin weilte, berichtet darüber: „Brockmann setzt die ganze Stadt in Bewegung. Es herrscht ein unglaublicher Enthusiasmus im ganzen Volk; alles will ihn sehen und hören. Ich gehe hin wie alle anderen und werde von der Menge beinahe zerdrückt. Er spielt den Hamlet von Shakespeare. Ich bin recht befriedigt, aber ich finde ihn nicht so hervorragend, wie der Enthusiasmus des Publikums glauben machen könnte [8])."

Den künstlerischen Niederschlag dieser Aufführung bedeutet eine Reihe von Blättern, in denen Chodowiecki die wichtigsten Vorgänge des Dramas im Bilde darzustellen suchte. Voransteht die Wiedergabe der Theaterszene, die Berger hernach in Kupfer stach: die Szene, in der Hamlet seinen Stiefvater, König Claudius, durch die Aufführung der „Mausefalle" auf die Probe stellt. Zwei weitere Blätter fertigte Chodowiecki 1778 für Wevers „Literatur- und Theaterzeitung" und eine ganze Folge von Monatskupfern, wie 1770 aus Lessings „Minna von Barnhelm", nun aus dem „Hamlet" für den Berliner Genealogischen Kalender von 1779. Dabei suchte der Künstler nach Möglichkeit die Porträtähnlichkeit festzuhalten; er gab Brockmann treu in Maske und Bewegungen wieder: fett, glatzköpfig mit Locken, mit origineller, seltsam realistischer Aktion [9]).

Ihren literarischen Wiederhall fand jene Aufführung des „Hamlet" aber 1780 in dem Literaturbrief des Königs. Doch ehe wir die Worte Friedrichs anführen, hören wir, wie Voltaire bereits in der „Abhandlung über das alte und moderne Drama", die er seiner „Semiramis" (1748) voraufschickte, sich über Shakespeares Drama ausgesprochen hatte. Von der Erscheinung des Geistes von Hamlets Vater ausgehend, die er als höchst bühnenwirksam bezeichnet, fährt er dann fort: „Sonst bin ich wahrlich weit entfernt, das Drama „Hamlet" in allem zu rechtfertigen; es ist ein rohes, barbarisches Stück, das in Frankreich und Italien nicht von dem niedrigsten Pöbel ruhig hingenommen werden würde. Hamlet wird im zweiten Akt verrückt, und seine Geliebte im dritten. Der Prinz ersticht ihren Vater unter dem Vorwand, eine Ratte umzubringen, und die Heldin geht ins Wasser. Man bereitet ihr Grab auf offener Szene; die Totengräber machen mit Totenschädeln in der Hand Späße, die ihrer würdig sind; der Prinz antwortet auf ihre abscheulichen Roheiten mit nicht minder ekelhaften Possen. Unterdessen vollbringt eine der handelnden Personen die Eroberung Polens. Hamlet, seine Mutter und sein Stiefvater trinken zusammen auf der Bühne; man singt bei der Tafel, man zankt sich, duelliert sich und bringt sich um. Nach alledem möchte man glauben, dieses Werk sei die Frucht der Einbildung eines betrunkenen Wilden. Aber unter diesen groben Verstößen, die das englische Theater noch heute so abgeschmackt und barbarisch machen, finden sich im „Hamlet" zu unserer doppelten Überraschung erhabene, des größten Genies würdige Züge. Es ist, als hätte sich die Natur darin gefallen, in dem Kopfe Shakespeares das Stärkste und Größte mit dem Niedrigsten und Abscheulichsten zu vereinigen" [10]).

Wie äußerte sich nun der König? Er schreibt: „Um sich von dem Mangel an Geschmack zu überzeugen, der bis auf diesen Tag in Deutschland herrscht, brauchen Sie nur ins Schauspiel zu gehen. Da sehen Sie die abscheulichen Stücke von Shake-

[8]) Vgl. „Des Reichsgrafen Ernst Ahasverus Heinrich Lehndorff Tagebücher nach seiner Kammerherrnzeit", hrsg. von K. Ed. Schmidt-Lötzen, Bd. 1, S. 79 (Gotha 1921). Wie Lehndorff ferner erzählt (S. 119 und 136), führte sein Haustheater, das sich aus seiner Dienerschaft zusammensetzte, zu seinem Geburtstag 1779 und 1780 ebenfalls den „Hamlet" auf; sein Kammerdiener gab die Titelrolle. Die Aufführung, schreibt Lehndorff, „gelingt über alle Erwartung gut. Es ist erstaunlich, wie die Leute ihre Rollen richtig erfaßt haben".

[9]) Vgl. W. v. Oettingen, Daniel Chodowiecki, S. 201 und 270 (Berlin 1895).

[10]) Vgl. »Oeuvres complètes de Voltaire: Théâtre«, Bd. 3, S. 501 ff., hrsg. von Moland (Paris 1877).

speare in deutscher Sprache aufführen, sehen alle Zuhörer vor Wonne hinschmelzen beim Anhören dieser lächerlichen Farcen, die eines kanadischen Wilden würdig sind. Ich nenne sie so, weil sie gegen alle Regeln des Theaters verstoßen. Diese Regeln sind nicht willkürlich. Sie finden sich in der Poetik des Aristoteles. Dort sind Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung als die einzigen Mittel vorgeschrieben, ein Trauerspiel packend zu machen. In den englischen Stücken dagegen umspannt die Handlung den Zeitraum von Jahren. Wo bleibt da die Wahrscheinlichkeit? Da treten Lastträger und Totengräber auf und halten Reden, die ihrer würdig sind; dann kommen Fürsten und Königinnen. Wie kann dies wunderliche Gemisch von Hohem und Niedrigem, von Hanswurstereien und Tragik gefallen und rühren? Man mag Shakespeare solche wunderlichen Verirrungen verzeihen; denn die Geburt der Künste ist niemals die Zeit ihrer Reife." Darauf folgt der Hinweis auf Goethes „Götz von Berlichingen", der in Berlin bereits 1774 über die Bretter gegangen war, den Friedrich als „scheußliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke" bezeichnet, um kopfschüttelnd zu schließen: „Das Publikum klatscht Beifall und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten" [11]).

Aus der Gegenüberstellung der Ausführungen Voltaires und Friedrichs erhellt, daß sie auf dem gleichen Boden der Anschauung stehen, daß die gleiche Kluft sie von Shakespeare und seinen Werken trennt, die der eine als „Frucht der Einbildung eines betrunkenen Wilden" bezeichnet, der andere nicht minder drastisch als „lächerliche Farcen, die eines kanadischen Wilden würdig sind". Doch während Friedrich bei der bedingungslosen Verurteilung stehen bleibt, erkennt Voltaire zugleich die Macht des Genius an, der sich ihm in jenen Dramen offenbart.

Mit dem „Litteraturbrief" war für den König das letzte Wort über Shakespeare und das englische Theater gesprochen.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Zukunft der Deutschen in Ungarn

Das heutige Ungarn hat eine schlechte Presse.

Seine natürlichen Feinde, die Slawen und Rumänen, lassen natürlich an dem eben ausgeraubten Nachbar kein gutes Haar. Aber auch die liberalisierenden westlerisch gerichteten Blätter des übrigen Europas und erst recht die sozialistischen von schwachrosa bis hochrot — also alles, was einst offen oder heimlich mit Karolyi oder mit Bela Kuhn sympathisiert hatte — malt Horthy-Ungarn, den weißen Terror und die blutbefleckte Reaktion in den grellsten Farben. Bernsteins unprovozierter, nur durch Tatsachenunkenntnis erklärbarer, den deutschen Namen schädigender Angriff auf Ungarn bei der Wiener Tagung der Interparlamentarischen Union ist nur ein Symptom. Lediglich aus Italien und aus konservativ gerichteten Kreisen des sonstigen Auslandes begegnete der jetzigen Regierung Ungarns Verständnis, ja bisweilen Anerkennung und Sympathie. Nationale und Zentrumskreise des Reiches nehmen gewöhnlich das heutige Ungarn in Schutz.

Teilweise ergriffen sie sogar in der Burgenlandfrage gegen das stammesgleiche Österreich und für Ungarn Partei. Österreich dürfte, so führte man aus, kein Ge-

[11]) Vgl. »Oeuvres de Frédéric le Grand«, Bd. 7, S. 108 f.; deutsche Ausgabe der Werke, Bd. 8, S. 88.

schenk aus der Hand der Entente nehmen, das historische Recht spreche für Ungarn. Ferner würde das Deutschtum in Restungarn durch die Abtrennung des Burgenlandes so geschwächt, daß sein Untergang zu erwarten sei; endlich wünschten die Burgenländer selbst bei Ungarn zu verbleiben. Die beiden letzten Argumente wurden in der deutschnationalen und alldeutschen Presse vorgebracht als Folge einer wohl durch die ungarische Regierung patronisierten Deutschlandreise der Führer des ungarländischen Deutschtums, des Bacskaer Schwaben, Prof. Jakob Bleyer, ehedem deutschen Landsmannschaftsministers im Kabinett Teleki, und der Burgenländer Notabeln Dr. Huber und Scholz.

Seit einigen Wochen ist nun in der Rechtspresse eine Wandlung eingetreten, und zwar seit den jüngsten ungarischen Reichstagswahlen. Keinem deutschen Wahlbewerber gelang es nämlich, obwohl die Deutschen noch immer etwa 8 Prozent der Bevölkerung ausmachen, und obwohl es überwiegend deutsche Wahlbezirke gibt, einen Sitz im Parlament zu erlangen, wenn man nicht einen Sozialdemokraten, der in einem vorwiegend magyarischen Wahlkreise der Pester Gespanschaft gewählt wurde, also einen Oppositionellen, wegen seiner sächsisch-siebenbürgischen Herkunft als Deutschen einreihen will.

Es ist leicht verständlich, daß gerade jene Kreise, die sich vor der Ödenburger Abstimmung für Ungarn eingesetzt hatten, enttäuscht worden sind. Diese Enttäuschung fand ihren Ausdruck in scharfen Angriffen gegen die Unterdrückung des ungarländischen Deutschtums nunmehr auch in der Rechtspresse. Daß die übrige reichsdeutsche und die österreichische Presse mit Fingern auf Ungarn wies, ist selbstverständlich und dürfte deshalb in Budapest ziemlich kalt gelassen haben. Besondere Aufmerksamkeit aber erregten die Aufsätze des Herrn von Heimburg, des früheren außenpolitischen Schriftleiters der „Deutschen Zeitung", der vor kurzem aus Ungarn zurückkehrte, und zunächst noch wie vordem für Horthy und das Kabinett Bethlen sehr freundliche Worte fand. Im „Tag" jedoch und, was noch wichtiger, in der amtlichen Monatsschrift der Deutschnationalen Volkspartei, „Der deutsche Führer", führte er bittere Klage über die Vergewaltigung der Deutschen in Restungarn. In sehr umfangreichen Ausführungen, die im einzelnen zu wiederholen wir keinen Anlaß haben — wer sich unterrichten will, mag in Nr. 13 der genannten Monatsschrift nachlesen — brachte er zahlreiche Beschwerden vor. Sie gipfeln in der Behauptung, die ungarische Regierung und Verwaltung entgermanisierten noch immer planmäßig, statt den seit 1868 gesetzlich festgelegten Minderheitsschutz loyal zu gewähren.

Das mußte natürlich in Budapest verstimmen. Hat Ungarn sich durch den berühmten Vorstoß seines Ministerpräsidenten, des Grafen Stephan Bethlen, auf der Konferenz von Genua an die Spitze der internationalen Minderheitsschutz fordernden Staaten gestellt, und wird ihm nun mit einigem Recht die fortgesetzte Vergewaltigung der ihm gebliebenen Minderheiten von etlichen 100 000 Deutschen (und einigen 10 000 Slowaken) nachgewiesen, wird es als Verächter der von ihm geforderten Grundrechte und -sätze hingestellt, so besteht Gefahr, daß alle jene Bemühungen scheitern, und daß das harte Schicksal der 3 300 000 Magyaren, die unter fremdes Joch gekommen sind, ungemildert bleibt. Und um so schlimmer, wenn dies von einer Seite aus geschieht, die offen mit dem heutigen Regime sympathisiert. Wer diesen Dingen auf den Grund gehen will, der muß bei den burgenländischen Deutschen anfangen. Durch den offensichtlichen Verfall Österreichs ist zudem die burgenländische Frage in gewissem Sinne wieder akut geworden. Durch den Machtspruch Frankreichs und die Aspirationen Italiens und der vereinigten Tschechen und Südslawen wird zurzeit die einzig vernünftige und dauerhafte Lösung des österreichischen Problems, der Wiederanschluß an das Reich — und wäre es vorerst nur der wirtschaftliche — verhindert. Die von Dr. Seipel zur Diskussion gestellte Zoll- und Münzunion mit

einem der beiden Nachbarstaaten, der Tschechei und Italien, dürfte gleichfalls scheitern, und zwar an der gegenseitigen Eifersucht beider. Wenn also auch ein „selbständiges" Fortbestehen, ein verbessertes Weitervegetieren des unglücklichen Alpenstaates Deutschösterreich vorerst wahrscheinlich ist, so muß doch der endliche Zerfall Österreichs befürchtet, muß diese Möglichkeit ins Auge gefaßt werden. Denn die Vorbedingungen für den Zerfall bestehen wegen der inneren Lage unverändert weiter. Daß slawische Begehrlichkeit Österreichs Unterjochung und spätere Teilung anstrebt, wissen die Leser dieser „Rundschau" aus Hanuš Kuffner-Beneschs Plänen, die im Januarheft 1922 eingehend dargelegt wurden. Bei der heutigen Weltkonstellation sind freilich Ungarns Aussichten, Österreichs Anteil am Burgenland zu erben, gering, jenem Lande, aus dem die Tschechei und Südslawien in St. Germain so gern einen ihre Staaten verbindenden Korridor gemacht hätten.

* * *

Wie soll sich das gesamtdeutsche Volk, wie soll sich das Reich dazu stellen? Vorerst gilt es, jene Argumente nachzuprüfen, die Bleyer und seine Freunde für die ungarische Lösung vor der Ödenburger Abstimmung vorbrachten. Haben die abgelaufenen 13 Monate ihre Bestätigung gebracht? Folgende Fragen sind erneut zu stellen:

1. Gewährt das heutige Ungarn seinen Minderheiten die Möglichkeit, zu leben und sich wohl zu fühlen?
2. Welches ist und war der Wille der deutschen Minderheit?

Die Frage, wie die Bevölkerung der Gebiete denkt, um die der politische Handel geht, mutet auf den ersten Blick heute — vier Jahre nach der Verkündung des Selbstbestimmungsrechtes und drei Jahre nach dem Vertrage von Versailles — veraltet an. Und doch ist sie für Ungarn von ausschlaggebender Bedeutung für die nahe Zukunft. Den Willen und die Wünsche des ungarländischen und ehemals ungarländischen Deutschtums zu erkennen, war und ist schwer. Denn es ist, mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen, im Ablauf der letzten 50 Jahre schriftlos und damit fast stumm geworden. Erst neuerdings besitzen wir wieder schriftliche Zeugnisse. Denn die Ödenburger Abstimmung hat neben zahlreichen Zeitungsaufsätzen zwei inhaltlich recht wichtige Schriften nachträglich gezeitigt. Dr. Miltschinsky, der zum Kreise des Ödenburger Heimatdienstes gehört, vertritt in seinem „Verbrechen von Ödenburg" (s. Septemberheft 1922) den austrophilen, Alfred von Schwartz dagegen mit einem schmalen Heftchen „Die Zukunft der Deutschen in Ungarn, Epilog zur Ödenburger Volksabstimmung", Ödenburg 1922, den magyarophilen Standpunkt.

Dr. Miltschinsky erzählt die Begebenheiten vor, an und nach dem Abstimmungstage, dem 14. Dezember 1921. Er schreibt Tagesgeschichte. Mit aller Leidenschaft des völkischen Streiters, aber auch mit dem Rüstzeug eines sehr umfangreichen Materials. Er sieht im Abstimmungsergebnis eine Fehlentscheidung, da den österreichischen Kommissaren die Prüfung der Stimmlisten verweigert wurde und diese daher auf Tage von der Abstimmung abberufen wurden. Die Abstimmung habe sich also ohne Kontrolle vollzogen, österreichisch Gesinnten sei in weitem Umfange das Stimmrecht entzogen worden, während ungarisch Gesinnte mehrfach gestimmt hätten usw. Trotzdem Ungarn formell siegte, hält er das Ergebnis für Ungarn für kläglich. Er kommt (S. 106) zu der Folgerung, daß sich bei unparteiischer Abstimmung mindestens 70 Prozent, wahrscheinlich sogar 80 Prozent der Stimmen zugunsten Österreichs ergeben hätten.

Wer den Schein der Parteinahme vermeiden will, muß auch die Äußerungen der Gegenseite hören und wird sich erst dann ein Urteil bilden. An solchen fehlt es nicht.

Der ehemalige ungarische Abgeordnete Denes von Pázmondy, der während der Abstimmung in Ödenburg weilte, schrieb am 23. Dezember 1921 im Budapester „Dirradat": „Vor allem muß ich die Hörer der Ödenburger Forst- und Bergakademie (die erst kurz vor der Volksabstimmung von Schemnitz nach Ödenburg verlegt wurde. D. Verf.) dem Dank der Nation empfehlen. Diese begeisterten Jünglinge haben Übermenschliches geleistet. Ich weiß nicht, um wie viel schlechter ohne sie das Ergebnis gewesen wäre. In Gruppen geteilt, durchzogen sie die Stadt und die Dörfer, trugen Legitimationen aus, gingen in jedes Haus, kapazitierten und begeisterten, fingen die österreichischen Agitatoren ab und konfiszierten die von diesen verbreiteten Schriften. Sie wachten über die Bevölkerung und leiteten die Stimmen."

Graf Sigray, der ungarische Oberkommissar für das Burgenland, berichtete am 19. Januar 1922 (laut „Pester Lloyd" vom 19. Januar 1922) der ungarischen Nationalversammlung, er habe ohne Vorwissen der Interalliierten Kommission zwei „Gendarmerie"-Bataillone (Oisztenburg und Ranzenburger) ins Abstimmungsgebiet geschafft: „Ich wollte (damit) ein fait accompli schaffen." Auch darin folgte er Korfantys Beispiel, daß er sich rühmte, der Interalliierten Kommission, als sie die Entfernung der Bataillone von ihm forderte, geantwortet zu haben: daß er dies zu seinem lebhaftesten Bedauern weder tun könne, noch tun werde. So seien sie bis über die Abstimmung in Ödenburg und Umgebung geblieben.

Wichtiger als diese beiden Zeugnisse, die schließlich nur von Nebenerscheinungen berichten, ist die Bewertung des Abstimmungsergebnisses im ungarischen Lager. Der Verfasser der „Zukunft der Deutschen in Ungarn", Herr von Schwartz, dessen Persönlichkeit uns noch beschäftigen wird, rechnet mit 63,6 Prozent für Ungarn und 34,1 Prozent für Österreich abgegebenen Stimmen. (Miltschinskys Büchlein weist etwas andere Zahlen auf, was aber bei der Gesamtbeurteilung keine Rolle spielt.) In Ödenburg (Stadt) seien 71,2 Prozent für Ungarn, 26,7 Prozent für Österreich, in allen acht Landgemeinden 44,3 Prozent für Ungarn, 53,2 Prozent für Österreich abgegeben worden. Um die Stellungnahme der Deutschen zu ermitteln, scheidet Schwartz nun das rein magyarische und an Restungarn angrenzende (also im ethnographischen Sinne nicht zum Burgenland gehörende Dorf Großzinkendorf mit 1026 ungarischen und 5 deutschen Stimmen) aus. Dies gehöre zweifellos zu Ungarn, eine Abstimmung sei hier unsinnig gewesen. Für die verbleibenden Landgemeinden errechnet Schwartz nunmehr

61,2 Prozent der Stimmen für Österreich,
35,6 Prozent der Stimmen für Ungarn.

Das bedeute, da die letzte Volkszählung 1910 70 Prozent Deutsche ergeben habe, die fast völlige Abwendung der ortsansässigen Deutschen vom ungarischen Staate; „. . . auch in der Stadt (Ödenburg) hat mehr als die Hälfte der deutschen Wähler erklärt, daß sie Ungarn verlassen und zu Deutschösterreich kommen will" (S. 21). Er kommt schließlich zu folgendem Schlußergebnis, das mit Miltschinsky, dessen Schrift er offenbar noch nicht kennt, übereinstimmt: „Die Burgenländer haben sich in ihrer Mehrheit und in freier Entschließung gegen Ungarn erklärt."

Schwartz nennt deshalb das Ergebnis der Abstimmung, deren Zeitumstände, wie er auf S. 21 ausführt, für Ungarn „die denkbar günstigsten" waren, einen „Pyrrhussieg". „Alle diese Umstände sprachen dafür, daß die Abstimmung ein glänzender Sieg Ungarns werden müsse. — Nun, es wurde ein knapper, zahlenmäßiger Sieg und eine große moralische Niederlage."

Der schon erwähnte Herr von Pázmondy nennt das Ergebnis, „da Pessimisten 75 bis 80 Prozent, Sanguiniker 90 Prozent erwartet hätten", niederschmetternd. Es ist ihm unbegreiflich, warum allein in Ödenburg 4500 Personen „ihre Nation ver-

leugneten und ihren Anschluß an ein fremdes Volk, an eine fremde Staatsmacht" forderten. „Dies entsetzliche Ergebnis muß besondere und vielfältige Gründe haben. Die allgemeine Unzufriedenheit und die Not sind keine genügenden Gründe zur Erklärung einer solchen Rebellion. In Westungarn müssen eine Unmenge Fehler und Verbrechen geschehen sein, damit eine solche Antipathie gegen uns entstehen konnte („Dirradat", Pest, 23. Dezember 1921)."

* * *

Über die Vorgänge vor und bei der Abstimmung und vor allem über die Wertung der Abstimmungsziffern bestehen demnach in beiden Lagern wesentliche Auffassungsunterschiede nicht. Für diejenigen, die mehrere Abstimmungen aus der Nähe miterlebt haben, die also gewöhnt sind, die Darstellung der Ergebnisse durch beide Parteien richtig zu werten, ist das äußere Bild der Ödenburger Abstimmung heute schon recht klar. Ein neutraler Historiker könnte beginnen, ihre Geschichte zu schreiben. Herr von Pázmondy hat mit Recht auf die große Anomalie hingewiesen, welche die Ödenburger Abstimmung zeitigte. Mit Ausnahme der Nordschleswigschen, die in einem für Deutschland sehr ungünstigen Zeitpunkt, gegen einen voll konsolidierten, sehr wohlhabenden Staat, unter Beihilfe der Franzosen und nach jahrzehntelanger, mit reichsten Geldmitteln vorbereiteter dänischer Propaganda durchgeführt wurde, haben sich die strittigen, fremdsprachlichen Minderheiten stets mit ihrer Mehrheit für den alten und gegen den neuen Staat ausgesprochen. Für Oberschlesien hat dies Volz, für Kärnten Wutte in wissenschaftlichen Einzeluntersuchungen nachgewiesen. In Ost- und Westpreußen mit ihren erdrückenden Majoritäten waren solche Untersuchungen überflüssig. Wie kommt es nun, daß das Burgenland mit seiner deutschen, also denkbar staatstreuen und keineswegs von alters her Österreich freundlichen Bevölkerung eine Ausnahme machte? Diese Frage ist nicht nur eine wissenschaftliche, sondern von hoher Bedeutung für die Politik der Stunde: Für die Eingliederung der ohne Abstimmung zu Österreich gelangten übrigen Burgenländer. Für die Auffassung der öffentlichen Meinung Europas über die Ödenburger Abstimmung. Für Ungarns Verhalten gegenüber seinen Minderheiten.

* * *

Alfred von Schwartz antwortete uns darauf; daß wirtschaftliche Erwägungen eine wesentliche Rolle gespielt hätten, verneint er. Denn Österreichs Not sei ja viel größer als die Ungarns. Auch die Propaganda habe die schwer zugänglichen deutschen Burgenländer nicht von Ungarn abspenstig gemacht. Eher die Ungeschicklichkeiten der ungarischen Propaganda, welche die deutsche Sprache und das deutsche Lied völlig vernachlässigt habe, welche die Burgenländer dadurch vor den Kopf gestoßen hätte, daß eine private Kommission den Stimmberechtigten die schriftliche ehrenwörtliche Erklärung abgepreßt hätte, für Ungarn zu stimmen. (Also unpsychologische Propaganda und Propagandaausschreitungen! Das hat es auch anderswo reichlich gegeben und auf beiden Seiten.)

Nach Schwartz liegen aber die letzten Ursachen tiefer und sind aufs engste verknüpft mit der ungarischen Geschichte der letzten fünfzig Jahre. Ungarn, der Nationalitätenstaat *κατ' ἐξοχήν*, war seit seiner Gründung vor tausend Jahren ein Hort der Freiheit seiner acht Völker. Die Suprematie des an politischer Begabung alle andern überragenden magyarischen Stammes, dessen Siedlungsgebiete zentral liegen, und der eine relative Mehrheit stets besaß, war niemals bestritten. Die übrigen Stämme erkannten diese an und genossen dafür Freiheit der Sprache, wirtschaftliche Blüte usw. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde das anders,

und zwar nach dem Ausgleich von 1868, mit dem gleichzeitig Franz Déak, nach Schwartz der letzte wirklich große Staatsmann Ungarns, durch ein höchst liberales Nationalitätengesetz die Freiheit der Völker der Stephanskrone gesichert zu haben glaubte. Zwar wurde dieses Gesetz niemals aufgehoben, im Gegenteil, man berief sich oft, nur zu oft darauf. Aber es wurde durch die Praxis außer Gebrauch gesetzt, ja niemals durchgeführt. Statt dessen setzte in Ungarn eine Unterdrückung der Nationalitäten, eine scharfe Magyarisierung ein. Nicht mit offener Gewalt, nicht plump, sondern mit anderen, kleinen, aber um so wirksameren Mitteln. Die Formel des ungarischen Nationalismus — Schwartz sagt meist Chauvinismus — lautete:

„Nyelvében él a nemzet",

wörtlich übersetzt: „In ihrer Sprache lebt die Nation." (Diese wörtliche Übersetzung bedarf für alle, die des Ungarischen nicht kundig sind, noch einer Erläuterung. Der Sinn ist etwa: Die Sprache ist die Seele der Nation, ihre Quintessenz. Alle Äußerungen der Nation — Schule, Theater, Verwaltung, Justiz usw. — müssen sich in ihr vollziehen. So war wenigstens die praktische Auslegung dieses Dichterwortes. Unter Nation wurde — ob dem Sinne nach zu Recht oder Unrecht ist gleichgültig — die Gesamtheit aller ungarischen Staatsbürger, also alle acht Nationalitäten, nicht nur die magyarische verstanden.) Schwartz hat diesen Satz — jetzt — als falsch erkannt und meint nunmehr, er müßte eigentlich lauten: „In ihrer Sprache lebt die Nationalität." Er schildert die verderblichen Folgen, welche die Durchführung dieses Grundsatzes hatte, an dessen Befolgung die Vaterlandsliebe auch des einzelnen gemessen wurde. Wer nicht die ungarische Sprache unter Zurücksetzung seiner Muttersprache bevorzugte, war kein Patriot, galt als Pangermane, Panslawe, Panrumäne usw. Der deutsche Intellektuelle im Burgenlande, schreibt Schwartz, und gibt damit sein politisches Glaubensbekenntnis ab, wollte nach dem alten Worte: „Deutsch sein heißt treu sein!" dem ungarischen Vaterlande treu sein, setzte seine Muttersprache zugunsten der magyarischen zurück, gab wenigstens seinen Kindern eine völlig magyarische Erziehung. Konnte er anders? Schwerlich, wenn er seine Kinder nicht nach Österreich schicken wollte, nachdem das ganze Schulwesen magyarisiert worden war. Das hätte ihm aber Amt und öffentliches Ansehen gekostet, ihn tausend Quälereien ausgesetzt. „Trotzdem es hier kaum eine bodenständige Familie gibt, die nicht mit Wien und Österreich nahe verwandtschaftliche und intime geschäftliche Beziehungen hat, so ist es uns doch nie eingefallen, dort völkischen und politischen Anschluß zu suchen, obwohl wir seitens des ungarischen Staates wahrlich nicht verwöhnt und von den führenden, chauvinistischen Elementen trotz aller unserer Hingabe nur als Patrioten zweiter Klasse behandelt wurden." „Wohl hatten viele Zweifel und Bedenken, ob die rücksichtslose Beseitigung des deutschen Unterrichts der richtige Weg zum Aufbau des modernen Ungarn sei. Viele sahen mit tiefstem Schmerze, wie Schritt für Schritt in der eigenen Familie die seelische und kulturelle Entfremdung größer wurde. Aber dagegen Stellung zu nehmen, wagte niemand. Das Schlagwort von der patriotischen Pflicht war entscheidend. Da wollte keiner zurückstehen."

1892 gab es in Ödenburg 17 300 Deutsche und 8100 Ungarn, 1914 nur noch 17 000 Deutsche und 15 000 Ungarn. Die Abnahme der Deutschen und der Zuwachs der Magyaren werden von Schwartz nur durch die Magyarisierung und zum Teil durch den Druck, der bei der statistischen Erhebung ausgeübt wurde (S. 17), erklärt.

Die einschneidendsten Folgen dieser planvollen Entgermanisierung erblickt Schwartz nicht nur, wie man annehmen sollte, auf politischem Gebiet, sondern auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem. Ödenburgs Struktur wandelte sich mit der Magyarisierung seiner ursprünglich rein deutschen Bürgerschaft. Früher führten

die Werktätigen, Gewerbetreibende, Fabrikanten und Landwirte, heute Advokaten und Beamte. Früher schuf die Bürgerschaft großartige öffentliche Anstalten ohne Staats-, ja ohne städtische Hilfe; „heute erwartet jeder alles allein vom Staate oder der Kommune". Das wirtschaftlich so hervorragend tüchtige deutsche Bürgertum ging unter, und mit ihm Handel, Gewerbe und Industrie, soweit sie nicht von Juden übernommen werden, weil der magyarisierte Sohn eines deutschen Bürgers mit seiner „höheren magyarischen Bildung nur Advokat, Beamter usw. werden wollte". (Die im Jahre 1871 gegründete Soproner (= Ödenburg) orthodoxe Gemeinde beging kürzlich die fünfzigste Jahreswende des Amtsantrittes ihres ersten Rabbiners, unter dessen Leitung die frühere Zwerggemeinde zu einer der größten, angesehensten und konservativsten orthodoxen Gemeinden des Landes angewachsen ist. Oberrabbiner Emanuel Grünwald wurde in Czecze (Komitat Fejér) im Jahre 1843 geboren. Einer seiner Söhne ist Rabbiner in Luzern (Schweiz) und einer Oberrabbiner der Südtiroler israelitischen Kultusgemeinde in Meran. („Pester Lloyd", 26. August 1922.) Gleichzeitig mit dem wirtschaftlichen Verfall trat als wahre Folge der kulturelle ein. Die Kunst wanderte aus. „Das Vereinsleben, besonders die ehemals blühenden deutschen Gesangvereine stagnieren" (S. 16). „Die Auflassung der deutschen Lehrerseminare hatte den rapiden Verfall der Musikpflege zur Folge." (Ödenburg war einmal eine Hochburg der Tonkunst. So ist z. B. Liszt *), den die Magyaren so gern für sich in Anspruch nehmen, ein rein deutscher Burgenländer.) Gleichzeitig verfiel mit der Unterdrückung des deutschen Theaters auch das magyarische.

Gerade hier mag Schwartz manches falsch einschätzen. Denn die Epoche der Magyarisierung fiel in eine Zeit allgemeinen künstlerisches Verfalles. „Die öffentlichen und Privatgebäude zeigen Fabrikstil und Kitsch" (S. 9). Das ist sicherlich der Magyarisierung nicht zur Last zu legen. Der Laudator temporis acti vergaloppiert sich hier. Er fühlt dies selbst und sucht diesem Vorwurf folgendermaßen zu begegnen: „Trotzdem ist es zweifellos, daß bei uns die große Veränderung in Gesittung und Kultur aufs engste mit dem Wechsel der Sprache zusammenhängt. Der Beweis ist einfach: Dort, wo man bei uns die deutsche Sprache aufgab, ist die Weltanschauung und Lebensauffassung eine total andere geworden, während sie in jenen Kreisen, wo man an dem Deutschtum festhielt, im großen und ganzen dieselbe geblieben ist." An Verwandten und Freunden stellt er fest, die magyarisierten Abkömmlinge rein deutscher Eltern hätten mit der Sprache alles verloren, „was mir in Sitte, Art, Gesinnung, Lebensanschauung und Betätigung vom deutschen Wesen unzertrennlich ist", während sie andererseits gewisse, dem Deutschen mangelnde Vorzüge erworben haben. „Aber da ist es wieder höchst seltsam, daß gerade bei jenen, die die nationale Eigenart nicht mit der Muttermilch eingesogen haben, auch die nationalen Tugenden nicht recht zur Blüte gelangen. Meist sind sie unausgeglichen, bizarr, übertrieben und chauvinistischer, als die Vollblutmagyaren. Es ist wie mit der Pflanze, die im ungewohnten Boden ungewöhnliche Blüten treibt."

(Fast ist man anzunehmen versucht, daß dem Verfasser des Schriftchens bei dieser Schilderung jene magyarisierten Burgenländer, wie der frühere Generalstabhauptmann und spätere Staatssekretär Gömbös, vorgeschwebt haben, die heute die treibenden Kräfte der Entgermanisierung sind. Seine Schilderung in dieser treuherzig-altväterischen Sprache ist meisterhaft. Schwartz glaubt eine örtliche Einzelerscheinung abzumalen, gibt uns aber das Bild aller Renegaten, eines Bursche in Polen, eines Bucher und Wetterlé im Elsaß usw. Zuverlässig, weil in dieser Hinsicht unbefangen

*) Goldmark, Hummel, Hans Richter, Nikisch und andere bedeutende Musiker waren burgenländische Deutsche.

und ohne sich der Allgemeingültigkeit seiner Ausführungen bewußt zu sein, entrollt Schwartz das seelische Problem der völkisch bedrohten und entdeutschten deutschen Einzelmenschen. In diesem Zusammenhange mag die Frage aufgeworfen werden, ob die Magyaren nicht noch an anderen Früchten erkennen werden, daß die früher betriebene Politik falsch war: in der Karolyi- und der Rätezeit zeigte sich, daß die restlos gelungene Magyarisierung eines anderen Stammes, der Juden, viele gute Eigenschaften des alten konservativen Judentums vernichtet hatte. Die Folge dieser Erkenntnis ist, daß man im heutigen Ungarn die Entmagyarisierung des Judentums anstrebt.)

War also, wie Schwartz berichtet, in 50 Jahren die deutsche Oberklasse vollständig entdeutscht, daß nicht 100 unter den jüngeren Intellektuellen im Burgenlande für deutsche Kultur überhaupt noch ein Verständnis hatten, so wurde trotzdem kein ehemaliger Deutscher im Burgenlande als Beamter angestellt. „Ja, unsere jungen Leute aus urdeutschen Familien, denen der Chauvinismus in der Mittel- und Hochschule eingeimpft wurde, kehren überhaupt selten in ihre Heimat zurück. Es scheint, als ob ihnen die Heimat nicht genug patriotisch wäre. Sie finden keinen rechten Zusammenhang mehr mit dem Volke, das in Stadt und Land deutsch geblieben ist" (S. 17).

Hier ist der große Riß zum ersten Male klargelegt, der durch das ungarländische Deutschtum geht. Hie Oberschicht — hie Bauern und Kleinbürger. Denn deren Entdeutschung scheiterte nach Schwartz an praktisch-technischen Gründen. Die Wirkung der magyarisierenden Volksschule war so oberflächlich, daß sie den konservativen Sinn der Landbevölkerung nicht zu ändern vermochte. Gleichzeitig trat eine unerwünschte und unerwartete Nebenwirkung ein. Weil der Unterricht magyarisch erteilt wurde, die Kinder zu Hause aber nur deutsch sprachen, war er fast wirkungslos: heute können die meisten Deutschen weder deutsch noch magyarisch lesen und schreiben. Mit dem gesunkenen Bildungsstande verwilderte das Volk vollkommen.

So lebte denn eine geschlossene deutsche Bevölkerung von mehr als 300 000 Seelen ohne Oberschicht. Sie wurde von magyarischen, also wesensfremden Elementen regiert, verwaltet und auch politisch vertreten. Schwartz rügt dies ausdrücklich. Weil es an gebildeten, dem Volke nahestehenden Deutschen fehlte, und weil der einfache Mann sich fürchtete, hervorzutreten, gab es niemanden, der die kulturellen Wünsche der Deutschen der Öffentlichkeit, dem Parlament usw. mitgeteilt hätte. „So konnte und kann es geschehen, daß die kulturellen Postulate und Wünsche der deutschsprachigen (!!) Bevölkerung offiziell überhaupt nicht zur Kenntnis der Regierungskreise gelangen, ja selbst von der Diskussion in der Presse ausgeschlossen sind" (S. 14). Hier drückt sich Schwartz, dessen Freimut sonst durchaus anerkannt werden muß, recht gewunden aus. Was heißt denn das, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens? Doch nur, daß man den Deutschen erst die Bildungsschicht weggezogen hatte, die allein befähigt gewesen wäre, ihre ach so unendlich bescheidenen Wünsche im Parlament, in der Gespanschaftsversammlung und der Presse mit der nötigen Klugheit zu vertreten, und daß man sie dann durch allerhand andere Methoden mundtot machte, weil sich eben kein deutscher Bauer fand, der gewagt hätte, zu sagen, was alle anderen deutschen Bauern denken und verlangen. Es herrschte also äußerlich Friedhofsruhe im burgenländischen Deutschtum.

„Wenn jemand heute unsere Behörden und Funktionäre, vom Obergespan angefangen bis zum letzten Dorf-Notär, befragte, welche Wünsche unsere deutsche Bevölkerung in völkischer oder kultureller Beziehung hegt, so wird er ausnahmslos die Antwort erhalten: „Solche Wünsche sind weder amtlich noch auf privatem Wege zu unserer Kenntnis gelangt!" Das Allermerkwürdigste ist nun das, so schreibt Schwartz, und er dürfte recht haben, „daß diese Auskunft loyal und wahr ist" (S. 14).

Freilich, was Schwartz über die Ursachen dieser angeblichen Passivität der Deutschen schreibt, ist reichlich naiv. Weil die Ungarn 900 Jahre keinen Chauvinismus kannten und seit 1868 die Gleichberechtigung aller Nationalitäten so und so oft feierlich verkündet hätten, ferner weil dem Deutschen die Scheu davor, seine heiligsten Gefühle zur Schau zu tragen, angeboren sei, habe die burgenländische Bevölkerung eine fast krankhaft erscheinende Passivität gezeigt. (Über diese Argumente darf man wohl hinweggehen und getrost aus seinen Darlegungen folgern, daß die Deutschen, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, seit vielen Jahren schon nicht mehr wagten, das Maul aufzumachen.) Die Folgen dieser Zustände, die bis zum Kriegsende andauerten, faßt Schwartz auf S. 16 zusammen: „Die deutsche Landbevölkerung und das deutsche städtische Volk, soweit es nur Volksschulbildung hat, steht dem Magyarentum gleichgültig, ja an vielen Orten mit passiver Resistenz gegenüber.

Nach dem Zusammenbruch 1918 schien es zunächst besser zu werden. Ein Autonomiegesetz verkündete die Gleichberechtigung der Minderheiten. Es wurde in Aussicht gestellt, daß die Staatsgrundgesetze von 1868 restlos durchgeführt werden sollten. Das Horty-Regime hob jedoch schon ein Jahr später die Autonomie wieder auf, „und auch von dem Versprechen für den Schutz der deutschen Minorität wurde fast nichts erfüllt" (S. 20). Dem einzelnen stand es wohl hinfort frei, die Unterrichtssprache seiner Kinder in der Volksschule zu bestimmen, aber man errichtete weder deutsche Schulen, noch sorgte man für deutsche Lehrer und Lehrbücher. Einzelne Gerichte „gaben deutsche Bescheide hinaus, das ist aber auch alles". Statt dessen setzte eine wüste chauvinistische Propaganda für das Magyarentum ein, die Schwartz, wie schon erwähnt, für besonders unglücklich hält. So kam es, daß die Deutschen Ungarns, die das Vertrauen in die magyarische Herrschaft, in die Regierung und vor allem in die Verwaltung verloren hatten, zur Überzeugung gelangten, „daß es ihnen in Ungarn nicht länger möglich sein wird, ihr Deutschtum zu bewahren. Hätten sie nur noch den geringsten Hoffnungsschimmer bewahrt, so wäre es ihnen nie eingefallen, sich an Österreich oder Deutschland anzuschließen, selbst dann nicht, wenn diese Staaten die mächtigsten und blühendsten gewesen wären." Schwartz empfindet dies als ungarischer Patriot um so schmerzlicher, weil gerade sie die treueste und verläßlichste Nationalität Ungarns waren, und weil die Burgenländer alle übrigen ungarländischen Deutschen an Loyalität übertrafen, die wie vor allem die Sachsen Siebenbürgens mehr oder weniger Hang zur Selbstverwaltung zeigten. Die Burgenländer hatten niemals solche Ambitionen und befolgten „mit fast hündischer Treue alle Weisungen aus Budapest".

Schwartz legt sich nun die für einen Mann seiner Erziehung, seiner politischen Hinneigung gewiß sehr schmerzliche Frage vor, ob dies Verhalten der Burgenländer berechtigt gewesen sei, und bejaht sie.

„Seit 50 Jahren war die Politik Ungarns uns Deutschen im Burgenlande gegenüber die der nicht eingehaltenen Versprechungen und des gewaltlosen Terrors. Ohne äußeren Zwang, aber unter dem Deckmantel der patriotischen Pflicht wurden uns — langsam, aber sicher — alle wesentlichen Bildungsmittel und Kulturbehelfe, Schule, Theater, Vereine usw., entweder ganz entzogen oder doch wesentlich eingeschränkt. Knapp vor Ausbruch des Weltkrieges wurde uns sogar verboten, das Wort Ödenburg oder sonst eine der alten deutschen Ortsnamen im Firmenwortlaut zu gebrauchen. Keine Appellation, kein Rekurs half dagegen. Aber Hinweise auf die Gesetze, welche die liberalsten in ganz Europa seien, und feierliche Versprechungen aller Regierungen bekamen wir schockweise! Im Anfang war das Wort, und selbst am Schlusse nur das Wort, und nie die Tat" (S. 23). „Fünfzig Jahre warteten die Deutschen ‚sehnsüchtig' auf den Minister, der endlich einmal dem rüden Chauvinismus

Halt gebieten" würde. Umsonst. Nirgends auch nur der Schein der Besserung. Schwartz erwartet im Gegenteil nach Ödenburgs Verbleiben bei Ungarn verstärkte Magyarisierung im schnellsten Tempo, besonders durch die k. ungarische Armee, nachdem mit dem k. u. k. Heere das stärkste Hemmnis fortgefallen sei. Das Deutschtum stehe vor der völligen Vernichtung.

Ein erschütterndes Bild, vor dem uns schaudert.

* * *

Schwartz ist, wie er selbst sagt, kein zünftiger Politiker. Erst die Not des Burgenlandes veranlaßte ihn, Politik zu treiben: er verfaßte antiösterreichische Gedichte in der Zeit vor der Abstimmung, und ermahnte seine Landsleute, Ungarn treu zu sein. Sie fanden in den Propagandaheften der ungarischen Gebietschutzliga und ihres westungarischen Ablegers zuerst Aufnahme, also in Kreisen, die ausgesprochen magyarisch gesinnt sind. Um so mehr werden wir Schwartz Glauben schenken dürfen.

Trotz dieser Gesinnungsgenossen darf Schwartz nicht als restlos Entdeutschter angesehen werden. Er ist eine problematische Figur. Sein Empfinden ist geteilt. Von Hause aus gehörte er, der gebürtige „deutschsprachige" Burgenländer, der heute noch auf die früheren kulturellen Leistungen der deutschen Burgenländer stolz ist, jener älteren, heute fast ausgestorbenen Generation von Volksdeutschen fremder Staatsangehörigkeit an, die, ohne den deutschen Kulturbesitz aufzugeben, treu zum (fremdvölkischen) Staate, zu ihrem Vater„lande" standen. Vom gesamtdeutschen Standpunkte aus muß dieser Typus jedem Billigdenkenden, der nicht ein verbohrter Chauvinist ist, oder der gedankenlos „deutsch" mit „reichsdeutsch" gleichsetzt, sympathisch und logisch erscheinen. Der ungarländische Deutsche muß seinem Vaterlande ebenso treu sein, wie der Deutschschweizer dem seinigen, und kann dabei doch für das gesamtdeutsche Kulturleben Großes leisten. Siebenbürgen und die vormaligen Ostseeprovinzen haben zahlreiche Männer dieser Denkungsart hervorgebracht, die fest in ihrem Volkstum standen und dabei als Soldaten, Staatsmänner, Verwaltungsbeamte oder Forscher für den Staat und das Land Hervorragendes leisteten. Nicht aus Schuld der Deutschen ist dieser Typus der letzten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts seltener und immer seltener geworden. Der höchst reizbare, dabei blind unverständige Chauvinismus, der damals alle Völker, sicherlich aber am wenigsten die Deutschen, ergriff, tötete ihn fast restlos. Das gleiche, was Schwartz uns aus Ungarn berichtete, geschah und geschieht noch in Rußland, in dessen und in Österreich-Ungarns Nachfolgestaaten, in Elsaß-Lothringen usw. Entgermanisiert wird dort freilich mit roher Gewalt und ohne die gewiß nicht gering einzuschätzende Anziehungskraft des ungarischen Staatsgedankens und des sympathischen ungarischen Volkscharakters.

Schwartz sind offenbar erst durch das Ergebnis der Abstimmung, als er, völlig durch die Stellungnahme seiner bäuerlichen und kleinbürgerlichen Landsleute überrascht, zu forschen anfing, die Augen aufgegangen. Er hatte das Gefühl am Tage nach der Abstimmung, als sei ihm der Boden unter den Füßen fortgezogen, und suchte nun wieder, Boden zu fassen. Dies Büchlein ist das Ergebnis seiner Forschungen. Erst legt er die Tatsachen mit Ehrlichkeit bloß, und dann sucht er die beiden Quellen seines Seins — sein deutsches Volkstum und sein ungarisches Vaterland, die er beide liebt — wieder in ein Rohr zu fassen. Das ist das Aufbauende in seiner Schrift, das, was sie trotz unverkennbarer Mängel an politischer Bildung, Schulung und Literaturkenntnis weit über politische Gelegenheitsschriften, die sonst aus ähnlichen Anlässen entstehen, erhebt.

Nicht das, was Schwartz seinem Vaterlande vorschlägt — Rückkehr zu Franz Deáks Grundgesetzen von 1868 und deren ehrliche Durchführung — nicht die Versicherung, eine gerechte Nationalitätenbehandlung würde auf die durch den Frieden von Grand Trianon abgetrennten Gebiete und deren Nationalitäten einen so großen Eindruck machen, daß sie wieder Vertrauen fassen und freiwillig zu Ungarn zurückkehren würden, gibt ihr Tageswert und dauernde Wirkung. Das haben schon andere, auch Magyaren, besser begründet, und Jaszis Gesetze, die nur den Fehler hatten, um 30 Jahre zu spät und gerade von ihm und seinen Freunden zu kommen, wollten ja die gleiche Wirkung ausüben. Schwartz' unvergängliches Verdienst ist vielmehr, daß er mit schonungslosem Eifer nachgegraben und mit seinem Herzblut seine gefundenen Wahrheitsschätze dargeboten hat. Mindestens ebenso sehr, wie die Liebe zu seinen Landsleuten, trieb ihn sein Patriotismus. Nur einer, der glühend sein Vaterland liebt, und der es am Rande des Verderbens sieht, durfte und konnte das sagen. Jeder Deutsche und jeder Magyare, welchen Standpunkt er auch einnimmt, muß das anerkennen. Vom deutschen Standpunkt aus muß ausgesprochen werden, daß Schwartz, ebenso wie Bleyer und seine Freunde, und damit auch jener Teil der reichsdeutschen Presse, der für den ungarischen Standpunkt eingetreten war, in einem Irrtum befangen gewesen ist über den Willen der überwiegenden Mehrheit der deutschen Burgenländer. Für Österreich ist es bitter, daß Schwartz ihm bescheinigt, daß eine Abstimmung im gesamten Burgenlande zweifellos eine sehr große Mehrheit gegen Ungarn ergeben und das Burgenland ungeteilt erhalten hätte.

Aber wir wollen nicht länger zurückblicken und uns daher fragen, was Ungarn zur Abstellung der von Schwartz noch vor den jüngsten Reichstagswahlen — gerügten Übelstande tat. Eine Antwort ist zurzeit noch nicht zu erteilen, wenn man nicht in der amtlichen Beschlagnahme der Schwartzschen Schrift und im Verbot des „Pester Sonntagsblattes", des einzigen, letzten Organs der loyalen ungarländischen Deutschen, eine Ablehnung, ein Verharren bei der bisherigen Politik sehen will.

Wir können nicht glauben, daß diese Antwort endgültig ist. Ungarns eigenstes Interesse scheint eine andere zu erheischen.

Inzwischen hat sich Graf Bethlen zu einem Vertreter der „Münchner Neuesten Nachrichten" über die Lage des Deutschtums in Ungarn und über die Stellungnahme der gegenwärtigen Regierung zu ihm in einer Unterredung geäußert, die in den „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 5. September 1922 wiedergegeben ist:

„Ich kann es nicht gut verstehen, wie es möglich ist, daß noch immer die irrige Auffassung lebendig sei, als ob in Ungarn die politischen und kulturellen Rechte der Deutschen gewaltsam unterdrückt würden. Auch ich habe allerdings kürzlich in reichsdeutschen Blättern ähnliches gelesen, und ich muß offen meinem Staunen darüber Ausdruck geben, daß ernste deutsche Preßorgane solchen tendenziösen Vorstellungen Raum geben. Es ist unzweifelhaft, daß auch diese Unwahrheiten aus derselben Verleumdungsfabrik stammen, die auch andere über Ungarn verbreitete Lügengerüchte in die Welt setzt. Der vorhin erwähnten Beschuldigung gegenüber verweise ich bloß auf jene Erklärung, die ich nach der Ödenburger Volksabstimmung vor der bei mir erschienenen Ödenburger Deputation abgab. Ich machte ihr nämlich darin von dem Entschluß der ungarischen Regierung Mitteilung, daß sie jetzt, nachdem durch die Volksabstimmung die weitere Zugehörigkeit Ödenburgs und Umgebung zu Ungarn entschieden sei, in noch höherem Maße für die kulturellen und moralischen Güter des ungarländischen Deutschtums zu sorgen und seine volle politische Freiheit zu sichern wünsche. Zu diesem Zweck hat die Regierung an Stelle des wieder aufgelassenen „Ministeriums für Nationalitäten" im Rahmen des Ministerpräsidiums für die deutsche Bevölkerung ein besonderes Regierungskommissariat geschaffen, an dessen Spitze eine bewährte, führende politische Persönlich-

keit steht, nämlich der auch als Vorkämpfer des südungarischen Schwabentums bekannte Staatssekretär Georg Steuer. — Ich kann Sie dessen versichern, daß die ungarische Regierung in jedem einzelnen Fall, in welchem ein derartiger Wunsch zum Ausdruck gelangt, auch Opfer zu bringen gewillt ist, um solche Wünsche erfüllen zu können. Es wäre ja die größte Kurzsichtigkeit unsrerseits, wenn sich das heutige Ungarn, wo sich die Nationalitäten in einer kaum mehr nennenswerten Zahl vorfinden, dagegen verschließen würde, die sprachlichen und kulturellen Bedürfnisse der Deutschen zu befriedigen. In Ungarn denkt heute niemand mehr daran, in bezug auf die Rasse, die Nationalität oder die Religion einen Unterschied zwischen Bürger und Bürger zu machen."

Graf Bethlen wendet sich gegen Heimburgs Behauptung, die Regierung unterdrücke die Deutschen planmäßig. Wir glauben, daß man ihm zutrauen darf, daß er solche Anweisungen nicht gegeben hat. Sicher ist aber, daß die Unterorgane die Politik der letzten fünfzig Jahre fortsetzen, und daß die Regierung sie nicht daran hindert, ja, daß sie, solange Gömbös und andere einen großen Einfluß ausüben, ihre Unterorgane, die Gespanschaftgewaltigen und die Dorfnotäre gar nicht hindern kann. Ganz Ungarn, bis auf ein paar Internationalisten, ist zudem in einer Ideologie befangen, welche die Magyaren verhindert, als Unrecht und als Torheit zu empfinden, was ihnen die Herzen ihrer Nationalitäten entfremdet hat. Magyarisierung auch mit „gewaltlosem Terror", mit dem Druck der öffentlichen Meinung, wird noch heute in allen nationalen Kreisen (das ist die gesamte Intelligenz) als das natürlichste Ding der Welt empfunden. Gömbös, der Prototyp der Schilderungen des Herrn von Schwartz, ist einerseits Magyarisator, andererseits nennt er sich einen Freund Deutschlands, deutscher Kultur usw. Minister a. D. Stephan Bárcy schrieb am 20. August 1922 im „Pester Lloyd" in einem Aufsatz „50 Jahre Budapest", der die seit der Vereinigung von Pest, Ofen und Altofen geleistete Arbeit verherrlichen sollte, ganz unbefangen:

„Die Hauptstadt hat in diesem Halbjahrhundert nicht nur hinsichtlich der Zahl ihrer Einwohner und ihres äußeren Bildes eine bewunderungswürdige Entwicklung genommen, sie erzielte unter der Leitung wackerer Patrioten auch bedeutsame Resultate vor allem auf dem Gebiete des Schulwesens, der Magyarisierung ihrer Bevölkerung und der Hebung ihres Kulturniveaus. Die rapide Vermehrung der Einwohnerzahl ist in erster Reihe nicht das Ergebnis des Geburtenüberschusses, sondern des Massenzuzuges aus der Provinz. Diese Einwanderer rekrutierten sich aus den Arbeit und Verdienst suchenden armen und kulturell niedriger stehenden Bevölkerungsschichten der ungarischen Provinz. Diesem Jahr für Jahr sich erneuernden Zuzug gegenüber hatten die Führer der angestammten Bürgerschaft wahrlich eine Sisyphusarbeit zu verrichten, immer neuere Kreise zu magyarisieren und in diesen Kultur zu verbreiten. Aber diese Hindernisse waren den Männern, denen diese Arbeit oblag, nur ein Ansporn, und so muß ihnen die Nachwelt aufrichtigen Dank und ehrliche Anerkennung zollen."

(Diese Darstellung ist bezüglich der „angestammten" Bürgerschaft keineswegs zutreffend, soll aber unwidersprochen bleiben.) Für uns genügt die Feststellung, daß ungarisch national empfinden und magyarisieren identisch ist, daß vor 50 Jahren 32 Prozent der Bevölkerung Groß-Ungarns Magyaren waren und bei Kriegsausbruch 55 Prozent, obwohl die Ungarn selbst das kinderärmste unter den Völkern Ungarns sind, daß vor Einsetzen der Magyarisierungsperiode alle Nationalitäten des eigentlichen Ungarns (mit den Kroaten stand es anders) promagyarisch waren, daß der ungarische Staatsgedanke, der Zauber der Stephanskrone und ihres Mysteriums, ja, der liebenswürdige und mit so vielen Vorzügen ausgestattete

magyarische Volkscharakter eine große Anziehungskraft auf alle Nationalitäten ausübten und noch heute ausüben, auch über die Grenzen von Klein-Ungarn hinaus.

Diese beiden Pressestimmen widersprechen einander. Wir sind gespannt, ob Graf Bethlen nunmehr den „Pester Lloyd" verbieten und die Schrift von Alfred von Schwartz freigeben wird. Jedenfalls erwarten wir Taten. Geredet ist genug. Zu dem Staatssekretär Georg Steuer, der ein korrekter Beamter sein mag, hat kein Mensch mehr Vertrauen. Dafür können Beweise gebracht werden.

Zu Bismarcks Zeiten, ja bis 1918, kümmerte sich weder die Reichsregierung noch die öffentliche Meinung in Deutschland um das Deutschtum in Ungarn. Das politische Bündnis hinderte das. Inzwischen ist das Bündnis den politischen Entwicklungen zum Opfer gefallen. Acht Millionen Deutsche, 3½ Millionen Ungarn sind gegen ihren Willen fremden Staaten ausgeliefert worden. Diese 8 und 3½ Millionen sind einer brutalen Entgermanisierung bzw. Entmagyarisierung fast schutzlos ausgesetzt. Da auch Optimisten mit einer baldigen Durchführung des Selbstbestimmungsrechts nicht rechnen werden, erwächst der Regierung und der Öffentlichkeit in Restdeutschland und in Restungarn die Pflicht, für international garantierten und natürlich auf Gegenseitigkeit beruhenden Minderheitsschutz einzutreten. Wer aber solche Forderungen aufstellt, und Graf Bethlen tut es, muß mit Minderheitenschutz im eigenen Lande beginnen. Das Land muß zeigen, daß es ihm Ernst damit ist. Während Deutschland an Minoritäten nur noch einen Bruchteil eines Hundertstels besitzt, hat Ungarn etwa 8½ vom Hundert Minoritäten. Es ist also Gelegenheit, das englische Sprichwort: „Charity begins at home" anzuwenden. Tut es das nicht, so verletzt es neben den Interessen seiner eigenen Minderheiten in Südslawien, Rumänien und der Tschechei die des Reiches und der vom Reiche abgerissenen Deutschen. Dann könnte von einem Zusammengehen der Ungarn und der Deutschen in Fragen des Minoritätenrechtes nicht mehr die Rede sein.

Diese Stellungnahme ist zwangsläufig und völlig unabhängig davon, ob irgendein Deutscher in Ungarn lebt oder nicht. Wären die Minoritäten in Ungarn nicht deutsch, sondern nur slowakisch, rumänisch und serbisch, unsere Stellungnahme wäre die gleiche, vom politischen, vom staatlich reichsdeutschen Standpunkte aus.

Wir lieben die Ungarn. Wir fühlen uns mit ihnen in tausendjähriger Tradition, in Kultur- und Schicksalsgemeinschaft verbunden, trotz aller gegenwärtigen Schwierigkeiten. Darum müssen wir es deutlich aussprechen: So geht es nicht mehr. Ein Schriftchen wie das von Alfred von Schwartz in der Hand der ungarnfeindlichen, tschechischen, südslawischen oder rumänischen Vertreter bei der Interparlamentarischen Union, bei der Union der Völkerbundligen oder beim Völkerbunde in Genf ist ein vernichtender Schlag gegen alle unsere gemeinsamen Minderheitsschutzbestrebungen. Aufsätze wie der von Herrn von Heimburg im „Deutschen Führer" dürfen nicht mehr erscheinen. Mit Ableugnungen, Versprechungen, Beschlagnahme, Verboten und ähnlichen Mitteln läßt sich dagegen nicht mehr vorgehen. 1922 liegen die Dinge anders wie 1880 bis 1918. Die Teilnahme am Schicksal der Deutschen in fremden Staaten steigt unaufhaltsam und wird sich immer wieder Luft machen, trotz aller Sympathie für das heutige Ungarn.

Es gibt nur ein Mittel: Loyale Durchführung der Versprechungen. Damit wird die Axt an die Wurzeln der Staaten gelegt, welche Ungarn ausgeraubt haben. Damit wird die Rechtsgrundlage für ein gemeinsames und erfolgreiches Vorgehen der Ungarn und der Deutschen gelegt, das keines politischen Bündnisses bedarf. Es ist höchste Zeit, fünf Minuten vor Mitternacht.

Uns ist es voll bewußt, wie schwierig die Lage der ungarischen Staatsmänner ist. Sicherlich fehlt es ihnen nicht an Erkenntnis der Lage, an politischem Verstande. Aber sie sind Gefangene der politischen Anschauungen, die 50 Jahre herrschend

in Ungarn waren, die heute noch alle unpolitischen Köpfe, Regierungs- und Verwaltungsorgane, Presse und Gesellschaft in Bann halten. Während die Außenpolitik ein Einstellen der Magyarisierung im Innern gebieterisch fordert, ist die öffentliche Meinung, der consensus omnium im Innern noch davon überzeugt, daß Magyarisierung die erste politische Pflicht des Patrioten ist. Diese Diskrepanz zu überbrücken, ist das Problem der ungarischen Politik. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als radikal die Folgerungen der Lage zu ziehen, als die Innenpolitik der Außenpolitik unterzuordnen, als der innerungarischen Öffentlichkeit mit schonungsloser Klarheit den Schleier von den Augen zu ziehen. Ein politisch so hoch begabtes Volk wie die echten Magyaren wird das begreifen, wird sich entschlossen hinter seine Führer stellen. Natürlich ist das nicht in wenigen Tagen zu machen. Eine planmäßige Aufklärung der ungarischen Öffentlichkeit müßte den Boden vorbereiten.

Dann aber wäre der Weg frei zum Wiederaufstieg des tausendjährigen Reiches der Söhne Arpads. Deutsche und Ungarn könnten sich ehrlich ins Auge sehen.

Sylvanus.

Literarische Rundschau

Trebitsch und Blüher über die Judenfrage*)

Wenn es zutrifft, daß wir unter dem Wort, mit dem wir einen Gegenstand bezeichnen, immer eine Leistung verstehen, die wir entweder dem Gegenstand zuschreiben, oder die wir mit ihm ausüben, so ist es sicher, daß sowohl derjenige, der einen Stiefel verfertigt, wie derjenige, der ihn trägt, als auch derjenige, der mit Stiefeln handelt, dem Wort Stiefel eine verschiedene Bedeutung unterlegen muß. Man kann sagen, daß die Aufmerksamkeit eines jeden dieser Drei auf eine andere Leistung fixiert ist.

Dies ist zum Verständnis nötig, wenn man Trebitsch folgen will, der dem Händler eine „sekundäre Fixation" zuschreibt, die sich nicht eigentlich auf den Gegenstand selbst bezieht, sondern auf das Bedürfnis der Leute nach einem Gegenstand.

Da es in einem geordneten Staatswesen sowohl Produzenten, wie Konsumenten, als auch Händler geben muß, ist an sich mit der Behauptung, die Juden besäßen einen sekundär fixierten Geist, nichts anderes ausgesagt, als daß sie eine ausgesprochene Beanlagung für den Handel besitzen, was ihnen gewiß niemand abstreiten wird.

Trebitsch geht aber weiter und behauptet, die Juden hätten durch ihr Jahrhunderte währendes Leben im Ghetto, das sie von der produktiven Tätigkeit ihrer Wirtsvölker ausschloß, die Fähigkeit der primären Fixation (auf den Gegenstand selbst) eingebüßt und wären ganz unfähig geworden, Gegenstände selbst zu erzeugen, worin sie eine untergeordnete Beschäftigung erblickten. Dafür hätten sie aber in hohem Maße die Fähigkeit gewonnen, die Bedürfnisse der Leute einzuschätzen, sogar bevor diese sich über ihre eigenen Bedürfnisse im klaren sind.

Das Talent, in anderen Menschen Bedürfnisse zu wecken und ihnen den Weg zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu weisen, ist aber gleichbedeutend mit dem psychagogischen Talent überhaupt.

In seinem ersten Buch „Geist und Judentum" zeigt Trebitsch in geistreicher Weise,

*) A. Trebitsch: Geist und Judentum. Wien 1919, Ed. Strache. A. Trebitsch: Deutscher Geist und Judentum. Berlin 1921, Antaios-Verlag. Hans Blüher: Secessio Judaica. Berlin 1922, Der Weiße-Ritter-Verlag.

wie das rein händlerische Denken und Empfinden auf die Seelenbildung der Juden eingewirkt hat, was am jüdischen Witz besonders hell beleuchtet wird.

Die merkwürdige Erscheinung der jüdischen Mimikry, die sich darin äußert, daß viele Juden nicht als Juden erkannt werden wollen, setzt Trebitsch in Parallele mit der gleichen Erscheinung bei der Sklavenemanzipation der Römer. Auch dort wollte der freigelassene Sklave für einen Freigeborenen gehalten werden.

In seinem ersten Buch vertritt Trebitsch die Ansicht, man solle den Juden nur Zeit lassen. In drei Generationen würden sich die unangenehmen Übergangserscheinungen verflüchtigen. Durch die Teilnahme an der Produktion ihrer Wirtsvölker würden die Juden ihre ausgesprochen sekundäre Einstellung verlieren und sich ihren Wirtsvölkern angleichen. Er beruft sich dabei auf das Beispiel seiner eigenen Familie, denn er selbst ist jüdischer Herkunft.

Diesen Optimismus hat Trebitsch in seinem zweiten Buch „Deutscher Geist und Judentum" völlig aufgegeben und ist zur Überzeugung gelangt, daß die Juden in ihren führenden Schichten sich den Wirtsvölkern gar nicht angleichen wollen, sondern nur deren Beherrschung im Auge haben.

Die durch die sekundäre Fixation genährten psychagogischen Fähigkeiten machten sie den Durchschnittsdeutschen, die statt Augen „Traumglotzkugeln" besitzen, unendlich überlegen.

Dazu käme die eigentümliche Organisation der Juden in Freundschaftsbünden (Chowrusse), die sie befähigte, alle für einen und einer für alle zu handeln.

Daß es derartige Bünde in Rußland gegeben hat, kann ich bestätigen. Folgende ergötzliche Geschichte habe ich aus dem Munde des Betroffenen selbst gehört. Graf Tiesenhausen war als revidierender Senator gegen Ende der Regierung Alexanders des Dritten nach Minsk gesandt worden. Am Bahnhof wurde er vom Gouverneur empfangen, der ihm beim Besteigen des Wagens einen Juden im roten Barte zeigte und sagte: „Dieser Jude hat Sie gekauft, Exzellenz." „Ich lasse mich von niemandem kaufen", erwiderte Tiesenhausen. „Na, Sie werden ja sehen", meinte der Gouverneur trocken. Kaum war Tiesenhausen in seiner Wohnung angelangt, da ließ sich der Jude melden und fragen, ob der Herr Senator keine Befehle für ihn habe. Tiesenhausen ließ ihn hinauswerfen. Am folgenden Tage ging Tiesenhausen in den ersten Friseurladen der Stadt, um sich rasieren zu lassen. Als er schon eingeseift vor dem Spiegel saß, sah er, wie der Rotbart am Laden vorbeiging und dem Friseur einen Wink gab. Plötzlich schrie der Friseur auf und klagte, er habe sich in den Finger geschnitten und sei daher nicht imstande, Seine Exzellenz zu rasieren. Tiesenhausen begab sich zum nächsten Friseur, der ihm mit dem Ausdruck höchster Bestürzung entgegeneilte und sagte, er habe soeben die Todesnachricht seines nächsten Verwandten erhalten und müsse seinen Laden schließen. Die anderen Friseurläden fand Tiesenhausen bereits geschlossen. Es war auch unmöglich, einen Friseur aufs Schloß kommen zu lassen, ein jeder war verhindert. Auch in den anderen Läden erging es Tiesenhausen nicht besser. Wenn er etwas kaufen wollte, war dieser Gegenstand gerade ausgegangen oder schon verkauft. „Schließlich am vierten Tage," erzählte mir Tiesenhausen, „als ein Wald von Borsten aus meinem Gesicht herausgewachsen war, ergab ich mich und ließ den Juden, der sich täglich bei mir melden ließ, vor. Von nun an verlief alles glatt. Alles war zu haben, und jeder stand mir zu Diensten." Der Gouverneur lachte sehr über Tiesenhausens Niederlage und erklärte ihm, er sei als „étranger de distinction" vom Rotbart gesteigert worden, und kein Geschäftsmann dürfe ohne dessen Vermittlung ein Geschäft mit ihm machen.

Wenn man bedenkt, über welche Machtbefugnisse ein revidierender Senator in Rußland verfügte, so muß man über die Dreistigkeit des jüdischen Bundes erstaunen.

Trebitsch spricht sich des breiteren über Freundschaftsbünde aus und beruft sich immer wieder auf die vielumstrittenen Protokolle der Weisen von Zion. Immer und immer wieder predigt Trebitsch den Kampf gegen die unheimlichen jüdischen Bünde, die Deutschland von allen Seiten bedrohen sollen. Leider bringt er nur ungenügendes Material bei, an dem die Leser seine Behauptungen prüfen könnten. Wenn sein Buch infolgedessen schweren Zweifeln begegnen wird, so kann sich doch niemand dem Eindruck entziehen, daß hier ein Mann spricht, der Deutschland mit seiner ganzen glühenden Seele liebt und bereit ist, jedes Opfer für das geliebte deutsche Volk zu tragen.

Zweifellos sind die Juden, die gleich Trebitsch eine heiße Liebe für Deutschland im Herzen tragen, in weit tieferem Sinne Deutsche als all die vielen Tausende reinblütiger Arier, die dem internationalen Wahngebilde nachstreben. Denn deutsch sein heißt das deutsche Ideal im Herzen tragen, das himmelweit von den Beglückungsplänen unserer großen Weltverbesserer entfernt ist, mögen sie nun Steiner oder Keyserling heißen.

Während Trebitsch die größten Gefahren für Deutschland noch herannahen sieht, ist nach B l ü h e r die Hauptgefahr bereits überwunden. „Jehuda patet — Juda ist offenbar!" ruft er aus. Wie ein auf einen Apfelbaum gepfropftes Birnenreis sich nach einer gewissen Zeit ablöst und dabei einerseits sich auf sich selbst zurückzieht, andererseits vom Apfelbaum als Fremdling erkannt und abgestoßen wird, so ziehen sich jetzt die Juden im Vollgefühl ihrer nationalen Eigenart von den Deutschen zurück und werden zugleich von den Deutschen als Fremdlinge zurückgestoßen. Die Zeit der Mimikry ist vorbei, das Birnenreis will nicht mehr einen Apfelzweig darstellen. Die Mimikry war nötig und als tiefer Wesenszug im Judentum begründet, bis die Zeit der Reife herannahte. Auf der anderen Seite hat die Zeit auch das Heranreifen des deutschen Ideals gebracht, nämlich eines neuen heiligen Deutschen Reiches, befreit von jedem römischen wie jüdischen Einfluß.

Fern liegt es Blüher, die eigene Nation über die andere zu stellen. Ja, er behauptet sogar, unter den Juden gäbe es mehr edle Menschen als unter den Deutschen. Aber sie folgen einem anderen nationalen Magneten wie die Deutschen, und das muß zur Trennung führen.

Ob Blüher recht hat, wird die Erfahrung lehren. Eines scheint mir Blüher zu übersehen, daß nämlich die Juden viel leichter durch ihr nationales Ideal magnetisierbar sind, als die Deutschen durch das deutsche Ideal.

Als in der Revolution das alte Reich zugleich mit der Kaiserkrone versank, blieb nur ein morscher Staat übrig, der nur noch eine zerbrechliche mechanische Einheit bildet; weil mit dem Untergang seiner politischen Ideale auch das deutsche Volk unterging und nur eine zusammenhanglose Masse von Leuten, die sich gegenseitig hassen, übrig blieb, die durch kein gemeinsames Ideal, kein gemeinsames Heiligtum zu einem Ganzen verbunden sind.

Das Ideal eines eigenen heiligen Reiches, das den Deutschen verloren ging, ist in den Juden immer noch lebendig. Mögen auch Tausende von Juden der jüdischen Sache untreu geworden sein, das Gros hält noch zur Fahne. Zweifler mögen nur die kleinen jüdischen Händler auf dem Lande befragen.

Selbst die Gründung der Sowjetrepublik in Rußland durch den Abschaum der jüdischen Bevölkerung, in der die Niedertracht zum System erhoben wurde und jedem menschlichen Gefühl Hohn gesprochen wird, hat die Juden Europas nicht im Glauben an ein heiliges jüdisches Reich erschüttert.

Zeigt dieses Beispiel nicht zugleich, wie viel wichtiger für das Fortbestehen der Völker die nationalen als die rein menschlichen Fähigkeiten sind?

J. von Uexküll.

Abenteurer-Romane

An alle möglichen Wiedergeburten wollen wir glauben, aber daß noch einmal einer kommt, der ein Buch von der gleichen inneren Spannung wie den „Grafen von Monte Christo" schreibt, das können wir uns nicht vorstellen. Es wäre gar zu schön. Dem Germanen scheint diese Form der Literatur nicht zu liegen, so oft und so gern er sich darin versucht. Auch in der Sensation wälzt er noch Probleme; Karl May kommt ohne Christentum nicht aus. Sherlock Holmes macht's mit der Spitzfindigkeit, die auf die Dauer wie die schlimmste Didaktik wirkt. Andere holen die Erotik zu Hilfe, wieder andere mühen sich an sozialistischen Ideen. Man muß an die Feigenblätter aus Blech oder Gips denken, die einen wesentlichen Eindruck in den vatikanischen Museen hinterlassen. Durch dies Ankleistern von „Höherem" wird es nicht besser. Gepriesen, der endlich einmal den Mut zum reinen, uneigennützigen, grandiosen Kitsch hätte. Hier, wo wirklich einmal Gelegenheit wäre, von den Franzosen zu lernen, versäumen wir.

Begierig griffen wir drum zu dem Buch des Dänen Ejnar Mikkelsen „John Dale" (Berlin, Gyldendalscher Verlag, 1921). Auch hier war die Ausbeute gering. Ein Tunichtgut kommt nach der Nordküste von Alaska unter die Eskimos, wird ein Squawmann, bringt die Ansiedlung hoch und schafft eine Station für die Walfischfänger. Da erfaßt ihn der Goldhunger. Doch als er nach einer schweren Enttäuschung endlich in sein Vaterland zurückkehrt, kann er nicht mehr Boden fassen, seine Söhne werden schief angesehen, und so segelt er wieder hinauf zu seinen Eskimos. Diese schlichte und hübsch gesponnene Fabel gibt Gelegenheit, mancherlei aus dem Leben des wunderlichen Eskimovolkes zu erzählen. Wir erleben auch ein wenig Robinsonade, Stürme auf den Eisbergen — aber das konnte doch Theodor Mügge auch schon. Das Problem des entwurzelten Menschen ist nicht gelöst, ja nicht einmal recht angeklungen, denn der Held ist bereits entwurzelt, wenn wir ihn kennen lernen, ein Mensch, der nach einigen Probestückchen wohl mit gutem Fug von seinem Vater verstoßen wurde. Die Übersetzung ist leider sehr holperig.

So eilten wir zu einem deutschen Buche, das in der Serie „Der Abenteurerroman" der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschien. Er ist von Hans Christoph und heißt „Die Fahrt in die Zukunft". Untertitel: „Ein Relativitätsroman." Richtig, Einstein tritt, wenn auch nicht handelnd, so doch dozierend, persönlich auf. Eigentlich müßte ein Techniker dieses schnurrige Buch besprechen. Ich will versuchen, die Idee wiederzugeben. Ein junger Techniker verfertigt ein Flugschiff, den Gravitator, mit dem er sich — um einer geliebten Frau willen, die er mitnimmt — so hoch über die Erde hebt, und mit dem er Lichtgeschwindigkeit erstrebt, daß der Globus sich rasend unter ihm dreht. Während er nun oben nur ein paar Stunden verweilt, verfließen auf Erden viele Jahrhunderte. Er landet mit seiner Geliebten in einem kommunistischen Staate, der überaus stumpfsinnig ist und nur durch heftige Freiheit in Liebesdingen einige Erregung erhält. Im übrigen sprechen die Leute meist in komischen Versen. Den beiden Menschen des 20. Jahrhunderts gefällt es in dieser veränderten Welt nicht besonders, und sie steigen wieder auf. Sie fahren wieder zurück und landen etwa 60 Jahre nach ihrem Aufstieg — für sie sind es nur ein paar Stunden wieder — bei Merseburg. Der Held, der ehedem nicht nur um der Geliebten willen aufstieg, sondern zugleich die Menschheit von einer neuen Fron der Technik, seiner eigenen Erfindung, befreien wollte — baut doch wieder einen Gravitator. Diesmal geschieht es auf Anregung eines Gelehrten, um eine relative Lichtgeschwindigkeit zu erzeugen zwischen dem Gravitator und einem Elektron, das dann die Dimensionen eines Sonnensystems annehmen müßte. Obwohl er einen Blick in die Zukunft getan hat, beginnt er jetzt zu glauben, daß die Technik den

Menschen befreien soll von der Materie, von Zeit und Raum. Er fährt nicht mit auf. Der Gelehrte verschollt und wird wohl erst in einigen Jahrhunderten wiederkehren. — Gegen Ende zu versagt das Buch durchaus. Der Hauptreiz liegt in den technischen Tüfteleien. Allein, es wäre wohl zu denken, daß die Relativität von Raum und Zeit ergötzlichere und wildere Szenen gebären möchte. Bellamy und Jules Verne sind tatkräftige Paten, und außer einigen guten Gedanken ist wesentlich Neues nicht geleistet. Doch es ist recht schnurrig, sich einmal vertrackte Pfade führen zu lassen. Wolfgang Goetz.

Der Lyriker Hans Böhm

Buchtitel sind meistens Etiketten, selten Wesensausdruck. Beim Roman und im einzelnen Drama werden sie unvermeidlich, bei Gedichtbänden ist es eigentlich guter Sachstil, die Gedichte seiner Jünglingsjahre „Gedichte" und die Ernte seiner Manneszeit „Neue Gedichte" zu nennen, so, wie es Hans Böhm tut *).

Aber hinter dieser schlichten Fassade darf man deshalb doch das Wichtigere verlangen: eine Gedichtsammlung, die nicht nur eine Zusammenhäufung von Bausteinen, sondern ein gegliederter Bau ist, in dem sich seelisch wohnen läßt. Lange schon hat mir darin kein Gedichtband so genug getan, wie Böhms „Neue Gedichte". Auch seine ersten Gedichte, in denen, von Ferdinand Avenarius eingeführt, unsere kritischen Sachkenner originale Künstlerkraft erkannten, sind schon gebaute Jugendwelt. Aber hier und da zerreißt doch ein erratischer Block das geformte Bild. Das neue Buch gliedert sich, leitet weiter, steigert, trägt, gipfelt. Die Fülle ist zu bleibenden Gebilden geformt.

„Mit den tausend Blättern rauschend
Hältst du Wind und Sonne still,
Und du trau'st durch Tod und Wetter
Dem, der in dir werden will."

Diese letzte Unzerstörbarkeit ist ein tiefstes Geistesartzeichen unseres Dichters. Nicht der Schmerzschrei der Zerrissenheit — er kennt ihn auch — löst ihn ganz: „Höchstes Sein ist hell und heiter — Und das letzte Wort ist Kraft."

Der erste Satz der Sinfonie ist weitgegliedert: „Christina", ein schweres Liebesschicksal, hat den Untertitel „Von Gottes- und Frauenliebe." Böhms Erotik ist ganz germanisch. Denn leuchtende Sinnlichkeit und männlich ernste Pflichtethik ringen im harten Innenkampf um den Ausgleich. Glück und Qual heißer Seelenzeiten rufen ihn zum Hohen, vor Gott, ergreifen, durchgestalten seinen ganzen Menschen, wecken Wärme und Güte. In keiner der Phasen: Heiligung, Seligkeit, Verdüsterung, Schmerz, Höllenfahrt, Lösung, durch die uns sein Eros führt, ist etwas von jener durch unselige geistige Rassenkreuzung auch deutschem Wesen eingeimpften, schamverratenen Sexualschwüle, die nur den Reiz auskostet.

Nur ein im Kern Reiner und Durchgeläuterter kann sich mit so offener Tiefe in die „Natur" einruhen, wie in der nächsten zahlkleinen, aber reichen, hellen Reihe, kann daraus so viel Wonne der Wehmut saugen, wie in der einen Strophe des letzten Gedichtes „Melancholie":

Der süßen Schwermut hast du mich entbunden,
Sie saugt an mir und liebend herz' ich sie:
Ich kenn' dich, Kind der heimlich hohen Stunden,
In Tränen tränk' ich dich, Melancholie.
Wie ich im Wechselstrom der Wonn' und Wunder
Im Schauerdrang dein glühend Atmen zieh'!
Und quellengleich springt nun das tiefste Leben,
Und will dich haben und will dir sich geben.

*) Beide München 1906 und 1921, Georg D. W. Callwey.

„Edela", ein Scherzo, ein leichterer, sinnenfroher Liebesspielring, in dem ein paarmal ein zärtlicher Humor aufblitzt, bindet mit ernstem Schluß, indem das von Böhms Jugendbuch oft gestaltete Todesthema hart anklingt, an die größte Abteilung des Buches: „Traum und Schicksal." Traumschauen zieht aus dem wirklichen Traumerleben Frucht oder läßt eigenwüchsige Visionen aufblühen. Das persönliche Schicksal aber ist Lebenserfüllung durch Liebe, das im wohl seelenmächtigsten Gedicht des Bandes „Individuation" sich heiligt. Dann aber füllen Schicksalsgestaltungen diese Reihe, die an objektiven Stoffen die großen Kunstkräfte meist mit höchster Formknappheit bewähren. Seelenbilder wie „Der Orgelspieler", wuchtige Balladen wie der „Kaiser von Byzanz", Eddaklängen verwandte Stücke wie „Der Heldensänger", die unendlich zart gepinselte Legende „Beï-Lü's Abschied" sind vieltöniger Reichtum. Das schwerste Schicksal: „Deutschland", Böhms einziges politisches Gedicht, ist warm durchblutet von jenem deutschen Idealismus, der selbstlos, mit fast freudiger Entsagung auf persönliches Wohlgehen, die großen Kräfte für die Tage der nach uns Kommenden rege erhält, und der bei klarstem Pessimismus, bei vollkommener Illusionslosigkeit über die nahen Zeitläufte heute unsere Besten kräftigt.

Die zwei schließenden Gedichtringe sind ganz objektive Gestaltungen. Im „Liebesgarten" formt die reiche Liebeserfahrung des Dichters aus biblischen, klassischen, mittelalterlichen und orientalischen Gestalten ein breit und tief schimmerndes Mosaik der Arten des Eros. Man meint doch, in einer solchen Reihe, die Themen und Töne anschlägt, die also von Kultur und Wille, wenn auch noch so kunstsicher geformt ist, müsse Mehreres sein, was nur als Glied in der Kette, als Ton im Zusammenhang lebt, aber, da es nicht um seiner selbst willen entstanden ist, auch nicht aus sich selber atmet. Aber ich fand unter den zwanzig Gedichten nur „Don Juan" nicht so ganz lebendig gemacht, der unserem Dichter nun wirklich auch nicht liegt, so gescheit er ihn auch reden läßt. Selbst der heilige Antonius, der, während er sich tapfer zuspricht, durch unreine und tolle Reime grotesk seine Verwirrung verrät, ist schaubar geworden.

In dem Schlußkreis „Überwelt" sind in dieses Dichters eigenem Lichte hohe Gestalten, die Sibylle, Johannes der Täufer, Ahasver, Jesus, aufgestanden. Ein großes Ausläuten.

Hans Böhm ist weder Naturalist, noch Impressionist, noch Neuromantiker, noch Expressionist, aber auch nicht Nachklassiker, Eklektiker oder Epigone, so sehr ihn das zeitfrei gewordene Kulturgut der Menschheit stärker genährt hat, als geistige Zeitspeise. Er ist in sich ganz lebendig, aus sich wirkend, Einer seiner Art. Wir spüren nicht Dehmelsche Töne oder Holz- oder George-Anklänge, wir hören Originalmusik. Mörike und Keller halfen beim Formfinden, am tiefsten Goethe. Aber so nichts Modisches, so wenig „Modernes" in Böhms Sprache und Schauen ist, so deutlich sind sie doch gegenwartsgeschaffen. Und so geistig hoch und gefühlsverfeinert eine Mehrzahl der Gedichte ist: ich fand doch vierzehn Stücke in dem Buch, die das Volk singen könnte, da sie ganz schlicht typische Empfindungen geben.

Friedrich Gundolf schrieb: „Die Sprache ist das innerste Bollwerk des Geistes in einer Welt der Dinge, sie ist die letzte Zuflucht des Gottes im Menschen, wenn es keine durchseelte Kirche, keine öffentliche Magie und kein Geheimnis mehr gibt." — In Böhm lebt — und auch das ist germanisch und in dieser Zeit schamlosen Allesausdrücken-könnens erlesen selten — das Gefühl solcher Mission.

Gerne mocht' ich manches sagen,
Was mir Herz und Geist erregt,
Doch ein gottgeheimes Zagen
Ließ die Lippen unbewegt.

Worte gibt's, zu früh gesproch'ne,
Tot und tödlich jedem Raum;
Früchte gibt's, unreif gebroch'ne,
Sich zum Schaden und dem Baum.

Hütet mich, ihr heiligen Mächte,
Die ich ahnend in mir trag',
Daß ich nur in eurem Rechte
Sprechen oder schweigen mag.

Anders als beim Dramatiker und Epiker wird des bedeutenden Lyrikers gesamtkulturell-wichtiges Lebenswerk in der Stille getan, ohne lauten Lohn. Aber das Gefühl der Gemeinde, des erwärmten Kreises braucht auch, der echt, stark und still ist. — Dies soll werben. Carl Meißner.

Politische Rundschau

Nachdem sowohl die Politiker wie die Vertreter der Banken die Monate hindurch fruchtlos beraten haben, hat die Industrie die Führung übernommen, um nun ihrerseits zuzusehen, ob sie die verfahrene Lage Europas noch bessern kann. Ungefähr gleichzeitig wurde ein Abkommen zwischen Stinnes und dem Marquis de Lubersac über den Wiederaufbau Nordfrankreichs und ein Abkommen zwischen Krassin und dem Präsidenten der Anglo-Russischen Bank, Urquhart, über die Wiederherstellung der Besitzrechte bekannt, welche die Bank in Rußland vor dem Kriege erworben hatte. Die Industrie packt die Aufgabe nicht von oben her und nicht beim Kern des Wiederherstellungs- oder des osteuropäischen Problems, sondern gleichsam an der Wurzel und nur in einer Teilfrage an. Sie hat deshalb für den Anfang geringere Widerstände als die Banken und die Regierungen zu überwinden. Stinnes kam noch zugute, daß sich alle Welt veranlaßt fühlte, sein Abkommen mit dem ein Jahr älteren Wiesbadener Abkommen Rathenaus über die Sachlieferungen an Frankreich zu vergleichen. Auch die Widerstrebenden mußten nach einigen Tagen einräumen, daß es den genialen industriellen Organisator von seiner besten Seite zeigt. Der Politiker weiß ebenfalls gegen das Abkommen kaum etwas Triftiges einzuwenden. Der deutsche Unterzeichner erscheint darin dem französischen als ebenbürtig. Die Initiative ist bei dem deutschen Teile. Hatte das Rathenausche Abkommen seiner Ausnutzung für die französische Umwerbung der rheinischen Wirtschaft unzweideutig Vorschub geleistet, so ist dem in dem neuen Abkommen vorgebeugt. Darüber dürfen wir aber nicht vergessen, daß die Hauptschwierigkeiten des industriellen Vorgehens erst auf seiner Endstrecke liegen. Wird die wirtschaftliche Verständigung über ein Teilgebiet allmählich die allgemeine Beruhigung herbeiführen und auf solche Art dankenswerte Vorarbeit für die spätere Bereinigung des ganzen Knäuels auch der politischen Streitfragen leisten? Und wer wird zuletzt den politischen Vorteil aus der gemeinsamen industriellen Arbeit ziehen? Wer diese beiden Fragen durchdenkt, wird schwerlich zu der Entscheidung kommen, daß wegen der Ungewißheit der Antwort die Abkommen besser unterblieben wären. Dafür wird er um so bereiter sein, zu verstehen, daß sich die Stinnessche Zeitung, die „D. A. Z.", heftig gegen das längere Verbleiben der politischen Leitung in den bisherigen Händen wehrt. Der Wirtschaftsführer verlangt im Bewußtsein, daß sein Handeln auf wirtschaftlichem Boden ein Handeln auch auf politischem Boden auslösen wird, nach einem politischen Führer an Stelle der Dilettanten oder Routiniers, die jetzt am Ruder sitzen.

Die Mitte August gescheiterte Londoner Konferenz fand ihre gradlinige Fortsetzung darin, daß sich die führenden Mitglieder des Wiederherstellungsausschusses nach Berlin begaben. Die deutsche Regierung schlug als Gegenleistung für die vorläufige Stundung ihrer Barzahlungen eine Haftung der Industrie für die Aufbringung der Leistungen in Kohle und Holz vor. Am 31. lehnte der Wiederherstellungsausschuß diesen Vorschlag gegen die englische Stimme ab und regte dafür an, daß in unmittelbaren Besprechungen zwischen der deutschen Regierung und Belgien als dem

Gläubiger Deutschlands, der den Anspruch auf die nächsten Zahlungen hat, die Ausgabe von Schatzscheinen zur Deckung seiner fälligen Barleistungen verabredet werden möge. Die Belgier erschienen nunmehr ebenfalls in Berlin, eine Vereinbarung wurde jedoch wiederum nicht erzielt. Unter dem Drucke Frankreichs, das die deutsche Zahlungsfähigkeit in der Zeit, wo es selbst an die Reihe kommt, nicht vermindert wissen will, lehnten die Belgier ab, den Schatzscheinen eine Umlauffrist von mehr als sechs Monaten zuzugestehen. Die deutsche Regierung hatte achtzehn Monate beantragt. Der Reichskanzler schickte darauf den Präsidenten der Reichsbank nach London, um wenigstens für einen Teilbetrag der Scheine eine Bürgschaft der Bank von England zu bekommen. Die Bank war dazu nur gegen Abschluß eines Geheimabkommens bereit. Kundgeworden ist davon bisher, daß die Reichsbank die Regierung zur Vorlage neuer finanzieller und volkswirtschaftlicher Maßnahmen an den Reichstag verpflichtet hat, damit die Vorschüsse an Belgien Zug um Zug durch Abgaben des deutschen Volkes selber abgedeckt werden können. Man fragt sich immer wieder, warum die Regierenden von heute es regelmäßig erst auf den Zwang von außen ankommen lassen, ehe sie an die „Erfüllung" ernsthaft und nicht nur mit Worten herangehen. Der drückendste Preis, der diesmal gezahlt werden mußte, war die Herabdrückung der auf englischen Befehl „autonom" gemachten Reichsbank zur Filiale der Bank von England. Ihr neues Statut ist dem der Bank von England nachgebildet; die Nachbildung wirkt sich nun aus.

Unterdessen arbeitet der Wiederherstellungsausschuß, wie es sein Entschluß vom 31. August ausdrückt, an dem „Entwurf einer durchgreifenden Reform der öffentlichen Finanzen Deutschlands. Diese soll mit sich bringen: a) das Gleichgewicht des Budgets; b) falls die in dem Wiederherstellungsausschusse vertretenen Regierungen ihre vorherige Zustimmung geben, die etwaige Ermäßigung der äußeren Lasten Deutschlands in dem Maße, das zur Wiederherstellung seines Kredits für notwendig erachtet werden sollte; c) die Währungsreform; d) die Ausgabe äußerer und innerer Anleihen zwecks Befestigung der Finanzlage." Da die deutschen Zeitungen die Mitteilung des Ausschusses bestenfalls abgedruckt haben, aber ihr nirgendwo über den Tagessorgen Beachtung geschenkt wurde, sei sie hier zum einstweiligen Nachdenken und zum späteren Verweise darauf im Wortlaut wiedergegeben.

In die Abwicklung des Wiederherstellungsproblems griff Ende August plötzlich die ferne, aber feste Hand Kemal-Paschas. Im Vertrauen darauf, daß die Moral der tatlos in Kleinasien stehenden Truppen Griechenlands nicht mehr standhielte, und in offenbar richtiger Ausdeutung des wenige Wochen vorher beabsichtigten, jedoch sogleich wieder aufgegebenen griechischen Anschlags auf Konstantinopel als eines Schrittes der Verzweiflung, schlug er los und rannte die Griechen über. Schon nach einigen Tagen zog er in Smyrna ein. Zugleich marschierte er an die Küste des Marmarameeres und verkündete unterwegs als Ziel dieses Marsches die Wiederbesetzung Konstantinopels und Thraziens. Damit traf er auf unmittelbar englische Interessen. Damit drohte er aber auch, das ganze von unseren Feinden im letzten Menschenalter balkanisierte Gebiet bis hinauf an die deutsche Grenze wieder in Bewegung zu bringen. Der Emir von Afghanistan beglückwünschte ihn. Die Mohammedaner in der Vertretung Indiens bei der englischen Regierung warnten England davor, Kemals Vormarsch auf die Stadt des Kalifen Halt zu gebieten. Kemal besaß die Klugheit, indem er für den Islam den Anspruch auf Konstantinopel erneuerte, nach der andern Seite hin den Verzicht der Türken auf Mesopotamien auszusprechen. Allmählich bemächtigt sich die Erregung wider die Engländer auch des Arabertums im Irak. Sie verschaffte sich Ende August, am ersten Jahrestag des Königreichs Irak, wiederum Ausdruck und kommt heute der Gesamtstellung des Islam in Vorderasien schon mit zugute. Sodann stellten sich die Bolschewisten sofort hinter

Kemal. Der Widerhall der Ereignisse in England war außerordentlich laut und gewaltsam. Vielleicht in der Überlegung, daß Frankreich kein Zweifel an dem Ernst der englischen Auffassung gelassen werden dürfe, verkündete die englische Regierung am 16. September halbamtlich, daß sie ein starkes Truppenaufgebot an den Bosporus werfen und auch die Dominien auffordern werde, Teile davon zu stellen. Sie rechne außerdem auf die Hilfe der christlichen Balkanstaaten. Die Freiheit der Meerengen müsse gewahrt bleiben. Nur über die Räumung Konstantinopels von fremden Soldaten lasse sich reden, da sie von Anfang an in Erwägung gezogen worden sei. Die Erklärung ist weder in England selbst noch von Englands Verbündeten freundlich aufgenommen worden. Diese drängen darauf, daß die schon länger geplante Konferenz zur Verhandlung des Friedens im Osten schleunigst zusammentrete. Sie war in Venedig vorgesehen. Vielleicht kommt sie nun nach Paris. Zu ihr verlangen auch die Russen eingeladen zu werden. Sie spielen schon wieder ein ähnliches Spiel wie im letzten Winter vor Genua. Sie wollten, aber konnten damals nicht die Franzosen gegen England festlegen. Wiederum deuten sie an, daß sie einer Befriedigung Frankreichs auf unsere Kosten zustimmen würden. Unsere im Maiheft niedergelegte Ansicht, daß die Russen bald uns, bald die Franzosen als Hebel benutzen und danach auch der Wert des Vertrages von Rapallo zu beurteilen sei, dürfte auf diese Art eine neue Rechtfertigung finden.

Wie wird das ruckweise immer stärker werdende Schwelen des vorderasiatischen Brandes auf den Rhein zurückwirken? Für die große Menge unserer Politiker haben sich die Zusammenhänge, in die der Weltkrieg uns, Österreich-Ungarn und die Türken brachte, längst wieder gelöst. In der weltpolitischen Entwicklung dagegen wirken sie sich nach wie vor aus; denn sie sind von der Natur gegeben. Die „Chicago Tribune" meldete schon am 15., daß sich England die freie Bahn am Bosporus von Frankreich durch seine Zustimmung zur Aufhebung der Besatzungsfristen am Rhein erkaufte. Frankreich sei also am Rhein ans Ziel gelangt. Seit dreihundert Jahren hat Frankreich die Wahl, ob es im Orient oder am Rhein, wo es je mit einem Fuße aufsteht, vollends zum festen Stehen kommen will. Die beste deutsche Politik war immer, Frankreich nach dem Orient hinüberzulenken. Stimmungsmäßig drängt es aber zum Rhein, und seit langem drückt England dabei hinterher. Auch weiß Frankreich, daß der staatliche Wille, auf den es im Orient trifft, der Wille Englands, zäher ist als der deutsche am Rhein. So ist es wahrscheinlich, daß es sich heute wiederum für den Orient mit dem Rhein abfinden läßt. Da es rein festländisch europäisch denkt, wie wir hier schon wiederholt hervorgehoben haben, so ist es einer weltpolitischen Einsicht, wie etwa der Bismarcks, unzugänglich, daß der Machtkampf zwischen Frankreich und Deutschland jede Bedeutung verliert, wenn der Orient Rußland oder England endgültig anheimfällt, weil dann eben die andern die Herren der Welt werden. Unser großer Staatsmann sprach sich so um das Jahr 1880 gegenüber dem Franzosen Saint Vallier aus. Er sprach in den Wind, und es ist zu vermuten, daß jeder Deutsche, der ihm nachspricht, auch jetzt noch vergeblich redet.

Wenn aber Frankreich, nachdem es bisher Kemals Stütze gewesen ist, vor England im Orient zurückwiche, bliebe die Frage dennoch offen, wie sich der Balkan auf Kemals Erscheinen am Bosporus hin verhalten wird. Kemal pflegt sich die Zeit zu nehmen, deren es bedarf, um seine Maßnahmen reifen zu lassen. Er wird hoffentlich auch jetzt nichts übereilen. Die Unbedingtheit des englischen Widerspruchs gegen die Wiederaufrichtung der türkischen Herrschaft an den Dardanellen muß allen Anhängern des Islam erst nachdrücklich zum Bewußtsein kommen. Der Kampf mit den Waffen um die Meerengen bietet vielleicht für Kemal nicht viel Aussicht. Seit der bolschewikischen und der Northcliffeschen Propaganda wissen wir aber, daß die kriegerische Leistungsfähigkeit der Technik ihre Schranke in der Fähigkeit findet,

Stimmungen zu schaffen. Eines Tages mag die englische Vormachtstellung in ihrer ganzen Breite von Konstantinopel bis Indien und Ägypten einen sie aufreißenden Ruck erfahren. Inzwischen mag sich auch die Lage, die Kemals Vorstoß auf dem Balkan und bis ins Bereich der österreichischen Nachfolgestaaten schuf, langsam klären und auswirken.

In dem zusammengebrochenen Griechenland kämpft König Konstantin um seine Behauptung. Er scheint es auf eine Volksabstimmung ankommen lassen zu wollen, die entscheiden soll, ob ihm die Bevölkerung noch vertraut oder ob sie ihm seinen Sohn vorzieht. Unterdessen wirbt er um die Unterstützung Rumäniens und Jugoslawiens, womit ihn seit kurzem schwägerschaftliche Bande verbinden. Unser letzter Gesandter in Athen vor dem Kriege, Graf Quadt, hat dem Auswärtigen Amte in seinen Berichten während des Balkankrieges immer wiederholt, daß es für die Griechen kein Halten mehr gebe, bis sie den Versuch Groß-Griechenlands gemacht hätten. Er hielt daraufhin den von Herrn von Jagow unterstützten Wunsch des Kaisers, zugleich mit den Türken und den Griechen gut Freund zu sein, für ein Traumbild. Der Weltkrieg ging uns großenteils darum verloren, weil die deutsche Politik an dem Traumbilde festhielt und deshalb weder nach Saloniki ging noch die Türken richtig ansetzte. Dem griechischen Volke haben wir damit nicht geholfen. Heute ist sein Rausch verflogen und das Land verdorben, wie unser Land verdorben ist. Der griechischen Dynastie droht das Los der Hohenzollern. Auch wenn Konstantin stürzt, werden wir weder ihm noch seinem Volke die Achtung versagen, die sie in uns durch ihre Standhaftigkeit den Zumutungen unserer Feinde gegenüber weckten. Gern und dankbar gedenken wir dessen. Wir müssen uns aber Rechenschaft darüber geben, daß die griechische Politik, als sie von der Verteidigung gegen die Westmächte zum Angriff auf Kleinasien überging, fehlgriff. Daß die Griechen sich dabei auf die Engländer verließen, hat ihre Aussichten keinen Augenblick lang verbessert.

In England regte sich beim Zusammenbruche Griechenlands sofort die Furcht, daß sich Bulgarien wieder erheben werde. Die bulgarische Regierung erklärte darauf ihre Neutralität. Ihr Gewicht im Lande ist indessen nicht mehr groß; sie hat es schwerlich in der Hand, dafür gut zu sagen, was die noch von der nationalen Bewegung ergriffenen Bulgaren tun werden. In Tirnowa ist es schon zu Unruhen gekommen. Freilich scheinen die Kampfmöglichkeiten für die Bulgaren gering. Nur als Glied in einer Kette dürften sie mit Erfolg tätig werden können.

Ungarn haben die Westmächte schleunigst in den Völkerbund aufnehmen lassen, und Österreich sieht sich von hilfsbereiten Nachbarn wie noch nie umgeben. Der Bundeskanzler Seipel reiste gegen den 20. August nach Prag, Berlin und Verona, um dort die verzweifelte Lage seines Landes den Regierungen zu deutlicherem Bewußtsein zu bringen und irgendeinen Ausweg aus ihr vorzubereiten, nachdem sich die Londoner Konferenz in den letzten Minuten ihres Zusammenseins ebenso unfähig erklärt hatte, Österreich zu helfen wie Deutschland, und für eine Beschäftigung des Völkerbundes mit den österreichischen Nöten eingetreten war. Wir müssen es Herrn Seipel danken, daß er den Mut fand, auch in Berlin vorzusprechen. Die Gebärde war um so freundschaftlicher, je gewisser er sein durfte, daß ihn in Berlin nichts als gute Worte erwarteten. Das Hauptziel seiner Reise war Verona. So tief ist Österreichs Lebenskraft gesunken, daß es bei dem alten Erbfeinde die Rettung zu finden hofft, die alle andern ihm verweigern. Italien hatte jedoch die Sorge vor jeder anderen Sorge, daß ihm der Besuch Verlegenheiten beim kleinen Verbande bereiten könnte. Sein Außenminister stellte zusammen mit dem tschechischen und dem jugoslawischen Außenminister fest, daß die drei Staaten an ihren Vereinbarungen, namentlich denen zwischen der Tschechoslowakei und Italien, vom Februar 1921 nichts zu ändern beabsichtigten. Seipel hatte schon in Berlin erklärt, daß Gerüchte, als

ob Österreich in den kleinen Verband hineinstrebe, unrichtig seien. Mit der italienisch-tschechisch-jugoslawischen Feststellung entschwand auch die Möglichkeit einer näheren Verbindung Österreichs und Italiens, im besonderen einer Zollunion. Seipel erreichte zunächst nur, daß ihn sowohl Italien als auch der kleine Verband unterstützte, als er danach Anfang September in Genf erschien, und daß unmittelbar hinterher die Nachbarstaaten, neben Italien und der Tschechoslowakei nunmehr auch die Schweiz, mehr Ernst wie bisher bei der Gewährung von Krediten an den Tag legten. Der Schrecken vor Kemal kam ihm unversehens zugute.

Die Stimmung unserer österreichischen Volksgenossen hat sich daraufhin beträchtlich gehoben. Sie glauben, daß sich das Dunkel vor ihnen zu lichten beginnt. Tatsachen, die ihre Zuversicht stützen, sind freilich noch nicht sichtbar geworden. Wenn wir uns erinnern, welche Bedeutung Seipel beim Antritte der Bundeskanzlerschaft der Errichtung einer Notenbank beilegte, und damit vergleichen, wie gering die Aussichten für sie mittlerweile geworden sind, und zwar vor allem durch das Verhalten der beiden den Westmächten ausgelieferten österreichischen Banken, so wird außerhalb Österreichs der Zweifel an Österreichs Zukunft nach wie vor obwalten müssen. Sollte es vollends im Laufe des Herbstes zum Zusammenbruch der deutschen Währung und damit der deutschen Industrie kommen, und dann der Bolschewismus in Berlin, Thüringen und an der Ruhr sich wieder regen, so ist nicht abzusehen, wie von Prag und Rom aus die Republik in Wien gehalten werden soll. Halten wir uns noch einmal, so ist es allerdings möglich, daß auch Österreich sein Leben weiterfristet. Bei dieser Sachlage ist es dankenswert, daß der österreichische Bundespräsident Hainisch am 21. August in einer Ansprache den Entschluß zur Aussprache der vollen Wahrheit gefunden hat. Er sagte, daß die Schwierigkeiten Österreichs nicht so sehr finanzieller, schon gar nicht valutarischer Natur seien. Österreich kranke an der Passivität seiner Volkswirtschaft, da es weniger erzeuge und mehr verbrauche als im Kriege. Die Massen müßten mehr arbeiten und ihre Lebenshaltung so sehr als möglich einschränken. Genau so liegen die Dinge bei uns. Die Empörung gegen die Lasten des Versailler Friedens tut gewiß not, weil es uns ohne deren Verminderung nichts nutzen kann, wenn wir uns im Innern wieder straffen. Aber umgekehrt ist auch mit ihr allein nichts gewonnen. Österreich zahlt heute schon seinen Beamten und Arbeitern mehr, als es einnimmt. Wir sind nicht mehr weit von demselben Ziele. Hierauf ist der Finger zu legen. Die kommenden Wintermonate werden unsere Wirtschaft voraussichtlich zum ersten Male in ihrem ganzen Ernste vor die Frage stellen, ob sie die Lohnerhöhungen dem Lebens- oder dem Luxusbedarf ihrer jugendlichen Arbeiter und Angestellten anpassen und ob sie den Unterhalt für ein beständig anschwellendes Heer bloßer Verbraucher noch länger aufbringen will. Die Vorbereitungen, die sozialistischerseits für die Anwendung von Gewalt bei Teuerungsschwierigkeiten getroffen werden, drängen die Industrie dazu, dem Kernproblem unseres Währungselends nicht nochmals aus dem Wege zu gehen. Vielleicht ermutigt sie gleichzeitig der den bürgerlichen Parteien günstige Ausfall der Selbstverwaltungswahlen in Thüringen und die Selbstauflösung des sächsischen Landtages unter bürgerlichem Drucke. Voraussetzung für eine entschlossene Haltung der Industrie ist aber, daß die Regierung rechtzeitig wechselt. Das innerpolitische Bedürfnis und das vorhin schon gekennzeichnete außenpolitische Bedürfnis nach einer von stärkerem politischen Willen erfüllten Regierung begegnen sich. Selbsthilfe allein kann Mitteleuropa noch retten. Kemals Beispiel weist uns darauf hin. Wo ist der Mann, der ihn nachahmt, indem er die Arbeitskraft und die Selbstzucht der deutschen Nation wiederherstellt?

Der Völkerbund, vor dem Seipel als Bittsteller erschien, wendet auch in seiner neuen Tagung fast seine ganze Aufmerksamkeit den russischen Randstaaten zu, um die Hilfsstellung, die sich Frankreich dort baut, zu verstärken. Diesmal gelten die

Bemühungen vornehmlich der Auslieferung Danzigs an Polen. Der Franzose Hanotaux hielt die Entwicklung für reif, um ihr offen das Wort zu reden. In Danzig hat der englische Oberkommissar, nachdem er lange Zeit Schritt für Schritt vor den Polen zurückgewichen war, ein einziges Mal gegen sie zu entscheiden gewagt, als sie behaupteten, daß sich ein auswärtiges Kriegsschiff im Danziger Hafen in einem Hafen der Republik Polen befinde. Darüber ist die Entrüstung in Warschau wie in Genf groß. Mit vollendeter Kasuistik wies der Völkerbund eine Beschwerde Litauens wegen der polnischen Vergewaltigungen bei den Wahlen zum Sejm in Wilna zurück. Auch Wilna ist damit den Polen endgültig preisgegeben worden. Die Gefahr für Memel, die wir schon im letzten Bericht erwähnten, ist also dringend. Inzwischen haben die Russen ihr Interesse an der Njemenschiffahrt bei Litauen geltend gemacht. Wir hoffen, daß sie es zur Sicherung Memels gegen die Polen wahrnehmen werden. So wider alles Recht, wie Litauen Wilnas wegen abgewiesen wurde, so wurden auch die Saarländer mit ihren Klagen ungehört nach Hause geschickt. Ihre Abfuhr nahm der Engländer Balfour auf sich, der seine Frankreich freundliche Politik damit um einen neuen Beleg vermehrte. Das saarländische Regierungsmitglied, das von den Vertretern der Bevölkerung des Saargebiets fast einmütig abgelehnt wird, bekam vom Völkerbunde ein besonderes Belobigungsschreiben.

In Polen selbst wird heftig darum gekämpft, ob die Neuwahlen noch hinausgeschoben werden sollen, wie es der Wunsch Pilsudskis ist, oder ob sie Anfang November stattfinden werden. Das neue Ministerium hat sofort die Beziehungen zu den Staaten des kleinen Verbandes fester geknüpft und sie in die Form eines Vertrags gebracht. Er datiert von Ende August. In Finnland ist eine langwierige Ministerkrisis ausgebrochen.

Wie sehr der Völkerbund in seiner gegenwärtigen Verfassung, soweit er sich praktisch betätigt und nicht nur völkerrechtliche Fragen studiert, lediglich als Verbindungsglied zwischen Frankreich einer-, Polen und dem kleinen Verbande andererseits gewertet werden muß, lehrt auch die Abwehr des schon angekündigten Besuches Lloyd Georges in Genf. Er war bestimmt vorgesehen und dürfte trotzdem nicht stattfinden. Statt dessen hat Frankreich in Genf eine Entschließung eingebracht, die den Völkerbund auf den französischen Standpunkt in der Wiederherstellungsfrage festlegt. Nicht die englischen Vertreter, sondern nur der Sprecher der kleinen Schweiz, Herr Motta, entwickelte die Tatkraft, den Franzosen zu widersprechen, obwohl es aussichtslos war. Ihnen gebührt dafür derselbe Dank, wie Herrn Seipel für seinen Berliner Besuch.

Während Frankreich auf dem Boden der Schweiz seine politischen Interessen wahrnimmt, zeigt es auch immer unverhüllter dort sein Bestreben, nach Straßburg Genf an sich zu ziehen. Der Aufhebung des Zonenabkommens hat es das Ansinnen folgen lassen, den Spiegel des Genfer Sees durch ein Stauwerk zu heben, um die Rhoneschiffahrt in Gang zu bringen. Die Entwicklung der Rhoneschiffahrt ist aber in Verbindung mit dem Kanal den Oberrhein entlang das entscheidende Stück in dem französischen Plan, die Schweiz ins Hinterland der französischen Wirtschaft zu drücken und um alle wirtschaftliche Selbständigkeit zu bringen. Genf muß Frankreich wie eine reife Frucht zufallen, wenn der Plan gelingt. Zürich und namentlich Basel sind dann trocken gelegt, ähnlich wie nachher das mehr westschweizerische als deutsche Mülhausen an die Stelle des deutschen Straßburg als Verkehrsknotenpunkt zwischen Rhein und Rhone, zwischen der Schweiz und Lothringen—Belgien treten wird.

Wir werfen noch einen flüchtigen Blick auf den Stillen Ozean. Entgegen ihren Erklärungen in den Blättern haben die Japaner die Moskauer Regierung doch zu ihren Verhandlungen mit Tschita in Changchun zugelassen. Aber schon am dritten Tage, am 6. September, legten die Moskauer die Konferenz lahm. Die Aussichten

für ihre Fortsetzung werden als trübe bezeichnet. Andererseits ließ Japan die Beruhigung Chinas nicht weiter fördern. Es hielt seinen Einspruch gegen eine Anleihe aufrecht. Politische Streiks, Zwistigkeiten zwischen den Häuptern der Pekinger Regierung zehren an den Kräften, über die das soziale und staatliche Leben Chinas noch verfügt. Inzwischen hat sich der durch die Washingtoner Konferenz erhöhte Einfluß der Vereinigten Staaten um ein weiteres Stück auch in Mittelamerika ausgewirkt. Auf einem amerikanischen Kriegsschiff haben Honduras, Nicaragua und Salvador einen Friedens- und Freundschaftsvertrag von 1907 erneuert. Die Bemühungen des vorigen Winters, die fünf mittelamerikanischen Republiken in einen Staatenbund zu vereinigen, sind damit wohl als von den Vereinigten Staaten abgewehrt zu bezeichnen. Das Angelsachentum dringt gegenüber dem Spaniertum wieder vor, wie gegenüber der gelben Rasse. Pertinacior.

Der neue Nationalismus und die Schuldfrage. Wider Friedr. Wilh. Foerster. Von Gregor Huch. Berlin 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, G. m. b. H.

Diese Auseinandersetzung mit den bekannten Ideengängen des ententophilen Pazifisten Prof. Foerster gehört unstreitig zu den anregendsten und lehrreichsten politischen Veröffentlichungen der letzten Jahre. Sie gelangt zu einer vernichtenden Kritik am Foersterschen Selbstbezichtigungsverfahren gerade von geistigen Voraussetzungen aus, die denen Foersters sehr nahe verwandt sind. Die ungeheure Bedeutung dieser Schrift liegt daher in einer gewissermaßen immanenten Selbstkritik des deutschen Pazifismus und in einer neuartigen nationalistischen Durchdringung von Gedankenwelten, die sich einer solchen nationalen Einstellung bislang krampfhaft entzogen. Das freimütige, ja leidenschaftliche Anerkenntnis bestimmter deutscher Schuldmomente und der klare Blick für gewisse Verkümmerungen der deutschen Wesensart in den letzten Jahrzehnten gibt dem Verfasser, der ein selbständiger Denker von ungewöhnlichem Wahrheitsmut und bemerkenswerter Denkschärfe und Erkenntnistiefe ist, die neue Plattform für einen frontalen Angriff gegen das Foersterische Vorgehen. Huch führt dieses darauf zurück, daß Foerster in der Schuldfrage der Mentalität eines fremden Volkes, und zwar der Franzosen, verfallen ist und nun — von dem vorgetäuschten Absolutheitsmaßstabe und der beanspruchten Objektivität weit entfernt — mit ungeheuerlicher Folgerichtigkeit als ein aus der eigenen Volksgemeinschaft Ausgeschiedener einer verhängnisvollen Verschiebung aller Maßstäbe, Verzerrung aller Wirklichkeiten und Fälschung aller Werte schuldig wird. Diese Kritik an der deutschen Selbstbezichtigungsideologie weitet sich dann allerdings — und darin liegt ein weiteres großes Verdienst des Buches — zu einer ebenso scharfen Kritik an der Entgeistigung und innerlichen Verödung des deutschen Nationalismus der letzten Jahrzehnte aus. Auch hierfür hat Huch eine glänzende Plattform gefunden, indem er den Nationalismus als solchen bejaht, verinnerlicht und vertieft. Durch diesen tapferen Zweifrontenkampf gewinnt Huch denselben Standort, den heute die jungnationale Jugend inne hat. Sein Buch ist eine Waffe, aber kein plumpes Schlagwerkzeug für jedermann, sondern eine kunstvolle Wehr für einen neuen deutschen Menschen, der nationale Pflicht und nationale Ehre in einer ganz anderen Weise innerlich tief und ernst nimmt, als der vulgäre Nationalismus. Die Schrift von Huch stellt höchste Anforderungen an den Leser, eröffnet aber Blickweiten und vermittelt Einsichten, die wir für eine dauernde Bereicherung unserer politischen Ideologie ansehen. M. H. Boehm.

Peter Tschaadajew. Schriften und Briefe. Übersetzt und eingeleitet von Dr. Elias Hurwicz.

Iwan W. Kirejewski. Drei Essays. Übersetzt und eingeleitet von Harald von Hoerschelmann.

Russische Kritiker (Belinskij, Dobroljubow, Pissarew). Ausgewählte Schriften mit einer Einleitung versehen von Efraim Frisch.

Wladimir Solowieff. Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit. Der Sinn des Krieges. Deutsch und mit einer Einleitung von Karl Nötzel.

Sämtlich in der „Bücherei für Politik und Geschichte" des Drei-Masken-Verlages.

Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte. Herausgegeben von Karl Stählin.

Erstes Heft: Jacob von Stählin, Ein biographischer Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Karl Stählin.

Zweites Heft: Die Fahrt des Athanasius Nikitin über die drei Meere. Reise eines russischen Kaufmannes nach Ostindien 1466—1472. Aus dem Altrussischen übersetzt, mit einer Einleitung, Anmerkungen und einer Kartenskizze versehen von Karl H. Meyer, Privatdozent für slawische Philologie in Leipzig.

Drittes Heft: Der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen mit dem Fürsten Kurbskij (1564—1579). Eingeleitet und aus dem Altrussischen übertragen unter Mitwirkung von Karl H. Meyer und Karl Stählin.

Viertes Heft: Reise von Petersburg nach Moskau (1790). Von A. N. Radischtschew. Aus dem Russischen übersetzt von Arthur Luther.

Sämtlich im Historia-Verlag Paul Schraepler in Leipzig.

Die im rührigen Drei-Masken-Verlag in München erschienenen neuen Ausgaben führender russischer Publizisten füllen eine Lücke unseres Schrifttums aus, die jeder schmerzlich empfindet, der ohne Zugang zu russischen Originalwerken ein intimeres Verhältnis zum modernen Russentum anstrebt. Die deutsche Literatur über osteuropäische Verhältnisse steht in ihren ersten Anfängen. Die gewaltige Mehrzahl der russischen Quellenwerke ist unerschlossen. So kommt es, daß von den im Titel aufgezählten Autoren höchstens Solowieff wenigstens dem Namen nach bekannt ist. Tschaadajew dagegen, der Schellingschüler mit der seltsamen Mischung von Aufklärertum, verhohlener Slawophilie und romantischem Katholizismus ist bei uns fast unbekannt. Der Herausgeber bietet in der Einleitung ein zureichendes Bild dieser merkwürdigen Persönlichkeit. Aus dem Inhalt sind besonders die „Philosophischen Briefe" hervorzuheben, die das Verhältnis Rußlands und Europas behandeln. Mit demselben Grundproblem des modernen Russentums ringt auch Iwan W. Kirejewski, der zu den ersten Slawophilen, den Vorläufern des späteren Panslawismus, gehört. Die geistesgeschichtlichen Ursprünge dieser epochemachenden Lehre werden vom Herausgeber fein gezeichnet. Politisch ist besonders der zweite Aufsatz von Interesse, der ebenfalls das Verhältnis der russischen und der europäischen Zivilisation mit einer eigentümlich russischen Mischung von Tiefsinn und illusionärer Verzerrung behandelt. Der Sammelband „Russische Kritiker" bringt uns drei in Europa fast unbekannte Publizisten nahe, von denen vor allem Belinski bahnbrechend gewirkt hat. Sie stehen sämtlich als Gegner der Slawophilen im Lager der europäisierenden Aufklärer, zeigen aber trotzdem so eigentümlich russische Züge, daß dem fremden Betrachter häufig das Trennende hinter dem Gemeinsamen zurücktritt. Der Herausgeber dieses Bandes hat sich in seiner Einleitung die Aufgabe etwas leicht gemacht. Eigentümlich berührt in diesen Aufsätzen die Lebensnähe der schönen Literatur Rußlands, der politische Ernst, mit dem Romanprobleme weiter gesponnen und praktisch aufgenommen werden. Diese „Realisten" sind damit in der Tat die Vorläufer jener radikalen Kritiker, die heute am todwunden Rußland herumkurieren. Und dieser moderne Radikalismus wiederum ist nicht zu verstehen ohne Kenntnis von dem beispiellosen Martyrium aller russischen Geistesführer, das uns in sämtlichen Lebensschilderungen entgegentritt. Urrussische Menschlichkeit verkörpert sich auch in Solowieff. Sein persönliches Schicksal zeigt Berührungspunkte mit dem Tolstois, sein Standpunkt erinnert an Tschaadajew in der synthetischen Verbindung westlicher und östlicher Denkelemente. Von den Genannten verfügt er über die am stärksten ausgeprägte und am weitesten ausgebaute Systematik. Im Herausgeber hat er einen besonders hingebenden Deuter russischen Wesens gefunden.

In einen früheren Zeitraum der russischen Entwicklung führen uns die bisher erschienenen Hefte der Stählinschen Sammlung. Der abenteuerliche Reisebericht von Nikitin und der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen mit seinem ungetreuen Feldherrn sind vorwiegend von antiquarischem Interesse. Dasselbe gilt von der kurzen Lebensbeschreibung des im 18. Jahrhundert von Memmingen nach Petersburg verschlagenen schöngeistigen Magister Jacob von Stählin, die sittengeschichtlich nicht ohne Reize ist. Die bedeutsamste der vorliegenden Quellenschriften ist Radischtschews „Reise von Petersburg nach Moskau". In dieser Schrift zollt auch die russische Literatur der europäischen Sterne-Mode des 18. Jahrhunderts ihren Beitrag. Der sentimental-moralistische Aufklärungsroman hat große politische Bedeutung gehabt, auch sein Verfasser zählt zu den Märtyrern der russischen Geistesgeschichte, obschon sein Verhalten im Prozeß keine übergroße Charakterstärke bekundet.

M. H. Boehm.

Lebenserinnerungen von Leopold von Schroeder, Dr. phil. et theol. h. c., weil. Professor an der Universität Wien und Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Dr. jur. et phil. Felix von Schroeder, Oberregierungsrat. Leipzig 1921, H. Haessel.

Nicht ohne Wehmut kann man dies Erinnerungsbuch Leopold von Schroeders, des bekannten Indologen und Dichters, lesen. Vom deutschen Stammbaume hat der Krieg viele Äste abgehauen, darunter den starken Ast des Baltentums, dem anzugehören Schroeders größter Stolz war. Obgleich in russischem Boden wurzelnd, trugen die Ostseeprovinzen doch deutsche Früchte, deutsch war die Seele dieser Kolonie des alten Ritterordens der Deutschmeister, deutsch der Geist in den alten Hansestädten, deutsch die Religion, deutsch das Recht, deutsch die Sitte. Aber darin lag eben die Tragik, daß dieses Deutschtum unter russischer Fahne lebte, daß es Privilegium war und blieb, und zwar Privilegium der Gebildeten, während das Volk, Letten, Liven, Esten, Suren, in seinem Slawentum verharrte. Sehr hübsch sind die Schilderungen Dorpats, der alten berühmten Universitätsstadt, in der Schroeders Vater als Gouvernementsschuldirektor lange Jahre wirkte, Elternhaus und Verwandtenkreis, die Sommer auf dem Lande, wo die Natur das junge Dichtergemüt anregte, die ernsten Studien auf Gymnasium und Universität, das alles gibt den anmutigen Hintergrund für die spätere Schroedersche Charakterentwicklung, sein religiöses Empfinden, sein unermüdliches Schaffen und Forschen. Der in Rußland immer mehr um sich greifende Deutschenhaß hatte auch ihm den Wirkungskreis in der Heimat verschlossen, als Professor für indische Geschichte ging er zuerst nach Innsbruck, später wurde er als Nachfolger Bühlers an die Wiener Universität berufen; hier in Wien nahm ihm der Tod die über alles geliebte Frau, ein Verlust, den er nie ganz zu überwinden vermochte. Zwei Menschen, die sich spät gefunden und die doch, einer am andern, die Heimat liebten, die sich gemeinsam zurückträumten in die Sagen und Märchen des Baltenlandes. Dies Heimatgefühl hat für uns Deutsche beinahe etwas Beschämendes, wir Deutsche, die wir auf deutschem Boden stehen und leider oft so wenig deutsch urteilen und empfinden, wir sollten davon lernen. Lilly von Brandis.

Friedrich Weinbrenner, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Kurt K. Eberlein. Potsdam 1920, Gustav Kiepenheuer, Verlag.

Ein Neudruck, den es verlohnte. Der große Architekt, der „Karlsruher Schinkel", spricht von seinem Werden. Auf seine Studien geht er nur im allgemeinen ein, und im wesentlichen enthält das Buch eine Schilderung Italiens, insbesondere Roms gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Die Darstellung dieser Epoche wird alle anziehen, die in Rom auch ein Stück deutscher Geschichte zu lieben gewohnt sind. Allein dies macht den Reiz des Buches nicht aus. Auch nicht die Schilderung der berühmten Forestiere, ist doch auf der Hinreise Carstens, Kunscht-Meyer auf der Heimfahrt sein Gefährte; sie bleiben ein wenig blaß, und nur das groteske Begräbnis des toten Reitzenstein wird — sit venia — lebendig. Der Wert dieser Schrift liegt in der Erkenntnis eines solchen rund sich aufbauenden Lebens. Die beigegebenen trefflichen Bilder der ausgezeichneten Entwürfe und Bauten dieses vorzüglichen Mannes sind nicht sowohl Beispiele seiner Kunst, sondern Illustrationen seines Lebens. So und nur so konnte ein Mann bauen, der diese Sätze und Worte stellte. In dieser Beziehung ist es ein erzieherisches Buch. Kraft und Bescheidenheit, Duldsamkeit und Entschiedenheit paaren sich, und daraus erwächst ein tätiges, erfolgreiches Leben, dem nachzueifern es heute besonders gälte. Des feinen — vielleicht zu feinen — Nachworts von Eberlein sei dankbar gedacht. Wolfgang Goetz.

Das Tübinger Stift. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens. Von R. Julius Hartmann. Mit 46 Abbildungen. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Die altberühmte Pflanzstätte der württembergischen Theologen hat bis jetzt noch keinen Schreiber ihrer Geschichte gefunden. Was Hartmann in seinem Buche vorlegt, ist auch keine solche, will es auch nicht sein; vielmehr gibt der Verfasser eine für weitere Leserkreise berechnete Darstellung der inneren, der geistigen Entwicklung des Stifts unter starker Hervorhebung des Persönlichen, des Biographischen. Die äußere Geschichte tritt ganz zurück; nur nebenbei werden neue Studienordnungen erwähnt, durch welche etwa der Unterrichtsbetrieb oder der äußere Drill anders geregelt wurden. Die Entwicklung ist schematisch nach Jahrhunderten gegliedert, kein glücklicher Gedanke, da infolgedessen der geistige Fortschritt sich den mechanischen Zeitabschnitten fügen muß. Eine Disposition nach inneren Gesichtspunkten wäre besser am Platze gewesen und hätte die organisch fortschreitende Entwicklung in helleres Licht gestellt.

Aber was der Verfasser innerhalb des von ihm gespannten Rahmens geleistet hat, liest sich interessant und belehrend. Ein wichtiges Kapitel der deutschen Geistesgeschichte rollt an den Augen des Lesers vorüber. Durch alle Wandlungen der Zeiten ist doch der Grundgedanke des Stifts: eine Pflanzschule für die wissenschaftlich gebildete Geistlichkeit Württembergs zu sein, erhalten geblieben, und mit warmem, berechtigtem Stolz, den jeder Schwabe ihm nachfühlen wird, zeichnet Hartmann auf dem nur in schwachen Umrissen angedeuteten Hintergrunde der Staats- und Geisteshistorie eine lange Reihe von markanten Charaktergestalten, deren geistige Überlegenheit sie nicht nur aus der Zahl ihrer Mitstiftler, sondern auch des gesamten Deutschlands heraushob. Theologen wie Andreä, Osiander, Baur, Astronomen wie Mästlin und Kepler, Poeten wie Frischlin, Hölderlin, Hauff, Mörike, Hermann Kurz, Philosophen wie Schelling, Hegel, Zeller, Vischer, Naturwissenschaftler wie Hochstetter, Nationalökonomen wie Schäffle — welch eine Fülle von Gelehrsamkeit, Kraft und Tiefe reiht in diesen Stiftsmagistern heran, welch eine Vielseitigkeit geistigen Strebens und Wissens tut sich da auf! Der deutsche Geist freier Wissenschaftlichkeit, gepaart mit schwäbischem, in die Tiefe bohrendem Denken und Sinnen, lebt in den Räumen des Stifts, „so daß auch die strengste Studienordnung niemals zur Dressur werden konnte, die strengste Hausordnung nur als ein Anreiz wirken mußte, sich soviel als möglich seine äußere und innere Freiheit zu wahren und des Rechts der eigenen Persönlichkeit vollbewußt zu bleiben". Wolfgang Stammler.

Notiz

Wir weisen darauf hin, daß die Erzählung von Willy Seidel „Das älteste Ding der Welt", die wir im Augustheft veröffentlichten, im Herbst mit Illustrationen von Alfred Kubin als Luxusdruck und in einfacher Ausgabe im Musarion-Verlag, München, erscheinen wird.

Vom Geiste der Völker

Wir bringen in diesem Hefte das Urteil eines Neutralen aus Schweden über die unsägliche Schande, mit der die Franzosen durch ihr Verhalten im besetzten Gebiet ihren Namen beladen. Als Ergänzung fügen wir das Urteil des amerikanischen Journalisten Fred W. Elven hinzu, der in „Die Umschau", der Wochenbeilage der Cincinnatier „Freien Presse" vom 27. August 1922 schreibt:

„Auf einer Rheinfahrt war es. Ich kam aus der Bordellatmosphäre des von den Franzosen besetzten deutschen Gebietes, hatte die unsäglichen Leiden der Bevölkerung geschaut, ihre Klagen gehört, ihre verzweifelte Stimmung begreifen gelernt. Sie weiß, warum sie traurig ist. Die Männer wissen es und die Väter, die ihr Liebstes, ihre Frauen und Töchter, von weißen und farbigen Unholden Tag für Tag bedroht sehen und sie nicht schützen können, weil man sie wehrlos gemacht hat. Die Mütter wissen es, die die Schande ihrer Töchter beweinen, und die Frauen und Mädchen wissen es, die, um einen übermütigen, brutalen Feind nicht zu reizen und zu immer neuen Gewalttaten neuen Vorwand zu geben, still ihre Schmach tragen. Man hat heute am Rhein das Empfinden, als ob die Lorelei aus ihrem goldenen Haar ungeheure Mengen Ungeziefer kämme, weißes, braunes und schwarzes, und ein Amerikaner, der nicht in hellem Zorn aufbegehrt, wenn er das Treiben dieses Ungeziefers sieht, hat den Beweis, daß er würdig ist, Bürger der größten Republik der Welt zu sein, noch zu erbringen. Ich bin im „Peterskeller" in Salzburg unter einfachem, derbem Bauernvolk gesessen, und habe mich an seiner Haltung erbaut. Ich habe beim Doniſel in München eine gewisse Art altmünchener Lebens sich austoben sehen, die vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack ist, die ich aber verstanden habe. Ich habe das Berliner Kokottenunwesen in seiner abstoßendsten Form gesehen, habe mich von den Schlemmereien des deutschen Schiebertums anwidern lassen, habe mich über die großen und kleinen Ungezogenheiten meiner Landsleute geärgert — aber nirgendwo habe ich mich unbehaglicher gefühlt, als in der „Park-Bar" in Wiesbaden, wo man die französische Kultur riecht, nirgendwo mehr Ekel empfunden, als beim Anblick der farbigen Franzosen, die durch ihre Anwesenheit das Leben am Rhein und in der Pfalz zur Qual machen.

Wer, wie ich, diese Qual mitempfunden hat, wird es nimmer vergessen. Die ganze gesittete Welt müßte sich aufbäumen, wenn sie wüßte, was am Rhein geschieht, und was in der Pfalz. Aber sie weiß es nicht. Niemand sagt es ihr. Die im besetzten Gebiet erscheinenden Zeitungen dürfen es nicht verraten, wenn sie nicht ihre Existenz riskieren wollen, und was außerhalb des Gebiets gelegentlich verbreitet wird, weiß man in Paris vortrefflich zu diskreditieren, was den dortigen Machthabern durch Übertreibungen und andere Un-

genauigkeiten nur zu sehr erleichtert wird. Es gibt eine Stelle, die über alles Material verfügt, die Welt über diese unerhörten Zustände aufzuklären — die deutsche Regierung. Aber die schweigt. Angeblich, um den Feind nicht zu reizen. Aber das ist lediglich eine feige Ausrede. Zu der wahnsinnigen Erfüllungspolitik, auf welche man sich in Berlin festgelegt hat, gehört es nun einmal, achtlos auch an den Leiden der Rheinländer und der Pfälzer vorüberzugehen. Wenn Deutschland schuld am Kriege gewesen ist, dann sind die Rheinländer und die Pfälzer mitschuldig, dann sind die Franzosen mit Recht dort, und dann kann niemand es ihnen verargen, wenn sie diese Schuld zu rächen suchen. So sagt man nicht, aber so scheint man zu denken, denn nur unter dieser Voraussetzung ist das eisige Schweigen der amtlichen Berliner Kreise gegenüber der schwer heimgesuchten Bevölkerung am Rhein und in der Pfalz zu erklären."

An anderer Stelle schreibt Herr Elven weiter:

„Man ist im Besatzungsgebiet durchaus nicht überzeugt, daß die Neger schlimmer sind als die anderen farbigen Truppen; im Gegenteil, in manchen Städten hat man beispielsweise mit den Marokkanern schlimmere Erfahrungen gemacht, als mit den Negern, und die weißen Franzosen sind um kein Haar besser als die farbigen, vielfach sogar noch schlimmer. Die beiden ersten schweren Verbrechen, die zu meiner unmittelbaren Kenntnis gebracht wurden, wurden von einem weißen Franzosen und einem Belgier begangen. In Duisburg wurde ein fünfzehnjähriges Mädchen am Tage vor meiner Ankunft von einem belgischen Soldaten in brutaler Weise vergewaltigt; ich habe das Mädchen gesprochen, der Bericht des Arztes, der es unmittelbar nach dem Überfall untersuchte, befindet sich in meinem Besitz. Am Tage vorher wurde ein anderes Mädchen von einem weißen Franzosen überfallen, und auch in diesem Falle habe ich mir die Tatsache von dem Opfer selbst bestätigen lassen. Die Zahl dieser Verbrechen ist auch heute noch sehr groß. Sie kommen nur weniger häufig als früher zur Kenntnis der Behörden, weil die Opfer sich scheuen, mit der ihnen angetanen Schmach in die Öffentlichkeit zu flüchten, und weil sie die Drangsalierungen fürchten, denen Zeugen ausgesetzt sind, die vor den französischen Behörden zu erscheinen haben. . . ."

„Zurzeit sind in Langenschwalbach nur Marokkaner, vorher waren weiße Franzosen dort. Sie waren nicht besser als die farbigen. Als sie den in der Nähe des Ortes von dem Amerikaner Adolfus Busch eingerichteten Hirschpark entdeckten, trieben sie das Wild in eine Ecke des Parkes zusammen und schossen es mit Maschinengewehren nieder, so daß auch nicht ein Stück dem Gemetzel entging. Man sagt, die farbigen Franzosen seien wenigstens sauberer als die weißen; in Langenschwalbach waren die Quartiere der weißen Franzosen nach ihrem Abzuge so schmutzig, daß es einige Überwindung kostete, hineinzugehen; sie mußten, um den Ausdruck eines hochgestellten Beamten zu gebrauchen, regelrecht ausgemistet werden. . . ."

„Ich hatte Erfreuliches nicht erwartet, als ich mich zum Besuch des besetzten Gebietes entschloß. Was ich gesehen und gehört habe, übertrifft weit auch meine schlimmsten Befürchtungen. Eine übelriechende, drückende Atmosphäre liegt über dem französischen und belgischen Teil des Besatzungsgebietes; die Atmosphäre der Wiesbadener Park-Bar, wo die Franzosen sich mit Negerweibern bei schmutzigen Tänzen amüsieren. Bordellatmosphäre in des Wortes abscheulichster Bedeutung — die Lebensluft des immer mehr der Verniggerung anheimfallenden dekadenten Galliertums. In dieser Luft welkt blühendes deutsches Land. In ihr leben prächtige deutsche Menschen ein qualvolles Leben, führen die deutschen Behörden einen verzweifelten Kampf gegen die maßlosen Forderungen der fremden Unterdrücker, gegen unerhörte Anmaßung und brutale Willkür. Ungezählte Millionen haben die rheinischen und pfälzischen Städte geopfert, um den Wohnungsansprüchen der Besatzungsbehörden zu genügen, aber je zuvorkommender sie sich zeigen, desto unverschämter werden die Ansprüche. Die Städte sind verpflichtet, darüber zu wachen, daß den Franzosen für ihre Bordelle deutsche Mädchen geliefert werden. Es gibt keine Zumutung, die nicht an sie gestellt wird, keine Demütigung, die sie nicht über sich ergehen lassen müssen. So sieht der Frieden aus, den Versailles den herrlichen rheinischen Landen, dem ehedem so blühenden Saargebiet und der schönen Pfalz beschert hat — ein Gewaltfriede in des Wortes grausamster Bedeutung." Das ordentliche Gerichtsverfahren gegen die Franzosen ist eröffnet. Die Zeugen sind vernommen und vereidigt. Wann wird das Gewissen der Welt seinen Spruch fällen? Ringwaldt.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Univ.-Professor Dr. Martin Spahn, Köln. — Dr. Wilhelm von Kries, Berlin. — Ludvig af Petersens, Kgl. schwedischer Oberst a. D., Stockholm. — Hans Brandenburg, München. — Dr. Heinz Brauweiler, Düsseldorf. — Theodor Däubler, z. Z. Griechenland. — Professor Dr. G. Berthold Volz, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alliata. — Die Planetenanomalien im Weltbild der Äthermechanik von Giulo Alliata. 16 S. Leipzig 1922, Verlag Otto Hillmann. (Gbd. 7,50 M.)

Alliata. — Negative Elektronen von Giulo Alliata. 16 S. Leipzig 1922, Verlag Otto Hillmann. (Gbd. 7,50 M.)

Auernheimer. — Lustspielnovellen von Raoul Auernheimer. 181 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlagsanstalt. (Gbd. 100 M.)

Benett. — The Love Match by Arnold Benett. 256 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Vol. 4581.)

Boehm. — Begriffsbildung (Wissen und Wirken Bd. 2) von Prof. Dr. Karl Boehm. 46 S. Karlsruhe 1922, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. (30 M.)

Boßhart. — Zwei Erzählungen von Jakob Boßhart. Ausgewählt und eingeleitet von Hartwig Jeß („Die Schweiz im deutschen Geistesleben" 6. Band). 106 S. Leipzig 1922, H. Haessel Verlag.

Brehm. — Die Säugetiere von E. A. Brehm, herausgegeben von Carl W. Neumann. 85 S. Leipzig 1922, Verlag Philipp Reclam jun.

Collenberg. — Die deutsche Armee von 1871 bis 1914 von Frhr. L. Rüdt von Collenberg (Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Heft 4). 123 S. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn. (95 M.)

Dominik. — Die Macht der Drei. Roman von Hans Dominik. 359 S. Leipzig 1922, Verlag Ernst Keils Nachfolger. (Gbd. 120 M.)

Dörrer. — Tiroler Novellen des 19. Jahrhunderts von Anton Dörrer. 322 S. Leipzig 1922, Verlag Philipp Reclam jun.

Fechter. — Gerhart Hauptmann. Von Paul Fechter. 160 S. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag.

Gesemann. — Das Deutschtum in Südslawien von Gerhard Gesemann (Politische Zeitfragen, Heft 3). 21 S. München 1922, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. Verlagsgesellschaft m. b. H. (10 M.)

Glyn. — Man and Maid by Elinor Glyn. 287 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Edit. Vol. 4577.)

Hösler. — Logik und Erkenntnistheorie von Alois Hösler. I. Band: Logik. 936 S. Wien 1922, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. (500 M., gbd. 600 M.)

Hurwicz. — Die Orientpolitik der dritten Internationale von Elias Hurwicz. 100 S. Berlin 1922, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. (20 M.)

Kracauer. — Soziologie als Wissenschaft. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung von Siegfried Kracauer. 178 S. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag.

Kühn. — Die letzte Zarin. Ihre Briefe an Nikolaus II. und ihre Tagebuchblätter von 1914 bis zur Ermordung. Herausgegeben und eingeleitet von Joachim Kühn. 257 S. Berlin 1922, Ullstein-Verlag.

Leibrock. — Die volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Arbeitgeberverbände von Otto Leibrock I. Teil. 140 S. Berlin 1922, Otto Elsner Verlagsgesellschaft m. b. H. (100 M., gbd. 140 M.)

Lent-Besold. — Der Wels. Roman von Gertrud Lent-Besold. 174 S. Leipzig 1922, Verlag Ernst Keils Nachfolger. (Gbd. 70 M.)

Levin. — Die Großfürstin. Roman von Julius Levin. 328 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag A.-G.

Medizi-Pelikan-Mappe. — Herausgegeben vom Kunstwart. 20 Bildtafeln mit einl. Text. München, Kunstwart-Verlag Georg Callwey. (400 M.)

Merrick. — Mary-Girl by Hope Merrick. 296 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Edit. Vol. 4582.)

Meyer. — Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Ausgewählt und eingeleitet von Ed. Korrodi („Die Schweiz im deutschen Geistesleben" 3. Band). 116 S. Leipzig 1922, H. Haessel Verlag.

Moog. — Die deutsche Philosophie des 20. Jahrhunderts von Willy Moog. 280 S. Stuttgart 1922, Verlag Ferdinand Enke. (120 M.)

Morin. — Mönchtum und Urkirche von Dom Germain Morin O. S. B. („Der Katholische Gedanke" III. Band). 198 S. München 1922, Theatiner-Verlag. (Kart. 80 M.)

Müller. — Wolfgang-Müller-Mappe. Herausgegeben vom Kunstwart. 12 Bildtafeln mit einl. Text. München, Kunstwart-Verlag Georg Callwey. (180 M.)

Nawiasky. — Gesamtüberblick über das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen von Dr. Hans Nawiasky. 23 S. München 1920, Dr. Franz Pfeiffer & Co. Verlagsgesellschaft m. b. H. (10 M.)

Newman. — Sankt Philippus Neri. Zwei Vorträge über seine Mission nebst einer Novene u. Gebeten zu den Heiligen von John Henry Kardinal Newman. 112 S. mit Titelstich. München 1922, Theatiner-Verlag. (Gbd. 55 M.)

Nibelungenlied. — Übersetzt von Simrock, herausgegeben u. eingeleitet von Prof. Walter Freye, mit 2 Beilagen. Zwei Teile. 342 S. Berlin 1922, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Papesch. — Der steirische Hammerherr. Ein Heimatspiel in zwei Aufzügen von Joseph Papesch. 68 S. Graz 1922, Deutsche Vereinsdruckerei.

Papesch. — Die Radkersburger. Ein Grenzerspiel in drei Aufzügen von Joseph Papesch. 103 S. Graz 1922, Deutsche Vereinsdruckerei u. Verlagsgesellschaft.

Rathenau. — Cannes und Genua. Von Walther Rathenau. 78 S. Berlin 1922, S. Fischer.

Schiedermair. — Mozart. Sein Leben und seine Werke. Von Ludwig Schiedermair. 495 S. mit 23 Einschalttafeln u. 70 Notenbeispielen. München 1922, C. H. Beck. (Leinen 300 M., Halbfrz. 450 M.)

Schleich. — Ewige Alltäglichkeiten von Carl Ludwig Schleich. 178 S. Berlin 1922, Ernst Rowohlt.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Rohstoffe und der wirtschaftliche Wiederaufbau Europas

Von

Alejandro E. Bunge-Buenos Aires

Die Weltwirtschaft

Kein Land und demgemäß auch kein Volkswirt, welcher Nation er auch angehören mag, kann die wirtschaftliche Lage Europas unbeachtet lassen oder gegenüber dem Problem seines Wiederaufbaus gleichgültig bleiben. Die ersten langsamen Schritte in der Richtung auf dem Weltfrieden, die in den letzten vier Jahren getan worden sind, haben gezeigt, was für viele eine Überraschung war, daß es eine Weltwirtschaft gibt, daß alle zivilisierten Nationen wirtschaftlich ineinander verflochten sind, und daß eine tiefe Krisis in einem Land unmittelbar auf alle übrigen zurückwirkt.

Wenn auch diese wechselseitige Abhängigkeit unter den Ländern Europas selbst weit größer ist als zwischen dem einzelnen europäischen Lande und den übrigen Ländern des Erdballs, so ist es doch klar, daß den Schwerpunkt der Weltwirtschaft durchaus die Gesamtheit der europäischen Länder bildet, und daß der Wunsch, ihn an einen imaginären geographischen Punkt zu verrücken, der nur eine Gruppe von Nationen mit Ausschluß aller übrigen umfaßt, entweder ein unmögliches Verlangen darstellen oder eine Verschiebung des Gleichgewichtes herbeiführen würde, die von verhängnisvollen Folgen für die Weltwirtschaft wäre.

Ebenso augenfällig ist es, daß diese große internationale Krisis schon nicht mehr droht, sondern bereits begonnen hat. Es ist nicht meine Aufgabe, die Aufmerksamkeit auf die Folgen zu lenken, die sie für das kulturelle Leben Europas und für die soziale Ordnung des Kontinentes haben kann. Ebensowenig habe ich bei den Wirkungen zu verweilen, welche dieser Rückbildungsprozeß auf den Rest der Welt ausüben würde. Diese Wirkungen haben schon Denker wie Keynes, Nitti, Cuno, Cassel, Harms und andere aufgezeigt.

Die Stellung Argentiniens

Argentinien, eines der moralisch und geographisch vom Weltkriege am weitesten entfernten Länder, hat gleichwohl aufmerksam den Ereignissen — mit schmerzerfülltem Herzen — folgen können, und es kann sich ebensowenig aus moralischen Gründen der Aufgabe des Wiederaufbaus entziehen, wie wenn es seine eigenen materiellen Interessen nicht gefährden will. Ehe nicht die Wirtschaft Europas gesundet, werden die wirtschaftlichen Fortschritte Argentiniens, die bis wenige Jahre vor dem Weltkriege ein schwindelerregendes Tempo angenommen hatten, ebenso gering sein wie während des Krieges, und wie sie es jetzt bis zu dem Grade sind, daß man fast — unter Benutzung der Klassifikation Pattens — davon sprechen könnte, daß Argentinien aus einer dynamischen Nation zu einer statischen geworden ist.

Es ist für mich eine Genugtuung, dartun zu können, daß Argentinien vom ersten Augenblick an die wirtschaftliche Solidarität der Welt richtig verstanden hat, und daß seine Regierung und sein Volk sich um den Wiederaufbau bemüht haben und noch bemühen.

Die Verteilung der Rohstoffe der Welt

Die finanziellen Zusammenbrüche, die Valutakatastrophen und die unrationelle Verteilung der Rohstoffe der Welt, die Schwierigkeiten der Bezahlung und die Notwendigkeit internationaler Kredite haben fortdauernd auf den Konferenzen der Alliierten eine wichtige Rolle gespielt.

Größere Bedeutung hat man vielleicht zu gewissen Zeiten Erscheinungen beigemessen, die nichts anderes sind als Folgen organischer Tatsachen des Wirtschaftslebens. Ich möchte behaupten, daß derjenige wirtschaftliche Faktor, der durch den Krieg und die erste Friedenszeit die größte Änderung erfahren hat, die rationelle Verteilung der Rohstoffe und Nahrungsmittel ist. Es handelt sich da um einen prinzipiellen Faktor, der die Grundlage des Wirtschaftslebens mehrerer Völker berührt. Die Währungskatastrophen einiger Länder sind wesentlich durch diese Desorganisation beeinflußt worden.

Ebensowenig wie man vom wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas sprechen kann, ohne von den Rohstoffen zu sprechen, ebensowenig kann man von der Verteilung der Rohstoffe reden, ohne von der Organisation des Kredits zu sprechen. Andererseits ist eine Erörterung über die Organisation des Kredits — leider — nicht möglich ohne Berücksichtigung der gegenwärtigen politischen Vorgänge und der künftigen Bedrohungen.

Wenn Rußland, Polen, Ungarn, Jugoslawien, Österreich und Deutschland *mehr* leiden als andere europäische Nationen, so ist der Grund der, daß sich zu dem schweren Irrtum der Reparationen, der jede Vernunft überschreitet, die Desorganisation bei der Produktion und Verteilung der Rohstoffe gesellt hat. Ich bin der Ansicht, daß diese Desorganisation nicht ausschließlich von den politischen Entschlüssen abhängt, sondern auch von dem Umstand, daß bisher die von den Verhältnissen gebieterisch verlangten Verteilungs- und Kreditorganisationen noch nicht geschaffen worden sind.

Es sind daher mit täglich wachsender Dringlichkeit erforderlich: eine zusammenfassende Erhebung über die Produktionsquellen des Erdballs (einschließlich der noch unerschlossenen Produktionskräfte) und die großzügige Organisation internationaler Kredite.

Politische und soziale Schwierigkeiten

Ich würde meiner Überzeugung untreu, wenn ich in diesem Thema fortführe, ohne wenigstens kurz auf die beiden großen Hindernisse hinzuweisen, die sich jeder kommerziellen Organisation und Operation großen Stiles entgegenstellen, die mit den europäischen Ländern im allgemeinen und mit den obengenannten im besonderen angesponnen wird; es sind dies die internationale Politik einerseits, die innere Politik dieser Länder andererseits.

Ich bin der Ansicht, daß es durchaus unmöglich ist, mit großen Kreditoperationen zu rechnen, solange diese beiden Gebiete der Politik, die vielleicht einander bedingen, nicht einen gesünderen, realeren und der internationalen und sozialen Wahrheit mehr entsprechenden Anblick bieten.

Wie wird das niederdrückende Reparationsproblem gelöst werden? Wie werden sich die politischen und wirtschaftlichen Probleme des Saargebiets, des Rheinlandes, Oberschlesiens, Polens, Österreichs und Rußlands entwickeln? Wie lange werden die Sanktionen dauern, welche Folgen werden sie haben, und wie lange wird mit

neuen zu rechnen sein? Welchen Einfluß auf die industrielle Leistungsfähigkeit, auf die Wirkungsmöglichkeit und auf die soziale Ordnung der Völker Europas werden die dauernde Geltendmachung theoretischer Ansprüche und die Bemühungen haben, diesen Verpflichtungen nachzukommen, die zum größten Teil unerfüllbar sind und damals entstanden, als man diese Ansprüche schuf? Alle diese Unbekannten und viele andere, die niemand verborgen sind, sind Hindernisse für die Organisation des Kredits.

Als ich sagte, daß die Schwierigkeiten der inneren Politik und die der äußeren Politik einander bedingen, habe ich zum Ausdruck bringen wollen, daß je verkehrter und schädlicher die äußere Politik gegen ein Land ist, um so schwieriger auch eine gute innere Politik desselben zu erreichen sein wird.

Befinden wir uns nicht schon gegenwärtig in den Anfängen einer sozialen Evolution in verschiedenen europäischen Ländern, wobei sich hinsichtlich der Männer, denen die Organisation der Arbeit und Verwaltung obliegt, eine Umschichtung vollzieht, bei der die negative Auslese emporsteigt? Schon jetzt ist es klar, daß die am stärksten unter der fortschreitenden Entwertung des Geldes und unter der inneren Politik leidenden Männer die Denker, die Begabtesten, die Opferwilligsten und die sittlich Höchststehenden sind. Besteht nicht die Gefahr, daß Männer von geringerem sittlichen Wert, die Unfähigen und die von Minderwertigen, Hysterischen und Entgleisten geführten Massen ständig wachsenden Einfluß auf die politische Leitung und Verwaltung gewinnen, wobei sie als Sturmbock die Schlagwörter des Einheitslohnes, einer neuen „Gleichheit" und einer neuen „Demokratie" benutzen?

Es ist unbestreitbar, daß die Drohung sozialer Unruhen und die Krisis der intellektuellen Klassen eine Gefahr und ein ernstes Hindernis für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas bilden würde.

Einige Projekte

Die bisher bekanntgewordenen Projekte, wie das Tittonis auf der Konferenz von Genua, sowie die Projekte von Tellier, Delacroix, Tornquist und Ter Meulen auf der Brüsseler Konferenz, bieten eine ausreichende Grundlage für eine allgemeine Organisation, aber eine systematische Verteilung in so vollkommener Form, wie sie in diesen Projekten gewünscht wird, ist für den Augenblick ganz unmöglich.

Ich glaube, daß eine Einrichtung zur Kontrolle der Rohstoffe, in der Form wie sie Tittoni in Genua vorgeschlagen hat, die Freiheit des Handels in einer Weise aufhebt, daß ihre Durchführung praktisch unmöglich ist. Wahrscheinlich wird aus diesem Grunde keine der Anregungen dieser Art ihre Verwirklichung finden. Ebensowenig hat bisher das minder undurchführbare Projekt Ter Meulens die Früchte gezeitigt, die es hätte bringen können, und zwar trotz der erhaltenen Ermächtigungen und ungeachtet der lebhaften Propaganda Sir Drumond Frasers.

Vielleicht bilden die zweckmäßigste Grundlage für Kreditoperationen gegenwärtig die Erfahrungen, die Nordamerika, Argentinien und andere Länder gemacht haben, als sie Frankreich, Belgien, Jugoslawien, Deutschland und Österreich Kredite gewährten zum Erwerb von Rohstoffen und zur Einleitung eines Austausches ihrer Produkte gegen Fertigfabrikate.

Die argentinischen Bemühungen

Die von Argentinien 1917/18 durchgeführte Operation, wobei die argentinische Regierung Frankreich und England durch Vermittlung der Nationalbank einen Kredit von 200 Millionen Goldpesos eröffnete, hatte ein durchaus befriedigendes Ergebnis. Die betreffenden Regierungen bezahlten mit dieser ihnen zur Verfügung gestellten Summe die Ankäufe von Getreide und anderen Produkten Argentiniens.

Mit einigem Erfolge ist seitens der argentinischen Regierung auch der Austausch von Produkten aufgenommen worden, wie im vorigen Jahre bei den Wollverkäufen an Deutschland im Austausch gegen Schienen. Zurzeit wird über weitere Operationen mit Deutschland verhandelt; eine betrifft die Lieferung von je hunderttausend Tonnen Lebendvieh und Gefrierfleisch, die auf deutschen Schiffen verfrachtet werden sollen. Für die Zahlung sind sowohl Barzahlungen und Warenlieferungen wie Konsignationssendungen in Aussicht genommen.

Voraussichtlich werden verschiedene Geschäfte dieser Art, die in mehreren Ländern schweben, binnen 12 bis 18 Monaten befriedigend getätigt werden können. Was die Dauer der Verhandlungen bis zum Vertragsschluß anbelangt, so möchte ich annehmen, daß der kürzeste Weg der sein würde, daß die Interessenten in Deutschland, Österreich, Frankreich usw. ihre Verhandlungen in Buenos Aires führen, da derartige Verhandlungen bei Argentiniens Regierung und Volk die willigste Aufnahme finden.

Es ist unbestreitbar, daß ohne eine Vorkehrung, welche die Rediskontierung der von den Käufern gezeichneten Dokumente ermöglicht, die Geschäfte sich in engen Grenzen halten werden. Wir müssen binnen kurzem zur Verwirklichung von Projekten gelangen, wie sie im Dezemberheft der „Revista de Economia Argentina" skizziert sind.

Die wichtigste Tatsache auf diesem Gebiet ist das Projekt einer Emissions- und Rediskontbank, das die argentinische Regierung dem Kongresse vorgelegt hat. Die Bank würde die Gewährung großzügiger Kredite an die Käufer argentinischer Produkte ermöglichen.

Eine andere Form, in der sich Argentinien im Rahmen seiner Kraft betätigt hat, besteht in der Saldierung von Handelskrediten und Hypotheken, deren Gläubiger in Europa leben (in Höhe von mehreren hundert Millionen Goldpesos), in der Repatriierung argentinischer Titel, die bis vor kurzem in Europa gehalten wurden, nach Argentinien und Kauf europäischer Titel. Alle diese Posten machen zusammen annähernd tausend Millionen Goldpesos aus. Das war Argentinien möglich aus Gründen, deren Erörterung zu weit führen würde, obwohl die Preise, die es während des Weltkrieges für seine Produkte erlöste, stets weit unter den Weltmarktpreisen blieben.

Unter die kleineren Mittel zum wirtschaftlichen Wiederaufbau kann auch eingereiht werden die Sendung von Lebensmitteln im Werte von fünf Millionen Goldpesos an die Stadt Wien. Dieser Tropfen Wasser war und ist für viele Wiener Familien der Tropfen, der sie vor dem Untergange rettete. Auf dieser Grundlage ist eine Einrichtung entstanden, die dank einer interessanten und durchdachten Organisation schon seit einem Jahre regelmäßig Liebesgabenpakete sendet und damit zur Erhaltung von 140 000 Personen beiträgt. Maßnahmen dieser Art, die in großer Zahl auch von nordamerikanischen Bürgern getroffen wurden, bilden trotz ihrer relativ geringen Bedeutung lehrreiche Erfahrungen für künftige Organisationen zur Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidung und Rohstoffen auf der Basis langfristiger Kredite.

Die argentinische Produktion

Die Wichtigkeit, die ich den Rohstoffen des äußersten Südens Amerikas beimesse, beruht nicht allein auf der Rolle, die sie ihrer Art und Menge wegen auf dem Weltmarkt spielen. Ich glaube, daß es bei jeder Bemühung um den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas angezeigt ist, die Aufmerksamkeit auf die außerordentliche Leichtigkeit zu lenken, mit der Argentinien dank einer bestimmten nationalen Wirt-

schaftspolitik in der Lage ist, sowohl seinen gegenwärtigen Exportüberschuß beträchtlich zu vermehren, als auch die Mannigfaltigkeit seiner Produktion an Rohstoffen des Pflanzen-, Tier- und Mineralreichs zu steigern. Der ungeheure, der Erschließung harrende Reichtum seines Bodens ist schon so nahe der Oberfläche, daß nur der letzte Spatenstich fehlt, um diese Überfülle zu erschließen. Aber dieser letzte Spatenstich erfordert Wissenschaft, Technik und Arbeitskräfte, die Argentinien bereits in seinen zahllosen inneren Anstrengungen ausgegeben hat (von denen einige jedes Maß überschritten), und über die andererseits Europa und vielleicht auch Nordamerika im Überfluß verfügen. Diese Tatsache ist ein weiterer Beweis für die Wichtigkeit und Notwendigkeit der internationalen Zusammenarbeit zum Besten der beteiligten Völker.

Die argentinische Produktion wird durch folgende Tatsachen gekennzeichnet:

a) sie umfaßt, wie allgemein bekannt, Produkte, die Europa weder in ausreichendem Maße produzieren kann, noch je wird produzieren können, um das gegenwärtige Niveau der Lebenshaltung seiner dichten Bevölkerung aufrechthalten zu können;

b) die argentinische Produktion wächst und kann mehrere Jahrzehnte hindurch mit größerer Schnelligkeit zunehmen als die argentinische Bevölkerung und ihr Konsum;

c) nicht nur können die Exportüberschüsse der gegenwärtigen Produktion gesteigert werden, es kann auch die Zahl der Produkte vermehrt werden.

Hinsichtlich der gegenwärtigen Bedeutung der argentinischen Ausfuhr genügt es, daran zu erinnern, daß sie jährlich 15 Millionen Tonnen beträgt im Werte von über 1 Milliarde Goldpesos (rund 1 Milliarde Dollars). Diese Ausfuhr eines Landes von nur 9 Millionen Einwohnern ist größer als die von Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland zusammen, größer als die Ausfuhr Rußlands oder Österreich-Ungarns vor dem Kriege, größer endlich auch als die von Frankreich und Belgien zusammen. Entsprechend steht es mit der argentinischen Einfuhr.

Achtzig Prozent unserer Ausfuhr bestehen aus folgenden Produkten (in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit): Fleisch, Weizen, Wolle, Mais, Häute und Leinsaat.

Wenn man in einer internationalen Untersuchung die Wichtigkeit der Produktion an Rohstoffen und Lebensmitteln zu betrachten wünscht, so dürfte es sich empfehlen, sie für die verschiedenen Gebiete der Erde unter mehreren Gesichtspunkten festzustellen: 1. die gegenwärtigen Verhältnisse; 2. die künftige Produktion; 3. die Verkehrsverhältnisse; 4. die Stellung des Landes im internationalen Handel.

Die gegenwärtige Lage der argentinischen Produktion ist allgemein bekannt. Aber es ist klar, daß vor Ablauf von zehn Jahren, wenn ganz Europa zu normalen Verhältnissen zurückgekehrt ist — sofern wir diesen glücklichen Zustand erhoffen dürfen — die Aufnahmefähigkeit der durch vegetative Vermehrung und Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse beträchtlich gewachsenen europäischen Bevölkerung erheblich größer sein wird als vor dem Kriege. Und eine kluge Voraussicht gebietet, schon jetzt an die Vermehrung der Rohstoffe und Nahrungsmittel zu denken.

Vor fünfzig Jahren importierte Argentinien Brot, weil es Weizen und Mehl nur in unzureichender Menge hervorbrachte. Andererseits brauchte England Getreide, Wolle und Fleisch. Die Engländer, Menschen von tiefem, praktischem Sinn und großem Weitblick in der Wirtschaftspolitik, begriffen, daß ein fruchtbares Land, das mit 300 Millionen Hektar sechsmal größer als Deutschland ist, annähernd 100 Millionen Hektar dem Ackerbau würde widmen können, und zwar ohne künstliche Bewässerung, ohne Düngung und ohne große technische Schwierigkeiten, und weitere 100 Millionen Hektar der Viehzucht; England erkannte, daß ein solches Land imstande sei, den Bedarf Großbritanniens an Brotgetreide, Fleisch und Wolle zu

decken. Im Jahre 1872, als Argentinien noch Getreide für sein Brot einführte, zählte es noch nicht 1000 Kilometer Eisenbahnen. Die Engländer bauten in Argentinien ununterbrochen Bahnen unter günstigen Bedingungen für das Land, so daß sie gegenwärtig über 36 000 Kilometer verfügen, wenn man die 5000 Kilometer Staatsbahn einschließt, d. h. über ein ebenso ausgedehntes Eisenbahnnetz wie dasjenige des Vereinigten Königreiches selbst. Was waren die wirtschaftlichen Folgen für Großbritannien? Die Gewinne der in den Bahnen investierten Kapitalien blieben immer klein, sie waren also nicht entscheidend. Einigen Nutzen brachte der englischen Industrie die Lieferung von Schienen, Lokomotiven und Wagen, aber das erstrebte letzte Ziel war zweifellos in der Tatsache zu suchen, daß die Produktion an Getreide und Fleisch proportional mit der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes wuchs, und darin, daß das englische Volk in dieser Produktion, von der es lange Jahre über $^2/_3$ aufnahm, einen großen Teil der Rohstoffe fand, die es in jährlich wachsendem Maße für seine Bevölkerung benötigte, und zwar zu Preisen, die niedriger waren als der Weltmarktpreis, ehe die argentinische Produktion auf ihm erschien.

Und viel, unendlich viel größer als der Nutzen Englands ist der Nutzen, den Argentinien aus diesen riesigen Bahnnetzen gezogen hat. Diese Tatsache ist eines der bemerkenswertesten Beispiele für die Wichtigkeit, welche die wirtschaftliche Zusammenarbeit zweier Nationen hat und haben kann, ebenso wie die Zusammenarbeit aller zivilisierten Länder. Nicht durch Abschließung, sondern durch geistigen und kommerziellen Anschluß an die Welt wird die Wohlfahrt eines Volkes gefördert.

Aus derselben Überlegung wie die Engländer begnügten sich die Franzosen nicht damit, dauernd die starken geistigen Bande zu pflegen, die sie mit Argentinien verbanden und noch verbinden, sondern sie wußten auch am Eisenbahn- und Hafenbau teilzunehmen, wobei sie ausgezeichnete Erfolge für ihr eigenes Wirtschaftsleben erzielten. Auch Belgien und andere Nationen trugen in ansehnlichem Umfange dazu bei, den im Boden Argentiniens schlummernden Reichtum eines Nationalvermögens in sichtbaren Reichtum umzuwandeln, der seinen Weg über die Meere finden kann.

Die Vereinigten Staaten haben gleichfalls in einer für beide Teile höchst befriedigenden Form diese Art der Zusammenarbeit mit Argentinien begonnen.

Und diese Zusammenarbeit ist leicht, weil es sich um ein Land handelt, das keine internationalen Probleme kennt, keine Rassen- oder Religionsfragen, weder Haß noch Vorurteile, ein Land, das so geworden ist, wie seine Schöpfer und die Verfassung es gewünscht hatten, wie es Argentiniens Volk und Regierung laut verkünden, die Arme weit geöffnet für alle ehrlichen Menschen der Welt, die auf seinem Boden zu wohnen wünschen.

Die neue Wirtschaftspolitik Argentiniens

Unzweifelhaft bilden heute die Eisenbahnen nicht das dringendste Mittel zur Vermehrung der Produktion, wenn auch der weitere Ausbau des Bahnnetzes, insbesondere der Sekundärbahnen, von großer Wichtigkeit sein wird.

Man wird nicht zu viel von der Verbesserung der Anbaumethoden erwarten dürfen, aber immerhin eine Steigerung des Ertrages um 10 bis 20 Prozent je Hektar. Man kann unseren Ertrag von 700 Kilogramm je Hektar nicht mit dem von 1500 bis 3000 in Europa vergleichen, weil eine argentinische Bauernfamilie bei unserer extensiven Wirtschaftsweise dreimal mehr Weizen produziert, als eine europäische Familie mit gleichem Kraftaufwand und mehr Kapital. Aber daß die Getreideproduktion in Argentinien beträchtlich vermehrt werden kann, ist eine Tatsache, die von allen Sachkennern zugegeben wird.

Crysin, Direktor der Gesellschaft der russischen Kooperativen, der gegenwärtig Nahrungsmittel für Rußland zu kaufen sucht, erklärte mir vor einigen Wochen in

London, daß Rußland binnen vier Jahren erneut mit Argentinien in der Ausfuhr von Getreide konkurrieren werde. Ich wünsche für Rußland und für Europa, daß diese Erwartung in Erfüllung geht, aber ich fürchte, daß es in so wenigen Jahren nicht gelingt.

Eine beträchtliche Vermehrung der argentinischen Produktion wird allerdings nur zu erreichen sein, wenn die erwähnte Politik zu ihrer Entwicklung durchgeführt wird, und wenn außerdem in größerem Umfange als bisher internationale Kredite organisiert werden, welche den Absatz dieser Produkte in Europa erleichtern.

So wichtig auch für Argentinien die Zunahme seiner gegenwärtigen Agrar- und Viehzuchtproduktion sein mag, so wäre es doch höchst nachteilig, wenn sich nicht gleichzeitig mit dieser Zunahme eine größere Mannigfaltigkeit dieser Produktion einstellen würde und eine gleichwertige Entwicklung der argentinischen Industrie. Wir sind an einem wirtschaftlichen Wendepunkt angelangt, der viel Ähnlichkeit zeigt mit dem Deutschland zur Zeit des Volkswirtes List und mit den Vereinigten Staaten vor vierzig Jahren.

Argentinien darf und kann zu seinem Wohl wie zu dem Europas nicht weiterhin ein Land bleiben, das ausschließlich Fleisch, Weizen, Wolle, Häute und Mais exportiert, sondern kann und muß in nicht allzu ferner Zeit Petroleum, Baumwolle und andere Gespinstfasern, Reis, Yerba, Hölzer und zahlreiche Mineralien produzieren und auch exportieren; es kann und muß auch danach streben, seine Produktion in einem fortgeschritteneren Verarbeitungsstadium zu exportieren als bisher. Europa wird im Austausch viele Fertigfabrikate, Chemikalien usw. liefern, die in Argentinien nicht hergestellt werden können, und vor allem Industriemaschinen jeder Art, die Argentinien noch für lange Zeit nicht wird produzieren können.

Die argentinische Wirtschaftspolitik ist zu lange unverändert geblieben, und wenn sie jetzt aus der Agrarperiode zur Industrieperiode übergeht, so wird das in einer Form geschehen, die den gegebenen Verhältnissen Rechnung trägt, d. h. ohne Benachteiligung der Landwirtschaft.

Es dürfte zweckmäßig sein, sich vor Augen zu halten, daß Argentinien bei der Verarbeitung seiner Agrar- und Viehzuchtprodukte noch ein ungeheures Feld vor sich hat. Es genügt ein einziges Beispiel. Die Butterproduktion, die vor dem Kriege 10 Millionen Kilogramm betrug, ist in wenigen Jahren auf 32 Millionen Kilogramm gestiegen; über die Hälfte der Produktion wird ausgeführt. Nachdem Argentinien noch im letzten Vorkriegsjahr 5 Millionen Kilogramm Käse eingeführt hatte, vermochte es später nicht nur schnell seinen eigenen Konsum (20 Millionen Kilogramm jährlich) zu decken, sondern noch ebensoviel zu exportieren. Wenn man berücksichtigt, daß in Argentinien drei Millionen Kühe mit einem Betrag von je fünf Litern täglich gemolken werden, erkennt man, welche Mengen in Betracht kommen, wenn der Ertrag auf sieben bis neun Liter steigt (was bei dem heutigen Arbeitssystem erreichbar ist), und wenn statt drei Millionen alle zwölf Millionen Kühe gemolken werden.

Analoges ließe sich sagen von der Verarbeitung unserer 170 Millionen Kilogramm Häute, dem Waschen unserer 140 Millionen Kilogramm Wolle jährlich, und von dem Spinnen, Weben und der weiteren Verarbeitung eines guten Teiles dieser Produktion.

Was unsere Petroleumquellen anbelangt, die gegenwärtig großes Interesse erregen, so hat man nachweisen können, daß ihre augenblickliche Produktion von jährlich 300 000 Tonnen binnen fünf Jahren leicht verfünffacht werden kann; d. h., daß in wenigen Jahren die Ausfuhr im großen Stile einsetzen kann.

Unsere Produktion einer ausgezeichneten Baumwolle, die unter den günstigsten Verhältnissen wächst, stieg binnen sechs Jahren von drei Millionen auf 20 Millionen Kilogramm, und könnte ganz beträchtlich werden, wenn sie mehr Anreiz und Förde-

rung erhielte. Ähnliches gilt von Reis und einigen anderen Kulturen. Es würde zu weit führen, wenn ich auf die ungeheuren greifbaren Naturschätze Argentiniens, wie die Kohlenlager, die ungeheuren Wälder von Edelhölzern und eine Unzahl Mineralvorkommen eingehen würde. Ich bin fest davon überzeugt, daß es wenig Länder auf der Erde gibt, die in den nächsten 50 Jahren Europa eine gleiche Menge un- und halbfertiger Rohstoffe werden liefern und von Europa eine gleiche Menge Maschinen und Hilfsmittel für ihre industrielle Entwicklung werden kaufen können.

Die großen europäischen Nationen, und vielleicht Deutschland mehr als jede andere, befinden sich heute Argentinien gegenüber in einer ähnlichen Lage, wie England vor 50 Jahren, als es begann, mit seinem Kapital, seinem Finanztalent und seiner entwickelten Technik unser großes Eisenbahnnetz zu bauen.

Was braucht Europa gegenwärtig, wenn es dazu beitragen will, diese neue und wichtige zweite Periode der Entwicklung der argentinischen Produktion zu seinem eigenen Vorteil zu beschleunigen? Heute handelt es sich nicht nur um Schienen und Kapital. Heute muß die Einwanderung wertvoller Menschen, Techniker und Organisatoren hinzukommen, die unter Zusammenarbeit mit der argentinischen Bevölkerung diese neue Wirtschaftspolitik zur Tat werden lassen.

Ich habe mir erlaubt, zu behaupten, daß während der letzten zwölf Jahre unsere Aufnahmefähigkeit für die Einwanderung annähernd erschöpft war. Die Kontingente von 200 000 geringwertigen Einwanderern, die wir in Argentinien in jedem der letzten fünf Jahre vor dem Kriege empfingen, waren mehr, als das Land damals vertragen konnte. In früheren Jahren waren sie nützlich, weil unsere landwirtschaftliche Entwicklung ein schwindelerregendes Tempo angenommen hatte, aber seit 12 bis 15 Jahren machte die Aufnahmefähigkeit täglich dringender die neue Wirtschaftspolitik einer größeren Mannigfaltigkeit der Produktion und größerer Industrialisierung notwendig. Ohne diese neue Wirtschaftspolitik werden wir weniger Einwanderer benötigen.

Die staatliche Kolonisation muß einer der ersten Schritte sein. Aber ich denke dabei nicht an eine schwache Kolonisation wie die bisherige. Die Länder, welche die Kolonistenfamilien senden, müssen durch große Organisationen und mit Staatshilfe bei der Kolonisation mitwirken, und das ist einer der Punkte, hinsichtlich deren Europa, und besonders Deutschland und England, in Argentinien etwas vollbringen können, was sich künftig als den englischen Bahnen ebenbürtig erweisen wird. Die rationelle Kolonisation wird alle Gebiete Argentiniens und alle Kulturen umfassen und wird aus Gruppensiedlungen bestehen müssen, die imstande sind, die besondere kulturelle Atmosphäre mitzubringen, in der die Ansiedler in ihrer Heimat gelebt haben, und gediegene Genossenschaften zu schaffen.

Das größte Hindernis beim wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas

Das schwere Hindernis, das die Schwankungen des Wechselkurses und die fortschreitende Entwertung einiger Währungen für die rationelle Verteilung der Rohstoffe und für die Kreditfrage bieten, hat meines Erachtens zwei Seiten: die der vorübergehend ungünstig gewordenen internationalen Zahlungsbilanz und die der systematisch und dauernd passiven Bilanzen.

Der erste Fall ist ebenso wie der Fall der übermäßigen gelegentlichen Papiergeldemissionen nicht schwerwiegend, solange diese Unzuträglichkeiten und Schäden nicht von Dauer sind.

Aber wenn ein Land eine ungünstige Zahlungsbilanz, eine ebenso ungünstige Bilanz der Staatsfinanzen hat und in die Zwangslage versetzt ist, beständig neue

Emissionen zu machen, so werden die Unzuträglichkeiten und Schwierigkeiten organisch, dauernd und unvermeidlich, unter schweren Schädigungen für das betreffende Land und für alle anderen, die direkt oder indirekt mit seiner Wirtschaft verbunden sind.

Um jedes Mißverständnis zu vermeiden, möchte ich bemerken, daß ich nicht die internationale Wirtschaftsbilanz meine, weder die der Werte noch auch die eigentliche Handelsbilanz, noch endlich auch eine Bilanz der Kredite, ich meine vielmehr die reale Bilanz der Zahlungen, wie sie Tornquist in Argentinien und Schmidt in Frankfurt auffassen, bei denen auf der Aktiv- und Passivseite alle wirklich erfolgten Zahlungen erscheinen.

In dieser sehr ernsten Lage der dauernden passiven Bilanz befinden sich Deutschland und andere Länder, und angesichts des enormen Gewichtes, das sie in die Wagschale der Weltwirtschaft werfen, wirkt ihre Krisis auf andere Länder zurück und tut dies in täglich wachsendem Maße, solange nicht die Papiergeldflut eingedämmt und der dauernden Zunahme der Passivität Einhalt geboten wird, die durch Faktoren bedingt ist, die weniger wirtschaftlichen als vielmehr politischen und finanziellen Charakters sind.

Die fortschreitende Entwertung der Mark ist unvermeidlich, wie ich schon vor einem Jahre auseinandergesetzt habe, die Mark kann dem Wege der österreichischen Krone folgen und schwere Krisen in allen Ländern Europas hervorrufen, wenn nicht ein annähernder Ausgleich in der äußeren Zahlungsbilanz Deutschlands und in seinen inneren Finanzen sich vollzieht, und wenn die neue innere Preispolitik nicht gesündere Bahnen einschlägt.

Wie allen, die überhaupt sehen wollen, bereits klar geworden ist, besteht das einzige Heilmittel darin, daß die Alliierten die ungeheuren Besatzungskosten vermindern, ein großzügiges und langbefristetes Moratorium für die Reparationen zugestehen und dann die rohstoffproduzierenden Länder lange Kredite gewähren.

Wenn diese drei dringend erforderlichen Maßnahmen getroffen werden, so können das Deutsche Reich und auch andere Staaten ihre inneren Finanzen in Ordnung bringen. Sehr bald würde sich dann die Stabilisierung der Mark einstellen. Andererseits glaube ich, daß eine „Deflation" weder für Deutschland zu erwarten ist, noch auch daß sie wünschenswert wäre.

Mit Keynes stimme ich darin überein, daß das Hilfsmittel einer großen internationalen Anleihe nicht zu verwirklichen ist. Eine Anleihe von einigen hundert Millionen wäre nützlich, wenn diese organischen Ursachen der Störung des Gleichgewichts von Grund aus behoben sind.

Mit diesem ersten Schritt in der Richtung auf die Stabilisierung könnte der zweite getan werden: die Einrichtung eines Konversionsfonds und einer Institution ähnlich der argentinischen Konversionskasse. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihren Kassen alsbald nach der Errichtung Gold zuströmen würde und Deutschland dann anfangen könnte, seine Kriegsschulden zu bezahlen.

Von der argentinischen Konversionskasse möchte ich nur erwähnen, daß sie ohne eine einzige Münze eröffnet wurde und heute über einen Goldbestand verfügt, der 82 Prozent unseres gesamten Umlaufs an Zahlungsmitteln darstellt. Mit den 500 Millionen Goldpesos der argentinischen Konversionskasse könnten bei dem heutigen Kurse der gesamte deutsche Notenumlauf (200 Milliarden Mark) und außerdem die 300 Milliarden Mark betragende schwebende Schuld Deutschlands abgedeckt werden.

Wenn Argentinien das in 30 Jahren erreicht hat, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß es in wesentlich kürzerer Zeit diesen 60 Millionen Menschen möglich sein würde, die mit der Wissenschaft, der Technik und der Arbeit einen förmlichen Kultus

treiben, dieser Rasse, die eine so außerordentliche Kulturhöhe erreicht hat, diesem weisen und tatkräftigen Volke.

Wie groß wäre im günstigsten Falle die Zahlungsfähigkeit Deutschlands? Argentinien schuldet dem Auslande in Gestalt von Eisenbahnaktien, Staatsschulden, Hypothekenpfandbriefen usw. über 2½ Milliarden Goldpesos und kann den Zinsendienst hierfür pünktlich erfüllen. Diese Abhängigkeit vom Auslande beeinträchtigt heute unser wirtschaftliches Leben nicht mehr im geringsten. Wenn Deutschland seine wirtschaftliche Freiheit zurückerhält, so wird es, da seine Leistungsfähigkeit annähernd drei- bis viermal so groß ist als diejenige Argentiniens, ohne Zweifel auswärtige Verpflichtungen in drei- bis vierfacher Höhe erfüllen können, d. h. in Höhe von 30 bis 40 Milliarden Goldmark. Ich glaube, daß die gesamten Zahlungen ans Ausland (Besatzungskosten, Zwangslieferungen, Reparationen usw.) die Zinsen dieser Summe nicht wesentlich übersteigen können, die wahrscheinlich das Maximum der deutschen Leistungsfähigkeit darstellt, immer vorausgesetzt, daß Deutschland die Frist erhält, die es jetzt braucht, um seine internationale Zahlungsbilanz und seine inneren Finanzen in Ordnung zu bringen mit dem Ziele, seine Währung zu stabilisieren und sich frei in der ganzen Welt zu betätigen. Werden diese Vorbedingungen erfüllt, so steht zu erwarten, daß Deutschland seine Verpflichtungen aus dem Kriege erfüllen kann, und zugleich würde die Weltwirtschaft von einem Alpdruck befreit.

* * *

Es sei mir gestattet, damit zu schließen, daß ich, für einen Augenblick die technischen Probleme beiseite lassend, eine ethische Grundlage des wirtschaftlichen Wiederaufbaus berühre.

Keinen Aufschub duldet die Notwendigkeit, die Leiden der Gesamtheit und des einzelnen in der inneren und äußeren Politik auf ein menschliches und erträgliches Maß zu mildern, Leiden, welche der Krieg gebracht hat, und welche die Friedensverträge ins Riesenhafte gesteigert haben.

Keinen Aufschub duldet die Notwendigkeit, daß die Männer, die über das Schicksal der Völker gebieten, sich zu Verhandlungen entschließen, die zu einem wirklichen Frieden führen, zu einem Frieden ohne Haß und ohne Knechtschaft.

Jeder Tag Verzögerung bedeutet eine weitere Erschwerung des wirtschaftlichen Wiederaufbaus Europas und der Wiederherstellung der Wohlfahrt seiner Bewohner.

Politische Strömungen in der indischen Kultur

Von

Benoy Kumar Sarkar

I

Auf der Grundlage vergleichender Studien von Jahrhundert zu Jahrhundert will ich das folgende Ergebnis vor Augen führen: Es gab in Griechenland, in Rom, im Mittelalter und bis zur industriellen Revolution keine politischen, wirtschaftlichen und staatsrechtlichen Anstalten, für welche nicht eine Parallele oder ein gleicher Vorgang auch in Indien gefunden werden konnte, und zwar in dem Zeitraum gleichgestellt mit dem von Perikles bis Dante. Diese Gleichheit zwischen dem

Osten und dem Westen findet man in der Realpolitik sowie in der Staatsphilosophie — in ihrer Kraft wie auch in ihrer Schwäche.

Ich will nur einen kurzen Einblick in die demokratischen Einrichtungen, in die weltherrschaftliche Verwaltungskunst, in das republikanische Staatsleben, in die Lehre des Widerstandes und in die allgemeine Philosophie des persönlichen Energismus geben, welchen das indische Volk so oft in seiner Geschichte bewiesen hat.

II

Swarâj (Demokratismus)

Wir wollen mit den Swarâj-Anstalten, das heißt den demokratischen Körperschaften, in welchen das Volk des Landes zusammenarbeitet, anfangen und die religiösen, wissenschaftlichen und Erziehungsanstalten beiseite lassen. Doch vielleicht ist es von Interesse, zu wissen, daß in der Zeit der ersten Jahrhunderte nach Christus eine literarische Akademie, genannt die Tamil Sangam, sehr einflußreich in Madura (Südindien) war. Diese Gesellschaft von Schriftstellern bestand aus 49 Mitgliedern. Die Aufgabe dieser Akademie war, das Unkraut in der Poesie und den Erzählungen auszurotten.

1. Geschworenengerichte

Das Schwurgerichtssystem ist eine der ältesten Einrichtungen, durch welche die Indier sich ihrer Swarâj oder volkstümlichen Selbständigkeit erfreuten. Ungefähr 387 vor Christus wurden einige buddhistische Mönche von den Ubbahika, das heißt von den Geschworenen in Vesali, einer Stadt in Ostindien, verhört. Solche Geschworenengerichte waren etwas Alltägliches in der Sangha, das heißt in den kirchlichen Regierungsformen.

Dieses System herrschte auch im Kaiserreich der Maurya (ca. 300 v. Chr.). Nach dem Artha-schastra (das heißt „Die Wissenschaft der staatlichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten") von Kautilya, der zu jener Zeit Finanzminister war, wurden die sämtlichen Streitigkeiten betreffs der Ansprüche auf Land von den leitenden Männern der Nachbarschaft untersucht und geurteilt. Und wenn die Meinung nicht übereinstimmend war, dann wurde der Rechtsfall dem Mehrzahlprinzip gemäß entschieden.

Das Prinzip des Schwurgerichts ist von Schukra, dem Staatspolitiker des achten Jahrhunderts n. Chr., in seinem Buch „Nitischastra" (das heißt, die Wissenschaft des politischen Lebens) auf folgende Weise beschrieben worden: „Die Leute, die im Dorf und im Walde wohnen, sollen von ihresgleichen verhört werden, die Kaufleute von Kaufleuten und die Soldaten von ihren Kompaniekameraden." So sehen wir hier die Gebrauchsweisen der „Femgerichte" vom 13. Jahrhundert, die ein Merkmal der Germanen zwischen dem Rhein und der Weser waren.

2. Methoden des öffentlichen Lebens

In allen Zeiten haben die Inder die Methoden der Beratung in öffentlichen Versammlungen gebraucht. Wir werden nur einige Punkte anführen.

Es gibt zwei Rechtsbücher vom 4. Jahrhundert v. Chr., in welchen wir die Regeln für die Versammlungen vorfinden. Das erste kennt man unter dem Namen Mahâ-vagga, das heißt „Die große Sammlung der Gesetze", und das andere ist bekannt als Chulla-vagga, das heißt „Die kleine Sammlung der Gesetze".

Eine Vorschrift in der Mahâ-vagga ist die folgende: „Sollte eine offizielle Handlung von einer unvollständigen Versammlung besprochen werden, dann muß diese als rechtsungültig angesehen und darf nicht als eine fertige Arbeit behandelt

werden." Unter solchen rechtswidrigen Begebenheiten nennt uns die Mahâ-vagga jene, in welchen die beschlußfähige Anzahl von Männern in einer Versammlung fehlt.

Die Chulla-vagga beschreibt drei Methoden von Wahlarten: die geheime Methode, die Methode des Flüsterns und die offene Methode. Schmale, farbige Röhrchen (Salâkâ) wurden bei der Abstimmung gebraucht, und jede Farbe bedeutete eine bestimmte Meinung.

3. Wirtschaftliche Verbände

Ähnliche Methoden der demokratischen Beratungen wurden von Bauern, von industriellen Arbeitern und von Kaufleuten angewendet. Dies wissen wir hauptsächlich von den Statuten der beiden Rechtsgelehrten Brihaspati (ca. 500 n. Chr.) und Nârada (ca. 700 n. Chr.).

Die wirtschaftlichen Verbände waren allgemein als die S r e n i bekannt. Diese indischen Körperschaften können wir mit den Zünften und Innungen im europäischen Mittelalter vergleichen.

Die Sreni wurden von einem Rat, bestehend aus zwei, drei oder fünf Personen, geleitet. Sie hatten ihre eigenen Innungshäuser, in denen sie ihre Angelegenheiten besprachen. Gesetzlich waren die ökonomischen Korporationen als öffentliche Anstalten anerkannt. Die Sreni hatte das Recht, mit anderen Körperschaften Verträge (die in indischer Sprache Samaya genannt sind) abzuschließen, und die zwischen den Zünften abgeschlossenen Verträge wurden vom Staate für gleichberechtigt erachtet, wie die zwischen den Einzelpersonen.

Die schriftliche Vollmacht konnte von der Innung auf eines ihrer Mitglieder übertragen werden, und dieses konnte von dieser Vollmacht im Gericht und in andern öffentlichen Anstalten Gebrauch machen. Die Innungen übten das Recht aus, die Zahl der Lehrlinge und Gesellen sowie die Arbeitsstunden zu bestimmen. Schon 500 v. Chr., in der Zeit des Juristen Gautamas, hatten die Verbände der Kaufleute, Handwerker, Bauern, Musiker und Geldverleiher alle ihre eigenen Gerichtshöfe. Zusammengenommen werden die Europäer in dieser Swarâj oder Selbständigkeit der indischen Innungen nichts anderes finden, als liber burgus — die städtische Freiheit — welcher sich die Bürger von Köln, Florenz, London, Paris und anderen Städten des Mittelalters dank der politischen Tätigkeit der wirtschaftlichen Korporationen erfreuten.

III

S a b h â (Versammlungen)

Die volkstümliche Verwaltungskunst und die Fähigkeit der Gemeinarbeit ist in den verschiedenen gesetzgebenden Körperschaften deutlich erkennbar. Die indische Geschichte macht uns mit drei Stufen solcher S a b h â oder Versammlungen bekannt. Diese waren die Dorf-, Stadt- und Reichsräte, und selbstverständlich stimmten sie mit den Gerichtsbezirken überein.

1. Der Ortsvorstand.

Den vorgeschriebenen Regeln des Ortsvorstandes im Kaiserreich der Chola in Südindien (900 bis 1300 n. Chr.) entsprechend, mußten die Mitglieder des Gemeinderates älter als 30 und jünger als 75 Jahre sein. Zu gleicher Zeit mußte man zwei wichtige Bedingungen erfüllen, wenn man als Mitglied aufgenommen werden wollte. Zu allererst war es notwendig, Eigentümer von wenigstens 1¼ Acker Land zu sein, für welches der Regierung eine Steuer bezahlt werden mußte. Zweitens war man verpflichtet, Besitzer eines auf eigenem Grunde erbauten Hauses zu sein.

Die Macht der Ortsbehörde im mittelalterlichen Indien war ungeheuer. Im elften Jahrhundert hatten die Dorfversammlungen in Madras und in Ceylon das

Recht, in Mord- und Diebstahlsfällen das Urteil zu sprechen. Sie konnten die Verbrecher bestrafen. In gewissen Gegenden waren diese Ortsbehörden die alleinigen Eigentümer des Landes, und sie konnten sogar die „Hauptmänner des Jahres", das heißt die gewählten Beamten, für ihre Nachlässigkeit im Dienste bestrafen.

Oft erhielt die Behörde größere Landstücke als Geschenk für wohltätige Werke, und diese wurden von eigens dazu ernannten Kommissionen verwaltet. Für die gleichen Zwecke übernahmen sie Geldanleihen, und so funktionierten sie gleich einer Bank. Alle örtlichen Steuern wurden von ihnen eingesammelt. Manchesmal hatten sie das Recht, ganze Dörfer von diesen Steuern zu entlasten. Alle diese Nachrichten stammen von den Urschriften in der tamilischen Sprache.

2. Städtische Korporation

Die Stadt Pataliputra am Ganges wird von dem Griechen Megasthenes, welcher der Botschafter beim Maurya-Kaiserreich war (302 v. Chr.), beschrieben. Man liest in seinem Buch „Indika", daß der Stadtrat aus 30 Mitgliedern bestand und in sechs Abteilungen eingeteilt wurde. Die Pflege der städtischen Gebäude, die Festsetzung der Preise, die Verwaltung der Märkte, Straßen, Hafenanlagen usw., die Überwachung des Handels und der Industrie, die Zahlennachweisung der Bevölkerung, die Anwendung des Sanitätsrechts und andere öffentliche Angelegenheiten wurden alle zusammen vom Rat der Stadtväter geleitet.

Megasthenes berichtet uns nicht, ob in seiner Zeit jemand singen konnte:

„Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort."

Aber es besteht kein Zweifel, daß nach den in seinem Buch angegebenen Messungen die indische Hauptstadt am Ganges die größte Stadt der Welt war. Der Umfang von Pataliputra war mehr als viermal so groß, wie der von Athen in der Zeit des Perikles oder der von Rom unter Augustus. Der ganze Umkreis, wie ihn Megasthenes selbst sah, war beiläufig 21½ englische Meilen, somit war er ungefähr doppelt so groß, wie der von Rom in der Zeit des Aurelius.

Folglich müssen die Lehrer der vergleichenden Politik die Tatsache gelten lassen, daß die indischen Bürgermeister atlantische Schultern haben mußten, um die Verantwortung von zwei europäischen Roms in einer morgenländischen Weltstadt zu tragen.

3. Reichsrat

Während der ersten Jahrhunderte n. Chr. gab es fünf große „Versammlungen" in den Königreichen der Chera, Chola und Pândya im fernsten Südindien. Die Rechte und Privilegien des Volkes waren von dem Rat der Volksabgeordneten geschützt. Der Priesterrat besorgte die religiösen Festlichkeiten. Der Rat der Ärzte übernahm die Versorgung der öffentlichen und königlichen Gesundheit. Der Rat der Astrologen setzte die Daten der nationalen Zeremonien fest. Letzterer war dem der Auguren in Rom gleich. Schließlich leitete der Ministerrat die Verwaltung der Gerichte und staatlichen Finanzen. Jede dieser fünf Versammlungen hatte ihr eigenes Rathaus in der Hauptstadt, um ihre Geschäfte und Beratschlagungen auszuführen.

IV

Pax Sârva-bhaumica (Der Friede des Welt-Kaiserreichs)

Es ist klar, daß die Swarâj-Einrichtungen mannigfache Gelegenheiten in Indien erzeugten für die Selbständigkeit des Willens und den Geist der Zusammenarbeit. Wir müssen jedoch nicht denken, daß das politische Leben nur in der atomistischen

Richtung, zum Beispiel in der örtlichen Freiheit und anderen Formen der demokratischen Dezentralisation, funktionierte. Im indischen Staatsleben gab es auch eine andere Strömung, welche gerade im Gegensatz zum Swarâj-Prinzip arbeitete.

Dieses entgegengesetzte Prinzip findet man in der Zentralisation und in der Verwaltungseinheit vor, welche von Zeit zu Zeit von den mächtigen Staatsmännern und Herrschern eingerichtet wurde. Der größte Ehrgeiz der politischen Tätigkeit bestand in der Erringung des höchsten Status, nämlich des Sarva-bhaumas, das heißt des Weltherrschers. Der Sarva-bhauma war gleichgestellt dem „dominus omnium" oder dem Meister der „universitas quaedum", beschrieben von dem mittelalterlichen Juristen Bartolus (ca. 1350), und dem Weltmonarch, den Dante in seinen politischen Forschungen „De Monarchia" erhoffte.

Auf jeden Fall finden wir in der indischen Geschichte viele Versuche, die verschiedenen Teile des Landes und die verschiedenen Volksstämme zusammenzubringen. Durch solche Vereinigungsverfahren wurden die Zentripetalkräfte in Wirksamkeit gesetzt. Und so wurde der nationale Friede errichtet, den man Pax Sârva-bhaumica nennen kann, will man eine neue politische Kategorie nach der Pax Romana schmieden.

Jetzt wollen wir von einigen imperialistischen Einrichtungen sprechen, die dazu dienten, Weltfrieden (Pax Sarva-bhaumica) zu errichten und zu gleicher Zeit gegen die zentrifugalen Kräfte der Swarâj zu wirken.

1. Heerstraßen

Im elften Jahrhundert erbaute Kaiser Kuloltunga (1070—1118) eine Heerstraße der Koromandelküste in Südindien entlang. Sie war 1200 englische Meilen lang und erstreckte sich von den Ufern der Mahanadi in Orissa bis nach Kottaru in der Nähe von Kap Comorin.

Im 4. Jahrhundert v. Chr. baute Chandragupta Maurya eine Landstraße in Nordindien. Sie war 1100 Meilen lang und reichte von der Hauptstadt Pataliputra bis zu der Grenze von Afghanistan, welches damals ein Teil des indischen Reiches war. Die Lehrer der politischen Geographie und der Geschichte des römischen Kaiserreichs brauchen nicht auf die militärische und wirtschaftliche Wichtigkeit solcher Straßen aufmerksam gemacht zu werden.

2. Volkszählung und Vermessung

Die Volkszählung im Maurya-Kaiserreich war sehr umfassend. Die Beamten zählten nicht nur die Bewohner der Häuser, sondern notierten sich auch die Felder, die Gärten, die Straßen, die Haiden, die Wasserleitungsanstalten usw. Solche Erkundigungen wurden von dem Kaiser Raja-raja im Jahre 986 n. Chr. eingezogen. Er hatte alle Länder ausgemessen und ein schriftliches Gesetz über die Steuer und das Recht seiner Untertanen ausgearbeitet.

Eine andere solche Vermessung wurde von dem Kaiser Kulottunga im Jahre 1086 unternommen. Hier müssen wir bemerken, daß im gleichen Jahre der König Wilhelm von der Normandie die Domesday-Ausmessung in England unternahm. Er versuchte die gleiche politische Vereinigung seines eigenen Landes zu erzielen, wie die zeitgenössischen morgenländischen Herrscher, die Cholas in Südindien oder die noch früheren Mauryas es machten.

3. Kriegsamt

Was die finanzielle Organisation, die Klasseneinteilung der Beamten und die Gerichtsrangordnung angeht, so ergibt sich in Indien ein Bild ähnlich der Zentralisation der französischen Monarchie unter Ludwig XIV. im größten Maße. Der

Raum gestattet nicht, hierbei zu verweilen, wohl aber bei der militärischen Grundlage des indischen Weltfriedens.

Nach Kautilya war das Zentrum von je 800 Dörfern der Sitz einer Festung namens Sthâniya. Im Zentrum von 400 Dörfern war eine Festung namens Dronamukhya errichtet. 200 Dörfer hatten als Mittelpunkt eine Festung namens Khârvâtika. Und eine Festung namens Samgrahana wurde in die Mitte von 10 Dörfern gestellt. So ist der strategische Plan der Festungen, in dem Arthaschastra empfohlen, welcher dazu diente, der Einigkeit zu helfen, also Pax Sârva-bhaumica zu errichten.

Das mauryanische Kriegsamt bestand aus 30 Mitgliedern, und die Gesamtzahl des stehenden Heeres, wie beschrieben von Megasthenes, Plutarch und Plinius, aus 690 000 Mann. Die Gesamtzahl des stehenden Heeres im römischen Kaiserreich erreichte ihre Höhe unter Tiberius (14—37 n. Chr.) und zählte nur 320 000 Mann. Infolgedessen hatte der indische Generalstab die Fähigkeit, mehr als zweimal soviel Mann, wie das römische Heer hatte, zu unterhalten, auszurüsten und zu mobilisieren.

Im großen und ganzen können wir uns fragen: War das römische Reich sogar unter Diokletian und Konstantin mehr zentralisiert und vereinigt als das indische Reich unter Sarva-bhaumas (Weltherrscher)? Wie unterscheidet sich dann der Geist des Westens von dem des Ostens?

V

Mâtsya-Nyâya (Die Logik der Fische)

1. Einheit

Die staatliche Einheit war in Indien nicht weniger häufig als in Europa. Wir sollten eher sagen, daß, wenn man die Bevölkerung und den Flächeninhalt betrachtet und vergleicht, so findet man, daß das Kaiserreich der Gupta (im 5. Jahrhundert n. Chr.), das Reich der Wardhana (im 7. Jahrhundert n. Chr.) und das Reich der Chola (im 11. Jahrhundert n. Chr.) vom Reiche Karls des Großen an Größe kaum erreicht wurden.

Natürlich kann die Einheit und die Ausdehnung der verschiedenartigen Reiche des Habsburger Karls V. mit jenen des mauryanischen Kaiserreichs nicht verglichen werden. Nur einmal in der europäischen Geschichte, nämlich unter dem römischen Kaiserreich während des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr., war die politische Vereinigung nach dem Muster der Maurya durchgeführt.

2. Rassenkampf

Das Nationalitätsprinzip war in Indien so wenig bekannt wie im Abendlande. Die Theorie, daß die Grenzen eines Staates mit denen der Rasse oder besser gesagt mit denen der Sprache übereinstimmen sollten, ist der bestimmte Beitrag, den Europa im 19. Jahrhundert durch den Idealismus Mazzinis und die Tätigkeit Bismarcks der Menschheit gab.

Aber während aller Zeiten von den homerischen Kriegen an kannte das Abendland nur, was Gumplowicz in seinem Buch „Rassenkampf" den „Naturprozeß" nannte. Dieser Naturprozeß ist nichts anderes, als was Spinoza den „Naturzustand" geheißen hat, welchen er als wirklichen Kriegszustand beschrieb. Nach John Stuart Mill ist es die „Anarchie der Vögel und Tiere". Das politische Leben in Indien hat nur diese Schwachheit des Abendlandes wiederholt.

Der gleiche Naturprozeß ist in der indischen Staatslehre als das Mâtsya-Nyâya, d. h. die Logik der Fische, bekannt. Es bedeutet die Kämpfe zwischen den Staaten und das Überleben des Stärkeren. Somit wurde in Indien die sogenannte Pax Sarva-bhaumica oder der Weltfriede von den vielfältig kämpfenden Staaten zerstört.

Wenn man bedenkt, daß Indien so groß ist, wie ganz Europa ohne Rußland: warum sollte man sich dann wundern, wenn man dort ebensoviele Großmächte, „neutralisierte Staaten", Pufferstaaten usw. auf allen Stufen der Freundschaft oder Feindschaft (nach der Kautilyanischen Theorie der Mandala, d. h. der internationale Kreis) ganz gleich wie in Europa findet. In der Staatswissenschaft sollte man nicht einen Maßstab für den Osten und einen andern für den Westen gebrauchen.

3. Aufgeklärter Despotismus

Eine Zergliederung des privaten Rechtes der Indier, z. B. die Gesetze über das Eigentum, den Landesbesitz, die Stellung der Bauern, den Zustand der Frau usw. würde auch zeigen, daß im Altertum und im Mittelalter bis zur französischen Revolution die Europäer sowie die asiatischen Völker dieselben Vorteile sowie die gleichen Nachteile erfahren haben. Folglich muß von allen Seiten zugegeben werden, daß vom Standpunkte der Verfassung die Kaiserreiche der Indier denen unter solchen „aufgeklärten Despoten" wie Peter dem Großen, Friedrich dem Großen und Joseph II. als ebenbürtig erachtet werden müssen. Auf Grund der historischen und objektiven Tatsachen kann man in keiner Weise behaupten, daß die politische Psychologie, die im Hintergrund der indischen Einrichtungen, Rechte und Sitten wirkte, von der der Franzosen unter den Bourbonen oder von der der Deutschen bis zum Freiheitskampf verschieden war.

VI

Gana (Republik)

Das öffentliche Recht der Indier entwickelte sich auch außerhalb des Monarchiekreises. Die Macht der Bevölkerung schuf bei verschiedenen Gelegenheiten völlig königlose, d. h. republikanische Verfassungen. Während dreier Perioden blühten die Republiken, die in der indischen Sprache Gana genannt sind, und wir kennen wenigstens 25 Arten solcher republikanischen Staaten.

Die erste Periode schließt das 5. und 6. Jahrhundert v. Chr. ein (ca. 600—450). Die zweite umfaßt die Zeit Alexanders (ca. 324 v. Chr.). Die dritte lag zwischen dem 2. Jahrhundert vor und dem 4. Jahrhundert n. Chr. (150 v. Chr. bis 350 n. Chr.).

a) ca. 600—450 v. Chr.

Während des ersten Zeitraums finden wir die Republiken in dem Tale des Ganges errichtet, hauptsächlich in dem Gebiet, das wir heute als Bihar kennen.

1. Sakiya

Shakya, der Buddha, war, wie uns sein Name zeigt, ein Bürger der Republik der Sakiya. Sein Vater Suddhodana und sein Vetter Bhaddiya wurden zu verschiedenen Zeiten zu Präsidenten des Staates erwählt. Die Volksüberlieferung, die uns mitteilt, daß Shakya sein Prinzenrecht ablegte, beruht auf Irrtum, da er gar nicht der Sohn eines Königs, sondern der Sohn eines Präsidenten der Republik war.

Die Bevölkerung des Sakiya-Staates betrug 1 Million und bewohnte ein Gebiet, das 50 Meilen vom Osten zum Westen lang war und sich 30 bis 40 Meilen südlich vom Himalayagebirge erstreckte. Die gerichtlichen und Verwaltungsgeschäfte wurden in einer öffentlichen Versammlung erledigt. Das Rathaus in der Hauptstadt, namens Kapilavastu, hieß Santhâgâra. Auch in anderen Städten der Republik gab es solche soziale Zentrums für das Volk.

2. Vajji

Die Vajji-Republik war ein Bundesstaat im alten Indien. Sie wurde von acht verschiedenen Nationen gebildet, die früher voneinander unabhängig waren. Die Hauptstadt dieser vereinigten Staaten war Vesali.

Die allgemeine Versammlung dieses Staates bestand, wie wir aus den Erzählungsbüchern oder Jatakas (z. B. von der Chullakalinga Jataka und der Ekapanna Jataka) erfahren, aus 7707 Mitgliedern. Mit andern Worten gesagt: an dieser Versammlung wie in jener der Sakiya haben sich alt und jung beteiligt.

Der Ministerrat dieser Versammlung war jedoch sehr beschränkt. Er bestand aus neun Mitgliedern, die Gana-râyâna, d. h. die Hauptmänner der Republik genannt wurden.

Aus dem Buch Atthakathâ wissen wir, daß die gerichtlichen Verhandlungen der Vajji-Republik übermäßig demokratisch waren. Damit ein Verbrecher bestraft wurde, mußte er von den sieben aufeinander folgenden Gerichten einstimmig für schuldig erklärt werden. Aber sobald ein einziges Gericht ihn für unschuldig fand, wurde er freigesprochen.

Die Ortsverwaltung unter diesen Republikanern war nicht das Monopol des männlichen Geschlechts. Die Anlage der Gärten, die Errichtung von Zusammenkunftshallen und Ruhehäusern, die Aushöhlung von Wasserbehältern und die Erbauung und Ausbesserung von Straßen und andern nützlichen Werken wurden von den Männern und Frauen zusammen bearbeitet und behandelt.

b) ca. 330 v. Chr.

Während Alexanders Zeiten waren der Pandschab und das ganze Tal des Indus reich an kräftigen republikanischen Städten und Dörfern.

1. Patala

Nach dem Sizilianer Diodorus, dem Welthistoriker, gab es ein Spatra in Indien. Es war die Stadt Patala, welche an der Spitze der Deltamündung des Indus lag. In dieser Stadt wurde das militärische Kommando zwei Erbprinzen gegeben, die zwei verschiedene königliche Familien repräsentierten. Doch die allgemeine Verwaltung wurde dem obersten Rat der Ältesten anvertraut.

2. Aratta

Die Arattas bildeten eine demokratische Genossenschaft, die wegen ihrer Räubereien bekannt war. Aber ihre militärische Hilfe und Mitarbeit erwies sich dem Kaiser Chandragupta Maurya sehr nützlich während seiner ruhmreichen Feldzüge gegen die Mazedonier und die Greco-Syrier.

3. Malava-Kshudraka-Allianz

Zwei andere Republiken zogen die besondere Aufmerksamkeit der Griechen auf sich. Dies waren die Malloi (Malava) und die Oxydrakoi (Kshudraka). Gleich den Athenern und Spartanern im alten Griechenland standen diese zwei Gana im fortwährenden Kampfe zueinander.

Alexander erfuhr jedoch einen heftigen Widerstand von ihnen, weil sie bei diesem Anlaß, der mit dem persischen Überfall in Griechenland verglichen werden kann, es ausgezeichnet verstanden, den überlieferten Haß zu vergessen und eine freundliche Entente gegen den gemeinsamen fremden Feind zu organisieren. Diese Allianz wurde durch Ehen zwischen den beiden Völkern gestärkt. Diodorus teilt uns mit, daß ein Austausch von 10 000 Bräuten stattfand.

c) ca. 150 v. Chr. bis 350 n. Chr.

Die Nachkommen dieser Republiken sah man in dem Pandschab, Rajputana und Malwa, so spät wie im 4. Jahrhundert n. Chr.

Die Yaudheya vom Pandschab waren eine militärische Rasse. In den Inschriften wurden sie als die „Helden der Kshatriya", d. h. die Waghalsigsten und Mächtigsten, beschrieben. Sie erwarben sich in dem indischen Wehrkampf gegen Alexander einen großen Ruhm.

Im Süden der Yaudheya, zwischen den zwei Flüssen Chambal und Betwa, lag das Gebiet der Malavas. Auch diese Völkerrasse zeigte sich tapfer im Kriege gegen Alexander.

Diese und andere Republiken mußten sich der Macht des Kaisers Samudra-gupta (ca. 350 n. Chr.) in gleicher Weise ergeben, wie sich die griechischen Republiken der Herrschaft des Königs Philipp von Mazedonien nach dem Kampf bei Chäronea fügen mußten.

VII

Widerstandslehre

1. Vertrag zwischen dem König und dem Volke

Sogar in der monarchischen Regierung wurde der Demokratismus der Indier durch die volkstümlichen Wahlen für den Kaiser gesichert und gestärkt. Hand in Hand mit der Praxis der Wahlen ging der Brauch, daß der König seinen Eid vor dem Volke ablegen mußte.

In dem vedischen Buch Aitareya Brâhmana lesen wir eine der ältesten Formen, in der der König sein Versprechen dem Volke gab. Der König sagte: „Wenn ich euch unterdrücken würde, dann soll ich das Recht auf den Himmel, mein Leben und meine Nachkommenschaft verlieren, sowie alles Gute, das ich von meiner Geburtsnacht bis zu meiner Todesnacht getan habe."

König Prithu gab seinem Volke ein Versprechen, welches in der Mahâbhârata aufbewahrt ist. Er sagte: „Ich werde das bhauma, d. h. mein Vaterland immer als Brahma, d. h. als den höchsten Gott ansehen. Was immer als Gesetz des öffentlichen Wohles anerkannt ist, werde ich ohne jede Verzögerung erfüllen. Ich werde niemals mein eigenes Vergnügen suchen."

In diesen Versprechungen werden die Europäer das Muster des von den fränkischen Königen gegebenen Eides finden. Gleich wie in Europa, so auch in Indien wurden diese Versprechungen die Grundlage eines Samaya, d. h. Vertrages zwischen dem König und dem Volke. Wenn der König sein Versprechen nicht hielt, dann war es wirklich ein Bruch des Vertrages. Deshalb konnten bei verschiedenen Gelegenheiten die Indier ihr Recht, einen König abzusetzen, ausüben.

2. Königsmord

Infolgedessen nahm die Lehre des Widerstandes in der Staatsphilosophie eine große Stellung ein. Nach dem Philosophen Kautilya war das Schicksal eines Tyrannen die Vertreibung aus dem Lande. Auch erklärte er, daß der größte Zorn der des Volkes ist.

Das Mahâbhârata findet die Tötung des Königs richtig, wenn er sein Reich ruiniert und zerstört. Gegen den Tyrannen ist das Gesetzbuch Manus gleich scharf gestimmt.

Der Staatsphilosoph Schukra sagt, daß der König nur ein Bediensteter ist, und daß die Steuern nur das Einkommen des Königs sind, die das Volk für seine Arbeit zahlt, und deshalb kann der König gleich jedem andern Staatsbeamten und Bürger wegen Nichtachtung des Gesetzes bestraft werden. Schukra gibt weiter dem Volke den Rat, den König zu vertreiben, wenn er ein Feind von Recht, Sitte und Kraft ist.

VIII

Die Umgestaltung in der vergleichenden Staatswissenschaft

1. Die Klima- und Rassenfrage

Indien ist nicht ein so kaltes Land wie Europa; besaß aber Europa wegen seines weniger heißen Klimas irgendwelche Vorteile in Hinsicht auf die politische Weltanschauung? Oder errichtete der menschliche Geist sogar im heißen Osten Verfassungen, die an Fähigkeit denen des Abendlandes gleichkamen?

Ferner ist das indische Volk nicht so farblos wie die Völker Europas. Wohlbegründet können wir deshalb die Frage stellen, ob der Mangel an Farbe in der Haut der Männer und Frauen in einer besonderen Weise die Europäer mit der verwaltenden Kraft ausgezeichnet hat. Kann die Geschichte auf irgendetwas im politischen Leben der Griechen und Römer des Altertums und der Franzosen, Italiener, Engländer und Deutschen des Mittelalters sogar bis zur Zeit von Napoleon und Goethe hinweisen, das als vortrefflicher im Gegensatz zu den Taten der Indier bezeichnet werden könnte?

Jung-Indien behauptet, daß der Shaktiyoga, d. h. der Energismus der asiatischen Rassen, niemals weniger mächtig war als die Tätigkeit der farblosen Rassen. Deshalb fordere ich die Lehrer der Kulturgeschichte auf, ihren klimatologischen und ethnologischen Grundsatz, an den sie seit ungefähr einem Jahrhundert gewöhnt sind, zu verbessern.

2. Macht die Augen auf

Wir schließen mit einigen Worten über die Methode, die man in der vergleichenden Staatswissenschaft gebrauchen muß.

Es ist zu bedauern, daß während der letzten zwei Zeitalter die richtige wissenschaftliche Methode in den soziologischen Studien fast niemals angewendet wurde. Die subjektive und metaphysische Dialektik von Hegel hat für lange Zeit das Studium der Kulturentwicklung und hauptsächlich die Beziehungen zwischen dem Osten und dem Westen im Bann gehalten. Die Gelehrten der ganzen Welt schlossen die Augen den Tatsachen gegenüber.

Jetzt ist die Zeit gekommen, daß die wissenschaftliche Welt ihre Augen aufmacht. Die Daten der Völkerkunde und der Archäologie sowie der vergleichenden Psychologie erfordern eine schnelle, radikale Verbesserung der traditionellen Vorstellungen und Ideen, die, wenn man die Kategorie vom englischen Philosophen Francis Bacon gebraucht, nicht würdiger sind als „Idola", d. h. Irrtümer und Aberglauben.

3. Revolution in den wissenschaftlichen Methoden

Damit man soziale, wirtschaftliche, gesetzliche und verfassungsmäßige Vergleichungen zwischen der Vergangenheit von Asien und Europa aufstellen kann, ist es unerläßlich, daß wir uns in die richtige historische Perspektive stellen.

Erstens müssen wir die gegenwärtigen politischen Zustände vergessen. Mit andern Worten, es ist notwendig, sich an eine andere Welt zu erinnern, die bestand, bevor die Dampfmaschine die industrielle Revolution zusammen mit dem sozialen Individualismus und dem allgemeinen Freiheitssinnen hervorbrachte.

Zweitens müssen wir die Tatsachen über die morgenländischen Institutionen analysieren. Bei dieser Arbeit müssen wir sehr objektiv zu Werke gehen, d. h. wir müssen jedes Vorurteil betreffs des Klimas, der Rasse, der Religionen usw. beiseite legen.

Drittens müssen wir die Tatsachen des Orients mit den übereinstimmenden Daten der okzidentalischen Geschichte auf die gleiche Wagschale legen. Im Interesse

der Wahrheit und der Wissenschaft müssen das Abendland und Morgenland „unter der gleichen Schwere des Luftdruckes und dem gleichen Zustande der Temperatur", wie man sich in der Physik und der Chemie ausdrückt, gemessen und geprüft werden.

Wenn man eine solche Methode anwenden würde, dann würde man zu der neuen Erkenntnis kommen, daß der sogenannte Unterschied zwischen dem orientalischen und okzidentalischen Geist eine Mythe ist, da er niemals in der Geschichte bestanden hat. Diese neue vergleichende Politik will deshalb darlegen, daß in der Geschichts- und Kulturphilosophie eine gänzliche Umgestaltung vorgenommen werden muß.

Mit dieser Botschaft der Revolution in den wissenschaftlichen Methoden und des philosophischen Wiederaufbaues werden die Pfadfinder der Wahrheit und die Vertreter der Wissenschaft in Deutschland von Jung-Indien begrüßt. Gebt der Welt kund, daß die Auferstehung der sozialen Wissenschaften nur dann möglich sein wird, wenn die historische Gleichheit und der Parallelismus zwischen dem Osten und dem Westen als die erste Forderung in Untersuchungen anerkannt ist.

In dem heutigen Freiheitskampf der Inder soll man nicht nur den militärischen, politischen und wirtschaftlichen Krieg gegen den fremden Imperialismus sehen, sondern auch den geistigen Krieg gegen den okzidentalischen Chauvinismus in den Rassen-, Kultur- und anderen sozialen Fragen. Ich hoffe, daß in diesem großen Kampfe Jung-Indiens die weitdenkenden Staatsmänner und Gelehrten Deutschlands eine wichtige Rolle spielen werden.

Der weite Weg

Erzählung

von

Friedrich Stieve

Vierundzwanzig Stunden in der Eisenbahn. Dann eine Nacht in Berlin und wieder zwölf Stunden in der Eisenbahn. Endlich lief der Zug in die Halle des Münchener Bahnhofes ein.

Er verließ das Abteil und den Bahnsteig, schlendernden Schrittes und etwas zermahlen von der Fahrt, aber doch gehobener Stimmung. Seit vier langen Jahren zum ersten Male wieder daheim. Das Hotel lag ganz in der Nähe, und die Koffer wurden rasch eingestellt, während er frühstückte. Dann begann der Bummel des Wiedersehens durch die Stadt. Die Brienner Straße hinauf durch den Hofgarten, die Prinzregentenstraße entlang zum Friedensdenkmal und schließlich nach dem eigenen Haus in Bogenhausen, jenseits der Isar. Es war ein sonniger Herbsttag mit zartem Dunst in der Luft und einem mattgoldigen Licht auf Pflastern und Häusermauern.

Er ging wie im Traume dahin und sog die frische Luft mit tiefen Atemzügen ein. Roch sie nicht nach Bergen, nach saftig-grünen Abhangwiesen und Neuschnee? Die Müdigkeit der Reise löste sich in eine wohlige Betäubung auf. An jedem Hause glimmten ihm Erinnerungen entgegen. Alles war sich gleich geblieben, alles war noch da. Die vornehme Ecke: Brienner Straße—Odeonsplatz, die nach dem Urteil eines Freundes so fein war, daß man sie unrasiert unmöglich passieren konnte, gab den Blick auf Ludwigstraße und Feldherrnhalle frei. Hier hielt er einen Augenblick

an und trank das altvertraute Bild mit halbgeschlossenen Augen. Die Fruchthändlerhütte vor der Hofgartenmauer bot feurige Äpfel preis, die wie frisch gewaschen im Herbstlicht glänzten. Straßenarbeiter kehrten mit langen Besen in gemächlichem Tempo den grauen Asphalt. Die wenigen Fußgänger bewegten sich gleich ihm langsam und scheinbar ziellos quer über den Platz. Dann betrat er den Hofgarten. Die Bäume waren schon halb vergilbt, und an den Rändern der Wege dehnten sich lange, braune Raupen gefallenen Laubes. Das Sonnenlicht rieselte wie Goldstaub auf Kies und Rasen. Große Ovale blühender Astern leuchteten in Rot und Blau. Er sah im Vorübergehen, wie sich dünne, von kleinen Tauperlen besetzte Fäden von den niedrigsten Ästen herab ins Gras spannen, und es war ihm, als ob sein Blick noch verschwommener, noch traumhafter wurde.

Er versuchte ganz leise aufzutreten, als wenn er niemand stören oder erschrecken wollte. Seine Schritte, die Schritte des Zurückkehrenden, kamen ihm unpassend aufdringlich vor. Wie seltsam! Was einstens sein war, wie ein Stück seines Wesens, hatte ruhig weitergelebt, während er in der Ferne weilte. In der Ferne. — Er versuchte zurückzudenken an die vier Jahre, die hinter ihm lagen und ihn von der Heimat getrennt hatten, und auf einmal schienen sie ihm so weit weg, so nebelhaft zu sein, daß er sich kaum an sie erinnern konnte. Wenn er sich anstrengte, vermochte er freilich Einzelheiten heraufzubeschwören — hastige Momentaufnahmen, die er ebensogut in einem Buche gesehen haben konnte: Ein Arbeitszimmer, in dem er am Schreibtisch saß und sich mit einem fremden Besucher freundlich, aber zurückhaltend besprach. Ein großer Saal, gefüllt mit ordengeschmückten Herren, die an einer hufartigen langen Tafel aufgereiht saßen, wie die Papageien auf der Stange, und mit etwas erröteten Gesichtern einem Festredner lauschten, Aktenstücke mit Nummern in der linken Ecke oben und mit ärgerlichen Aufträgen von der vorgesetzten Behörde. Böse, kalte Gesichter, die auf ihn gerichtet waren und ihn durch heimlich miteinander getauschte Blicke feindlich zu kritisieren schienen. Aber er fragte sich in diesem Augenblick, da er in der Prinzregentenstraße die herbstliche Farbenpracht des „Englischen Gartens" herüberschimmern sah und eine heiße Welle von Kindheitsfeiertagen ihm daraus entgegenströmte — er fragte sich mit einem plötzlichen, halb höhnischen, halb triumphierenden Auflachen, was ihn das Erleben dieser vier Jahre im Grund eigentlich angegangen habe. Er fühlte eine Leichtigkeit und jungenhafte Gleichgültigkeit, wie schon lange nicht mehr. Dienstliche Sorgen, Zorn und Eifer, seine täglichen Gäste dort draußen, waren zerronnen, und er nannte sich spottend einen Narren, weil er ihnen jemals Raum gegeben hatte.

Als er das weite Rondell unterhalb des Friedensdenkmales erreichte, sah er links von der üppig schäumenden Fontäne auf einer Bank eine junge Dame in weißer Bluse sitzen, die ihn schon von weitem anlachte. Auch er erkannte sie auf den ersten Blick. Es war die „kleine Baronesse", mit der er so oft auf gemeinsamen Ausflügen ins Isartal zusammen geschertzt und gespottet hatte. Sie nickte, als habe sie ihn gestern zum letzten Male getroffen, und während er sich neben ihr niederließ, fragte sie ruhig:

„Wie geht es Ihnen?"

„Wie geht es Ihnen? Das sagen Sie so einfach. Ich war vier Jahre fort und komme soeben von der Bahn."

Sie lachte: „Was soll ich denn sonst sagen? Was haben Sie gemacht?" Ihre braunen Augen waren voll vom Sonnenglanz des Herbsttages, und die Lider hingen fast ein wenig schläfrig darüber herab. Er betrachtete sie erstaunt von der Seite und meinte halb für sich: „Die langen, schwarzen Wimpern sind auch noch da!"

„Wundert Sie das?"

„Doch, mich wundert heute alles. Was ich gemacht habe? Ach, wissen Sie, viel und wenig. Politik!"

„Ach so! Sie waren also nicht im Krieg?"

„Nein, mich haben die Diplomaten eingezogen. Aber erzählen Sie von sich! Sie sind ja noch jünger geworden. Was macht der Bräutigam?"

Während sie mit ihrer raschen, hellen Stimme berichtete und er hin und wieder ein neckendes Wort dazwischen warf, um sie anzureizen, kam er sich seltsam verzaubert vor. So leicht knüpften sich die längst verlorenen Fäden wieder an, so einfach war es heimzukommen! Die Äste der Bäume spannen ihre Silberfäden, die Mädchen saßen auf den Bänken und warteten.

Er verabschiedete sich: „Auf Wiedersehen!" und setzte seinen Weg weiter fort. Nun war die Rückkehr wie ein leise summender Rausch in ihm, und oben auf der Terrasse des Friedensdenkmals, wo er zurückschauend die blank schimmernden Häuserreihen seiner Stadt in den blaßblauen Horizont hinausdämmern sah, gab er einen leisen Ruf des Übermutes von sich. Er beschleunigte seine Schritte und rechnete bei sich aus, daß die vier Wochen, die ihm zur Verfügung standen, eigentlich eine ganz lange Zeit seien.

In einer stillen Seitenstraße des Bogenhauser Villenviertels war er am Ziel. Da stand das kleine Haus mit den hohen Fenstern und dem Rosengarten davor. Die beiden Pappeln, die er seinerzeit hatte pflanzen lassen, waren groß geworden, sie reichten bis zum Balkon des zweiten Stockwerkes empor. Die Kletterrosen an der Wand waren weiter ausgerankt als ehedem. Vor den Fenstern standen die grünen Holzkästen mit roten Geranien. Er hatte das Haus vermietet und durfte nicht eintreten, ohne um Erlaubnis zu fragen. Das stimmte ihn ein wenig wehmütig. Trotzdem öffnete er rasch das Gartentor — es knirschte genau so heiser wie damals, da er es für vier Jahre schloß — und läutete. Eine alte Frau öffnete und reichte ihm die Hand: „Jessas, der Herr Doktor!" Aber die Herrschaften waren verreist, was ihn freilich nicht daran hindern sollte, hereinzukommen. Er wollte jedoch nicht — eine gewisse Scheu hielt ihn ab, und er erkundigte sich nur, wie es denn immer gegangen habe. Nun hub eine genaue Schilderung der Kriegsjahre und der Revolutionstage an. „Aber bei uns is niemand reinkemma, na, alles is immer ruhig blieb'n!"

Er hörte nur mit halber Aufmerksamkeit zu. Unaufhörlich ließ er seine Blicke am Hause auf und nieder wandern, und hin und wieder schielte er über die Schulter der Alten in den Vorraum, wo die weißen Gartenstühle noch am selben Fleck standen. Wie geheimnisvoll, dachte er, mein und doch nicht mein. Hier zum ersten Male bin ich fremd — im eigenen Hause. Nein, er wollte auf keinen Fall durch die Zimmer gehen, das tat sicher weh. Um ihrem Redestrom ein Ende zu machen, griff er in die Tasche seines Anzuges und holte eine Tafel Schokolade hervor.

„Hier, bitte!" sagte er fast ungeduldig.

„O, mein Gott, Schokolad', ja, so was hab'n wir scho' lang' nimmer g'sehn."

Während sie das Silberpapier behutsam ablöste und sich ein Stück losbrach, vollzog sich auf einmal in ihm ein unerwarteter Vorgang. Er mußte an ein umfangreiches Paket mit Schokolade und anderen Lebensmitteln denken, das er in seinem Koffer mitgebracht hatte. Er sah es genau vor sich, in braunem Packpapier und mit großen, roten Siegeln, und dabei fiel ihm — ganz langsam — diejenige ein, derentwegen er eigentlich hierher gekommen war. Das war wie ein plötzlicher Schreck, er fühlte sich innerlich zusammenzucken und wandte sich ziemlich unvermittelt zum Gehen.

So war es ja, er hatte es fast vergessen. Sie zu sehen, das war der eigentliche Zweck der Reise. Was mochte seiner warten? Er wußte es nicht. Nur eines war

ihm klar: etwas unendlich Schweres stand ihm bevor. Vor etwa zwei Jahren hatte er die Nachricht erhalten, daß sie erkrankt sei. Ihre Briefe hatten schon einige Monate vorher aufgehört. Seitdem war sie so weit, weit von ihm weggerückt — irgend wohin, wovon er keine klare Vorstellung hatte, in ein Sanatorium, das er nicht kannte. Er mußte sich an den Tag erinnern, da ihn diese Nachricht getroffen hatte. Der dunkelste Tag seines Lebens, an dem etwas in ihm vielleicht für immer zerbrach. Er sah sich mit dem bösen Telegramm in der Hand durch die langen Gänge des Hotels schleichen, in dem er damals wohnte, halb bewußtlos auf das unfaßliche Wort „nervenkrank" starrend. Die Springflut des Jammers, die damals in ihm aufgebraust war, lag jetzt wie ein tiefes, schwarzes Wasser da, in das er seitdem — bewußt oder unbewußt — unaufhörlich hinabgestarrt hatte. Was war eigentlich geschehen? Er hatte es niemals begriffen und hatte die kurzen ärztlichen Berichte, die er erhalten hatte, jedesmal nur mit ratlosem Kopfschütteln gelesen. Nun sollte er begreifen — nun, in wenigen Stunden vor dem Unfaßbaren mit eigenen Augen stehen.

Er zog matt, wie geschlagen, seines Weges. Die Freude des Wiedersehens war mit einem Schlag verschwunden — versunken in dem tiefen, schwarzen Wasser, über das er sich schon so lange vorher gebeugt hatte. Er beachtete seine Umgebung nicht mehr. Baumgruppen und Blumenbeete waren in Schleier gehüllt. Nur einmal, als funkelrote Vogelbeeren im sattgrünen Laube blitzten, kam ihm der flüchtige Gedanke: Man sollte nie sein Herz frohlockend in den Morgen tragen, denn man ahnt nicht, was ihm unterwegs für ein Leid geschehen kann.

* * *

Im Hotel angekommen, erfrug er den Weg, der nach dem Sanatorium führte. Erst eine halbe Stunde mit der Trambahn, dann noch 30 Minuten zu Fuß. Einen Augenblick war er geneigt, den Gang bis auf morgen aufzuschieben und statt dessen heute einen Freund zu besuchen, den er mit seiner Ankunft überraschen wollte. Das berauschende Glücksgefühl der ersten Stunde streifte ihn leise wie eine fern vorüberziehende Musik. Dann aber verbot er sich das. Was half es denn, feige zu sein. Es lag doch in ihm als bodenlos dunkle Frage, die alles andere in sich verschlang. Er aß auf der Terrasse des Künstlerhauses zu Mittag. Ein Kellner erkannte ihn wieder und plauderte mit ihm. Aber indem er scheinbar lebhaft sprach und von draußen erzählte, blätterte er im Innern alle Briefe durch, die er über den Zustand der Kranken bekommen hatte, und so oft er eine kurze Pause im Sprechen machte, war er einer Stelle begegnet, die ihn stutzig und abermals trauriger gemacht hatte. Er verzehrte die Speisen schnell, gleich einem Manne, der ein wichtiges Geschäft vor sich hat, das mit ganzer Anspannung und Aufmerksamkeit verrichtet werden muß. Endlich — so schien es ihm selbst — war er fertig und machte sich auf.

Die Trambahn war überfüllt; er mußte sich zwischen eine große Schar von Arbeitern einzwängen lassen. Aber er merkte es kaum, denn er blickte mit angespannter Aufmerksamkeit hinaus auf die Straße, um den Weg zu sehen, den der Wagen zurücklegte. Er fuhr durch Stadtteile Münchens, die ihm weniger geläufig waren. Die Häuser fingen allmählich an, einen ländlichen Stil zu bekommen. Weite Wiesen und Bauplätze trennten die Blöcke auf größere Strecken. Was er empfand, während er diese Bilder an sich vorübereilen ließ, war eigentlich immer dasselbe: Hier war sie gefahren, als man sie ins Sanatorium brachte; dieser Weg trennte sie von ihrem eigenen Haus, in dem sie Jahrzehnte geschaltet hatte. Als der Wagen an der Endstation hielt, wußte er, daß noch eine halbe Stunde zu Fuß bevorstand; er fühlte sich fast erleichtert bei diesem Gedanken. Nun war er außerhalb der Stadt; eine breite Landstraße führte in mäßigen Windungen hinaus ins Freie. Links sah

er auf die beiden waldbedeckten Höhen des Isartales, rechts standen in einiger Entfernung dunkle Fichtenwälder. Und ganz draußen, wo der Himmel sich zur Erde niederneigte, schimmerte die weißblaue Kette der Berge. Ein frischer Windhauch streifte ihn wie ein unbestimmter Gruß aus längst vergessenen Tagen. Einen Augenblick — angesichts der traumhaft durchsichtigen Höhen — vergaß er sich und wollte ihn hereinlassen, doch die Last in seinem Innern stemmte sich dagegen an. Er ging dahin, nicht zu schnell und nicht zu langsam, pflichtgemäß mit einer matten, unbeweglichen Angst, etwa wie er sie als Kind verspürt hatte, wenn er von lauten Spielen zum Unterricht gerufen wurde und das dunkle Bewußtsein hatte, daß peinigende Szenen bevorstanden, denen man nicht mehr länger auszuweichen vermochte. Dort an der ersten Biegung lag ein Haus, das konnte es noch nicht sein, denn es war zu klein. Als er vorbeikam, bemerkte er, daß die Bäume, die es umstanden, schon stark vergilbt waren. Wieder tauchte auf der linken Seite ein größeres Anwesen auf, und sein Herz begann unerwartet hart zu klopfen. Allein auch diesmal war es nur ein Privatbesitz, der ihn nichts anging. Nun aber erhob sich ein breites Gebäude mit mehreren kleinen Nebenhäusern und einem ausgedehnten Garten, und er war überzeugt, daß es dieses sei. Als er den Blick davon losriß und ihn noch einmal hinaus zu den Bergen sandte, merkte er, daß diese von rinnenden Schleiern verhüllt waren, und er fühlte zugleich seine Knie schwach werden. Vielleicht noch zehn Minuten — dann!

Vor dem großen Eisengitter zauderte er einige Sekunden, bevor er läutete. Schon war es nicht mehr Furcht, die ihn anhielt, sondern eine dumpfe Betäubung, die ihn zwang, sich genau zu überlegen, was er vorhatte. Eine Krankenschwester öffnete ihm: Ja, er war ja brieflich angemeldet und wurde erwartet. Aber er wollte wohl zuerst mit dem Geheimrat sprechen. Natürlich, das wollte er, und er wurde in das halbdunkle Sprechzimmer geführt. Der Geheimrat, ein Mann mit grauem Bart und grauen, etwas schlaffen Wangen, las ihm den Krankheitsbericht vor. Er verstand wenig, da er nicht Fachmann war, und hatte ungeheure Mühe, seine Aufmerksamkeit zu konzentrieren. Zum Schluß frug er etwas gereizt:

„Es ist also —?"

„Ja, es ist — das sehen wir ganz genau, was es ist. Wir haben einen klaren Fall von Melancholie. Tiefe Melancholie. Der Zustand erfüllt ihr ganzes Wesen, nimmt sie gewissermaßen gefangen und macht sie verhältnismäßig stumpf gegen die Außenwelt. Sie dürfen nicht erschrecken, denn sie hat sich auch äußerlich nicht unerheblich verändert."

„Und" — er frug mehr instinktiv als überlegt — „wie konnte das kommen?"

Der Geheimrat zuckte die Achseln. „Es handelt sich wohl um eine Art Alterserscheinung!"

„Ach so, jawohl" — er dachte: wie seltsam, wißt ihr nicht einmal die Gründe — „besteht denn Hoffnung auf Genesung?"

Wieder das Achselzucken. „Ich halte eine Genesung für keineswegs ausgeschlossen, nur hat die Krankheit schon eine ziemlich lange Dauer."

Er fühlte sich verbindlich lächeln und wunderte sich über die automatische Bewegung seiner Gesichtsmuskeln. Hierauf erhob er sich mit einer Verbeugung und dankte. Die Krankenschwester sollte ihn zu dem Zimmer der Patientin führen. Türen wurden auf- und zugeschlossen, ein langer Gang durchwandert, dann wieder eine Tür — o, nahm der Weg nie ein Ende! — und abermals ein langer, finsterer Gang. Schließlich hielt die Krankenschwester vor einer grüngepolsterten Tür und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, ein wenig zu warten. Sein Herz läutete wie eine Alarmglocke, er konnte von innen nichts hören, obwohl er sich anstrengte. Wozu noch Zeremonien, wo es doch nur er und sie waren. Nun vernahm er den ge-

dämpften Laut einer Stimme — es war nicht die ihrige — und jetzt — jetzt kam die Krankenschwester und bat ihn einzutreten. Beide Türen — denn außer der Polstertür gab es noch eine innere — wurden behutsam geöffnet; die Schwester tat es, weil er die Klinke nicht finden konnte. Noch ein Schritt, und er stand im Zimmer.

Er hatte sich auf diesen Augenblick seit Monaten und Monaten vorbereitet. Er hatte ihn wohl tausendmal in der Vorstellung durchgemacht und sich immer vorgenommen, ganz ruhig und heiter, als habe sich nichts geändert, auf sie zuzugehen. Nun aber vergaß er alles vor dem Anblick, der sich ihm bot. In dem ziemlich kleinen Zimmer stand vorne am Fenster ein Tisch und vor dem Tische ein Stuhl. Auf diesem Stuhl saß sie, über eine Handarbeit gebeugt: eine kleine, gebückte, schwarze Gestalt mit schneeweißen, gewellten Haaren. Sie wandte ihm langsam den Kopf zu. Ihre Augen erschienen hinter den runden Brillengläsern unnatürlich groß und seltsam durchsichtig, aber zugleich fast glanzlos. Die schmalen Lippen lagen fest geschlossen und waren in den Mundwinkeln ein wenig abwärts gebogen. Kinn und Nase traten spitzig hervor, die Backen waren eingefallen und blaß, wie das ganze Gesicht. Sie versuchte, über die Brillengläser hinauszuschauen und sagte mit einer kaum hörbaren, ein wenig mürrischen Stimme:

„Ach, du bist da!"

Während er auf sie zuschritt — möglichst ungezwungen lächelnd und nickend, denn so viel war von seinem alten Programm noch in ihm lebendig — war es ihm, als spüre er körperlich die Zeit wie in Luftkreisen an sich vorüberschwingen: vier Jahre, nein 40, 400, vielleicht auch noch mehr. Er ergriff ihre Hand, die schmal und kühl ohne jede Bewegung in der seinen liegen blieb, während ihr halb erloschener Blick scheu an ihm auf- und niederhuschte. Als er sich über sie neigen wollte, um sie zu küssen, wehrte sie mit einem kurzen Ruck nach hinten ab.

„Nein, setz' dich!"

Er gehorchte. Wieder diese ferne, irgendwie gebrochene Stimme — und sie hatte doch einst so hell und laut geklungen, daß sie ein ganzes Haus mit ihrem Widerhall erfüllen konnte. Nun saß sie still neben ihm und schaute vor sich hin. Ihre Augen standen regungslos und sannen unentwegt und zugleich mit einem unsagbar müden Ausdruck in sich hinein. Nur manchmal senkten sich die Wimpern, als wollten sie herabfallen. Die Hände lagen weiß und steif gekrümmt auf dem Tisch. Ihre ganze schmächtige Gestalt schien ohne Leben.

Er betrachtete sie lange. Dann flogen seine Blicke durch das Zimmer, um die Welt kennen zu lernen, in der sie lebte. Ein breites Plüschsofa stand neben dem Tisch, an dem er Platz genommen hatte, daneben an der gleichen Wand eine dunkelbraune Kommode, die zugleich als Waschtisch diente, ihr gegenüber, durch einen schmalen Gang getrennt, das Bett, und neben diesem ein Schrank — das war das Ganze. Seine Blicke kehrten von ihrer Entdeckungsreise mit demselben Gefühl der Beklemmung heim, und nach einiger Überlegung frug er vorsichtig:

„Kannst du denn kein größeres Zimmer haben?"

Sie erwiderte, ohne aufzuschauen, mit einem leisen Achselzucken: „Ich könnte wohl, aber ich will nicht."

Nun wandte er sich dem Fenster zu. Es gestattete einen eng umgrenzten Ausblick auf den Garten: auf ein Stück Weg, auf eine Wiese und dahinter auf dichte Baumgruppen. Damit war wiederum alles erschöpft.

„Wie wenig!" stieg es langsam in ihm auf und blieb dann als dunkler Fleck hinter seiner rastlos arbeitenden Stirn stehen. Er grübelte darüber nach, was er sagen sollte, um ihr näher zu kommen. Auf dem Nachttischchen neben dem Bett lagen Bücher und Zeitungen aufgeschichtet.

„Liest du viel?" forschte er angestrengt.

„Manchmal, in der Zeitung, aber ich finde es immer so merkwürdig und verworren, was darin steht."

Das war der längste Satz, den sie gesprochen hatte, und er machte sich bereits Hoffnungen, ihre Zunge etwas gelöst zu haben. Aber als er mehr wissen wollte: was sie vom Ausgang des Krieges sage und von der Revolution, schien sie ihn nicht mehr zu hören, denn sie antwortete nicht.

Er wurde wieder wortlos und suchte krampfhaft nach einem anderen Gesprächsthema. Aber er war wie gelähmt. Alles, was ihm einfiel, verwarf er sogleich als ungeeignet. Sie verharrte inzwischen unbeweglich in derselben Stellung. Nur hin und wieder hob sie die Lider und streifte ihn rasch mit ihrem ängstlichen Blick. Nach einiger Zeit wiederholte sich das öfter, und schließlich sagte sie, kurz nach einem solchen Blick:

„Wie geht es deinen Kindern?"

Er wurde ganz heiß vor Freude und begann zu erzählen. Bald jedoch hielt er betroffen inne, als er bemerkte, daß sie wieder regungslos dasaß, als sei sie allein. Es erfolgte auch keine weitere Frage, nachdem er verstummt war. Er fühlte sich langsam erschlaffen. Das Zimmer fing an, halb dunkel zu werden, und die bedrückende Stille legte sich wie ein beengendes Netz um ihn. Schließlich erhob er sich, um Abschied zu nehmen. Sie frug:

„Du willst schon gehen?"

„Ja," antwortete er kurz, da er merkte, daß sich ihm die Kehle zusammenzog, „aber ich komme morgen wieder."

Nochmals spürte er die kühle, halberstarrte Hand in der seinen, dann schritt er rasch zur Tür und verließ das Zimmer.

* * *

Vier Wochen — achtundzwanzig Tage. Für ihn bedeuteten sie eine einzige, fast endlose Straße, die er ohne Rast durchwanderte, in dem dunklen Gefühl, endlich doch ans Ziel kommen zu müssen. Es ist wahr: er brach manchmal zusammen, manchmal, wenn er zurückkam vom Sanatorium und immer noch nichts erreicht hatte. Wenn er dagesessen war, eine oder zwei Stunden mit dem dumpfen Bohren eines Schulknaben, der in der Prüfung versagt, wenn er hier und dort mit schüchternem Erzählen bei ihr angepocht hatte, ohne auch nur ein wenig eindringen zu können. Dann war es auf dem Rückwege, als griffen die langen, düsteren Schatten der Alleebäume nach seiner Brust, um ihn zu Boden zu ziehen, als rolle sich von hinten, die Strecke, die er zurücklegte, wie ein zentnerschwerer Teppich auf seine Schultern, und die Knie wankten vor Müdigkeit. Endete sein Rettungsplan für sie so kläglich? War seine Arbeit ganz umsonst?

Schon der Geruch des Ganges, der zu ihrem Zimmer führte, dieser eigenartig laue, luftlose Geruch, konnte ihn manchmal von Anfang an mutlos machen. Und so oft er eintrat, fand er sie auf demselben Stuhle, an demselben Tischchen neben dem geschlossenen Fenster. Jedesmal hob sie langsam den Kopf, um mit einem mühsam schleppenden „Ach du!" wieder auf ihre Näharbeit herabzusehen. Und dann schrumpfte die erzwungene Heiterkeit auf seinem Gesicht fühlbar zu einem matten Lächeln zusammen, und er setzte sich fast schuldbewußt nieder und begann mit einem kargen Pflichtbewußtsein seine Arbeit. Er sprach von der schweren Zeit und den Sorgen der Menschen. Er berichtete weitschweifig von den Erfolgen seiner Arbeit, entwickelte Pläne für die Zukunft und rollte eine bunte Reihe von Bekannten auf. Aber alles erstarrte und wurde durchsichtig bleich, sobald es an dem tief in sich versunkenen Gesicht vorüberflog, das sich niemals veränderte. Draußen auf dem Fensterbrett welkten die Geranien. Die Blätter der Bäume verfärbten sich, und

an manchen Tagen dehnte ein böser Herbstwind den dichten Kranz des Laubes, der die Aussicht in den Park begrenzte, mit hastigen Stößen auseinander. Er betrachtete dieses Schauspiel mit einer schleichenden, fast träumerischen Wehmut. Es war ihm wie ein hartes Urteil über ihn selbst, gegen das er nichts machen konnte. Gelegentlich versuchte er sie darauf aufmerksam zu machen:

„Jetzt werden sie die Blumenkästen wohl bald wegnehmen."

Sie schaute nach dem Fenster hin, als habe sie es nie bemerkt:

„Ja, die werden wohl bald fortkommen!" — und er sah eine eintönig weiße Fläche Schnee vor sich, die einen bleichen Schimmer ins Zimmer warf. So wird es sein um sie, und dann kommt wieder der Frühling und der Sommer, und hier drinnen verändert sich nichts.

Ein paarmal geschah es, daß er in Tränen ausbrach, plötzlich und unaufhaltsam. Er konnte nicht anders. Die erbarmungslose Stille raubte ihm alle Fassung. War es, um dem Schweigen eine Stimme aufzudrängen, oder bedeutete es einen neuen ratlosen Versuch, bei der kleinen, gebückten Frauengestalt neben ihm Einlaß zu erzwingen? Er erschrak selbst darüber und suchte sich Gewalt anzutun. Aber als er einsah, daß er nicht gehört wurde, trockneten die Tränen an seinen Wimpern ein.

Die Hälfte seiner Zeit war um. Zwei Drittel waren vergangen. Er frug sich, warum er sie eigentlich noch besuchte. Sein Kommen und Gehen bedeutete ja doch nichts für sie. Wenn er ausblieb, war es ebensogut und für ihn selbst sicherlich besser. An den Abenden rang er um Vergessen. Er saß mit seinen Freunden beim Wein und sprach laut über die Fragen der Zeit. Nicht selten gelang es ihm, ausgelassen zu sein. Die Gläser klangen aneinander, die Stimmen verwirrten sich, eine Tanzmelodie ließ die Köpfe im Takt schaukeln. Aber dann bohrte sich plötzlich ein schwarzer Ton in das helle Lachen und Lärmen, ein Ton, der die anderen verdrängte und sich ausbreitete, bis er alles erfüllte und wie eine endlose Tiefe vor seinen starren Blicken stand. Er wußte es wohl, das war die Stille in ihrem Zimmer, die ihn rief und in sich sog mit gebieterischer Wucht. Und er verstand, daß er nicht loskommen konnte, und wenn er tausendmal dazu entschlossen war.

* * *

„Heute noch einmal!" dachte er, als er am letzten Tag die Landstraße nach dem Sanatorium entlang schritt. „In fünf Stunden geht mein Zug." Er lächelte beinahe befriedigt. Ihm war, als habe er ein unsagbar schweres Pensum nahezu vollendet. Bald durfte er die Augen zudrücken und ausruhen. Freilich, sein Vorhaben war mißglückt. Welches Vorhaben? Ja, ja, sie zu heilen mit — mit was? — mit der Kraft seines Empfindens, seiner Liebe! Diesmal lachte er höhnisch auf. War er dazu jahrelang im tätigen Leben gestanden, um nicht zu begreifen, daß das unmöglich war? Hatte er sich so weit von der kühlen, verständigen Wirklichkeit verirrt? Wo gab es das im Leben, was er wollte? Eine Krankheit war eben eine Krankheit — eine kahle, nackte Tatsache, wie alles übrige. Bestand nicht die einfache Weisheit des Daseins darin, daß jedes Ding seine unabänderlichen Gesetze in sich trug, die man nicht zu beeinflussen vermochte? Die Gewalt des Herzens, von der er träumte, hatte nirgends einen Raum. Er beobachtete unterdessen halb bewußt, daß er langsamer ging als gewöhnlich. Seine Schritte waren wie ohne Ziel, schlendernd, vorsatzlos. Jetzt wurde es ihm ganz deutlich, denn er stolperte über eine Baumwurzel und war nahe daran, zu fallen. „Vielleicht bin ich müde", fiel es ihm plötzlich ein, als seine Beine zitterten. Ein leises Sausen in den Schläfen ließ ihn den Kopf rasch zurückwerfen. Da traf sein Blick die Berge, die ihn am ersten Tag so lockend gegrüßt hatten. Welcher Anblick! Fast zum Greifen nah lag die dunkel-

blaue Kette vor ihm. Die grau lastende Kuppel des Herbsthimmels war über ihr ein wenig emporgelüftet, und ein gelbgrüner Streifen grundlosen Äthers klaffte wie ein langes, blinkendes Auge. Er konnte die einzelnen Gipfel genau unterscheiden, und er kannte sie alle aus seiner Kinderzeit. Überrascht hielt er an und trank, trank mit den Augen, was sich ihm darbot, verschwenderisch preisgegeben und doch unbeweglich, ganz sein Besitz, aber köstlich fremd. Ein Bach rauschte, eine fröhliche Glocke klang, ein Knabe ging morgentrunken über die taubeperlte Wiese zu dem Ahorn auf dem Hügel, um von dort aus über den glänzenden See nach den sattgrünen Tannenhöhen zu schauen. Eine helle Stimme rief ihn und weckte das Echo, daß er zu antworten vergaß — eine helle Stimme — er riß den Blick von den Bergen los und überlegte klar und sachlich scharf: Wahrhaftig, das war ihre Stimme! — — —

Nun stand er wieder vor dem Eingang, nun öffnete er die Tür zu ihrem Zimmer — lässig, fast gleichgültig, mit einem trotzigen Übermut, der ihm einen Augenblick lang brutal vorkam. Er setzte sich geduldig nieder, wie immer, aber seine Bewegungen hatten etwas leichtfertig Flatterndes, wie ein Protest gegen das drückende Schweigen. Und dann begann er unbekümmert zu plaudern, wie für sich selbst: Schade, daß er keine Zeit gefunden hatte, aufs Land zu fahren. Er hätte so gerne das Gebirge wiedergesehen. Und das Haus, in dem er früher immer seine Ferien verbrachte. Ganz unvermittelt frug er, ob dort wohl alles noch in Ordnung sei. Er erwartete gar keine Antwort und hielt nur im Reden an, um seiner Erinnerung nachzuhängen. Da ereignete sich etwas Merkwürdiges. Das starre Gesicht neben ihm bekam einen lauschenden Ausdruck, und es ging wie ein Nachsinnen unter den weißen Haaren hin und her. Sie sagte langsam tastend:

„Ja, ich glaube, es hat sich nichts geändert."

Er wunderte sich nicht, seine Gedanken waren ganz in der früheren Zeit:

„Die Bäume im Garten müssen groß geworden sein. Gott, wenn ich sie noch einmal sehen könnte."

Ihre Augen schauten über die Brillen weg auf ihn, und die Pupillen schienen sich langsam zusammenzuziehen. Er lächelte, halb verloren:

„Weißt du noch, wie Vater mich zum erstenmal auf einen Berg mitnahm?"

„Ja, auf den Wendelstein."

„Ganz richtig. Und mein Lehrer war mit!"

„Nein, du, war es nicht Vetter Franz?"

„Gewiß. Und wir übernachteten droben. Ich war die erste Nacht fort von daheim. Du hattest Angst, es könnte mir schlecht bekommen. Aber alles ging gut. Und weißt du noch, wie der böse Onkel Gustav uns in der Villa besuchte? Papa wollte ihn gar nicht sehen und verschwand durch die hintere Tür."

„Ja, aber dann war er trotzdem recht gemütlich."

„Freilich. Wir Kinder mußten ihm nach dem Essen einen Kuß geben."

„Und du hast dir den Mund abgewischt und ganz laut gesagt: Pfui, bist du stachelig!"

Und da stieg von tief innen, wie hervorgeholt aus einer längst vergangenen Stunde, ein breites, heiteres Lachen auf ihre Wangen und hielt sich dort, während sie fortfuhr: „Und Onkel Gustav hat es gar nicht übel genommen. Er war überhaupt nicht so schlimm, wie wir dachten."

Die brennende Lampe stand zwischen den beiden. Er rückte sie zur Seite, damit sie sich besser in die Augen sehen konnten. Die Worte, leicht und beschwingt von Erinnerungen, flogen einander entgegen und lockten sich zu einem fröhlichen Reigen. Ihr Lächeln kehrte immer aufs neue zurück, gleich einer Quelle, die stoßweise aus

dem dunklen Erdinnern emporsprudelt. Er dachte nichts mehr, alles Schwere war von ihm abgeglitten. Irgendwo läutete eine Glocke, die Glocke der Kindheit, die über dem Garten zwischen den Bergen vom Kirchturm des Dorfes her getönt hatte.

* * *

Vor dem Gartentor des Sanatoriums, draußen auf der breiten Landstraße nahm er Abschied von ihr. Sie gab ihm die schmale, kühle Hand. Er sagte rasch: „Auf Wiedersehen! Ich komme bald wieder!"

Sie nickte stumm und versuchte noch einmal zu lächeln, als wollte sie sich in dieser längst entwöhnten Kunst üben. Dann setzte er sich in Bewegung, langsam, zögernd. Es fiel ihm so schwer, sich loszureißen. Wieder und wieder sah er sich um. Sie stand am selben Fleck, schmächtig und gebückt in ihrem schwarzen Kleid, nur ihre bleich schimmernde Hand winkte, wie eine wunde Taube, die zu flattern versucht. Allmählich versank sie im Dunkel. Aber er blickte noch oft zurück. . . .

Das Erscheinen des Christ

Zeitgedanken

von

Theophile von Bodisco

Die Seele ging in ihrem tiefen Traum auf staubbedeckter Lebensstraße dahin. Es begegneten ihr immerfort Menschen, sie wußte nichts von ihrem Woher noch Wohin. Doch war es ihr, als müsse in diesem Begegnen ein Sinn liegen. Da sah einer der Vorüberschreitenden sie so seltsam an, daß sie im Lichte seiner Augen erschauerte.

In der Seele erwachte ein unruhiges Sehnen. Es gingen noch viele andere an ihr vorüber, und da geschah es, daß wieder ein Gesicht ihr so sonderbar auffiel: tiefe Augen grüßten sie mit einem neuen, warmen Gruß. Es war das gleiche Licht, wie in jenen anderen Augen, so stark war es, daß ihr die zwei Gesichter wie in eins zusammenflossen: „Wer bist du?" fragte sie. „Mich hat der Christ berührt," sagte der Wandernde, „suche, der Christ geht wieder um in der Welt."

Als die Seele erwachte, umklang sie das Wort: „Das Licht scheinet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen." Sie wußte nun, daß es so war, und seitdem sie das Weiterscheinen des Lichtes fühlte, lebte sie anders. Sie ahnte nun auch um die Größe dieser armen chaotischen Zeit, an der sie schon verzweifelt war. Sie wußte jetzt auch, daß es Sünde gewesen wäre, ihre Zeit zu verlassen. Sie wollte es lernen, sie zu verstehen, und machte sich reisefertig zu ihrer Wanderung. Wie sie nun ausschritt, da sah sie sich aber umringt von Rittern in Stahlhelmen mit blitzenden Speeren. Tapfer und kampfbereit gesellten sie sich ihr zu. Sie tragen viel Welt, halfen sie doch bei allem, was Struktur gewann. Sie sind Gesandte, zu schützen und zu fördern. „Du kannst in der Welt der Erkenntnis keinen Schritt machen ohne uns", sprachen sie fest zur Seele.

* * *

In dem Zwielicht unserer Tage herrscht eine seltsame Vorstimmung. Zwar offenbart sich noch keine zielbewußte Willensrichtung, das Zentrum ist noch nicht so erstarkt, daß sich von ihm aus die Strebungen hell und aktiv ordnen könnten, aber die Sehnsucht nach der Klärung, nach dem Ausweg aus der Erdverschlungenheit ist sehr stark erwacht. Sie klingt, sie erzittert, sie rauscht auf. Noch ist die Welt ohne Gleichgewicht, sie fällt auseinander, aber es strebt von allen Seiten einer Mitte zu, einem Punkte, von wo aus das Gleichgewicht sich wieder herstellen könnte. Die Welt sucht, sie ist voll Erwartung. Fragen stellen sich fordernd vor die Seele, die sie noch nicht zu lösen vermag, und die die Verstandeskräfte, und mögen sie auch noch so stählern und führend sein, noch in keine Formel fassen können. Die Seele fühlt es, daß solche Fragen nur von der Ebene des Lebens, vom Miterleben aus, beantwortet werden können.

Es tastet sich heran, von den weitesten Enden aus, hier taucht es noch unsicher und verschwommen auf, da strahlt es bereits als Gewißheit: es geht etwas vor in unserer Zeit, das uns tief angeht, es bereitet sich etwas Außerordentliches vor, das über alles äußere Geschehen hinauswächst. Geben wir diesem Gefühl, dieser Sehnsucht eine Form, so können wir sagen, daß der Christ erwartet wird. Welcher Christ? Ist das nicht unserem Geistesleben zu fremd, wie können wir das erfassen? Dennoch, ist der Gedanke nicht groß und kühn und zurückschauend in Zeiten, von denen wir sagen, daß sie vergangen sind, obwohl sie noch immer da sind, erkennen wir da nicht, daß der Christ allemal in der Zeit erschienen ist, in der die Menschen tief beunruhigt waren, in der Spannung und Qual unerträglich wurden? Geschichte scheint Wechsel, Bewegung und oft eine Art von seltsamer Wiederholung zu sein, sie gibt das Abrollen der Dramen und Bilder, doch die unsichtbare Geistesgeschichte der Menschheit trägt sich darunter weiter fort, mißversteht sich oft mit dem konkreten Zeitinhalt und baut unter dem flackernden Schicksal an seinem ewigen Grund. Von hier aus tauchen die Signale in die Oberwelt auf. Vor solch einer Signalisierung stehen wir eben.

In der Zeit, da die starke Sehnsucht sich vorbereitete, sind kühne Geister aufgestanden und haben es versucht, Gott fortzugrollen und fortzulachen, bis alle die Kleinen der Welt vor der großen Geste erschreckend ihnen glaubten. Die Großen kämpften ihren Kampf aus, wodurch sie bewiesen, daß sie einen Gegner fühlten. In unserer Zeit stehen keine Giganten auf, die ihren Verzweiflungsschrei ins Dunkel schleudern. Ist Gott überhaupt da, was ist Gott, das sind Fragen, die für uns gegenstandslos geworden sind, zu viel Schrecken und kalte Not waren da, uns zu wecken. Wir würden heutzutage ein Wettern gegen Gott nur als unnützes Poltern empfinden, und so sind es denn auch nur die ganz Schwachen und ganz Oberflächlichen, deren Herz, Geist und Seele eben zu flach sind, die heute nichts von ihm erfassen. Für unsere Zeit ist es wieder entschieden, daß Gott da ist, dies ist für uns das Gesetzte, das Absolute. Die Fragen, die für uns aufstehen, handeln nicht von dieser letzten Gewißheit. Wir beschäftigen uns damit, unsere Ausdrucksform zu finden, in der sich das Endliche mit dem Unendlichen auseinandersetzen kann. Unsere Zeit, im tiefsten bilderleer und unkünstlerisch, wendet sich wieder dem inneren Bilde zu. Bilderleerheit mag Bilderfülle anziehen. Aus einer Zeit der Gottesleere wird eine Zeit der Gotterfülltheit, denn es gibt nicht nur Geisterbeschwörung, sondern auch Gottesbeschwörung. Gott senkt sich zu uns herab und weckt in der Seele wieder die Fähigkeit zur Vision.

* * *

Eine kleine Kapelle im Norden. Sprüche in den drei Ortssprachen des Landes an den Wänden. Am Rednerpult nur das eine Wort, aber verständlich in allen

Sprachen: Jesus. Das spärliche Licht der kleinen Lampen breitet sich über die am Boden knienden Menschenkörper. Es sind meist Angehörige der niederen Volksklassen, Gesichter, die ganz von Intensität verzerrt sind, erheben sich aus gefalteten Händen. Da gibt es alte Frauengesichter, in denen Sorge, Kummer und Entbehrung ihre tiefen Furchen gezogen haben, ernste, versorgte Männergesichter, nicht ohne geistiges Grübeln, und die in ihrem Gepräge an die Gestalten unseres Malers Gebhardt erinnern. Viel Kümmernis drängt sich hier im Raum zusammen, ein Druck scheint über dem schwerlebenden Volk zu liegen, das seine Tage in viel Schuld und Wirrnis, aber auch in viel Erlösungsbedürfnis dahinbringt.

Das Gebet steigt auf, eins ums andere erhebt sich, und während die eine Stimme die Worte aneinanderreiht und emporträgt, wird sie von einem gedämpften, im Klang gar nicht zu bestimmenden Chor begleitet. Wohl sind es Menschenlaute, aber dies unterdrückte Seufzen und Stöhnen, dies selige Wimmern, dies sehnsuchtsvolle Aushauchen des Namens Jesu ergibt eine Musik, wie du sie sonst nicht gehört. Sie schiebt sich unter jedes Gebet, es zugleich beflügelnd und beschwerend. Es sind viele Beter und Beterinnen, der Pfingstgemeinde wird ja die Gnade zuteil, den heiligen Geist zu empfangen, der Tröster verleiht die Fähigkeit des fließenden Wortes. Aus jedem Gebet klingt die Hoffnung und Erwartung, daß Jesus bald kommen möge, seiner Gemeinde zu begegnen. Haltet nur das Öl in den Lampen, der Bräutigam bereitet das Wiedersehen vor.

Sieh' in eine andere Versammlung hinein. Ein großer Konzertsaal, mehrere Prediger stehen auf dem Podium. Hunderte von Menschen sitzen atemlos lauschend da und vernehmen die Verkündigung, daß die erste Auferstehung der Toten und das tausendjährige Reich vor der Tür stehen. Sie kommen aus Schweden und Dänemark, Deutschland und England, die Adventistenbrüder, um die große Botschaft herumzutragen. Auch hier vielfach ergriffene Gesichter, doch auch viel Schreck, Staunen, Ungewißheit und Kampf. „Bereite dich vor," heißt es auch hier, „du hast vielleicht nicht mehr Zeit, nach Hause zu gehen, und Jesus erscheint schon in den Wolken. Kehre um von deinem sündigen Wandel, nur wenn du dich ganz zu Jesu Leben bekennst, kannst du errettet werden."

Die gleiche apokalyptische Stimmung auch in anderen Sekten. Groß, leuchtend und barmherzig, aber auch zugleich vernichtend und richtend wird das Bild des wiederkehrenden Gottessohnes vor dich hingemalt. Lockend und verheißend, aber auch drohend steht es da. Es scheint so viel Prophetie erfüllt, so viele Zeichen scheinen das kommende Ende zu verkünden. Da tauchen denn so und so viele unsichere Seelen in die hingestellte Gewißheit, taumeln wie blind hinein, wie der Schmetterling ins Licht. Besser, die Pforten schlagen hinter ihnen zu, als daß sie draußen bleiben.

Doch wird Jesus nicht nur in dieser Stimmung erwartet. Er wird oft persönlich erlebt, offenbart sich der suchenden Seele, das wird in den kleinen Sektenversammlungen oft genug jetzt bekannt. Das Bekenntnis solcher Menschen, die gerade das große Jesuserlebnis gehabt haben, hat etwas Erschütterndes. Ich hörte solche öffentliche Bekennung von gewandelten Seelen, mit Jubel und großer Kraft ward es abgegeben, ein Glück sondergleichen strahlte aus hellen, klaren Augen. Die Gesichter waren faltenlos und leuchteten. Sonderbar vertauscht erschien ihr Ich, hineingegossen ins ewige Bild, erhielten sie es neu und vereinfacht wieder zurück. Da standen helle Jünglinge und sangen einen Hymnus auf Jesus, ich sage sangen, aber auch dies war nur ein singendes Bekenntnis: „Steh' auf, steht auf, für Jesus!" Wie Kämpfer standen sie da, bereit, Gut und Blut und Leben für ihren Helden zu opfern.

* * *

Die aufquellende Sehnsucht, die Lebensfurcht und das Lebensleid der leidenden Kreatur strömten herein in den leuchtenden magischen Kreis, der sich öffnete und fest und milde wieder schloß. Hier ist alles in den einen Sinn hineingedeutet: du ganz persönlich bist von Jesus gemeint, er will dich erretten von Schuld und Not und Tod, du kannst in ihn eingehen, und dann wirst du nicht mehr sterben, sondern auferstehen. Durch den Tod des Gottessohnes und durch seine Auferweckung von den Toten ist dies Gnadenwunder erwirkt. Durch seine Auferstehung ist das Größte der Welt in Erscheinung getreten: die Gewißheit eines persönlichen ewigen Lebens für die Menschheit. Dies ist die Botschaft des Evangeliums, die Kette schlingt sich magisch zusammen aus prophetischer Verkündigung, wundersamer Geburt, makellosem, alles Böse überwindendem Leben, aus Wunder, Kreuzestod und Auferstehung. Diese Kettenglieder wurden lebendig, wie Fleisch und Blut, und sie sollen sich unzerreißbar um dich schließen. Tritt ein in den Zauberkreis, und du bist herausgehoben aus Übel, Not und Tod. Eine ungeheure Kraftquelle springt auf in dir, dein Ich wird fest und unbeirrbar, dein Blick bleibe nur immer gebannt an die eine, ewige Gestalt. Trittst du aber nicht ein in den magischen Kreis, so bleibst du in Dunkelheit und Kälte, so bist du ein Verlorener. Das rufen dir die zu, die im Lichtkreis stehen, verlangend und helfend strecken sie die Hände nach dir aus. Du siehst hier religiöse Ekstase, hohe Begeisterung, und wirst an die Zeiten des Urchristentums gemahnt, auf denen noch der leuchtende Abglanz des Jesuslebens lag. Stündlich warteten jene Christen auf das Wiedererscheinen ihres Herrn. Gilt in solch einem Zusammenhange noch die Zeit? Wird Jesus Gestalt nicht auch jetzt noch erlebt und ist den Menschen ganz nah? Die Glut für ihn hat nie ganz nachgelassen in der Welt, irgendwo wurden immer heilige Lämpchen mit Öl gespeist. Die Augenblicke, in denen der Enthusiasmus in den Versammlungen der Gläubigen auflodert, erinnern wahrhaftig an jene Versammlungen der alten Zeit. Der Apostel Paulus sagt einmal, die Leute einer religiösen Gemeinschaft hätten auf Uneingeweihte den Eindruck von geistig Überspannten machen müssen. Eine Überspannung der gewöhnlichen Lebensspannung liegt ja auch wohl bei allen diesen religiösen Erweckungen vor. Hier muß sich etwas umstellen in dem Geiste dieser Menschen, ihr Lebensausschnitt wird ein anderer, ihre Lebensdeutung wird einfacher, vertiefter, aber doch auch enger zugleich. Es könnte sein, daß unser weitschweifender Geist erst Ruhe findet im sehr Gebundenen, in einer Einengung unter der Überwölbung einer neuen Weltform. Aber die gewaltsame Umwandlung des Menschengeistes in ein neues Leben hinein ist hiermit noch nicht gedeutet, hier kommt ein anderes, drittes hinzu, das wir nur im Erlebnis der eigenen Seele ahnen.

* * *

Die lutherische Kirche muß ganz anders ihre Kraft zusammenzufassen suchen, um zu leben, das christlich-religiöse Erlebnis spielt sich fast nur in den Sekten ab. Doch erhebt sich die katholische Kirche mit neuer Werbekraft. Die Menschen unserer Tage sind vielfach so schlaff und geben gern Verantwortung und Entscheidung in andere Hand. Und die Hand jener Priester ist noch stark. Das Erleben des Christ wird in dieser Religion so vorbereitet, du gleitest wie von selbst hinein in die vorgezeichneten Formen, bis sich der mächtige Kuppelbau geschlossen über dir wölbt. Ist jetzt wirklich wieder eine Zeit größeren Bilderreichtums, eine Zeit für Mystik und Gehorsam gekommen, so wird dieser weiteste aller Kreise noch viele suchende Seelen in sich ziehen. Hier liegt auch äußerliche Bindung vor. Der hohe ideale Schwung des Christensektentums kann sich leicht im Alltag verbrauchen, die festen und kunstvollen Satzungen der katholischen Kirche aber, die mit der Schwachheit des

Menschen rechnen, fangen das Suchen und Umherschwirren, leiten es in rechte Bahnen und geben die Seele nicht wieder frei. In dem einen Fall leuchtet bloß die nackte Seele, hier trägt sie ein kostbar schimmerndes Gewand, da fliegt sie allein dem Heiland entgegen, hier wird sie sorgsam den Weg zu ihm geführt. Unendlich viel mehr Anforderungen stellt jene Renaissance des Urchristentums, als die fertiggeformte, erfahrungsreiche Kirche.

Aber während innerhalb des Christentums das religiöse Leben wächst, während der Christ in jenem Rahmen erwartet wird, steht doch gerade jetzt das Christentum so scharf im Lichte der Kritik, wie noch nie. Ich denke hier nicht an die üblichen Vorwürfe, die von einem Bankerott des Christentums unserer Tage reden. Ich meine jene Kritik, die der Verstand, die Forschung aus der nun erreichten Tiefe der Kenntnisse ihm entgegenbringen. Jetzt erst können die Züge dieses Bildes erkannt werden, jetzt erst wird die Struktur dieser Religion klar aufgedeckt und ihr seltsames Ineinandergeschichtetsein gezeigt.

Das Christentum wurde zu sehr angesehen als eine Erscheinung, die einzig aus dem Inslebentreten der Gestalt Jesu emporgeblüht ist. Sehen wir aber genauer hin, so erkennen wir, wie diese religiöse Form, in der das Christuserlebnis der Zeit gebunden wurde, nicht wie eine plötzliche Glaubensoffenbarung anzusehen ist, die der Welt als fertiges Geschenk dargereicht wurde. Zwar steht die Erscheinung Jesu im Zentrum, aber was aus ihr, aus ihrem Leben gemacht worden ist, das nimmt nicht unbedingt seinen Ausgang von ihr allein. Die neue Religion erstand nicht allein aus dem tiefen Lebenssinn von Jesus Lehre, nicht nur diese wurde weitergesponnen, das esoterische Moment trat vielmehr in den Hintergrund gegen ein ganz anderes. Es war vor allem ein starkes Willenselement, das hier bestimmte, die Sehnsucht der Zeit war es, die dem Erlösungsbedürfnis die Form geben sollte. Die neue Religion mußte vor allen Dingen dies befriedigen, um die Tragkraft zu gewinnen, die es durch die Welt führen sollte. Diese Erfüllung war aber nicht nur eine Fortsetzung der großen Andeutungen, die Jesus den Menschen gegeben hatte, und die in die letzte Tiefe führen konnten, der Bogen wurde mehr äußerlich gezogen, jene Kettenglieder wurden geschmiedet, derer ich vorhin Erwähnung tat. Pfleiderer sagt, daß ein „Christentum Christi" natürlich nie hat existieren können, denn das Christentum des Neuen Testaments wäre der Glaube an die Erlösung durch Christi Person, Jesus selbst aber habe doch nicht an eine Erlösung durch sich selbst glauben können! Hier läge ein tiefer innerer Widerspruch vor. Viel Mißverständnis tut sich auf. Durch diese Aufklärung der Forschung wird aber das Christentum erst ganz verständlich, wir sehen, wie die vielen Ströme, die sich, von allen Seiten kommend, in die neue Religion ergießen, zurückverfolgt werden auf ihre Quellen. Die schon in der Zeit vorhandenen religiösen Vorstellungen ordneten sich ein und wandelten sich um. Die esoterischen Inhalte, hellenistische wie orientalistische und jüdische, wurden alle verarbeitet. In den Mysterienkulten lebte schon lange die Auferstehungsidee, es gab da auch mystische Mahle von Wein und Brot, über Gottesgerichte und Geistererscheinungen hatte der Osten schon immer berichtet, der Mitraskult lehrte die Gestalt des Mittlers, er hatte sakramentale Formen ausgebildet, die vom Christentum angenommen wurden, die Logosidee spukte schon lange in der theologisch-philosophischen griechisch-jüdischen Welt. Es stand so vieles da, das auf eine Erneuerung wartete, weil es vom Leben verlassen war. Das Christentum saugte das auf, wovon es umschwebt war, es lebendig machend mit seiner jungen Kraft. Jede Religion baut sich aus Überkommenem auf, und auch das Christentum ist im höchsten Grade synthetisch. So bildete sich allmählich mit Hilfe von viel fremden Inhalten ein festes Dogma, das Jesus wohl mit erstauntem Blick als eine reine Ausgestaltung seiner Lehre zurückgewiesen hätte. So war zum Beispiel sein Bruch mit dem Juden-

tum, sein strikter Gegensatz dazu darin vollkommen aufgehoben. Dichtung und Wunsch waren am Werk gewesen und hatten vielfach in freier Phantasie gestaltet. Der Gegenstand des Glaubens, das große Bild war gegeben, der Gottessohn stand fortan in der Welt, das große Geheimnis der tiefen Anteilnahme Gottes an der Menschheit offenbarend, aber mit wieviel Kompliziertem, Weitabliegendem war dieses Große nicht umgeben! Der historische Standpunkt unserer Tage, wie ihn die großen Theologen und Historiker einnehmen, rückt das Christentum mehr in eine dichterische Sphäre. Das bezieht sich aber nur auf das Verhältnis von Jesus Lehre und Sein zum Christentum. Hier wird viel Gegensatz aufgedeckt. Vom reinen Glaubensstandpunkt aus gesehen kann das Christentum, wie es einmal schon gestaltet ist, trotzdem als Wahrheit empfunden werden, denn es drückt die Erfüllung einer bestimmten Glaubenssehnsucht aus. Der gewöhnliche Mensch bedient sich wenig der Kritik, der mögliche Wahrheitsinhalt beschäftigt ihn weniger als seine Gefühlsentwicklung. Aus den überschwenglichen Erlebnissen jüdischer und griechischer Männer und Frauen, aus den schon vorhandenen Spekulationen und geistigen Formen ward das Christentum komponiert, ein Gebilde, wunderbar und wirklich zugleich, eine Schöpfung aber, die sich abschließen mußte im festen magischen Kreis, um in dieser ausdrucksvollen lebendigen Gestalt weiterhin in Macht und Kraft zu bestehen.

* * *

Aber nicht nur die wissenschaftliche Kritik allein legt um der Wahrheit willen das Christentum auseinander, es bahnen sich auch von anderer Seite und aus anderem Bedürfnis neue Wege an zu einer neuen Erfassung des Jesusseins, wie es transparent durch Christentum und Evangelium hindurchscheint. Die Jesussehnsucht überwindet Hindernisse, eine Abblendung des großen Bildes verwehrend. Die kritischen Zurechtstellungen werden nicht nur als Bereicherung der Vernunfterkenntnis empfunden, sondern als lebendiges Wasser der durstenden Seele gereicht. Denn das Herz will abbrechen mit einer Tradition, die ihm leer geworden ist, weil sie nicht mehr geglaubt werden kann. Jesus wird unter anderer Perspektive, in anderer Beleuchtung geahnt. Es liegt noch viel Tasten vor und doch auch schon vieles Finden. Der Wunsch, Echtes von Unechtem zu scheiden, führte nicht nur über das Alte Testament hinweg, Prophezeiung und jüdischen Zusammenhang entwertend, sondern auch vielfach über die Darstellung des Evangeliums selbst hinaus. Die Sehnsucht, Jesus ganz unmittelbar zu schauen, nur in seiner, ihm ganz eigenen Wirkung, hat schon früher zum Ansatz einer Jesusreligion geführt, die die Gestalt des Jesus in eine andere, freiere Bestrahlung stellte. Herder deutete sie an, jetzt liegt sie in unserer Zeit und wird geformt werden. Chamberlain in seinem großen Werk „Mensch und Gott" spricht von ihr als einer Geklärtheit und wundervollen Vereinfachung des Geistes des Christentums. Das Legendarische in Jesus Leben fällt, sein Selbstzeugnis, Gott zu sein, wird bestritten, nur das große und reine Wort des Heilands soll als Gotteswort bestehen bleiben. In Chamberlains Glaubenssphäre erscheint Jesus als der Mittler zwischen Mensch und Gott, dies ist eine uralte arische Idee, die schon vielfach in der Welt auftauchte. Seltsam einfach mutet uns diese Religion an: Gott, der liebende, barmherzige Vater, sendet der Welt seinen Gesandten, den Mittler, den Christ, der uns erlöst. Es bleibt etwas Schwebendes, Ungelöstes, aber kann das in den Fragen und Forderungen des Religiösen je anders sein? Mit viel Objektivität und Klarheit gibt Chamberlain einen Überblick über Dogma und Christentum. Er löste den magischen Kreis, der sich von Wunder zu Wunder aufbaut und so vieles Konkrete, Tatsächlich-sein-sollende zum Glaubensinhalt machte, aber indem er die Kette von der Vorherverkündigung, der Geburtslegende, der Wunder und Sakramente auseinanderschlang, beschrieb er

da nicht dennoch einen neuen magischen Kreis, der sich weit und licht um eine neue Annahme, ein neues Glaubensmysterium schließt? Schafft er nicht einen neuen Mythos, stellt er nicht nur neue, leicht veränderte Bilder an Stelle der alten? Gewiß, den Angriffen der Geschichte, Philosophie und Vernunft ist der Chamberlainsche Kreis unanfechtbarer, aber jene geheimnisvolle Magie im Fürwahrhalten eines bestimmten, außerweltlich wirkenden Inhaltes bleibt doch immer bestehen. An der Auferstehung, die als christliches Grundglaubensfundament gilt, geht Chamberlain nur undeutlich vorüber, dadurch gewinnt aber seine Darstellung nicht die vitale Überzeugungskraft des christlichen Glaubens. Chamberlains Linien sind freie und schöne Bogen, aber noch vielfach Andeutungen, schwer zu erfassen, mehr für den geistigen Menschen hingeworfen.

Sehr interessant ist es, der hohen Erscheinung der Jesusgestalt, wie sie durch Chamberlains Herz und seine Geistesklarheit wiedergegeben uns entgegenstrahlt, die Auffassung des Tolstoischen Christus entgegenzustellen. Chamberlain gibt uns Jesus im Geheimnis, als Gestalt mit zauberhaftem Mondesglanz umwoben, aber dennoch sehr stark als menschliche Person, für Tolstoi ist Jesus allein das, was er selbst von sich aussagte, nämlich der Weg. Auch Tolstoi ist scharf vorgestoßen in die herrschende Religion, hat unbarmherzig das Dogmengebäude niedergerissen, eine starke und harte Tat des Mutes war dies, wenn man den Zwang seines Landes in Betracht zieht. Er hat die Kraft gehabt, durch alles hindurch seinen eigenen Jesus- und Religionsbegriff herauszuarbeiten. Er hat als Slawe wenig Distanz und tritt so hart an Jesu Persönlichkeit heran, daß er sie auflöst. Während sich bei Chamberlain im Klang des Jesuswortes die ewige Stimme Gottes offenbart, scheint Tolstoi für die Hoheit und den Reiz dieser unvergänglichen Worte fast unempfänglich, er sucht vor allen Dingen die Lehre, die ihm als eine scharfe Zeichnung der einzig wahren Lebenslinie der Menschheit hervortritt. Chamberlain lauscht auf den Ausdruck des ewigen Geistes, Tolstoi sucht vor allem Umwandlung und Beruhigung des unruhigen Herzens. Sein Herz war nie weihevoll in Gott verankert, wie das des Germanen Chamberlain, es zitterte im Gegenteil, bebte und blutete, als sturmbewegtes. echtes Menschenherz. Wenn er auch glaubte, Gott vermittels des Geistes und der Vernunft zu suchen, so spielte sich sein geistiger Glaubensprozeß doch auf der Ebene des Lebens ab. Aber es mutet uns doch seltsam an, daß Tolstoi, der vom Herzen ausging, wobei man hätte erwarten können, daß er in heiligster Liebe Jesus Gestalt hätte erfassen müssen, schließlich durch diese Gestalt hindurch nur den Geist verkündet, und Chamberlain, der von der großen Geistesschau aus die Gestalt des Heilandes hinstellt, gerade schließlich auf das innigste an dieser Gestalt haften bleibt, der er sein ganzes Herz darbietet! Dennoch berührt Tolstois religiöses Erlebnis so sehr viel stärker, weil sich darin auch die ausgesprochenen poetischen und leidenschaftlichen Farben ausdrücken. In Tolstois Erscheinung haben wir das größte sichtbare religiöse Werden eines Großen inmitten von uns erlebt, er stellte gewissermaßen vor uns allen seine Religion dar, ein Schauspiel, das noch lange die Geistesgeschichte beschäftigen wird. Die von ihm verkündete und so oft mißverstandene Religion zeigt ein seltsames Doppelgesicht: einesteils drückt sie das praktische Bedürfnis des suchenden Willens nach Vervollkommnung aus, befestigt sich in einer ausgesprochenen, sogar verengenden Lehre, anderseits flutet ein mächtiges esoterisches Leben durch alle Inhalte hindurch, Bilder auflösend und leidenschaftlich bis zum Urquell des Lebens vorstoßend. Tolstoi suchte zuerst den Christ in innerer Verzweiflung, er fand ihn nicht, weil er ihn falsch suchte, weil er sich selbst mißverstand. Das Transponieren in den Geist, aus dem dann seine esoterische Lehre fließt, hat fast etwas Gewaltsames. Und doch ist es nur natürlich, daß er, der irdisch so Lebendige, schließlich nur eine Lösung findet, indem er das geistige Leben als den Urgrund entdeckt. Ein rechtes Leben nach Christus

Lehre erschließt uns erst das wirkliche geistige Leben, in das wir hineingebaut sind, ohne es zu verstehen. Der geistige Lebensstrom, das ist Gott, und wir können ihn nur empfinden, wenn wir an ihn angeschlossen werden. Hierzu verhilft uns allein ein Leben in Jesus Sinne. So ist Jesus der eigentliche Lebensträger. Mag Tolstoi auch in der praktischen Darlegung der Lehre eingeengt und subjektiv sein, so wird der hohe Sinn seines Christerlebnisses dadurch doch nicht berührt. Wir fühlen das mächtige Vibrieren eines ewigen Lebensstromes, empfinden Jesus zwar nicht als Person, aber als den heftigen Schwung unserer Lebenswelle, der emporreißt und zum wahren Leben hinführt. Das Problem des Christ ist hier zugleich das tiefste Lebensproblem, es spricht sich hier auch die Frage nach dem geistigen Sein oder Nichtsein aus, es entsteht eine Relativität des Persönlichen, ein ewiges Schwanken des dahinstürmenden Willens, der dennoch Persönlichkeit will. In dieser Polarität: Persönlichkeit — Aufgabe der Persönlichkeit, spricht sich das Erscheinen des Christ in Tolstois Erlebnis aus.

* * *

Das Herannahen des Christ spiegelt sich aber auch noch auf vielfach unerwartetem Gebiete in unserer Zukunft bergenden Zeit. Berührt es uns nicht wunderbar, wenn Missionare berichten, daß sich, besonders in Indien, die christliche Glaubenslehre mit einer neuen Kraft festigt? Scheint es nicht so, als ob die Welt, wenn auch noch vielfach unbewußt, von allen Seiten langsam der einigenden Idee des Christ entgegenreift? Was ist das für ein seltsames Phänomen, wenn wir erleben, daß ein Inder nach Europa reist, um es zu christianisieren! Von den verschiedensten geistigen Zentren der Kontinente taucht die ernste Forderung auf, daß die Völker Europas sich in ihrem Sinne ändern müssen, daß sie wieder den Christ annehmen müssen. Wir zittern unter der Herrschaft des satanischen Prinzips, unter dem absoluten Egoismus der Völker, das ist der Antichrist, nur das Erscheinen des Christ könnte das verkrampfte Europa wieder lösen. Wir Deutschen stehen als Opfer da eines fremden Vernichtungswillens, da scheint uns jegliche Hoffnung auf ein Hereinleuchten des Lichtes in die Finsternis vergeblich. Aber wir dürfen nicht verzweifeln, sondern müssen damit beginnen, die Flämmchen zu entzünden, das Öl in den kleinen Lampen sorgsam zu hüten, daß uns selbst im tiefsten Dunkel diese tröstenden Zeichen weiter leuchten.

* * *

Die Ritter in den Stahlhelmen klirren mit ihren Lanzen, weiter geht der Dialog innerer Stimmen, in die die Seele ab und zu ihr Wort streut.

Von welchem Ansatzpunkt aus sollen Menschen wie du und ich — denn jetzt setze ich ein Du, wie ich mein Ich setze — Menschen voller Zweifel und Glauben, voller Kälte und Glut, voller Bild und zugleich voller Bildleere, Bekenner des geistigen und Skeptiker jeglichen Geisteszwanges, an das Erscheinen des Christ herantreten? Wie können wir etwas von diesem geistigen Geschehen erleben?

Was ist für uns der Christ, ist es Bild, ist es Idee, ist es Jesus allein? Verweilen wir bei der Gestalt, die wir kennen. Auch wir suchten sie aus dem Rahmen zu lösen, denn unsere Wahrhaftigkeit verbietet es uns, um die historischen Tatsachen herumzugehen. Die Evangelienkritik erweist, daß wir kaum hoffen dürfen, auch nur ein Wort Jesu im wirklichen Urklang zu besitzen, daß also auch hier noch viel Scheidung nötig ist. Wer mit geistig-musikalischem Ohr in den Evangelien liest, braucht keine wissenschaftliche Kritik dazu, um selbst viele Worte als falsch klingend zu empfinden. Man braucht auch keine philologischen und historischen Kenntnisse

dazu, um zu erkennen, daß der Jesus des Johannes eine anders geschaute Gestalt ist, als der der anderen Evangelisten. Hier tritt Jesus zwar seltsam lebendig auf, aber er ist durch ein Temperament hindurchgesehen, mit der ganzen Kraft subjektivster Darstellung geschildert. Johannes gibt seinen Jesus im Lichte einer bestimmten Theologie, mit dem Vollbewußtsein einer neuen Religion, wunderbar geistig und leuchtend, doch auch durchaus literarisch geformt, ähnlich wie uns Sokrates in den Dialogen des Plato vorgezaubert ist. Die gewaltigen Monologe, die Jesus in diesem Evangelium hält, sind von göttlicher Kraft und Tiefe erfüllt, aber wir entfernen uns doch von der menschlichen Vorstellung der Gestalt, wie sie uns in den anderen Evangelien entgegentritt, es ist alles aus einer anderen Stimmung aus hingestellt.

Je weiter wir in die Forschung eindringen, um so mehr Überlieferung sank dahin, um so unsicherer, scheint es, könnte die Zeichnung der Gestalt werden? Denn es fiel ja so viel, vor allem das Alte Testament, aus dem sie der Tradition nach herausgewachsen sein soll. Dies vielgeschichtete Werk kann für uns kein Glaubensbuch mehr sein. Es fällt für uns, als die Erinnerung an ein fremdes Volk und an einen fremden Gott, mit dem wir besonders seit der Reformation, wo sich unser Glaube gerade auf dies Buch aufbaute, gegen den geistigen Sinn aneinandergekoppelt waren. Mag es auch noch so sehr von Divination und religiösen Erfahrungen erfüllt sein, es ist uns fremd geworden, somit aber fällt auch vieles aus dem Neuen Testament, das die alte Verbindung aufrecht hält. Für uns ist das ein falsches Pedalhalten, das wir nicht mehr ertragen. In der neuen Beleuchtung, die wir gewonnen, ist aber die Gestalt Jesu, obzwar aus dem Rahmen herausgehoben, nicht undeutlich geworden. Und bist du bisher an ihr vorübergegangen, so wird doch die Stunde kommen, wo sie dich ansehen wird. Sie wird zu dir kommen, wie sie auch zu Strindberg kam, als sie ihm voranschritt in den jardin des plantes. Es war, als gerade die Dämonie sein Herz am ärgsten zerriß. Er mußte ihren Wunderspuren folgen, er sah, wie die Büsche und Bäume des Herbstes sich bei ihrem Vorbeischreiten neu belebten und aufblühten. Sie hinterließ eine Glanzspur, blieb dann stehen und sah den zitternden Menschen wundersam still und gütig an. Sie sah mitten ins zerquälte Menschenherz hinein, und das konnte nun nicht mehr fragen: Was gehst du mich an?

Haben wir die hohe Gestalt des Wunders und des Mysteriums entkleidet? Wir suchten sie herauszuheben aus Dogma und Legende und fast aus dem eigenen Wort, wir suchten sie von allen Seiten aus anzuschauen, aber indem wir uns immer wieder auf unsere Vernunft beriefen, ging etwas Wunderbares vor sich: je mehr wir zu erklären suchten, je schärfer wir vordrangen, um so deutlicher fühlten wir, daß wir nur immer tiefer ins Geheimnis zurücksanken, ja, daß alles das, was sich als Wunder und Geheimnis gibt, sich in nichts auflöst im Vergleich zu jenem Letzten, Unergründlichen.

Die Lanzen sinken, die Schritte halten an. Fallen nicht bläulich-lila Schatten auf die Ritter, so daß sie einsam phantastisch, fast gespensterhaft dastehen? Ist aus einem stolzen Auszug, aus dem Wunsch nach Beute nicht nur ein Greifen ins Unbegreifbare geworden, ein Spiel einer Partei allein, zu dem sich kein Partner herbeiließ? Ja, die Ritter blicken in eine fremde Welt.

* * *

Man spricht jetzt wieder so viel von den platonischen Ideen, den großen Bildern, die Urform waren dem geistigen Geschehen. Wir knüpfen entweder unsere Vorstellungen aneinander, oder wir erschauen sie unmittelbar, je nach der Geistesart sind wir orientiert in Zeit- oder Raumformen. Der Prophet und Schauer sieht das Bild. Es sind Bilder solcher Schauer, die ich jetzt hier hinstellen möchte.

Fast kindlich, und doch so groß und eigenartig wirkt das Bild, unter dem Swedenborg den Himmel erschaut. Er setzt sich ihm aus unzähligen Gesellschaften zusammen, die wiederum alle eine menschliche Gestalt bilden. Der Himmel als Ausdruck des Geistigen und Göttlichen ist aber dennoch in seiner Einheit ein Menschliches, er hat die äußere Gestalt eines Riesenmenschen. Daher ist das, was von Gott kommt, als aus der Menschenerscheinung herauskonzipiert, auch in seiner stärksten Wirkung wieder Menschenerscheinung, daher ist der Mensch Jesus die Wirklichkeit Gottes, wie man in gewissem Sinne auch sagen könnte, daß die Blüte eine Art Verwirklichung der Sonne ist.

So sah und fühlte Swedenborg die Person des Christ als ein Menschenbild, aber zugleich sah er durch dies Bild die Gestalt der ganzen Menschheit. Das war seine Form, daß ihm der Christ als Grundidee der Menschheit und der Welt erschien.

Eine ähnliche Verbundenheit zeigt uns das Bild des Paulus, unter dem er die Gemeinschaft der Gläubigen erfaßt. Er schaut sie als einen Riesenleib, dessen Haupt Jesus ist. Das Erscheinende in der Form des Christ ist aber „zugleich Urgrund alles Weltseins und alles Weltgeschehens. Der Christ, das war das Verborgene, das vor den Weltzeiten her" schon in Gott, dem Schöpfer aller Dinge, war. Im Erscheinen des Christ wird der Weltplan Gottes ausgeführt, dieser Weltplan grenzt nah an die gewaltig umspannende Idee Swedenborgs, daß die Menschheit Weltidee, also Sinn und Zweck der Welt ist. So gesehen sind Gott und der Christ und die Menschheit im Grunde eines, sie sind wechselseitig gegeneinander bestimmt. Diese Einheit stellt ein kosmisch-geistiges Bild dar: er und du und ich, wir alle, alles, die Welt und die Sterne und das Leben, es ist alles durch den Christ in Gott hineingebaut.

Wenn nun der Christ nicht wäre, dann wäre nicht Unterscheidung von ich und du, dann wäre nicht Menschheit und wäre nicht Gott. Denn der Christ, das ist ja gerade dies Zusammenstoßen und doch Sich-gegeneinander-Abheben des endlichen Menschlichen mit dem unendlichen Göttlichen. Zugleich ist der Christ das Spiegelbild Gottes in uns hineingeschaut. Der Christ ist nicht Jesus allein, und nicht du allein und wir allein können ihn nicht hervorzaubern, der Christ, das ist die ewig wiederkehrende Berührung Gottes, das ist der ewige Lebensklang unseres Daseins.

Noch ein Bild setze ich hin, es ist von Fechner. Dieser Schauer sieht die Menschen in ihrer geistigen Wirkung, sieht sie so alle irgendwie miteinander verzweigt. Alle, die in gleicher geistiger Gemeinschaft stehen, gehören zum Leibe eines Geistesbildes, so aber ist dies Verknüpftsein gestaltet, daß ein jeder Geist dabei in seiner Person bleibt und seinen Kreis zieht. Nicht alle Kreise sind gleich groß und ragen gleich weit. Doch geht von jeder Existenz eine Wirkung aus, die in andere Kreise hinübergreift. Je nach der geistigen Kraft kann diese Wirkung umspannend sein. Die größte Ausbreitung des Geistes wächst bis zu Gott hinan, so sind die edelsten Geister, wie auch Jesus, ganz in Gott hineingedrungen. Wir, die wir unten stehen, können aber, wenn wir in Jesus Geistesgemeinschaft hineinströmen, gleichfalls durch ihn in Gott hineinwachsen. So bildet sich ein großes Geistesleben, eine aufwachende Geisterwelt, die in ihrer Vollendung den Baum von Geistern bildet, dessen Wurzeln im Irdischen wachsen, aber dessen Krone in den Himmel reicht. Was bedeutete jenes Bild des riesigen Eschenbaumes, das unseren germanischen Vorfahren immer vor Augen stand? Auch jener Baum wuchs aus der Welt über die Welt hinaus, und unter seinen Wurzeln flossen die Quellen des Lebens . . .

Wenn wir uns unseres Innenlebens bewußt werden, können wir es leicht erkennen, wie viele andere Lebenskreise den unseren durchschneiden. Wenn nun Jesus der größte Geisteskreis ist, so muß er irgendwie in das Leben jedes Lebendigen eingehen, und ist er dann nicht in seiner Wirkung unumgangbar, ja, ist er nicht unser

Wachstumsprozeß selbst? Dieser Geisteskreis verbindet somit die ganze Menschheit, denn in diesem Jesussein ist ja das auftauchende Signal gegeben. Der Christ lebt fort und fort, einmal verwirklicht, sehen wir in ihm auf ewig das Antlitz der Menschheit widergespiegelt.

Ja, Gott gab uns in Jesus nicht ein Bild von sich, er gab uns das Menschliche in höchster Potenz. Jesus lehrte uns vor allem den Menschen, freilich, in seiner ewigen Beziehung zu Gott, dem Vater, aber vor allem lehrte er uns doch eine vollkommene Menschlichkeit. Wie sollte es da nicht geschehen, daß wir uns immer wieder nach ihm zurücksehnen, daß wir erfassen und verehren wollen, was Gott uns hier gezeigt hat, nämlich das Wegzeichen zur Berührung mit Gott, zugleich zu einem Anschluß an das ewige geistige Leben? Einmal von dieser Erkenntnis berührt, wird unser Herz immer wieder zu jenen auf der Erde gewandelten Spuren zurückkehren. Der Klang reinster Menschlichkeit faßt die wirren Töne des Lebens zusammen und ordnet sie zur Harmonie.

„Wird Jesus hundertmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, so bleibst du ewiglich verloren", singt der cherubinische Wandrersmann, der so viel von Gott weiß. Dies Erwachen unseres Herzens, diese Berührung mit Gott gebiert ja den Christ. Rätselvoll, gewaltsam berührt er uns und drängt uns zur Auferstehung. Der Rhythmus von Tod und Auferstehung, das ist ja der Rhythmus des Lebens, es ist der Weg der Seele, es ist ihr Pendelschlag. Aus Tod und Schlaf heraus hören wir den Ruf:

„Wach' auf, der du schläfst,
steh' auf, der du tot bist,
so wird dir der Christus leuchten."
(Epheserbrief.)

* * *

Welch ein Mißverständnis ist es doch, wenn sich die Menschen um die Wahrheit ihrer religiösen Erkenntnisse streiten, und wie tragisch wird es, wenn der Kampf um die Wirklichkeit des religiösen Erlebnisses geht! Von jedem Standpunkt aus wird verlangt, daß das religiöse Erleben nur in einer bestimmten Form erwachsen soll. Aber schrumpft nicht gerade das Gestaltete, der konkrete Glaubensinhalt in nichts zusammen vor dem lebendigen Aufzucken des heißen Menschenherzens? Hat die Frage nach der Wahrhaftigkeit der Form noch eine Bedeutung bei dieser innerlichsten Tatsache des Erwachens des eigensten Seins im Menschen? Müssen wir nicht eher gerade das Phänomen des religiösen Lebens so ansehen, daß sich immer wieder neue magische Kreise bilden müssen, von einer inneren lebendigen Bewegung heraus gezogen, wie sich die Kreise auf dem Wasserspiegel bilden, wenn der Stein hineingefallen ist? Der Glaube zeigt sich uns nicht nur als gewaltiger Despot, er offenbart uns die unendliche Mannigfaltigkeit der Inhalte, die durch das so sehr verschiedene Menschensein gebildet werden. Er transponiert Tatsachen in ein anderes Feld, verknüpft sie in einen neuen Sinn und macht sie dadurch lebendig. Tatsachen an sich sind für den Glauben nicht so wichtig, sie haben oft nur den Wert von Handwerkszeug. Nicht die Wissensseite im Glauben ist die lebendige, sondern die Gefühlsseite. Alles, was wir geistig erfahren, ist ja doch nur ein Schauen in einem dunklen Wort, so oder so deutbar. Alle die magischen Kreise schieben sich irgendwie ineinander und sind alle nötig zum Aufbau des großen geistigen Lebens.

Sind wir Außenstehende, Wartende, Einzuordnende, oder sehen wir schon die neuen Kreislinien, fühlen wir auch über uns schon Wölbung und Schluß? Bahnt sich nicht jetzt schon die Erkenntnis an, daß wir Wahrheit zu sehr von außen gesucht

haben und zu wenig von innen heraus erfühlt? Das Gewisseste, das wir mitnahmen von allen unseren weiten Wanderungen, war die Erfahrung, daß alle unsere Wege schließlich immer wieder ins Geheimnis münden. So leuchtet uns auch die eine große Gestalt, von der wir ausgingen, in ihrer Klarheit und ihrem innersten Sinn aus dem Geheimnis, das wir nur ahnen. Wir werden ihr entgegengehen, je nach der Anlage unserer Natur, und wenn wir aufrichtig und wirklich sehnsuchtsvoll sind, dann wird ihr Blick uns treffen. Und dann werden wir es fühlen an unserem Herzen, daß der Christ uns berührt hat.

Gerhart Hauptmann

Von

Paul Fechter

Bei den Gerhart-Hauptmann-Spielen in Breslau gab es eine Stunde, die fragend und nachdenklich stimmte. Das war die Feier am Nachmittag des zweiten Tages, als im Remter des alten Rathauses der Stadt Breslau der Präsident des Deutschen Reiches erschien, um den Dichter zu grüßen. Unter den schweren Gewölben des niedrigen Saales saßen die Honoratioren der schlesischen Hauptstadt, saßen Dichter und Schriftsteller aus allen möglichen Gegenden Deutschlands: von der Tribüne herab sprachen ein Oberbürgermeister, zwei Oberpräsidenten, der Reichspräsident zu einem Dichter, um ihn zu ehren und ihm für sein Werk zu danken. Nicht nur mit offiziellen Reden und den üblichen Geburtstagsformeln: sondern mit einer gewissen Wärme und lebendigen Beziehung zu dem Gefeierten. Aus den Versammelten erwuchs leise eine Art von Einheit, um Hauptmann als Mittelpunkt: eine Welle von Gefühl umgab und trug ihn. Und plötzlich empfand man: Es ist schön, daß so etwas möglich ist; es ist Gewinn, daß der erste Mann des Deutschen Reiches sich auf die Eisenbahn setzt und eine lange Reise tut, nur um einen deutschen Dichter zu ehren. In diese Freude aber klang zugleich eine Frage: Wer von den deutschen Dichtern ist wohl je zuvor so geehrt worden, wie dieser Mann, den hier tagaus, tagein die Menge jubelnd begrüßt, sobald sein Werk von der Szene herab erklingt? Nicht Goethe, nicht Schiller, nicht Hebbel, nicht Gottfried Keller sind je so über sich selbst hinausgehoben worden, trotz aller Geburtstage, die sie auch begangen haben: was mag es wohl sein, das diesem Dichter dort oben diese Resonanz in den Seelen seiner Zeitgenossen geschenkt hat?

Es waren nur Augenblicke, in denen die Frage aufstieg; sie versank in neuem Jubel, der den schönen Dank des Dichters aufnahm, ward vom bewegten Gang der Stunde übertönt. Aber sie kam wieder und ward schließlich eine Art von Problem. Als ob man sie an Hauptmann selber stellte, ihn nach der inneren Legitimation fragte, die ihm das Recht gab, dieses alles zu erleben. Auf Breslau ist Hamburg, ist Bremen gefolgt mit großen, festlichen Hauptmann-Tagen: überall umklang den Sechzigjährigen nicht nur das Pathos gehobener Festreden, sondern zugleich der spontane Jubel mit dem Herzen beteiligter Menschen. Man freute sich der Tatsache, daß in Deutschland ein Mensch der Dichtung der Allgemeinheit so nahe kommen konnte — und empfand doch immer wieder das leise: Warum? — das Suchen nach dem letzten Grund dieses Verbundenseins.

Die Antwort auf diese Frage finden, heißt, für Hauptmann die Formel in posi-

tivem Sinne finden. Es ist nicht leicht — und trotz der vielen Bücher und Aufsätze, die in dem letzten Menschenalter bereits um Werk und Gestalt dieses Dichters geschrieben sind: es hat sie eigentlich noch niemand gefunden. Die Formel der Hauptmannschen Wesensart ist noch ungeschrieben — und wird wohl auch noch eine Weile ungeschrieben bleiben. Nicht nur um der zeitlichen und räumlichen Nähe willen, die uns mit ihm in eine gemeinsame Zeit- und Lebenssituation bindet: sondern auch, weil Hauptmanns Wesen selbst diesem Gefaßtwerden unbewußt — und vielleicht sogar ein wenig bewußt widerstrebt.

Wer einmal hintereinander das Lebenswerk Gerhart Hauptmanns, soweit es bis jetzt vorliegt, in sich aufgenommen hat, mit dem ausgesprochenen Zweck, den Wesenskern des Menschen und des Dichters zu erfassen, wird dieses leise Widerstrebende, menschlich Entgleitende selbst empfunden haben. In den Dramen der Frühzeit steht eine bewußt auf Objektivität angelegte Welt da: konsequenter Naturalismus, hinter dem sich Wesen und menschliche Entscheidung des Dichters prinzipiell und mühelos verbergen. In der „Versunkenen Glocke" durchbricht Persönliches einmal diese selbstgezogene Schranke: wenig später wird sie teils mit den alten, teils mit neuen Mitteln wiederum errichtet. Im „Emanuel Quint" tastet der Leser vergeblich umher, um die Haltung des Dichters zu seinem Helden eindeutig festzulegen: Hauptmann entgleitet ihm immer wieder, über die Objektivität hinweg bis in die Ironie, die hier den Helden wie den Leser in gleicher Weise umspielt. Und noch das letzte Werk, das „Ländliche Liebesgedicht", zeigt das gleiche Ausbiegen: der Dichter bleibt im Schatten und entscheidet nicht.

Man hat Gerhart Hauptmann wieder und wieder den Dichter des Mitleids genannt. Und über einigen seiner schönsten Dichtungen strahlt in der Tat wie ein Glorienschein dieses Gefühl, vor allem über frühen Werken, wie dem „Hannele", den „Webern". Ein warmes Mitgefühl mit der leidenden Kreatur schwebt über diesen Dichtungen — verfestigt am Gefühl für die Schicksale der handelnden Menschen. Aber dieser selbe Mann geht mit anderen seiner Gestalten mitleidlos bis zur Härte um, versagt ihnen durchaus, was er anderen zubilligt. Mit dem guten, freundlichen Schluck hat er gar kein Mitgefühl und spielt mit seiner betulichen Freundlichkeit nicht viel besser wie Karl und Jon Rand; Peter Brauer stürzt am Ende nicht nur von seiner erschwindelten Höhe, sondern muß sich die bittere Demütigung vor Frau und Tochter gefallen lassen. Der jungen Anna geht es auch nicht viel anders — und selbst im „Hannele" muß das menschliche Gefühl sich eine harte Unterbrechung gefallen lassen. Der Lehrer Gottwald ist der einzige, der das Kind freundlich und gut behandelt hat, so daß sie ihn in ihren Fieberträumen mit dem Heiland identifiziert — und dieser Mann bringt es fertig, als Hannele krank und erfroren aus dem Wasser gezogen wird, es zwar zuerst in sein Haus zu nehmen und ihm trockene Sachen anzuziehen, es dann aber schleunigst wieder hinaus in Wind und Wetter und ins Armenhaus zu schaffen. Ironie? Etwa in dem Sinne, daß die Menschen so elend sind, daß Hannele schon einen Mann mit so wenig wirklichem Gefühl mit dem Heiland gleichsetzt? Oder — Stocken des Gefühlsstroms im Dichter? Man muß es offen lassen — die Formel für Hauptmanns Wesen ergibt sich aber auch vom Mitleid aus nicht rein.

Unter einer Reihe von kurzen Aufzeichnungen, die Gerhart Hauptmann vor etwa zehn Jahren einmal veröffentlichte, findet sich folgender Satz: „Man kann ein und dieselbe Sache in so vielen Gestalten richtig darstellen, daß es schmerzt, sich für eine allein entscheiden zu müssen." Hier scheint eine sehr wesentliche Selbsterkenntnis Hauptmanns, wenn auch halb verschleiert, sichtbar zu werden. Das Entscheidende ist der Nachsatz — der Schmerz der Entscheidung. Hauptmanns Seele empfindet jede Entscheidung als Entschluß, jeden Entschluß als Beschränkung — und umgeht beide. Seine Objektivität, sein Naturalismus wächst nicht aus einer Kunst-

theorie, einem Prinzip, sondern aus der inneren Kräfteverteilung der Seele. Er empfindet sein Erleben im Fühlen, nicht im Tun, das immer ein Entscheiden ist: er ist der Dichter des unbestimmten Gefühls, des Ineinander der ungelösten, ungeklärten, in ihrer Unbestimmtheit noch alle Möglichkeiten der Zukunft enthaltenden und vor handelnder Auswirkung verbleibenden Gefühle. Er empfindet sein Dasein am stärksten im Wogen leise oder laut aufsteigenden Lebensgefühls, in der zu leichtem Rausch gehöhten Romantik jener Zustände, in denen das eigene Sein und das Bild der Welt und des Lebens ringsum in eines verklingen, wo alle Grenzen sich zu lösen, alles wunderlich fließend in den Strom des Daseins einzugehen scheint, schon von selbst einen ganz leisen Zusatz von dichterischer oder wenigstens literarischer Gehöhtheit bekommt — und man selbst trotzdem, trotz der Verbundenheit zum Leben, im Grunde völlig isoliert für sich bleibt. Der Strom des eigenen Lebensgefühls tritt wohl über die Ufer, aber — nur in Worten; er nimmt die andern nicht in sich auf, sondern sucht sich zuletzt trotz allem, sich absondernd, seine nur ihm eigene Bahn, das Glück dieses Rausches, dieses gesteigerten Lebensgefühls in unbewußter Selbstsucht für sich allein behaltend — nur im Klang gehöhter Rede verströmend. Aus solchem Lebensgefühl wächst die produktive Stimmung Gerhart Hauptmanns: sie trägt sein Werk — und sie bestimmt zugleich das Ausweichen vor den Entscheidungen, die immer als Verarmungen und Beschränkungen gerade dieses rauschhaften Glücks des Lebens empfunden werden. Die innere Unbestimmtheit ist selbst schon eine Art Entscheidung der Seele.

Gerade diese innere Unbestimmtheit aber, dieses Ausbiegen vor der beschränkenden Entscheidung, das Verharren im unbestimmten Gefühl ist vielleicht das, was zutiefst Hauptmanns Erfolg bestimmt, ihm die Verbindung mit seiner Generation geschaffen hat — und nicht nur mit seiner Generation. Im Grunde ist dieses Lebensgefühl das Lieblingslebensgefühl der Deutschen überhaupt, insonderheit, solange sie jung oder trotz reiferer Jahre jung und unerwachsen geblieben sind. Die schwebende Unbestimmtheit einer leicht erotisch gefärbten Verbundenheit mit dem Ganzen des Lebens, hinter der sich doch gerade um der Unbestimmtheit willen das Sicherungsgefühl einer heimlichen Isoliertheit, eines nur auf Sichbezogenseins birgt — das ist die Grundstimmung des allgemeinen deutschen Lebensrausches im weitesten Sinne. Er ergibt sich mit Hilfe des Alkohols genau so wie mit Hilfe der Worte, der Literatur, der Lektüre; er ist die östliche Komponente in der deutschen Blutmischung. Das Preußentum hat diese bewußt zu paralysieren versucht: es ist bezeichnend, daß im Bereich des eigentlich Preußischen, im Bereich des Staatlichen man bisher fast immer auf Ablehnung Hauptmanns stieß, die nicht nur auf der Legende vom heimlichen Sozialdemokraten beruhte. Wo Entscheidung, Bestimmung, Tat, wo Haltung, Forderung und Ideal war, konnte für seine Welt, die möglichst alle Möglichkeiten offen ließ, Fragen stellte, aber keine Antworten gab, sondern höchstens Stimmungen, kein Raum sein.

Desto mehr aber fand sich dieser Raum überall da, wo bürgerliches Gefühl über seine Begrenzung hinaus ins Unbeschränkte sich sehnte — wo das Dasein des Tages instinktiv nicht mehr als Leben empfunden wurde, eben um der aus Konvention vollzogenen beschränkenden Entscheidung willen. Hier mußte Michael Kramers verworrene Todeslyrik, seine Fragen an das Leben rauschhaften Widerhall finden als Offenbarung wirklichen Lebensgefühls, als tiefstes Verstehen des Daseinssinns; hier mußte Meister Heinrichs monistische Sonnenpredigt, der Biminischluß der „Jungfern vom Bischofsberg", die gleiche Wirkung üben. Man hat den Hauptmannschen Dichtungen oft vorgeworfen, daß sie keine Helden hätten: gerade das war es, was ihren Erfolg bedingte. Gerade indem Hauptmann in seinem Werk auf die Menschen verzichtete, die von einem einzigen Gefühl, von einer Idee, einem Ziel besessen sind

und sich an die hielt, die im Widerstreit der Vielheit ihres Fühlens tastend den Weg und sich selber suchen, die Fragen stellen, aber keine Antwort wissen — gerade darum fand er den Widerhall in dem bürgerlichen Deutschland des abklingenden Kaiserreichs. Wer die Zeit von 1890 bis zum Kriege kennen lernen will, braucht nur nach den „Einsamen Menschen", „Michael Kramer", nach „Gabriel Schillings Flucht", oder nach der „Pippa" und der „Versunkenen Glocke" zu greifen. Was die bürgerlichen Schichten Deutschlands in jenen Jahrzehnten waren, und was sie nicht waren, lebt in diesen Dichtungen, empfunden und gestaltet von einem Menschen, der das Lebensgefühl seiner Zeit und seiner Schicht ganz einfach und selbstverständlich, trotz des leisen Zusatzes von Schauspielertum, der auch zu der Zeit gehörte, erlebte und aus dem Erlebnis heraus im Abbild wieder von sich stellte.

Denn das bleibt bestehen: Hauptmann fühlte diesen inneren Lebensstrom seiner Generation nicht nur selbst sehr stark und ungetrübt durch sich rinnen: er fand, gerade aus der gefühlsmäßigen Situation heraus, die Form, die diesem Daseinsgefühl die gemäßeste war. Es gab zwei Möglichkeiten, dies unbestimmt rauschhafte Lebensempfinden einzufangen: entweder man setzte die Unbestimmtheit in die Gestaltung fort, suchte Gleiches mit Gleichem zu formen — oder man baute dem gleitenden, verschwebenden Leben sein Abbild mit polaren Mitteln entgegen: mit den festen Zügen der äußeren und der inneren Wirklichkeit. Hauptmann entschied sich für das zweite: für den konsequentesten Realismus. Am inneren Material änderte er nichts; die Form, in der er es hinstellte, war sein polarer Gegensatz. Sie war fest und bestimmt: Abbild der Wirklichkeit — sie wählte er, weil er fühlte, daß er hinter ihr alles Weitere unentschieden und unbestimmt lassen konnte. Der Naturalismus der Gestaltung deckte ihn: er brauchte nur hinzustellen, nicht zu bekennen und zu entscheiden. Die Objektivität der Kunstform übernahm die Verantwortung, wie der Vorgesetzte im bürgerlichen oder staatlichen Leben: das Leben, das dargestellt war, und das Darstellungsprinzip mußten die Einwände und Proteste auffangen, nicht der Dichter. Der Dichter war Instrument, Gestalter — verantwortlich nur für die Qualität und formale Richtigkeit seiner Leistung: die Verantwortung für das Seelische mußte die Welt selber tragen, die dieses Material lieferte.

Wie sehr diese Hingabe an den Naturalismus trotzdem zugleich Selbstvergewaltigung war, zeigt der gewaltsame Ausbruch der unterdrückten eigenen Gefühlswelt in der „Versunkenen Glocke". Nach jahrelanger Objektivität und entsagender indirekter Arbeit macht sich die Seele hier einmal direkt Luft. Noch das Formprinzip wird abgeschüttelt und verneint: das unterdrückte eigene Gefühl vor der Welt ringt sich los und offenbart sich in seiner rauschhaften Romantik, wie sie zuletzt hinter allen Dichtungen Hauptmanns schwebt. Hauptmann empfindet selbst die Gefahr, die diese unmittelbare Öffnung des Ventils für ihn bedeutet: er dämmt sofort wieder ein, sucht Rückwege und neue Bindungen: das Bekenntnis aber bleibt bestehen. Es ist sehr sinnvoll, daß die „Versunkene Glocke" trotz den „Webern" sein größter Erfolg wurde. Die Tatsache bewies, daß das Publikum trotz aller Hochachtung die naturalistische Verkleidung instinktiv eben als Verkleidung empfunden hatte und nun dem einmal Unverhüllten, Kunstlosen zujubelte. Die Beziehung zwischen dem Dichter und seiner Zeit ward hier mit einem Schlage klar: sie war eine Beziehung auf Grund gemeinsamen Lebensempfindens, nicht auf Grund gemeinsamer Bejahung eines Kunstideals. Der Naturalismus der frühen Dichtungen Hauptmanns war den bürgerlichen Zuhörern seiner Zeit im Grunde nur unsympathisch: ihr Beifall galt dem instinktiv als verwandt empfundenen Gefühl dahinter. Und er ward um so größer, je unmittelbarer sie dieses Gefühl ohne alle hemmenden Zwischenschichten erleben konnten, wie in dem Märchenstück vom Glockengießer. Das Romantische versteht sich immer von selbst.

Wenigstens innerhalb der schon in eine gewisse Konvention des bürgerlichen Daseins hineingezogenen Schichten. In Breslau wurde Hauptmann geehrt, wie vor ihm kaum ein anderer deutscher Dichter. Das Reich selbst dankte ihm, neigte sich vor seinem Werk, indem sein höchster Beamter selbst den Dank der Nation brachte: und Abend für Abend saßen Tausende in den Theatern und jubelten seinen Werken zu. Deutschlands bedeutendste Menschendarsteller hatten sich zusammengefunden, um diese Werke in Mustervorstellungen dem Dichter und seinen Verehrern vorzuführen — wenigstens solange die Vertreter der großen Berliner und anderer Blätter da waren. Nachher muß es, nach Berichten von Augenzeugen und unvoreingenommenen Zeitungen, auch sehr merkwürdige Dinge gegeben haben, wie beispielsweise die Aufführung des „Hannele", bei der es sehr vergnügt zugegangen sein soll. Auch gegen die ersten Abende, gegen den „Florian Geyer", die „Weber" in der Jahrhunderthalle, gegen die Aufführung von „Indipohdi", gegen „Rose Bernd" ließen sich manche Einwände erheben, die zum Teil auch erhoben worden sind. Im großen aber blieb die Suggestion, zumal wenn Hauptmann selbst, was meist der Fall war, wenigstens eine Zeitlang der Vorstellung beiwohnte: die Feststimmung war stärker als der Wille zur Prüfung — und vor allem: das Publikum war stärker. Es jubelte und rief den Dichter, weil es ihn als seinen Dichter empfand. Gerade diese Einmütigkeit aber ließ auch einmal die Umgrenzung dieser Zuhörerschaft erkennen. Was da Abend für Abend die Theater Breslaus füllte — war das das Volk? War das wirklich die Nation, die dem Dichter zujubelte, der ihrer Sehnsucht und ihrem Glück, ihrem Wünschen und Wollen Ausdruck gegeben hatte? Man hätte es gern bejaht — und mußte doch feststellen, daß es Abend für Abend dieselben Schichten und Kreise waren: die fremden Gäste von außerhalb und das literarisch interessierte Breslauer Bürgertum liberaler Schattierung. Es fehlte das Zentrum: die katholischen Buchhandlungen Breslaus in der Domgegend hatten nicht ein Werk Hauptmanns in ihre Schaufenster gelegt: es fehlte die Rechte — die (mit Unrecht) über „Biberpelz" und „Weber" nicht hinwegsehen will — und es fehlten die Arbeiter, schon um der Kosten willen. Ein relativ kleiner literarisch interessierter Kreis von bürgerlicher Konvention hatte ganz von selbst die Vertretung der Nation übernommen.

Gerade das aber wäre reizvoll und wichtig, das Werk Gerhart Hauptmanns einmal wirklich mit dem Volk in Berührung zu bringen. Nicht nur Werke wie den „Geyer" oder die „Weber", die sich auf Massenwirkung hin anlegen lassen, sondern auch die anderen oder vielmehr gerade die andern: die „Einsamen Menschen", die „Versunkene Glocke", den „Michael Kramer". Die bürgerlichen Schichten (im weitesten Sinne) empfinden vor ihnen das ihrer seelischen Art Entsprechende: was empfindet der Arbeiter, der Bauer, der kleine Mann? Jubelt er auch, mitgerissen von einer Stimme, die der ganzen stummen Zeit Worte geliehen hat: oder verharrt er stumm als vor einem ihm wesensfremd Gebliebenen? Es ist schwer zu sagen. „Henschel" und „Rose Bernd" greifen mit ihrer Wirkungsmöglichkeit weit über die bürgerliche Begrenzung hinaus, werden auch von Arbeitern und Handwerkern ohne weiteres und mit Freuden aufgefaßt. Vor den übrigen aber verstummen sie: sie verspüren das Fremde, Überhöhte, das Bürgerliche, und werden mißtrauisch. Das Bürgertum bejubelt den ganzen Hauptmann: das Volk, souveräner wie immer, wählt aus. Der skeptische Betrachter aber fragt: was bleibt?

Die Antwort lautet: es bleibt genug, um am Ende wieder beim Anfang anzukommen — nämlich, daß es schon viel ist, daß dieser Dichter von den Deutschen und ihrem ersten Manne derart geehrt wird — sei. Erst wenn wir auf die Frage, was denn nun eigentlich tiefster Wert und wirkliche Wirkungsenergie seines Werkes ist, heute noch keine Auskunft wissen. Ein Reigen menschlicher Gestalten schwebt, wenn Gerhart Hauptmanns Name fällt, vorüber: Gestalten, die wie Menschen von Fleisch

und Blut Wirklichkeiten unseres Lebens geworden sind. Wir sind gegen den absoluten Wert des bloßen Gestaltenkönnens heute mißtrauisch geworden, verlangen mehr, als nur diese Objektivierungsenergie: um Hauptmanns Menschen schwebt etwas von dem warmen Hauch des Lebens selber — und hebt alle Einwände auf. Der Naturalismus wird aus einem Formprinzip noch einmal Lebenssache: ein Schein von Liebe steigt auf, und wenn es auch nur ein Schein ist: er zwingt zum Ja. Gestalten wie Henschel, Wilhelm und Rose Bernd, wie Schluck und die Wolffen, die Dockerads und die Kramers und viele, viele andere sind gezeugt wie lebendige Menschen in all ihrer schwankenden halben Wirklichkeit, die vielleicht mehr ist, als die eindeutige des Theaters der bestimmten Gefühle. Es sind Menschen des ausgehenden Jahrhunderts, Menschen unbestimmten, schwankenden Lebensgefühls, im Grunde bürgerliche Menschen bei aller äußeren Unbürgerlichkeit: sie stehen da in bleibender Lebendigkeit, ein Stück verfestigter Geschichte dieses seltsamen Menschenalters. Die schaffende Energie aber, die sie ins Leben rief, bleibt verehrungswürdig, zumal das, was sie schuf, nicht ihrer Willkür, sondern ihrem inneren Gesetz entsprang. Wir mögen dies Gesetz verneinen, seine Grenzen feststellen, seinen Gültigkeitsbereich einengen: es bleibt Gesetz. Gerhart Hauptmann hat sich ihm noch in seinen schwachen Stunden gefügt, selbst wenn er darüber hinauszukommen versuchte: das Ergebnis ist, daß auch die Skeptischen heute den Sechzigjährigen grüßen und es dem Reichspräsidenten danken, daß er zu Ehren eines deutschen Dichters nach Breslau fuhr und sich sogar geduldig den „Florian Geyer" in der Jahrhunderthalle anhörte. Die Formel für Gerhart Hauptmann finden wir zu diesem Tage doch noch nicht: so bleibt nur die Feststellung des Ja, zu dem sein Wesen bei allen Einwänden und Einschränkungen auch den Widerstrebenden zuletzt doch wortlos immer wieder zwingt.

Die Hochschule zum Herrn

Novelle

von

Rudolf Jeremias Kreutz

Alfred Apfelsaft, Mitschöpfer am Tiefstand der österreichischen Valuta und aufrechter Pessimist, war heute in besonders glänzender Stimmung. Österreich, an dem er so innig gezweifelt hatte, daß er schon 1914 aus Ostgalizien nach Wien gekommen war, übertraf seine frohesten Befürchtungen. Das drückte sich prachtvoll zuverlässig im Kursblatt aus. Effekten waren ins Bodenlose gestiegen. Und Apfelsaft hatte Effekten. Edelvaluten erklommen Höhen, daß einen schwindelte. Der Dollar zum Beispiel! Und Apfelsaft hatte Dollars! Spottbillig aus galizischen Eiern gezogen, im gnadenreichen Jahr 1917. Nur zu warten brauchte man in diesem gesegneten Lande und war, ehe sein Finanzminister einmal verzweifelte, dreimal hundertfacher Millionär. — Und Apfelsaft hatte gewartet. Heute nun verleugnete der arme Teufel von Finanzminister gar zum dritten Male seine Verzweiflung, obwohl in den Leitartikeln deutlich zu lesen stand, daß es mit den Krediten Essig sei. Und Apfelsaft hatte die Milliarde voll. Reines Vermögen von heute, nicht gerechnet die Möglichkeiten von morgen, wenn der Finanzminister etwa offiziell verzweifelte! Apfelsaft war in erstklassiger Laune. Immerhin: Tausend Millionen Kronen aus Eiern ab-

geschöpft, die er damals das Stück zu einer Krone in der Hand hielt und dem notleidenden Ernährungsminister der k. u. k. Monarchie um nur vier Kronen lieferte — vorgeschlagen war er worden zur Nobilitierung von dem braven Mann für seinen patriotischen Opfermut, Gott hab' ihn selig! — Immerhin: aus dem Reingewinn zweimalhunderttausend Dollars kaufen zum Kurs 1 : 8, sie bis zum Heutigen halten und Milliardär sein — es stand dafür, stolz zu lächeln.

Apfelsaft tat dies. Und weil ihn die trostlose Lage der Gesamtheit vollauf befriedigte — im Leitartikel wurden Hände gerungen, im lokalen Teil gebettelt, in den Annoncen zwangsverkauft — so zündete er sich eine Exporthavanna an und las das Überflüssigste alles Überflüssigen, das Feuilleton. Warum nicht, dachte er, einmal ist keinmal. Heut' kann ich Zeit verlieren. Er klemmte den Zwicker fester und begann. Schon der Titel fesselte ihn. Rousseau als Erzieher. — Vielleicht ein neues Papier . . .? Es gab da eines, das prima war und ganz ähnlich hieß. Ruston . . . na, man wird doch da seh'n, ob es ein Druckfehler ist. — Er überflog gespannt die ersten Sätze, erfuhr aber, daß es sich nur um so eine Art Apostel und Dichter handelte. Um einen harmlosen Narren also.

Apfelsaft wiegte den Kopf und dachte mitleidig: Schreiben die Leute noch immer, statt daß sie in eine Bank eintreten und Nutzen nehmen? Also, was will der Ruston . . . der Rousseau?

Er las weiter, ohne Anteilnahme und bereit, sich einschläfern zu lassen, aber da packten ihn einige Sätze. Die Großstadt ist ein Pfuhl geworden, stand geschrieben, ein verpesteter Steinhaufen, der schollenferne Abenteurer ohne Erdgeruch und Heimatssinn ansaugt. Apfelsaft rauchte stärker. — . . . Kulturlose ohne Lebensstil hausen darin wie Würmer im fetten Schlamm . . . ohne Beziehung zur lebendigen Erde. . . . Abfallprodukte einer Zivilisation, der ein Kapaun mehr gilt als zehn Bände Goethe, und eine Flasche Champagner süffiger dünkt als der kastalische Quell.

Kann Erdöl sein, kalkulierte Apfelsaft, kann sein aber auch ein Sauerbrunn . . werden wir gleich haben. Er sah in der Börsennotiz hastig die Rubriken durch. Nicht da, also nicht der Rede wert, weiter! . . . Drum auf, zur Neuentdeckung der geschändeten Erde! Eifert jenen nach, die noch Schollengefühl haben, den Bauern! Die sitzen auf Urvätergrund . . . heraus aus der papierenen Welt des Scheins und zurück zum Reich der Wiesen und Wälder! Jeder, der es tut, rettet in sich die Menschheit.

Hier wurde er nachdenklich. Nicht, daß er die Rettung der Menschheit erwog, aber der Mann hatte recht: Heraus aus der Welt des Scheins und hinein in Grund und Boden! Investieren, abspalten, umwandeln das Papier in Segen, in Scholle, wie der Mann sagt, mit einem echten Schloß darauf! Daß ihm das nicht früher schon eingefallen war! Nun ja freilich, die Börse läuft davon, wenn man ihr nicht nachläuft . . . aber hatte er das jetzt noch nötig, wo die Dollars ganz von selbst so fein arbeiteten?!

Apfelsaft fing zu träumen an. Er sah über das Zeitungsblatt hinweg nach dem kleinen Viereck blauen Himmels zwischen den Häusermauern. Schloß . . . groß wie das des gnädigen Herrn Ritter von Trabukiewicz in seiner Heimat Mosti-Wielki. Wo war die Zeit, wo der gnädige Herr? Untergegangen beide. Und er! Der Rabbi Ben Akiba hatte nicht recht. Noch nicht dagewesen!

Apfelsaft rechnete: zehn Millionen — Schloß, zehn Millionen — Grund, Felder, Wald, Wiesen, fünf Millionen — ein Auto — spottbillig, wenn man bedenkt, daß in einem Jahr — Gott wird schon nicht verhüten — Grund und Boden mindestens dreimal so viel kosten werden. Die Dollars werden freilich dann sechsmal so hoch stehen, aber ob nicht alles schon ausverkauft sein wird in Österreich? Man war

fünfundvierzig Jahre in Ehren, worauf also noch warten? Und der Putzi wird es sicher auch recht sein, in einem Schloß zu sitzen, statt im Theater Stubenmädel zu spielen.

Gemacht! entschied Apfelsaft. Das Geschimpf im Feuilleton interessierte ihn nicht weiter. Nur, daß der Mann, von dem noch viel die Rede war, außer Rousseau auch Jacques hieß, empfand er angenehm. Es lag etwas Beruhigendes in dem vertrauten Namen.

Der Milliardär gab einer gewiegten Realitätenagentur gemessenen Auftrag, einen Primissimabesitz zu schaffen.

* * *

In der freiherrlichen Familie Heupperg war wieder einmal guter Rat — teuer. Der letzte Föhn hatte dem Dach arg mitgespielt, es regnete in den Speisesaal. Die Bootshütte lag in den letzten Zügen, ein solcher Sturm noch, und sie schwamm davon. Unbedingt nötig war es auch, in den Schlafräumen neue Bretterböden zu legen. Der Laufschwamm fraß an den Dielen nun schon das dritte Jahr. Sie federten bedenklich. Und ach, die Dienerschaft! Das war das Unmittelbarste.

Die Baronin begann damit: „Denk' dir, Georges, heute früh geht mich die Köchin an, geradezu attackiert hat mich die Person. Ohne Fleisch sei das Leben nichts wert, sagt sie, und wenn die Herrschaften es aushielten, ihr könne es gleich sein, aber sie komme von Kraft, und sie hielte es einfach nicht aus. Kartoffel, Haferflocken, Kraut und Rüben die ganze Woche und nur Sonntags Braten — nein, dazu sei sie nicht Köchin geworden. Das widerstehe ihr. Und sie sprach auch im Namen des Stubenmädchens."

„Und der Franz?" fragte der Baron gespannt.

„Der gefällt mir auch nicht seit einiger Zeit. Er sagt zwar noch nichts, aber er schneidet Gesichter und steckt täglich mit dem fetten Kammerdiener vom Pelzhändler im Auwinkel zusammen."

„Franz, das wäre denn doch . . .", bemerkte Georg Freiherr von Heupperg, k. u. k. Oberst a. D. und Herr auf Wartholz, kleinlaut.

„Kurz und gut" — die müde Stimme der Baronin zitterte ein wenig — „die Betti und die Susi haben mir ein Ultimatum gestellt: Wenn sie nicht fünftausend Kronen Monatslohn bekommen und dreimal in der Woche Fleisch, dann gehen sie."

„Herausschmeißen, sofort herausschmeißen, das Pack!" schrie der Freiherr. „Der Hieb ist die beste Parade."

„Und wer soll kochen, wer aufräumen? Ich??"

„Oder ich?" Spitz schnitt eine zweite Stimme in des Barons Tatbereitschaft. Das Töchterchen Marianne, Mi genannt, sah spöttisch von ihrer Stickerei auf. Ihr verblühendes, hübsches Gesicht dunkelte von aufsteigendem Rot, und um das feingeschnittene Erbnäschen zuckte es. „Du bist komisch, Papa!"

„So geht es jedenfalls nicht weiter," fuhr die Baronin fort, „ein Entschluß muß gefaßt werden. Leben müssen wir, das Schloß können wir nicht lange halten —"

„Das sagst du schon drei Jahre, und wir leben doch. Das Schloß steht und wird weiter stehen mit Gottes Hilfe", rief der Baron emphatisch und furchte die Stirn.

„Wenn es nicht zusammenfällt, o ja. Weißt du, was der Zimmermann für die Dachreparatur verlangt? Zwanzigtausend Kronen. Und für die Bootshütte — das Doppelte. Und für die neuen Dielen fünfzigtausend. Rechne dir das zusammen und dann vertraue auf Gott, Georges!"

Des Obersts hagerer Körper sank tiefer in den Armsessel: „Mit den Füßen voraus könnt ihr mich von meinem Erbe tragen, einst, anders nicht."

Mi beugte sich über ihre Stickerei und kicherte böse: „Selbst gehen, mit dem Kopf voran, wird vielleicht vernünftiger sein, Papa."

Der Oberst raffte sich zu einem autoritativen Räuspern empor, aber ehe er noch Worte fand, fiel die Baronin ein: „Mi hat gar nicht so unrecht. Ganz sans phrase, sie ist sechsundzwanzig. Wie und wen soll sie heiraten, hier in dem Nest? Man kann sie nicht aufführen. Wir können kein Haus machen in dieser Jammerburg. Was soll also das Kind? Nächstes Jahr wird sie siebenundzwanzig. Wenn du nur das bedenkst, Georges: Siebenundzwanzig und weit und breit keine Partie!"

Der Freiherr rieb mit dem Handrücken den kurzgeschorenen Bart. Dann sagte er unsicher: „Als ob der Mann das Wichtigste wäre."

Mi hatte zum Fenster hinausgesehen in das Graugrün der Berghänge. Jetzt wandte sie schroff den Kopf. „Um den Mann ist's mir gar nicht, um das Leben geht's. Ich will nicht Pflanze sein, eingewurzelt in den verdammten Fleck. Zwischen mir und der Lärche dort ist kein Unterschied. Beide sehen wir dasselbe Stückchen Himmel Tag um Tag. Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Sonne und Mond, Regen, Schnee, Wind . . . das unabänderlich Gleiche. Nichts weht an uns heran von anderswo, nichts haftet von weither. Nichts schüttelt uns auf andere Art. Wir wurzeln und saugen Nahrung. Ist das aber Leben?"

Der Oberst lächelte: „Ja, Mi, das ist Leben. Von weither weht nur Staub. Der kennt keine Heimat. Legt sich überall hin. Hier ist Heuppergsche Erde. Sie haftet an uns allen, wir haften an ihr. Und darum leben wir. Kommt's anders, dann müssen wir sterben."

Die Baronin widersprach. Ihre schmalen Hände flatterten in heftiger Abwehr. „Du übertreibst, Georges, wie gewöhnlich. Sind Krumphagens gestorben und Merveldts und Treuendorffs? Alle haben verkaufen müssen, und es geht ihnen ganz gut in Graz und Wien. Sie haben ihr Bridge, ihren Klub, sehen Menschen. Und leben auf, sans mot dire auf, geradezu! Und wir! Sind wir nicht miteinander durch die ganze Monarchie gezogen, einmal in Galizien, dann wieder in Ungarn und Kroatien?! Wie schön war das, wie reich! Willst du es vielleicht leugnen, Georges?"

Der Oberst machte eine müde Gebärde: „Nicht im entferntesten, Juliane. Wir waren nestflüchtig damals, junge, abenteuerlustige Vögel — aber das Nest war. Es hat immer auf uns gewartet. In allen Garnisonen war mir das Schönste: Wartholz steht. Dorthin könnt ihr zu jeder Zeit, wenn es euch draußen zu bunt geworden ist, wenn ihr flügellahm geworden seid oder krank. Dort findet ihr euch wieder, bei den euren."

„Reunions in der Familiengruft haben für mich nichts Fesselndes, Papa", sagte die Baronesse hart, und die Baronin ergänzte mit starker Betonung: „Zusammenstöße mit frechen Handwerkern, die wir nicht mehr bezahlen können, sind auf die Dauer auch auf sogenannter eigener Scholle unerträglich."

Vor den bohrenden Blicken der beiden Frauen senkte der Oberst das verknitterte Gesicht: „Wohin wollt ihr eigentlich hinaus?"

„Dir begreiflich machen, daß wir dieses Schloß zur Sorge verkaufen müssen" — der Oberst setzte sich steil — „denn" — die Baronin heftete spitzfingerig Argumente in die Luft — „erstens können wir's nicht erhalten, und zweitens bleibt uns Mi sitzen."

Das überschlanke Mädchen wehrte lachend ab: „Wenn's nur das wäre — pah! — aber ich habe noch andere Ambitionen, als zu vegetieren."

Der Oberst nickte ironisch: „Du hast ganz recht, mein Kind."

Als die Baronin den hilflosen Ausdruck des Besiegten in den Augen ihres Mannes bemerkte, legte sie schmeichlerisch die Hand auf seine Schulter: „Bedenke,

Georges, wir werden Millionäre sein" — auf ihren schmalen Lippen zerfloß das Wort wie gesponnener Zucker — „Millio—näre! Dann können wir machen, was wir wollen, nicht, was das Haus will."

„Was ihr wollt, meinst du wohl, denn ich bin ja dann erledigt", sagte der Oberst schwerflüssig und erhob sich. „Verkauft mich. Einverstanden." Er schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich.

Die Baronin schlang ihm den Arm wie einen Strick um den Hals. „Den Jockeiklub wirst du wieder besuchen können, deine alten Kameraden wiedersehen. Hier — sag' einmal, aber ehrlich — was hast du davon, unter bösartigen und dummen Bauern zu verländern? Ein Schloß ohne train ist Ballast, ist sinnloses Gut."

„Gar, wenn man nicht einmal mehr zwei Dienstboten halten kann, Schloßfrau und -fräulein auf dem Söller höchstselbst Schuhe putzen, Wäsche flicken . . . nein, so unverschämt arm mag ich nicht werden, Papa, da eher —"

Mi verzog den Mund weinerlich. Der Oberst befreite sich sacht aus der liebfraulichen Umschlingung. „Euere Argumente sind bezwingend," sagte er mit trübem Spott, „Wartholz wird also verkauft, hier meine Hand." Die Baronin preßte sie innig: „Lieber Georges!" —

„Aber unter einer Bedingung: Mich laßt aus dem Spiel. Arrangiert das Ganze, schließt ab in meinem Namen, und wenn alles perfekt ist, will . . . will ich's unterschreiben, vorher aber verschont mich mit Juden und Christen."

Er winkte Frau und Tochter zu und ging mit schnellen Schritten aus dem Zimmer.

„Daß wir mit dem Papa nur wenigstens so weit sind", seufzte die Baronin erleichtert.

„Hurra," rief Mi, „jetzt nur schnell die Annonce für die „Neue Freie Presse"."

Mit geröteten Wangen feilten die beiden Damen an dem wichtigen Konzept.

* * *

Als sich der Agent Brenneis zehn Tage später zur Besichtigung ansagte, war Wartholz empfangsbereit. Das Dach war ausgebessert, die Badehütte neu gedeckt. Frisch gekehrt blankten die Kieswege des Parks.

Die Damen empfingen den Herrn voll kühler Gemessenheit in der großen Halle. Herr Brenneis fand das Schloß in minderem Bauzustand, doch war er mit der Lage zufrieden und räumte ein, daß, umfangreiche Adaptierungen vorausgesetzt, sich etwas daraus werde machen lassen. Er sah flink an der etwas altmodischen Toilette der Schloßfrau auf und ab, huschte mit blinzelnden Äuglein über den schadhaften Stuck der Decke und sagte verbindlich: „Aha — dort bröckelt's." Dann bot er zehn Millionen alles in allem.

Die Baronin stand wie Königin Luise vor Napoleon. Königlich und etwas verschüchtert. „Sehen Sie doch die Mauern . . . für die Ewigkeit, das Material allein."

„Pardon, gnädigste Frau Baronin, ich kaufe nicht auf Abbruch, ich kaufe für Herrschaften. Belieben zu bedenken: Das Dach muß auch neu kommen. Wer setzt sich unter ein geflicktes Dach?"

Mi kam der fassungslosen Mama zu Hilfe. Sie maß den flinken Herrn: „Wenn's Ihnen nicht paßt, können Sie ja gehen. Wir müssen nicht verkaufen, und darum tun wir's nur unter günstigen Bedingungen."

Herr Brenneis grinste. „Daß die Herrschaften nicht müssen, sieht man auf den ersten Blick," sagte er unverschämt demütig und musterte den abgeschabten Läufer bei der Flügeltür — „andererseits zehn Millionen sind ein schönes Geld. Nicht

die Hälfte könnte ich bieten, wenn — Gott verhüte — Österreich aufgeteilt wird. Im Vertrauen, es ist ein Ausnahmepreis, weil sich ein Liebhaber darauf versteift."

„Der Park, die Wirtschaftsgebäude, die Stallungen," zählte die Baronin atemlos auf, „nein, zehn Millionen sind entschieden zu wenig. Zwölf mindestens."

„Elf," sagte Herr Brenneis eifrig, „Sie sollen sehen, ich weiß Werte zu schätzen, wenn sie auch stark verbraucht sind." Er betrachtete indigniert den ziemlich erblindeten Pfeilerspiegel.

Die beiden Frauen sahen einander an, die Millionen tanzten.

„Wenn es genehm ist, zahlbar auch in beliebiger fremder Valuta, in Dollars zum Beispiel. Die steigen weiter . . . unermeßlich. Dann haben die Damen gleich eine feine Kapitalsanlage." Herr Brenneis lauerte freundlich.

„Ach ja, Dollars", hauchte die Baronin unbeherrscht.

„Zum Tageskurs von siebentausend", ergänzte Herr Brenneis.

Die Millionen tanzten. Mi hatte glänzende Augen, das Gesicht der Baronin leuchtete von Ergriffenheit. Elf Millionen . . .!

Als der Agent gegangen war, scheinbar verstimmt und unausgesetzt beteuernd, daß er die größten Risiken trage und den kaufmännischen Egoismus noch nie so verleugnet habe, wie bei diesem Geschäft . . . als Herr Brenneis schon unten im Wagen saß und sich unter der Decke vergnügt die Hände rieb, da hielten sich Mutter und Tochter noch immer umschlungen.

„Elf Millionen . . .! Satt werden wir zu essen haben, Mi," jauchzte die Baronin in hysterischem Überschwang, „o, das alte Gerümpel! Selig bin ich, daß wir's los sind."

Mi dachte an schöne Toiletten, an die Welt in Wien und süß und vage an dämmernde Möglichkeiten jungfräulichen Erlebens. „Herrlich, Ma", flüsterte sie träumerisch.

Der Oberst strich im Park umher. In jenem Gefühl von Bitternis, Ohnmacht und Verzweiflung, welches das Bedürfnis nach körperlicher Bewegung entstehen läßt und eine schmerzhafte Dumpfheit der Seele. Er dachte nichts. Nur, wenn er am Wappen über dem Einfahrtstor vorüberpendelte, wandte er den Kopf und sah in den See hinaus mit einem hilflosen und bestürzten Ausdruck.

Spät trat er in das Wohnzimmer. Die Damen saßen im Lichtspiegel der Karbidlampe. „Verschachert?" stieß er leise hervor.

Die Baronin hob frei und stolz den Blick: „Verkauft. Um elf Millionen, Georges."

Der Oberst ließ sich schwer in einen Sessel fallen. „Einverstanden", murmelte er blöde.

* * *

Alfred Apfelsaft donnerte, melancholisch überschattet, in seinem Fiat durch das herbstliche Land. Putzi, die böse Kröte, hatte ihn bitter enttäuscht. Nicht zu bewegen war sie gewesen, mitzufahren. Eine Autofahrt im Spätherbst sei langweilig und für den Teint schädlich wegen der scharfen Luft. „Dickerl, fahr' nur allein und bring' mir was Schönes mit."

Das hat man von den Weibern, dachte Apfelsaft, wenn man Lust hat, versagen sie, und wenn man versagt, haben sie Lust. Wie schön es gewesen wäre mit ihr in der Natur! So aber . . .? Wälder strichen vorbei, rot und bunt, Ortschaften, Berge. . . . Sonne schien, Krähen flogen auf, Bäume huschten. . . . Die Straße wuchs heran, langweilig weiß, und man saß in weichen Polstern, von Luft umbraust, die immerzu sang: Eine Kanaille ist die Putzi. — Und nun gar seit dem Perlenhalsband! Vorgestern erst um tausend gute Schweizer Franken gekauft, und heute

schon ist sie undankbar. Läßt mich allein in der Natur! Vielleicht — wer kann wissen — betrügt sie mich. Während ich hier sitze, sitzt ein anderer . . . sie zeigt ihm das Halsband und sagt: Ist es nicht schön? Der alte Esel fährt auf sein Schloß, es kann uns nichts passieren.

Apfelsaft durchstach die Vorstellung so grell, daß er auffuhr, als sei eine Nadel im Sitzpolster. Zurück! Schon wollte er dem Chauffeur Weisung geben, umzukehren, da kam ihm ein beruhigender Einfall: Das Halsband wird ihr einfach abgenommen. Verdienen muß sie sich's. In die Kasse kommen die Perlen, bis sie das tut, was ich will. Man wird doch sehen! Und wenn sie mich betrügt, gut, soll sie — ich schmeiß' sie heraus und nehm' eine bessere.

Als der Wagen die Wiener Waldberge hinter sich hatte und in die Ebene hinausknatterte, hatte Apfelsaft sein inneres Gleichgewicht. Er lag in seinem schweren Pelz vergraben, wohligen Leibes im Fond und zog ein in cremefarbenes Leder gebundenes Buch aus der Tasche. „Der perfekte Edelmann" stand in Goldlettern auf dem Umschlag.

Apfelsaft begann die Einleitung zu lesen. Sie lautete: Edelleute werden nicht geboren, sondern erzogen. Sie sind das Ergebnis eines freundlichen Geschicks. Jeder Aristokrat war in grauer Vorzeit Straßenräuber, Beutelschneider oder gewalttätiger Kriegsknecht, jeder Patrizier einst ein kleiner, dürftiger, schmieriger Krämer. Parvenüs sind wir alle. Es gibt keine Auserwählten von Haus aus, sondern das Schicksal hat die einen emporgehoben zu Glanz und Ansehen, die anderen im Schmutz gelassen. Die einen sind geworden, die anderen geblieben, und jene, die da vermeinen, auf die sogenannten neuen Reichen mit Geringschätzung herabblicken zu dürfen, befinden sich im Irrtum. Sie vergessen, daß sie selbst nur etwas länger Parvenü, das heißt angekommen sind. Darum kann jeder ein vollendeter Aristokrat werden, wenn er erst weiß, wie man's macht, und jeder wird ein perfekter Gentleman, der nachmacht, was die anderen nachgemacht haben, ehe sie es wurden. Man nennt diese Fähigkeit, Allüren erwerben.

„Allüren," schmunzelte Apfelsaft, „ich versteh' schon, was er meint."

Mächtig interessiert las er weiter. Kernsätze, evangelisch schlicht, und doch wuchtig im Gedächtnis haftend, wie Backenstreiche: Es gibt kein Original. Alles ist Kopie von Adam her, aber man kopiert immer nur den, der schon besser ausschaut, als der Urvater ausgesehen haben mag. Diese wunderbare Fähigkeit der Menschen heißt fortschreitende Entwicklung. So sind aus Höhlenbewohnern allmählich Kommerzialräte und Fürsten geworden, die Hochgipfel menschlicher Möglichkeiten. Freilich, nicht alle können diesen Werdeprozeß mitmachen, viele müssen gewissermaßen auf dem Höhlenboden der Vorzeit verharren, ganz einfach, weil sie die Mittel nicht haben, ihn zu verlassen. Darum bedarf der vollendete Edelmann des Geldes. Je mehr er davon hat, desto sicherer wird er sich Allüren erwerben, desto müheloser der erlesenen Gilde der Gentlemen einzuordnen sein. Alle Kavaliere haben mit Geld angefangen und mit Allüren geendet. Vornehme Lebensform aber ist Kultur. Der Wilde hört mit dem Messer zu essen auf, wenn er die Gabel kennen gelernt hat.

Der Arme stellt sich auf das zweckmäßig Einfachste ein, der Reiche auf sinnvollen Überfluß. Zivilisation ist die Fähigkeit, Fleisch schmackhaft zuzubereiten, Kultur, es geschmackvoll zu servieren. Sie kann nur dort entstehen, wo die Sorge um das tägliche Brot, um Kleidung und Wohnung nicht das Um und Auf des Lebens bilden. Gentleman heißt: der an das Überflüssige vollendet Angepaßte. Er beginnt dort, wo das Notwendige selbstverständlich geworden ist, er hört auf, wo die Beschränkung beginnt, die Einschränkung auf das Unumgängliche — die Armut.

„Hochprima, das Buch!" rief Apfelsaft bewundernd aus und blätterte zurück

nach dem Verfasser. Unter dem Titel stand: Von einem weiland kaiserlichen Kammerherrn.

Und er las weiter.

Das Auto klomm Berge hinan, durchschwirrte Ebenen, wand sich durch die Schächte enger Täler, rollte an Seen entlang . . . Gletscher blinkten ferne. Die Luft roch herb und stark nach Tannennadeln und welkem Laub.

Apfelsaft sah nichts vom melancholischen Zauber des Spätherbstnachmittags, nichts vom Abschiedsfeuerwerk der Sonne, die goldene Blitze hinter grauen Schroffen hervor nach blaßrosigen Wölkchen schoß. Auch die Villen und Häuschen bemerkte er nicht, die an den Hängen kauerten, vermummt schon und in sich verkrochen, mit geschlossenen Fensteraugen. Nichts sah Apfelsaft vom demütigen Gruß der Landschaft an die Nacht, die langsam aus dem tiefen Schatten der Wälder trat. Mit solcher Inbrunst las er nun schon zum dritten Male das bedeutendste Kapitel des Buches: Der jüdische Edelmann. Er konnte es fast schon auswendig.

Harmonische Geschlossenheit, so stand da, kennzeichnet den wahren Edelmann. Unaufdringlichkeit der äußeren Form ist das Kriterium der Vornehmheit. Grellheit, Buntheit oder gar lautes, lärmendes Wesen wirken ordinär. Unhörbar fast, mit äußerst sparsamer Geste tritt der Gentleman auf. Takt entspringt aus dem Gefühl müheloser Sicherheit, sich überall und immer richtig zu benehmen. Die Sprache darf nie unterstreichen, was zu sagen ist. Sie sei daher weder leidenschaftlich noch gehetzt oder gar schreiend. Der Franzose hat für diese kühle Ruhe des Sprechtons das bezeichnende Wort: Parler sans accent. Also: ohne besondere Betonung, ohne Überschwang, ohne Unterstreichung sprechen! Und vor allem die Hände nicht zu Hilfe nehmen! Bei dieser Stelle mußte Apfelsaft seufzen. Der jüdische Gentlemananwärter ist in dieser Beziehung dem Arier gegenüber unleugbar im Nachteil. Seiner Rasse eignet in hohem Maße Beweglichkeit des Temperaments, Lautheit und im Affekt eine gewisse Unbeherrschtheit der Gliedmaßen. Vererbungen haften bekanntlich zähe. Anderseits wieder besitzen Semiten die Gabe der Anpassung in höherem Grade als Arier. Ihre überlegene Intelligenz, ihre Energie kann sie befähigen, Atavismen abzustreifen, wie dies hervorragende jüdische Aristokraten ja auch wiederholt erwiesen. Rothschild! dachte Apfelsaft ehrfürchtig und vertiefte sich in die praktischen Winke, die der kaiserliche Kammerherr im Anhang bot.

Das Auto glitt sacht in die Toreinfahrt von Wartholz, hielt vor dem Portal mit dem verwitterten Wappen. Die Front des Schlosses lag in einem dämmerigen Grau, nur ein Fenster war erleuchtet.

„Da waar'n ma," sagte der Chauffeur, „aber ka Mensch is net da."

Apfelsaft fuhr aus seiner Träumerei auf. Er hatte das Bedürfnis nach entrüsteter Gegenfrage und dem Spiel verwunderter Hände, war er doch als Besitzer zur Beschau für heute angesagt. Aber er bezwang sich, eingedenk der Lehren des kaiserlichen Kammerherrn: Lieber zu leise, als zu laut! Selbstsichere Ruhe in allen Lebenslagen!

Mit den geballten Fäusten in den Taschen seines Pelzes befahl er ruhig: „Blasen Sie etwas die Fanfare, sie haben uns nicht gehört."

Der Chauffeur ließ das melodische Warnungssignal ertönen. Es schmetterte an die Mauern. Nichts rührte sich.

„Noch einmal, bitte", sagte Apfelsaft sanft.

Endlich knarrte die Tür auf, und eine mürrische Stimme fragte, was man eigentlich wolle. Das Schloß sei Privatbesitz und kein Hotel.

Apfelsaft pendelte stark in den Polstern. Sein Oberkörper hielt es einfach nicht aus. Er ließ der schlürfenden Erscheinung durch den Chauffeur seine Visiten-

karte überreichen: „Melden Sie den Herrschaften, daß der Besitzer von Wartholz sich gestatten möchte, sein Schloß zu besichtigen."

Der Mann starrte lange, dann machte er so etwas wie eine Verbeugung und verschwand. Es kamen peinliche Minuten. Der Gentleman Apfelsaft kämpfte mit dem Milliardär Apfelsaft. Jener war für die Brutalität des guten Rechts, dieser für die überlegene Höflichkeit des weiland kaiserlichen Kammerherrn. Der Gentlemanscholar blieb Sieger. Er zwang dem Milliardär sogar ein duldsames Lächeln ab, als der Diener Franz nach geraumer Frist wiederkam und mit schon merklichem Respekt in Haltung und Stimme meldete: „Die gnädige Frau Baronin und der gnädige Herr Baron bedauern heute wegen der späten Stunde, nicht mehr empfangsbereit zu sein, doch werden sie sich freuen, den Herrn morgen zu begrüßen."

Apfelsaft winkte gönnerhaft: „Gut, ich werde morgen kommen."

Im Hotel der nahen Stadt schlug er den perfekten Edelmann auf, verglich sein Benehmen mit den Winken des kaiserlichen Kammerherrn und stellte stolz fest, daß die erste Probe trefflich ausgefallen war.

* * *

„Also, wer opfert sich morgen?" fragte die Baronin, als das Motorgeräusch des Autos in der stillen Nacht versunken war. „Es bleibt uns nichts übrig, als ihn zu empfangen. Er ist schließlich der Herr hier jetzt."

Der Oberst nahm die Karte mit spitzen Fingern: „Schöner Herr — Alfred Apfelsaft. Nicht einmal ins Vorzimmer wär' er mir gekommen zu meiner Zeit."

Mi zog ein spöttisches Mündchen: „Verzeihe, Papa, aber ich finde diese unfruchtbare Feststellung furchtbar langweilig. Deine Zeit! Was sollen wir mit ihr in dieser Zeit? Hungern und doch arrogant sein?! Ich danke."

„Mi!" mahnte die Baronin.

Das junge Mädchen sah die Eltern herausfordernd an, eine Steilfalte zwischen den zusammengezogenen Brauen. „Es ist lächerlich deplaciert, einer Vergangenheit nachzujammern, die uns diese Gegenwart beschert hat. Papa klammert sich an das Tote. Wird es dadurch lebendig? Papa flucht über die Neuen, die die Erben unserer Unfähigkeit sind. Schadet ihnen das? Wir werden alt und griesgrämig, sie lachen und verdienen."

Der Oberst bemerkte duldsam: „Du bist sehr jung, Mi. Wenn du einmal älter bist, wirst du begreifen, daß es Dinge gibt, über die man schimpfen muß, auch wenn man sie nicht ändern kann. Dann erst recht. Sonst zerreißen sie einen."

„Mag sein, Papa. Ich werde mich nicht zerreißen lassen, aber auch nicht schimpfen, sondern der Zeit gemäß leben, in der ich stecke. Der erste Schritt ist getan, trotz dir."

Der Freiherr von Heupperg stopfte die Daumen in die Ohren: „Genug, genug. Was du noch sagen willst, ist mir geläufig."

„Mi, sei still", warf die Baronin ein.

„Nein, noch nicht." Kühl und klar perlten die Worte. „Ich werde dem Herrn Alfred Apfelsaft morgen zur Verfügung stehen."

Über des Obersten verdrossene Miene flog es bei jedem der Worte wie das Zucken eines Nervenkrampfs. Er stand auf und sagte mit wegwerfender Handbewegung: „Ihr habt die Suppe eingebrockt. Löffelt sie aus. Guten Appetit. Ich bin nicht vorhanden."

Mi lächelte eigen. Plötzlich fragte sie mit einem Unterton kindlicher Demut: „Willst du mich chaperonieren, Mama, oder überläßt du mir den Herrn ganz allein?"

„Was denkst du denn? Natürlich bin ich dabei."

„Schade", sagte Mi.

„Was soll das nun wieder?" Die Baronin zwinkerte nervös. „Manchmal könnte man glauben, du seist nicht recht bei Trost."

Mi zündete sich eine Zigarette an und blies Rauchringe: „Ich meinte nur . . . weil man unter vier Augen unbefangener spricht."

„Du wirst doch nicht am Ende mit diesem — Apfelsaft flirten?"

Mi blickte die Eltern treuherzig an: „Warum nicht, wenn er nett ist."

„Mon Dieu, was ist aus dem Kind geworden, Georges?"

„Aus deiner Tochter", sagte der Oberst bedeutend und knallte die Tür hinter sich zu.

Mi schlug ein Bein über das andere. Ihre kühlen, grauen Augen hafteten nachdenklich an der Asche der Zigarette: „Apfelsaft . . . eigentlich ein ganz schöner Name. Es ist doch nur Voreingenommenheit, daß man Heupperg hübscher findet. Warum denn? Ein Apfel, der Saft gibt, ist an sich nicht unappetitlicher, als ein Berg, auf dem Heu wächst."

„Du bist impossible," hauchte die Baronin, „ein Ostjude und unser Name! Quelle comparaison!"

Mi war an das Fenster getreten. Auf dem dunklen Wasser des Sees liefen Lichtsträhne wie schwarzer, polierter Stahl. Der Mond war hinter dem Gezack einer Felswand hervorgekrochen. Groß und gelb.

Mi dachte: Apfelsaft . . . Ostjude . . . ich bin auf den Menschen neugierig. Trotzdem und justament.

* * *

Der Herr auf Wartholz hatte trefflich geschlafen und vorzüglich gefrühstückt. Er fand daher die Natur über alle Maßen preiswert und entsann sich fröhlich jenes Jacques, dem er den guten Einfall verdankte, hier zu sein. Es war aber auch eine Hausse in Sonne, wie er sie noch nie gesehen. Rot und gelb leuchteten die Wälder, darüber gleißten die Felsen in seidigem Grau, und ganz hoch sprühten Schneefelder weiße Blitze nach dem blauen Himmel. Zu aller Pracht zogen auch die Daluten mächtig an. Das Kursblatt meldete den Aufstieg des Dollars um zwölfhundert Punkte und den vollen Niederbruch der Kredithoffnungen.

Apfelsaft knöpfte den Cutaway zu, zupfte die gestrickte Seidenkrawatte zurecht und besah seine pralle, ideal toilettierte Leiblichkeit im Spiegel.

„Toptip," sagte er bewundernd zu sich selbst, „oder heißt's tiptop? Weiß ich! Egal, mir kann nichts passieren, zu schön ist Österreich."

Er unterwühlte noch einmal die blanken Nägel mit der Feile, schüttete eine halbe Flasche Eau de Cologne über das Taschentuch und trat mit freundlichem Gruß an den gekrümmten Rücken des Hotelpersonals entlang ins Freie.

Der Fiat harrte. Leise tickte der Motor im Leerlauf hinter dem wie ein Rammsteven spitz zulaufenden Kühler. Schuljungen staunten das Gefährt an und zogen die Mützen, als der Herr im langen Pelz in die Lederpolster sank. Apfelsaft winkte gnädig. Er dachte: Gott über die Welt! Nur noch er, dann komm' gleich ich. Verstecken muß sich jeder Fürst.

Warm überrieselt von der Vorstellung seiner Souveränität, rief er dem Chauffeur zu: „Auf mein Schloß Wartholz!" und griff zum tiefen Bückling des Portiers lässig an die Hutkrempe.

Auf dem Wege überhörte er sich die praktischen Winke des weiland kaiserlichen Kammerherrn.

In selbstsicherer Bescheidenheit stieg Apfelsaft eine Viertelstunde später die ausgetretenen Stufen der Freitreppe empor, doch konnte er nicht umhin, den blanken

Rücken des voranschreitenden Dieners Franz trotz der geputzten Wappenknöpfe schäbig zu finden.

Mi streckte dem sich Verbeugenden die Hand entgegen: „Es freut mich, Sie kennen zu lernen."

Apfelsaft sagte die Gegenphrase: „Ganz meinerseits", in der festen Haltung eines Mannes, den nichts verblüffen kann. Seine Arme hingen korrekt schlaff an der gebügelten Hose herab, aber seine Seele gestikulierte. Er maß das schlanke Mädchen bescheiden — beharrlich. . . .

In seine demütigen Augen mußte ein Ungestümes getreten sein — kühner Ansprung jähen Wollens — denn Mi senkte die langen Wimpern, von Unbehagen überkrochen vor der tastenden Rücksichtslosigkeit seines Schauens, und ärgerte sich über ihre Verlegenheit.

Die entstandene Sekundenpause benutzte Apfelsaft zur Meisterung seiner Hände, die ausfahren wollten, einen Übergang ins Unbefangene zu suchen. Er hielt sie mit ineinandergedrückten Nägeln krampfhaft an der Hosennaht fest. Ruhig halten! dröhnte der Befehl des kaiserlichen Kammerherrn.

Mi fand die knisternde Stille lächerlich und dumm. Sie machte die Lippen schmal, warf hochmütig den Kopf zurück und fragte von oben herab: „Nun, und wie fühlen Sie sich als Herr hier? Kommt es Ihnen nicht spanisch vor in einem Schloß?"

Jetzt waren die Hände nicht mehr zu halten. Sie schnellten vor und rahmten kleine, plumpe Kreise in die Luft. Und uneingedenk aller Winke brach, während sein Oberleib im tadellosen Cutaway pendelte, Apfelsaft in die bestürzte Gegenfrage aus: „Warum soll es mir spanisch vorkommen im Schloß?"

Er merkte sofort die Fülle der Fehler und biß sich auf die Unterlippe, wütend und blaß. Dann raffte er sein verwirrtes Gesicht zu kühler Bonhomie zusammen.

Fest sah er das aufmunternd lächelnde Fräulein an: „Man braucht nicht in einem Schloß geboren zu werden und kann doch ein Herr sein. Ich hoffe es Ihnen beweisen zu dürfen, gnädigste Baronesse."

Mi lenkte ein, spöttisch überlegen: „Ich glaube Ihnen den Herrn, Herr Apfelsaft, auch ohne Beweise. Ich wollte eigentlich eher fragen, wie Sie sich als Wohltäter fühlen, als Befreier von uns Armen. Es muß doch ein exquisites Gefühl sein, Gutes zu tun, wenn man ein Auto hat, und überhaupt alles, was es nur gibt." Sie schürzte impertinent den Mund.

Apfelsaft blieb vollendeter Kavalier. Er wackelte nicht mehr. Daß ihm die Knie zitterten, war seine eigenste Angelegenheit. Der äußere Stil seiner Haltung aber war diesmal ebenso auf der Höhe des perfekten Edelmanns, wie seine verbindliche Antwort: „Ich empfinde als Wohltat lediglich, Ihnen begegnet zu sein. Jetzt erst hat das Schloß einen — Sinn für mich."

Gut gemacht! raunte der kaiserliche Kammerherr, nur immer bescheiden — beharrlich!

Die Baronin trat ein, im Rauschen zerschlissener Seide, und enthob Mi des neuen Verlegenwerdens.

Das Gespräch erstarrte zur Förmlichkeit. Auf kalte Höflichkeitsfragen bot Apfelsaft sachlich-höfliche Antwort, die erstorbenen Hände in grauen Glacéhandschuhen auf den runden Schenkeln, sachten Bewunderungsblick auf Mi geheftet, die schweigsam geworden war.

Nach zehn Minuten versickerte der laue Tropfenfall der Konversation, die Atmosphäre vereiste gleichsam, und die Baronin erhob sich.

Apfelsaft schnellte empor.

Schmieden, schmieden! raunte der kaiserliche Kammerherr, wenn auch das

Eisen kalt ist. Spitzwinkeliger Haken einer schmalen Hand bot sich ihm aus einer Rüsche von Spitzen. Apfelsaft hauchte einen Kuß darauf, dann bat er um die Erlaubnis, das Schloß besichtigen zu dürfen, und warb bei Mi inbrünstigen Auges um die Verlängerung der Gnadenfrist ihres Daseins.

„Unser Diener ist beauftragt, Ihnen alle Räume zu zeigen", sagte die Baronin und entschwand mit einem Nicken voll ablehnender Hoheit. An der Tür rief sie, da ihre Tochter keine Miene machte, mitzugehen: „Mi, souviens-toi — der Papa will dich sprechen!"

Apfelsaft verbeugte sich: „Meine ergebenste Empfehlung dem Herrn Baron, unbekannterweise."

Mi sagte: „Gleich, Mama", und blieb. Die Tür fiel hart ins Schloß.

Apfelsaft lächelte fein: „Schade, daß die Frau Mama so bald gegangen ist. Es wär' hübsch gewesen zu dritt."

„Sie sind der komischste Mensch, den ich kenne," rief Mi belustigt, „empfinden Sie denn nicht, daß Sie sich überflüssig hier aufhalten, mit uns, meine ich."

Apfelsaft fuhr sich über die Stirn: „Gott . . . wenn nur Sie da sind."

„Ich werde auch sofort gehen, Franz wird Sie herumführen."

„Nein!" schrie Apfelsaft verzweifelt und wurde fast handgemein; mit äußerster Anstrengung zwang er die zu wildem Protest gespreizten Handschuhe durch Versenkung in die Hosentaschen zur Ruhe. „Nein, gnädigste Baronesse, Sie begleiten mich!"

Mi wandte sich mit einer kurzen Bewegung ab, zornig, daß ihr keine niederschmetternde Arroganz einfiel.

Apfelsaft erblaßte. Der weiland kaiserliche Kammerherr zischte: Vorwärts . . . ganz gut so. Sie ist gar nicht so böse auf dich, sonst hätte sie dich schon stehen gelassen. Und wenn sie erst die Milliarden spüren wird . . .!

Er trat dicht an Mi heran: „Gnädigste Baronesse . . . verzeihen Sie . . . aber ich bin unglücklich, wenn Sie nicht da sind."

Mis schmale Lippen kräuselten sich in grausamem Spott: „Das könnte ich, was Sie betrifft, von mir nicht behaupten."

„Guuut. — Und außerdem habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen."

Mi klatschte in die Hände: „Da bin ich wirklich neugierig."

Apfelsaft öffnete einladend die Tür. „Gehen wir, wenn ich bitten darf", sagte er fast befehlend.

Und das Mädchen mit dem hochmütigen Gesicht hatte den quälenden Eindruck seiner tastenden Augen im Nacken.

Im Bankettiersaale blieb Apfelsaft plötzlich stehen: „Eine Proposition zum Guten, gnädigste Baronesse. Wir wär's, wenn Sie und Ihre geehrten Herren Eltern hier bleiben? Sie in Ihrem Trakt, ich in diesem."

Mi maß ihn entrüstet: „Was glauben Sie denn? Wir werden von Ihnen doch keine Gnade annehmen?! Und außerdem sind wir froh, das Gerümpel los zu sein."

Apfelsaft sagte traurig: „Wenn nicht — nicht. Schön könnten Sie's haben. Mein Ehrenwort, ich möcht' Sie nicht stören, nur alle Tage ein bissel sehen."

„Sie sind komplett verrückt", rief Mi und lief davon.

Apfelsaft starrte ihr nach, wie sie leichtfüßig über das Parkett glitt, und wußte nicht recht, ob er gut oder schlecht abgeschnitten habe, aber der kaiserliche Kammerherr applaudierte: Bravo! Nur nicht locker lassen! Bescheiden, beharrlich. Gleich wird sie sich noch einmal umdrehen.

Und wirklich: Mi tat es, ehe der dunkle Korridor sie schluckte.

Apfelsaft rief schmelzend: „Auf Wiedersehen!"

Er war, als ihn sein Auto durch strahlende Sonne entführte, mit dem schweren Anfang nicht unzufrieden.

* * *

Die Baronin Juliane Heupperg machte sich wie immer bei besonderen Anlässen auf Französisch Luft: Mon Dieu, quel monstre d'un parvenu, dieses Individuum!"

Der Oberst nickte: „Ganz recht, aber wenn man sich um so ein Individuum verdient macht, soll man nicht schimpfen."

„Georges!" rief die Baronin und raschelte, zu Tränen der Entrüstung und scharfem Gegenvorwurf bereit.

Da sagte Mi delphisch dunkel: „Laßt mir ihn. Er ist amüsant und gefällig. Und er kommt bald wieder."

„Um Gottes willen, wozu denn?!" In die elterliche Entrüstung stieß Mi wie einen Speer die Antwort: „Um mir aus der Hand zu fressen. Das wird mir Spaß machen. Er sieht ganz appetitlich aus." — Die Eltern stöhnten. — „Und es wird uns wohltun."

Der Oberst fuhr auf: „Genug der Scherze, Marianne! Was soll das dumme Gerede?"

„Dumm finde ich den Antisemitismus, der über den Juden nur zu schimpfen weiß, sich ihm aber ausliefert. Es ist der eure. Kraftlos, hinfällig und lächerlich. Es ist der impotente Grimm unserer Kaste, der aus dem Neid gegen die unsympathischen Sieger des Lebens entspringt, und aus der Unfähigkeit, sie zu besiegen. Verzweiflung der Nichtskönner ist dieser Antisemitismus, sonst gar nichts."

„Rassenekel ist er," warf der Oberst heftig ein, „überkommen, unausrottbar." Mi schüttelte den Kopf: „Wir lügen uns den Ekel vor, um uns darüber hinwegzutäuschen, daß wir an den Juden bewundern, was uns fehlt. O, auch ich hasse den Juden in meinem Herzen, aber etwas in meinem Hirn bewundert ihn. Und darum wird mein Antisemitismus wirksamer sein als der euere."

„Das Kind philosophiert", sagte die Baronin starr vor Angst.

Mi spielte mit ihrem Halskettchen: „Ja, Mama, und so ist meine Philosophie: Wenn ich den Juden schlage, rennt er gekränkt davon und sinnt auf Rache. Wenn ich ihn dort streichle, wo er schwach ist, läßt er sich melken. Verstehst du das?"

„Woher du nur diese Gedanken hast und diese Ausdrücke?!"

Mi sagte leichthin: „Kurz und gut, mein Antisemitismus heißt: Jude, zahle dafür, daß ich dich hasse, und sei noch glücklich, daß du zahlen darfst. Nebenbei — Papa, du kannst in Wartholz bleiben, wenn du magst."

Der Oberst riß den Mund auf, Wetterleuchten im zerrissenen Gesicht: „Wie . . . was, Teufelsfratz?! Ist der Verkauf rückgängig gemacht?"

„Im Gegenteil, aber Apfelsaft braucht nur den einen Trakt und läßt euch den andern. Er wird euch nächstens selbst den Vorschlag wiederholen, unter der Bedingung, daß er mir den Hof machen darf."

Die Baronin legt die Hände an Mis Stirne: „Bist du krank, Kind? Hast du dem Menschen Avancen gemacht?"

„O nein, nur mir. Ein herrliches Auto hat er übrigens, was, Papa?"

„Wie alle Schieber, was kümmert dich das?" knurrte der Oberst.

„Sehr viel, Papa. Alles Schöne, das ich nicht habe, bekümmert mich. Und daß dich der Verlust von Wartholz drückt, ist mir ein besonderer Kummer."

Mi blickte naiv den Vater an.

Die Eltern erhoben sich wie in geheimem Rapport. Hier war jedes weitere Wort zwecklos. Drüben im verräucherten Arbeitszimmer des Obersten, unter dem leer-

äugigen Bildnis weiland Seiner Kaiserlichen Majestät Karls des Letzten, brach es aus der Baronin hervor: „Unser Kind! Mir fehlen Worte, Georges. Und das Subjekt soll Milliardär sein."

Der Oberst trommelte auf der Tischplatte und rief: „Jawohl, empörend! Mauvais genre, so g'wiß!" Aber seine müden Augen blitzten, und seine gebeugte Haltung war seit langem zum ersten Male wieder straff: „Auslaufen lassen, Juliane! Unser Kind wird schon Vernunft annehmen."

„Gebe Gott," seufzte die Baronin, „ein Sumpf ist die Welt."

„Ein Schweinestall!" schmetterte der Oberst, als stünde er vor der Front seines Regiments.

Mi saß im Erker und war voll starker Gedanken.

* * *

Alfred Apfelsaft umwarb sein Schloß Wartholz. Täglich berannte sein Auto das offene Tor, täglich hielt er seinen Einzug, beharrlich und zähe. Ein Heer von Arbeitern schuf im Park, riß morsche Bäume nieder, grub Rabatten um, besserte die Wege. Kiesfuhren knatterten, schmiedeeisernes Gitterwerk mit vergoldeten Spitzen wurde angefahren und bereitgelegt zu standesgemäßer Umfriedung. Im Nordtrakt wütete ein Innenarchitekt gegen Mauern, die moderne Raumwirkung störten. Zimmer wurden umgeschaffen, Böden aufgerissen. Auf dem Dach saßen hämmernde Handwerker. — Aus Staub und Schutt, aus Schmutz und Gelärm stieg ein Ahnen künftiger, wunderbarer Gestalt.

Im Südtrakt drang Apfelsaft mit Blumen vor. Mis Zimmer war schon überwuchert mit Gewächsen, die um diese Jahreszeit nur zu den höchsten Preisen zu blühen pflegten. Ganze Rosengärten stapelte Franz auf den Gängen. Mi dankte, entschlossener mit jedem Tag. Die Baronin berechnete empört die Kosten und kam auf so märchenhafte Ziffern, daß sie fast enthusiasmiert war. Und als eines Morgens ihr besonderer Liebling, Flieder, in drei fast mannshohen, eben erblühten Bäumchen vor ihr stand, da platzte sie heraus: C'est de rigueur, mais — der Mensch hat Takt. Ich hätte das gar nicht für möglich gehalten."

Mi erwiderte sanft: „Siehst du, Mama."

Die Baronin senkte die Nase in eine violette Dolde: „Ich will auch gerne versuchen, meine Meinung in anderer Beziehung zu berichtigen. Und wenn du glaubst, daß es dein Glück ist . . . du weißt, nur das liegt mir am Herzen."

Mi rief schwärmerisch: „Wenn du erst sein Gemüt kennen würdest! Unlängst hat er mir ganz reizend angedeutet, er würde gerne zwei kleine Palais in Wien kaufen, eines für euch und eines für — mich, denk' dir!"

Der Flieder duftete betäubend. Die Baronin streichelte die erglühenden Wangen ihrer Tochter. „Tue, was dein Herz dir zuraunt," sagte sie gütig, „in Dingen des Gefühls will ich nicht dreinreden; das muß jeder mit sich selbst ausmachen."

Mi umarmte die Mutter stürmisch: „Wie gescheit du bist, Mamatschi!"

Der Oberst trat fröhlich und aufrecht ein. Seit der neuen Aussicht mit Wartholz war er nicht wiederzuerkennen, so jugendlich-mutvoll sah er aus.

„Der Apfelsaft," sagte er, „alle Wetter! Ein erfrischender Kerl, ein administratives Genie, und dabei so zurückhaltend. Unglaublich, bei einem Juden! Ich denk' mir oft, was hätte er als Ökonomieoffizier in meinem Regiment leisten können, wie die Sauwirtschaft war! Ja, das denk' ich mir."

Die Baronin nickte zwischen den Fliederbäumen hervor: „Sicher ist er ein ganzer Mann in seiner Art, da hast du recht, Georges."

Der Oberst äugte falkenscharf Frau und Tochter an: „Es wird also keinem An-

stand unterliegen, ihn für morgen zum Souper zu bitten. Mein Instinkt sagt mir, daß er darauf wartet, aber er ist viel zu bescheiden, um es auch nur anzudeuten. Was meinst du, Juliane?"

Die Baronin sagte: „Wenn man bedenkt, daß er so gar nicht geboren ist, hat er verwunderlich viel Takt. Mit dem Souper hast du recht, Georges."

Der Oberst schmetterte tollkühn: „Ach was, geboren! Andere Zeiten, andere Wiegen." Und wartete geduckt auf die Ahndung seines Plebejertums.

Doch das „horreur, Georges!" blieb aus. Die Baronin zuckte wohl ein wenig zusammen, aber ein weiß erblühtes Fliederbäumchen sänftigte sie zu beredtem Schweigen.

„Und du, Mi, bist natürlich unglücklich?" forschte der Oberst, die Beine gespreizt, ganz Schwerenöter aus der wilden Leutnantszeit.

„O, so sehr", sagte das junge Mädchen, und ihre kalten Augen blitzten in spöttischem Triumph.

Nach dem Dessert gestand Apfelsaft, während die Gastgeber auf unerklärliche Weise abhanden kamen, der korrekt in den Schoß starrenden Mi, daß er ohne sie effektiv nicht leben könne und daher um ihre Hand bitte. Seine eigenen Hände benahmen sich auch bei dieser schwersten Belastungsprobe durchaus einwandfrei und glitten nicht aus ihrer Reserve, nicht einmal, als die Baronesse Marianne Heupperg, ihr intelligentes Köpfchen an seiner parfümierten Hemdbrust bergend, ihr „Ja" geflüstert hatte.

Nachher freilich legten sie sich wie Wurstkränze fest und doch schmiegsam um ihre Taille. Jetzt war plötzlich das Elternpaar wieder da, und die Baronin fing erst zu weinen, dann zu segnen an.

Der Oberst polterte das altösterreichische, kameradschaftliche „Du" dem verzückten Apfelsaft entgegen: „Du, Fred, also — mit einem Wort — mach' sie glücklich!"

Der Bräutigam biß sich auf die Unterlippe, denn fast hätte er in seiner begreiflichen Erregung „Nicht werd' ich!" geantwortet.

* * *

Alle Welt findet, daß die Menage Appelsaft-Heupperg brillant geht. Er vergöttert seine Frau, und sie liebt ihn zärtlich. Wartholz ist nicht wiederzuerkennen, der Park eine Sehenswürdigkeit, das Schloß ein Juwel. Mi hält sich wohl viel in Wien auf; daß sie aber eine Liaison mit dem Rittmeister Grafen Stixenstein habe, der seit dem Zusammenbruch der alten k. u. k. Armee eine glänzend besuchte Tanz- und Schwebeschule unterhält — dieser böswillige Tratsch dürfte glatt erfunden sein. Die guten Eltern haben sich mit der Mesalliance abgefunden. Ihr Lebensabend ist harmonisch und abgeklärt. Der Oberst verwaltet mit viel Geschick das verjüngte Erbe seiner Ahnen. Er hält große Stücke auf seinen Schwiegersohn und hofft auf die Restauration der Habsburger. Dann — so träumt er — wird es ein Leichtes sein, dem Verdienste die Krone wieder aufzusetzen, die eine böswillige Demagogie abgeschafft hat. Adoption! Das steht fest für ihn, und Namensübertragung, weil anders die Heuppergs im Mannesstamm trotz der Bemühungen des jungen Paares erlöschen könnten. Die Sache wird sich leicht machen lassen, vorausgesetzt, daß die Habsburger nicht zu lange zögern. Leider tun sie das.

Es ist das einzige, was dem Oberst gegen den Strich geht. — Die Baronin schwärmt für Demokratie und Amerika und stellt im Kreise ihrer Freundinnen aus der guten, alten Zeit zuweilen gewagte Behauptungen auf, wie z. B. diese: Seelenadel ist nicht an den Stammbaum gebunden. Sie gilt als verpatzt, aber ihre Bridgepartien sind wegen der fabelhaften Brötchen — man bekommt sie nirgends mehr in wirklich guten Häusern — ebenso verlästert wie geschätzt.

Fred Appleſaft beſitzt ſeit ſeiner Hochzeitsreiſe durch die Vereinigten Staaten ein naturecht gequetſchtes, angelſächſiſches Deutſch. Er ſpricht es weltmänniſch mit verblüffendem Akzent. Das ganze Salzkammergut hält ihn für einen importierten Dollarprinzen, die engere Umgebung von Wartholz preiſt ihn als Wohltäter. Jüngſt erſt hat er der Gemeinde eine Turbinenanlage zur Ausnützung der Waſſerkräfte geſchenkt und die Koſten der Verſorgung des Ortes mit elektriſchem Licht ganz allein getragen. Seine Ernennung zum Ehrenbürger ſteht über Antrag des chriſtlich-ſozialen Bürgermeiſters unmittelbar bevor.

Manchmal befällt Appleſaft ein leichter Schwindel vor ſo viel Erfolgen, aber dann denkt er an Kolumbus, der ja auch ſo eine Art Amerikaner und überdies Fachmann in Eiern war. Und er beruhigt ſich. Die Winke des weiland kaiſerlichen Kammerherrn hält er in ſeiner Kaſſe verſteckt. Niemals benutzt er ſie. Er iſt über ſie hinausgewachſen, ein vollendeter Edelmann von eigenem Schlag.

Das Lebenswerk Adam Müller-Guttenbrunns

(Zu ſeinem 70. Geburtstage am 22. Oktober)

Von

Ferdinand Ernſt Gruber

Müller-Guttenbrunn war ſchon über fünfzig Jahre alt, als er in drängenden Wochen, inmitten der ſanft gewellten Berghänge des geliebten Weidling, ſein erſtes Meiſterbuch, die flammende „Götzendämmerung", ſchrieb. Er ahnte damals nicht, daß von dieſem Romane eine Bewegung ausgehen werde, deren Ziel es war, die Banater Schwaben, denen er entſtammte, aus nationaler Bedrückung zu heben und ihr deutſches Gemüt vor dem madjariſchen Einfluſſe zu bewahren. Aber was den Vielen nicht gelang, die in Hunderten von Zeitungsartikeln den deutſchen Gedanken in die Heimatgenoſſen tragen wollten, gelang ihm, dem Dichter, der mit ſeinem Buche Deutſchland auftrommelte und Europa aufmerkſam machte auf die ungariſche Schande und den chauviniſtiſchen Größenwahn, der ſich anmaßte, dem tüchtigen Koloniſtenvolk ſeine Mutterſprache und ſeinen deutſchen Sinn zu rauben. Man kann heute ruhig ſagen, daß dieſer Roman Müller-Guttenbrunns, der ſich als Kulturbild gibt, das erſte Warnungszeichen am politiſchen Horizonte Ungarns war. Die Vorherſage von dem Sturze der falſchen Götter hat ſich erfüllt. Wer das Buch lieſt, dem wird die europäiſche Gefahr, die das ungariſche Problem ſeit 1867 geworden war, vollkommen klar. Und dieſe Erkenntnis, die widerſtrebend und nur allmählich in die hartnäckigen ſchwäbiſchen Köpfe einſickerte, hat das Deutſchtum im Oſten vor dem nationalen Zuſammenbruch errettet. Die „Götzendämmerung" war eine männliche Tat, in der ſich die zielbewußte Perſönlichkeit des Dichters vollanklingend offenbart. Aber ſein Weg war weit und manchmal irrend im Dunklen, ehe er ſeine Miſſion und die Aufgabe ſeines Lebens erkannte.

In Linz begann er als dramatiſcher Dichter, der unter dem Einfluſſe des franzöſiſchen Theaterſtückes ſtand. Er ſchrieb ein Schauſpiel, deſſen Handlung während der großen franzöſiſchen Revolution ſpielt. („Im Banne der Pflicht.") Der kühngefaßte Plan, dem Augierſchen Stück „Les Fourchambaults", das ein Welterfolg war, eine Fortſetzung zu ſchreiben, machte Heinrich Laube auf den jungen Schriftſteller aufmerkſam, und Müller-Guttenbrunn ließ ſich — er war Telegraphenbeamter

— nach Wien versetzen, wo ihm reichlichere Anregungen zufließen sollten. Allein Linz, das damals noch eine kleine Provinzstadt mit wunderlichen Menschen war, hat seine künstlerische Entwicklung stark gefördert, und von seinen späteren Werken spinnen sich viele Fäden in diese schöne Jugendzeit zurück, während welcher er zielbewußt und freudigen Herzens an der Vervollkommnung seines literarischen und humanistischen Wissens arbeitete, arbeiten mußte, denn der Besuch der Wiener Handelsakademie hat ihm in diesem Belange nicht allzusehr zugesagt. Aber in Müller-Guttenbrunn war immer der zähe Wille und die beschwingende Sehnsucht nach einer reichen Entfaltung seiner Seelen- und Geisteskräfte, und so wie seine Vorfahren, die aus dem Schwäbischen nach dem Osten gewandert und dem gefährlichen Sumpfboden des Banats in hartem Kampfe die Fruchtbarkeit abrangen, so füllte er schon als Jüngling den Posten mannhaft aus, auf den ihn das Geschick gestellt hatte. Schon in seiner Jugend waren die treibenden Kräfte seiner Persönlichkeit wirksam. Nach einem halb romanhaften Bildungsgang, der ihn aus der Enge des heimatlichen Dorfes riß und ihn schon frühzeitig die Gefährdung seines deutschen Wesens durch die Madjarisierung der Schulen erleben ließ, brachte er es in Wien bald zu einer achtbaren literarischen Geltung. Trotzdem er mit seinen weiteren Dramen weniger Glück hatte als mit seinen Linzer Erstlingen und er sich viel mit den Theaterdirektoren um die Annahme seiner Stücke herumbalgen mußte, wurde er in Wien, nicht lange nach seiner Ankunft, als Kritiker ein wichtiger Kulturfaktor, der heute aus der geistigen Struktur Österreichs nicht mehr wegzudenken ist.

Die Kritik gehört zu Müller-Guttenbrunns fruchtbarster Betätigung, denn kritische Stellungnahme zur Umwelt und zu den Ereignissen des Tages entspricht und entspringt mit Notwendigkeit seinem Wesen, das immer auf das Positive eingestellt ist. Dieser kritischen Begabung des Dichters entspringt letzten Endes sein nationales Werk, das mit der „Götzendämmerung" als Auftakt anhub. Aber: seine Kritik ist nicht unfruchtbare Verdammung, ist vielmehr liebevolles und hinschenkendes Einfühlen in das Kunstwerk mit seinen Vorzügen und Schwächen, und eben deshalb konnte sie eine bleibende Vollbringung schaffen; denn zu dem Anderswollen des Bestehenden gesellt sich bei Müller-Guttenbrunn der kluge Ausweg aus dem Dilemma, die Erfassung einer neuen Möglichkeit, die zum einzig richtigen Ziele führt.

Als Müller-Guttenbrunn im Beginne der Dreißiger war, schrieb er zwei kleine Broschüren, die schärfste Kritik an dem Wiener Kulturleben übten, und von denen jede unmittelbar Anlaß gab zu bleibenden Vollbringungen. Die eine Schrift hieß „Wien war eine Theaterstadt", und sie führte zur Gründung des Deutschen Volkstheaters; die andere hatte die „Lektüre des Volkes" zum Gegenstand, und ihre Auswirkung war die Gründung des Wiener Volksbildungsvereins, da Müller-Guttenbrunn die Aufmerksamkeit der Regierung, des Parlamentes und der gesamten Öffentlichkeit auf die Frage der Volkslektüre hinlenkte.

Als das erste Spieljahr des Deutschen Volkstheaters um war, regte sich die Kritik, und viele waren mit dem Repertoire unzufrieden und erhoben den Vorwurf, das Theater führe seinen Namen ohne Berechtigung. Müller-Guttenbrunn war der Rufer im Streite, und strebende Männer scharten sich um seine Fahne. Ein wirkliches Volkstheater sollte begründet werden, und das Ziel ihrer Sehnsucht benannten sie „Raimund-Theater". Müller-Guttenbrunn war sein erster Direktor. Es sollte ein Theater auf breitester demokratischer Grundlage sein, mit einem Spielplan, der das Volksstück auf lokaler Grundlage und die Klassiker pflegte. Deshalb Raimund, der wienerischeste der volkstümlichen Dramatiker, als Schutzherr der neuen Bühne. Und das erste Spieljahr war ein Erfolg, im Künstlerischen und Materiellen. Auch das zweite. Da wird aber Müller-Guttenbrunn von der Leitung suspendiert, weil

er einer dilettantenhaften Theaterclique im geschäftsführenden Ausschuß des Theatervereins mißliebig wurde, und er aus sich nicht eine Schattenfigur machen ließ. Er ging, und seine glühende Begeisterung war verwundet. Aber sein Wirken war dennoch nicht fruchtlos geblieben, denn das Raimund-Theater war zur Keimzelle einer Bewegung geworden, an der das verelendete Wiener Theaterwesen allmählich gesundete.

Die folgenden Jahre waren einer regen schriftstellerischen Tätigkeit gewidmet. Und der Banater Schwabe, der mit seinen reformierenden Bestrebungen vorübergehend Schiffbruch erlitten hatte, schließt sich zum erstenmal bewußt an seine Heimat an. Damals gab er ein schlankes Büchlein heraus: „Deutsche Kulturbilder aus Ungarn", das Aufsätze über sein Jugendland enthielt, die das Volk in seiner Geschichte, in seinem dörflichen Leben und im nationalen Hader mit den Walachen (den Rumänen) und den Serben schildern. Über die Zukunft des Banates denkt Müller-Guttenbrunn pessimistisch. Das Volk, das nur e i n e Sorge kennt: erträgnisreichen Ackerbau, ist gegen den nationalen Ansturm der Madjaren nicht gefeit. Manche der Schilderungen lesen sich wie Vorstudien zu den Banater Kulturromanen der späteren Zeit. Und es ist auch kein Zufall, daß diesen Heimataufsätzen als nächste Gabe eine Erzählung aus Ungarn folgt: „Die Magyarin", in der er sich tastend dem Probleme nähert, das ihn bald so nachhaltig und erfolgreich beschäftigen soll. Der Erzschwabe beginnt sich zu regen.

Aber er mußte noch eine große Enttäuschung erleben, ehe er sich selbst entdeckte. Im Herbste des Jahres 1898 übernahm Müller-Guttenbrunn die Leitung des Kaiserjubiläums-Stadttheaters in Wien, das er begründet hatte. Fünf Jahre hatte er die Führung inne, und wieder war er bestrebt, den Gedanken eines deutschen Volkstheaters auf lokaler Grundlage ins Werk umzusetzen; aber diesmal scheiterte sein Wille am parteipolitischen Gezänke, welches das Theater als ein antisemitisches verschrie. Im Jahre 1903 gab er die Leitung der Bühne auf, die unter Rainer Simons in die heute bestehende Volksoper umgebildet wurde. Eine leuchtende Hoffnung war wieder in ein Nichts zerflattert, und Müller-Guttenbrunn war in Wien fast geächtet; er durfte es nicht wagen, unter seinem Namen zu schreiben. Wilhelm Singer, der Chefredakteur des „Neuen Wiener Tagblattes", verpflichtete ihn als Feuilletonist für die Zeitung, und er führte sich bei den Lesern als „Ignotus" ein. Es würde in diesem engen Rahmen zu weit führen, wollte man auf diese Epoche in Müller-Guttenbrunns Tätigkeit genauer eingehen; sie befriedigte ihn nicht, trotzdem sie einen Roman wie die schöne „Dame in Weiß" und ein Drama „Aus Polenkreisen" zeitigte, von den prachtvollen historischen und Alt-Wiener Feuilletons gar nicht zu reden: Müller Guttenbrunn fühlte sich vereinsamt; er war ein leer laufendes Rad.

Da brannte in ihm eines Tages die Liebe zu seiner Heimat, und er reiste in das Banat, das er seit seiner Kindheit nicht wieder besucht hatte. Aber er erschauderte vor dem, was er sehen mußte! Überall hatte sich im deutschen Dorf der Madjare eingenistet oder die madjarische Mode. Der Erzschwabe reckte sich und trotzte auf. Damals hatte er die Vision seiner „Götzendämmerung", die er, nach Österreich zurückgekehrt, sofort zu schreiben begann. Das Buch bedeutet für seine Entwicklung den Beginn einer neuen Jugend, trotzdem er damals schon über fünfzig war. Und es war auch die Erkenntnis seiner großen Mission: der Mann, der die „Götzendämmerung" schuf, durfte nicht mehr innehalten im Weiterschreiten und im Hinsteuern auf das klar gesehene Ziel der nationalen Aufrüttelung seiner Volksgenossen. Das war seine Aufgabe.

Den nächsten großen Roman „Die Glocken der Heimat" hat die Liebe geschrieben, in ihm pulst das Herzblut des Dichters. Die „Götzendämmerung", die ein Kultur-

bild des gesamten ungarischen Staates ist, vornehmlich ein politisches Buch, in die Kunstform des Romans gefaßt, konnte das Banat nicht in den Blickpunkt der Ereignisse rücken. Das war den „Glocken der Heimat" vorbehalten, die nicht nur das schwäbische Volksleben in der Dorfgemeinde schildern, sondern den nationalen Kampf gegen das Madjarentum und die Bezwingung der überflutenden Wassermassen der Donau und Theiß, die wie ein Überpersönliches über der Not des Tages stehen, zum großartigen Vorwurf haben.

Aber wieder drang sein Ruf nicht zum Herzen der Volksgenossen; man verstand ihn nicht, da man intellektuell anderer Art war; man stellte Müller-Guttenbrunn als den falschen Propheten hin, der zu schwarz sieht. Da suchte sich der Dichter eine mächtigere Bundesgenossin. Und er findet sie in der Geschichte, welche die Genossen belehrend erziehen soll. So schreibt er in seiner prächtigen Romandreiheit „Don Eugenius bis Josephus" die Geschichte der Banater Schwaben, und mit sicherem Blick erkennt er sogleich das Problem in seiner ganzen Tiefe: Wie sind die Schwaben ins Banat gekommen? Wo sind die Wurzeln ihrer Kraft? Die Antwort darauf ist sein „Großer Schwabenzug". Die folgenden Bände — „Barmherziger Kaiser!" und „Joseph der Deutsche" — schildern das Banat im Rahmen der Deutschwerdung Österreichs, die Josephs große Sehnsucht war. Und gerade in dieser Frage spielte die Besiedlung des Banats eine wichtige Rolle; so rundet sich das Banater Problem zu einem österreichischen.

Als idyllenhaften Ausklang reihte Müller-Guttenbrunn an die Trilogie den lebensvollen Roman „Meister Jakob und seine Kinder", zum Teil die Geschichte seiner eigenen Kindheit, und daß die Politik nicht fehle, läßt der Dichter die bewegte Handlung wirkungsvoll von dem Hintergrunde der 48er Revolution sich abheben.

Müller-Guttenbrunn steht auf dem Höhepunkte seines Lebens. Der Kreis seiner Banater Kulturromane ist geschlossen. Da holt der Dichter wieder zu einem großartigen Werke aus, das ihn in seiner künstlerischen Vollendung zeigt; es ist die Lenau-Trilogie, die wieder einem belehrenden Wollen entspringt und die Fabel von der madjarischen Abstammung Lenaus und seiner madjarischen Kunst endgültig aus der Welt schafft. Und gleichzeitig fügt sich diese Dreiheit zwanglos in sein Lebenswerk ein. In Lenau erstand den Banater Schwaben die erste Persönlichkeit von europäischer Bedeutung. Müller-Guttenbrunn lebt sein Leben nach, um seinem Volke einen Spiegel vorzuhalten: „Sehet, welch ein Mensch! Und er war der Euere."

Die Geschichtstrilogie führt vom Westen nach dem Osten; Lenau jedoch strebt zu den Schwaben Süddeutschlands, bei denen er eine zweite Heimat findet. In dem Tüchtigsten kehrt das Volk zu seinem Ursprung zurück. Der Kreis des Lebenswerkes Müller-Guttenbrunns rundet sich zu einem harmonischen Ganzen.

Robert von Mohl und Angelo Messedaglia

Von

Alberto von Lumbroso

Angelo Messedaglia wurde am 2. September 1820 in Villafranca di Verona geboren und starb am 5. April 1901 in Rom. Messedaglia war Professor an der Universität in Rom und hat als Schriftsteller und Statistiker in der Staatenkunde und Nationalökonomie eine gewisse Berühmtheit erlangt. Seine „Opera scelte di

Economia" („Ausgewählte Werke über Ökonomie"), zwei große Bände in 8°, Verona 1921, sind im letzten Jahr von der Accademia di Verona zur hundertjährigen Gedenkfeier (1820/1920) herausgegeben worden.

1858 hat Messedaglia ein Buch über „Malthus e l'equilibrio della popolazione colle sussistenze" („Malthus und das ökonomische Gleichgewicht der Völker") geschrieben und ein Exemplar dieses Werkes dem berühmten Heidelberger Professor Robert von Mohl gewidmet.

Was die politische Stellung Messedaglias anbelangt, so war er Patriot und hat sich als Abgeordneter und später auch als Senator betätigt.

Im Briefwechsel von Messedaglia befindet sich die Antwort, welche Robert von Mohl an Messedaglia nach Erhalt seines Werkes gerichtet hat. Der Brief lautet folgendermaßen:

Heidelberg, 3. Februar 1859.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe vor allem mich zu entschuldigen, und zwar in doppelter Beziehung. Erstens, daß ich deutsch an Sie schreibe; allein ein Augenübel verbietet mir das eigene Schreiben und mein Amanuensis (Sekretär) versteht nicht französisch oder italienisch. Ich sehe jedoch aus Ihrem Werke, daß Sie unserer Sprache vollkommen mächtig sind, und ich hoffe daher auf Ihre gütige Nachsicht. Zweitens aber, daß ich mich einer fremden Feder bediene, ich habe soeben den leidigen Grund hierfür angegeben.

Doch lassen Sie mich so schnell als möglich zu meinem Danke für Ihr gütiges Geschenk übergehen. Ich bin auf das Angenehmste dadurch überrascht worden, und habe es mit dem größten Interesse gelesen und wieder gelesen. Wenn etwas meine Freude über die geistreiche und lichtvolle Darstellung stören kann, so ist es der Umstand, daß ich Ihr Werk nicht einige Monate früher erhalten habe. Sie haben nämlich ohne Zweifel indessen selbst gesehen, daß ich im dritten Band meiner Literargeschichte der Staatswissenschaften auch über die Bevölkerungswissenschaft gesprochen habe. Hätte ich nun Ihre schöne Arbeit bereits gekannt, so würde ich nicht nur derselben mit der gebührenden Achtung erwähnt haben, sondern es wäre auch meine Arbeit weniger unvollkommen ausgefallen sein, da ich durch Sie belehrt, Manches richtiger aufgefaßt hätte und auf einige wichtige Punkte aufmerksam gewesen wäre.

Es erregt in mir fast ein Gefühl der Beschämung, wenn ich Ihre vortreffliche Auseinandersetzung über die Gründe lese, warum die arithmetische Progression die geometrische schon von selbst bei weitem mehr in Schranken hält, als wir bisher angenommen haben. Es ist dies so einleuchtend, daß man sich vor die Stirne schlagen möchte, nicht selbst darauf gekommen zu sein. Nun, ich hoffe, es wird sich auch später Gelegenheit finden, diese Verbesserung gebührend anzuerkennen und anzubringen.

Mit großer Spannung sehe ich Ihrer zweiten Abhandlung entgegen, und bin schon zum Voraus überzeugt, daß ich sehr viel aus ihr lernen werde. Ihre scharfe und präzise Methode ist gerade für eine Arbeit wie die bevorstehende ganz geschaffen. Ich selbst, Jurist von Haus aus, habe weder die mathematischen Kenntnisse, noch was wohl schlimmer ist, den mathematisch geschulten Kopf, um einer Behandlung der Bevölkerungslehre in Quetelets Art kritisch folgen zu können *), und ich freue mich

*) In der Einleitung vom Malthus (1898, S. VIII), hatte Messedaglia zwei weitere Arbeiten angemeldet: Quetelet e la teoria matematica delle popolazione (Quetelet und die mathematische Theorie der Völker); Dell'indugione matematica e delle sue applicazioni nello studio dei fenomeni della popolazione. Operescelte, Band II, S. 712, Fußnote. (Von der mathematischen Induktion und von ihrer Anwendung beim Studium der Phänomene der Völker.)

daher gar sehr, von einem so competenten Beurteiler eine Belehrung darüber zu erhalten.

Von Herzen wünsche ich, daß Ihre Gesundheit Ihnen die baldige Vollendung gestatten möge. Auch wolle Gott geben, daß Ihnen und uns der Lärm und die Störung eines Krieges erspart bleiben. Wer kann wissen, welches traurige weitere Beispiel von „wiedervernichtenden Ursachen" derselbe abgeben würde!

Die Besorgung durch Buchhändlergelegenheit ist so langsam, daß ich erst vor wenigen Tagen Ihr Werk erhielt. Bei der Ungeduld, mit welcher ich die Fortsetzung erwarte, wäre mir eine gleiche Verspätung des zweiten Teiles höchst unangenehm und ich würde daher für eine direkte Zusendung durch die Post sehr dankbar sein, versteht sich ohne Francatur.

Gestatten Sie, hochgeehrter Herr, den Ausdruck der vollkommensten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr ganz ergebener Diener

R. von Mohl.

R. von Mohls „scientifica alemanna schiettezza" (wissenschaftliche deutsche Offenherzigkeit) bereitete Messedaglia eine große Freude, wie er selbst den 18. 2. 1859 seinem Freunde, dem Dichter Aleardo Aleardi aus Padua schrieb: „il suo suffragio mi è conforto grandissimo" (seine Fürbitte ist mir der größte Trost). Messedaglia war 1859 erst 38 Jahre alt.

Brahms' Deutsche Volkslieder

Von

Max Friedländer

„Es ist wohl das erste Mal, daß ich dem, was von mir ausgeht, mit Zärtlichkeit nachsehe!" schrieb Brahms seinem hochgeschätzten Freunde Hermann Deiters, damals Provinzialschulrat in Koblenz, der im Nebenberuf noch als Musikgelehrter und Schriftsteller seinen Mann stand [1]). Es war im Juni 1894, gerade in der Zeit, wo Brahms nach Abschluß seiner Volksliederarbeit ganz erfüllt war von dem Geist und Leben der alten Weisen und Dichtungen. Und seinem Berliner Verleger prophezeit er im Frohgefühl des schöpferischen Künstlers: „Sie werden nicht aufhören zu schwärmen. Ich denke, die Lieder sollen wie ein heller Sonnenschein die Berliner Philister blenden"; und bald darauf nennt er sie „das einzige Werk, dessen Herausgabe mir Spaß macht" [2]).

Schon aus diesen Worten des Meisters, der sich sonst so selten und dann stets nur mit großer Zurückhaltung über seine Werke äußerte, spricht seine warme und tiefe Liebe zum Volkslied, eine Liebe, die ihn von der Hamburger Jugendzeit bis zum letzten Lebensjahre begleitet hat.

Seit er als Zwanzigjähriger eine volkstümliche Weise in den Mittelpunkt seines ersten gedruckten Werkes, der Klaviersonate in C-Dur, gestellt hatte, war er immer wieder zum deutschen Volkslied zurückgekehrt. In den Jahrzehnten 1850/59 schrieb er 38, 1860/69: 39, 1870/79: 50, 1880/89: 24, 1890 bis 1894: 56 deutsche Volkslieder, eine stattliche Reihe, zu der noch die große Zahl von ausländischen Volks-

[1]) Vgl. Johannes Brahms von H. Deiters. Sammlung musikalischer Vorträge Nr. 63. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1898. S. 107.

[2]) Vgl. Brahms' Briefe an Fritz Simrock, herausgegeben von Max Kalbeck. Berlin, Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft, 1919. 4, 121 und 4, 124.

liedern hinzukommt. Zu deutschen Volksliedbichtungen schuf er im ganzen 40 Kompositionen, außerdem 15 Bearbeitungen von Volksliedmelodien für gemischten Chor, 14 Harmonisationen von Kinderliedern für Klavier, endlich die Begleitungen zu den 49 Volksliedern der Sammlung. Als Quellen benutzte Brahms für die deutschen Volkslieder zum größten Teile die Sammlung von Friedrich Nicolai (1777) und die von Andreas Kretzschmer und August Wilhelm von Zuccalmaglio (1840).

Nicolais Volksliedsammlung verfolgt ihre eigenen, tendenziösen Zwecke. Als nämlich Herder, Goethe und Bürger mit warmer Begeisterung eintraten für die Wiederbelebung des Volksliedes, witterte der wohlunterrichtete, aber nüchterne Buchhändler Nicolai in dieser Bewegung eine Gefahr für die Aufklärung. Nach seiner Ansicht mußte die Pflege des Volksliedes zu unklarer Verschwommenheit und katholisierendem Mystizismus führen. Um nun solche Wirkungen zu vermeiden und die ganze Volksliedbewegung von vornherein lächerlich zu machen, gab Nicolai eine Auswahl alter Lieder in einer albernen Schreibweise heraus unter dem parodistischen Titel: „Eyn feyner, kleyner Almanach Vol schönerr echterr liblicherr Volcks-lieder", Berlin 1778 und 1779 [3]). Über den Ursprung der beigefügten 60 Melodien schwieg sich Nicolai wohlweislich aus; denn, wie aus seinem Nachlaß hervorgeht, enthielt der Almanach nur 27 echte Volksweisen, 22 hatte der Berliner Hofkapellmeister Johann Friedrich Reichardt auf Nicolais Bestellung komponiert, 11 aber hatte Nicolai selbst seinem kalten Intellekt abgerungen, der von warmer künstlerischer Phantasie weit entfernt war.

Sechzig Jahre später nahmen der Berliner Kriegsrat Kretzschmer und der rheinische Schriftsteller und Musiker Zuccalmaglio nicht weniger als dreißig dieser Kompositionen von Reichardt und Nicolai in ihre Volksliedsammlung [4]) auf. Die Herausgeber begnügten sich aber nicht damit, ihre Vorlage zu verschweigen, sondern gaben diese Stücke ausdrücklich mit Absicht als echte Volksweisen aus. Rechts über die Noten setzten sie ganz willkürliche Quellenangaben, wie: Altdeutsch, Aus Westfalen, Aus dem Koburgschen, Aus Norddeutschland und dergleichen. Und Zuccalmaglio hat sogar seine sehr zahlreichen eigenen, zum Teil vorzüglichen Melodien in gleicher Weise als Volkslieder bezeichnet und unter echte Volksgesänge gemischt, um ihnen dadurch Verbreitung zu sichern [5]).

Es ist seltsam, daß ein Meister wie Brahms derartige Melodien ganz arglos als altes und echtes Volksgut auffaßte und aus solchen kunstmäßigen Liedern sich seine Vorstellung vom Wesen und der Eigenart des Volksliedes bildete [6]). Das hat mit

[3]) Von diesem Almanach hat Johannes Bolte einen ausgezeichneten, mit Einleitung und Anmerkungen versehenen Neudruck veranstaltet, der im Jahre 1918 in Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen, erschienen ist.

[4]) Deutsche Volkslieder mit ihren Original-Weisen, 1. Teil herausgegeben unter Mitwirkung Zuccalmaglios von A. Kretzschmer; 2. Teil herausgegeben von A. Wilh. von Zuccalmaglio. Berlin 1838—1840.

[5]) Vgl. meinen Aufsatz: „Zuccalmaglio und das deutsche Volkslied", im Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1918, S. 53.

[6]) Manchmal scheint Brahms doch geahnt zu haben, daß seine Lieblingssammlung die ehrfurchtsvolle Pietät, die er für sie hatte, nicht verdiente, und vielleicht kam es ihm im Laufe der Jahre zum Bewußtsein, daß Zuccalmaglio nicht der zuverlässige Sammler und Verwalter alten Volksguts war, als den er ihn jahrzehntelang hochgeschätzt hatte, sondern als Herausgeber geradezu ein Fälscher. Es fiel Brahms außerordentlich schwer, aus dieser Erkenntnis, die Zuccalmaglios Volksliedern den eigenen Zauber nahm, die Folgerungen zu ziehen. Als er endlich genötigt war, es zu tun, wußte er sich in der liebenswürdigsten Weise mit ihr abzufinden: „Keine Volksweise? Gut, so haben wir einen lieben Komponisten mehr", schrieb er an Spitta. Und in der Tat kann man im Lobe noch weiter gehn als Brahms und in dem bisher kaum beachteten Zuccalmaglio den bedeutendsten Schöpfer volkstümlicher Melodien verehren, den die deutsche Musik neben Silcher hatte, zugleich aber auch einen ungewöhnlich begabten Poeten.

der künstlerischen Natur des Komponisten wenig zu tun; aber es muß doch ausgesprochen werden, daß Brahms tatsächlich jenes untrügliche Gefühl für die Echtheit des historischen Volksliedes, wie Grimm oder Uhland, später Liliencron und Erk, nicht besaß. So konnte es ihm geschehen, daß er ein für den Salon zurechtgestutztes Machwerk eines Wilhelm Tappert im Ernst für eine Volksliedddichtung hielt und sogar eine von dem unmusikalischen Friedrich Nicolai in bewußt parodistischer Absicht geschaffene, lächerlich trockene Weise als Volkslied betrachtete und harmonisierte[6a]).

An den Sammlungen unverfälschter Lieder, wie sie Büsching und von der Hagen im Jahre 1807, Friedrich Silcher seit 1826, Hoffmann-Richter (1842), Ditfurth (1853) und andere mehr herausgegeben hatten, fand Brahms wenig Gefallen. Geradezu ärgerlich aber waren für ihn Ludwig Erks vortrefflicher „Deutscher Liederhort", der seit 1856 starke Verbreitung fand, oder Werke wie etwa Franz Magnus Böhmes „Altdeutsches Liederbuch" (1877). Der umfangreiche kritische Apparat solcher Arbeiten mußte ja notwendig zu der Erkenntnis führen, daß gerade die Sammlungen, die Brahms vorzugsweise benutzt hatte, als recht anfechtbare, trübe Quellen aufgedeckt wurden. — Dazu kam noch ein Anderes: Wie man aus Brahms' eigenhändigen Notizen im Exemplar von Erk-Böhmes „Liederhort" ersieht, nahm der Künstler Brahms auch Anstoß an der Masse kurzatmiger Volksmelodien, die der gewissenhafte Sammler Erk natürlich mit der gleichen Liebe wie die bedeutenderen eingereiht hatte. Daß Brahms sich mit Erks Forschungen nicht allzu genau beschäftigte, zeigt ein Brief an Hermann Deiters vom 29. Juni 1894, wo es heißt: „Über den Streit: echt oder unecht, komme ich leicht weg. Erk und Böhme sammelten in Pommern, Mecklenburg usw., Zuccalmaglio u. a. vor der Eisenbahnzeit in den Rheintälern. Der Anspruch auf Glauben — wie das Zutrauen einer Bearbeitung kommt beiden Parteien in gleicher Weise zu." Aus Pommern und Mecklenburg stammt aber noch nicht der hundertste Teil der von Erk gesammelten Lieder, unter denen sich andrerseits gerade viele schöne Gaben vom Rhein (Erk war lange am Rhein tätig) finden. — Nach wie vor bekennt sich Brahms zu Nicolai und Kretzschmer-Zuccalmaglio, über deren Sammlungen er in demselben Briefe schreibt, es seien „viel und, wie ich meine, mit Unrecht geschmähte Bücher, die nicht aufhören, mich zu interessieren". So blieb es dabei: Texte und Melodien, die von kunstmäßiger Hand einer höheren Bildungsschicht angepaßt waren, oder auch Fälschungen, wenn sie nur diesen Ton zu treffen wußten, erhielten seinen Beifall, die echten, ursprünglichen Lieder blieben in der Minderheit. Daß es auch zu seinen Zeiten noch echten Volksgesang gab, wollte Brahms überhaupt nicht wahrhaben. Als ich ihn eben in jenen achtziger Jahren darauf hinwies, daß am Niederrhein, in Hessen, in Thüringen, in Schlesien der Volksgesang tatsächlich doch noch blühe, erwiderte Brahms: „Ach was, das fassen Sie viel zu gutmütig und optimistisch auf! Glauben Sie mir: das sogenannte Volk singt ja nur noch Gassenhauer." Von diesem Standpunkt konnte er allerdings zu einer gerechten Würdigung der Verdienste eines Ludwig Erk nicht kommen, der eben daran ging, sein ungeheures Material zu sichten. Und man darf gewiß sein, daß Erk uns eine nicht nur reiche und wissenschaftlich bedeutende, sondern gleichzeitig auch durchaus geschmackvolle Auswahl geboten hätte. Aber mitten in den umfassenden Vorarbeiten, im Jahre 1883, rief Erk, den Jacob Grimm seiner Freundschaft gewürdigt hatte, der Tod ab. Die Herausgabe seines wertvollen Nachlasses wurde dem Volksliedforscher Franz Magnus Böhme anvertraut, einem an sich verdienten Manne, der aber einer Aufgabe, die einen geläuterten Geschmack und eine umfassende Bildung verlangte, nicht gewachsen

[6a]) Für die Einzelheiten sei auf das in kurzer Zeit erscheinende Werk verwiesen: „Brahms' Lieder. Einführung in seine Gesänge für eine und zwei Stimmen. Von M. F." Berlin und Leipzig, N. Simrock.

war. Als dessen unkritische Riesensammlung [7]) von mehr als 2000 Liedern im Jahre 1893 erschien, brach in Brahms der lang angesammelte Unwille gegen diese ganze Richtung der Volksliedforschung durch. Ursprünglich wollte Brahms eine Streitschrift gegen „diese ganze Sorte Pächter des Volksliedes" schreiben [8]). Später wiederholte Brahms: „Mit der Streitschrift war es ernst. Aber Sie kriegen sie in, wie ich hoffe, schönerer Verwandlung. Während ich nämlich eifrig und heftig schrieb, dachte ich an diese meine alten lieben Lieder. Ich meine mich selten und wenig in meinem Leben gehäutet zu haben; so war ich begierig, ob die alte Liebe gar so unwürdig gewesen. Joachim könnte sich erinnern, daß er Anno 52 in Göttingen mit für „Gunhilde" und „Das Schwesterlein" schwärmen mußte. Ich sehe sie heute mit denselben Augen an und empfinde für sie mit demselben Herzen. Ich weiß nicht, wie weit Ihnen die Lieder Neues bringen. Nach den Quellen brauchen Sie keinesfalls zu suchen. Bis auf wenige, die ich vom Rhein mitbrachte, stehen sie alle in Nicolai und Zuccalmaglio." So treu hat sich der immer gewissenhafte Brahms an diese bedenklichen Quellen gehalten, daß er meistens sogar die von Zuccalmaglio gewählten Tonarten beibehielt — nicht zum Vorteil des Ganzen, wie z. B. aus der viel zu hohen Lage des ersten, gleich mit dem hohen g beginnenden Liedes: „Sagt mir, o schönste Schäf'rin mein" hervorgeht; nur in sechs Fällen hat Brahms Zuccalmaglios Tonarten zu ändern gewagt, und auch dann nur um einen halben oder ganzen Ton. — Am 31. Mai 1894 schrieb er seinem Verleger Simrock: „Durch Ärger über den jetzt erschienenen „Liederhort" von Böhme" sei er auf seine „alte Liebe zu einer gewissen Sorte deutscher Volkslieder gekommen". Am 12. Juni desselben Jahres wirft er in einem Brief an Jakob Baechtold den hochverdienten Sammler Erk und den unzulänglichen Herausgeber Böhme zusammen: „Erk und Böhme gaben seit langem den (sehr philiströsen) Ton an, und meine Sammlung steht ihnen geradezu entgegen" [9]).

Aus ähnlicher Stimmung heraus schrieb Brahms: „Ist es denn für die Wissenschaft gar so nötig, daß man jeden Dreck von der Landstraße (!) so breit tritt wie Böhme" [10]). Und noch im Jahre 1896 äußerte er über seine eigene Veröffentlichung: „Es sind n i c h t die Lieder, welche die Handwerksburschen auf den Straßen singen" (!!) [11]).

Diese Auffassung vom Wesen des Volksliedes, an der also Brahms mit der größten Zähigkeit festgehalten hat, muß auch als Maßstab dienen zur Beurteilung und Würdigung der letzten Volksliedsammlung. Sie enthält 42 einstimmige Gesänge und sieben Lieder für Vorsänger und gemischten Chor — das Ganze in seinen meisterhaften Bearbeitungen eine entzückende Mischung von Herbheit und Anmut, von Kraft und Weichheit, von knorrigem Mannesweſen und zarter, fast weiblicher Schalkhaftigkeit, in jedem Zug unverkennbarer Brahms.

Brahms trat seinen Quellen als Künstler gegenüber. Ihm lag nicht viel an peinlicher Genauigkeit in der Technik der Herausgabe, sondern er wollte die Lieder selbst, ihre Melodien und ihre Ausdruckskraft wieder lebendig machen, sie weiten

[7]) „Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren Deutschen Volkslieder nach Wort und Weisen aus der Vorzeit und Gegenwart. Gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Im Auftrage und mit Unterstützung der Königlich Preußischen Regierung nach Erks handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neu bearbeitet und fortgesetzt von F r a n z M. B ö h m e." 3 Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1893/94.

[8]) Dr. von Graevenitz nach ungedruckten brieflichen Äußerungen. „Deutsche Rundschau" 1906, Novemberheft S. 240.

[9]) A. Steiner: Johannes Brahms. 86. Neujahrsblatt der Allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1898.

[10]) Vgl. den vorher erwähnten, durch Dr. von Graevenitz veröffentlichten Brief.

[11]) Dr. E. Ophüls: „Erinnerungen an Johannes Brahms." Berlin, Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft, 1921.

Kreisen in einer Bearbeitung für gemischten Chor, Männerchor, für eine Singstimme mit Klavierbegleitung oder für Vorsänger und kleinen Chor zuführen. So hielt er sich auch in den hinzugefügten Bearbeitungen an einen mehr kunstmäßigen als volkstümlichen Satz. Oft bringt er Vierstimmigkeit in gebundenem, aber auch wieder freiem Stil. Man könnte sagen, daß die Begleitung eine durchaus selbständige Ergänzung, gleichsam ein harmonisches Grundgewebe bringt, von der sich die eigentliche Melodie plastisch abhebt. Nicht selten aber treten auch motivische Bindungen zwischen Singstimme und Klavier ein, die eine Melodie noch fester und einheitlicher fassen wollen. Im einzelnen herrscht große Freiheit und Verschiedenheit. Jedes Lied gebiert sich aus Haltung und Eigenart der Begleitung. Neben streng akkordischem Satz finden sich gebrochene Akkorde und wieder Wellenlinien, die der Melodie nachgehen, oder kleine Akzente und schärfere Betonung — kurz, Brahms steht seiner Vorlage völlig frei gegenüber, er kennt nur ein Gesetz: das der künstlerischen Belebung und Auslegung der melodischen Bewegung. Von Archaismen, die gerade bei einigen älteren in die Sammlung aufgenommenen Weisen nahe liegen, hält er sich meist fern, wie er denn überhaupt alles Historisierende, Pedantische und Schematische vermeidet. Trotzdem kommt hin und wieder durch Schlichtheit in der Modulation, durch das Nebeneinander der Dreiklänge und ähnliche harmonische Ausdrucksmittel eine gewisse Altertümlichkeit und eine innere, beinahe ursprüngliche Geschlossenheit in die Begleitung, die kaum noch auf eine nachträgliche Ergänzung schließen läßt.

Der Klavierpart tritt so stark hervor, daß die Stilkraft und Ausdrucksspannung der Brahmsschen Begleitung förmlich auf die Melodien überzugreifen scheint. Auch Brahms fühlte das, als er seinem Verleger am 28. April 1894 schrieb: „Wer sie (die Volkslieder) hier sieht und hört, behauptet, sie seien von mir, und sie werden auch wohl den meinen ähnlich sehen — das will sagen: mein bestes Lied kann dort als letztes gelten, das letzte dort aber als mein bestes paradieren." Dieses letzte Lied ist das berühmte „In stiller Nacht", dessen Komposition zum größten Teile von Brahms selbst herrührt. Brahms ging hier also dieselben Wege wie Zuccalmaglio. — Der Wert der neuen Sammlung wurde von dem intimsten Jugendgenossen des Meisters sofort erkannt. Am 27. September 1894 schrieb ihm Joseph Joachim aus Göttingen: „Nirgends hätte ich empfänglicher für Deine herrliche Volksliedergabe, mit der Du uns beschenkt, sein können, als an dem Ort, der so viele schöne Erinnerungen für mich birgt. Nicht genug kann man die schlichte, tiefe Kunst bergende und doch so ausdrucksvoll malende Weise der Begleitung bewundern und lieben! Wie schön fügen sich Wiederholungen an den Schluß, wie abwechslungsreich weißt Du sie zu gestalten, malend und doch nur andeutend, wie's für das Volkslied allein angemessen! Auch nicht ein einziges mit vielen Strophen ward mir zu lang. Das wollte ich Dir nur sagen, damit Du weißt, daß Deine Gaben nicht auf unfruchtbaren Boden fallen" [12]).

Freilich waren diese Lieder von ihrem Schöpfer mehr für das Haus bestimmt als für den Konzertsaal. Als im Herbst 1894 Frau Amalie Joachim ein Konzert gab, dessen Programm ausschließlich aus den eben erschienenen Volksliedern bestand, äußerte sich Frau Marie Scherer, die Witwe des großen Literarhistorikers, nicht ganz befriedigt. Darauf antwortete ihr Brahms am 20. Oktober 1894: „Den Gedanken kann ich nicht glücklich finden, einen ganzen Abend nur von diesen Volksliedern zu singen. Einige wenige, zwischen andern (ernsthaften und tiefsinnigen!) Gesängen könnten wohltuend und erfrischend sein."

Jedenfalls spielt das Volkslied in der Lebensarbeit von Johannes Brahms eine

[12]) Vgl. Brahms im Briefwechsel mit J. Joachim, herausgegeben von Andreas Moser. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft, 1908. 2, 273.

Rolle, wie bei keinem anderen der großen Musiker. Daß wir von Mozart kein einziges Volkslied besitzen, ist erklärlich: Herders Sammlung (1778/79) hat damals nicht viel Erfolg gehabt, und Nicolais Almanach war ja gerade darauf angelegt, solche Lieder lächerlich zu machen. Erst im Zusammenhang mit den ganzen Bestrebungen der romantischen Schule vermochte die von Arnim und Brentano herausgegebene Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" (1805) eine stärkere Wirkung auszuüben und zahlreiche ähnliche Veröffentlichungen hervorzurufen. Trotzdem haben weder Beethoven noch Schubert oder Loewe aus dieser Quelle geschöpft. Nur Carl Maria von Weber hat die neue Anregung in elf, Zelter in drei Kompositionen zum Ausdruck gebracht. Noch auffallender ist es, daß sich auch die großen Musiker der folgenden Generation nur zögernd dem Volkslied zuwendeten, das sich nun doch in immer wachsender Fülle erschloß. Von Mendelssohn besitzen wir nur drei, von Schumann sieben Lieder dieser Art, und erst Robert Franz nimmt mit 17 Volksliedern einen breiteren Raum ein. Aber was bedeutet auch diese Leistung gegenüber der reichen Fülle von Anregungen, die Brahms aus dem Volksliede gewonnen und künstlerisch neugestaltet hat! Er darf in der Tat wohl als der bedeutendste musikalische Interpret der Volksliedddichtungen und -melodien bezeichnet werden, denn er hat ja nicht nur dem deutschen Volkslied seine Aufmerksamkeit zugewandt, sondern gleich Herder schwärmte er auch in den Stimmen fremder Völker: der Orient bot ihm indische, malayische, persische, arabische, türkische Dichtungen, der slawische Osten und Süden russische, litauische, polnische, böhmische, wendische, mährische, slowakische, Ungarn magyarische und zigeunerische Lieder, und auch englische, schottische, französische, italienische, spanische Texte fehlen nicht [13]). Die Vorlagen zu diesen Dichtungen fand er u. a. bei Herder, Rückert, Daumer, Wenzig, Kapper, Conrat und Paul Heyse.

Heute gehören Brahms' Volkslieder zum schönsten Besitz unserer Hausmusik, und kaum denken wir noch daran, mit welchen Schwierigkeiten und gegen welche Widerstände Brahms auch bei dieser Arbeit, die ihm recht eigentlich Herzenssache blieb, zu kämpfen hatte. Auf der einen Seite die Volksliedforscher mit ihrer philologischen Akribie, auf der andern die schaffenden Musiker, die nur das große Kunstlied für voll ansahen. Zwischen ihnen stand Brahms. In ihm die Liebe zu den Melodien, die ihm ans Herz gewachsen waren, vor ihm die nüchternen Sammlungen von Erk und Böhme, und über allem seine Phantasie, die aus diesen Gebilden den Kern herausnahm und ihn mit neuer, harmonisch und klanglich wundersamer Schale umgab. Es sind seitdem viele neue Volksliedausgaben erschienen, die in seinen Bahnen weitergingen, aber keine hat wieder die Volkstümlichkeit, diese innerlich starke und musikalisch ursprüngliche, reiche Phantasie aufzuweisen, wie die Sammlung von Brahms. Ihm danken wir in der Musik, was bald ein Jahrhundert früher Herder zu erreichen strebte: Er hat trotz aller Irrtümer und Fälschungen das Volkslied wieder in unsere Herzen gesungen, hat es uns als Volks- und Kunstwert lieb und teuer gemacht.

[13]) Abgedruckt sind diese Unterlagen zu Brahmsschen Kompositionen in Dr. E. Ophüls' schöner Sammlung „Brahms-Texte", 2. Auflage 1908. Berlin, Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft.

Ein Jahr Kunstliteratur

Von der allgemeinen großen Krisis der Wissenschaft ist auch die Kunstgeschichtsforschung nicht unberührt geblieben. Auch sie kann sich der Aufgabe nicht entziehen, die Tragfähigkeit und die geistige Reichweite ihrer Methoden erneut durchzuprüfen und die in ihr ruhenden lebengestaltenden Kräfte freizusetzen und zu organisieren. In solcher Lage regt sich das Bedürfnis geschichtlicher Selbstbesinnung. Bereits der im Kriege dahingegangene Ernst Heidrich hatte den Plan einer geschichtlichen Darstellung der deutschen Kunstgeschichtsschreibung gefaßt. Was ihm versagt geblieben ist, verwirklicht nun Wilhelm Waetzoldt in seinem Buche „Deutsche Kunsthistoriker", von dem der erste Band vorliegt (E. A. Seemann, Leipzig). Ein anderer hätte vielleicht eine „Geschichte der Kunstgeschichte" zu schreiben unternommen — Waetzoldt hat es vorgezogen, eine Reihe von Bildnissen aufzustellen. Er ist auf die schaffenden Geister zurückgegangen und hat sich durch diese freiere und persönlichere Fassung des Themas nach allen Seiten hin eine glückliche Bewegungsfreiheit gesichert, die er mit Geschmack und Erfolg ausgenutzt hat. Was Waetzoldt befähigt, Geschichte zu lebendiger Speise für die Gegenwart zu bereiten, das ist zuletzt das ihm innewohnende künstlerische Vermögen. Überall strebt er vom Einzelnen zum Ganzen, verwandelt er die Ergebnisse mühevoller und gewissenhafter Untersuchung in anschauliche Gestalt. Er hat eine leichte Hand in der Behandlung seines Stoffes und eine gewisse wohltuende weltmännische Freiheit des Blickes und der Bildung. Er schreibt nicht nur einen guten, sondern selbst einen persönlichen Stil von beherrschter Überlegenheit und von einer feinen, mit sparsamen Mitteln erreichten Anmut. Dabei ist trotz aller Fülle der Beziehungen, die in die Darstellung verwoben sind, ihre Hauptaufgabe mit sicherer Hand festgehalten, indem alles Einzelwerk schließlich doch dem Ziele dient, die Entstehung, Verdichtung und Richtung des kunstgeschichtlichen Interesses, die Sammlung und Vermehrung des kunsthistorischen Wissensstoffes und die Ausbildung der kunsthistorischen Methodik zur Anschauung zu bringen. So ist hier ein wirklich wertvoller Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte geschaffen worden. Denn es ist Waetzoldt gelungen, klarzustellen, wie die Entwicklung der deutschen kunstgeschichtlichen Wissenschaft, die er in diesem ersten Bande von den Vorvätern kunstgeschichtlichen Denkens und vom alten Sandrart bis zur Begründung der Kunstwissenschaft durch Winckelmann und dann über den Sturm und Drang, den Klassizismus und die Romantik bis zur Grundlegung der kunstgeschichtlichen Methodik durch Rumohr führt, an den feinsten und den mächtigsten Bewegungen des deutschen Geistes beteiligt gewesen ist, welche Mühe es der lebendiggeschichtlichen Auffassung der Kunst gekostet hat, sich gegen deren Kodifizierung durch die akademische Dogmatik durchzusetzen, und wie groß und entscheidend der Anteil deutscher Geistesarbeit an diesem Befreiungswerke gewesen ist. Der Schlußband soll die Darstellung von Burckhardt bis zu Carl Justi führen. Die Gestalt Jakob Burckhardts, der aus einer zarten Schamhaftigkeit, aber doch auch aus einer gewissen Weltverachtung jahrzehntelang gleichsam hinter einem Vorhange gelebt hat, rundet sich nun allmählich durch die Veröffentlichungen aus seinem Nachlasse und seinem Briefwechsel zu voller Plastik. Der neueste Briefband enthält die wertvollen „Briefe Jakob Burckhardts an Gottfried und Johanna Kinkel", von Rudolf Meyer-Krämer bei Benno Schwabe & Co. in Basel sorgsam herausgegeben. Sie führen

in Burckhardts volle Werdezeit: ein Bonner Sommersemester lang atmet er beglückt die rheinische Luft, genießt er den Sonnenschein der Freundschaft und der Dichtung, den ihm das reich angeregte Kinkelsche Haus und dessen lustig-lyrischer „Maikäferbund" bereiten. Die Verbindung mit den rheinischen Freunden hat dann ein recht reichlicher, bis zum Jahre 1847 fließender Briefwechsel erhalten, in dem das Persönliche und Freundschaftliche sich anziehend mit dem Gedankenaustausche über Dichtung und Kunst, Wissenschaft und Politik verwebt. Man sieht die Konturen seiner geistigen Persönlichkeit sich zusehends befestigen: sein Mißtrauen gegen die „universelle Bildung", seine Abneigung gegen den modernen Geist der Negation, sein von der demokratischen Phraseologie sich geekelt abwendendes aristokratisches Bekenntnis bestimmen schon in dieser Zeit die Richtung seiner Überzeugungen und Neigungen, und es fällt mehr als ein Wort, das sich die heutige Wald-, Sumpf- und Wiesendemokratie hinter den Spiegel stecken mag. Die Niederlassung in Basel empfindet er gleich als eine Verbannung ins Land der Philister, über die ihn die Arbeit trösten muß. Kinkels Übergang ins revolutionäre Lager, der Burckhardt veranlaßte, sich von ihm zurückzuziehen, löst das Freundschaftsband und macht dem Briefwechsel ein Ende.

Als ein Denkmal gegenwärtiger Leistungsfähigkeit der deutschen Kunstforschung darf man das große Unternehmen des „Handbuchs der Kunstwissenschaft" betrachten, das die Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion in Berlin-Neubabelsberg bereits vor dem Kriege begonnen und seitdem allen Hemmungen zum Trotze beharrlich und rüstig gefördert hat. Es wird darin, wie der Titel andeutet, nicht Künstlergeschichte gegeben, sondern die innere Entwicklung der Form von Periode zu Periode verfolgt. Vollendet wird es in großem Aufbau eine eigene, bedeutende Ansicht der Kunstgeschichte vermitteln. Das Werk hat Stil, die Mitarbeiter sind durchweg kundige Männer, der von üblicher Handbuch-Trivialität sich vorteilhaft unterscheidende vorzügliche Bilderstoff ist an sich schon als beträchtliche Leistung zu bewerten. Den Verfassern stellt die gewählte methodische Gesamteinstellung die schwierigsten Aufgaben stilkritischer und stilgeschichtlicher Analyse; die Art, wie sie sie bewältigen, bildet im ganzen ein lehrreiches und ehrenvolles Zeugnis für den Stand der formalanalytischen Methode in Deutschland, der die Forschung eine zuvor nicht erreichte Feinfühligkeit für die funktionellen Werte im Kunstschaffen und für Inhalt und Darstellungsmittel der künstlerischen Vorstellungen verdankt. Was die Einzelarbeiten angeht, so leidet Fritz Burgers gedankenreiche und intensive Schilderung der deutschen Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance an einer gewissen Überlastung mit philosophischem Denkstoffe, die die Durchsichtigkeit und Verständlichkeit des Vortrags fühlbar beeinträchtigt. Auch Oskar Wulffs „Altchristliche und byzantinische Kunst", vortrefflich in klarer Formulierung und besonnener Behandlung der Probleme, sowie in der Beherrschung des reichen und verwickelten Tatsachenmaterials, wird in ihrer Wirkung teilweise durch Schwerflüssigkeit der Darstellung behindert. Lichtvoll, lebendig und geistreich aber schildert Ludwig Curtius die Form- und Stilentwicklung der antiken Kunst; Plastik und Malerei des Mittelalters liegen bei Georg Grafen Vitzthum in der Hand eines bewährten Kenners; vielversprechend sind die Anfänge von Wilhelm Pinders „Deutscher Plastik vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance" und Hans Willichs „Baukunst der Renaissance in Italien". Als besonders vorzügliche Leistungen aber sind die beiden bereits abgeschlossenen Bände zu schätzen, in denen A. E. Brinckmann, seit Burgers Ableben der Leiter des Gesamtunternehmens, die Baukunst der romanischen Völker im 17. und 18. Jahrhundert und die Barockskulptur behandelt hat. Mit einer seltenen Kraft und Disziplin iertheit räumlich-plastischer Anschauung und mit eindringender Schärfe der Analyse hat Brinckmann Formgesetz und Stilentfaltung des Barocks und des Rokokos erfaßt und geschildert und über die Stellung des französischen zum italienischen Barock, sowie über

das Verhältnis zwischen Barock und Rokoko sehr feinsinnige, zum Teil neue Bestimmungen entwickelt. Wenn Brinckmanns Betrachtungsweise an das Formverständnis des Lesers nicht geringe Ansprüche stellt, so hat er ihre Grundelemente in dem Büchlein „Plastik und Raum als Grundformen künstlerischer Gestaltung“ (R. Piper & Co., München) an typischen Beispielen so geschickt darzulegen gewußt, daß die Schrift zur Einführung in die Probleme künstlerischer Gestaltung überhaupt empfohlen werden kann. Angemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß desselben Verfassers längst und allgemein nach Verdienst gewürdigtes Buch über „Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit“ (Frankf. Verlags-Anstalt in Frankfurt a. M.) in zweiter vermehrter Auflage erschienen ist; wem es aufgegangen ist, daß die deutschen Städte zum köstlichsten Kunsterbe unserer Vergangenheit gehören, findet in dieser trefflichen Arbeit den Schlüssel, der ihm die Einsicht in ihren künstlerischen Organismus und seine Gesetze eröffnet.

Auf ganz anderer Grundlage als das „Handbuch“ ist die von E. A. Seemann in Leipzig unternommene, von Hans Tietze in Wien geleitete „Bibliothek der Kunstgeschichte“ aufgebaut. Hier ist die Kunstgeschichte sozusagen atomisiert und auf den bequemsten Grad der Zugänglichkeit gebracht. Sie ist auf einige hundert Bändchen verteilt, von denen ein gutes Dutzend bereits vorliegt. Jedes der flott ausgestatteten Bändchen enthält zehn Seiten Text und zwanzig Abbildungstafeln. Was man bei dieser Anordnung zu erwarten hat, liegt auf der Hand: große Linien, weite schnelle Umblicke, bedeutende Aussichten. Immer wird diese Darstellungstechnik ihre eigenen Anforderungen stellen; werden die Mitarbeiter durchweg so sachkundig ausgewählt wie bisher, so ist viel Hübsches zu erwarten. Als Beispiele gelungener Leistungen seien aus den erschienenen Bändchen die von Tietze über Michael Pacher, von Schlosser über oberitalienische Trecentisten, von Friedländer über niederländische Manieristen, von Praschniker über kretische Kunst herausgegriffen; übrigens reicht der Umfang der behandelten Themen schon jetzt von altägyptischer und ostasiatischer Kunst bis zu Wilhelm Leibl und van Gogh.

Als eine weiteste Geschichtsräume überspannende Unternehmung sei hier die Reihe der „Österreichischen Kunstbücher“ angefügt, die die österreichische Bundes-Lichtbildstelle herausgibt und Ed. Hölzel in Wien verlegt. Emsig gefördert umfaßt sie bereits mehr als vierzig Bändchen, deren saubere Tafeln der Text in Geschichte, Beschreibung und Würdigung zu erläutern pflegt. Es hat etwas tief Bewegendes, daß die schmachvoll mißhandelte deutsche Südostmark gerade in der Zeit ihrer tiefsten Not und Verarmung hier ihren außerordentlichen Kultur- und Kunstreichtum ausbreitet, der bisher doch selbst gutunterrichteten Kreisen meist nur vom Hörensagen bekannt gewesen war. In Wort und Bild werden Österreichs in gesegneten Einsamkeiten sich bergende herrliche Klöster und Stifter, wie Mondsee und St. Wolfgang, Göttweig und St. Lambrecht, St. Paul und Millstatt, geschildert, in deren Anlage, Bauten und Schmuck sich ehrwürdige Erinnerungen und Überlebsel aus karolingischer Zeit, edle romanische Körperhaftigkeit und strebende gotische Formen sich mit der überwältigenden Lebensfülle und Heiterkeit des österreichischen Barocks begegnen, in dem der Stammesgeist sich besonders rein und voll ausgesprochen hat. Da erscheinen die großen Gestalten Hildebrands, dessen Anlage von Göttweig selbst unvollendet noch mit majestätischer Großartigkeit wirkt, und Fischer v. Erlachs, dessen Genius die herrliche Raumrhythmik der spanischen Hofreitschule in Wien geschaffen hat. Salzburgs barocke Großzeit erschließt und die einzige Sammlung der Albertina öffnet sich, und in jedem einzelnen dieser bescheiden-reichen Bändchen fühlen wir mit Wehmut und mit Stolz, wie unermeßlich deutsches Volkstum das Donau- und Alpenland befruchtet und wie es sich durch edelste Leistung ein unveräußerliches Anrecht daran erworben hat.

Denn die Bedeutung einer derartigen Unternehmung liegt nicht auf der kunstgeschichtlichen Seite allein, sondern mehr noch fast in der Pflege und Förderung des Heimatgefühls. Heimatliebe ist die Voraussetzung der Vaterlandsliebe; von einem entwurzelten, Scholle und Stamm entfremdeten Proletariate kann man vaterländische Gesinnung nicht erwarten und fordern. Keine dringendere, aussichtsreichere, verantwortungsvollere Aufgabe ist daher der Kunstliteratur gegenwärtig gestellt als die, das Heimatliche, Landschaftliche, Stammesmäßige dem deutschen Volke nahe zu bringen und lieb zu machen, ob es sich nun in Domen oder im Bauernhause, in der Stadtanlage oder in der künstlerischen Gestaltung des Naturbildes ausspreche. Von hierher gehörigen Veröffentlichungen sei, um zunächst bei Österreich zu bleiben, Alfred Schnerichs im Amalthea-Verlag (Zürich, Leipzig, Wien) erschienenes Buch über „Wiens Kirchen und Kapellen" genannt, ein zuverlässiger kultur- und kunstgeschichtlicher Führer durch ein Jahrtausend blühend reicher Kirchenbaukunst. Für Innsbruck leistet denselben Dienst die kundige und besonders hübsch illustrierte Schrift über „Die Kirchen Innsbrucks" von Dr. Josef Weingartner (Wien, Ed. Hölzel & Co.). Breiter angelegt ist die in zweiter, völlig erneuerter Auflage erschienene Darstellung, die Dr. Heribert Reiners den „Kölner Kirchen" gewidmet hat (J. P. Bachem, Köln). Bei der außerordentlichen Fülle und Mannigfaltigkeit der Kölner Kirchenbauten reicht der Wert dieser gediegenen Arbeit weit über ihren nächsten Zweck hinaus, der hier, wie bei den vorgenannten Büchern, darin besteht, vor allem dem Besucher der Kirchen selbst ihre Geschichte, ihre Anlage, ihren Charakter und ihren Kunstbesitz zu erschließen. Von Lübecks köstlichem Reichtume an Denkmälern der Baukunst und Bildnerei vermittelt das ursprünglich für die Gäste der Nordischen Woche bestimmte Bändchen „Lübeck im Bilde" (Karl Curtius, Berlin) eine gute vielseitige Anschauung; der Bilderstoff ist kundig gewählt, Carl Georg Heise bietet in knapper Form eine gehaltvolle Einführung. Ein Wandervogelhauch liegt über den von Werner Köhler bei Schötz & Parrhysius veröffentlichten „Brandenburgischen Fahrten", deren erster Band dem südlichen Teile der Mark gilt; dem reichen kunstgeschichtlichen Materiale verbinden sich wohlgelungene Aufnahmen aus dem Volksleben; wer etwa noch in der Irrvorstellung von der künstlerisch armen Mark lebt, dem wird der Band eine frohe Überraschung bereiten. Das malerische Dresden stellt sich in achtzehn von Paul Wolff mit feinem Blicke für Stadtschönheit aufgenommenen, von Max Lehrs erläuterten Kupferdrucktafeln dar (Kunstverlag „Bild und Karte", Leipzig). Woldemar von Seidlitz' groß angelegtes Werk über „Die Kunst in Dresden vom Mittelalter bis zur Neuzeit" (Kommissionsverlag der v.-Bänsch-Stiftung in Dresden) konnte trotz des Ablebens des Verfassers bis zum Jahre 1710 gefördert werden: Dresdens künstlerische Entwicklung ist in den Rahmen der allgemeinen sächsischen Landes- und Kulturgeschichte eingezeichnet, neben deren Darstellung das Schwergewicht des Buches hauptsächlich in der Veröffentlichung und Würdigung der kunsthandwerklichen Schätze der Dresdener Sammlungen, in erster Linie des Grünen Gewölbes, liegt; ihre Bedeutung erscheint in diesem Zusammenhange oft in neuem Lichte (es sei nur im Vorbeigehen angemerkt, daß Daniel Kellerdalers Rosenwasserbecken von 1629 den deutschen Barock auf dem Wege zeigt, die Formen des Rokokos aus eigener Kraft auszubilden). Ein origineller und glücklicher Gedanke ist in den beiden prächtigen, bei Franz Hanfstängl in München erschienenen Werken „Die Entdeckung der Münchener Landschaft" und „Ein Jahrhundert München" aufs gelungenste verwirklicht. In ihnen hat Georg Jacob Wolf aus ausgebreiteter Kenntnis der Literatur wie der Kunstdenkmäler zeitgenössische Bilder und Dokumente vereinigt, die hier das Werden der bayrischen Hauptstadt, dort den allmählichen Eintritt der bayrischen Landschaft in den Kreis künstlerischer Dar-

stellung, man möchte fast sagen: wie einen behaglichen Film vor den Augen des Lesers vorübergleiten lassen. Der ungewöhnliche Reiz der Bände beruht auf der organischen Verschmelzung verschiedenartigster Bestandteile: Volks-, Gesellschafts- und Künstlerleben, Politik und Literatur, Naturfreude und bayrische Lebenslust — das alles liefert seinen Einschlag und verbindet sich zum farbenfrischesten Bilde eines Volkstums und eines Kulturkreises, die allen Deutschen teuer sind. Ergänzend stellt sich von der rein kunstgeschichtlichen Seite daneben das schöne Werk, in dem Hermann Uhde-Bernays die „Münchener Landschafter im neunzehnten Jahrhundert" behandelt (Delphin-Verlag, München). Mit Wilhelm v. Kobell beginnend, mit Wilhelm Trübner schließend, schildert der Verfasser in feinen Charakteristiken und Analysen eine Reihe der trefflichsten und kernigsten deutschen Landschaftsmeister; eine herzliche und tief verständnisvolle Liebe zur bayrischen Natur durchdringt die Schilderungen mit wohliger Atmosphäre.

Gerade in Werken wie den letzterwähnten lebt und wirkt jene echte vaterländische Gesinnung, deren allgemeine Verbreitung, Verdichtung und Vertiefung für die Zukunft unseres Volkes Lebensbedingung ist: eine innige Gemeinschaft mit dem Volkstume, die seine und seines Schaffens Art in sich wiederfindet und sich in ihr reich und beglückt fühlt. „Dies ist unser: so laßt es uns sagen und so uns behaupten." Vom selben Geiste ist auch Paul Ferdinand Schmidts Buch „Deutsche Landschaftsmalerei von 1750 bis 1830" getragen, das als erster Teil eines Werkes über die deutsche Malerei um 1800 bei R. Piper & Co. in München erschienen ist. Als sein Hauptthema kann bezeichnet werden: aufzuzeigen, daß und wie die deutschen Landschafter auf eigenen Wegen sich dem Mechanismus des akademischen und des Rokokostiles entwunden und aus unmittelbarem Verhältnisse zur Natur eine deutsche Form entwickelt haben. Seine symptomatische Bedeutung liegt in der bestimmten Abkehr von jener westlichen Orientierung der modernen Kunstgeschichtsschreibung, die die Leistungen deutscher Meister an den Maßstäben französischer Kunst werten zu sollen glaubt. Aus ihren eigenen Wurzeln begriffen erscheinen Künstler, wie Kolbe, Koch und Rohden, Olivier und Fohr, und dann die Landschaftsmaler der Romantik in der ganzen Würde ihres ernsten, oft tiefen Naturgefühls und in der eigentümlich deutschen Kraft und Treue ihres Formsinns. Auch darin trifft das an wertvollen Aufschlüssen reiche Buch, dessen Wirkung leider durch einen mühsam verschachtelten Aufbau beeinträchtigt wird, das Richtige, daß es die persönlichsten Äußerungen der deutschen Landschafter in ihrem graphischen Werke sucht und findet. Denn in der Graphik hat der dem Zeichnerischen zugeneigte, erzählerfrohe deutsche Kunstgeist von je eine ihm besonders zusagende Form gefunden, in ihrer Frühzeit sind deutsche Meister bahnbrechend gewesen, zu verschiedensten Zeiten haben sie graphische Gipfelleistungen erreicht, und mit Recht darf Elfried Bock kurzhin sagen, daß man „die graphische Kunst zu den deutschen Dingen rechnen" kann. So ist denn auch sein Buch „Die deutsche Graphik" (Franz Hanfstängl in München) zu einem köstlichen Spiegel deutschen Kunstschaffens geworden. Auf über vierhundert sorgsam ausgeführten Blättern entfaltet sich von den Wiegendrucken des Holzschnitts bis zu Radierungen Liebermanns, Corinths und Slevogts die ganze, sich immer erneuernde Mannigfaltigkeit der deutschen graphischen Kunst; Bocks Text aber reicht nach Umfang wie Gehalt weit über die üblichen Einleitungen hinaus und ist zu einer meisterlichen Zusammenfassung der Forschung auf diesem Gebiete geworden, bei der Freude am Gegenstande und besonnene Überlegenheit des Urteils sich glücklich das Gleichgewicht halten. Macht Bocks geschichtlich orientiertes Buch mit Recht vor der modernsten Kunst Halt, so setzen sich Arnolds Graphische Bücher (Ernst Arnold in Dresden) keine zeitliche Grenze. In zwei Reihen bringen sie Graphik und Zeichnung; neben Menzel und Thoma treten die alt-

deutschen und die deutsch-römischen Zeichner, neben Liebermann und Slevoigt Nolde, und außer deutschen Künstlern sind hier auch einige vorzügliche Meister des Auslandes, wie Daumier, Munch und Zorn, berücksichtigt. Uns liegen die beiden Bände vor, die Adolph Menzels Graphik und seine Zeichnungen (mit Einleitungen von Willy Kurth und Hans Wolff) enthalten. Was diese Bände besonders auszeichnet, ist die zur höchsten Vollendung gesteigerte Technik der Wiedergaben, in der mechanisches Verfahren zur Kunst geadelt ist, und in der die persönliche Handschrift der Künstler mit einer erstaunlichen, man möchte sagen: kaum noch zu überbietenden Feinfühligkeit und Schmiegsamkeit des Bilddruckes nachgebildet ist. Diese Menzel-Bände, gefüllt mit dem sprühenden Geiste, der unerschöpflichen Erfindung, der durchdringenden Beobachtung des Meisters, sind wahre Schatzkästlein, in denen auf das bequemste und würdigste gesammelt ist, was sonst zerstreut zusammengesucht werden muß.

Es läßt sich allgemein erkennen, daß die bereits im Vorjahre hervorgehobene erfreuliche Neigung der deutschen Kunsthistoriker, bei der vaterländischen Kunst einzukehren, sich auch weiterhin erhält. Da ist denn vieles nachzuholen und umzuwerten, zu verdienter Geltung zu bringen und selbst neu zu entdecken, und manche Periode der deutschen Kunstgeschichte nimmt nach und nach neue Züge an. Der merkwürdigste Fall dieser Art ist unser Barock und Rokoko. Selbst nachdem die Barockkunst die Geringachtung überwunden hatte, zu der sich noch Jakob Burckhardt bekannte, und nachdem Cornelius Gurlitt die Baudenkmäler des deutschen Barocks in die Gesamtentwicklung eingeordnet hatte: selbst dann vermochte nur ganz allmählich die Erkenntnis Fuß zu fassen, daß der Barock gerade auf deutschem Boden seine kühnsten Möglichkeiten verwirklicht, daß er hier in Baukunst und Bildnerei Leistungen von echter Genialität, Hochleistungen europäischer Kunstgeschichte geschaffen hat. Jetzt ist diese Erkenntnis soweit gesichert, daß selbst der behutsame Dehio zugesteht: „Vielleicht ist das Barock überhaupt die deutsche Ur- und Grundstimmung." Es sei der Betrachtung dieser Literaturgruppe ein der Aufmerksamkeit würdiges Werk von allgemeiner Haltung vorangestellt: „Der Barock als Kunst der Gegenreformation" von Werner Weisbach (Berlin, Paul Cassirer). Wenn Weisbach sich dem Barock von der Inhaltsseite nähert, so hat er damit einen richtigen und fruchtbaren Weg eingeschlagen; denn als die letzte große religiöse Kunst des Abendlandes (seit der Wirksamkeit der Aufklärung gibt es wohl noch religiöse Einzelwerke, aber nicht mehr eine religiöse Kunst) will der Barock in seinem Verhältnisse zur Religion erfaßt sein — vor allem in dem in der Gegenreformation sich erneuernden Katholizismus, aus dem die Barockkunst reichste Kraft gesogen und der ihre geistige Haltung bestimmt hat. Durch eine kleine, aber angemessene Auswahl aus der gegenreformatorischen Literatur von Loyola an bringt Weisbach deren Voraussetzungen zur Anschauung und untersucht dann in sorgsamer Analyse, wie die Hauptelemente der gegenreformatorischen Kunst, das Heroische, das Mystische, das Erotische, das Grausame, stofflich und formal zur Auswirkung kommen. Auch in Deutschland ist es der katholische Boden Süd- und Westdeutschlands, auf dem der Barock und als seine natürliche Fortsetzung das Rokoko ihre glänzendste Blüte entfaltet haben; Österreich und Bayern sind die Kernländer des deutschen Barocks; hier füllten sich im 17. und 18. Jahrhundert Kirchen und Plätze, Brücken und Parkanlagen mit dem erstaunlichen Reichtume jener Bildwerke, in denen oft kaum bekannte Meister schwierigste Formprobleme mit überlegener Leichtigkeit zur Lösung bringen, in denen eine bis zur Ekstatik sich steigernde Religiosität und unbedenklich zugreifender Weltsinn sich zu voller künstlerischer Einheit durchdringen, in denen mit hinreißender Ausdruckskraft eine Volkskunst größten Ausmaßes — die letzte, die Europa gesehen hat — sich Gestalt gegeben hat. Die beiden Sammelbände von E. Tietze-Conrat über „Österreichische Barockplastik" (Anton Schroll in Wien) und Adolf

Feulner über „Münchener Barockskulptur“ (Riehn und Reusch, München) bieten in sorgfältiger Auswahl einen reichen Einblick in dies köstliche Gebiet deutschen Schaffens; möchten recht viele Leser durch sie den Weg zu diesen Schätzen finden. Österreich hat in Meistern wie Permoser und Raphael Donner noch einige Künstler, deren Namen etwa in den Bereich der Durchschnittsbildung reichen, aber welcher Deutsche kennt die Häupter der bayrischen Bildhauerschule, wie Franz Ignaz Günther oder seinen Lehrer J. B. Straub? Jenem hat Feulner in der Jahresgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, diesem C. Giedion-Welcker in ihrem Buche „Bayrische Rokokoplastik“ (O. C. Recht Verlag, München) eine monographische Darstellung gewidmet. Zum ersten Male ist hier Straubs stilgeschichtliche Stellung geklärt, sein Werk geordnet und in reichem Bildstoff das Wesentliche davon veröffentlicht. So fügt sich langsam Zug an Zug zum Bilde der Kunst, in der der deutsche Kunstgeist sich am reichsten, am mächtigsten und am unmittelbarsten ausgelebt hat.

Oft bemerkt ist die innere Verwandtschaft zwischen dem deutschen Barock und der deutschen Gotik, insbesondere der Spätgotik, in der die deutsche Kunst sich vorzüglich schöpferisch erwiesen hat. In diesem Zusammenhange gewinnen auch die Probleme der Gotik für den Aufbau unserer Kunstgeschichte eine neue Bedeutung. Zwei neuerschienenen Werken über die Gotik ist gleicherweise der Vorzug großer Horizonte nachzurühmen; es sind dies Hermann Schmitz' Buch über „Die Gotik im deutschen Kunst- und Geistesleben“ (Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin) und das Werk, in dem Julius Baum, ein geschätzter Kenner und Erforscher schwäbischer Kunst, „Gotische Bildwerke Schwabens“ behandelt hat (Dr. Benno Filser, Augsburg-Stuttgart). Dabei ist die Themenstellung in beiden Fällen ganz verschieden: Schmitz gibt einen Längsschnitt, Baum einen Querschnitt. Jener ist bestrebt, die völkische Form und Art der Gotik herauszuarbeiten, dieser zielt darauf ab, in das allgemeine Bild der gotischen Bildnerei den Stammescharakter der schwäbischen Skulptur einzuzeichnen. Schmitz' Buch empfängt einen besonderen Zug und Wert dadurch, daß seine Schilderung der Gotik nicht mit dem Ausgange dieses Stiles abbricht, sondern bis auf unsere Zeit durchgeht. Ein schöpferischer Stil stirbt ebensowenig wie ein schöpferischer Künstler, sondern wirkt durch die Jahrhunderte an den Formvorstellungen fort, jetzt unterirdisch, jetzt in voller Sichtbarkeit, bald als Zersetzungs- und bald als Bindeelement; das Gotische aber im besonderen hat sich in Deutschland mit einer Zähigkeit behauptet, die nur in England noch übertroffen worden ist. So ist es denn willkommen, daß hier (m. W. zum ersten Male) nicht allein die Begegnung der Gotik mit Renaissance und Barock, sondern auch weiterhin ihre Bekämpfung durch Akademismus und Klassizismus und ihr Wiederaufleben unter englischen Anregungen, durch Goethes mächtigen Anstoß und im Zeichen der Romantik zusammenhängend dargestellt wird. Baums mit wertvollem Bildstoffe ausgestattetes Werk bringt eine scharfgezeichnete Analyse der Entwicklung der gotischen Bildnerei, ergänzt sie durch aufschlußreiche Untersuchungen über das Typologische und Ikonographische wichtiger bildnerischer Motive und geht schließlich die Hauptgruppen und -schulen der schwäbischen Skulptur durch, deren allgemeinste stammesmäßige Kennzeichen er in Geschlossenheit und Einfachheit der Form, Zurückhaltung im Ausdrucke seelischer Bewegung und Ebenmäßigkeit des Temperamentes erkennt.

In die Glanzzeit deutscher Malerei führen zwei mit vorbildlicher Vornehmheit ausgestattete Bände des Verlages von O. C. Recht in München. Kurt Pfister gibt in breiten Zügen ein temperamentvolles Bild vom „Jungen Dürer“: von seinem zähen Kampfe um die Form, seinem Schwanken zwischen nordisch-gotischer und südlich-plastischer Vorstellungswelt, vom Drange seines Seelenlebens, vom Reichtume seines

Wirklichkeitssinnes. Von Hans Holbein dem Jüngeren entwirft Joseph Bernhart ein in seiner Knappheit wahrhaft meisterliches Bildnis, das man in der gelassenen, doch nicht anteillosen Feststellung der Erscheinung, in der zarten Festigkeit der Zeichnung, in der lauteren Klarheit der Gesamtform selbst holbeinisch zu nennen versucht ist. Grünewald hat durch die Ausstellung des Isenheimer Altars in München während der Kriegszeit und dann durch die unverschmerzliche Entfremdung dieses seines Hauptwerkes für Forschung und Publikum ein neues Interesse gewonnen, das durch die geistige Einstellung unserer neuesten Kunst unterstützt wird. Die Abhandlung, in der der Franzose J. K. Huysmans den großen Germanen entdeckt und sein aufwühlendes Grünewald-Erlebnis mit allen Kunstmitteln einer am Naturalismus geschulten, aber zugleich von glühender Mystik gesättigten Sprache geschildert hat, hat Arthur Roeßler in deutscher Übertragung bei Carl Konegen in Wien veröffentlicht. Als ein Prachtwerk ist das im Furche-Verlag zu Berlin erschienene Buch von Wilhelm Niemeyer über den Meister zu bezeichnen. In schönen, zum Teil farbigen Tafeln ist sein Werk vorgeführt, auch von seinen mächtigen Zeichnungen sind Proben gegeben. Niemeyers mit dem Stande der Grünewaldforschung wohlvertraute Darstellung erreicht ihre Höhe in der Untersuchung der Stilelemente des Isenheimer Altars, durch die er nicht allein bis zu den Wurzeln dieser dämonischen Künstlerpersönlichkeit vordringt, sondern auch einen Blick in das Schicksalhafte, in die „Tragik der deutschen Form" eröffnet, die, kaum gewonnen, sich bereits wieder selbst zu zerstören beginnt, um „völlig geistgleich und völlig naturgleich" zu werden.

Da wir die Literatur zum deutschen Barock bereits besprochen haben, so kann hier alsbald die zur deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts angeschlossen werden. Nicht mehr als sechzehn Jahre ist es her, daß die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung eine gründliche Umredaktion des von ihr überlieferten Bildes einleitete, und schon hat eine neue Umwertung eingesetzt, indem die expressionistische Wendung wiederum neue Maßstäbe an die Hand gegeben und die Teilnahme von den Wirklichkeitsschilderern auf die Vermittler geistig-seelischen Erlebens abgelenkt hat. Und damit ist nun auch (wenngleich mit einiger Verspätung) der von Herman Grimm prophezeite Zeitpunkt der Wiedererkennung des Cornelius eingetreten. Es ist ein Verdienst von Alfred Kuhn, daß er sich des auch von der Forschung lange vernachlässigten Meisters angenommen hat. Nachdem sein Plan einer großen Veröffentlichung aller Handzeichnungen des Cornelius an der Ungunst der Zeit gescheitert war, hat er zuerst „Die Fausti llustrationen des Peter Cornelius in ihrer Beziehung zur deutschen Nationalbewegung der Romantik" in einer kleinen Schrift untersucht, die, vom Kunstgeschichtlichen ausgehend, weit in den Bereich der allgemeinen deutschen Geistesgeschichte hineingreift und den Wurzeln des Nationalgefühls der deutschen Romantik nachspürt. Es folgte dann das zusammenfassende Werk „Peter Cornelius und die geistigen Strömungen seiner Zeit" (beide Bücher erschienen bei Dietrich Reimer, Ernst Vohsen, in Berlin), das die erste wissenschaftlich unterbaute Biographie des Künstlers darstellt. Die Stärke des Buches liegt in der Schilderung der auf Cornelius wirkenden Einflüsse. Sie werden mit richtiger Erkenntnis bis auf den Klassizismus des 18. Jahrhunderts und selbst auf das Rokoko zurückgeführt; dann haben Goethe, die Romantik, die Antike, die Schellingsche Philosophie an Cornelius' geistigem und künstlerischem Werdegange gearbeitet, bis um 1830 jene Um- oder Rückkehr des Meisters zur christlichen Glaubenslehre erfolgte, die dann sein ferneres Schaffen dauernd bestimmt hat. Mit reicher und wohlausgenutzter Belesenheit hat Kuhn diese Wandlungen, mit geübtem Stilgefühle ihre Auswirkung in den Schöpfungen des Meisters dargelegt und so von allen Seiten her Licht auf seine Gestalt geworfen. Wenn dennoch auch in dieser Biographie die merkwürdige Erscheinung

wiederkehrt, daß des Cornelius Persönlichkeit selbst nicht recht zu voller Greifbarkeit gedeihen will, so dürfte dies nicht sowohl auf ein Versagen des Verfassers als eben auf die Wesensart des Meisters zurückzuführen sein, der durch zwei Menschenalter unserer Kunst wie eine mächtige objektive Kraft schreitet, in der sich gewisse Bestrebungen und Ideale sammeln und verdichten, und der daher allein aus der künstlerischen Kategorie nie ganz zu erfassen sein wird.

Im gleichen Verlage ist Walther Hoffmanns Buch über „Ludwig Richter als Radierer" erschienen. Die Radierungen bilden nur einen und nicht den umfänglichsten Teil des Lebenswerkes Richters, allein sie geben ein treues und lehrreiches Spiegelbild seiner künstlerischen Entwicklung; sie zeigen, wie ernst er mit seinen Problemen rang, und wie er sich Schritt vor Schritt von ererbter Konvention zu persönlichem Stile durcharbeitete, bis er in seinen Dresdner Meisterjahren die schlüssige Form fand, um den ganzen Reichtum seines zart-innigen Gefühlslebens in Blättern echt volkstümlicher Haltung auszubreiten. Das Urteil über Ludwig Richter hat von einseitiger Überschätzung bis zur Ablehnung seiner „Philisterkunst" starke Schwankungen durchgemacht. Mit Recht kann Hoffmann als Ergebnis seiner wohlgelungenen Untersuchung aussprechen, daß das Urteil in diesem Falle in letzter Instanz vom deutschen Volke selbst zu fällen und auch bereits gefällt sei, indem es sich Richters Schöpfungen ganz und gar zu eigen gemacht hat. Es ist eines der vielen Zeichen des unsicheren Selbstgefühls unseres Volkes, daß bald diese bald jene Äußerung deutschen Volkstums als „nicht echt deutsch" abgelehnt wird. Dann versteht man nicht, daß gerade in der polaren, gegensätzlichster Hervorbringungen fähigen Natur des deutschen Genius Art und Reichtum des deutschen Geistes und Schaffens vor allem begründet sind. Das Ausland hat darin nicht selten den offeneren Blick. Es erkennt, daß Richter so gut deutsch ist wie Marées, und Menzel so gut wie Böcklin. — Bei Böcklins Namen sei angemerkt, daß Gustav Flörkes Aufzeichnungen „Zehn Jahre mit Böcklin", neben den Mitteilungen von Schick und von Lasius die wichtigste Quelle zur Kenntnis seiner künstlerischen Überzeugungen, nach zwanzig Jahren bei F. Bruckmann in München in zweiter Auflage erschienen sind.

Wenn die Literatur zur außerdeutschen Kunst an Umfang hinter der über die deutsche Kunst beträchtlich zurückbleibt, so hat sie doch eine Anzahl gewichtiger Veröffentlichungen aufzuweisen. In das Altertum führt das feine Buch von Karl Anton Neugebauer über „Antike Bronzestatuetten" (Schoetz & Parrhysius, Berlin). Ihre Schilderung ist von den Erzeugnissen der vor- und frühgeschichtlichen Zeit bis in die Kunst des römischen Kaisertums durchgeführt. Sie weist überall auf die Beziehungen zur Monumentalplastik hin, arbeitet aber auf diesem Hintergrunde die besonderen Bedingungen und Leistungen der Kleinplastik scharf heraus. Durch die wohltuende philologisch-archäologische Sorgsamkeit in Beschreibung, Deutung und Formanalyse der Kunstwerke wird dem Leser der Weg zum Verständnisse dieser reizvollen Schöpfungen antiker Kunst erschlossen. — Aus dem von Deutschen sonst so reich bestellten Gebiete der italienischen Kunstgeschichte liegt diesmal nur Wilhelm v. Bodes Buch über Sandro Botticelli vor, das zu einer vom Propyläen-Verlage in Berlin eröffneten Reihe gehört, die die führenden, noch heute wirkend fortlebenden Meister vereinigen soll. Bode hat dies Bildnis Botticellis in wenigen Wochen gezeichnet, nachdem er fünf Jahrzehnte daran geformt hat; so ist das Buch ein Zeugnis seiner unverkümmerten Schaffenskraft, und es ist ein typisches Werk seines reifen Stils: klar, überlegen, allem Überschwange fremd, getragen von vollkommener Beherrschung des bildlichen und des literarischen Stoffes, vertraut mit allen Wegen, Um- und Abwegen der Forschung. Von der Seite der Kritik liegt das Hauptgewicht in der Bereinigung und Abgrenzung des Werkes Botticellis, wobei wiederum das Bestreben

Bodes hervortritt, das Lebenswerk großer Meister zusammenzuhalten und es nicht „attribuzlerisch“ an Nachahmer, Schüler und Nachbarn zu verzetteln: so lehnt er auch die Konstruktion jenes amico di Sandro ab, an den man einen Teil der Gemälde Botticellis hat abgeben wollen. Aus Bodes Charakteristik des Meisters seien zwei Züge hervorgehoben: der Hinweis auf die mittelalterlichen Elemente in seiner Kunst, und wiederum seine Vorahnung der Ziele des Cinquecentos; daß die Ahnung nicht zur Erfüllung wurde, darin erblickt Bode Botticellis Künstlertragik, darin auch die Wurzel der in seinen Schöpfungen lebenden Schwermut (die aber doch auch noch aus anderen Quellen genährt sein dürfte).

Keines Künstlers Ruhmeskurve hat so dramatische Schwankungen durchlaufen wie die des Rubens, den der orthodoxe französische Akademismus geradezu als das Muster schlechten Geschmacks geächtet, und für den auch die Toleranz der Frühromantik kaum etwas übrig gehabt hat, während Heinse ihm Hymnen gesungen und Jakob Burckhardt die ganze Tiefe seiner Genialität und die machtvolle Geschlossenheit seiner Persönlichkeit beglückt genossen hat. Jetzt scheint das Interesse für Rubens wieder einmal im Anstieg zu stehen. „Das Leben des Peter Paul Rubens“ hat Otto Joff in einem Bande beschrieben, der nach Anlage und Ausstattung ein Seitenstück zu den früher besprochenen Bänden über den jungen Dürer und Holbein bildet und gleichfalls von O. C. Recht in München verlegt ist. Wie der Titel andeutet, sind hier Leben und Persönlichkeit des Meisters in großen Zügen geschildert, die Würdigung seines Werkes ist in diesen Zusammenhang eingeordnet, und hier darf nicht jedes Wort des Verfassers auf die Goldwage gelegt werden. Dafür führen die herrlichen Bildbeigaben nach Studien des Rubens sein Schaffen um so eindringlicher nahe. Ganz anderen Schlages ist Rudolf Oldenbourgs Buch über den großen Vlamen (München und Berlin, R. Oldenbourg). Oldenbourgs vorzeitiger Hingang war für die Forschung ein schmerzlicher Verlust, da man von ihm die heutigen Anforderungen entsprechende Rubens-Biographie zu erwarten hatte. Was an Bruchstücken und Bausteinen zu diesem Werke nach ihm geblieben ist, hat Pietät in diesem wertvollen Bande vereinigt. Hier sind Probleme gefaßt und geprüft: so Rubens' Auseinandersetzung mit Manierismus, Klassizismus und Naturalismus in Italien, oder aus späterer Zeit die akademische Bändigung seiner Kunst, die Systematisierung seiner Kunstmittel, die Oldenbourg überzeugend mit dem Vorgange der Schulgründung verknüpft, und mit der der Meister in die Linie des heimischen Romanismus einlenkte. Einige größere zusammenfassende Darstellungen und eine Reihe sorgfältiger Einzeluntersuchungen bilden den Inhalt dieses Nachlaßbandes, durch den das Schaffen und die Entwicklung Rubens vielfach geklärt und näher bestimmt werden und auch auf den reichbewegten Kreis, der sich um ihn gruppiert, manches neue Licht geworfen wird.

Rembrandt, dem anderen gewaltigen Haupte der nordischen Barockkunst, gilt der 27. Band der bekannten, nach den Hemmungen des Krieges jetzt wieder emsig geförderten Sammlung der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, „Klassiker der Kunst“. Darin veröffentlicht Wilhelm R. Valentiner in 120 Abbildungen seine Wiedergefundenen Gemälde. Von „neuentdeckten Rembrandts“ wissen Zeitungsmitteilungen recht häufig zu berichten; häufig sind sie nur Phantasie oder Reklame; immerhin ist, wie diese Veröffentlichung beweist, dem Spürsinne der Forscher (und der Händler) eine Erweiterung des Werkes Rembrandts um etwa ein Drittel gelungen. Daß manche Zuschreibung Valentiners nicht allgemein anerkannt wird, dürfte für den Kreis von Kunstfreunden, mit dem dieser Bericht rechnet, nicht von entscheidendem Belange sein; von um so größerem die ungemeine Bereicherung, die das Bild des großen holländischen Meisters durch die Neuentdeckungen erfährt. Es befinden sich darunter Werke aus seinen frühesten, zuvor nicht in sicheren Arbeiten faß-

baren Jahren, starke Landschaften, zahlreiche Bildnisköpfe von erregender Wucht der Formen und der Charakteristik, und gleichsam auszugsweise durchläuft man mit dem Bande fast die ganze Entwicklung dieses immer kämpfenden, immer sich erneuernden Genius. Geradezu ein Gegenbild zu Rembrandt darf man in dieser Beziehung Claude Lorrain nennen, der, nachdem er sich einmal seine Form geschaffen, bei ihr verharrt, indem er in einem stillen schönen Wirken ihr alle Möglichkeiten abgewinnt. Walter Friedländer hat in seiner trefflichen Biographie Claudes (Paul Cassirer, Berlin) die hieraus für die Darstellung erwachsende und von ihm wohlerkannte Schwierigkeit geschickt umgangen, indem er die Lebensschilderung und die Betrachtung seines Malwerkes einrahmt mit einer gehaltvollen Skizze der Vorgeschichte der Landschaftsmalerei und mit einer eingehenden, vielfach Neues bietenden Untersuchung seiner Radierungen und seiner geradezu hinreißend prachtvollen Zeichnungen. In klaren reinen Zügen macht Friedländer die Gestalt seines Helden sichtbar, und wie beglückend ist es nicht gerade in einer Zeit der künstlerischen Zerrissenheit, Maßlosigkeit und Übersteigerung sich in das Werk eines Meisters zu versenken, dessen Schönheit, dessen lauteres und tiefes Künstlertum, wie Friedländer treffend sagt, jenseits des Problematischen — und, so dürfen wir hinzufügen, jenseits aller Wandelungen und Launen des Zeitgeschmacks steht. Einst als der vorbildliche Klassiker der Landschaftsmalerei anerkannt, von Goethe auf das höchste verehrt, wird Claude heut besonders von den Künstlern, denen er doch viel zu sagen und zu geben hätte, vernachlässigt; es wäre erfreulich, wenn Friedländers Arbeit, die erste deutsche Biographie Claudes, als das Signal neuerwachenden Interesses für ihn angesehen werden dürfte.

Einen neuen Zug trägt die Sammlung der „Nordischen Kunstbücher“ in unsere Kunstliteratur. Wunderlich genug, daß sie, von wenigen Persönlichkeiten, wie Edvard Munch und Anders Zorn abgesehen, an den Künstlern des stammverwandten Nordens vorüberging; gibt es doch selbst über den tief in unsere Kunst wirkenden J. C. Dahl noch kein deutsches Buch. Wunderlich auch, daß Reichsdeutschland diese lohnende Aufgabe einem österreichischen Verlage (Ed. Hölzel & Co. in Wien) überließ. Als Doppelbändchen dieser Reihe liegt vor: „Sergel, Ein schwedischer Künstler aus der Zeit Gustavs III.“ von Axel L. Romdahl, dem Leiter des Gotenburger Museums. Bis auf den noch lebenden Milles ist Sergel der hervorragendste Bildhauer Schwedens geblieben, für die europäische Kunstgeschichte als einer der ersten Pfadfinder des Klassizismus in der Bildnerei von Bedeutung. Text und Bildstoff halten, was von einem so gediegenen und geschmackvollen Kenner und Erforscher der schwedischen Kunstgeschichte zu erwarten war; daß sich Sergels Stellung zur Stilbewegung seiner Zeit wohl noch schärfer erfassen läßt, bemüht sich der Schreiber dieser Zeilen an anderer Stelle darzutun.

Daß die Literatur über modernste Kunst einen Rückgang aufweist, soll nicht beklagt werden; zu wünschen wäre vielmehr, daß sie für eine Weile weniger beredet würde, daß nicht Übereifer aus jeder neuen Exzentrizität alsbald eine Weltanschauung herausdestillierte, und daß man sich mit der Überreichung des Meisterkranzes an junge Künstler etwas weniger beeilte. Einen Überblick über „Die neuere Plastik“ gibt Alfred Kuhn (Delphin-Verlag, München). Von wohlverstandenen plastischen Grundvorstellungen ausgehend prüft und mißt er an ihnen die neuere Bildnerei von Thorwaldsen bis Belling, wobei denn nun freilich ganz andere als die üblichen Handbuchwertungen sich ergeben. Manche Charakteristik, die Hildebrands z. B., ist Kuhn glücklich gelungen; anderwärts sind gegen seine Auffassung begründete Bedenken zu erheben, im Grundsätzlichen und auch im einzelnen (darf man wirklich noch die weniger als halbwahre Behauptung wiederholen: „Kunst hat mit Denken nichts zu tun“?). Über die Leitgedanken modernster Plastik gibt Kuhn manche gute Auskunft, allein ihre Würdigung erscheint mir distanzlos. Aber durchweg ist sein Buch anregend, und es leitet dazu

an, Plastik plastisch zu sehen und zu verstehen, eine Fähigkeit, die bei uns bitterlich wenig entwickelt ist. In dieser Hinsicht ist neben Kuhns Arbeit die von Carl Burckhardt über „Rodin und das plastische Problem“ (Benno Schwabe & Co., Basel) zu stellen, in der unter geschickter Verwendung von Vergleichsstoff aus Altertum und Renaissance die plastische Form Rodins in ihren wichtigsten Phasen zergliedert und erläutert wird. Dabei werden grundlegende plastische Probleme besonnen und einsichtsvoll ausgebreitet, und damit ist der rechte Weg beschritten, um über eine so starke und so problematische Persönlichkeit wie Rodin Klarheit zu gewinnen. Wie schwer dies Ziel bei noch aus der Nähe wirkenden Künstlern zu erreichen ist, davon zeugt der Fall van Gogh. Kann über den bedeutenden Einfluß, den van Gogh auf die modernste Malerei ausgeübt hat, kein Zweifel bestehen, so begegnen sich doch in der Beurteilung seines Schaffens verehrende Bewunderung und kühle, fast geringschätzige Skepsis. Der Grund der Erscheinung ist wohl darin zu suchen, daß van Gogh zu jenen besonders unter den Germanen nicht seltenen Persönlichkeiten zählt, zu denen man nur durchdringt, wenn man ihr Menschtum und ihr Künstlertum als unlösliche Einheit faßt und ihr Werk ebenso als ethische wie als künstlerische Lebensäußerung versteht. Darum ist die deutsche Veröffentlichung seiner Briefe an Emile Bernard und Paul Gauguin, die bei Benno Schwabe & Co. in Basel erschienen ist, willkommen und wertvoll. Sie eröffnet reiche Blicke in diese große, reine und stürmische Seele, diesen immer „strebend sich bemühenden“ Grübler, in dem Tradition und Revolution leben und kämpfen, und der alles, was er tut, mit jener Leidenschaft tut, an der die wahrhaft ungewöhnlichen Menschen, die Männer der Idee zu erkennen sind. Beiläufig: in der Einleitung wird auf van Goghs ungelenkes Französisch hingewiesen, aber das befugt die Übersetzer nicht, während mit dem Dativ zu konstruieren oder van Gogh den schlesischen Provinzialismus „es hatte dort Mädchen“ in den Mund zu legen.

Die bereits im Vorjahre besprochene Reihe „Junge Kunst“ des Verlages von Klinkhardt & Biermann in Leipzig ist mit einem Bändchen über Oskar Moll fortgesetzt worden, dessen Text von Heinz Braune-Krickau stammt. In ähnlicher Ausstattung und Anordnung ist ihr jetzt eine Sammlung „Graphiker der Gegenwart“ (Verlag Neue Kunsthandlung, Berlin) zur Seite getreten; Wolfgang Goetz gibt von der geistreichen und beweglichen graphischen Kunst Ernst Sterns ein gutes Bild; nur ist, wie mir scheint, bei der Beurteilung zeitgenössischer Künstler immer wieder vor der Gefahr des Superlativismus zu warnen. „Das graphische Jahr“ von Fritz Gurlitt in Berlin ist als eine Art idealen Verlagskataloges zu rühmen: auf kurze, von Proben ihres graphischen Werkes begleiteten Selbstbiographien der Künstler, die oft sehr frische Abdrücke ihrer Persönlichkeiten geben, folgt das Verlagsverzeichnis selbst, und man empfängt so einen lehrreichen Querschnitt durch das graphische Schaffen der Modernen. Das Schwergewicht der Literatur über die Kunst der Gegenwart liegt jetzt in den Zeitschriften, deren Zahl sich fortgesetzt vermehrt. „Die Form“, die bei Hermann Reckendorf in München und Berlin erscheint und von Dr. Walter Riezler geleitet wird, ist als Organ des Werkbundes hinlänglich beglaubigt und widmet sich einem bestimmt begrenzten und sehr fruchtbaren Problemkreise, den sie selbst durch ihren Untertitel „Monatsschrift für gestaltende Arbeit“ andeutet. So behandelt ein Heft die Beziehungen zwischen Kunst und Technik: Leistungen werden geprüft, Aufgaben gestellt, Möglichkeiten und Schwierigkeiten untersucht, alles mit einem sachlichen Ernste und einem tüchtigen Verständnis, die positive Ergebnisse für das große Werk der Veredelung deutscher Arbeit erhoffen lassen. „Frühlicht“ wird von Bruno Taut, jetzt Stadtbaumeister in Magdeburg, herausgegeben (Karl Peters Verlag, Magdeburg). An diese Zeitschrift muß man sich halten, um sich über die Bestrebungen zu unterrichten, deren Führer der genannte Architekt ist. Sie zeigen vorläufig ein wunderliches Gemisch

von geistreichen Anregungen und offenkundigen Verirrungen, von Konstruktionalismus und barocker Phantasie; Architektur, Weltanschauung und Plastik strudeln durcheinander, und man muß abwarten, ob aus diesem gärenden Moste sich ein trinkbarer Wein entwickeln wird. Über die Grenzen der bildenden Kunst hinaus führt dann die Rundschau „Faust", die den „Kampf um den neuen Stil" behandeln will (Julius Bard, Berlin). Hier finden sich Literatur, Musik, bildende Kunst zusammen; die Zeitschrift hat gute Form; sie bringt allgemeine Abhandlungen über das neue Kunstwollen und den Expressionismus, und Mitteilungen über Lage und Leistungen der Künste in den verschiedenen Ländern — in diesen sehe ich ihren Wert und möchte ich ihre Zukunft vermuten; von Kunstphilosophie sind wir nachgerade übersättigt, aber es gibt in dieser klein-großen Welt vieles, worüber wir unterrichtet sein möchten und unterrichtet werden sollten.

In dieser Hinsicht leistet die Literatur über die östliche Kunst Ausgezeichnetes. Es herrscht ein Wetteifer, die Schatzhäuser des Ostens zu öffnen. Ein Bildstoff unschätzbar durch Menge wie durch kundige Auswahl wird geboten und durch zuverlässige Führer erläutert. Kunstreiche, die bisher nur dem Forscher zugänglich waren, werden weitesten Kreisen erschlossen. An die Spitze ist hier die bei Bruno Cassirer in Berlin erscheinende, nach Form und Inhalt gleich vortreffliche Sammlung „Die Kunst des Ostens" zu stellen, deren neue Bände sich den früheren voll ebenbürtig erweisen. Friedrich Sarre behandelt „Die Kunst des alten Persiens", Ernst Kühnel die „Miniaturmalerei im islamischen Orient", und Ernst Grosse „Das ostasiatische Tuschbild". Sarres Buch vor allem ist dankbar willkommen zu heißen. Über ein Jahrtausend persischer Kunst von der Zeit des Kyros bis zum Ausgange der Sassanidenherrschaft, Baukunst, Bildnerei und reich entfaltetes Kunsthandwerk, führt er in Wort und Bild vor. Ihr politischer und kultureller Hintergrund wird gezeichnet, die Eigenart kenntlich gemacht, die sie unter westöstlichen Einflüssen zu behaupten vermocht hat, die künstlerische Kultur eines vielgenannten, doch wenig gekannten Volkes uns von einem Forscher nahe gebracht, der auf ausgedehnten Reisen von Land und Leuten lebendige Anschauung erworben hat. Aus der Haft schwerer wissenschaftlicher Folianten zum ersten Male befreit, wird diese reiche und mannigfaltige Kunst auf die Mehrzahl der Kunstfreunde mit der Stärke einer Überraschung wirken. Einem angrenzenden Gebiete gilt Kühnels Buch über die Miniaturmalerei, eine köstliche Kleinkunst, die zuerst im 13. Jahrhundert bei den Arabern in Mesopotamien geübt wurde, sich dann in den mongolischen Reichen Westturkestans und Persiens fortpflanzte und vom 15. bis zum 18. Jahrhundert in Persien und unter den Moghulkaisern in Indien ihre reichste Blüte erlebte. In Bilderhandschriften und Einzelminiaturen hat sich eine schier unerschöpfliche Erzählerfreude und ornamentale Phantasie ausgelebt. Wie in einem Spiegel sieht man das höfisch-ritterliche Leben des islamischen Ostens. Religiöse Motive, Liebesszenen, Bildnis und Genre, Landschaft und Tierdarstellung wechseln in bunter Folge. Christliches begegnet sich mit Chinesischem, ausdrucksstarkes Liniengefühl mit juwelenhaftem Farbenreize, von dem einige Proben eine Vorstellung vermitteln, die Eindrücke würden in ihrer Fülle verwirrend wirken, ordneten sie sich nicht, durch Kühnel klar und behutsam nach Volks- und Stilgruppen, Meistern und Schulen gegliedert, zum übersichtlichen Ganzen. Einen Ausschnitt aus dieser üppigen Welt gibt der sechste Band des „Orbis Pictus": „Indische Miniaturen der islamitischen Zeit", eingeleitet von Sattar Kheiri (Ernst Wasmuth, Berlin), der gegen fünfzig Nachbildungen aus dem Miniaturenschatze des Berliner Museums für Völkerkunde enthält, jedoch an den Hindu-Miniaturen vorübergeht. Immer wieder weist nun diese Kunst nach dem großen Wunderlande des Ostens: nach China. Ihm hat E. Fuhrmann einen Band „Das Land der Mitte" gewidmet, der als Einleitung einer Schriftenreihe über China des Folkwang-Verlages zu Hagen i. W. gedacht war.

Er besticht durch eine Fülle interessanter Abbildungen, an denen jedoch planvolle Auswahl vermißt wird. Die Enttäuschung wird leider durch den Text vertieft, der nach seiner Themenstellung wie nach den darin entwickelten Auffassungen zu ernsten Bedenken herausfordert. Was Fuhrmann schuldig bleibt, das gibt Friedrich Perzynski in seinem Buche „Von Chinas Göttern" (Kurt Wolff Verlag, München). Hier empfängt man von jener wundersam geheimnisvollen, gegensatzreichen, überströmenden und armseligen, immer von neuem überraschenden Welt, die sich hinter dem Namen China birgt, einen fast betäubend starken Eindruck. Es ist das Reisebuch eines Globetrotters und Kunstenthusiasten, der unbetretene Pfade sucht, das Triviale — fast schon wieder bis zum Snobismus — verabscheut und mit prickelnder Lebhaftigkeit, oft in glücklich bildhafter Sprache von Menschen, Leben, Sitten, Landschaften, vor allem aber von Kunstwerken, von Bauten und Skulpturen erzählt, denen er, oft unter nicht geringen Mühen und Entbehrungen, bis in ihre entlegenen Einsamkeiten nachgeht, und die er durch die Kamera festhält. Er hat die Gabe, den genius loci zu packen und zu schildern; seine Bemerkungen über Chinas Kunst sind von der Leidenschaft des Liebenden und des Entdeckers durchpulst, und so hat er ein glänzendes, verführerisches, vielleicht auch gefährliches, aber immer temperament- und blutvolles Buch geschrieben, von einer Art, die in unserm Schrifttume nicht häufig ist. Daneben nehmen sich die anspruchslosen Schilderungen, die Martha Burkhardt von „Chinesischen Kultstätten und Kultgebräuchen" entwirft (Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich), wohl bescheiden aus, doch geben sie Selbsterlebtes in gefälliger Form, bekunden aufmerksames Studium der chinesischen Kulte und sind von hübschen Zeichnungen der Verfasserin begleitet.

Nur allmählich hat sich dem europäischen Blicke die ganze Mächtigkeit des chinesischen Kunstschaffens entschleiert. Kunsthandwerk und Malerei fanden früher Beachtung und Verständnis als die Großplastik. In dem Orbis-Pictus-Bande „Asiatische Monumentalplastik" gibt Karl With eine gute Einführung in dies Kunstgebiet, wobei er außer China auch Hinterindien und Java heranzieht. Die Chinesische Landschaftsmalerei ist ja schon wiederholt literarisch behandelt worden, aber Otto Fischers, bei Kurt Wolff in München erschienenes Buch darf insofern als ein Markstein bezeichnet werden, als er den Gegenstand streng systematisch anfaßt, die Form der chinesischen Landschaftsmalerei stilkritisch untersucht und ihre Bedeutung im Zusammenhange mit den literarischen Quellen erläutert. Wie sehr deren Kenntnis zum wirklichen Verständnisse chinesischer Kunst erfordert wird, das empfindet man gerade bei einem so tiefdringenden Buche wie dem Fischers besonders deutlich: ist doch hier alles, Baum und Fels, Berg und Wasser, Mensch und Tier, symbolisch, mythisch, und Form nur in ihrem inneren Zusammenhange mit der inhaltlichen Bedeutung zu begreifen. So hat auch Grosse Wesen und Eigenart der ostasiatischen Tuschmalerei gerade von dieser Seite her glücklich erkennbar gemacht; auf diese Weise gibt er dem Leser die Mittel in die Hand, zu den köstlichen Schöpfungen dieser Kunstgattung ein innerlicheres Verhältnis als das nur ästhetische zu finden.

Obgleich der vorliegende Bericht nur eine Auswahl aus der Kunstliteratur des Jahres umfaßt, so geht aus ihm doch die große Regsamkeit des deutschen Kunstverlages hervor. Und da Verleger Bücher nicht zu drucken pflegen, wenn sie nicht auf Käufer hoffen dürfen, so muß man annehmen, daß ein beträchtlicher Strom von Kunstliteratur seinen Weg in das deutsche Kunstpublikum findet. Mit ungemischter Befriedigung kann man freilich diese Erscheinung nicht beobachten. Denn es gilt nicht nur, daß das Bessere des Guten Feind, sondern auch, daß Masse Feind der Vertiefung ist. Die Gefahr, die dringende Gefahr besteht, daß der große Verbrauch an Kunstliteratur doch wieder nur jene „allgemeine Bildung" nährt, die von allem nascht, von allem etwas mitnimmt und

von der kein Weg zu echtem künstlerischen Erleben führt. Es gibt keine allgemeine, es gibt nur eine individuelle Bildung, und so erwächst gerade aus dem Reichtume der Kunstliteratur dem Einzelnen die Pflicht, sorgsam zu prüfen und auszuwählen, was daraus seinem persönlichen Lebenskreise, seinen Erfahrungen, Bedürfnissen und Interessen entgegenkommt. Eine Kunstperiode, ein Künstler, ja ein einziges Kunstwerk, das mit den Organen des Lebens erfaßt und in der Seele des Individuums in Lebenswerte umgesetzt wird, ist von unvergleichlich größerer Fruchtbarkeit als alle kunstgeschichtliche Belesenheit. Albert Dresdner.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Der „Sieg von Bozen"

Am Tage des Kärntner Abstimmungssieges, dem 10. Oktober 1922, annektierte der König von Italien Deutsch- und Ladinisch-Südtirol, versprach jedoch den Bewohnern eine weitestgehende Autonomie. Ein Versprechen, das schon früher oft gegeben und später noch öfter den Tiroler Abgeordneten gegenüber wiederholt worden ist. Zwei Jahre sind seitdem verflossen. Es ist nun an der Zeit, zu fragen, was zur Wahrmachung dieses Versprechens geschehen ist. Die Antwort lautet: Nichts. Im Gegenteil sind die Reste ehemaliger Autonomie in den letzten Wochen geschwunden. Dazu kam der Anstoß von außen.

Am 1. September stellte nämlich die fascistische Partei dem Gemeinderat von Bozen zehn Forderungen, die die Abschaffung der bisherigen Freiheiten zum Ziele hatten. Einige Wochen später wurde die Annahme dieser Forderungen auf vier Tage befristet. Obwohl der Gemeinderat diesen Forderungen, soweit es in seiner Macht stand, nachkam, wurde Bozen von Fascisten aus der Lombardei und Venezien, vor allem aber auch aus Trient besetzt und der bestehende Rechtszustand gewaltsam geändert.

Die fascistische Partei, die in Deutsch-Südtirol mangels eingeborener italienischer Bevölkerung natürlich nur aus den neuerlich zugewanderten Reichsitalienern und Trientinern besteht, ist eine inner-italienische Partei. Ihr Führer, der frühere Syndikalist Mussolini, hat sich durch seinen Kampf gegen die Sozialisten und die katholische Volkspartei einen großen Namen gemacht. Noch heute ist die republikanische Strömung im Fascismus nicht völlig erloschen. Innerpolitisch gibt sich die italienische Fascistenpartei als eine Partei der Ordnung und Staatsautorität, der nationalen Sammlung sowohl gegen die „inneren" wie die „äußeren" Gegner des Volkes. Sie wendet sich einerseits gegen die internationalen Parteien und unterdrückt andererseits die Minderheiten, die seit den Verträgen in den Pariser Vororten Italien zwangsweise einverleibt wurden, die Deutschen und die Südslawen. Bemerkenswert ist, daß der Fascismus unter seinen Führern, wie der „Pester Lloyd", um den Gegensatz gegen die christlich-nationalen „Erwachenden Ungarn" herauszuheben, immer wieder geflissentlich betont, Juden und Freimaurer hat, daß er also auf wesentlich andern geistigen Grundlagen beruht als jene Gruppen in Ungarn, die mit ähnlichen Mitteln vorzugehen belieben. Der Fascismus war anfänglich mit dem Mailänder Futurismus eng verbunden, welcher der Erstarrung der romanischen Lebens- und Kunstformen, wie sie besonders am französischen Wesen bemängelt wurde, entgegenarbeitete. Erst 1914/15, also um die Zeit des Kriegsausbruches, wurde diese Bewegung ausgesprochen deutschfeindlich und vor allem österreichfeind-

lich. So trieb man zum Kriege zur Erlösung der unerlösten Brüder und geriet damit unter den Einfluß d'Annunzios und der französischen Botschaft in Rom. Die Kampfmethoden wurden erst recht nach dem Kriege und dem Fiumaner Abenteuer militärisch. Damals bildete der Fascismus überhaupt erst seine charakteristischen Formen aus. So oft die Fascisten eine Expedition meist gegen die gleichfalls recht gewalttätigen italienischen Sozialisten planen, die in den Methoden ihre Lehrer waren — sie sind Geist von deren Geist — wird mobil gemacht, mit großem Lärm aufmarschiert, und das Zentrum der feindlichen Stellung, die Rathäuser, die Gewerkschaftshäuser werden gestürmt. Letztere werden oft verbrannt, zum mindesten aber ausgeplündert. Die innerpolitischen Erfolge der Fascisten bei der Verhinderung der Bolschewisierung Italiens waren groß. Allmählich wurde ihr Vorgehen immer rücksichtsloser, ihre Macht wuchs von Woche zu Woche und gefährdete allmählich die öffentliche Ordnung, für welche die Fascisten zu kämpfen behaupten. Die Regierung hat nirgends Lust gezeigt, ernsthaft gegen die Fascisten vorzugehen, die heute tatsächlich die größte Macht in Italien darstellen. Sie schwächten die sozialistische wie auch die katholische Volkspartei. Die „Confederazione Generale del Lavoro" verlor den Großteil ihrer Mitglieder an die „Confederazione Nazionale del Lavoro", die von der Fascistenpartei abhängig ist. Die Macht der Sozialistenpartei wurzelt in den Gewerkschaften; jeder Abbruch, den diese erlitten, bedeutet daher ein Schwinden ihres Einflusses auf die Volksmassen. Bereits im Mai zählten die Fascisten auf ihrem Parteitage in Mailand eine halbe Million Mitglieder.

Inzwischen hat sich noch überdies die italienische Sozialistenpartei, als sie die rechtsorientierten Elemente ausschloß, gespalten. Diese haben unter Führung Turatis eine neue Partei gebildet, welche die Herrschaft über die sozialistischen Gewerkschaften ausübt und mit der Volkspartei und den übrigen bürgerlichen Parteien gemeinsam gegen die Fascisten vorgehen will. Vor ihrer Spaltung war die Mitgliederzahl der sozialistischen Partei unter der Einwirkung der fascistischen Bewegung bereits von 400 000 auf 72 000, die der sozialistischen Gewerkschaften von zwei Millionen auf weniger als eine zurückgegangen.

* * *

Die Beziehungen zwischen Deutsch-Südtirol und den Fascisten bestehen schon seit anderthalb Jahren. Denn bereits am 24. April 1921 war Deutsch-Südtirol, wie den Lesern dieser Rundschau damals berichtet wurde, der Schauplatz blutiger Ereignisse. Bei Abhaltung eines harmlosen unpolitischen Trachtenfestes überfielen Fascisten ohne irgendeinen Anlaß die friedliche südtiroler Bevölkerung. Ein deutscher Mann, der Oberlehrer Innerkotter, wurde ihr blutiges Opfer. Der italienischen Regierung, die damals das Vorgehen der Fascisten in der entschiedensten Weise verurteilte, gelang es, in der Bevölkerung wieder eine gewisse Beruhigung eintreten zu lassen. Diese glaubte, daß die Regierung die Macht und den Willen haben werde, die Wiederholung solcher Vorfälle zu verhindern. Das erwies sich als ein Irrtum. Am 2. Oktober 1920 erschienen in Bozen mehrere tausend Fascisten, obwohl der Gemeinderat am 1. Oktober, aus Furcht vor solchen Überfällen, ihre Forderungen in allen wesentlichen Punkten bewilligt hatte. Sie bestanden in der Rückgängigmachung der Wahl des 70jährigen Bürgermeisters Perathoner, der am 27. Januar des Jahres zum zehnten Male zum Bürgermeister seiner Vaterstadt gewählt war, nachdem er 27 Jahre hindurch seinen verantwortungsvollen Posten innegehabt hatte. Nach langem Zögern war er zwar vom italienischen König am 4. Juni bestätigt worden. Als die Fascisten im September seine Abdankung forderten, widerrief der König am 29. die Bestätigung. Ja, entgegen der klaren Vorschrift der Gemeindeordnung,

gemäß welcher jeder Bürgermeister sein Amt so lange fortzuführen hat, bis der neue Bürgermeister gewählt und vom König bestätigt ist, enthob er Perathoner seines Amtes. Somit war (freilich nicht durch den Gemeinderat, sondern den König von Italien) die erste Forderung der Faszisten bereits drei Tage vor dem Überfall erfüllt. Die zweite, welche Höchstpreise betraf, ist von geringer Bedeutung. Die dritte forderte die Abschaffung der städtischen Polizei, welche auf Grund der Gemeindeordnung besteht und ohne einen gesetzgeberischen Akt von der Gemeindevertretung nicht abgeschafft werden kann. Die vierte Forderung betraf den Sprachgebrauch. Grundsätzlich war der Bozener Gemeinderat einer Konzession auf diesem Gebiete durchaus nicht abgeneigt. Jedoch hatte eine jüngst erschienene Verordnung des Generalkommissariats in Trient die Regelung des Sprachengebrauchs selbst vorgenommen, so daß Beschlüsse nicht mehr gefaßt werden konnten. Die fünfte Forderung bestand in der Übergabe des modernsten Schulgebäudes von Bozen, der Elisabeth-Schule, an die Italiener. Schon seit Monaten hatte der Gemeinderat aus freien Stücken den Bau einer italienischen Schule beschlossen, und diese wäre längst unter Dach gebracht, wenn die italienische Regierung nicht unnütze Verzögerungen bei der Genehmigung und Unterstützung der Pläne hätte eintreten lassen. Trotzdem sagte der Gemeinderat eine sofortige Lösung der Schulfrage zu. Auch in den übrigen Forderungen, welche die Requisition von Wohnungen, die Beflaggung des Rathauses an Nationalfeiertagen, welche schon längst im Auftrage des Trienter Generalkommissariats durchgeführt war, die Übergabe einer weiteren Kirche an die Italiener, die Einführung eines Sprachkurses für die städtischen Angestellten und die Bevorzugung von Kriegsinvaliden bei Besetzung von Beamtenstellen verlangten, gab der Gemeinderat in einer fast übermäßig beflissenen Weise nach. Das half ihm jedoch nichts mehr.

Denn bereits am 27. September hatte die Faszistenpartei in Anwesenheit ihres Führers Mussolini die Durchführung der faszistischen Forderungen einem Exekutivausschuß übergeben. Das hieß nichts anderes, als den Beschluß gefaßt, Gewalt gegen die Stadt Bozen anzuwenden. Etwa gleichzeitig bedrohte das Meraner Faszistenblatt „Piccolo Posto" den anerkannten Führer aller Deutschen, den Abgeordneten und Obmann der Tiroler Volkspartei, Dr. Reut-Nicolussi, der in einer Kundgebung der „Direktorien von Hochetsch" (Direktorien der Faszistenpartei in Deutsch-Südtirol!) förmlich vogelfrei erklärt wurde. Aus dieser Erklärung sei, um ein Bild der faszistischen Dreistigkeit zu geben, der Schlußabsatz mitgeteilt: „Der Abgeordnete Nicolussi wird aufgefordert, nicht mehr öffentlich zu sprechen und nicht mehr Reden irgendeiner Art zu halten, bevor er nicht öffentlich alle gegen Italien und die Italiener geschleuderten Beschimpfungen zurückgezogen und dafür öffentlich um Entschuldigung gebeten hat. Der Abgeordnete Nicolussi wird in Kenntnis gesetzt, daß, falls die Faszistensektionen des Hochetsch erfahren, daß er diesseits oder jenseits des Brenners seine Konferenzen hält, ohne vorher unserer Aufforderung nachgekommen zu sein, alle Direktorien dieser Sektionen ihren Mitgliedern vollständig freie Hand lassen, sich gegenüber seiner Person zu verhalten, wie es einem jeden gefällt, und wie sich die Faszisten in ganz Italien gegenüber den Verleumdern, Beschimpfern und von der Gesellschaft Geächteten seinesgleichen verhalten. gez.: Die Direktorien des Hochetsch."

Dr. Reut-Nicolussi wies diese lügnerischen Beschuldigungen, ohne auf die Drohungen einzugehen, in schroffster Form zurück und . . . blieb unbehelligt. Mut imponiert den Welschen. Trotz der Bewilligung der faszistischen Forderungen erfolgte die Besetzung, die das italienische Zivilkommissariat in Bozen folgendermaßen ihrer Oberbehörde meldete:

„Diese Nacht kamen mit Zügen, Autobussen und anderen Fortbewegungsmitteln ungefähr tausend Faszisten hier an. Gegen 8 Uhr morgens besetzten sie die deutsche

Elisabeth-Schule in der Sparkassestraße. Eine Abteilung Karabinieri und Militär, die sich in der Nähe befand, konnte die Invasion nicht verhindern und mußte in Anbetracht der numerischen Übermacht der Faszisten den Platz räumen, um beklagenswerte Zwischenfälle zu vermeiden."

Nachdem eine Schulfeier unter Reden der faszistischen Abgeordneten de Stefani und Giunta stattgefunden hatte und die Elisabeth-Schule feierlichst in eine „Königin-Helenen-Schule" umgetauft worden war, wurde nachmittags das Rathaus besetzt. Ein Schweizer Berichterstatter der „Neuen Züricher Zeitung" schildert diese Heldentat recht anschaulich:

„Die Faszisten erhoben ihre Stöcke und Knüppel, die Karabinieri ihre Gewehre. Aber kein Schuß fiel, kein Hieb sauste nieder, alles ging friedlich und programmmäßig vonstatten. Eine Minute später, und die faszistischen Wimpel erschienen am Fenster. Das übliche Schlachtgeschrei der Faszisten, die Besetzung des Bozener Rathauses war zur Tatsache geworden."

Am nächsten Tage versuchten die Faszisten, die in Autos in Meran eintrafen, den Adler im Sockel des Meraner Andreas-Hofer-Denkmals zu entfernen. Es gelang ihnen jedoch, nur den Kopf des Adlers zu beschädigen und aus der Inschrift „Für Gott, Kaiser und Vaterland" das Wort „Kaiser" herauszumeißeln. Wie die „Südtiroler Landeszeitung" trocken bemerkte, sorgte hierbei ein Aufgebot von Militär und Karabinieri für die Aufrechterhaltung der Ordnung. (In Brixen wurde einige Tage später von den Faszisten eine ganze Reihe deutscher Firmenschilder zertrümmert. Der Tiroler Adler auf dem „Hotel Tirol", eine wertvolle Mosaikarbeit, wurde abgenommen, um ihn vor der Zerstörung durch die Faszisten zu bewahren.)

Schließlich forderten die Faszisten noch vom Bozener Gemeinderat den Ersatz ihrer Kosten für die Strafexpedition. Diese Finanzoperation scheint jedoch mißlungen zu sein. Es kam scheinbar nicht mehr dazu.

Die italienische Regierung hatte nämlich inzwischen auch den Stellvertreter Perathoners, Vizebürgermeister Christannell, weil sein „gesundheitlicher Zustand sich sehr verschlechtert" habe, abgesetzt und die Fortführung der Geschäfte dem 28jährigen und der deutschen Sprache nicht mächtigen Cavalliere Gualiero übertragen. Dadurch waren die Machtbefugnisse des Bozener Gemeinderates illusorisch geworden, und so legten die Gemeindevertreter ihre Mandate in die Hände der Wähler zurück. In der letzten Sitzung des Gemeinderates nahm der Altbürgermeister Perathoner vom Gemeinderate schriftlich Abschied und schilderte noch einmal die gesamten Vorgänge. Seine Zuschrift endet folgendermaßen: „Wenn nicht alle Anzeichen trügen, geht die deutsche Bevölkerung der Stadt Bozen sehr trüben Zeiten entgegen. Die Angriffe nicht nur der nationalistischen Parteien, sondern auch der Regierung auf unsere kulturellen Interessen, auf unsere Autonomie und auf den Gebrauch der deutschen Sprache mehren sich fast systematisch von Monat zu Monat. Die vielen Versprechungen und Versicherungen, die uns seit dem Friedensschluß in bezug auf den Schutz unseres Volkstums gemacht wurden, scheinen heute vergessen zu sein. Ich bitte aber meine deutschen Mitbürger, den Mut nicht sinken zu lassen, und das Vertrauen auf eine bessere Zukunft sich zu bewahren."

Am 4. Oktober verließen die Faszisten-Abteilungen Bozen, nicht ohne die Räume, in denen sie einquartiert waren, verunreinigt und Vorhänge und Bestecke mitgenommen zu haben, was vielleicht angesichts des ganzen Vorganges nicht allzu schwer ins Gewicht fällt. Die Disziplin der einzelnen faszistischen „Squadre" war, wenn man von dem nächtlichen Überfall und der Ausplünderung des Schriftleiters des „Volkswillens" absieht, nicht schlecht. Schreckensszenen, welche die Nervosität des Publikums zeigten und an einen Fliegeralarm in der Kriegszeit erinnerten, ereigneten sich nur, als ein Straßenjunge in der Goethestraße eine Kinderpistole ab-

drückte. Auffällig ist, daß der italienische Zivilkommissar 15 Faszisten und 10 Finanzieri (staatliche Finanzwachen) als verwundet meldete, obwohl das Militär von der Waffe nicht Gebrauch machte, angeblich, „weil vor dem Rathaus eine große Menge Neugieriger, Frauen und Kinder angesammelt war". Man spricht von einer Kolbenhiebwunde und einer „Quetschung im Gesicht" beim Militär und von vier am Unterleib und an den Beinen gequetschten Faszisten. „Ein Epileptiker bekam einen Anfall." „Mit den Verwundeten ist es aber", so bemerkt der Bozener „Volksbote" vom 5. Oktober, „nicht so arg, als es nach der amtlichen Kundgebung den Anschein machte. Die Verwundungen sind zum größten Teil wohl nur durch das Gedränge verursachte kleine Verletzungen." Der vorerwähnte Bericht der „Neuen Züricher Zeitung" sagt von diesen Verletzungen: „Man macht ziemlich viel Aufhebens davon, offenbar um darzutun, daß sich die Polizei gegen den Ansturm kräftig gewehrt habe. Die Augenzeugen versichern das Gegenteil. Es wäre den Militärbehörden sehr leicht gewesen, die Besetzung zu verhindern. Das Gros der in Bozen konzentrierten Truppen wurde überhaupt nicht verwendet, und den Faszisten wird es nicht unbekannt gewesen sein, daß es den Soldaten verboten war, von der Waffe Gebrauch zu machen."

* * *

Dies alles geschah 1922 zur Zeit der Weinlese im Lande Walthers von der Vogelweide und Andreas Hofers. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Bozener Bevölkerung, die waffenlos ist, keinen Widerstand leisten konnte. Der Gemeinderat war durch den Faszistenüberfall völlig gelähmt, zumal der von der italienischen Regierung in Rom den deutschen Abgeordneten, vor allem Dr. von Walter, zugesagte Schutz gegen den seit Wochen angedrohten und in der breitesten Öffentlichkeit vorbereiteten Gewaltakt ausblieb.

„Daß die Regierung eine jämmerliche Rolle spielt," schreibt der vorerwähnte neutrale Berichterstatter, „darf nicht verschwiegen werden, und wäre es auch nur deshalb, weil sie ehrlichen Soldaten zumutet, bei diesen Besetzungen die Rolle von Statisten zu spielen. Entweder hat die Regierung die Macht, diesen ungesetzlichen Akt zu verhindern, und sie macht davon Gebrauch, oder sie tritt die Staatsgewalt an die Partei ab, die sie bereits faktisch besitzt."

Wir sind nicht in der Lage, festzustellen, inwieweit die italienische Regierung durch das Auftreten der Faszisten wirklich brutalisiert wurde, oder wie weit sie, bzw. ihre Unterorgane, ein abgekartetes Spiel mit der Faszistenpartei gespielt haben. Uns genügt die Feststellung, daß mit Duldung der italienischen Regierung der Weg des Rechts verlassen und der der Gewalt beschritten wurde. Italien wendet also neuerdings slawische Methoden an. Das, was in Bozen sich abgespielt hat, hat seine Vorgänger in Posen und Bromberg, in Prag und Laibach und in tausend anderen Städten. Man läßt die Volksseele kochen, sieht untätig zu und erfüllt dann die Forderungen der Nationalisten *). Schritt für Schritt hat die italienische Regierung

*) Die Innsbrucker „Volkszeitung" erhielt kürzlich einen Brief des Partito Nazionale Fascisto, Fascio di Triento (nationale Faszistenpartei, Gruppe Trient), in dem es heißt:

„An das deutsche, arbeitende Volk in Innsbruck und zur Kenntnis der allgemeinen Öffentlichkeit von Innsbruck!

Wisset, daß Italien infolge des göttlichen Rechts bis zum Brenner reicht, und daß wir die Deutschen, die noch diesseits der Grenze leben, hinauswerfen werden, damit sie nicht mehr die italienische Erde beschmutzen."

Soweit die Faszisten. Es wäre jedoch ein Irrtum, anzunehmen, daß die mit den Faszisten tödlich verfeindeten anderen Parteien hierin wesentlich anders denken, vielleicht mit Ausnahme der Sozialisten.

Auf dem in diesen Tagen in Bologna abgehaltenen Parteikongreß der italienischen liberal-demokratischen Partei sagte wenigstens unter allgemeiner Zustimmung Dr. Gino Marzani über die Lage von Trentino und in Südtirol:

„Wenn man die Sicherheit hätte, daß das Deutsche Reich nicht mehr jene starke

dies getan. Sie hat erst den bereits bestätigten Bürgermeister Perathoner wieder abgesetzt und ihm gegen das Gesetz die Ausführung seiner Amtspflicht verboten. Sie hat den stellvertretenden Bürgermeister Christannell durch einen italienischen Beamten ersetzt, der in seiner Antrittskundgebung am 4. Oktober die Worte aussprach, die wie Hohn klingen: „Möge die Zukunft die Angehörigen der zwei edlen Volksstämme, welche in dieser Stadt zusammen leben, immer mehr einigen und verbrüdern." „Die Behandlung, die uns in den letzten Tagen widerfahren ist," schreibt dazu die „Südtiroler Landeszeitung" vom 5. Oktober, „läßt man einem Sklaven angedeihen, aber nie einem edlen Volksstamme." Sie fährt fort: „Die Einigung, welche die fascistischen Truppen geschaffen haben, gleicht jener Einigung, die zwischen zwei gleichen Leuten herrscht, von denen der eine die geladene Pistole an die Brust des andern setzt, um dessen Zustimmung zu seinen Forderungen zu erzwingen. Mit solchen Mitteln erzielt man die Ruhe und das Schweigen des Schreckens, aber nicht die Verbrüderung."

Die Schmach, die den Deutsch-Südtirolern angetan wurde, ist ein Faustschlag zugleich ins Gesicht aller Deutschen. Sie verheißt eine Periode brutaler Verwelschung. Sie hat nicht nur im Reiche, sondern auch in Nordtirol eine denkbar große Erregung und eine entsprechende Demonstration hervorgerufen. Kündigte doch der „Piccolo Posto" von Meran nunmehr sogar einen Rachezug wegen dieser Demonstration gegen Innsbruck an. Daher hat der nordtiroler Abgeordnete Dr. Straffner im österreichischen Nationalrat in Wien folgende Anfrage gestellt: „1. Ist der Herr Minister bereit, auf dem Wege des Völkerbundes, dessen Mitglieder Österreich und Italien sind, für die Sicherung der Minderheitenrechte für die Bevölkerung der Deutschen in Südtirol einzutreten?

2. Ist der Herr Minister bereit, sich unverzüglich mit der königlich italienischen Regierung ins Einvernehmen zu setzen, damit der geplante Einfall der Fascisten in Nordtirol wirksam verhindert werden kann?"

Die Antwort steht noch aus.

* * *

Kennzeichnend für die italienischen Verhältnisse ist übrigens das Nachspiel des „Sieges von Bozen". 5- bis 10 000 Fascisten beglückten auf der Rückreise Trient, den Sitz des Irredentismus zu altösterreichischer Zeit, den Hexenkessel, in dem heute alle Marterpläne für die Deutsch-Südtiroler ausgekocht werden. Darauf scheint die italienische Regierung vorbereitet gewesen zu sein. Aus allen Provinzen Italiens versammelte sie Truppen der verschiedensten Waffengattungen, Bersaglieri, Guarda Regia, Infanterie und Alpini nach Trient unter dem Kommando des Generals Assum. Das scherte die Fascisten wenig. Um 1 Uhr nachts zogen sie unter Führung der Abgeordneten Farrinacci, de Stefani und Giunta vor das Generalkommando und versuchten, sich dessen zu bemächtigen. Der energische General Assum erklärte ihnen jedoch, er würde unter keinen Umständen vom Platze weichen. Da machten sie gute Miene zum bösen Spiel und zogen mit dem Rufe „Hoch das Heer" ab. Ihre Ent-

Militärmacht werden würde, die es vor dem Weltkriege war, wäre kein Grund zur Beunruhigung und zur Notwendigkeit vorhanden, die innerhalb der neuen Grenzen wohnenden Deutschen zu „amalgamieren" (will sagen: zu italianisieren). Da aber das Gegenteil hiervon wahrscheinlicher ist, wäre es eine gefährliche Illusion, zu glauben, wir könnten uns gegen zukünftige Wiedergewinnungsversuche von deutscher Seite besser dadurch schützen, daß wir die Sympathie und die Dankbarkeit der deutschen Bevölkerung in Südtirol durch Vorkehrungen gewinnen, die auf übermäßiger „Sentimentalität" beruhen. . . ."

Der Unterschied liegt somit nur im Tone. In der Gesinnung sind sich Fascisten und Liberal-Demokraten einig.

täuschung war nicht gering. Denn vor zwei Stunden war bereits ein ähnlicher Versuch geglückt. Die Fascisten hatten ebenfalls unter Führung des Abgeordneten Farrinacci das Gebäude des Landesausschusses gestürmt und ebenso wie im Bozener Rathaus die fascistische Standarte auf dem Mittelbalkon gehißt, ohne Widerstand der Truppen, die sich zum größten Teil „entfernt" hatten. „Nachdem", wie die „Südtiroler Landeszeitung" schreibt, „die tridentinischen Kämpfer im Verein mit den Fiumanern und republikanischen Legionären die Kassenämter besetzt und genaue Verzeichnisse angelegt hatten, wurde die Kasse fest verschlossen und vor jede Tür eine Wache gestellt." In einer Rede erklärte dann der Abgeordnete de Steffani: „Der Landesausschuß, dessen Gebäude soeben besetzt worden ist, stelle einen Rest Österreichs dar, daher sei die Besetzung unbedingt erforderlich gewesen." In diesem Landesausschuß überwiegen nämlich die ehemaligen Irredentisten, die „Erlösten Brüder", welche den Fascisten — oh Hohn des Schicksals — zu weich sind.

Am gleichen Tage hatten nachmittags bereits Verhandlungen zwischen den schon genannten fascistischen Führern und dem höchsten Beamten der italienischen Regierung in den annektierten Gebieten, Sr. Exzellenz dem Generalkommissar des giulischen Venezien (sprich Südtirol), Credaro, stattgefunden. Vor Eintritt der fascistischen Unterhändler in den Regierungspalast verlangten diese als Vorbedingung der Besprechung, daß die Reichsfahne zum Zeichen der behördlichen Anerkennung des „Sieges von Bozen" aufgezogen werde. Diese Bedingung wurde sofort angenommen. Trotzdem hat Credaro nicht die Zufriedenheit der Fascistenführer erringen können, obwohl er versicherte, daß sich das Ergebnis der Bozener Expedition mit seinem Programme decke, welches er jedoch infolge der Schläfrigkeit der römischen Regierung — wie er sagte — und wegen der mangelnden Unterstützung, welche die Durchführung dieses Programms beim Zentralamte der annektierten Gebiete in Rom fand, nicht verwirklichen konnte. Trotzdem machten die Fascistenführer Credaro für die ihm zur Last gelegten Übelstände — die zu große Freiheit der Deutsch- und Ladinisch-Südtiroler — verantwortlich und gelangten um so mehr zu der Überzeugung seiner Mitschuld, als er auf eine Frage der fascistischen Abgeordneten erklärte: er hätte das Bild des Königs im Gemeindepalast von Bozen nicht anbringen lassen können, weil er in das „Hausrecht eines andern" nicht eingreifen konnte.

„Das Rathaus war das Haus Perathoners," sagte Credaro, „dort kommandierte er mit seinen Räten, von denen keiner Italiener war. Das Bild des Königspaares wäre dort vielleicht unehrerbietigen Kundgebungen ausgesetzt gewesen." „Gerade durch solche Systeme", erwiderten darauf die fascistischen Delegierten, „ist in dieser Provinz so großes Unheil angerichtet worden! Wir haben in einer halben Stunde das getan, was Sie in vier Jahren nicht zuwege gebracht haben."

„Ihr gebraucht aber auch Mittel, die ich nicht anwenden kann, obwohl wir uns hinsichtlich unserer Absichten in Übereinstimmung befinden." „Dann geben Sie Ihre Demission unverzüglich!" „Ich weiche nicht," erwiderte der Generalkommissar, „ich demissioniere nicht. Wendet euch an die Regierung, die ich hier vertrete."

Diese Weigerung setzte die Gemüter der vier Fascistenhäuptlinge in noch größere Erregung, und sie wiederholten ihre Anklagen mit noch größerer Heftigkeit. Schließlich entfernten sie sich aus dem Verhandlungssaale mit dem Ausrufe: „Genug, genug. Wir wissen jetzt, mit wem wir es zu tun haben." Diese Schilderung entnehmen wir über die „Südtiroler Landeszeitung" dem „Corriere della sera" in Mailand.

Übrigens ist die Behauptung, die Bilder des Königspaares im Rathause zu Bozen wären vielleicht unehrerbietigen Kundgebungen ausgesetzt gewesen, eine glatte Lüge, da solche Bilder überall in Südtirol auf den Bahnhöfen, in allen Ämtern usw. zu finden sind und noch niemals gegen sie demonstriert wurde.

Inzwischen ist in Rom den Fascisten ein weiterer voller Sieg zuteil geworden. Zentralamt in Rom und Generalkommissariat in Trient wurden aufgelöst und die gewöhnliche italienische Provinzialverfassung auch für die annektierten Gebiete eingeführt. Damit dürfte Exzellenz Credaro auch in der Versenkung verschwunden sein. Requiescat in pace.

* * *

Wir ziehen aus den Vorkommnissen in Trient folgende Schlußfolgerung:

1. In Bozen ist das italienische Militär, da es sich um ein deutsches Rathaus, eine deutsche Schule handelte, nicht gegen die Fascisten eingeschritten. In Trient dagegen genügte die Erklärung des Generals Assum, er werde sich eine Besetzung nicht gefallen lassen und scharf schießen, um die fascistischen Helden zum Abzug, ja zu Evvivarufen auf das Heer zu veranlassen. Es scheint, als ob es mit dem Mute der Fascisten doch nicht allzugut bestellt sei. Vor Jahren las man in einem deutschen Witzblatt in Anspielung auf die russischen Pogrome: Ein Kosak, der in den Krieg geschickt werden soll, erklärt: „Nein, gegen Bewaffnete kämpfe ich nicht."

2. Das Vorgehen der Regierung in Rom, das des Generalkommissars Credaro in Trient und das der Fascisten in Bozen ist nur dem Tempo nach, das man eingeschlagen zu sehen wünscht, verschieden. Das Ziel ist das gleiche: die Entgermanisierung, die Verwelschung. Die Fascisten wollen sie sofort durchgeführt sehen. Sie sind brutal, aber sie verhehlen dies auch nicht. Credaro hat die deutschen Südtiroler vier Jahre lang glatt belogen. Diese Lüge kam offen zutage, als er sich schlotternd vor den „Siegern von Bozen" verantworten mußte, die mit ihm ob seiner Schlappheit unzufrieden waren. Die italienische Regierung heuchelte am längsten und dauerhaftesten und streute erfolgreich den Südtirolern Sand in die Augen. Jetzt ist auch ihr die Maske vom Gesicht gerissen.

3. Der Fascismus wird eine europäische Gefahr. Auf Fiume folgte Bozen. Überfälle auf Innsbruck und in die welsche Schweiz sind bereits in Aussicht gestellt. Nizza wird, solange die französische Botschaft in Rom Geld hat, noch nicht bedroht sein. Da wäre es schon besser, Mussolini übernähme als Diktator auch tatsächlich in Rom die Regierungsgewalt. Dann würde er, weil mit Verantwortung beladen, wohl etwas weniger schnell galoppieren. Vielleicht ist dies, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, bereits geschehen. Denn daß Mussolini seine Regierungsfähigkeit sachte vorbereitet, geht aus der geflissentlich zur Schau getragenen Sympathie für das Königshaus hervor. Die eroberte Schule in Bozen wurde auf den Namen der Königin, die in Meran auf den Namen des Königs getauft, und fascistische Streitkräfte kämpften für die Bilder des Königs, obwohl noch „republikanische" Haufen unter ihnen im fascistischen Heeresbericht lobend erwähnt wurden. Sylvanus.

Weihnachtsrundschau

Das große Sterben im deutschen Zeitungs- und Buchverlag hat begonnen. Die Lage des gesamten geistigen Deutschlands ist durch die Krise seiner Vermittler so ernst, daß es Pflicht ist, mit allen Mitteln das Publikum aufzurütteln, die schweren Folgen, die das Erliegen des deutschen Verlages für alle hat, sich klar zu machen, damit jeder nach seinen Kräften helfe und die Notwendigkeit geistiger Kost nicht geringer anschlage, als die von Leibes Nahrung und Notdurft. Der Verlag, der aus Zaghaftigkeit gegenüber veränderten Zeitumständen und einem ererbten

Pflichtgefühl heraus eine falsche Preispolitik in den letzten Jahren betrieben hat, ist nun endlich dazu übergegangen, auf Grund der Preisfestsetzung auf eine der Friedensmark ungefähr angenäherte Grundzahl mit einer gleitenden Schlüsselzahl eine Preispolitik zu treiben, die wirtschaftliche Vernunft gebietet. Das Buch wird trotzdem immer noch das billigste und schönste Geschenk bleiben. Aber das Publikum muß einsehen, welche Last auf dem Verlag liegt. Um an unserem Teil zu helfen und den großen Anstrengungen des Verlages gerecht zu werden, beginnen wir schon jetzt, in zwangloser Anordnung von den Büchern zu sprechen, die wir unsern Lesern empfehlen.

Hauptmann-Literatur

Es ist unfruchtbar und beweist menschlichen Mangel, die verschiedenen Biographien Hauptmanns gegeneinander abzuschätzen. Dabei kommt ein schiefes Werturteil heraus, das niemand kennen möchte. Hier seien die erschienenen Bücher mit knapper Charakterisierung angegeben. Paul Fechter, der Biograph Wedekinds, der in diesem Hefte den Gedenkaufsatz zum 60. Geburtstag schrieb, versteht es in seinem Buche „Gerhart Hauptmann" (Dresden, Sibyllen-Verlag) mit der an ihm gewohnten, wohltuenden Sicherheit des Urteils, unter Bejahung der Problematik solchen Tuns, den Vielgefeierten einzuordnen in die Reihe an dem Platze, auf den er Anspruch hat. Sein altes Evangelium, er bringt es hier schon wieder: der einzig schöpferische Maßstab ist die Beziehung zum Leben. Nach ihr wird Hauptmann und sein Werk beurteilt, und wenn das Bild nicht ganz so aussieht, wie es die wildgewordenen Dithyrambiker malen, so ist das Hauptmanns, nicht Fechters Sache. Die zeitliche Bedingtheit wird ebenso klar mit Fechterscher Unbestechlichkeit dargestellt, wie die in der Persönlichkeit des Biographen begründete Echtheit des Gefühls den Imponderabilien, die um den Menschen Hauptmann liegen, gerecht wird. — Ein sehr gescheites Buch ist auch die Biographie „Gerhart Hauptmann" von Max Freyhan (Berlin, E. S. Mittler), der bewußt die Wege des unerreichten Dilthey zu gehen unternimmt. Eine Fülle von Anregungen, klugen und feinen Bemerkungen würde noch stärker wirken, wenn Freyhan seine Neigung zu Formulierungen, die gar zu leicht die Grenze des Überspitzten und Gesuchten erreichen, mehr gezügelt hätte. — In 3. Auflage, die eine Fortführung bis auf die letzten Jahre bringt, liegt das kleine Büchlein von E. Sulzer-Gebing, „Gerhart Hauptmann" vor (Leipzig, B. G. Teubner). — Als ausgesprochene Festgabe und als solche sehr wirksam ist die von Ludwig Marcuse herausgegebene Schrift „Gerhart Hauptmann und sein Werk" gedacht, die nicht etwa bei dem Hauptmann-Verleger S. Fischer, sondern bei Franz Schneider (Berlin) erschienen ist. Das vornehm und gediegen ausgestattete Werk, mit einer Radierung von Emil Orlik, vereinigt in drei großen Abschnitten das, was Dichter, Schauspieler, Kritiker und Menschen dem Jubilar an Dank zu sagen haben. Ein Chorus ist vereint, aus dem wir manchen Stimmen mit Bereicherung gerne lauschen.

Musik

Die bedeutendste Neuerscheinung ist die Mozart-Biographie von Ludwig Schiedermair: „Mozart, sein Leben und seine Werke" (München, C. H. Beck), mit Titelbild in Lichtdruck, 22 Einschalttafeln und 70 Notenbeispielen im Text. Das ausgezeichnete Werk des bekannten Bonner Musikhistorikers füllt eine oft empfundene Lücke aus und muß als die Mozart-Biographie gelten, da es alle die Ansprüche erfüllt, die unsere Zeit an eine solche Arbeit stellen muß, denen Jahns Werk nicht genügen konnte. Auf gründlichsten Quellenstudien beruhend, stellt es zwar die

Persönlichkeit Mozarts in den Mittelpunkt, geht aber bewußt als auf die eigentlichste Aufgabe darauf aus, die Werke in ihrer Problemstellung und in ihren Tendenzen tief zu erfassen. Gerade aus der Vermeidung der banalen Engheit früherer Versuche, das Leben eines Künstlers zu beschreiben, wächst die Größe des Werkes empor. Denn die zeitliche Bedingtheit und der Zoll an Anregungen, die Mozart seinen Vorgängern schuldet, werden geadelt durch ihre dämonische Durchdringung durch das persönliche Erleben des Künstlers. Aus solcher Darstellung erwächst weit mehr und Lebendigeres, Unverlierbares, als aus billigem Persönlichkeitskult. — Zur Kenntnis Beethovens dürfen wir eine wertvolle Bereicherung verzeichnen: Ludwig van Beethoven und seine Verleger S. A. Steiner und Tobias Haslinger in Wien, Ad. Mart. Schlesinger in Berlin, bearbeitet im Auftrage der Inhaber der jetzt vereinigten Verlagsbuchhandlungen von M. Unger (Berlin, Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung). 28 Stücke der Sammlung sind bisher ungedruckt. Sie sind mit Sorgfalt von dem Herausgeber in die Reihe der schon bekannten eingeordnet, die nach den Handschriften neu verglichen und zum Teil verbessert wurden. So gibt das Büchlein ein abgerundetes Bild von dem Verkehr zwischen Beethoven und seinen Verlegern. — Den ganzen Beethoven, seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern versucht in geschickter Weise O. Hellinghaus einem weiteren Kreise nahezubringen. Sein hier schon erwähntes Werk liegt in 2. Auflage vor (Freiburg, Herder). — In der von R. Smekal geleiteten Sammlung „Theater und Kultur" (Wien, Wiener Literarische Anstalt) wird in einem neuen Bändchen „Offenbach und seine Wiener Schule" Offenbachs Wirkung in die Ferne, nach Österreich, durch E. Rieger sachkundig dargestellt. — Als ein zuverlässiger Führer durch die Oper darf „Das große Opernbuch" von A. Eisenmann (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) angesprochen werden, das, ohne auf musikalische Fragen einzugehen, den Gang der Handlung von 125 Opern angibt, kurze Daten biographischer Art und eine knappe Charakteristik der Musiker bringt. — Sehr ansprechend ist das Buch von K. Kobald, Alt-Wiener Musikstätten (Zürich, Amalthea-Verlag), das mit liebevollem Eindringen und gutem Bildmaterial Verständnis für die Stellen verbreiten will, die in der Musikstadt Wien durch ihre Großen, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, geheiligt sind.

Theater

Das alte Wien ist gestorben. Da ist es so verständlich, daß sich die Erinnerung in seine große Zeit zurückflüchtet. Das Theater war der reinste Ausdruck der Wiener Volksseele. Um seine Hauptstätten ist ein schöner Kranz von Erinnerungen geflochten. In erster Linie um die „Burg". Wir hören Jacob Minor in 16 gesammelten Aufsätzen über die großen Schauspieler, die Wiens Stolz und Zierde waren, und freuen uns in dem Buche „Aus dem alten und neuen Burgtheater" (Zürich, Amalthea-Verlag), mit einem Begleitwort von Hugo Thimig versehen, an dem feinsinnigen und eindringenden Verständnis des verstorbenen Wiener Literarhistorikers für die Fragen des Theaters und der Schauspielkunst. In dieser Sammlung ist ein Wunsch Minors, seine Einzelaufsätze und Rezensionen vereint herauszugeben, für die Schauspieler-Charakteristiken wenigstens erfüllt. — Von ganz besonderem Reiz ist das sehr hübsch ausgestattete, mit Bildbeigaben versehene Buch von Helene Bettelheim-Gabillon, des großen Burgtheaterschauspielers Gabillon Tochter, „Im Zeichen des alten Burgtheaters" (Wien, Wiener Literarische Anstalt). In 20 Aufsätzen wird eine Fülle von Wissenswertem, in Briefen und Erinnerungen an Schauspieler, Dichter und Musiker, mit-

geteilt. Das Ganze ist in einem persönlichen Stil, einer anmutigen Gescheitheit und liebenswürdiger Ironie bei großer innerer Wärme geschrieben, und man wird sehr dankbar für diese Bereicherung aus berufenem Munde. — Auch Auguste Wilbrandt-Baudius' Erinnerungsskizzen „Aus Kunst und Leben" (Zürich, Amalthea-Verlag) sind hübsch und lebendig zu lesen. In ihrem Mittelpunkte steht ebenfalls die Burg. Die Pflegetochter des prachtvollen Baudius, die gefeierte Burgschauspielerin und Gattin Adolf Wilbrandts, hat etwas zu sagen, und sie versteht es, das hübsch zu sagen. — Hermann Bahrs Büchlein „Burgtheater" (Wien, Wiener Literarische Anstalt) gibt in der geistreichen Art des Meisters, glänzend geschrieben, ein Bild dieses Theaters, das durch einen Protest entstand, immer Opposition bleibt, Frucht aber nur trägt, „wenn es eben der Opposition, aus der es entstand, opponiert, irgendwie das Barock wiederherstellt und durch diesen höchsten Aufruhr gegen sich selbst nun im höchsten Sinne konservativ wird". Solange es der Idee des Barock treu ist und den Literaten abweist, ist es groß. Bahr endet mit einem Hymnus auf Mahler und Reinhardt, der eine Neigung zu einem leisen Protest unsererseits hervorruft. (Der unerschöpfliche Essayist ließ im gleichen Verlag ein „Bilderbuch" erscheinen mit Künstlerporträts und Aufsätzen, die wie alle seine Arbeiten Entzücken über den eigengewachsenen Stil und die originalen Gedanken und fruchtbaren Widerstand auslösen. Ganz aber stimmen wir ihm zu, wenn er von seiner „Entdeckung" Adalbert Stifter spricht (Zürich, Amalthea-Verlag). — Die Erinnerungen seiner Gattin, Anna Bahr-Mildenburg (Wien, Wiener Literarische Anstalt) geben Zeugnis von einem reichen Leben, reich an Zielen und reich an Erfolgen. Man lernt hier die große Künstlerin auch als Schriftstellerin von Rang und Kultur schätzen. — Ein wertvolles Büchlein hat Richard Smekal beschert in der Sammlung von Ferdinand Raimunds Lebensdokumenten (Wien, Wiener Literarische Anstalt), in der alle vorhandenen Zeugnisse von und über den unsterblichen Volksdichter mit Sorgfalt zusammengetragen und von Hugo von Hofmannsthal meisterhaft eingeleitet sind. — Einen interessanten, gut geglückten Versuch, in sechs Schicksalen von Menschen des Theaters alles zu umfassen, was die Wirklichkeit und ihr Abbild, das Theater, vom Leben verlangen und aufzeigen können, macht das Buch von Friedrich Rosenthal, „Schauspieler aus deutscher Vergangenheit" (Zürich, Amalthea-Verlag). Er bringt sechs Beispiele in ihrer einfachsten Formel: Iffland, der Begründer und Wegbahner; Sophie Schröder, die Frau auf der Bühne; Devrient, das romantische Genie; Anschütz, der deutsche Hausvater; Seydelmann, der ethische Pädagoge; Mitterwurzer, der erste moderne Mensch. Mehr noch zwischen den Zeilen als ausgesprochen wird hier Wesentliches zu dem im Grunde unheimlichen Problem des Schauspielers gesagt. Die Arbeit ist für die Geschichte der Schauspielkunst von nicht zu unterschätzendem Wert. — Derselbe Verfasser unternimmt es in seinem Büchlein „Die Wanderbühne" (ebenda), einen Weg zur Rettung und Genesung des deutschen Theaters aus seiner schweren Not zu weisen. Die praktischen Erfahrungen, die er als Leiter der „Österreichischen Wanderbühne" sich erworben hat, machen seine Ausführungen besonders beachtenswert. — Von großer Bedeutung sind zwei weitere Neuerscheinungen, die sich mit der Umgestaltung des Theaters beschäftigen: „Deutsche Bühne", Jahresgabe 1922 und Theater-Politik (Frankfurt a. M., Verlag des Bühnen-Volksbundes, Patmosverlag). Es ist ein gewisser Trost, daß das schmerzliche Problem in seiner ganzen Tiefe erkannt ist und von unsern besten Geistern untersucht wird. Wer sich ex officio mit der Entwicklung des Theaterlebens beschäftigen muß, hat die unbedingte Notwendigkeit einer grundlegenden Änderung längst erkannt und wird jeder ernsten Anregung mit größter Aufmerksamkeit gegenüberstehen. Es ist hier nicht Raum genug, diese schwierige Frage eingehend zu erörtern. Wir müssen uns

darauf beschränken, auf den wesentlichen und tiefen Aufsatz von Hans Brandenburg, „Theatererneuerung“ (Deutsche Bühne) und die programmatischen Ausführungen hinzuweisen, welche die Führer der christlichen Theaterbewegung, W. C. Gerst, J. Eckardt, E. L. Stahl, J. Bappert, A. Kraetzer u. a., zu praktischen und theoretischen Fragen machen (Theater-Politik). Alle Bestrebungen, die dazu führen, den Trägern unseres Volksbegriffs, der Mittelschicht, den Besuch von Theatern zu ermöglichen, in denen anständige Kost gereicht wird, verdienen die stärkste Unterstützung aller, die es mit unserm Volke ernst meinen. — Besonderer Beachtung empfehlen wir auch das kluge und energische Büchlein von Hanns Martin Elster, „Die Erneuerung des deutschen Theaters“ (Regensburg, F. L. Habbel), das wesentliche Anregungen bringt. Wir werden an anderer Stelle auf diese Schriften zurückkommen.

„Schneiders Bühnenführer“, die dazu dienen sollen, den breiteren Kreisen der Theaterbesucher eine Übersicht über Leben und Schaffen der Autoren zu geben, und eine literarische Würdigung sowie Angaben über Inhalt und Idee der Hauptwerke enthalten, versprechen, in geschickter Weise der gestellten Aufgabe gerecht zu werden. (Berlin, Franz Schneider.) Empfehlen würde es sich vielleicht, den Analysen der Stücke einen kurzen Überblick über ihre bisherigen Theaterschicksale: Uraufführung, Erfolg usw., hinzuzufügen. Sehr ansprechend sind die von Fritz Engels bewährter Hand geschriebenen Bände über Lauckner und Shaw; Karl Strecker bearbeitete das Werk Ibsens, Gustav Peters sehr frisch Götts Bühnenwerk, H. Teßmer Björnson, E. Engelhardt Tagore. Alle halten sich in den vom Plan des Unternehmens gesteckten Grenzen. Einzig Ludwig Marcuse gibt in seinem Führer zu Büchner seiner verhängnisvollen Neigung, viel tönende Worte um ein Nichts zu machen, in vermeint geistreichen Phrasen und Prägungen sich und niemanden sonst zu ergötzen, ohne Hemmung nach.

Ein Buch, das jedem Freunde der Kunst des unvergessenen Schauspielers viel Freude machen wird, sind die Erinnerungen von Richard Alexander, „Meine Streiche beim Theater“ (Berlin, Scherl). Aus einem bunten, erfolgreichen Leben wird frisch und ungekünstelt erzählt; dabei erhält man nebenbei gerade durch die Art, wie geschrieben ist, neue Aufschlüsse zum nachdenklichen Thema „Mensch und Schauspieler“.

Naturwissenschaften

Ganz besonders wertvolle Arbeiten können wir auf dem Gebiet der Naturwissenschaften verzeichnen, welche die Aufgabe, die Kenntnis der Natur möglichst weiten Schichten nahezubringen, glänzend lösen. An erster Stelle sei Newcomb-Engelmanns „Populäre Astronomie“ genannt, die in 6. Auflage erschienen ist, herausgegeben von H. Ludendorff gemeinsam mit Eberhard, Freundlich, Kohlschütter (Leipzig, W. Engelmann). Das sehr gut gedruckte, mit 240 Abbildungen versehene Werk erfüllt seinen Zweck in so hervorragender Weise, daß es andern Büchern ähnlicher Art schwer fällt, sich daneben zu behaupten. Die Fortschritte der Wissenschaft sind auf das genaueste berücksichtigt worden. Der Laie besitzt hier ein Werk, das ihm den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft klar und verständlich zeigt und ihn zugleich in das Reich der großen Probleme einführt. Die Namen der Mitarbeiter allein schon verbürgen, daß hier Vollkommenes geleistet ist. Das Werk gliedert sich in vier Teile: Geschichtliche Entwicklung des Weltsystems, Praktische Astronomie, Das Sonnensystem, Stellarastronomie und einen Anhang, enthaltend biographische Skizzen. Gegenüber früheren Auflagen bedeutet der Abschnitt „Die Grundgesetze der Mechanik und ihre Entwicklung seit Newton, Das Relativitätsprinzip“ eine Neu-

erscheinung und wertvolle Erweiterung. — Das Interesse an der Sternkunde ist im Wachsen, und das ist erfreulich, lenkt es doch nicht nur allein die Gedanken von dem traurigen Stern, Erde genannt, ab, sondern es vermittelt auch Einsicht in die tiefen Zusammenhänge des großen Geschehens. Diesem stärkeren Interesse kommt in glücklicher Weise das „Astronomische Handbuch", herausgegeben vom Bund der Sternfreunde durch R. Henseling, entgegen (Stuttgart, Francksche Verlagshandlung). Das mit 98 Abbildungen und 15 Tafeln versehene Buch bringt Beiträge von P. D. Neugebauer, C. Hoffmeister, C. Wirtz, K. Graff, W. Doß, Ph. Fauth und P. Guthnick. In zwei Abschnitte: „Die Hilfsmittel des Sternfreundes" und die „Arbeit des Sternfreundes und die Gegenstände der Beobachtung", gegliedert, bringt das Buch alles an Wissenswertem und Notwendigem, um jedem die nutzbringende Beschäftigung mit den Schönheiten und den Geheimnissen der Sternenwelt zu ermöglichen. — Das „Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften 1919 bis 1920" (Freiburg, Herder), herausgegeben von J. Plaßmann, behandelt in einer langen Reihe von Aufsätzen, nach Fächern geordnet, eine große Zahl von Einzelfragen. In kluger Einsicht, um breiten Schichten verständlich zu bleiben, beschränken sich die Arbeiten auf Fragen des praktischen Lebens. Das Werk verdient mit seinen 147 Bildern große Beachtung. — Die unermüdliche Arbeit der Gesellschaft der Naturfreunde, Kosmos (Stuttgart, Francksche Verlagshandlung), auf die wir so oft mit Wärme hinweisen konnten, bringt neue Bände heraus, die durchaus auf der Höhe der früheren stehen und nur empfohlen werden können: Wege zur Relativitätstheorie von R. Lämmel und Chemische Technologie der Naturvölker (Anfänge der Naturbeherrschung II) von K. Weule. Weitere Bände bemühen sich, Erkenntnis zu verbreiten in sachlicher Form über okkulte Dinge und seelische Grenzgebiete: Prophezeien und Hellsehen von A. Moll; Hypnose und Suggestion von H.-Th. Sanders; Schlafen und Träumen von W. Fischer-Defoy. Die Schrift von K. Ludwig, Die Anthroposophie, ihr Wesen und ihre Ziele, die sich mit Steiner beschäftigt, läßt trotz aller Kritik nicht genügend die ungeheure Gefahr erkennen, die das Treiben dieses Menschen für die geistige und sittliche Gesundheit unseres Volkes bedeutet. Das Positive, das in der Anthroposophie enthalten ist, darf nicht darüber täuschen, daß sie durch Verbindung auf Gedeih und Verderb mit der fragwürdigen Person ihres „Propheten" sich um eben dieses Positive bringt. Im gleichen Verlag erschien ein treffliches, in knappem Rahmen das gesamte Gebiet umfassendes „Chemiebüchlein", ein Jahrbuch der Chemie mit Beiträgen von H. Kauffmann, E. Kohlweiler, A. Koenig, V. Reuß, herausgegeben von H. Bauer, das jedem Anspruch standhält.

*

Ein neues Unternehmen „Wunder der Technik" beginnt mit einem interessanten und wertvollen 1. Band vielversprechend sein Erscheinen: Die Technik in der Kunst von R. W. Schmidt (Stuttgart, Franckhs Technischer Verlag, Dieck & Co.). Durch die Zusammenstellung der Bilder aus allen Zeiten, von den Ägyptern bis zu unsern Tagen, die technische Vorgänge künstlerisch wiedergeben, fällt ein ganz neues Licht auf die Wechselbeziehung zwischen Kunst und Technik, die früher eins waren, und von deren neuem Bündnis viel zu erwarten ist. Wenn die Reihe weiter so glücklich fortgesetzt wird, wie sie begonnen ist, darf sie des größten Interesses sicher sein.

* * *

Ein großes und wundervolles Geschenk zum Jubiläum des Mannes, der von Rußland aus die Welt umgestalten half, bedeutet die 25bändige Ausgabe von F. M. Dostojewskis Sämtlichen Romanen und Novellen (Leipzig, Insel-

Verlag). Gebunden und ausgestattet mit der gewohnten Sorgfalt, können die Übersetzungen von Röhl und Nötzel mit geringen Einschränkungen jeder Kritik standhalten. Das Lebensbild, das Stefan Zweig der Gesamtausgabe voranstellt, wird den Ansprüchen gerecht, die man an eine Würdigung und Einordnung des Gewaltigen stellen muß, der anderes Maß und andere Einstellung verlangt, als alle anderen. Das Nebeneinander der Hölle und des ewigen Lichts, aller Peinlichkeiten und letzter Güte, das Hinübergreifen seiner Probleme in die Unlösbarkeiten der Menschheit, das Chaos und der Kosmos, den dieser unselige, gesegnete Mensch umschloß: alles das führt Zweig in schmerzlichem Erlebnis zu wundervoller Klarheit und zum Miterleiden. Wir dürfen mit Recht auf diese Ausgabe stolz sein.

Von der geschmackvollen Ausgabe der Werke Gottfried Kellers, deren Einband und Satzanordnung Hugo Steiner-Prag schuf, ist ein weiterer Band erschienen, enthaltend: Züricher Novellen, Das Sinngedicht, Novellen, Sieben Legenden. (Berlin, Propyläen-Verlag.) Die Textbearbeitung besorgte Harry Maync. Wie schon bei der Besprechung der früheren vier Bände sei auch jetzt wieder bemerkt, daß nach dem Erscheinen aller Bände diese schöne Ausgabe den ersten Platz unter den Gesamtausgaben der Kellerschen Werke einnehmen dürfte. — Die Volksausgabe der Shakespeare-Übersetzung von Gundolf, die hier warm empfohlen wurde, liegt nach dem Erscheinen des 5. und 6. Bandes nunmehr vollständig vor (Berlin, G. Bondi). — Ein sehr anzuerkennendes Unternehmen ist die von Marcus Behmer mit erlesenem Geschmack ausgestattete Ausgabe von Flauberts Werken (Minden, G. C. C. Bruns). Bisher sind zwei Bände erschienen: Bouvard und Pécuchet, in der Übersetzung von Bertha Huber, und die Geschichte eines jungen Mannes, Die Schule der Empfindsamkeit, übertragen von Luise Wolf. Die Übersetzungen sind flüssig und gut. Diese Ausgabe, bei welcher die sorgfältige Eindeutschung dem geschmackvollen äußeren Kleide entspricht, berechtigt zu der Erwartung, daß die Ausgabe der Werke des großen Franzosen, auf die wir nach ihrem vollständigen Erscheinen zurückkommen werden, als eine Musterleistung deutscher Verlagstätigkeit wird angesehen werden können. —

In der prachtvollen Sammlung „Der Dom", die eine der schönsten Gaben des an Kostbarkeiten so reichen Insel-Verlages bedeutet, sind die Schriften J. G. Hamanns und Theophrasts von Hohenheim erschienen. Es ist eine bedeutsame und im Grunde tief beglückende Tatsache, daß nach geistigen und sittlichen Katastrophen eine heiße Sehnsucht, die aus letzten Zusammenhängen emporblüht, die Menschen von dem Scheingold und Trompetenschall des zeitlich Bedingten zu dem echten Gold wahrer Weisheit und starken Gefühls treibt. Darum kommen diese beiden Bücher, die zu den Werken der tiefsten und freiesten Geister führen, just jetzt zur gegebenen Stunde. Die Arbeit, die für Hamann als Herausgeber Karl Widmaier, für Paracelsus Hans Kayser leistete, muß in Auswahl und Einleitung, in der gründlichstes Wissen sich mit Wärme verbindet, schlechtweg musterhaft genannt werden. Das äußere Gewand der schönen Bände ist würdig und edel. — Von ganz besonderem Wert ist die große Ausgabe „Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" (Leipzig, Dyksche Buchhandlung), die in den Händen aller sein sollte, die um unser Volk ringen. Jetzt ist als 7. Band der Gesamtausgabe Prokops Gothenkrieg erschienen, in 3., unveränderter Auflage. Außer Prokops Schilderung des großen Dramas enthält er Auszüge aus Agathias und Fragmente des Anonymus Valesianus sowie des Johannes von Antiochia. Die ausgezeichnete Übersetzung, die sich wie ein deutsches Original liest, ist von D. Coste. — Eine gut zusammengestellte Auswahl von russischen Gespenster-Geschichten hat Johannes von Guenther übersetzt (München, Drei-Masken-Verlag). Sie beginnt mit Puschkins „Pique-Dame" und bringt von Gogol „Die verschwundene Urkunde", von Lermontow „Fragment einer

unvollendeten Novelle", von Turgenjew „Gespenster" und Erzählungen von Fürst Odojewsky, Ljeskow, Sologub und Brjussow.

* * *

Jede Art guter Heimatliteratur kann unserer wärmsten Unterstützung sicher sein, besonders wenn es um Werke sich handelt, die aus dem Grenz- und Auslanddeutschtum stammen. Wir weisen mit Nachdruck auf die frischen, bodenständigen, dramatischen Werke von Joseph Papesch, dem Schriftleiter der ausgezeichneten, jede Unterstützung verdienenden Zeitschrift „Südmark" hin: Die Radkersburger, ein Grenzerspiel in drei Aufzügen, und Der steirische Hammerherr, Heimatspiel in zwei Aufzügen (Graz, Deutsche Vereinsdruckerei). Im Ernst und Scherz, in Wucht und Anmut äußert sich hier eine heiße und von Erkenntnis schmerzliche Liebe zum eigenen Volk, welche die ewige deutsche Tragik tief empfunden und begriffen hat. Auch die Böhmerwald-Sagen von Hans Watzlik (Budweis, Verlagsanstalt Moldavia) sowie die fröhlichen Erzgebirgsgeschichten in der Mundart von Anna Wechsler: Felsquell und Tannenrausch und Blumen vom Pöhlberg-Hang (Annaberg, F. Thallwitz, Pöhlberg-Verlag) sollten gerade von den Reichsdeutschen so stark wie nur möglich gefördert werden.

* * *

Schon im vorigen Jahre hoben wir die reizenden Geschenkbände der „Amalthea-Bücherei" (Zürich, Amalthea-Verlag) besonders hervor, deren buchtechnisch sehr feine Ausstattung die sorgfältige und geschmackvolle Auswahl der aufgenommenen Werke auf das Glücklichste unterstützte. Der Leiter, Karl Toth, bewährt auch weiter seine geschickte Hand: E. T. A. Hoffmanns „Kater Murr" mit Buchschmuck und acht farbigen Originallithographien von M. Liebenwein und einem feinsinnigen, knappen Nachwort von R. von Schaukal ist ebenso ein Kabinettstück wie die Meistererzählung der Droste „Die Judenbuche", zu der Bernd Steiner Bildschmuck beisteuerte, der dem düsteren Charakter des Stoffes und der Unentrinnbarkeit der Schicksalsführung dieser reifen Kunst ganz gerecht wird. — Von einem neuen Unternehmen des gleichen Verlages, dem „Amalthea-Damen-Brevier", liegen drei Bändchen vor, deren zweie vielversprechend sind: Altdeutsche Minnelieder, aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von R. Zoozmann, und gleichfalls von ihm gesammelte Liebeslieder aus dem Orient „Östliche Rosen". Dem Essay „Die Liebe" von Silvia Alving kann man nicht so freudig zustimmen, da hier Literatenluft weht.

Aus der „Amalthea-Bücherei" heben wir noch als wertvoll hervor: Unsere Liebe Frau in Österreich, Sagen und Legenden, eingeleitet und herausgegeben von Franz Strunz; Wiens Kirchen und Kapellen, von Alfred Schnerich, mit 66 Abbildungen; Lyrik aus Deutschösterreich, eine Sammlung vom Mittelalter bis zur Gegenwart von Stefan Hock und eine Würdigung Rainer Maria Rilkes durch Robert Faesi.

* * *

Künstlerbriefe sind fast durchweg dadurch interessiert, daß sie Einblick in den verwickelten Prozeß künstlerischen Schaffens mittelbar oder unmittelbar gewähren. In dieser Sammlung (Wien, E. Heidrich) sind die Briefe Rudolf von Alts und Carl Schuchs erschienen, herausgegeben von A. Roeßler. Während Schuch viel bei Problemen seiner Kunst verweilt, zeigt sich Alt ganz als liebevoller, treuer Verwandter, fast ohne der Malerei zu gedenken.

* * *

Ein etwas ungleichmäßiges, aber munteres Buch ist die von K. Anzengruber herausgegebene und von F. K. Ginzkey eingeleitete Sammlung „Fahrende Sänger von heute“ (Wien, Wiener Literarische Anstalt). Die Erzählungen deutscher Dichter über ihre Erlebnisse auf Vortragsreisen bieten viel sehr Lustiges, aber auch einiges Nachdenkliche über das Thema Dichter und Publikum.

* * *

Übersetzungen aus der lettischen Literatur, die Kenntnis von einem beachtenswerten künstlerischen Eigenleben geben, liegen in fünf Bänden vor (Riga, A. Gulbis): Novellen von J. Akurater; Wintermärchen von K. Skalbe; Novellen von R. Blaumann; von demselben ein Drama aus dem lettischen Volksleben: Die Indrans, und gleichfalls ein Drama „Joseph und seine Brüder“ von S. Rainis.

* * *

Mit Vergnügen verzeichnen wir auch die literarische Hinrichtung Hanns Heinz Ewers' durch Hans Reimann, „Dampir, ein garantiert verwahrloster Schundroman in Lumpen, Fetzchen, Mätzchen und Unterhosen von Hanns Heinz Dampir“ (Hannover, P. Steegemann), die mit allen Mitteln, hauptsächlich den derbsten, diesem Schädling überlegen den Garaus macht. Reimann ist gegenwärtig der einzige, der in Deutschland wirklich Parodien schreiben kann.

* * *

Wenn die Dichter Propheten sind und es richtig ist, daß Umwälzungen sich Jahre vorher in der Literatur ankündigen, so gehen wir Zeiten entgegen, in denen das Leben sich wieder lohnen wird, Zeiten, in denen die Macht der Gewalthaber der Erde durch geheime Gesellschaften und vollendete Beherrschung neuer unerhörter technischer Erfindungen gebrochen wird. Eine neue Art Abenteurerroman ist entstanden, der mit den Mitteln der Kolportage einen vollen Inhalt verbindet und in so begabter Form geschrieben ist, daß wir, bis ins Letzte gespannt, völlig die Willkür vergessen, mit der über Zeit und Raum verfügt wird. F. R. Nord ist ein Meister dieses Stils, und sein neuer Roman „Der blaue Teppich“ wird viele Freunde finden, ebenso wie seine früheren Arbeiten „Ker-Ali“, „Das Land ohne Lachen“ und „Shir-anusch“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Nord ist ein Karl May der Jetztzeit für Erwachsene, wobei zu bemerken ist, daß wir Karl May durchaus positiv werten. — Ernsthafter ist der Gedanke des Romans aus dem Jahre 1955 „Die Macht der Drei“ von Hans Dominik (Leipzig, E. Keils Nachf.), der die Befreiung der Unterdrückten durch die Technik beschreibt. Er muß für jeden Deutschen aufreizend wirken, und wir hoffen, das war die Absicht!

* * *

Die „Südafrikanischen Novellen“ von Hans Grimm (München, A. Langen) gehören zu dem Besten, was in letzter Zeit erschienen ist. So stark ist Afrika erfühlt und erlebt, daß sich aus jeder Zeile der Zauber und das Geheimnis des Landes in seiner seelischen und geistigen Wirkung auf alle, die es je berührten, mitteilt. Hier ist unmittelbares Erlebnis, verdichtet in persönlicher Form und Stil von stärkster, vornehmer Eigenart.

* * *

Die Erinnerungen des Kriminalkommissars H. von Treskow, „Von Fürsten und anderen Sterblichen“ (Berlin, F. Fontane & Co.) kann man nur mit gemischten Gefühlen lesen. Sie enthalten sehr viel Positives und ver-

mitteln Erkenntnis, traurige Erkenntnis, warum es mit Deutschland so kommen mußte, wie es kam. In seiner amtlichen Eigenschaft hat Treskow die Hintergründe fast all der trüben Sensationsprozesse, die bis in den kaiserlichen Hofstaat reichten, kennen gelernt. Es ist gut, daß wir uns an die Atmosphäre erinnern, die sie hervorgerufen hatten. Aber die Art Treskows, zu erzählen, sei es schriftstellerische Ungewandtheit oder das Vorwalten bestimmter Absicht, erwecken wieder und wieder ein peinliches Gefühl, so daß man zweifelnd fragt, ob nicht doch ein gut Teil Klatsch dabei ist. Diese Fragen müssen anders behandelt werden: mit Dokumenten. Für die persönlichen Ansichten und Schicksale des Verfassers vermag man stärkere Anteilnahme nicht aufzubringen.

* * *

Ein für jeden, der sich mit dem Vereinswesen in Deutschland beschäftigt, vor allem für jeden, der in der Lage und willens ist, mit Geld Vereine zu unterstützen, schlechthin unentbehrliches Buch ist das Vademekum von Hans-Werner von Zengen „Das Vereinswesen im heutigen Deutschland" (Berlin, Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände). Bedauerlicherweise hat gerade auf diesem Gebiet die sittliche Verwilderung schlimmste Blüten getrieben, und große nationale Ziele sind zum persönlichen Vorteil von Glücksrittern und Betrügern mißbraucht worden. Hier bietet nun der Verfasser aus langjähriger persönlicher Erfahrung einen sicheren Führer durch das verwickelte Gebiet, dem man in der Ablehnung gewisser Gründungen vorbehaltlos zustimmt, und sie vielleicht auch auf andere Verbände noch ausgedehnt sehen möchte. — Auch die Bücher von F. Stier-Somlo, Das preußische Verfassungsrecht (Bonn, A. Marcus & E. Weber) und von Kl. Ottel, Die Technik des wirtschaftlichen Verkehrs (Wien, Hölder-Pichler-Tempsky) sind sichere Wegweiser durch den von ihnen behandelten Stoff.

* * *

Es ist zu begrüßen, daß man sich jetzt mit Erfolg bemüht, die so lange vernachlässigte Kenntnis des Auslandes zu verbreiten, vor allem mit Rücksicht auf die deutschen Auswanderer. Die ungeheure Bedeutung der spanisch sprechenden Länder wird endlich richtig gesehen, und wertvolle Arbeiten liegen auf diesem Gebiet vor. Als zuverlässige Führer empfehlen wir: Venezuela von W. Sievers, Mittel-Amerika von K. Sapper, Brasilien von A. Bieler, Südafrika von H. Blumhagen, mit guten Übersichtskarten (Hamburg, L. Friederichsen & Co.), Brasilien, seine Bedeutung für Auswanderer, Exporteure und Kapitalisten von K. Schueler auf Grund langjähriger persönlicher Erfahrungen (Berlin, Barthol & Co.). Ausgezeichnet ist die Sammlung „Kaufmann und Wirtschaft" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt), in der die weltwirtschaftliche Stellung und Bedeutung Spaniens von H. J. Held, die Mexikos von C. Collmann und die Argentiniens von E. W. Schmidt klar und erschöpfend behandelt werden. Bei dieser Gelegenheit sei auch mit Nachdruck auf die Schrift von A. Rühl, Die Wirtschaftspsychologie Spaniens (Berlin, E. S. Mittler & Sohn) und die von Gouverneur H. Schnee, Braucht Deutschland Kolonien? (Leipzig, Quelle & Meyer) hingewiesen.

* * *

Eine Reihe von Büchern, die zum Teil in ausgezeichneter Art den Bedürfnissen des täglichen Lebens dienen, verdienen besondere Erwähnung. Die „Thora Goldschmidt" (Leipzig, F. Hirt & Sohn), von der uns der spanische und polnische Teil vorliegen, ist eine Sammlung von Bildertafeln für den Unterricht in fremden

Sprachen. Nach der hier angewandten Methode wird der Hauptwert auf die Anschauung gelegt, während der Gebrauch der Muttersprache fast ganz beim Unterricht ausgeschaltet ist. Durch Vermittlung des Auges lernt der Schüler, der die einfachsten Anfangsgründe hinter sich hat, leicht und spielend die Ausdrücke für die Gegenstände seiner Umwelt. Jeder Gegenstand der Bildtafel trägt eine Zahl, unter der beigedruckt der fremdsprachige Ausdruck steht. Diese Bücher erscheinen gerade für den Selbstunterricht geeignet. — Einem Krebsschaden, dem schlechten kaufmännischen Stil, der mit dem amtlichen Stil um die Palme der Scheußlichkeit ringt, gehen zwei frisch und mit erfreulichem Temperament geschriebene Bücher energisch zu Leibe: Vom schlechten zum rechten Handelsbrief, der gute Stil des deutschen Kaufmanns (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) von H. Gloy und Der kaufmännische Stil von B. Betcke (Leipzig, Hesse & Becker). — Sehr gut sind die klaren, kenntnisreichen Bände von „Gloeckners Handelsbücherei", die auf breiter Grundlage die Berufsbildung des Kaufmanns vertiefen will, indem sie ihm neben den Elementen seines Berufs auch die Zusammenhänge seiner Arbeit mit dem Ganzen zeigt (Leipzig, G. A. Gloeckner). Kürzlich sind erschienen: Die Privatversicherung im Dienste des Kaufmanns von J. Koburger und Der kaufmännische Schriftverkehr mit dem Auslande von H. Lüdke. In 9. Auflage liegt das bewährte „Gloeckners Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz", bearbeitet von W. Dölkner, vor.

* * *

Das für den Politiker wie den Wirtschaftler gleich unentbehrliche „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich", 1921/22, herausgegeben vom Statistischen Reichsamt (Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft) ist in seinem 42. Jahrgang wieder in alter Vollständigkeit und erweitertem Umfang erschienen. Wer es lesen kann — und auch der Laie kann die Sprache der Zahlen leicht verstehen lernen — erhält hier ein Material, aus dem er die großen wie die kleinen Zusammenhänge des wirtschaftlichen und politischen Geschehens klar zu erkennen vermag und auch hier die unseligen Folgen einer Politik durch nüchterne Daten belegt findet, die eben keine Politik ist. Ob sich die deutsche Regierung wohl eigentlich darüber klar ist, was dieses Buch für sie bedeutet? Was es gegen den „Frieden" von Versailles bedeutet, nutzt sie ja leider nicht aus. — Gleichfalls unentbehrlich für jeden, der sich mit dem Grenz- und Auslanddeutschtum beschäftigt, ist das große Werk: Die von Preußen abgetretenen (weggerissenen wäre richtiger!) Gebiete (Berlin, Verlag des Preußischen Statistischen Landesamts). Hier ist ausgezeichnete Arbeit geleistet, und gerade die kühle Sachlichkeit läßt die Widersinnigkeit des Geschehenen besonders stark hervortreten. Das Werk enthält eine Hauptübersicht, ein Gemeinde- und Ortsverzeichnis der durch die neuen Landesgrenzen zerrissenen Kreise nebst Flächengröße und Einwohnerzahlen.

* * *

Robinson Crusoe — welch eine Fülle von Erinnerungen, atemloser Spannung und heimlichen Schauers steigt herauf aus der Kindheit bei diesem Namen! Durch das Lesen dieses Buches ist man als Kind in einen Bann geschlagen, der sich lebenslang nicht lösen wird, und so ist es allen ergangen, und wird es auch in Zukunft allen ergehen, die das Buch nur je in die Hand bekommen. So begrüßt man es mit stärkster Freude, als Erwachsener die Bekanntschaft erneuern zu können und nun erst den wahren Robinson Crusoe kennen zu lernen. Den unsterblichen Roman von Daniel Defoe hat H. Reisiger aus dem englischen Urtext in ein prächtiges Deutsch übertragen (München, F. Hanfstaengl), nur die gar zu breiten, morali-

sierenden Betrachtungen kürzend. Der Stoff zwingt einfach, das Buch von Anfang bis zu Ende wieder zu lesen, und man bewundert den Blick und die Kunst des Defoe, der aus der Tatsache, daß ein schottischer Matrose, namens Alexander Selkirk, auf einer Insel an der chilenischen Küste fünfeinhalb Jahre in Einsamkeit verbrachte, ein Menschheitsbuch geschaffen hat. Die 60 Zeichnungen von Ernst Pengoldt, die von ganz besonderem Reiz sind, trotz gelegentlichem Streifen an Parodie, erhöhen den Wert dieses köstlichen Buches.

* * *

Besondere Anerkennung verdienen wieder die hier immer gerühmten Sammlungen, die trotz der Ungunst der Zeit ihre unermüdliche, umsichtige und für das deutsche Volk notwendige Arbeit fortsetzen. In Reclams Universalbibliothek sind als sehr willkommene Gabe „Die deutschen Volksbücher" von Gustav Schwab in neun Bändchen erschienen, eingeleitet von Max Mendheim. Auch Friedrich Lists Schrift „Über den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland", eingeleitet von Otto Jöhlinger, ist sehr zu begrüßen, da die Kenntnis der Werke dieses wahrhaft Großen immer noch sehr unvollkommen ist. Ebenfalls einen guten Griff bedeutet die Aufnahme von E. A. Brehms, „Die Säugetiere". Staatsbürgerlicher Bildung dient das von G. Bergmann herausgegebene Bändchen, enthaltend zwei Schriften von Lord Bolingbroke, „Das Bild eines patriotischen Königs" und „Ein Brief über den Geist des Patriotismus". Für die Kenntnis russischer Literatur arbeiten die sieben Bände „Phantasien und Geschichten" von Nikolaus Gogol und die sehr reizvollen „Erinnerungen eines Musikers" von Peter Tschaikowsky. Im Sinne des inneren Zusammenhangs des gesamten Deutschtums leisten die „Tiroler Novellen des 19. Jahrhunderts", veranstaltet von Anton Dörrer, mit kürzeren Erzählungen von J. Schuler, G. Müller, G. D. Zingerle, A. Pichler und A. Renk, ebenso wie die „Tiroler Novellen der Gegenwart", ebenfalls von Dörrer herausgegeben und mit biographischen Notizen versehen, gute Dienste. Aus der neueren Literatur bringt die Bibliothek: „Der violette Tod" von G. Meyrink, „Dolores" von Julius Havemann, „Der Handschuh" von E. Ertl, „Der Glückfinder" von A. Huggenberger, „Das Wiesenmärchen" von K. Tietsch und von der Missionarin K. Zitelmann „Die schwedische Gräfin" und andere Novellen. In der Dramenreihe sind G. Hirschfelds Tragödie „Das hohe Ziel" und K. Geuckes „Sebastian" erschienen. — Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" (Leipzig, Quelle & Meyer) bringt neu heraus: „Soziale Fragen im Urchristentum" von E. Lohmeyer, „Das Griechentum und seine Weltmission" von Frhr. v. Bissing, „Städtebaukunst" von H. Ehlgötz; „Die ostasiatischen Kulturreligionen" von J. Witte; Grundlagen der Naturphilosophie von Th. Ziehen; Grundzüge der deutschen Volkskunde von H. Naumann; Die Gedichte Homers von E. Bethe; Grundfragen christlicher Lebensgestaltung von R. Hupfeld. — Die Sammlung Göschen (Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger) gibt die 3. Auflage von R. Sternfelds „Französischer Gedichte" und der „Völkerkunde" von M. Haberlandt neu heraus. D. R.

Dänische Erzähler

Dänische Erzähler schreiben gut. Man stellt dortzulande hohe Ansprüche an das literarische Handwerk. Gepflegte Sprache, ein durch Selbstkritik geschulter Geschmack, aber auch eine gewisse psychologische Feinfühligkeit und die Fähigkeit künstlerisch geordneter Erzählung sind Voraussetzungen literarischer Anerkennung, die mit Strenge behauptet werden. Die Folge ist ein hoher Durchschnittsstand der

allgemeinen literarischen Kultur. Den mit dem dänischen Schrifttume bekannten Deutschen erfaßt leicht ein Gefühl der Beschämung, wenn er sieht, daß in Deutschland Romane Leser finden, ja es zu großen Auflagen bringen, die unsere Muttersprache mit der Holzaxt bearbeiten, und es an Geschmack wie an künstlerischer Schulung bitter fehlen lassen. Die Kehrseite der Medaille ist freilich eine allgemeine formalliterarische Verflachung der dänischen Talente. Die Ursprünglichkeit leidet, der Wagemut fehlt, es fehlen die Naturen, die, aus dem Strome tiefen, leidenschaftlichen Erlebens schöpfend, sich nicht scheuen, die Form zu zerbrechen, die zart gehüteten Grenzen des guten Geschmacks zu überschreiten. Die Literatur verschlingt die Dichtung. Es bewährt sich die tiefe Wahrheit des Goethe-Wortes: „Nur das Unvollkommene ist produktiv."

Die drei Erzähler *), deren Werke hier zur Besprechung stehen, erheben sich über den literarischen Durchschnitt. Sie sind Dichter.

Das Buch Thit Jensens (übrigens der Schwester Johannes V. Jensens) gilt dem nicht selten behandelten Problem von der Erde, die dem Bauern entgleitet (es sei an Polenz' „Büttnerbauern" erinnert). Der harte jütische Bauer zwingt den Sohn, auf seine Liebe Verzicht zu leisten und die ungeliebte reiche Frau zu heiraten, um das Erbgut zu retten. Darüber zerfließt diesem sein Leben. Die Erde ist stärker als die Menschen; sie saugt sie aus, bereichert und schmückt sich mit ihrer Arbeit und wirft sie weg, wenn sie verbraucht sind: das ist das dunkle Grundmotiv der Erzählung. Der letzte der Kjaer auf Edensdal ist der Erde nicht mehr gewachsen. Die Passivität, mit der er sein Schicksal nimmt und sein Leben verdämmert, ist dänische Tonart; dänisch aber auch die Feinheit, mit der die Gestalten modelliert sind und die Entwicklung motiviert wird. Es ist ein Drama in Moll, eine Erzählung in Herbstfarben, die kunstvoll an dem kurzen, strahlenden Sommer der Lebensfreude und des Liebesglücks kontrastiert sind.

Otto Rung gehört zu jenen, die des Werktags mit den Akten und des Sonntags zum Helikon gehen. Das soll nicht mehr besagen, als daß er seines bürgerlichen Berufes Jurist — ich glaube: Richter — ist; nicht aber, daß er als Dichter Dilettant sei. Vielmehr zählt er zu den angesehensten Vertretern des zeitgenössischen dänischen Schrifttums, und auch bei uns ist eine Reihe seiner Werke wohlbekannt und nach Gebühr geschätzt. Was ihnen einen kräftigeren Blutumlauf gibt, als ihn dänische Erzähler in der Regel aufbringen, das ist gerade, daß sein Beruf den stärksten Nährboden seiner Kunst bildet. Verbrechen und Verbrecher, Richter und Angeklagte, Schuld und Strafe, das sind die Gegenstände, die er vorzugsweise behandelt. Er behandelt sie mit einer gründlichen Kenntnis, die Vertrauen und Anteil erweckt, mit einem psychologischen Verständnisse, das in geheimste und verwickeltste Gänge des Seelenlebens hineinleuchtet, und mit einer vornehmen und ernsten Humanität, die auch im Verworfensten noch den Menschen und das Menschliche sucht und erkennt, ohne sich drum ins Weichlich-Sentimentale zu verlieren. Der vorliegende Novellenband zeigt sein Talent auf der Höhe. Gericht, Gefängniszelle, Strafanstalt sind die Schauplätze, Gewohnheits- und Gelegenheitsverbrecher, Defraudant und Vagabund die „Helden"; der Vagabund ist Rungs Liebling, und bei der Schilderung seines fahrenden Daseins entfaltet er allerlei glückliche Humore. Die Atmosphäre des Untersuchungsgerichtes, durch das sich tagaus, tagein der trübe, klebrige Strom der Angeklagten und der Zeugen wälzt, die finstere Ordnung der Strafanstalt sind mit greifbarer Lebendigkeit geschildert; aus der Unterwelt des Verbrechertums wird

*) Die Erde. Roman von Thit Jensen. Übersetzt von Erwin Magnus. Leipzig, Dürr & Weber. — Sünder und Schelme. Ein Novellenbuch von Otto Rung. Georg Müller, Verlag, München. — Der Richter. Roman von Sophus Michaelis. Übersetzt von Erwin Magnus. Leipzig, Dürr & Weber.

eine überraschende Fülle von Charakteren und Schicksalen herausgeholt, und hinter dieser bunten Reihe von Bildern und Gestalten steht als großer und schwerer Horizont immer der Gegensatz zwischen den Notwendigkeiten der bürgerlichen Gerechtigkeit und der Zwangsläufigkeit der seelischen Entgleisungen der Stiefkinder der Gesellschaft.

Man ist überrascht, auch Sophus Michaelis, der seine reife Künstlerschaft an ganz anderen Gegenständen bewährt hat, gleichfalls mit dem Problem von Schuld und Strafe beschäftigt zu finden. Sein Richter ist der Sprößling eines uralten Juristengeschlechtes, der mit dem Probleme an seinen eigenen Erfahrungen sozusagen experimentiert. Seine juristischen Instinkte sind erblich aufs höchste geschärft, aber der Ahnen unantastbares Gefühl der inneren Sicherheit und Einigkeit mit sich selbst ist bei diesem Spätling skeptisch zersetzt. Er entdeckt Verbrecherneigungen und Verbrecherhandlungen im eigenen Lebensgange und in seiner Umwelt, er wird der haarfeinen Scheidelinie inne, die den bürgerlich Rechtschaffenen vom Verbrecher trennt, und er wird zum Verfechter einer großen Strafreform. Sein Plan wird zur Wirklichkeit durch den Willen der Königin, die ihm ihre Liebe geschenkt hat. Das in zarten Farben geschilderte Verhältnis zwischen ihr und dem obersten Richter des Landes schmeckt fast etwas nach H. C. Andersens Stil, aber Michaelis hat auch die Erzählung in eine leicht märchenhafte Atmosphäre gerückt, indem er ihr ein Irgendwo, ein Land Musca zum Schauplatze gibt, an dessen Lage zwischen Öresund und Nordsee freilich nach zahlreichen schalkhaften und ironischen Anspielungen kein Leser irre sein kann. Nur will der Märchenschein und die flott realistisch durchgeführte und reich ausgestattete Schilderung der Erlebnisse des Helden stilistisch nicht immer recht zusammengehen, und die ausgedehnten rechtsphilosophischen Erörterungen werden um so mehr als Ballast empfunden, als die vielberufene Reform am Ende doch nicht befriedigen kann. Aber der Dichter ist ja auch kein Strafrechtsreformer, und es bleibt das Bild einer interessanten Persönlichkeit, in der sich uralt ererbte und erstarrte Rechtsanschauungen unter dem Einflusse eines verfeinerten, ins Schwanken geratenen sozialen und menschlichen Empfindens auflockern. Ein Streben nach neuer Ethik, das vom Ästhetischen ausgeht und zuletzt auch am Ästhetischen strandet.

Albert Dresdner.

Politische Rundschau

Verhältnismäßig glatt und rasch ist im vergangenen Berichtsmonat Kemal Paschas Vorstoß zur Wiederaufrichtung der türkischen Macht seinem vorläufigen Ziele entgegengeführt worden. Kemal Pascha hat sich, wie von ihm zu erwarten war, wiederum als besonnener und zielsicherer Staatsmann bewährt. Er ist nicht zur Figur auf dem Schachbrette herabgesunken, auf dem Frankreich und England ihren weltpolitischen Gegensatz auskämpfen, sondern hat die Führung behalten. Die Entschlossenheit seines Vormarsches gegen Konstantinopel nötigte die Engländer zu einer Vorverhandlung in Mudania, wo Kemal seinen französischen Berater Franklin Bouillon und den englischen Unterhändler General Harrington gegeneinander auszuspielen vermochte. Das Ergebnis war, daß das neutralisierte Gebiet längs des Marmarameeres auf der kleinasiatischen Seite wesentlich schmäler abgesteckt wurde, daß die Griechen Mitte Oktober mit der Räumung Ostthraziens beginnen mußten, daß bis zum 1. Dezember achttausend Mann türkischer Gendarmerie das geräumte Land, wenn schon noch unter der Verwaltung des Verbandes, besetzen

werden, und daß auch die militärische Räumung Konstantinopels durch den Verband in Aussicht steht. Der kluge Türke scheint den Engländern so viel abgenötigt zu haben, wie er sich nach Maßgabe seiner Kräfte zu erreichen zutrauen durfte. In Griechenland brach darüber eine Revolution aus, durch die König Konstantin nun wohl endgültig Thron und Land verlassen mußte. Sein Sohn Georg hat die Regierung übernommen. Der wirkliche Einfluß ist an Konstantins alten Gegner Venizelos gefallen. Venizelos aber übt das Ministerpräsidium nicht selbst aus, sondern versuchte zunächst, einmal in Paris und London die Folgen der Niederlage seines Volkes möglichst abzuschwächen. Viel Gehör fand er bisher nicht. Seine Hoffnung, Thrazien, wenn die Griechen es aufgeben müssen, wenigstens nicht in die Hände der Türken geraten zu lassen, blieb vergeblich. Unterdessen wird die Not vieler Zehntausende aus Kleinasien in das Mutterland geflüchteter Griechen beständig größer. Auch in England hat der türkische Erfolg eine heftige innerpolitische Krisis hervorgerufen, Lloyd George neigte sichtlich dazu, den Forderungen Kemals Widerstand entgegenzusetzen. Bonar Law dagegen, der Führer der Konservativen im Kabinett, Lord Curzon, der durch seine lange Erfahrung als indischer Staatsmann die vorderasiatischen Kämpfe auf ihre Tragweite hin innerhalb des Kabinetts am besten beurteilen kann, und General Harrington waren dafür, daß das auflodernde Feuer möglichst schnell wieder abgedämpft wurde. Curzon unterhandelte persönlich in Paris, um mit den Franzosen ins Einvernehmen zu kommen. Bonar Law kritisierte Lloyd Georges Politik öffentlich. Dieser antwortete in einer Rede zu Manchester und suchte dort Deckung hinter den alten Überlieferungen der englischen Liberalen. Der Widerhall der Äußerungen beider Staatsmänner in der öffentlichen Meinung zeigte deutlich, daß die Stellung des leitenden Ministers an Festigkeit und Rückgrat gegen die Zeit der Genueser Konferenz noch verloren hat. Wer aber sollte ihn ersetzen? Wer hatte nun wirklich den Mut, ihn zu stürzen? Da hat der Zufall, daß eben in diese Tage eine Nachwahl fiel und die Wähler ihren Widerwillen gegen den abgewirtschafteten englischen Erzberger mutiger als ihre parlamentarischen Vertreter bekannten, in die Parteien plötzliche Bewegung gebracht. Die Konservativen sagten sich in ihrer Mehrzahl von der durch Lloyd George geführten Koalition los, und die Folge war sein sofortiger Rücktritt. Mit der Bildung des neuen Kabinetts ist Bonar Law vom König beauftragt worden. Unter diesen Umständen, aber auch nur unter ihnen, erscheint es glücklich, daß bei uns die Parteien der Mitte die Wahl des Reichspräsidenten, die für den 3. Dezember vorgesehen war, vertagt haben. So wird es den Engländern nicht möglich sein, den Blick der Welt von ihren eigenen inneren Schwierigkeiten auf unsere Nöte abzulenken und die Welt von der deutschen Reaktion oder dem deutschen Sozialismus, je nach dem Ausfall der Wahl, statt von sich zu unterhalten. Lloyd George hat sein Amt mit der Losung angetreten, daß er uns niederboxen werde. Er hat die Blockade noch über den Waffenstillstand hinaus aufrechterhalten. Er hat unsere volle Entwaffnung durchgesetzt, und er trägt, wie wir noch jüngst von Loucheur erfuhren, auch die Verantwortung dafür, daß unsere Schuld in London im Frühjahr 1921 auf 132 Milliarden festgesetzt wurde. Seine oberflächliche, sprunghafte, rein demagogische Natur trägt einen wesentlichen Teil der Schuld daran, daß die Weltpolitik nur immer mehr verfahren worden ist. Noch vor wenigen Wochen faltete er fromm die Hände, um uns Gott zu empfehlen, falls wir wirtschaftlich immer mehr herunter kämen. Nun hat Gott zunächst ihm selber geholfen. Vox populi, vox Dei.

Mudania war immerhin nur eine Vorverhandlung. Der Friede soll erst auf einer künftigen Konferenz geschlossen werden. Schon heute unterliegt es aber kaum noch einem Zweifel, daß bei der Friedensverhandlung selber der türkisch-griechische

Streit keine Bedeutung mehr haben und dafür die Dardanellenfrage wieder vornean stehen wird. An der Dardanellenfrage sind Frankreich und vor allem Rußland mit beteiligt. Die Franzosen haben demgemäß schon im September durch den Lyoner Bürgermeister Herriot mit den Bolschewisten in Moskau selbst Fühlung genommen. Die Bolschewisten, die während der letzten Monate auffällig ruhig geworden waren, sind wieder in lebhaftester Bewegung. Sie haben den von Krassin in Berlin geschlossenen Urquhart-Vertrag nicht bestätigt. Dabei verhandeln sie nach allen Richtungen hin, zum Beispiel mit Holland und Belgien, über ähnliche Verträge. Sie haben denn auch offen erklärt, daß ihr Entschluß auf das politische Verhalten Englands zurückzuführen sei. Tschitscherin reiste nach Warschau, in die polnische Filiale Frankreichs, um dort gut Wetter zu machen. Kemal forderte in Mudania, daß Rußland ebenso wie die Ukraine zu der Verhandlung über den Frieden eingeladen würden. Da er auf der sofortigen und ausdrücklichen Annahme dieser Forderung nicht bestand, schlugen die Russen einen drohenden Ton gegen ihn an, dessen Widerhall sich auch in der Berliner „Roten Fahne" bemerkbar machte. Unwillkürlich erinnern wir uns der ähnlichen russisch-französischen Annäherungsversuche und der gegenseitigen türkisch-russischen Unterstützung vor und während der Genueser Konferenz. Den Haupttrumpf gegen England spielten die Bolschewisten damals freilich durch den Vertrag von Rapallo mit uns aus. Was haben wir diesmal im Spiele zu tun? Welche Bedeutung kommt uns zu? Damals schob uns England aufs Kampffeld, und dadurch wurde es den Russen möglich, sich unserer zu bedienen. Heute hält uns England sorgfältig beiseite; und daß wir uns von selbst in eine Stellung bringen, in der man mit uns rechnen muß, darf wohl als ausgeschlossen gelten. Dabei ist die Glut, die sich im Orient ausbreitet, aus dem Blut unserer tapferen Soldaten aufgelodert, und was im Orient geschieht, steht noch im engsten Zusammenhange mit dem Weltkriege.

Einen mittelbaren Einfluß deutscherseits auf den Gang der Dinge am Bosporus könnte vielleicht die Auswirkung des Stinnes-Lubersac-Abkommens ausüben. Um so mehr muß uns erschrecken, daß nicht nur die Wühlarbeit der Sozialdemokratie dagegen andauert, sondern daß auch das Unternehmertum im Eifer des Wettbewerbs die Stoßkraft des Abkommens aufzuheben droht, und daß selbst in den Reichsministerien Maßnahmen getroffen werden, die den deutschen Vertragsteil dem Verdachte der Illoyalität auszusetzen geeignet sind. Stinnes wird sich, zumal die Einwände gegen die von ihm mit dem Abkommen innerpolitisch verfolgten Zwecke insbesondere aus Süddeutschland kommen, durchaus als Führer bewähren müssen, wenn die vortrefflich eingeleitete Sache durchgehalten werden soll. Daß er es tut, erscheint um so dringlicher, als die Franzosen die Atempause, die durch das Ergebnis von Mudania und durch den englischen Kabinettswechsel im Orient entstanden ist, sichtlich benutzen wollen, um wieder uns gegenüber einen Schritt vorwärts zu kommen. Sie haben in dem Wiedergutmachungsausschuß die Forderung aufgestellt, daß wir — in logischer Entwicklung der Eingeständnisse Wirths und Rathenaus vom letzten Frühjahr — in volle Finanzaufsicht genommen werden. Bradbury ist schon vor ihnen zurückgewichen. Wir vergleichen mit der völlig energielosen Haltung unseres Ministeriums und unserer öffentlichen Meinung gegen die drohende Ottomanisierung unseres Vaterlandes die Tatsache, daß Rußland zur selben Zeit die allgemeine Wehrpflicht wieder einführt.

Wieweit Rußland, wieweit Kemal den weiteren Verlauf der Verhandlungen zu beherrschen vermag, hängt selbstverständlich an erster Stelle von der inneren Leistungsfähigkeit Rußlands ab. Sie beruhte seit dem November 1917 auf der Persönlichkeit Lenins. Er ist über seiner Erkrankung immer mehr zurückgetreten. Zuständige versichern, daß er demnächst noch einmal hervortreten wolle, um, was

auseinanderstrebe, wiederum zu binden; darüber hinaus jedoch werde seine Kraft nicht mehr reichen. Anderseits ist Kemals Stärke wesentlich von dem Rückhalt bedingt, den er an der gesamt-islamitischen Bewegung findet. Dauernd wiederholen sich die Meldungen über die Genugtuung, die Afghanistan über die glücklichen Ergebnisse von Kemals Politik empfindet. Seltsam stumm sind die englischen Kabel über alles geworden, was sich in Indien, Ägypten und Irland zuträgt. Ob daneben noch die von der englischen Presse behaupteten neuerlichen Siege Enver Paschas in Mittelasien die Russen am Mitkämpfen um die Dardanellen hemmen werden, läßt sich nicht übersehen, solange die Nachrichten nicht überprüft werden können.

Sehr beengt erscheint die Bewegungsfreiheit Italiens an der Seite der ihm befreundeten Westmächte. Schwankte es früher wohl, mit welcher von beiden es gehen sollte, und wurde seine Politik darüber zuweilen übervorsichtig, so ist diesmal die Ursache seiner Zögerungen die innere Politik. Die Sozialisten, ihre Mitträger neben den katholischen „Popolari", haben sich rettungslos gespalten. Die Gewalt im Staate ist tatsächlich an die Fascisten übergegangen. Deren Leidenschaft hat sich aber in den vergangenen Wochen mehr gegen das deutsche Volkstum in Südtirol als gegen die Sozialisten ausgelöst. Immer wieder bricht in ihnen der gehässige und blinde irredentistische Geist hervor und lenkt sie von ihrer großen Nachkriegsaufgabe, der Fernhaltung des Bolschewismus von Italien, ab.

Nicht imstande, sich aussichtsreich an der Weltpolitik zu beteiligen, mag Italien eine gewisse Entschädigung für seinen Verzicht darin finden, daß einer seiner Söhne mit der Aufsicht über Österreich beauftragt wurde, die der Völkerbund als Gegenleistung für die unseren Volksgenossen endlich gewährte Anleihe für nötig befunden hat. Ob der Beauftragte neben den Agenten der großen Banken, die Österreich den Kredit zur Verfügung stellen sollen, Einfluß zu erlangen vermag, darüber muß er sich aber erst ausweisen. Vorläufig hat sich Österreich wie ein echter Germane, der im Spiel all sein Gut verlor, durch die Verschreibung an den Völkerbund den Westmächten als Sklave verkauft. Es hat damit die Erfüllungspolitik bis zum äußersten getrieben. So schwebt die Hoffnung, daß ihm nunmehr ernstlich geholfen werde, nur auf den Lippen seiner Staatsmänner; sie lebt nicht in den Herzen der armen, verzagten Bevölkerung.

Die Hilfe an Österreich ist das Hauptanliegen gewesen, womit sich der Völkerbund in seiner letzten, am 4. Oktober geschlossenen Tagung abgab. Die Absicht Lloyd Georges, Frankreich die Führung des Bundes zu entringen, ist ebenso sofort im Keime erstickt worden, wie vorher in Genua der denselben Zweck verfolgende „Treuga Dei"-Plan des englischen Ministers abgebogen wurde. Frankreich scheint den Völkerbund nach wie vor fest in der Hand zu haben.

Dagegen sind im kleinen Verbande erhebliche Unsicherheiten zu verzeichnen. In der Tschechoslowakei hat das Ministerium gewechselt. Seine Leitung ist an die Agrarier übergegangen, von denen man sich hier und da bei uns eine größere Bereitschaft zur Verständigung mit den Deutschen des tschechoslowakischen Staatswesens verspricht. Benesch ist in das neue Ministerium als Außenminister übergetreten. Sein für den Sommer angekündigter Rücktritt ist also nicht erfolgt. In dem jugoslawischen Ministerium kam es über der Rückwirkung auf den türkischen Vormarsch fast zu Prügeleien. Die Regierung hat Kemal zu seinem Siege beglückwünschen lassen. Anderseits hat sie engere Fühlung als bisher mit England genommen. Vielleicht widerspricht sich beides nicht so sehr, wie es den Anschein hat, vorausgesetzt, daß wir es in Mudania mit einem ernstgemeinten Anlaufe Englands zu tun hatten, angesichts der anschwellenden Erregung im Islam und im Hinblick auf die eigenen bundesgenossenschaftlichen Beziehungen zu Frankreich, das Verhältnis zur Türkei freundlich, mindestens auf einige Zeit erträglich zu gestalten. Auch

mit Bulgarien dürfte sich England besser stellen wollen. Von den bulgarischen Wünschen zu dem Waffenstillstand am Bosporus ist der auf die Neutralisierung der beiden Maritza-Ufer in Mudania erfüllt worden.

Die Vereinigten Staaten haben, obwohl möglichst geräuschlos, so doch entschiedener, als wir es von ihnen seit Wilsons Rücktritt abendländischen Begebnissen gegenüber gewohnt sind, in Mudania ihren Druck bemerklich gemacht. Sie haben die Ausführung des Washingtoner Abrüstungsabkommens verschoben. Sie lassen offen, ob sie nicht auch auf der Friedenskonferenz vertreten sein werden. Durch den Ölreichtum ihres Bodens hat die Welt des Islams ein Interesse für die Vereinigten Staaten. Mesopotamien und Persien ziehen sie gleichmäßig an. In diesem Zusammenhange gewinnt auch die Vermutung an Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht gleichgültig gegen das Mißglücken der japanisch-bolschewistischen Konferenz in Tschang-Chun geblieben sind, weil sie mit der Regierung in Tschita in eifrigen Unterhandlungen über Ölvorkommen stehen.

Japan hat nun wieder China einen Schritt entgegengetan. Es will Kiautschou räumen. In Argentinien hat der Deutschland nicht fremde, noch jüngst von der Frankfurter philosophischen Fakultät mit dem Ehrendoktorat ausgezeichnete Präsident Alvear sein Amt angetreten. Pertinacior.

Kronprinz Wilhelm. Meine Kriegserinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf. Berlin 1923. E. S. Mittler und Sohn.

Die militärischen Erinnerungen aus dem Weltkriege, die Kronprinz Wilhelm uns in seinen Aufzeichnungen über seine persönlichen Erlebnisse versprochen hatte, liegen jetzt in einem schön ausgestatteten Bande vor. Der Verfasser will in diesem Buche den Kämpfern seiner 5. Armee und seiner Heeresgruppe ein Denkmal setzen und kündigt solches in einem schönen, warm empfundenen Geleitwort an. Schon dieses läßt den Geist erkennen, der das ganze Buch durchzieht. Es ist abgeklärt und im höchsten Maße vornehm gehalten, voll eingestreuter, tief empfundener und wahrer Bemerkungen. Überall zeigt sich ein gesundes Urteil und treffender soldatischer Blick. Der Leser wird gefesselt durch das Lebensvolle der Darstellung. Dabei verliert sie sich nirgends in Einzelheiten, wozu der große Umfang der geschilderten Kriegsereignisse und die Größe der vom Kronprinzen befehligten Heeresverbände leicht hätte verführen können. Das Gesamtbild erleidet trotzdem keinen Eintrag. Karten und Textskizzen helfen, wo es nötig ist, nach.

Kronprinz Wilhelm, dem im Kriege das Kommando über die 1. Gardedivision zugedacht gewesen war, sah sich wider Erwarten infolge der Erkrankung des Generaloberſten von Eichhorn gleich zu Beginn an die Spitze der 5. Armee gestellt. Sein kaiserlicher Vater eröffnete ihm dieses, indem er ihn gleichzeitig an die Befolgung der Ratschläge seines Generalstabschefs, des Generalleutnants Schmidt von Knobelsdorf, verwies. Generaloberst v. Moltke schränkte das insofern ein, als er dem Kronerben sagte: „Sie haben guten militärischen Blick und gesunden Menschenverstand. So wie die anderen werden Sie die Sache auch machen. Vergessen Sie nie, daß der Armeeführer verantwortlich ist und bleibt. Der Chef hat seinen Rat zu geben.“ Militärischen Blick und gesunden Menschenverstand hat der Kronprinz in der Tat während des Krieges überall bewiesen. Vor allem bewahrheitete sich an ihm, was bereits vor 40 Jahren Feldmarschall v. d. Goltz in seinem „Volk in Waffen“ aussprach, daß fürstliche Abstammung über manches hinweghelfe. „Sie ist für einen begabten Mann ein wertvolles Wiegengeschenk. Sie gewöhnt früh an eine Herrscherrolle, an große Verhältnisse, erleichtert die Übernahme von Verantwortung. Schnellere Beförderung führt den Fürstensohn in jungen Jahren in diejenigen hohen Stellungen, die sonst nur alternde Männer erreichen und deren Ausfüllung doch frische Jugendkraft erfordert.“

Zu Anfang des Buches findet sich eine spannende Darstellung der Schlacht bei Longwy vom Standpunkt des Armeeoberkommandos. Dessen Entschluß, sie angriffsweise durchzukämpfen, statt dem Feinde, der ja selbst mit starken Kräften offensiv wurde, anlaufen zu lassen und so die Wirkung neuzeitlicher Feuerwaffen voll in der Abwehr zur Geltung zu bringen, um erst dann zum Gegenangriff zu schreiten, wie es die Oberste Heeresleitung anriet, wird man freilich nicht unbedingt beipflichten können. Einem Führer von so ausgesprochenem Schneid, wie ihn der Kronprinz besitzt, der wie wenige die Gefahr liebt, fühlen wir nach, daß er am zweiten Schlachttage nicht länger bei den Karten aushielt,

und daß es ihn nach vorne zu seinen Truppen zog. Wie hier, so hat er überall im Kriege die gewinnende Macht seiner frischen Persönlichkeit zum Vorteil des Ganzen zur Geltung zu bringen gewußt. Aus späterer Zeit des Krieges schreibt der Kronprinz: „Ich habe auch als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe es als meine oberste Pflicht betrachtet, die Kommandobehörden, Truppen und Kampfgebiete so oft als möglich aufzusuchen." Er bedauert nur, infolge der großen zurückzulegenden Entfernungen und der Gebundenheit an den Sitz des Oberkommandos dieser Führerpflicht nicht mehr in dem Maße haben nachkommen zu können, wie noch als Oberbefehlshaber der 5. Armee. Innerhalb der ihm gesetzten Grenzen aber hat er bewiesen, daß auch im Massenkriege und im Stellungskampf selbst die höchstgestellten Führer, wenn sie beweglich bleiben, mit Erfolg persönlich einzuwirken vermögen.

Von hohem Interesse ist, daß die Gefahr, die 1914 dem rechten deutschen Heeresflügel an der Marne drohte, bei dem auf dem linken Flügel der Umfassungskräfte befindlichen Oberkommando der 5. Armee frühzeitig erkannt und zutreffender gewürdigt worden ist als bei der Obersten Heeresleitung. Die Unzulänglichkeit des Generaloberſten v. Moltke gesteht der Kronprinz bei aller Wertschätzung seines Charakters offen zu. Bei dem späteren Angriff auf Verdun hat er, nachdem der erste gelungene Ansturm zum Stehen gekommen war, frühzeitig erkannt, daß wir dort nicht zum erstrebten Ziele kommen würden. Er hat sich im Gegensatz zu seinem Chef lange Zeit vergeblich bemüht, die Einstellung des Angriffs bei der Obersten Heeresleitung durchzusetzen, und hier ein durchaus selbständiges Urteil bei gewissenhafter Abwägung der einschlägigen Verhältnisse bewiesen. Keineswegs hat hierbei Verzagtheit mitgesprochen. Für sie gab es in diesem tapferen Hohenzollernherzen überhaupt keinen Raum. Der Kronprinz bekennt sich vielmehr gelegentlich ausdrücklich zum Optimismus — und wie wäre ein tüchtiger Heerführer ohne solchen zu denken? — nur verwahrt er sich gegen falsch angebrachten Illusionismus, vor allem hinsichtlich der Gesamtlage Deutschlands und seiner inneren Verhältnisse, von dem sich leider sein kaiserlicher Vater nicht freizuhalten gewußt hat. Die Eigenwilligkeit seines Chefs, dessen bei aller militärischen Tüchtigkeit begrenzter Blick für das gewaltige Ausmaß dieses Krieges und das ihm fehlende Verständnis für die Psyche der Soldaten angedeutet werden, haben diesen dem Kronprinzen schließlich entfremdet. Um so fester gestaltete sich später das Band, das ihn mit dem General Grafen v. d. Schulenburg verband. Die Art, wie diese Dinge behandelt werden, machen dem fürstlichen Verfasser Ehre. Seine Ausführungen bilden in ihrer Art auch eine Kritik des im Laufe des Krieges bei uns immer mehr einreißenden falschen Systems nahezu ausschließlichen Wirkens durch den Generalstab unter Umgehung der höheren Führer.

Vom Jahre 1917 und der Bildung besonderer Heeresgruppenstäbe über den Armeen an nimmt die Darstellung eine mehr summarische Gestalt an. In dieser Form erleben wir mit dem Kronprinzen die Abwehrschlachten von 1917, die erhebenden Eindrücke der großen Angriffsschlachten von 1918 und die harten Schlußkämpfe dieses Jahres. Richtiger als Ludendorff hat er erkannt, daß der Gedanke des großen Angriffs zu beiden Seiten von Reims, um diesem eine Offensive gegen die Engländer in Flandern folgen zu lassen, das Maß unserer Kräfte zu jener Zeit weit überstieg. Besser auch als die Oberste Heeresleitung hat er die zersetzenden Einflüsse zu würdigen gewußt, die sich in unserem Heere geltend machten.

Dieses Buch läßt gleich dem ersten, gemeinsam mit Karl Rosner herausgegebenen des Kronprinzen, dessen menschlich wie soldatisch gleich sympathische Gestalt hervortreten. Wie jenes stellt es ungewollt diejenigen an den Pranger, die sich unterfangen, die Söhne Kaiser Wilhelms II. zu verunglimpfen. Die Prinzen haben ausnahmslos im Kriege vorbildlich ihren Mann gestanden und den alten Ruf ihres Hauses in hingebender Pflichttreue unter rücksichtslosem Einsatz ihrer Person bewährt. Der Kummer, daß der Heldenleistung des deutschen Heeres und seiner im ganzen doch trefflichen Führung kein besserer Kriegsausgang beschieden war, bemächtigt sich eines alten Soldaten, wie beim Lesen jeden Kriegsbuches, so auch bei diesem. Er ergreift ihn geradezu mit körperlichem Weh. Das rege Mitgefühl mit dem völlig unverschuldeten Schicksal des Kronprinzen Wilhelm tritt hinzu. Möchte es dem Einsiedler von Wieringen in etwas zum Trost gereichen, daß seine Worte vollen Widerhall erwecken in den Herzen seiner alten Kameraden.

Frhr. von Freytag-Loringhoven.

Großdeutsch — Kleindeutsch. Stimmen aus der Zeit von 1815 bis 1914. (Der deutsche Staatsgedanke. Deutsche Probleme I.) Von Prof. Dr. Adolf Rapp. München 1922, Drei-Masken-Verlag.

Der Tübinger Historiker, dessen wertvolles Werk über den „Deutschen Gedanken" wir kürzlich an dieser Stelle anzeigten, bietet uns für ein wichtiges Teilgebiet deutscher politischer Ideengeschichte eine glücklich ausgewählte und äußerst reichhaltige Quellen-

sammlung. Die völlig neue Problemlage des großdeutschen Gedankens unserer Tage enthebt uns keineswegs der Verpflichtung, uns in seine Entwicklungsgeschichte zu vertiefen. Ganz im Gegenteil sollten wir uns heute mehr als je auch mit den Vorstadien dieses Problems befassen, das eine der wichtigsten Entfaltungsmöglichkeiten und Aufgaben des Deutschtums in sich birgt. Eine ausführliche Einleitung schließt uns die Frage in ihren Zusammenhängen auf. Für reichhaltige Literaturnachweise ist gesorgt. Den Hauptteil des Buches macht der Abdruck geschickt ausgewählter und glücklich zusammengedrängter Quellenstücke aus, der uns ein mühsames Zusammensuchen eines weitschichtigen und vielfach schwer zugänglichen Materials erspart. Zum Teil sind Quellen aus Zeitschriften oder Gelegenheitsschriften herangezogen, die selbst einem eindringenden Studium leicht entgehen. Die objektive Auswahl widerstreitender Stimmen gibt ein lebendiges Bild der tief erregenden Kämpfe und Streitigkeiten, welche die Frage namentlich vor 1866 ausgelöst hat. In dieser Zeitepoche liegt naturgemäß der Schwerpunkt. Aber auch für die Fortentwicklung der großdeutschen Gedankenwelt nach 1871 werden interessante Belege geboten. Als Hilfsmittel für politisch-historisches Selbststudium, insbesondere auch als Grundlage für Kurse und Arbeitsgemeinschaften für wissenschaftliche Grenzlandarbeit kann dieses Werk auf das beste empfohlen werden. M. H. Boehm.

Studien zur Weltanschauung der Renaissance. Von Ernst Walser. Basel 1920, Benno Schwabe & Co.

Walser will in seinen temperamentvollen Ausführungen gegen die alte Burckhardtsche Auffassung von der Renaissance als einer antireligiösen Bewegung Front machen. Er hat ohne Zweifel recht, wenn er die tiefe Religiosität der meisten Humanisten betont; sie waren indes keine Christen im kirchlichen Sinne, und daß die bedeutendsten — denn es handelt sich bei geistigen Bewegungen stets um die Qualität, nie um die Quantität — antikurial und antiklerikal gesinnt waren, das zu widerlegen, dürfte ihm nicht gelingen. Ich vermisse gänzlich den Namen Burdachs in dem Büchlein. Wenn Walser sich mit seinen grundlegenden und umstürzenden Forschungen beschäftigt hätte, würde er vielleicht bemerkt haben, daß es sich bei der neuen Entdeckung des Altertums um mehr als eine bloß künstlerische Empfindung handelte. Er hätte auch in Burdachs Büchern bereits die tiefe und neuartige Frömmigkeit der Humanisten konstatiert und belegt gefunden, so daß uns dünkt, als ob Walser mit einem großen Teil seiner Ausführungen offene Türen einrennt. Die Anschauung von Renaissance, welche er als die herrschende sehr hübsch ironisiert, ist vielleicht in dem breiten Publikum noch maßgebend, aber in der Wissenschaft dürfte da seit längerem ein Umschwung eingetreten sein. Wolfgang Stammler.

Aus einem Schreiben, das Herr Arthur Trebitsch an uns gesandt hat, bringen wir nachstehende Berichtigung zum Abdruck. (Die Schriftleitung.)

„In der Besprechung meiner beiden Bücher über das Judentum durch J. von Uexküll im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" hat sich ein irreführender Druckfehler eingeschlichen.

Während mein erstes, im Verlag Ed. Strache (Wien) erschienenes Buch den Titel „Geist und Judentum" führt und sich bemüht, das Problem des Verhältnisses des Judentums zum Geistigen überhaupt zu ergründen, hat das zweite, im Antaios-Verlag, Berlin, erschienene Werk den Titel „Deutscher Geist — oder Judentum", wodurch meine Überzeugung zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß es sich hier um ein unzweideutiges „Entweder — Oder" handelt.

Auch in der Besprechung von Uexküll ist insofern ein berichtigenswerter Irrtum unterlaufen, als ich den jüdischen Geist mit dem Ausdruck „sekundär-beweglich" bezeichne, ihn so von dem sekundär-gewordenen anderer ursprünglich primär gewesener Völker scheidend und unterscheidend."

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Universitätsprofessor Alejandro E. Bunge-Buenos Aires. — Prof. Benoy Kumar Sarkar, zurzeit Berlin. — Legationsrat Dr. Friedrich Stieve, Berlin. — Theophile von Bodisco, Reval. — Dr. Paul Fechter, Berlin. — F. E. Gruber, Wien. — Baron A. von Lumbroso, Rapallo. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Max Friedländer, Berlin. — Privatdozent Dr. Albert Dresdner, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Marcuse. — Gerhart Hauptmann und sein Werk. Herausgegeben von Dr. Ludwig Marcuse. 220 S. Mit 8 Bildtafeln. Berlin 1922, Franz Schneider. (Kleinen 500 M.)

Meinecke. — Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. Von Friedrich Meinecke. 554 S. München 1922, R. Oldenbourg. (800 M., gbd. 1020 M.)

Moore. — The Coming of Gabrielle by George Moore. 253 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. Vol. 4587.)

Mörike. — Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Von Eduard Mörike. Mit 10 farbigen Bildern von Carl Rabus. 93 S. München-Pullach 1922, Paul Stange. (Ganzleinen 270 M., Papp 210 M.)

Nansen. — Für unsere kleinen russischen Brüder! Gaben westeuropäischer Schriftsteller u. Künstler für die notleidenden Kinder in den Hungersnotdistrikten Rußlands. Kommissariat Prof. Dr. Fridtjof Nansen. Genf.

Olden. — Kilimandscharo. Ein Roman aus Deutsch-Ost von Balder Olden. 244 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag.

Östliche Rosen. — Liebeslieder aus Sonnenaufgangsländern. Gesammelt und herausgegeben von Bernhard Boozmann. 84 S. (Amalthea-Damenbrevier. Kleinodien der Liebe, V. Bd.) Wien, Amalthea-Verlag.

Ottel. — Die Technik des wirtschaftlichen Verkehrs. Ein Handbuch der allgemeinen und internationalen Handelskunde des Waren- und Bankgeschäftes. Von Klemens Ottel. 304 S. Wien 1922, Hölder-Pichler-Tempsbey A.-G. (190 M., gbd. 250 M., freibleibend.)

Ponten. — Studien über Rethel von Josef Ponten. 72 S. mit 14 Bildtafeln. Stuttgart 1922, Deutsche Verlagsanstalt.

Prokop. — Gothenkrieg. Nebst Auszügen aus Agathias, Fragmenten des Anon. Valesianus und des Johannes von Antiochia. Übersetzt von Dr. D. Coste. 400 S., 3. Aufl. Leipzig 1922, Dytsche Buchhandlung. Kleinen 180 M.)

Riehl. — Führende Denker und Forscher. Von Professor Dr. A. Riehl. 248 S. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. (Kleinen 100 M.)

Rühl. — Die Wirtschaftspsychologie des Spaniers. Von Prof. Dr. Alfred Rühl. 115 S. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn.

Schotthöfer. — Sowjet-Rußland im Umbau von Fritz Schotthöfer. 195 S. Frankfurt (Main) 1922, Frankfurter Societäts-Druckerei.

Schwarte. — Der große Krieg 1914—1918 in zehn Bänden herausgegeben von M. Schwarte. Vierter Band: Der Seekrieg, Der Krieg um die Kolonien, Die Kampfhandlungen in der Türkei, Der Gaskrieg, Der Luftkrieg. 690 S. mit 4 Karten und 20 Kartenskizzen. V. Band: Der Österreichisch-ungarische Krieg. 675 S. mit 2 Karten und 22 Textskizzen. 1922. Auslieferung durch J. A. Barth, Leipzig. (Leinen je 400 M., Hleder je 650 M.)

Shakespeare. — König Lear von William Shakespeare. 133 S. Neue Übersetzung von Hans Rothe. München 1922, Meyer & Jessen. 50 M., Papp 80 M., Leinen 120 M., Hleder 170 M., Leder 600 M.)

Shaw. — Back to Methuselan by Bernhard Shaw. 295 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Edition Vol. 4578.)

Soyka. — Käufer der Ehre. Roman von Otto Soyka. 346 S. Leipzig 1922, Ernst Keils Nachf. (Hleinen 100 M.)

Soyka. — Herr im Spiel. Roman von Otto Soyka. 150 S. Leipzig 1922, Ernst Keils Nachf.

Spies. — Rheinkunde. Von Dr. Spies: I. Der werdende Rhein. 32 S. mit zahlreichen Bildtafeln. Köln a. Rh. 1922, Hourich & Bestedt.

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Statistisches Reichsamt. 42. Jahrg. 1921/22. 480 S. mit angeh. Register u. Tafeln. Berlin 1922, Verlag f. Politik u. Wirtschaft. (25 M.)

Stümcke. — Wanderseele. Von Hellmuth Stümcke. 100 S. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. (40 M.)

Thurston. — The Eyc of the Wift by E. Temple Thurston. 253 S. Leipzig 1922, Bernh. Tauchnitz. (Edit. Vol. 4579.)

Thurston. — Achievement by E. Temple Thurston. 396 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz (Edit. Vol. 4580.)

Treskow. — Von Fürsten und anderen Sterblichen. Erinnerungen eines Kriminalkommissars von Hans von Treskow. 240 S. Berlin 1922, F. Fontane & Co.

Uellenberg. — Das Licht im Moor. Roman von Emil Uellenberg. 222 S. Leipzig 1922, C. F. Amelang.

Urbanitzky. — Die goldene Peitsche. Roman von Grete von Urbanitzky. Leipzig 1922, H. Haessel.

Vera, by the Author of „Elizabeth and her German Garden". 271 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz. (Edit. Vol. 4583.)

Vogel. — Politische Geographie. Von Dr. Walther Vogel. 135 S. mit 12 Textabbild. („Aus Natur- und Geisteswelt." 634. Band.) Leipzig 1922, B. G. Teubner.

Wachler. — Till Eulenspiegel und der Burgemeister von Schilda. Von Ernst Wachler. Schelmenspiel in einem Aufzuge. Mit 27 Schwarzbildern nach Scherenschnitten von Charlotte Wachler. 36 S. Ückermünde i. Pomm. 1922, Wolf Heyer Verlag.

Weniger. — Von hellenischer Art und Kunst. Von Ludwig Weniger. 289 S. Leipzig 1922. E. A. Seemann. (400 M., Pappbd. 500 M., Hpgt. 600 M.)

Willmann. — Pythagoreische Erziehungsweisheit. Aus dem literarischen Nachlaß von Otto Willmann, herausgegeben von Dr. Wenzel Pohl. Mit einem Bildnis des Verfassers. 109 S. Freiburg im Breisgau 1922, Herder & Co.

Witte. — Die ostasiatischen Kulturreligionen. Von Missionsdirektor D. Dr. F. Witte. (Wissenschaft und Bildung, Band 178.) Leipzig 1922, Quelle & Meyer. (Gbd. 28 M.)

Zengen. — Das Vereinswesen im heutigen Deutschland. Ein Vademekum für Industrie-, Bank- und Handelskreise von Hans-Werner von Zengen. Schriften der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. E. V. Heft 2. 174 S. Berlin-Charlottenburg 1922, Verlag „Offene Worte".

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Zur Luxemburger Frage von 1867

Von

Paul Wentzcke

Auf dem Höhepunkt unserer Kriegserfolge drang nur zu oft aus der Heimat ein Wort zu uns hinaus, das schon damals für manchen Frontkämpfer einen bösen Klang hatte. Belgien, so hieß es, brauche man ja lediglich zu „luxemburgisieren", um dauernd den freien Zugang zum offenen Meere zu erhalten und von der flandrischen Küste aus England Trotz zu bieten. Die Einbeziehung des Landes in den deutschen Zollverein sowie seine Stellung unter deutschen Grenzschutz werde zur Sicherung genügen. — Man vergaß ganz und gar, daß ein Volk, das seine Überlieferung und seine Geschichte achtet, nicht von Heute auf Morgen seine politische Anschauung wechselt, selbst wenn noch so große wirtschaftliche Vorteile mit dieser Umstellung verknüpft sind. Man vergaß, daß Jahrzehnte hindurch selbst die vlämische Bewegung in Belgien nur von einem verschwindend kleinen Teil von Fachgelehrten in Deutschland beachtet wurde. Man vergaß endlich und vor allem, daß diese selbe Nichtachtung, die der kleindeutsche Bundesstaat den Stammesgenossen jenseits der Grenze gemeinhin entgegenbrachte, gerade Luxemburg am schärfsten traf, dessen staatsrechtliche und wirtschaftliche Zwittergestalt nun auf einmal als Vorbild für die Mittel und Methoden der künftigen deutschen Außenpolitik gelten sollte.

In der Tat aber war und ist die nationale Teilnahme des deutschen Volkes für das kleine Großherzogtum in den letzten Jahrzehnten ganz verschwindend gewesen. Seit ein ungezügelter Geschäftsgeist in die Weltwirtschaft hinauslockte, wertete man gerade in Deutschland nur noch die Bodenschätze des Landes, dessen Erze sich ganz von selbst in die neuen Machtverbindungen zwischen der lothringischen Minette und den Kohlenschätzen der Ruhr einfügten. Das Bewußtsein uralter politischer Gemeinschaft sank dahin, als sich hüben wie drüben in den Parlamenten ein neuer Parteigeist erhob, der lediglich die eigenen Wählermassen als Volksgenossen ansprach und sich aufs engste an den staatsrechtlich verbrieften Umkreis der Landesgrenzen hielt. Die Gemeinschaft der Sprache und Kultur, die trotz allem weitet bestand und auch heute noch selbst das Diktat des Versailler Vertrags überdauert, kam nicht zum Bewußtsein. In der Stadt Luxemburg wie in den „höheren Kreisen der Gebildeten" hörte und las man nur von der Überlegenheit der französischen Kultur und beugte sich gern diesem Weisheitsspruch, der ja selbst in unsern Tagen noch weithin Billigung auch in Deutschland findet. Selbst den Historiker, der auf alle Regungen der Volksstimmung zu achten sucht, berührt es fast seltsam, daß diese „westliche Orientierung" das Ergebnis einer nur kurzen Entwicklung sein soll, und doch zeigt gerade die innere Geschichte der sog. Luxemburger Frage von 1867 deutlich, wie lebhaft gerade damals — zum letzten Male — das nationale Bewußtsein auch von diesem westlichen Grenzposten deutschen Landes zurückdrängte zur Wiedervereinigung mit dem übrigen Deutschland. Aus dem weltpolitischen Konflikt, den wir gemeinhin in der damaligen Politik Bismarcks allein erkennen wollen, klingt laut und vernehmlich auch die Mahnung an das Grenzgewissen des deutschen Volkes hinüber, das dann vier lange Jahrzehnte hindurch durch die Sucht nach äußerlichen, weit-

ausgreifenden Erfolgen übertönt wurde. Kleine Randzeichnungen zu dieser geschichtlichen Wandlung, die ich ausführlich und mit zahlreichen neuen Belegstücken in der Kölner Zeitschrift „Die Westmark" behandele, lassen deutlich den langsamen Niedergang dieses werktätigen nationalen Selbstbewußtseins erkennen.

Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehen wir bei leidenschaftsloser Betrachtung des ganzen Rheintals von Emmerich bis hinauf nach Basel und von den Höhen des Bergischen Landes bis hinüber zu den Ardennen die natürlichen Zusammenhänge im deutschen Volke (insbesondere auf religiösem Gebiet) überaus lebendig. Im Kampf der katholischen Kirche mit der Staatsgewalt, der in allen Einzelteilen dieses Bereichs in den dreißiger Jahren entbrannte, zeigt sich dies alte Gemeinschaftsgefühl in schärfstem Lichte. Ganz selbstverständlich treibt die große Bewegung von 1848 auch Vertreter des Luxemburger und Limburger Volkes in die erste deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt, wo sie in der Mehrzahl trotz eines formellen staatsrechtlichen Einspruchs bis zum bitteren Ende ausharren. Als am 28. März 1849 die Wahl eines deutschen Kaisers die wechselvollen Verhandlungen über die Reichsverfassung abschloß, fehlte nur ein einziger von ihnen bei diesem weltgeschichtlichen Vorgang. Die drei übrigen Abgeordneten stimmten sämtlich für den „König von Preußen" und bekundeten damit den festen Willen, dem neuen deutschen Reich die alte Treue zu bewahren. Erst der Verzicht König Friedrich Wilhelms IV. und der Zusammenbruch der Paulskirche bedeuten auch für dieses Grenzland die Entscheidung.

Wie überall in Mitteleuropa ließ der neueingeführte Parlamentarismus, der den eigenen Nutzen zum Maßstab der nationalen Wohlfahrt machte, auch ein neues Staatsgefühl aufkeimen. Vom unfindbaren Reiche weg wendet sich der Luxemburger jetzt erst dem neuen Ideal einer geschlechtslosen Neutralität zu, in deren Schutz sich seine wirtschaftlichen Kräfte im Deutschen Zollverein sehr bald zu unerhörter Blüte entwickelten, während umgekehrt von Westen her die Werbung für die „überlegene" französische Kultur weithin Eingang fand. Die „Ultramontanen", die vor 1848 in den rheinischen Glaubensbrüdern auch Kampfgenossen gegen die Staatsgewalt sehen durften, mußten sich jetzt auf den Streit in der eigenen kleinen Ständekammer beschränken. Der neue Antrieb, den die deutsche Einheitsbewegung dann 1859 in der „Neuen Ära" erfuhr, ging nicht mehr, wie ein Jahrzehnt zuvor, vom Rheintal, sondern von Berlin aus. Der kleindeutsche Gedanke, der vornehmlich nur Deutschösterreich aus dem künftigen Staatsgebäude ausschließen wollte, vergaß doch zugleich die festere Bindung und kulturelle Sicherung auch der westlichen Grenzmark. Bismarcks deutsche Politik aber war in erster Reihe von außenpolitischen Gesichtspunkten bestimmt und sah sich Frankreich gegenüber bis ins Jahr 1870 hinein lediglich auf die Verteidigung zurückgedrängt. Schritt für Schritt höhlte die Entwicklung das Gefühl der inneren gemeinsamen Zusammengehörigkeit zum alten deutschen Reichsverbande so stark aus, daß im Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zwischen Preußen und Österreich zum erstenmal auch Frankreich als gleichwertiger Nebenbuhler um Geist und politischen Willen des luxemburgischen Volkes auftreten konnte. Die neue weltpolitische Einstellung der Diplomaten konnte Kaiser Napoleon III. am 16. September 1866 dahin umschreiben, daß die jüngste Entwicklung der europäischen Staatengeschichte keine lebensunfähigen Zwittergebilde mehr im Grenzgebiet der romanischen und germanischen Nationen dulde: „Eine unwiderstehliche Macht drängt die Völker, sich zu großen Gestaltungen zu vereinen und die kleineren Staaten verschwinden zu machen. . . . Im Zukunftsinteresse der europäischen Völker liegt es, nicht in soundsoviel verschiedene Staaten ohne Kraft und öffentlichen Geist zerstückelt zu sein." Trotzdem gelang es Bismarcks überlegener Staatskunst, die Entscheidung über die „Kompensationsforderungen" Frankreichs so

lange hinzuhalten, bis ihm der verfassunggebende Norddeutsche Reichstag den nötigen inneren Rückhalt zu entschlossenem Widerstande bot.

Die einzelnen Abschnitte dieses diplomatischen Kampfes, den der Kanzler damals gegen den Kaiser der Franzosen begann, sind auch heute noch nicht mit Sicherheit festzustellen. Die große französische Aktenveröffentlichung, die seit 1910 die Ursprünge des Krieges von 1870/71 aufzuhellen und das „heimtückische" Spiel Bismarcks zu enthüllen suchte, ist längst nicht bis in die entscheidenden Jahre fortgesetzt worden. Von deutscher Seite gar fehlt bislang jede ausreichende wissenschaftliche Bearbeitung des einschlägigen Stoffes. Immerhin ist klar, daß die Zuneigung oder der Widerstand der Bevölkerung in Luxemburg für die Entschlüsse der preußischen Regierung nur eine sehr geringfügige Rolle spielten. An eine friedliche Durchdringung des Landes etwa und an eine Stärkung der deutschen Kultur im Großherzogtum dachte man damals so wenig wie bis in die Tage des Weltkrieges hinein. Im Norddeutschen Reichstag selbst klagten nur die unentwegten Gegner Bismarcks, insbesondere auch August Bebel, daß die Regierungsvorlage Limburg und Luxemburg verloren gebe wie das Elsaß. Im letzten Augenblick erst, als am 1. April 1867 der niederländische König im Haag bereits die Abtretung Luxemburgs an Frankreich unterschreiben wollte, erhob der Bundeskanzler entschiedenen Einspruch. Zugleich begannen die Liberalen einen wohlvorbereiteten Pressefeldzug, der nun zum letztenmal in der Tat preußische, süddeutsche und Luxemburger Parteiführer zum gemeinsamen Kampf gegen die Verwelschung des Landes zusammenführte.

Dieselben „Liberalen", die in Luxemburg jahrzehntelang den „Ultramontanen" allein die Verteidigung deutscher Sprache und Kultur überlassen hatten, wurden jetzt endlich durch die zügellose Propaganda französischer Sendboten aus ihrem Hang zur „Doppelkultur" aufgeschreckt. In furchtbarer Deutlichkeit sahen jetzt diese Großindustriellen durch eine politische „Annäherung" nach Westen auch die Grundlagen ihres Wirtschaftslebens, das auf Gedeih und Verderb bereits im Zollverein verkettet war, mit Vernichtung bedroht. Durch Vermittlung von Eduard Lasker vor allem, der damals wie später gerade im Grenz- und Auslanddeutschtum als der hervorragendste Kämpe des deutschen Liberalismus galt, geht die Mahnung nach Deutschland hinüber, daß die Luxemburger Bevölkerung zwar noch „im höchsten Grade partikularistisch und preußenfeindlich" sei, daß aber „in letzter Zeit die Vernunft etwas mehr Eingang gefunden" habe. „Mir will es scheinen," schreibt der frühere preußische Abgeordnete Philipp André Anfang März 1867 aus seiner Heimat unmittelbar an der Luxemburger Grenze, „daß die Drohung, Luxemburg aus dem Zollverein auszuschließen, sofort einen Umschwung zugunsten des Bundes hervorrufen werde."

Wichtiger noch war, daß bald darauf auch der frühere Minister und langjährige Kammerpräsident Norbert Metz Neigung zu unmittelbaren Verhandlungen mit deutschen Parteien und Regierungskreisen zeigte, trotzdem der Präfekt von Verdun ihm bei einem halbamtlichen Werbebesuch den Anschluß an Frankreich sehr nahelegte. Auf streng geheimen Wegen, die auch meine neuen, in der „Westmark" veröffentlichten Funde nur zum Teil aufdecken, pürschte man sich an Bismarck selbst heran, der gleichzeitig den deutschen Zeitungen die Zügel zu einem heftigen Gegenangriff gegen Frankreichs Ansprüche freigab. Am 1. April durfte Rudolf von Bennigsen im Norddeutschen Reichstag die bekannte große Anfrage über das Schicksal Luxemburgs vorbringen, die der Kanzler mit einer scharfen Erklärung beantwortete, „daß keine fremde Macht zweifellose Rechte deutscher Staaten und deutscher Bevölkerungen beeinträchtigen werde".

Für die europäische Diplomatie war damit der Höhepunkt der Krisis erreicht. Die Luxemburger Frage trat ins Stadium der Kriegsgefahr, um deren Abwendung sich nun alle Großmächte gemeinsam bemühten, während zugleich die Preßfehde zwischen Frankreich und Deutschland aufs schärfste entbrannte. Trotzdem Bismarck selbst im Reichstage

ausdrücklich erwähnte, „daß eine entschiedene Abneigung, dem Norddeutschen Bunde beizutreten, in allen Schichten der Bevölkerung heimisch“ sei, eröffneten weitere Briefe und Berichte aus Luxemburg doch schließlich auch neue Aussichten auf eine andere Regelung, die dem Grenzgewissen der Nation damals noch natürlicher erschien als die Neutralisierung des wichtigsten Vorpostens der deutschen Westmark. Gestützt auf diese Nachrichten nahm daher Ludwig Bamberger von der Mainbrücke zwischen Nord- und Süddeutschland aus den alten Kampf gegen die Bismarcksche „Gewaltpolitik“ auf und mahnte dabei zugleich zur engsten Verbindung mit Luxemburg. Der „Nationalverein“ selbst, damals die einzige gesamtdeutsche politische Vereinigung, die den nationalen und liberalen Gedanken auf ihren Fahnen trug, suchte eine Volksbewegung für den Anschluß des Landes auch an die neue politische Staatsschöpfung des Norddeutschen Bundes zu entfesseln. Ein Mitglied des Vorstandes, August Metz aus Darmstadt, ging selbst nach Luxemburg, teils, wie es hieß, „um sich über die dortige Lage und Stimmung zu unterrichten, teils, um die Luxemburger Bevölkerung zu öffentlichen Kundgebungen gegen die Annexion durch Frankreich aufzumuntern“. Die mit gewohnter Rührigkeit von Paris aus eröffnete Propaganda zugunsten der Einverleibung galt es unverzüglich durch eine möglichst kräftige Gegenbewegung zu durchkreuzen.

In der Tat gelang es sehr bald, nun auch deutschfreundliche Kundgebungen in großer Zahl hervorzurufen, sobald der Bevölkerung klar wurde, daß der Verkauf des Landes an Frankreich noch längst nicht, wie die Pariser Werber verbreiteten, „eine unwiderrufliche, endgültig beschlossene Tatsache“ sei. Gleichzeitig wurde im einflußreichen „Wochenblatt des Nationalvereins“ selbst sowie in zahlreichen Tageszeitungen am Rhein und in Süddeutschland zur Verteidigung und zum Gegenangriff aufgerufen. Ähnlich wie früher für Schleswig-Holstein hoffte man wohl eine wirkliche „Volksbewegung zu wecken“. Die Agitation für Luxemburg, schrieb der feurige „Realpolitiker“ August Ludwig von Rochau dem Freunde Bennigsen, „muß in die Massen getragen werden. Sie ist der Haken, mit welchem sich möglicherweise die ganze deutsche Sache aufs trockene bringen läßt“. Vor allem die Erkundungsreise zweier Oberlehrer aus dem Wuppertal, die im ausdrücklichen Auftrage des Nationalvereins Luxemburg besuchten, war sehr ertragreich. Ihre ausführlichen Berichte in der „Elberfelder Zeitung“, von der der Jahrgang 1867 bezeichnenderweise nur noch in einem einzigen Stück in der Bonner Universitätsbibliothek erhalten ist, sind heute noch außerordentlich wichtige Quellen für die Beurteilung der Lage.

Insbesondere der Barmer Gymnasiallehrer August Döring, später Gymnasialdirektor in Dortmund und dann Professor der Philosophie an der Universität Berlin, zeichnet mit scharfem Blick für die inneren Gegensätze von Wirtschaft und Kultur die verschiedenen Strömungen, die Stadt und Land durchziehen. „Es ist eine Unwahrheit,“ schreibt er, „wenn französische und deutsche Blätter behauptet haben, die akademische Bildung werde meist auf französischen Hochschulen gesucht; gerade das Umgekehrte ist der Fall.“ Langsam und stetig ist vielmehr das Deutschtum der Luxemburger erstarkt, seit im Jahre 1839 die letzte Abtrennung des wallonischen Teils das deutsche Element „von einer hemmenden Schranke, einem niederziehenden Ballaste“ befreite. „Es ist eine Unwahrheit,“ betont er, „daß der katholische Klerus undeutsch gesinnt sei. Er ist durchweg entschieden deutsch, und würde bei einer etwaigen Volksabstimmung sein entscheidendes Gewicht in antifranzösischem Sinne in die Wagschale legen. In dem heranwachsenden Geschlecht nehmen die deutschen Sympathien in bemerkenswerter Weise zu . . . . Wer nicht mit blödem Auge an der Oberfläche haftet, wird auch die scheinbar dieser Auffassung widerstreitenden Momente richtig einzureihen wissen. Es ist eine Tatsache, daß die Bureaukratie vom gemeinsten Sekretär bis hinauf zum Richter französisch gesinnt ist. Warum? Weil die Bureaukratie hier wie überall etwas Fossiles hat und eingerostet der alten süßen Gewohnheit ergeben, dem Volke durch französische Brocken, Formeln und Floskeln

zu imponieren sucht. Es ist so bequem, am Altgewohnten festzuhalten und zugleich so schön, außer dem Bureaugitter sich noch durch das geistige Gitter einer unverständlichen Sprache unnahbar zu machen und so in doppelter Beamtenhoheit zu strahlen. Das sind die Reste alter Zustände, die für die seit 1839 angebahnten neuen nicht beweisend sein können." »Gebt uns noch zehn Jahre ungestörter Entwicklung, rief ein begeisterter Deutschgesinnter Döring zu, und das reine Deutschtum der Luxemburger wird wieder hergestellt sein.» „Es braucht bloß auf Antrieb der Ständekammer die luxemburgische Regierung das widersinnige System des zweisprachigen Volksunterrichts aufzugeben und den ebenso widersinnigen Gebrauch des Französischen als Regierungs- und Verwaltungssprache aufzuheben, so steht der vollen Restitution der deutschen Kultur und Sprache Luxemburgs kein Hindernis mehr im Wege . . . ." Daß dieses Volk andererseits mit einem starren Partikularismus behaftet ist, „ist eine Tatsache, die sich teils geschichtlich, teils dadurch erklärt, daß das niedere Volk nie idealen Interessen, wie nationale Sprache und Gesittung, Zugehörigkeit zu einem großen Staate, materielle Vorteile, wie Freiheit vom Militärdienst und niedrige Steuern, opfert".

Diesem allgemeinen Urteil Dörings folgen dann ausführliche Beobachtungen über die Presse und über die Schichtung der politischen Parteien im Großherzogtum. Wie in Belgien bekämpfen sich Liberale und Klerikale bis aufs Messer, doch scheint sich unter dem furchtbaren Druck der politischen Lage eine gewisse Einigung auch unter diesen Todfeinden anzubahnen. Um der wallonischen Überfremdung im Beamtentum entgegenzutreten, wollen sich die deutschgesinnten Luxemburger aus beiden Lagern zu einer neuen Parteibildung zusammentun, „um den nächtlichen Spuk einer seit 1839 glücklich beseitigten Periode endlich einmal gründlich zu vertreiben und Deutsch-Luxemburg faktisch zu dem zu machen, was es seit 1839 im Prinzip ist: ein rein deutsches Land und Volk". „Zugleich aber erhellt aus diesen Betrachtungen," so schließt der Bericht, „welch ein frivoler Angriff auf die deutsche Nationalität es ist, ein Land, in dem die nationale Scheidungslinie längst gezogen ist, und um dessen rein deutschen Teil es sich lediglich handelt, an Frankreich oder auch an Belgien zu verraten! Endlich aber begreift sich auch aus dieser Sachlage, wie wichtig den Deutschgesinnten, gegenüber den beiden oben erwähnten Eventualitäten, die Beibehaltung ihres bisherigen Zustandes oder die Konstituierung als selbständiges Großherzogtum für ihre nationalen Hoffnungen erscheinen muß. Denn eine engere Verbindung mit Deutschland oder gar völlige Einverleibung in Preußen, die selbst einem großen Teil der Ultramontanen das Wünschenswerteste wäre, wagen sie ja gar nicht zu hoffen."

In zähem Kampf rangen so die Wortführer der liberalen Parteien den ganzen Rhein herauf um die Teilnahme des deutschen Volkes für das hartbedrohte Grenzland, und hier und da gelang es in der Tat, auch das Grenzgewissen weiterer bürgerlicher Kreise zu wecken. Wie weit jedoch die so geschaffene Stimmung auf die gleichzeitig tagende Londoner Konferenz von Einfluß war, läßt sich zurzeit auch nicht annähernd bestimmen. Der wichtigste und größte Erfolg blieb dem Ansturm der öffentlichen Meinung versagt, als selbst Bismarck das Wagnis einer Volksabstimmung oder gar einer offenen Annexion Luxemburgs durch Preußen ablehnen mußte. Der Gefahr eines Weltkrieges durfte und wollte er die junge Staatsschöpfung des Norddeutschen Bundes nicht jetzt schon aussetzen, zumal gerade dank der planvoll einsetzenden Erregung in Deutschland das Schlimmste, die Einverleibung von Land und Festung in Frankreich, vermieden wurde. In den Augen der Zeitgenossen wenigstens konnte ja die „Neutralisierung", die endlich den Streit beendigte, nur ein vorläufiger Abschluß der Entwicklung sein. „Trotz des Friedensschlusses", meinte der wackere Publizist August Lammers aus Bremen, „muß die Germanisierung ihren Weg fortsetzen. Was wir nicht im Sturm eines raschen Siegeszuges erringen sollten, müssen wir auf dem langsameren, aber

sicheren Weg geistiger Eroberung an uns ziehen. Ich denke, unsere Rasse ist der gallischen in beiderlei Arbeit überlegen, und Luxemburg ist nun der Ort, es zu zeigen."

Immerhin war wenigstens das eine erreicht: neue Beziehungen waren zwischen dem Norddeutschen Bunde und Luxemburg geknüpft, und vor allem hatte die Gefahr einer Einverleibung in Frankreich doch auch die liberalen Kreise im Großherzogtum, die bisher allzu gern mit der von Paris und Brüssel eingeführten „culture" kokettierten, aus ihrer trägen Gleichgültigkeit aufgeschreckt. An den Führern des deutschen Nationalvereins war es zunächst, die so geschaffene Stimmung wachzuerhalten und ihrerseits einer deutschen Einheitsfront gegenüber dem Welschtum das Wort zu reden.

Die erste Aufgabe ward zunächst redlich fortgeführt. Auch als die letzten preußischen Truppen am 9. September 1867 das nun „neutrale" Land verließen, blieb am Rhein und in Süddeutschland doch die Hoffnung auf eine anderweitige spätere Regelung der Frage bestehen. August Bebel und die Welfen standen nicht allein, als sie im Norddeutschen Reichstage und in ihrer Presse dem Bundeskanzler vorwarfen, daß er „ein altes Glied des Deutschen Reiches trotz der in der vorigen Tagung gegebenen Versicherung preisgegeben" habe. Weit in die Kreise auch des siegreichen Liberalismus hinein ging die Bewegung, und sehr bemerkenswert ist doch, daß auch der Nationalverein noch einmal versuchte, als Vertreter des deutschen Volkes Einfluß in Luxemburg zu gewinnen. „Wird Bennigsen bei der künftigen Krone der Edelstein, den wir wünschen," so meinte einer der erwähnten Gymnasiallehrer noch im Juni 1867, „so kann man mit ganz anderer Pression ohne vorläufige Verletzung der Verträge auf die Luxemburger Regierung einwirken", während nüchterner sein Freund August Döring die Neutralisierung des Landes bereits scharf und schneidend als einen schweren „Nationalverlust" bezeichnet.

„Man mache uns nicht den Einwurf," so klagt er Mitte Mai, „die traurige Geschichte dieses stiefmütterlich behandelten Landes sowie die vaterlandslose Gesinnung eines Teiles der Bevölkerung lasse sein Deutschtum zum mindesten verdächtig erscheinen. — Tatsächlich ist und bleibt Luxemburg ein deutsches Land, und wenn es hundertmal seinen Besitzer gewechselt hätte; und Deutschland, das so lange die Stiefmutter zu spielen verurteilt war, sollte doch nachgerade anfangen, der wahren Mutterpflichten inne zu werden. Wenn es sich in der Luxemburger Frage wirklich nur um ein Besatzungsrecht handelte, welches Preußen und das von ihm vertretene Deutschland auf eine Festung in fremdem Lande hätten, so könnten wir uns bei der zu London verabredeten Lösung beruhigen. Wir müßten freilich auch dann sagen: wir haben zu London für eine Realität, die wir in unseren Händen hatten, bloße Worte eingetauscht, welche zum allerhöchsten einen moralischen Wert besitzen, und wir kennen den Lauf der Welt hinreichend, um zu wissen, wie wenig das bedeutet. Aber wir könnten hinzufügen: der Erhaltung des Friedens mußte dies Opfer gebracht werden, und wir haben Frankreich, wenigstens für den Augenblick, von dem Erwerb des uns fremden und gleichgültigen Landes, in welchem jene Festung liegt, zurückgehalten. — Indessen, so liegen die Dinge in der Tat nicht. Vielmehr handelt es sich heute um ein deutsches Grenzland, welches infolge der von unserer Regierung eingeschlagenen Politik nur noch durch den dünnen Faden des preußischen Besatzungsrechts mit Deutschland zusammenhängt, und dieser Faden wird nach den Londoner Beschlüssen abgeschnitten werden. Ein deutsches Grenzland wird eine kosmopolitische Existenz erhalten, die jedenfalls seine definitive Loslösung von Deutschland bedeutet und sogar als ein Übergangsstadium zur Französierung betrachtet werden kann. Wir geben eine Position auf, die zurückzuerobern wir vielleicht niemals imstande sein werden."

Im bergischen Land wie auf den Höhen des Taunus wußte man gut genug zu werten, daß schon die Neutralisierung eines neuen Teiles deutschen Landes zugleich ein

dauernder Verlust im deutschen Rheintal sei. Unwillig genug nahm man daher in Elberfeld wie in Mainz die Meinung der Berliner „Nationalzeitung“ auf, die nun als Sprachrohr der liberalen Fraktion im Reichstage die Preisgabe Luxemburgs als ein „notwendiges und würdiges Opfer für die Erhaltung des Friedens“ pries. Für die in der Hauptstadt ausgesprochene Hoffnung, „daß der aufgeklärtere Teil beider Nationen in Zukunft kein Verlangen tragen wird nach Kriegen um den «Vorrang in Europa»“, fand man im Angesicht der vom Oberrhein und von der Mosel herüberdrohenden Kanonen von Straßburg und Metz kein Verständnis.

Auf eigenen Wunsch und mit besonderer Empfehlung wieder des Darmstädters August Metz unternahm daher August Döring in den Sommerferien im Auftrage des Nationalvereins eine neue Erkundungsreise, die ihn diesmal mit Freunden aus dem ganzen Luxemburger Land zusammenführen sollte. Vor allem wollte er nun versuchen, eine „Deutsche Partei“ zu unterstützen, deren Gründung in Briefen und Unterhandlungen von verschiedenen Seiten gewünscht wurde. „In beiden Parteien“, schreibt er, „und namentlich unter den Klerikalen sehr zahlreich, finden sich Männer, denen die Germanisierung der Schule und der Verwaltung als nächstes praktisches Ziel unbedingt vor Augen steht, so daß eine Partei mit diesem Programm sich sofort aus beiden alten Parteien stark rekrutieren resp. deren Auflösung herbeiführen würde.“ Ultramontane wie liberale Führer ließen sich bereits im Frühjahr für ein solches Programm gewinnen, das im wesentlichen folgende Ziele aufstellte:

„1. eine deutsche Mehrheit in der Ständeversammlung;
2. Einwirkung auf die Wahlen in diesem Sinne;
3. fortschreitende Arbeit der Volksvertretung für deutsche Schule und deutsche Verwaltung; endlich
4. die Beschaffung eines tüchtigen Organs in der Presse, indem entweder eines der vorhandenen Blätter gewonnen oder ein neues gegründet würde.“

Vom deutschen Mutterlande könnte man dabei die Beschaffung und Vertreibung volkstümlich geschriebener Flugschriften und vielleicht auch die Unterstützung eines geeigneten Tageblatts erwarten, doch betrachtete auch Döring diese letzte Andeutung nur „als solche, deren Verwirklichung erst unter Vorbehalt des Gelingens des ersten Planes ins Auge gefaßt werden könne“. Nur an das Eine erinnerte er vor allem, „wie günstig gerade durch das deutsche Interesse der katholischen Geistlichkeit die Chancen für diesen Plan seien, und welch ein Einfluß durch dieselbe auf das ganze Land, namentlich auf die Landbevölkerung gewonnen werden könne“.

Leider entsprach jedoch der Erfolg der Reise, die nun Döring im Auftrage des Nationalvereins im Hochsommer antrat, in keiner Weise den Erwartungen, welche die „Kriegsgefahr“ noch in weiten Kreisen erregt hatte. Dieselben Parteiführer, die früher von sich aus den Gedanken einer „Deutschen Partei“ gefaßt und um Unterstützung gebeten hatten, ließen sich jetzt verleugnen oder schützten dringende Geschäftsreisen vor, als sich der Sendbote des Nationalvereins zu weiterem Vorgehen die Wege zu ebnen suchte. Nur mit jüngeren Kräften und vor allem wieder mit einem „sehr tüchtigen, warm patriotischen und liebenswürdigen“ Kaplan konnte er sich aussprechen und die Anschauungen der „ultramontanen“ Partei weitergeben. Das Wesentlichste berichtete er seinen Auftraggebern in einer kurzen Zusammenfassung, die auch unsere lebhafte Teilnahme noch findet.

1. „Eine französische Agitation hat lange vor der Zeit des Annexionsversuchs bestanden, hat in jener Zeit ihren Höhepunkt erreicht und dauert unzweifelhaft in verschiedenen Formen noch jetzt fort.

2. Dagegen gravitiert die natürliche Lage aller Verhältnisse des Landes vermöge seiner deutschen Nationalität und seiner materiellen, auf den Zollverein hinweisenden Interessen zwar keineswegs zu einer Annexion durch Preußen oder zum Eintritt in

den Nordbund hin, wohl aber zu einer fortschreitenden Erstarkung, Reinigung und Konsolidierung des deutschen Elements, in welcher seit diesem Frühjahr Fortschritte gemacht sind und noch mehrere zu erwarten sind.

3. Die Haltung der Presse ist schwankend und unsicher, ja vollkommen widerspruchsvoll, indem fast alle Blätter neben zweideutigen Äußerungen ihrer Redaktionen die freilich sehr vorsichtig abgefaßten Artikel der deutschen Patrioten aufnehmen . . . .

5. Die Annäherung der verschiedenen Richtungen, der anti-annexionistischen, d. h. antifranzösisch und deutsch Gesinnten, das ist hauptsächlich eines wesentlichen und tüchtigen Teils des Klerus einerseits, und der deutschliberalen und Zollvereinsinteressenten andererseits hat noch keinen entscheidenden Schritt getan, vielmehr finden sich in der Presse noch von beiden Seiten Plänkeleien zwischen Klerikalen und Liberalen, und ein tiefes Mißtrauen, verbunden mit Widerwillen, waltet besonders auf seiten der Liberalen gegen den Klerus vor."

Das schmerzlichste Ergebnis dieser Erkundungen aber war doch, daß sich gerade die einflußreichsten Kreise des Landes, die sich als „liberal" und deutschfreundlich bezeichneten, immer stärker zurückzogen. Der frühere Minister von Scherff, der als junger deutscher Jurist erst 1839/40 ins Land gekommen war und jetzt durch seine persönliche Tüchtigkeit und durch seine Einheirat in die Großindustrie bereits wieder als künftiger Minister galt, lehnte ein entschiedenes Auftreten ängstlich ab. „Er hielt", wie Döring erzählt, „bei den deutschen Bestrebungen die äußerste Vorsicht für geboten, glaubte bei einem irgendwie offenen Hervortreten mit deutschnationalen Tendenzen seine ganze Popularität aufs Spiel zu setzen, meinte, Deutschland müsse Luxemburg eine Weile vergessen, d. h. sich selbst und der natürlichen Wirksamkeit der vorhandenen Faktoren überlassen, und sprach die Hoffnung aus, vermittels einer bevorstehenden Verfassungsrevision, also auf einem Umwege, das heute französirende Ministerium durch ein deutschgesinntes ersetzen zu können, und zwar in allernächster Zeit."

War diese Feststellung schon bezeichnend genug, so nimmt es nicht wunder, daß sich nun die eigentlichen Anreger einer deutschfreundlichen Propaganda gänzlich zurückhielten. Sobald diese wirtschaftlich führenden Männer die Zukunft ihres Handels und ihrer Gewerbebetriebe im Schutz des Zollvereins gesichert sahen, hielten sie politisch lediglich die Befürwortung einer „Neutralität" für geboten, die ihnen die ungestörte Fortführung der altgewohnten Notabelnherrschaft gewährleistete. Um so überraschender war dem liberal gesinnten jungen Deutschen wieder die Beobachtung, daß die „ultramontane" Partei in Luxemburg, der er doch im innersten Herzen nicht über den Weg traute, auch weiterhin allein für die deutsche Sache eintreten werde.

„Der deutschgebildete und deutschgesinnte Teil des Klerus," schrieb er, „vorzüglich die jüngeren Elemente umfassend, ist zunächst durchaus antifranzösisch und antibelgisch. Hofft von Deutschland hauptsächlich für die Zukunft des Katholizismus, versichert aufs entschiedenste seine schon vor der Schlacht bei Königgrätz vorhanden gewesenen preußischen Sympathien, hebt mit großer Energie die Gediegenheit und Gründlichkeit der deutschen Wissenschaft und Schulbildung im Gegensatz gegen das hohle Scheinwesen der französischen und belgischen Institute, von dem selbst die freie katholische Universität in Löwen durchaus angekränkelt sei, hervor, ist im Grunde für Einverleibung in Preußen und ist jeden Augenblick bereit, den deutschgesinnten Liberalen, die sich vor ihnen fürchten, zu jeder Art von religiös neutraler Kooperation die Hand zu bieten. Die Vertreter dieser Gesinnung im Klerus halten häufige Zusammenkünfte und suchen die Schwankenden ihres Standes herüberzuziehen. Die Zöglinge des Seminars werden deutsch beeinflußt und vom Besuche der Universitäten Nancy und Löwen abgehalten und nach deutschen Universitäten geschickt."

So erfreulich schien diese Verständigung, daß der Barmer Oberlehrer hoffnungsvoll eine ständige publizistische Verbindung mit norddeutschen Blättern und mit dem Wolff-

schen Telegraphen-Büro durchzuführen versprach. Die in Süddeutschland weitverbreitete „Augsburger Allgemeine Zeitung" fand er bereits gewonnen. Die weiteren Versuche aber, die taktische Verbindung zwischen den Klerikalen und den deutschgesinnten Liberalen in Luxemburg selbst durch Ausnutzung seiner persönlichen Beziehungen in beiden Lagern herzustellen, mißlang Döring aufs neue. Unverrichteter Sache kehrte er schließlich dem Lande den Rücken.

Noch in diesem letzten amtlichen Bericht aber sprach der Vertreter des Nationalvereins aufs nachdrücklichste die Überzeugung aus, daß das deutsche Volk die Luxemburger nicht verlassen dürfe. „Da die Fortdauer der Annexionsbestrebungen konstatiert ist," schreibt er, „da das deutsche Wesen dort immerhin in analoger Weise wie im Elsaß, wenn auch natürlich nicht in der Stärke, eine französische Tünche erhalten hat, die als Vorwand für eine Annexion benutzt werden könnte, so müssen wir ein wachsames Auge auf die dortigen Vorgänge haben. Vielleicht gelingt es den Luxemburgern, ihr ganzes soziales und staatliches Leben langsam, aber sicher deutsch zu regenerieren, wozu entschieden ein Impuls vorhanden ist. Aber auch dabei können wir ihnen Handreichung tun, sie ermutigen, anregen und positiv unterstützen. Nicht eher aber kann dieses Ziel irgendwie als erreicht betrachtet werden, daß sie aus ihrer verdummenden Halbschlächtigkeit herauskommen, als bis das gesamte Schulwesen, höheres wie niederes, auf gründlich deutschem Fuß regeneriert ist: und dazu ist der Weg weit. Bis dahin bleibt Luxemburg ein französisch angefressenes, unterminiertes Land mit nicht vollem und rein deutschem Charakter."

Leider verbietet es der Raum, die ausführlichen Berichte auch an dieser Stelle noch wiederzugeben, die unser Gewährsmann dann weiterhin in der „Elberfelder Zeitung" von 1867 mitteilt. In der letzten Nummer der leider eingehenden Kölner „Westmark" sind wenigstens die wichtigsten Sätze ausgezogen, in denen ein kritischer Beobachter schon vor mehr als einem halben Jahrhundert Arbeit und Erfolg der französischen Kulturpropaganda in der deutschen Westmark schildert. In Wahrheit war das Schicksal des Luxemburger Landes in der Tat in demselben Augenblick besiegelt, als es aus dem Verband des deutschen Bundes ausschied. Als auch der deutsche Nationalverein am 29. September 1867 aufgelöst wurde, verloren damit die liberalen Parteien im ganzen großen Deutschland die letzte Körperschaft, die über die trennenden Staats- und Landesgrenzen hinweg das Deutschtum im Grenzlande aufrecht zu erhalten willens war. In Berlin wie in der Hauptstadt Luxemburgs hatte man fortan übergenug mit dem Ausbau des neuen Staatswesens zu tun, und hier wie dort befehdeten sich aufs neue „liberale" und „ultramontane" Parteigruppen, die in den parlamentarischen Kämpfen allzu oft wieder das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Schicksalsgemeinschaft verloren.

Wohl fühlte man in beiden Lagern gerade der Luxemburger Kammer auch weiterhin das Bedürfnis, sich an einen großen, lebenskräftigen Staat anzulehnen. Nach ihrer ganzen Entwicklung und inneren Einstellung aber konnten die Liberalen einen Halt eben nur in Frankreich, dem Hort „politischer Aufklärung", suchen, während die Klerikalen die alten Beziehungen zur katholischen Kirche in Belgien, zum Teil auch noch in Rheinpreußen pflegten. Als im Jahre 1870 der kaum beigelegte Entscheidungskampf zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, war der Sieg Napoleons III. der ganzen Bevölkerung zunächst geradezu selbstverständlich. Nach ihrer Auffassung war drei Jahre zuvor Preußen der kriegerischen Entscheidung über die Luxemburger Frage ausgewichen, weil es die Überlegenheit des französischen Heeres fürchtete. Die Wortführer der liberalen Partei erhofften jetzt geradezu die völlige Einverleibung auch Luxemburgs in den französischen Einheitsstaat, und selbst die Ultramontanen wurden unsicher, als ihnen aus dem sprach- und stammverwandten rechtsrheinischen Deutschland gleichzeitig eine starke kirchenfeindliche Welle entgegenschlug.

Die Errichtung des neuen deutschen Reichs vollendete diese unheilvolle Entwicklung. Mit vernichtendem Schlage zerschnitt der Kulturkampf die letzten Verbindungsfäden, die zum wenigsten die klerikale Partei in Luxemburg noch immer mit den Vertretern des politischen Katholizismus in der Rheinprovinz verknüpften. Die Nationalliberalen, die mit der Vorherrschaft im Reichstag die Sorgen zugleich für die kulturell bedrohten Grenzgebiete übernehmen mußten, konnten diesen Verlust nicht ersetzen. Als politische Partei sahen sie in den „klerikalen" und „ultramontanen" Strömungen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen lediglich eine Bedrohung des deutschen Staatsgedankens, dessen Ausdeutung sich im parlamentarischen Kampfe ganz selbstverständlich mit der Verteidigung der eigenen Weltanschauung deckte. Seit Luxemburg in der Tat Ausgangspunkt und Zufluchtsort „reichsfeindlicher", „ultramontaner" Angriffe wurde, vergiftete diese Feststellung auch die Überlieferung der älteren Beziehungen, die wenige Jahre zuvor erst hoffnungsfroh angeknüpft waren. Heinrich von Treitschke selbst, der Herold des neu erwachten Ehr- und Selbstgefühls der Nation, konnte unter dem Druck dieser parteipolitischen Kämpfe in seine Deutsche Geschichte Sätze niederschreiben, die zum mindesten der Gesamtheit zur Last legten, was doch nur für einzelne eigennützige Streber gerade aus dem liberalen Lager gelten durfte: Daß sich seit dem Beitritt des Großherzogtums zum Zollverein „an Deutschlands mächtigem Stamme die ekelhafte Schmarotzerpflanze der nation luxembourgeoise mästete, ein Blendlingsvolk ohne Vaterland und ohne Ehre"! Schlug auch den übrigen Parteien im Reich und in den Einzelstaaten je einmal das Grenzgewissen, so beschwichtigten sie alle Bedenken mit der in Deutschland bald vorherrschenden Erklärung, daß wirtschaftliche Momente allein das Leben der Nation bestimmten, und gerade diese Verbindung mit Luxemburg wurde in der Tat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer stärker.

Wiederum hat dann aber die Geschichte dieser letzten fünfzig Jahre in furchtbarster Deutlichkeit am Beispiele Luxemburgs gezeigt, daß eben auch die größten materiellen Vorteile einem Volke nicht das ersetzen können, was man gemeinhin nationales Gemeinschafts- und Pflichtgefühl nennen darf. Da seit dem Spätherbst 1867 jede Gegenwirkung fortfiel, wandte sich die geistige Teilnahme der Bevölkerung immer mehr dem romanischen Kulturkreis zu. Ganz vorübergehend ward 1879 beim einschneidenden Wechsel der deutschen Zoll- und Handelspolitik daran erinnert, ob man nicht Luxemburg wenigstens bei Erörterung von Zollfragen und Handelsverträgen ein Mitberatungsrecht im Bundesrat und Reichstag geben solle. Auch dieser Gedanke jedoch, der in gewissem Sinne die frühere Entwicklung der deutschen Einheit vom Zollparlament zum Reichstag erneuert hätte, fiel hüben und drüben auf unfruchtbaren Boden. Politisch und kulturell losgelöst vom Mutterlande mußte Luxemburg langsam dem Westen verfallen, als die dritte französische Republik willig das Erbe Napoleons III. übernahm.

Das deutsche Volk aber sah dieser unheilvollen Entwicklung völlig teilnahmlos zu. Wie ein Hohn klang ja noch in die Kriegsjahre hinein das prunkende Wort vom „Luxemburgisieren", das die tatkräftige Ausdehnungspolitik der Nation kennzeichnen sollte, während es in Wahrheit gerade ein Versagen dieser selben Volksgemeinschaft bedeutete.

In seiner Geschichte soll ein Volk seine Fehler erkennen lernen, aus ihrer Kritik neue Kräfte ziehen. Wird es gelingen, in Erinnerung an das verlorene Luxemburg unser „Grenzgewissen" endlich zu schärfen, so dürfen wir hoffen, zum wenigsten noch den kargen Rest der Rheinlande, der heute noch dem Namen nach dem deutschen Reiche angehört, deutsch zu erhalten. Den schwersten Kampf aber, den es darum gilt, wird das ganze deutsche Volk mit sich selbst durchzufechten haben, um den unwägbaren Kräften des nationalen Selbstgefühls in Angriff und Abwehr neben und über den materialistischen Anschauungen unserer Tage Geltung zu verschaffen. „Alle Sünden eines Volkes sind ein

unteilbares Erbe seiner Geschichte": so urteilte schon 1867 der liberale Parteiführer Ludwig Bamberger gerade mit Bezug auf die „Luxemburger Frage": „Keiner entzieht sich den Folgen der Dinge, die er nicht hindern konnte. Nur aus der Erkenntnis gemeinsamer Fehler aber entspringt die Empfindung gemeinsamen Entbehrens und aus beiden vereint die lebendige, begeisterte Arbeit."

Das Problem des Lebens*)

Von

J. von Uexküll

Heutzutage, da alle Bedürfnisse des täglichen Lebens fast unerschwinglich geworden sind, werden die Weltanschauungen zu Schleuderpreisen weggegeben. Für einen ganz geringen Entgelt kann ein jeder auf dem allgemeinen Markt der Meinungen die ihm zusagende Weltanschauung, bis ins einzelne durchgearbeitet, mit vortrefflichen Gründen gestützt und an schönen Beispielen erläutert, käuflich erwerben. Die Tageszeitungen und zahllose populäre Schriften sind dauernd bemüht, ihre Weisheiten zu verbreiten.

Der Leser ist der beschwerlichen Arbeit, sich selbst ein Urteil zu bilden, überhoben. Er wird wie ein Baby, das noch keine Zähne besitzt, mit sorgfältig hergerichteten Weisheiten aufgepäppelt.

Das einzig Bedenkliche an diesem so angenehmen Zustande liegt in dem Umstande, daß die Weisheiten der verschiedenen Weltanschauungen sich immerzu widersprechen, und der Leser, der nicht bloß seinen persönlichen Geschmack zu Rate zieht, sondern sich die Frage vorlegt, welche von diesen gelehrten Meinungen ist eigentlich die richtige? — steht ratlos da.

Dann erwacht in jedem ernsthaften Leser das Bedürfnis, das Tatsachenmaterial selbst kennenzulernen, das durch die schönen Weisheitslehren oft mehr verhüllt als gezeigt wird. Er fühlt sich erwachsen genug, um selbst zu urteilen, und verschmäht die Kinderkost, die nur für solche geeignet ist, die keine Zähne besitzen.

Ich würde es für eine nutzlose Zeitverschwendung halten, wenn ich ein noch so schönes Gedankengebäude vortragen wollte. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." Auf die Sachen — die Tatsachen kommt es an, aus denen jeder seine eigenen Schlüsse ziehen kann und soll.

Nun ist es unmöglich, aus der ungeheueren Menge von Tatsachen vernünftige Schlüsse zu ziehen, wenn diese nicht in einer übersichtlichen Ordnung vorgetragen werden. Die Ordnung der Tatsachen kann aber nur durch eine präzise Fragestellung erreicht werden, die das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet.

In der Kunst der Fragestellung bewährt sich die wissenschaftliche Forschung. Die Fragestellungen haben im Lauf der Zeiten immer wieder gewechselt. Jede Zeit hat ihre brennenden Fragen gehabt, über die sie von der Forschung Aufklärung verlangt hat. Meist sind es die von der vorherigen Generation als selbstverständlich hingenommenen Wahrheiten gewesen, die plötzlich in Frage gestellt wurden. Um diese hat sich dann ein lebhafter Kampf entsponnen; denn die herrschende Lehre hat niemals ohne Widerstreben ihre Dogmen in Zweifel ziehen lassen.

*) Vortrag, gehalten auf der Kieler Woche, September 1922.

Heutzutage nun dreht sich der Streit um die Frage: „Können alle Lebenserscheinungen auf mechanischem Wege erklärt werden?"

Diese Frage wird von der eben noch herrschenden materialistischen Lehre abgelehnt, weil es als Grundwahrheit aller wissenschaftlichen Erkenntnis gilt, daß alle Vorgänge in der Welt allein nach dem Kausalgesetz erklärt werden müssen.

Jede Wirkung hat ihre zureichende Ursache; daher können auch alle Äußerungen eines Mechanismus nur mechanisch gedeutet werden. Ist das richtig, so sind auch alle Lebewesen, deren Körper immer einen Mechanismus darstellt, Maschinen und besitzen keine höheren übermaschinellen oder übermechanischen Fähigkeiten.

Von dem Grundsatz aus: *Jedes Lebewesen ist nur Maschine*, sind denn auch alle Forschungen der letzten 60 bis 70 Jahre betrieben worden und mit Erfolg betrieben worden. Der Mechanismus der Tierkörper ist nach allen Seiten hin durchforscht worden, und man kann wohl sagen: es steht jetzt zweifellos fest, daß keine beobachtbare Leistung eines Tieres nicht aus der Mechanik seines Körpers abzuleiten sei.

Jede Tierhandlung läßt sich auf einen oder mehrere äußere Reize zurückführen, die ein Sinnesorgan des Körpers treffen und in ihm eine Erregung hervorrufen, die durch Nervenbahnen dem Zentrum zugeführt wird. Das nervöse Zentralorgan besteht aus Umschaltestationen, welche die Erregung den Nerven für die Werkzeuge des Körpers — Muskeln oder Drüsen — zuleiten. Worauf diese mit einer dem Reiz entsprechenden Handlung antworten.

Alles läuft dabei nach mechanischen Gesetzen ab, überall folgt auf eine materielle Ursache eine materielle Wirkung. Nirgends ist eine Spur einer übermateriellen Einwirkung zu verspüren.

Wie kommt es, daß gerade jetzt, nach den unbestreitbaren Erfolgen der rein mechanischen Betrachtung der Lebensvorgänge, die Frage nach übermaschinellen, übermechanischen Fähigkeiten der Lebewesen auftritt? Das findet seine Erklärung in dem Umstande, daß, je genauer ein Gebiet durchforscht wird, um so klarer sich auch seine Grenzen aus dem Nebel erheben. Die mechanische Erklärung hat sich glänzend bewährt, aber auch die Grenzen, die ihr gesetzt sind, sind unverkennbar geworden.

Um zu der grundlegenden Frage: „Sind die Lebewesen reine Maschinen?" Stellung nehmen zu können, muß man sich darüber im klaren sein, welche Leistungen einer Maschine grundsätzlich zugeschrieben werden können.

Bei dem ungeheueren Aufschwung, den unsere Technik genommen hat, wird man sagen müssen, daß es grundsätzlich keine mechanische Leistung gibt, die nicht durch eine geeignete Maschine ausgeführt werden könnte. Wenn wir die physikalischen und chemischen Gesetze im gleichen Maße zu beherrschen lernen, wie es die Organisation des Tierkörpers vermag, so liegt kein Grund vor, warum wir nicht eines Tages eine ebenso fein durchgearbeitete Maschine herstellen könnten, wie sie der Körper eines Lebewesens darstellt.

Hätten wir damit auch ein Lebewesen hergestellt?

Wäre ein künstliches Pferd, das in allen Teilen einem natürlichen zum Verwechseln gliche, darum schon ein lebendiges Pferd — auch wenn es traben, galoppieren und einen Wagen ziehen könnte?

Oder besitzt trotzdem das lebende Pferd Eigenschaften, die dem Maschinenpferde notwendig abgehen müssen?

Eines, wissen wir, kann eine Maschine nie — nämlich ihr eigenes Gefüge umgestalten. Jede mechanische Leistung geht auf einen Mechanismus zurück. Diesem aber sind seine Grenzen durch sein eigenes Gefüge gesetzt. Ein jeder Mechanismus

kann grundsätzlich nur entsprechend dem Gefüge seiner Teile, aber nie gegen dies Gefüge arbeiten.

Eine Maschine, die ihr eigenes Gefüge umgestalten könnte, besäße übermechanische Fähigkeiten und wäre somit keine reine Maschine mehr.

Dies ist der Hauptpunkt, um den sich der Streit in unseren Tagen dreht. Es lautet die Frage nicht mehr: „Sind die Lebewesen Maschinen?" Diese Frage ist entschieden: Ein jeder Körper eines Lebewesens ist eine Maschine. Die Frage lautet: „Sind die Lebewesen mehr als Maschinen, d. h. ist ihr Körper mit übermaschinellen Fähigkeiten begabt?"

Ich will es nun versuchen, die hauptsächlichsten Tatsachen mitzuteilen, auf Grund derer die Entscheidung gefällt werden kann. Dem eigenen Urteil des Lesers soll dabei in keiner Weise vorgegriffen werden.

Der Baustein, aus dem die Körper aller Lebewesen erbaut sind, ist die Zelle. Jede Zelle ist in sich bereits eine kleine Maschine.

Als Urbild der Zelle, auf das sich alle anderen Zellen zurückführen lassen, kann man den Körper einer Amöbe ansehen. Die Amöben sind die einfachsten Lebewesen, die wir kennen. Sie bestehen im wesentlichen aus einem Protoplasmaklümpchen mit eingelagertem Kern.

Das Protoplasma ähnelt einem dickflüssigen Schaum, in dessen Kammern sich aber nicht Luft, sondern ebenfalls Flüssigkeit befindet. Die chemischen Eigenschaften der die Kammern erfüllenden Flüssigkeiten stehen in stetem Austausch miteinander. Dadurch gewinnt der ganze Schaum nicht allein die Fähigkeit, einen Stoffwechsel zu vollziehen, sondern auch Bewegungen auszuführen und elektrische Ströme hin- und herzuleiten. Alles das geschieht in streng geregelter Weise, so daß wir annehmen müssen, die Schaumkammern seien von vornherein in vollkommen planvoller Weise wie die Teile einer Maschine angelegt.

Am besten ist es, wir stellen uns eine große Schaumkugel vor, die wie eine Honigwabe gebaut ist, deren Zellen aber vom Mittelpunkt aus regelmäßig nach allen Seiten hin ausstrahlen. Daß diese Vorstellung die Verhältnisse richtig wiedergibt, beweisen die zahlreichen einzelligen Urtierchen, die ein inneres Skelett besitzen, das aus dem Protoplasma entsteht. Es sind diese oft sehr komplizierten Skelette geradezu mathematisch genau gearbeitet und können daher nicht aus einem ungeordneten Schaum hervorgegangen sein.

Das Merkwürdigste an dieser wabigen Schaumkugel ist nun, daß sie sich immer von neuem herzustellen vermag. Man kann von einer Amöbe einzelne Teile wegschneiden — sie stellt sich wieder her. Sie kann die weggeschnittenen Stücke wieder in sich aufnehmen — und findet doch ihr inneres Gleichgewicht wieder. Sie nimmt fremde Stoffe auf, die sie z. T. ihrem Wabenbau angliedert, z. T. als unverdaulich abstößt. Sie führt Bewegungen aus, die ihren ganzen Wabenbau verschieben, und findet doch zu ihrer alten Ruhestellung zurück.

Jahrzehntelang haben sich die Forscher mit dem Problem abgequält, wie es möglich ist, daß eine flüssige Maschine, die aus freiverschiebbaren Teilen besteht, überhaupt arbeiten kann; bis immer mehr Lebensäußerungen der einzelligen Protoplasmatiere bekannt wurden, die sich immer weniger mit der Maschinentheorie vereinigen ließen.

So gibt es ein kleines, den Amöben verwandtes Tierchen, dessen Protoplasma in einer ovalen Schale steckt, aus der es einen Zipfel seines zähflüssigen Leibes hervorstreckt. Dieser verwandelt sich in einen derben Strang, an dessen äußerstem Ende sich ein Saugnapf ausbildet. Mit diesem Saugnapf heftet sich das Tierchen am Boden fest, und nun zieht sich der Strang zusammen, wobei die Schale vorwärts rutscht. Dann löst sich der Saugnapf los und verschwindet mit dem Strang im Innern

des Tieres, woselbst das ganze Gefüge dieses wohlausgebildeten Gehwerkzeuges vollkommen aufgelöst und verflüssigt wird. Wenn das Tierchen sich auf die Wanderschaft begibt, so muß bei jedem Schritt ein neues Gehwerkzeug gebildet und wieder aufgelöst werden.

Die Werkzeuge der übrigen Urtierchen sind meist einfacher gebaut, obgleich auch bei ihnen feingeschliffene Messer, Fangnetze und dergleichen vorkommen. Alle Werkzeuge aber werden zum jedesmaligen Gebrauch neugebildet, weshalb man von „Scheinfüßen" redet.

Noch weiter geht die Umgestaltung des Leibesgefüges bei den parasitischen Amöben, wie z. B. beim Erreger des Wechselfiebers Plasmodium vivax. Dieses Tierchen bedarf, um sein Leben zu führen, zweier Wirte, der großen Stechmücke und des Menschen. Um aber in so völlig verschiedenen Umwelten leben zu können, muß Plasmodium nicht bloß einzelne Scheinfüße, sondern den ganzen Körper umgestalten. Fünfmal ändert sich sein ganzes Körpergefüge von Grund aus und bildet immer wieder einen neuen, andersgestalteten, kurzfristigen Mechanismus, der sich bald wieder auflöst, um für seinen Nachfolger Platz zu schaffen. Die Reihenfolge, nach der diese verschiedenen Mechanismen in der Zeit aufeinander folgen, ist ebenso genau festgelegt, wie bei den höheren Tieren die räumliche Anordnung der einzelnen Organe im Körper.

Die Fähigkeit, anstatt räumlich geordneter, zeitlich geordnete Organe auszubilden, tritt uns auch bei den Infusorien mit voller Deutlichkeit entgegen. Die ebenfalls einzelligen Infusorien besitzen im Gegensatz zu den Amöben fertig ausgebildete Geh- oder Schwimmwerkzeuge an der Körperoberfläche. Ihr Inneres ist aber meist noch flüssiges Protoplasma. So sehen wir an dem besterforschten Infusor Paramaecium, wie die von ihm verschluckte Wasserblase im flüssigen Inhalt des Leibes erst zur Speiseröhre — dann zum Magen — dann zum Drüsendarm — dann zum Mittel- und Enddarm wird, wobei der Verdauungsvorgang, den wir bei den höheren Tieren kennen, sich mit der gleichen Sicherheit abspielt, obgleich kein fertiger Mechanismus vorhanden ist, sondern nur das sich dauernd, aber nach festen Regeln umgestaltende Protoplasma.

In allen angeführten Fällen erkennen wir ausnahmslos, daß zur Ausübung einer mechanischen Leistung immer ein Mechanismus vorhanden sein muß, daß aber außerdem das Protoplasma die Fähigkeit besitzt, die einzelnen Mechanismen aufzubauen und zu zerstören.

Der Körper dieser einzelligen Lebewesen besitzt, wie man sich ausdrücken kann, nicht bloß *mechanische Eigenschaften*, sondern auch *technische Fähigkeiten*, die den Maschinen grundsätzlich abgehen.

Eine jede Maschine, mag sie noch so vollkommen sein, ist vollständig von ihrem Gefüge abhängig, das sie weder aufzubauen noch umzugestalten vermag. Die technischen Leistungen des Aufbauens und Umbauens der Maschinen vollführt immer der außerhalb der Maschine stehende Baumeister oder Techniker.

Es fragt sich nun, wer vertritt den Techniker unserer Maschinen in der Maschinerie des Protoplasmas. Wer ist es, der das wabige Schaumgebilde immer neu zu gestalten vermag, so daß es bei den Amöben die vergänglichen Werkzeuge der Scheinfüße, bei den Infusorien die zeitlich geordnete Kette von Verdauungsorganen hervorzubringen vermag. Wer ist es, der die fünf verschiedenen Mechanismen von Plasmodium entstehen und vergehen läßt.

Wer nur materielle Vorgänge in der Natur anerkennt, muß annehmen, daß es eine innere Maschine gibt, die diese Leistungen vollbringt, so daß schließlich doch die übermaschinellen Vorgänge im Protoplasma nichts anderes als die mechanischen Leistungen einer unbekannten Maschine darstellen.

Wo aber mag sie stecken?

Unsere Augen wenden sich ganz von selbst dem Kerne zu, der, wie das Protoplasma, einen Grundbestandteil jeder Zelle bildet.

Wir dürfen im Kern kein nervöses Zentrum erwarten, das, ähnlich unserem Gehirn, die Bewegungen und den Stoffwechsel in dem Protoplasma der Zelle lenkt, weil es sich hier nicht um Bewegungen einer fertigen Maschine, sondern um die Gestaltung und Umgestaltung des im Protoplasma vorhandenen Gefüges handelt. Dagegen werden wir die Vorgänge der inneren Sekretion zum Vergleich heranziehen dürfen, welche gänzlich unabhängig von der Anordnung und Gestalt der Organe durch die in den Blutkreislauf geworfenen Reizstoffe, die sog. Hormone, an jeder Stelle ihre Wirkung auszuüben vermag. Die Hormone gleichen sehr fein gearbeiteten Schlüsselchen, die nur ganz bestimmte Schlösser zu öffnen vermögen. Nimmt man an, jeder technische Vorgang im Protoplasma, der zur Umgestaltung des Gefüges führt, sei durch das Eingreifen eines bestimmten Hormones veranlaßt, so kann man von einer chemischen Beherrschung der Zelle durch den Kern sprechen.

Was uns interessiert, ist die Frage, ob der Kern die Maschine enthält, deren Leistung darin besteht, im Protoplasma Mechanismen zu erzeugen. Dürfen wir, wenn wir die Hormone mit den Zungen einer Spieldose vergleichen, annehmen, daß im Kern eine feste Walze vorhanden ist, welche die Hormone wie die Töne zwingt, nach einer bestimmten Melodie aufzutreten?

Der Kern der Zelle, der, von einer Membran umhüllt, meist als kugliges Gebilde ins Protoplasma schwebt, zeichnet sich vor dem Protoplasma der Zelle durch einen besonderen, leicht färbbaren Stoff, das Chromatin, aus, das in einzelne Teile, die sog. Chromosome, zerfällt, die im ruhenden Kerne schwammig ausgebreitet sind.

Daß in den Chromosomen die gesuchten Hormone stecken, ist kaum zu bezweifeln, nachdem es sich herausgestellt hat, daß bei der Befruchtung in die mütterliche Keimzelle ausschließlich die Chromosome des väterlichen Spermakernes übergehen und sich mit den Chromosomen des mütterlichen Kernes vermischen.

Die Chromosome sind die Überträger der erblichen Eigenschaften. Sie können jedoch diese Eigenschaften nur durch eine Umgestaltung des gesamten Zellprotoplasmas zur Geltung bringen. Daher liegt es nahe, ihnen den Charakter von Reizstoffen oder Hormonen zuzusprechen.

An die Chromosome werden wir uns daher halten bei der Suche nach einer Maschine im Kern. Ist es möglich, bei den Chromosomen ein Gefüge nachzuweisen, das ähnlich der Walze einer Spieldose das geregelte Auftreten der Hormonwirkungen verbürgte?

Bei der Suche nach einem solchen Gefüge werden wir gleich enttäuscht, denn die einzig sichtbare Handlung des Kernes besteht nicht in einer mechanischen Leistung, sondern in einer technischen Handlung — der Kernteilung.

Sie wird eingeleitet durch die Spaltung eines kleinen, außerhalb des Kernes gelegenen, Centrosoma genannten Kügelchens, das in zwei Hälften zerfällt, die auseinanderstreben und an den entgegengesetzten Polen der Zelle ihre Aufstellung nehmen. Zugleich geht eine Umwälzung im Kerne vor sich: die Chromosome ordnen sich in einer Reihe senkrecht zu der durch die Centrosomen gehende Zellachse. Inzwischen hat sich die Kernmembran aufgelöst, und im Protoplasma der Zelle haben sich deutliche Stränge gebildet, die ein jedes Chromosom mit beiden Centrosomen verbinden. Auf diese Weise ist ein zierlicher Mechanismus, die sog. Kernspindel, entstanden, die alsbald in Tätigkeit tritt. Die Chromosomenbänder spalten der Länge nach auf, und jede Hälfte wird durch die sich verkürzenden Spindelfasern an je ein Centrosoma herangezogen.

Ist dies geschehen, so entsteht um jede Chromosomhälfte eine neue Kernmembran, innerhalb derer das Chromatin sich wieder schwammig ausbreitet.

Meist folgt auf die Kernteilung eine Spaltung des Zellprotoplasmas, und dann sind aus einer Mutterzelle zwei Tochterzellen hervorgegangen.

Die Kernteilung zeigt mit aller Deutlichkeit, daß es keine Chromosomenmaschinerie gibt, nach der wir suchten. Denn was wir hier vor Augen sehen, ist das Entstehen und Vergehen einer Teilungsmaschine. Wir sind mithin wohl Zeugen eines übermaschinellen Vorganges geworden, eine der Walze der Spieldose ähnelnde Vorrichtung vermögen wir nicht aufzufinden. Aber wir sind ja gar nicht gezwungen, uns an den grobmechanischen Vergleich einer Walze zu halten. Es genügt, wenn wir eine chemisch festgelegte Ordnung annehmen, die das Abspielen der Hormone ermöglicht — wir können annehmen, daß die in den Chromosomen steckenden Hormone derart miteinander verbunden sind, daß ein jedes Hormon bei seinem Freiwerden auf ein spezifisches Ferment einwirkt, das an das nächstfolgende Hormon gekoppelt ist. Auf diese Weise würde durch eine einfache Reizübertragung die Abfolge der Hormone in einer bestimmten Reihenfolge von vornherein gesichert sein.

Eine solche chemische Maschinerie braucht keine feste, räumliche Anordnung zu besitzen und wäre doch eine vollgültige Maschine. Auch die chemische Maschine wäre wie jede andere Maschine in ihren Leistungen an ihren chemischen Mechanismus gebunden und nicht imstande, ihr chemisches Gefüge umzugestalten.

Wir nehmen jetzt zugunsten der Maschinentheorie des Lebens an, daß ein chemisch festgelegtes Hormonklavier im Kern vorhanden sei, und daß dieses imstande sei, die bisher unerklärlichen Vorgänge bei der Umgestaltung des Protoplasmagefüges der Amöben und Infusorien zu beherrschen. Es sind ja nur relativ wenig Tasten nötig, um in immer gleichbleibender Reihenfolge die Scheinfüße entstehen und vergehen zu lassen. Auch die Abfolge der Verdauungsorgane der Infusorien kann man auf diese Weise deuten. Das regelmäßige Entstehen und Vergehen der Mechanismen im Körper von Plasmodium vivax beweist zwar nur, daß eine Melodie ihrer Abfolge vorhanden ist. Aber diese Melodie kann man sich an ein festes chemisches Gefüge gebunden denken.

Schwieriger ist es schon, die Kernteilung über diesen Leisten zu schlagen.

Aber die wahre Probe aufs Exempel kann uns nur die Entstehung der vielzelligen Tiere aus dem einzelligen Keim geben.

Bevor wir uns an die Entscheidung der Frage heranwagen, ob es möglich ist, den gesetzmäßigen Ablauf von Vorgängen bei der Entstehung eines vielzelligen Tieres auf eine chemische Maschinerie im Kern des Keimes zurückzuführen, müssen wir uns klar machen, welcher Art diese Vorgänge sind. Wir können dreierlei Arten von Entstehungsvorgängen unterscheiden: 1. die Zellvermehrung durch Teilung, 2. die Gewebsbildung, 3. die Organbildung. Die Zellvermehrung erfolgt meist in der Weise, daß die erste Furche, die bei der ersten Teilung der Keimzelle in zwei Tochterzellen auftritt, zugleich über die künftige Medianlinie des ausgebildeten Tierkörpers entscheidet. Die Abkömmlinge der linken Tochterzelle liefern die Zellen der linken Körperhälfte, die der rechten die Zellen der rechten Hälfte. Ginge nun die Zellvermehrung in gleichmäßiger Weise weiter und geschähe sonst nichts, so würden wir z. B. bei einem Hühnerei nach Ablauf der Zellteilung ein kugeliges Gebilde vorfinden, dessen Zellen in gleichen Gruppen entsprechend ihrer gemeinsamen Abstammung zusammengehörten. Der Einfachheit halber nehmen wir an, das fertige Zellgebilde bestände aus regelmäßigen Pyramiden, die ihre Basis auf der Oberfläche, ihre Spitze in der Mitte des Eies hätten. Um ein solches Gebilde hervorzubringen, genügte eine Reihe gleicher Hormone im Kern der Keimzelle, die immer mit geteilt, immer wieder die nächste Teilung veranlaßten.

Nehmen wir ferner an, daß die Hormone, die am Schluß eines jeden Teilungsvorganges in ihren Zellen die spezifische Gewebsbildung veranlassen, während der Teilung gruppenweise getrennt würden, so daß die gleichen Hormone in die gleichen Zellpyramiden gelangten — dann würden wir immer noch nicht ein Hühnchen erhalten, sondern hier eine Pyramide mit Muskelgewebe, daneben eine Pyramide mit Knochen- oder Nervengewebe usf. Eine solche Anordnung ließe sich ebenfalls auf eine chemische Hormonmaschine im Kern des Keimes zurückführen.

Die wahre Schwierigkeit, um ein Hühnchen zu bilden, liegt in der Aufgabe, die sich teilenden Zellen so zu dirigieren, daß — wenn am Schluß der Teilung die Hormone zur Gewebsbildung schreiten — die Gewebe eine wohlgegliederte Körpermaschine liefern.

Für die Verschiebung der jeweilig vorhandenen Zellen zu Organanlagen müssen wir ebenfalls spezielle Hormone verantwortlich machen, deren zeitlich geordnetes Eingreifen durch die mit ihnen verkoppelten Fermente festgelegt ist.

Numerieren wir in Gedanken ganz summarisch die Hormone für die Organbildung entsprechend ihrem zeitlichen Auftreten, um festzustellen, wie ihre Verteilung durch die Zellteilung erfolgt. Dann wird es sich voraussichtlich herausstellen, daß bei der ersten Teilung der Keimzelle in zwei Tochterzellen die eine Tochterzelle alle mit geraden Zahlen versehenen Hormone, die andere alle mit ungeraden Zahlen versehenen Hormone erhält.

Was geschieht nun, wenn ich die beiden ersten Tochterzellen voneinander trenne? Offenbar ermangelt die linke Zelle aller Hormone, die dazu berufen sind, die rechte Körperhälfte zu bauen, und der rechten Zelle fehlen die Hormone zum Aufbau der linken Körperhälfte, die eine enthält nur die Hormone mit geraden, die andere die mit ungeraden Zahlen.

Als Driesch am Seeigelei zu diesem Versuche schritt, war er der Überzeugung, daß aus jeder der beiden Zellen eine halbe Seeigellarve hervorgehen müßte. Statt dessen entstanden zwei ganze Seeigellarven von halber Größe. Die Hormone für die rechte Körperhälfte, die sich im rechten Halbkeim befanden, hatten auch die linke Körperhälfte zu bilden vermocht, und dasselbe geschah im anderen Halbkeim.

Obgleich das chemische Hormongefüge in zwei Hälften zerrissen worden war, hatten die Hormone dennoch weiter gearbeitet, als wenn gar nichts geschehen wäre.

Dieser Versuch allein genügt bereits, um das Vorhandensein des chemischen Gefüges in Abrede zu stellen.

Aber Driesch fügte noch zwei weitere, ebenso entscheidende Versuche hinzu.

Aus den ersten Teilungszellen entsteht durch weitere Teilung ein kugliger, solider Zellhaufen, die sog. Morula. Die Morula verwandelt sich darauf in eine einschichtige Hohlkugel, die Blastula. Darauf stülpt sich die Blastula an dem einen Pol, dem sog. Urmund, ein und bildet die Gastrula. Diese ist dreischichtig, weil sich besondere Zellen, die sich in der Gegend des Urmundes abspalten, zwischen die äußere und die innere Zellschicht einschieben. Auf diese Weise entstehen bei allen Tieren mit geringen Abweichungen die drei Keimblätter.

Drieschs zweiter Versuch bestand nun darin, die Zellteilung der Morula zwischen zwei Glasplatten ablaufen zu lassen. Wurden die Glasplatten entfernt, so bildete die an Stelle der kugligen Morula entstandene Zellenplatte eine normale Blastula. Nur war die Reihenfolge der in ihr enthaltenen Zellen gründlich geändert. Es hatten sich Nachbarzellen zusammengefunden, die beim normalen Ablauf am entgegengesetzten Pol der Blastula gelegen hätten. Und trotzdem schritt die Bildung ruhig weiter, und es entstand eine durchaus normale Seeigellarve — als wenn nichts geschehen wäre.

Das bedeutet, daß, obgleich in der Blastula Zellen mit geraden und ungeraden Hormonzahlen regellos durcheinandergemischt waren, diese Verwirrung des chemischen Gefüges trotzdem von keiner Bedeutung war.

Wäre ein chemisches Geheimgefüge wirklich vorhanden, so müßte in diesem Falle ein futuristisch gestaltetes Wesen hervorgehen, dessen Organe in willkürlicher Unordnung durcheinanderliegen.

Und nun schritt Driesch zum dritten Versuch. Er wartete ab, bis die Blastula sich voll entfaltet hatte und schnitt sie nun mitten durch. Bald trennte er die voraussichtlich linke Hälfte von der rechten, bald die vordere von der hinteren Hälfte, bald schnitt er die Blastula schräg durch. Alles mit gleichem Erfolg. Immer entstanden zwei normale Larven von halber Größe. Oft war die eine größer als die andere, wenn der Schnitt nicht gerade durch die Mitte der kugligen Blastula gegangen war.

Setzen wir den Fall, daß bei einem Exemplar der Schnitt eine größere vordere, bei einem anderen eine größere hintere Halbkugel geschaffen hat, dann können wir feststellen, daß das Zellenband, das beiden gemeinsam ist, einmal die vordere, ein andermal die hinteren Leibesorgane aufbauen muß.

Das ringförmige Zellenband, das in der Norm dazu berufen ist, die mittleren Organe des Körpers zu bilden, erhält daher je nach der Schnittführung eine durchaus andere Aufgabe, die es immer mit der gleichen Leichtigkeit löst.

Es läßt sich schlechterdings keine Art von Gefüge oder materieller Bindung denken, durch welche die Zellen befähigt würden, nach Belieben verschiedene Organe zu bauen.

Jede materielle Ordnung setzt eine Beschränkung. Hier sehen wir aber, daß die Zellen unbeschränkt bald zu diesem, bald zu jenem Behufe Verwendung finden.

Müssen wir somit das Vorhandensein irgendwelcher materiell gebundener Ordnung in den Keimen ablehnen, so werden wir um so mehr eine den Stoff beherrschende Regel anerkennen müssen.

Wie beim Bau eines Hauses der Bauplan nicht in den Ziegelsteinen zu suchen ist, so ist auch bei der Entstehung der Lebewesen der Bauplan nicht in den Zellen zu suchen, die genau wie die Ziegelsteine in beliebiger Reihenfolge Verwendung finden.

Ich bin auf die Versuche von Driesch mit so großer Ausführlichkeit eingegangen, weil sie den positiven Beweis dafür bringen, daß bei der Gefügebildung die Lebensgesetze unmittelbar gestaltend eingreifen.

Diese Erkenntnis gestattet es uns, die Beobachtungen bei der Gefügebildung auf Naturwirkungen zu beziehen, die nicht mechanischer Art sind, sondern die uns einen Einblick in die Technik der Natur selbst gewähren.

Wir haben keine Walze in der Spieldose gefunden, dafür erlauschen wir eine Melodie in der Abfolge der Hormone, die von der Natur selbst gespielt wird.

Wie ein Handwerker oder Künstler zum Gelingen seines Werkes bestimmte Handgriffe in bestimmter Reihenfolge bei Bearbeitung seines Stoffes vollführen muß, so bedarf die Natur bei der Gestaltung eines Lebewesens einer gesetzmäßig festgelegten Folge von Einwirkungen auf die im Kern der Zelle bereitliegenden Hormone, um den Körper des Lebewesens durch alle Übergänge der Vollendung entgegenzuführen.

Man kann von einem im Kern der Keimzelle bereitliegenden Hormonklavier sprechen, auf dem die Melodie der Natur sich selbst abspielt. Mit der Teilung der Zellen teilen sich auch die Klaviere, die bis zum Beginn der Gastrulabildung einander gleichen, denn man kann die Zellen beliebig vertauschen, ohne das Abspielen der Melodie zu behindern.

Das ändert sich, wie Spemann durch sehr feine Pfropfungsversuche an Molchen gezeigt hat, mit dem Eintreten in die Gastrula. Dann läßt sich ein neues

musikalisches Thema der Organisation, von Spemann „Organisator" genannt, im Gebiet des oberen Urmundrandes nieder, das seinen Einfluß auf die gesamten Zellen des äußeren Keimblattes von Zelle zu Zelle fortschreitend ausbreitet und bestimmt, welcher Keimbezirk zum Nervensystem, welcher zu Epidermis werden soll.

Den Weisungen des Organisators gehorchen die Zellen unbedingt, mögen sie von vornherein an ihrer Stelle gestanden haben oder durch Pfropfung dorthin versetzt worden sein. Ja, selbst Zellen, die aus Keimlingen einer anderen Art von Molchen entnommen sind, fügen sich dem neuen Gesetz.

Sobald aber ein Keimbezirk seine Weisung vom Organisator erhalten hat, lassen sich seine Zellen durch Umpfropfung in andere Gebiete nicht mehr aus der eingeschlagenen Bahn bringen.

Innerhalb des Keimbezirkes, der sich zu einer Organanlage abgegrenzt hat, können die Zellen anfangs untereinander vertauscht werden — wieder ein Beweis dafür, daß es eine vom Stoff unabhängige Melodie ist, welche die Hormone der Kernklaviere beherrscht.

Erst beherrscht eine allen Zellen gemeinsame Melodie sämtliche Zellen in den ersten Stadien des Keimlings. Mit dem Auftreten des Organisators erhalten die einzelnen Keimbezirke ihre Spezialmelodien, die sich in ihnen abspielen.

In jeder Organanlage spielt sich die spezielle Gestaltungsmelodie vollkommen unabhängig davon ab, was in den Nachbaranlagen geschieht.

Es gibt bestimmte Molche, bei denen die Ausbildung der Vorderbeine unter einer Schutzdecke vor sich geht. Ist das Bein fertig, so findet es in der Schutzdecke ein Loch, durch das es herausschlüpfen kann. Braus konnte zeigen, daß dieses Loch in der Schutzdecke auch entsteht, wenn man die Beinanlage vor ihrer Ausbildung unter der Schutzdecke wegoperiert. Das Loch wird eben nach der speziellen Melodie der Schutzdecke gebildet und steht in gar keinem ursächlichen Zusammenhang mit der Beinanlage. Beide werden nach einem gemeinsamen Plan ausgebildet und hängen daher wohl technisch, aber nicht mechanisch zusammen.

Es sind übermaschinelle oder, um mit Reinke zu sprechen, diaphysische und nicht physische Faktoren, welche die Körpermaschine aufbauen.

Es fragt sich nun: Ist die ausgebildete Körpermaschine am Ende auch keine bloße Maschine? Wird sie vielleicht auch von übermaschinellen Faktoren beherrscht, wie sie von ihnen gebildet wurde? Auch unsere menschlichen Maschinen bedürfen einer Überwachung durch einen Techniker, der für einen dauernd richtigen Gang sorgt und Gefügeverluste wieder ausgleicht.

Ein sehr merkwürdiges Experiment hat diese Frage beantwortet. Wenn man einem Regenwurm das vordere Drittel seines Leibes wegschneidet, so regeneriert die Wundfläche des vorderen Drittels den fehlenden Rumpf. Schneidet man aber die vordersten Leibesringe vom vorderen Drittel ab und heilt dieses in verkehrter Richtung mit der vorderen Wundfläche an den Rumpf an, so daß jetzt die hintere Wundfläche des vorderen Drittels nach vorne schaut, so regeneriert dieses nicht, wie zu erwarten, ein Hinterende, sondern das fehlende Vorderende.

Damit ist unsere Frage entschieden. Kein noch so feiner Mechanismus der Körperzellen wäre imstande, sich nach dem Bedürfnis des Ganzen zu richten und einmal ein Hinterende, ein andermal ein Vorderende zu erbauen.

Der fertige Tierkörper, dessen Leistungen durchweg mechanisch sind, untersteht trotzdem einer übermechanischen Leitung.

Nun wird es auch plötzlich klar, wie es möglich ist, daß besonders höhere Tiere nicht nur maschinelle Reflexbewegungen ausführen, sondern zu plastischen Handlungen befähigt sind, die von einem zwangläufigen Gehirngefüge gar nicht vollbracht werden können.

Das Grau des Großhirnes, das der Hauptsache nach aus protoplasmatischen Zellen besteht, besitzt ebenfalls die Fähigkeit der Gefügebildung. Zur Ausführung einer jeden einzelnen Handlung bedarf der Körper stets eines vollkommen durchgebildeten Mechanismus auch im Großhirn. Dieses aber besitzt außerdem wie die Amöben die Fähigkeit der Gefügebildung. Und diese erfolgt stets nach einer den Stoff beherrschenden Regel der Natur.

Nicht allein die Zellen des Keimes und die Organanlagen des Embryo, auch der ausgebildete Tierkörper mit seinem feindurchgearbeiteten Mechanismus ist letzten Endes einer höheren, übermaschinellen Leitung unterstellt. Und diese allein ist es, die wir *Leben* nennen.

Man kann sich ganz gut ein Pferd vorstellen, das einen vollständig ausgebildeten Körpermechanismus besitzt, das traben, galoppieren und einen Wagen ziehen kann, in dem aber jede Leistung zwangläufig abläuft. Ein solches Pferd wäre an sein festes Gefüge gebunden und daher nicht imstande, die geringste Verletzung seines Körpers, den geringsten Verlust seines Mechanismus wieder gutzumachen. Änderungen in der Außenwelt, auf die sein Gefüge nicht eingestellt wäre, müßten ihm notwendig zum Verderben werden. Es wäre eben nur scheinbar lebendig, in Wirklichkeit aber tot, und ohne Hilfe eines Technikers wäre sein Dasein als geordneter Mechanismus in kürzester Frist beendet. Denn *die mechanische Ordnung einer Maschine trägt keinerlei Gewähr ihrer Erhaltung in sich selbst.* Nur solche Maschinenpferde sind es, die wir bestenfalls herstellen könnten — ein Lebewesen zu verfertigen, geht über unsere Kraft.

Ein von Menschen verfertigtes Maschinenpferd würde ferner wie alle menschlichen Maschinen in und für die Menschenwelt geschaffen sein.

Hierdurch offenbart sich ein klaffender Abgrund zwischen Lebewesen und Maschine. Das lebende Pferd ist nämlich nicht für die Menschenwelt geschaffen, sondern ganz ausschließlich für eine Pferdewelt, von der wir Menschen nur eine dürftige Vorstellung haben.

Dies ist die grundlegende, aber viel zu wenig beachtete Tatsache, daß nämlich ein jedes Lebewesen, sobald seine Organe zu arbeiten beginnen und sein Körper die Beziehungen zur Außenwelt aufnimmt, sich in einer eigens für seine Bedürfnisse hergerichteten Umwelt befindet.

Die Dinge der Außenwelt, die, von unserem menschlichen Standpunkt aus betrachtet, eine festumschriebene Form, eine ganz bestimmte Größe, Farbe, Härte, Duft und Geschmack haben, die sich mit einer ganz bestimmten Geschwindigkeit bewegen, besitzen in Wahrheit eine unvorstellbar große Plastizität und Änderlichkeit.

Jeder von uns weiß ganz genau, was ein Grashalm, den unser Fuß zertritt, für ein unbedeutendes Ding ist. Aber für einen Heuhüpfer ist es von großer Wichtigkeit, weil es ihm ein breites, elastisches Sprungbrett darbietet; für eine Kuh ist es ein Leckerbissen, der von ihrer Zunge umfaßt und von ihren Zähnen zerrieben wird; für die Zikadenlarve im Kuckucksspeichel ist der Grashalm das Faß ohne Boden, aus dem sie ihren Nahrungssaft herauspumpt, der zugleich die Wände ihrer luftigen Schaumwohnung bildet.

Andere Merkmale bietet der Grashalm dem anderen Tier, das seinerseits mit anderen Werkzeugen versehen ist, um ihm zu Leibe zu gehen.

Wie dem Grashalm, so geht es jedem Ding der Außenwelt — es wird zu einem Menschending in der Menschenwelt — zu einem Pferdeding in der Pferdewelt — zu einem Zikadending in der Zikadenwelt usf.

Ein jedes Lebewesen baut sich dank seiner speziellen Sinnes- und Handlungswerkzeuge eine mit seinen Dingen erfüllte Umwelt auf. Und ein jedes, unter nor-

malen Umständen zur Welt kommende Lebewesen findet auch an seinem Geburtsort solche Dinge vor, die es in seine Welt aufnehmen kann. Höchst bemerkenswerterweise sind bei einem jeden Tier die Sinnesorgane auf die gleichen Objekte eingestellt, wie seine Werkzeuge, auch wenn sie beide mit durchaus verschiedenen Eigenschaften des gleichen Objektes in Beziehung treten. Die Augen der Zikade, die ihr den Weg zum Grashalm weisen, sind ganz außerstande, die Saftgefäße im Inneren des Halmes zu sehen, die sie ansticht und auspumpt, dank ihrer für diese Vorrichtung eigens gebauten Werkzeuge.

Auch der Umfang der Umwelt ändert sich von Tier zu Tier. Der Horizont des Menschen ist viel umfangreicher als der der Kuh. Für die Zikade ist er kaum einen halben Meter entfernt.

Am auffallendsten aber ist die Änderung des Inhalts der Umwelten. Wie wir sahen, ist vor allem die Gegenleistung, die ein jeder Gegenstand in der Umwelt dem einzelnen Subjekt bietet, von ausschlaggebender Wichtigkeit.

Was bedeutet ein Grashalm für uns Menschen? Er ist eines der unbedeutendsten Glieder der reichen Menschenwelt, die uns umgibt. Er ist nicht nur unbedeutend, sondern auch klein. Er wächst an Bedeutung und Größe in der Umwelt der Kuh, die ihn zur Nahrung wählt. Einen stattlichen Teil der ganzen Umwelt umfaßt der Grashalm, wenn er zum Sprungbrett für den Heuhüpfer wird. Und riesengroß wie die Weltesche steht er da in der Umwelt der Zikade.

Dies alles ist leicht einzusehen. Aber man muß schon tiefer schürfen, wenn man die ganze Breite der Änderlichkeit der Objekte überschauen will. Unser Auge und unser Gehirn sind fähig, sehr feine Unterschiede der Formen allenthalben aufzufassen. Die Netzhaut unseres Auges birgt abertausend lichtempfindliche Elemente, von denen ein jedes uns die Kenntnis eines anderen Ortes der Außenwelt übermittelt. Die Fläche, die der Ort eines besonders sehtüchtigen menschlichen Auges deckt, ist so klein, daß selbst die Monde des Jupiter voneinander getrennt werden können. Diese Sehschärfe ist freilich den meisten unter uns versagt.

Trotzdem setzt sich auch unsere Welt immer noch aus sehr kleinen und sehr zahlreichen Mosaiksteinchen zusammen.

Wird die Zahl der lichtempfindlichen Elemente viel geringer, wie z. B. bei den Insekten, so setzt sich die Welt aus entsprechend weniger Orten zusammen. Es müssen dabei die feinen Unterschiede der Formen immer mehr verloren gehen, je weniger Mosaiksteinchen beim Bau des Weltbildes verwendet werden. Die Insekten unterscheiden daher die Umrisse der Objekte nur in der Nähe in genügender Deutlichkeit, um ihnen auszuweichen. Die Stubenfliege aber vermag einen Faden der Spinne, dessen Dicke geringer ist als die von einem Fliegenort gedeckte Fläche, nicht mehr zu sehen.

Und nun denken Sie sich die Anzahl der Orte auf wenige hundert eingeschränkt, wie bei den Schnecken. Dann verlieren alle Objekte ihre Feinheiten und wirken nur noch als Flächen.

Was von den Orten gilt, gilt auch für die Farben. Diese nehmen bereits bei den Vögeln an Zahl ab. Die Umwelten der großen Mehrzahl aller Tiere enthalten gar keine Farben mehr. Ihre Welt besteht nur aus helleren oder dunkeln Flächen. Das gleiche gilt von den Tönen, deren Fülle unsere Welt verschönt. Sie beschränken sich bei den Krebsen auf einige Schwirrungen.

Die Gerüche ändern sich in den Tierwelten vollends. Bestimmte Schmetterlingsweibchen produzieren einen uns völlig unbekannten Duft, der die Männchen aus meilenweiter Ferne herbeizulocken vermag. Offenbar weil die Männchen nur diesen Duft in unerhörter Verdünnung als einzigen wahrzunehmen vermögen. Sonst müßte er von den anderen Gerüchen übertönt werden.

Jeder Riechfühler eines Insektes gleicht, da er von Art zu Art wechselt, einem immer andersgebauten Zauberstab, der immer andere Gerüche in die Welt seines Trägers hineinzaubert.

Immer und ganz ausschließlich ist es das lebende Subjekt, das die Größe und den Inhalt seiner Umwelt bestimmt, und das die Objekte ummodelt, ähnlich dem Maler, der mit seinen Farben die Fläche der Leinwand nach eigenem Gesetz ausfüllt.

So offenbart sich uns, vom Standpunkt des Lebens aus gesehen, die völlige Abhängigkeit der Außenwelt mit all ihren Objekten von den Subjekten. Wenn jemand die Formel für das Leben schreiben wollte, so müßte er die Subjekte als Konstante, die Objekte als Variabele einführen.

Das Leben tritt immer nur in der Form von Einzelwesen auf. Es ist niemals eine allgemeine Beziehung zwischen Objekten, wie die Schwerkraft, die Wärme und die übrigen anorganischen Kräfte. Es ist ohne Subjekte überhaupt nicht vorhanden.

Die für die Menschenwelt allein ersonnene Maschinentheorie des Lebens tötet alles Lebendige um uns.

Außer dieser allgemeinen Erkenntnis können wir aber dank der neuen Forschungen Näheres über das Leben aussagen. Wir wissen, daß es die Körpermechanismen nach eigenen subjektiven Bauplänen aufbaut und erhält. Es ordnet nicht nur die Organe des Körpers bald an Raum, bald in der Zeit, es bestimmt auch die räumlichen Beziehungen der Lebewesen zu ihrer Umwelt.

Das Gleiche gilt von der Zeit. Es lassen sich Umwelten zeigen, in denen der Moment nicht, wie bei uns, eine Zehntelsekunde beträgt, sondern entweder bedeutend kürzer oder länger ist. Ist der Moment viel kürzer, so werden alle Bewegungen der Außenwelt viel langsamer. In der Umwelt einer Taube naht sich der heranrollende Wagen viel langsamer als für uns. Sie finden daher immer noch Zeit genug, wegzufliegen, wenn es für uns zu spät wäre, auszuweichen.

In der Umwelt der Mollusken, die sehr lange Momente haben, geht alles in einem beschleunigten Tempo vor sich. Der Pilgermuschel naht der Seestern mit seiner für uns kaum merkbaren Geschwindigkeit so schnell, wie uns ein trabendes Pferd. Sie muß daher viel frühzeitiger darauf reagieren, als wir es an ihrer Stelle tun würden.

Das Leben setzt nicht bloß die Grenzen für den sichtbaren Raum der Umwelt, der jedes Tier wie eine Seifenblase umgibt, es setzt auch die Grenzen der Zeit und bestimmt, wann diese Seifenblase zerspringen muß, wann mit dem Ende der Körpertätigkeit auch die Umwelt verschwindet.

Die wenigsten Tiere und Pflanzen überdauern die Spanne eines Jahres. Anderen sind die Grenzen weiter gesteckt. Aber auch bei ihnen folgt auf die Jugend das Alter als Vorbote des Endes, das uns alle erwartet.

Daraus zu schließen, daß das Leben selbst sterben könne, ist ein unverzeihlicher Trugschluß. Entstehen, Gestaltung und Dauer der Körpermaschine eines jeden Lebewesens gehorchen einem subjektiven Gesetz, wie die Töne eines Liedes einer Melodie gehorchen. Wir behaupten doch auch nicht, daß die Melodie tot sei, wenn das Lied verklungen ist.

Warum behauptet man dies vom Leben? Wir sind in jedem Frühjahr Zeuge davon, daß in tausendfältigen Keimen die Lebenslieder neu erklingen nach unsterblichen Melodien, die ebenso sicher einsetzten, wie das Kristallgesetz im Winter den Nebeltropfen der Wolken in die strahlige Form des Schneekristalls zwingt.

Ein jedes Zeitalter in der Menschheitsgeschichte zeichnet sich durch seine ihm eigentümliche Blindheit aus. Wir stehen an der Wende des mechanischen Zeitalters, dessen Blindheit nun allen offenbar wird.

Der Hauptfehler in der bisherigen Weltbetrachtung lag darin, daß man ausschließlich von der Menschenwelt ausging, in der sich die Lebewesen als selbsttätige Objekte umhertummeln sollten.

Man ergötzte sich wohl an ihrer Vielgestaltigkeit und an der Feinheit ihrer Mechanik — aber man übersah gänzlich, daß zu jedem Lebewesen eine eigene Welt gehört, völlig verschieden von der unsrigen.

Man vermochte weder zu sehen, daß andere Räume und andere Zeiten, noch daß andere Gegenstände diese Welten erfüllen, die alle nach immer neuen und höchst merkwürdigen Lebensgesetzen geformt sind.

Hier muß in Zukunft eine ganz neue Wissenschaft einsetzen.

Aber auch unsere eigene Menschenwelt bedarf dringend der Korrektur. Unsere wirkliche Welt ist in der Anschauung als ein vollkommen abgeschlossenes Ganzes gegeben. Unser Menschenraum schließt mit dem Himmelsgewölbe ab. Was darüber hinaus errechnet wird, gilt nur für die Vorstellung eines gedachten Raumes. Ein jeder von uns ist von einer undurchdringlichen Schale, die seine Welt umschließt, umgeben. Alles, was sich innerhalb der Schale befindet, ist in Größe, Farbe, Form und Bedeutung streng an unser eigenes Lebensgesetz gebunden.

Es kann nichts Lehrreicheres und Ergötzlicheres geben, als sich die Rolle vorzustellen, die wir selbst in fremden Umwelten spielen. Wie sehe ich aus in der Welt der Wespe, des Pferdes, meines Hundes und gar in den Umwelten meiner lieben Mitmenschen? Schmeichelhaft würde eine solche Reise durch die Umwelten nicht sein, aber in hohem Maße erzieherisch.

Vor allem kommt es aber darauf an, daß man sich vollkommen klar darüber wird, in welchen Beziehungen man zum Mechanismus des eigenen Körpers steht. Bisher gab man vor, das Subjekt Mensch müsse mit seiner Körpermaschine eines Tages gemeinsam zugrunde gehen.

Davon kann gar keine Rede sein. Wir als Subjekte sind Teile eines unvergänglichen Lebensgesetzes. Hier liegen die wahren Wurzeln unseres Daseins.

Der billige Wahn, daß mit dem Tode unseres Körpers für uns alles zu Ende sei, hat ausgespielt.

Das ewige Leben fordert wieder seine Rechte.

Zerfallen

Erzählung

von

P. J. Arnold

Die Dame des Hauses zog sich zurück.

Sie stand schon im Rahmen der Tür; da wandte sie sich noch einmal zu ihrem Gaste: „Vielleicht wird Ihnen mein Mann heut abend das Rätsel lösen, das der Tag Ihnen aufgegeben hat, Herr Braun. Nur müssen Sie nicht locker lassen mit bitten; es ist manchmal nicht ganz leicht, ihn herumzukriegen."

Auf den fragenden Blick ihres Gatten hin ging sie zu ihm zurück und verabschiedete sich zum zweitenmal in liebenswürdigster Weise von ihm, ehe sie die beiden allein ließ.

„Was ist denn los, Braun?“ fragte der Hausherr. „Ich bin wirklich begierig, was ihr da Geheimnisvolles habt.“

„Von dir gerade möchte ich hinter seine Türen geführt werden“, wandte sich dieser ihm zu. „Am Nachmittag ging ich auf meinem Spaziergange auch über euern Friedhof. Die Bauern hier haben sich für ihre letzte Ruhe den schönsten Platz der ganzen Gegend ausgesucht. Du weißt vielleicht noch, wie ich vor sieben Jahren, als ich ein paar Tage bei euch war, die quadratische Anlage auf der kleinen Höhe mit den riesenhaften Baumwällen darum in ihrer großartig-feierlichen Wirkung bewundert habe. Jetzt fand ich dort zufällig beim Durchschlendern denselben merkwürdigen, halb spanischen, halb italienischen Namen wieder, den ich schon damals einmal gehört hatte. Und mit ihm stand mir wieder ein Bild vor Augen, das sich auch später wiederholt in herrischem Eigensinn ganz beziehungslos mir in vollständig andere Gedankenreihen schob: die straffe, höchstens mittelgroße Frauengestalt in Reitkleidern mitten in der Kinderschar eures Heims da draußen. Es war etwas Unaufgelöstes in dem Bild; lag's in dem Verhalten der Dame, der Kinder, ich weiß nicht mehr; jedenfalls hatte es sich mit einem Fragezeichen in meine Seele gehängt. Ich sah auf dem Steine nach; das Alter von einigen vierzig Jahren mochte stimmen, wenn es ja auch eigentlich noch nicht die Berechtigung gibt, sich schon da oben auszuruhen. Auf dem Rückwege traf ich deine Frau und fragte nach dem frühzeitigen Tode der Dame.

„Ein Unfall, wenigstens glaubt man das hier“, meinte sie und reizte meine Neugierde so noch mehr. Mit meinen weiteren Bitten um Auskunft wies sie mich an dich. Du könntest sie vollständiger und auch in anderer Beziehung besser geben. Da fiel mir auch ein, daß ihr damals meinen Erkundigungen ausgewichen wart. Deine Frau sagte mir aber ziemlich bestimmt zu, jetzt, drei Jahre nach dem Tode der Dame, würdest du sicher bereit sein, mir von ihr zu erzählen.“

Der Hausherr war aufgestanden und im Zimmer auf und ab gegangen. Er ließ seinen Freund kurze Zeit auf Antwort warten; dann setzte er sich wieder ihm gegenüber. „Ich hätte dir vordem schon aus äußeren Gründen keine befriedigende Antwort geben können; mir widerstrebte es auch, davon zu sprechen, weil ich persönlich zu stark an das Schicksal jener Frau gebunden war. Durch die Zeit bin ich freier geworden, und ich will versuchen, dir ein Bild von ihr zu geben. Eine Lösung des Rätsels kann freilich auch das nicht werden, höchstens das Ausbreiten einer menschlichen Natur, die doch schließlich immer Rätsel und Lösung zugleich bedeutet.

Wir waren Nachbarskinder, wenigstens seit unserm zwölften Jahre, als ihr Vater das Grundstück neben unserm elterlichen Hause auf der Uhlenhorst kaufte. Meine erste Erinnerung an sie umflirrt der Glanz der Außenalster, wie sie in leichtem, lichtdurchglühtem Dunst sich weitet. Sie besaß ein schmales, kanoeartiges Boot, das bald bekannt wurde; es war bei uns das erste seiner Art, ein früher Vorläufer der großen Mode. An solchen stillen, flimmrigen Sonnentagen sah man es stundenlang mitten auf dem hellen Becken treiben und sich schaukeln, ohne daß ein Zipfelchen von einem Menschenkinde darin sichtbar wurde. Nur wenn ein neugieriges Boot zu dicht daran vorüberglitt, schoß ein schwarzer Pudelkopf über den Bootsrand hoch, und ein Paar wilde Augen starrten die Insassen so haßbrennend an, daß ihnen die Lust zu weiterer Annäherung vergehen mußte, namentlich, da das Gesicht mit seinen unfertigen, eckigverschwommenen Zügen nichts Anziehendes hatte und auch nicht durch den wirren Strudel des ungekämmten Lockenwusts bekam.

Ein Spielgefährte von mir und ich beschlossen, sie in ihrem Treiben zu stören, das uns durch seine Eigenwilligkeit gereizt und geärgert hatte. Wir lenkten eines Tages unser Boot auf sie zu, um ihr Kanoe zu entern; zu welchem Ausgange, hatten wir uns wohl kaum überlegt. Als ich hinübersaßte, um es Bord an Bord mit uns

zu ziehen, sah ich nur die in tückischer Bosheit aufblitzenden Augen und fühlte im selben Augenblicke einen solchen Hieb mit ihrem Ruder auf der Hand, daß ich alle Standhaftigkeit eines Indianers am Marterpfahl, die ich oft genug phantasiemäßig durchgeprobt hatte, zusammenreißen mußte, um nicht aufzubrüllen.

Damit begann unsere Freundschaft.

Allerdings war meine Unternehmungslust für den Augenblick vollkommen gestillt; meine Finger mußte ich noch tagelang im Verband tragen. Unsere Gärten waren nur durch eine niedrige, geschnittene Hecke voneinander getrennt, und so sah sie, was sie angerichtet hatte. Ich weiß noch, daß ich mich an einem der nächsten Nachmittage vergebens mühte, die Schaukel an dem Gerüst aufzuhängen, weil ich mit der Linken nicht zufassen konnte. Plötzlich stand sie hinter der Hecke fast neben mir, ohne daß ich sie bis dahin bemerkt hatte.

„Soll ich dir helfen?" Heute noch höre ich, wie die Worte mit lauernder Gespanntheit zu mir herüberflogen. Schon war sie über die Hecke gesprungen und an meiner Seite. Da griff ich trotz des Zuckens und Stechens in der gequetschten Hand zu und brachte den Ring in seinen Haken. Der zur Schau getragene Gleichmut zwang ihr anscheinend einige Achtung ab, und ich merkte auch, daß sich hinter ihren Äußerungen von Schadenfreude ein weibliches Mitleid nicht ganz verstecken konnte.

Hatte ich sie in den ersten Wochen unserer Nachbarschaft im Garten kaum zu Gesicht bekommen, so lagen wir von nun an eigentlich ständig zusammen. Ich machte mich für sie frei, so weit ich konnte, und um sie kümmerte sich im Grunde genommen niemand. Am wenigsten ihr Vater.

Jetzt lernte ich auch ihn kennen, soweit das bei ihm möglich war. Ich habe von ihm nur den Eindruck eines etwas angetrockneten älteren Herrn behalten, der in jeder Beziehung zugeknöpft war. Später erfuhr ich, daß er die Leidenschaftlichkeit seiner jungen Jahre in Brasilien verpufft hatte; man erzählte von tollen Sachen dort. Was sich bei ihm unter der heißen Sonne als explosionsfähig erwiesen hatte, war aber vollkommen ausgeglüht oder verglomm wenigstens äußerungslos, als er in unsere härtere Luft zurückgekehrt war. Das einzige, was an Temperament bei ihm erinnern konnte, war ein Sammeleifer, der nach Madonnenbildern griff, besonders solchen aus italienischen Schulen. Als ich mir die kleine Galerie mit reiferen Augen betrachtete, merkte ich, daß sie reichlich wahllos zusammengeholt war, sicher ohne jeden Kunstverstand und jedes Empfinden für ästhetische Werte. Es mochte ihn eine leise Motivsehnsucht dazu getrieben haben.

Aus Brasilien hatte er auch seine Frau mitgebracht. Sie war nicht mehr da. Als wir einmal von ihr sprachen, führte mich Stephanie, wie wir sie in der deutschen Form ihres Namens nannten, statt des spanischen Estefania, in ein unbewohntes Dachzimmer ihres Hauses und zeigte mir das dort aufgehängte Porträt ihrer Mutter. Ich sah eine füllige Dame mit nichtssagendem Gesicht. Als mich Stephanie dann in ihr Wohnstübchen gezogen hatte, erzählte sie mir alles von ihr, was sie wußte. Es war nicht viel und verdichtete sich schließlich in einer Vorstellung: Wie sie leicht bekleidet in ihrem überhitzten Zimmer auf ihrem Ruhebette lag, sich wohlig dehnend in untätigem Sich-Selbst-Genügen und in dem Gefühl des eigenen pulsenden Körpers; aus ihrer schläfrigen Gelassenheit blitzte es dann zuweilen aus ihren Augen auf wie die Gier eines wilden Tieres. Die Tochter schilderte das mit anderen und mehr Worten; aber es ist das Bild, das sie mir von ihr gab. Stephanie mag etwa fünf Jahre alt gewesen sein, da war die Mutter eines Tages verschwunden. Der Vater forschte ihr nicht weiter nach, als er erfahren hatte, daß sie zuletzt auf einem nach Südamerika fahrenden Dampfer gesehen worden war. Auch in den folgenden Jahren sprach er nie über sie.

Unsere Spiele führten zu immer größerer Vertraulichkeit. Doch hat es keinen Zweck, dir das alles zu erzählen. Ich will versuchen, mich auf das zu beschränken, was unmittelbar die Züge ihres Wesens formt.

Am liebsten streckte sie sich lang auf dem Rücken im Grase aus oder in einer Hängematte, die sie niedrig über dem Boden zwischen zwei Bäumen befestigt hatte. Ich mußte mich neben sie legen und ihr erzählen; irgend etwas, je wilder, desto besser. Nur durfte es nichts sein, was sie selbst irgendwo gelesen hatte, oder was ihr sonstwie bekannt geworden war. Ich erreichte mit der Zeit einige Übung im Darstellen der ungeheuerlichsten Begebnisse; auch kam mir zu Hilfe, daß Stephanie wenig Bücher in die Hand nahm und ich alles mögliche Erlesene in meine Phantastereien einflechten oder doch mit einiger Verzerrung anbringen konnte. Meine Erfindungskraft ist nie groß gewesen, und so versuchte ich schließlich halb aus Not doch einmal aus einem Buche vorzulesen, von dem ich annahm, daß es ihr gefallen würde. Es waren alte spanische Novellen, die ich in der Bibliothek meines Vaters aufgestöbert hatte. Ich kam kaum über die erste Seite hinaus, und auch das nur, da sie nach ihrer Gewohnheit das Gesicht von mir weggedreht hielt. Dann nahm sie mir das Buch aus der Hand, warf es im Bogen weg ins Gras und meinte, lesen könne sie selbst, wenn sie dazu Lust hätte; sie wolle mich erzählen hören.

Wir waren damals übrigens schon ungefähr sechzehn Jahre alt. Die Stoffe meiner gelegentlichen Augenblicksdichtungen waren nach und nach aus dem Gebiete der blutigen Abenteuer herausgerückt und streiften gewöhnlich das Erotische. Wie ich heute noch glaube, haben das ihre eigenen, dazwischen geworfenen Bemerkungen veranlaßt. Von mir aus allein hätte ich dergleichen kaum gewagt. Nicht, daß ich ihr verfängliche Sachen auftischte, doch waren die Situationen wohl so, daß sie der Sinnlichkeit Spielraum zu phantastischer Auswirkung gaben. Eines Tages malte ich in einem Machwerk, das einem orientalischen Märchen gleichen sollte, eine Szene aus, die mit der von Susanna im Bade entschiedene Familienähnlichkeit hatte. Als ich mich ehrlich um einen Ausweg aus dieser heiklen Lebenslage der jungen Königin abmühte, warf sich Stephanie mit einem Ruck zu mir herum und glühte mich mit brennenden Augen an:

„Was hättest du da getan?"

Im Augenblick war ich gänzlich verwirrt, hilflos, diesem Überfall gegenüber. Da war sie auch schon aufgesprungen und, ohne sich umzuwenden, rasch ins Haus gegangen.

Ich stand damals auf der Entwicklungsstufe, wo der junge Mensch die inneren Wirren, die durch das gewaltsame Heraufdringen der Leidenschaftlichkeit in die sich langsam aufbauende Natur entstehen, in der Regel in sich selbst abzutun sich müht, noch nicht wagt, sich darin mitzuteilen. Bei mir war das vielleicht besonders stark ausgeprägt. In Wahrheit war ich nicht kühler als andere, nur umschlossener; äußerlich ebenso zaghaft wie innerlich voll von verzehrendem Begehren. Dabei war es für mich eine unmögliche Vorstellung, daß eine sinnliche Gier in Stephanie hätte aufschießen können. Und wenn sie es mich in der nächsten Zeit auch ein paarmal sehr deutlich merken ließ, so war ich doch im nächsten Augenblick wieder der festen Überzeugung, mich getäuscht zu haben. Ich blieb wohl sogar ein paar Tage weg, weil ich mich meiner Gedanken über sie schämte; jedenfalls fehlte mir vollkommen die Fähigkeit, ihr darauf zu antworten. Das brachte uns auseinander.

An einem Morgen, dessen graudunstige Schwüle das Blut in schweren Schlägen durch die Adern trieb, waren wir zusammen ausgeritten; Stephanie auf ihrem kleinen Braunen, den sie verzog wie ein Kind. Wie immer im schärfsten Tempo. Auf dem Tiere schien sie doppelt zu leben; es war, als ob seine Sprungkraft ihr durch den Körper schnellte. Zurückgekehrt, warf sie sich in ihre Hängematte und

riß den locker gerüttelten Haarwust mit unruhigen Fingern auseinander. In mir gärte die Bruthitze des drückenden Tages. Ich bückte mich, die ins Gras gefallenen Nadeln aufzuheben. Sie nahm meinen Kopf und drückte ihn in das wirre Haargerieſel. In willenloſem Taumel lag ich einen Augenblick in dem prickelnden Netze, das alle Sinne mit ſeinem berückenden Duft gefangen hielt. Dann nahm ſie mich mit in ihr Zimmer. Sie wollte ſich zu einem gemeinſamen Gange in die Stadt umziehen. Ich war in der doch ſonſt vertrauten Umgebung unſicher wie nie, ſtand herum und griff mit heißen Händen nach allen möglichen Sachen, die dort lagen. Die Tür zu dem anſtoßenden Schlafzimmer ließ ſie halb offen. In fiebriger Erregung lief ich hin und her, wagte aber doch nicht, mich der Tür zu nähern und drehte kurz vorher um. Deutlich hörte ich ſie die Kleider abſtreifen. Ich ſtand mit zuckenden Pulſen dabei, wie feſtgewachſen, und konnte keinen Schritt mehr vorwärts tun. Drüben war es auch ganz ſtill geworden; eine unendlich lange Zeitſpanne, wie mir ſchien.

Da ſchlug die Tür zu. Mir war's faſt eine Erlöſung, und doch durchfuhr's mein Inneres wie ein ſchneidender Schmerz. Nach einiger Zeit klopfte ich, klopfte wiederholt. Endlich rief ſie: „Geh doch!“ Und — ich ging.

Wäre ich ein paar Jahre älter geweſen, hätte das ſicher einen anderen Ausgang genommen. Doch ich zweifle, ob es einem von uns zum Glücke gedient hätte.

Etwa eine Woche darauf traf ich Stephanie in ihrem Wintergarten ſitzen, einer Art Treibhaus, das mit den Wohnräumen verbunden war und voll tropiſcher Gewächſe ſtand. Sie hatte ſchon tagelang dort gekauert, trotz der feuchtſchweren Wärme da drinnen und der ſommerlichen Luft draußen fröſtelnd, und in einen weichen, ſtark farbigen Schal gewickelt. Wir ſprachen wenig miteinander. Sie ſah meiſt an mir vorbei und kraute ihrem Papagei, der neben ihr in dem dunklen Grün ſaß, das grau-roſa Gefieder. Sie erſchien mir ſo fremd, daß ich es nicht begreifen konnte. Und als ſie zum Abſchied ihre Hand, die vom Anfaſſen des Vogels leicht gepudert war, wie leblos mir entgegenſtreckte, wußte ich kaum noch, daß ich ſie je gekannt hatte.

Auf der Straße erſt merkte ich, wie leer es in mir geworden war. Ich trug jahrelang an dieſem Nichts in mir. Manche Leute glauben ja, über die erſte Liebe ſpäter mindeſtens lächeln zu müſſen; vielleicht wäre es beſſer, ſie ein wenig ernſter zu nehmen.

Ich ging nicht mehr aus eigenem Antriebe ins Nachbarhaus; eine gegenſeitige Scheu drängte unſere Wege auseinander. Erſt im nächſten Winter führte mich eine kleine Feſtlichkeit in ihrer Wohnung wieder zu ihr. Für ſie war ich nicht da; mich ſelbſt bannte mein Gefühl in einen gewiſſen Abſtand, wie man ſich einer ſeltſam fremden Gewalt nicht zu nähern wagt, oder der brutalen Offenheit einer blutſtrömenden Wunde. In ſpäter Stunde hatten ſich die jungen Leute im Muſikzimmer geſammelt. Stephanie wurde im Laufe des Abends ſtiller und zurückhaltender. Jetzt ſaß ſie in ſich zuſammengezogen in der dunkelſten Ecke des kleinen Saales. Man ſpielte etwas, ſang. Zuletzt verſuchte ein junges Mädchen einen Tanz. Stephanie ſtarrte in den lichtdurchſchimmerten Knäuel. Plötzlich ſprang ſie auf, ſtellte ſich in die Mitte des Kreiſes und verlangte irgendein wildes Stück. Nun begann ſie, ihren Körper zu drehen, biegen, aufzuwerfen, ihre Glieder in zuckendem Spiele zu ſchleudern, unbekümmert um alle Grenzen der weiblichen Kleidung, wilder und immer wilder, daß ſie ſchließlich wie ein flammender Wirbel in der zurückgewichenen Runde ſtand.

Dann brach ſie faſt zuſammen.

Unter den jungen Männern war einer, der als rückſichtsloſer Genießer bekannt war. Ich ſah die beiden nun oft zuſammen, beſonders häufig, wenn er ſie zu ge-

meinsamen Ritten abholte; auch darin trat er an meinen Platz. Er begriff Stephanie besser als ich, wenn man so will, und war das, was sie suchte und brauchte.

Wenn ich auch über die folgende Zeit ihres Lebens genauer unterrichtet bin als irgendein anderer, so kommt das daher, daß die persönlichen Fäden, die mich immer noch mit ihr verknüpften, mich jede Spur ihres Lebensganges verfolgen ließen, soweit es mir möglich war. Aus späteren häufigen Gesprächen, aus Briefen und namentlich aus persönlichen Aufzeichnungen, die sie mir überwiesen hat, als sie freiwillig, was man so nennt, oder vielmehr aus der Notwendigkeit ihrer Natur aus dem Leben ging, kenne ich sogar die geheimsten Vorgänge, ihre Ansichten, Stimmungen und inneren Kämpfe, viele bis in jede mitteilbare Regung.

Mit jenem Manne kam sie schnell zum Ziel — ohne daß dem quälenden Drängen ihres Innern dadurch eine Entspannung gefolgt wäre, jedenfalls auf die Dauer. Sie schaffte ihn ab und gab ihm Nachfolger. Ihre sprunghafte Laune hielt bei keinem lange aus; am längsten noch bei einem Maler, dem sie sich als Modell gegeben hatte. Bei ihm kamen auch die feineren, geistigen Bedürfnisse ihrer Sinnlichkeit zu ihrem Recht. Sie waren nicht umfangreich, aber deshalb nicht weniger fordernd. Hatten sie sich in ihren Kinderjahren am schärfsten in dem Verlangen nach meinen phantastischen Erfindungen geäußert, so sah sie nun die Möglichkeit, nicht nur in Gedanken an der Formung solcher traumgeborenen Bilder mitzuwirken, in einer Weise, die ihrer Natur in jener Zeit entsprach. Sie lief stundenlang in seinem Atelier unbekleidet umher, um ihm die Möglichkeit zu Bewegungsstudien zu geben, die sich nur aus ungewollten Durchgangsstellungen erhaschen lassen. Dann wieder ertrug sie mit einer ihr sonst fremden Ausdauer die Unbequemlichkeit einer unausgewogenen Lage, bis die Glieder sie schmerzten und herunterfanken. Und sie empfand in diesem Herausstellen ihres Körpers, bei dem auch ihre ganze Seele sich ausschwang, ein Glücksgefühl, das sie bis dahin nicht gekannt hatte.

Doch blieb sie noch nicht auf dieser Bahn; ihr gärendes Blut trieb sie durch alle Tiefen. In einer tollen Anwandlung hatte der Maler ein paar Berufsfreunde zu sich geladen und Straßenmodelle dazu bestellt. Sie hatte davon erfahren. Tagelang brannten unerhörte Bilder in ihrem Hirn; eine rasende Gier folterte sie und ließ sich nicht mehr dämmen. Sie drang in ihn, mit dabei zu sein. Er wollte sie nicht herunterziehen; sein Widerstand reizte sie noch mehr. Sie bat, forderte, drohte wegzugehen; da gab er nach. Mit allen Mitteln einer bis ins Kleinste ausgeklügelten Toilettenkunst machte sie sich unkenntlich. Einen plötzlich aufquellenden Ekel trank sie mit einem Glase Sekt hinunter, dem einzigen an dem Abend. Dann tanzte sie mit den Dirnen und trieb den Sinnenrausch auf die Spitze taumelnder Ausgelassenheit.

Es war das letzte Mal, daß sie in dem Atelier war. In derselben Woche verreiste sie, angeblich zu einer Freundin. Sie blieb für ein paar Tage gänzlich verschwunden. Es waren die dunkelsten ihres Lebens. Sie hat nur einige unbestimmte Andeutungen darüber hinterlassen. Das Andenken daran peinigte sie späterhin wohl nicht, doch würgte es sie jedesmal, wenn das käufliche Laster ihr über den Weg lief. — Als sie wiederkam, war das Tier in ihr gesättigt; sie fühlte, daß nach dieser Seite hin nichts Ungenossenes mehr ihrer wartete.

Zwar hatte sie meisterlich verstanden, ihr Treiben allen Unbeteiligten aus dem Spürbereich zu rücken, aber ihr Vater merkte schließlich doch, daß seine Tochter Wege ging, die weitab von dem führten, was ihm wünschenswert erscheinen mußte. Wie weit er unter die verdeckenden Schleier sah, hat auch sie selbst nie erfahren. Er begünstigte mit einem Male jede von seinem Standpunkte aus annehmbare Heiratsmöglichkeit. Sie wies jedoch alle Absichten dieser Art schroff zurück; und als sie ver-

langte, sich im Tanz ausbilden zu lassen, legte er ihr auch dabei keine Hindernisse entgegen.

Es wurde ihr nicht leicht, sich in schulgemäße Formen zu finden. Sie mühte sich mit zähester Beharrlichkeit, ihrer Herr zu werden. In ihrem Zimmer warf sie alle beengenden Kleidungsstücke ab und zwang ihren Körper in ermüdender Arbeit, ihrem Willen zu gehorchen, bis er seinen Dienst versagte und sie genötigt war, ihm Ruhe zu gönnen. Er war kein gefügiges Werkzeug; das merkte sie bald. Auch wußte sie genau, daß sie nicht durch ihren Wuchs zur Tänzerin geschaffen war. Das aber konnte nur ihre trotzige Entschlossenheit verstärken, sich dazu zu machen. Sie konnte heulen vor Wut, wenn das Gelingen ihr unmöglich schien. Es war eine Erbitterung gegen sich selbst, die aus innerer Not herausſprang.

Du mußt schon mein Urteil mit in Kauf nehmen", wandte sich der Erzähler, sich unterbrechend, an Braun; „ich bin doch wohl noch nicht unbefangen genug, um nur berichten zu können. Auch habe ich manche Stunde damit zugebracht, mir über ihr Wesen klar zu werden, und da ich dir nicht jede Einzelheit ihres Lebens darlegen kann, mag's zur Abkürzung dienen. Manches scheint wohl auch nur Urteil, was Selbsterkenntnis ist, die ihr bittere Stunden gaben.

Wie gesagt, sie hatte kein eigentliches Talent zum Tanze, wie sie überhaupt keins hatte, nicht einmal das, einem Menschen eine Geliebte zu sein. Was ihr ganzes Sein restlos beherrschte, war der unbändige Trieb, ihr eigenes Wesen herauszustellen, es in irgendeiner Form tätig werden zu lassen, dem Wildlebendigen ihrer Persönlichkeit zum Ausdruck zu verhelfen. Die schrankenlose Betätigung ihrer Sinnlichkeit war nur ein Teil dieses maßlosen Dranges. Hätte dieser in einem bestimmten, kräftigen Talent einen vorgebahnten Ausweg gefunden, vielleicht wäre sie nie jenen Irrweg gegangen. Diese Gedanken haben sie später oft und tief beunruhigt. Die Tragik der heißen Künstlerseele in den unübersteigbaren Schranken eines produktionsunfähigen Körpers. — Doch ging sie nicht daran zugrunde, wie so manche andere. Sie bahnte sich einen Gang ins Freie aus diesen seelischen Wirrnissen durch die mit angstvoller Beharrlichkeit durchgeführte Schulung ihres Körpers. Zwar erreichte sie nie das Letzte darin, die natürliche Selbstverständlichkeit im spielenden Gebrauche ihrer Glieder; aber vielleicht war es bei ihrem öffentlichen Auftreten gerade der letzte, noch eben merkbare Rest krampfhafter Gewaltsamkeit, der das wahnsinnige innere Aufstrudeln besonders deutlich werden ließ, und der zu ihren Erfolgen führte, und nicht die Fähigkeit besonders hoher künstlerischer Gestaltung. Von Petersburg nach Stockholm, Paris und Budapest umjubelte man sie. Das Siegesgefühl, ihre innere und die äußere Welt bezwungen zu haben, gab ihr für einige Jahre ein Gleichgewicht der Seele, das sie nie vorher noch nachher besessen hat.

In dieser Zeit traf ich wieder mit ihr zusammen. Es war bei einer Abendgesellschaft in Berlin. Ich wußte, daß ich sie dort sehen würde, und daß ich ihr in dem kleinen Zirkel nicht aus dem Wege gehen könnte. Dennoch wollte ich nicht fernbleiben und umpanzerte mich mit dem Trotz einer gewissen inneren Sicherheit; damals war ich siebenundzwanzig Jahre. Meine Absicht war, ihr völlig kühl gegenüberzutreten. Zuerst gelang mir das auch, das heißt, sie ließ mich meine von mir gewählte Rolle spielen. Dabei konnte ich beobachten, was ich vorher schon gehört hatte. Sie verbreitete eine merkwürdige Atmosphäre um sich. Man wußte in diesen Kreisen, daß sie nicht unbedingt unzugänglich war; ebenso klar war man sich aber über die Unmöglichkeit, sie sich zu erobern. Sie wählte, ganz wie sie wollte, und sie wählte sehr sparsam. So suchte man allgemein, ihr zu gefallen, war liebenswürdig, ohne sich übermäßig an sie zu drängen.

Mich ärgerte im Laufe des Abends fast schon mein angenommenes Wesen, und

ich war im Begriff, mich in den herrschenden Ton einzustimmen; da kam sie auf mich zu und nahm meinen Arm. Das geschah so unerwartet, daß ich mich einen Augenblick nicht zurechtfand, und als ich sie förmlich mit „Sie" anredete, lachte sie und meinte: „Was willst du denn damit?" Da hatte ich, wohl zum letztenmal in meinem Leben, das ausgesprochene „Dumme-Jungen-Gefühl". Sie zeigte die liebenswürdige Hilfsbereitschaft der erfahrenen Dame, die jede Lebenslage beherrscht, stellte mich rasch auf die gleiche Plattform mit sich und war von nun an ausschließlich für mich da. Und ich für sie. Die andern schob sie fast unmerklich in einige Entfernung. Sie brach bald auf und bat mich, den Tag bei ihr mit einer Tasse Tee zu beschließen. Mir kam gar nicht der Gedanke, auszuschlagen.

Gleich beim Eintritt in ihre Wohnung sagte sie in meinem Beisein zu dem bedienenden Mädchen: „Du bleibst so lange auf, auch wenn's spät wird, daß du den Herrn nachher hinunter begleiten kannst", steckte so meinen Gedankenläufen eine feste Grenze und bestimmte sofort den Boden, auf dem sie sich mit mir zu bewegen wünschte, wohl weniger aus besonderem Mißtrauen gegen mich oder gar sich selbst, als aus ihrer reichen, wenn auch einseitigen Erfahrung mit dem anderen Geschlecht. Den Tee bereitete sie selbst und entfernte die Zofe. In einer Viertelstunde hatte sie eine Stimmung der Behaglichkeit geschaffen, daß mir's nirgends vertrauter hätte sein können. Sie setzte sich mir gegenüber, so dicht, daß wir uns fast berührten.

„Dein Gesicht hat mir ein Stück Erinnerung vor die Augen gebracht, nach dem ich mich sonst nie gesehnt habe", meinte sie und betrachtete mich mit offener Aufmerksamkeit; „aber vielleicht ist's auch gar nicht das, was mich anheimelt — du bist's wohl selbst, nicht das, was du mit dir trägst." Wir plauderten über alle gemeinsamen kleinen Erlebnisse; wenn ich auf Personen oder Verhältnisse zu sprechen kam, die wir nicht als gemeinsames Gedenken hatten, wehrte sie ab. Zuletzt lenkte sie dabei auch unbefangen auf das hin, was uns entfremdet hatte. Als ich auszubiegen versuchte, fragte sie einfach dazwischen: „Warum denn?" und gab mir damit meine innere Freiheit zurück. Ich hatte sie nötig; denn sie verlangte: „Erzähle mir einmal ganz offen: hast du mich damals verstanden?" Da versuchte ich, ihr meinen seelischen Zustand in jener Zeit zu schildern. Sie sank in sich zusammen und unterbrach mich mit keinem Wort. Es entstand eine Pause. Ich beendete sie schließlich dadurch, daß ich meinerseits fragte: „Und du — du warst — erregt über mich?"

„Ja", sie nickte mehr vor sich hin als zu mir.

„Und nun kommt dein Bekenntnis", drängte ich.

Sie sah zu mir auf und mochte aus meinen Augen merken, daß ich nicht so ganz der kühle Berichterstatter geblieben war und auf die geringste Ermunterung ihrerseits bereit sein könnte, jetzt vor ihr niederzustürzen, um das Versäumte nachzuholen.

Mit einem Schlage hatte sie ihr lächelndes Vertrauen wieder, das alles in mir zurückscheuchte, was es hätte verletzen können. „Meine Antwort hat dir eigentlich schon alles gesagt; — aber", setzte sie nach kurzem Besinnen hinzu, „ich bin dir wohl eine etwas ausführlichere schuldig, und du sollst sie haben, ich verspreche es dir; nur laß mich, bitte, die Zeit selbst bestimmen."

Ich bekam sie auch — in ihren Papieren, nach ihrem Tode.

Sie fuhr fort: „Ich will dir jetzt dafür lieber von der Zeit nachher erzählen, die du nicht kennst." Mit kurzen Bemerkungen ging sie über die ersten Jahre hinweg; doch war es genug, daß ich mir ein Bild davon machen konnte. Dann schilderte sie mir ihr Leben, wie sie es nun führte, mit einer freimütigen Offenheit, wie man dergleichen sonst nur sich selber gestehen kann. Mitten darin unterbrach sie sich einmal und meinte etwa: „Es ist seltsam, das alles laut zu sagen, und

doppelt, es dir zu sagen. Aber es tut so wohl. Wir Katholiken haben ja eigentlich die Beichte, um uns zu entladen. Mir ist das nur zu unpersönlich; man beichtet dem Priester, einer Gewalt, einer fremden Macht. Ich mußte das einmal einem Menschen sagen, der mir lieb ist, und das kannst nur du sein. Einer Frau gegenüber wäre mir das unmöglich. Treten Männer mir näher, ist das Verhältnis anders. Ich gebrauche solche Spannungen, diese schwingenden Erregungen aus wechselnden Verhältnissen; ich bin keine Frau, die heiraten könnte. Bei allen Vertraulichkeiten, die ich jenen Männern gestatte, bist du mir lieber, trotzdem oder vielleicht gerade weil dergleichen nie zwischen uns sein könnte. Du fragtest mich vorhin, ob ich dir dein Verhalten damals verziehen habe, und meintest, in der Regel verzeihe ein Weib das niemals. Solche Verallgemeinerungen sind immer falsch und albern; deshalb gab ich dir keine Antwort darauf. Hier magst du sie haben. Als Mann kann ich dich nicht ansehen; das ist die Folge davon, wenn du willst, deine Strafe. Dafür bist du mir dadurch ein lieber Mensch geworden, und auf die Art lieber als alle Männer." Mir war's dabei, als gingen mir die Augen auf, und ich konnte eine Frau wohl zum ersten Male rein als Menschen betrachten, ganz von ihrem Geschlechte absehen.

Es war sehr spät geworden. Beim Abschied fragte sie mich: „Wann wolltest du abreisen?"

„Eigentlich morgen", antwortete ich zögernd.

„Tu's, bitte", drängte sie, und da sie eine erstaunte Frage in meinem Gesichte las, fügte sie rasch hinzu: „Laß diesen Abend allein stehen."

Beim Einschlafen war mir, als wäre ich die Stunden vorher auf einem hohen Seil geschritten; eine zwingende Gewalt hätte mich gehalten und allen Schwindel gebannt, und doch schien mir noch unbegreiflich, daß ich nicht gestrauchelt war.

Wenn ich in den nächsten beiden Jahren von ihr hörte, paßte alles in das Bild, das ich von ihr hatte, und dessen Hauptzüge von ihr selbst gezeichnet worden waren. Dann überraschte mich die Nachricht von ihrer Heirat — mit dem Direktor eines großen Zirkusses. Daher übrigens die merkwürdige Namenmischung, die dir aufgefallen ist. Ihre Worte an jenem Abend waren sicher ehrlich gewesen. Um so mehr stand ich nun vor einem Rätsel. Doch konnte ich sie unmöglich um eine Aufklärung bitten; jedenfalls hätte es auch keinen Zweck gehabt.

Ihre Ehe war nur kurz; sie dauerte ungefähr drei Jahre. Während dieser Zeit trat sie in dem Zirkus ihres Mannes als Kunstreiterin auf mit demselben Erfolg, den ihr Tanz gehabt hatte. Mit dem Tode ihres Vaters fand auch das alles ein plötzliches Ende.

Nicht, daß sie durch dessen Ableben über das selbstverständliche Maß hinaus erregt worden wäre, das sich aus dem Kindheitsverhältnis natürlich ergibt; sicher wirkte die Erschütterung nicht nachhaltig, da sie sich ihm nie innerlich verbunden gefühlt hatte. Die Triebkräfte lagen in ihr, daß der Pendelschlag ihres Lebens nun nach einer anderen Richtung ausschwang. Sie betrat seit ihrem öffentlichen Auftreten zum ersten Male wieder das väterliche Haus. Da hat das beengende Gefühl der äußeren Leere aller Räume beschleunigend und verdeutlichend bei ihr gewirkt.

Ich hörte erst am Nachmittage von ihrem Kommen und ging noch am Abend gleich vom Geschäft aus zu ihr. Schon seit Stunden lag sie auf dem Sofa ihres Mädchenzimmers. Sie war gänzlich verstört; auch mein Eintritt brachte sie nicht aus ihrer verkrampften Betäubung; keine Freude darüber, nicht einmal Überraschung. Eine ganze Weile versuchte ich vergeblich, sie zum Reden zu bringen. Mir schien unmöglich, daß die unerwartete Trauernachricht ihr Gesicht so hatte zerquälen können. Endlich gab ich meine erfolglose Anstrengung auf und wollte

gehen; da sah sie mich an aus einer Tiefe seelischer Not, daß es mir unmöglich war, sie darin allein zu lassen. Nun fing sie auch mit sichtbarer Überwindung ihrer selbst an zu sprechen, unzusammenhängend, schließlich in leidenschaftlichem Ausbruch.

Mit einem leise erkältenden Gefühl des Fremdseins, als sie nach langen Jahren wieder durch das Haus schritt, hatte es angefangen. Sie hatte keinen Platz gefunden, wo sie sich hätte heimisch fühlen können. Je länger das dauerte, desto mehr verwirrte es sie, machte sie haltlos, trieb das Bedürfnis immer höher, sich im Anschmiegen an diese früher vertrauten Dinge zur Ruhe zu bringen. Schließlich wollte sie es zwingen und kam dadurch dem ersehnten entspannenden Versinken nur immer ferner. Das zerschnitt sie. Sie flüchtete mit schmerzenden Schläfen in ihr Zimmer; doch da war alles verändert. Es stand dort kaum noch etwas von dem, was sie zusammengetragen hatte. Auch hier das drohende Gefühl der Fremdheit, vor dem sich ihre Seele zusammenkroch. Sie wollte ihm Trotz bieten, durchwühlte ihr Inneres nach Werten, die sie ihm hätte entgegensetzen können — sie fand sich ausgebrannt, ihre Seele verödet.

Ich wollte ihr helfen, sich aufzurichten, und suchte nach allem Positiven aus ihrem früheren Leben.

„Laß das!" schnitt sie heftig ab, „das trägt alles nicht, ist zerbrochen." Unerwartet fuhr sie hoch: „Das ist es!" Sie zeigte nach einem alten Madonnenbilde, das auch erst später dort aufgehängt sein mußte. Mit verdoppelter, zermalmender Gewalt durchschauerte es sie. Ich glaubte im ersten Augenblick an eine religiöse Empfindung, die sie vor der Muttergottes zusammenbrechen ließ. Doch das war es nicht, wie ich bald aus ihren Worten merkte. Sie sah ein, daß sie auch noch in anderer Beziehung Weib war, als sie bis dahin geglaubt hatte, daß sie ihre eigene Natur vergewaltigte, als sie sich zwang, allein zu stehen, als sie glaubte, in sich selbst Genüge zu finden, aus sich heraus immer nur geben, verschwenden wollte. So hatte sie ihr Bestes vertan, sich selbst verloren; und dieses Gefühl bäumte sich mit vernichtender Macht in ihr hoch vor dem Bilde des vollendeten, des höchsten Weibes. Die Überschätzung ihres inneren Ausmaßes und der Dauer der explosiven Glut ihrer jungen Jahre brachte sie in das Fegefeuer dieser bitteren Stunden.

Eigentlich war schon ihre Heirat der erste Schritt zur Umkehr gewesen; sie hatte ihn aber unbewußt getan. Wie sie nun zu spät erkannte, war sie dazu durch ein Nachlassen der seelischen Spannkraft, ein dunkles Gefühl des Ungenügens auf die Dauer bewogen worden. Diese Ehe schien ihr ein ruhigerer Weg in derselben Richtung zu sein. Bei der neuen Art ihrer Tätigkeit flammte sie zuerst in alter Leidenschaftlichkeit auf. Doch dauerte es nicht lange, bis die Ernüchterung folgte. Bei ihrer Unfähigkeit, solche Art Kunst rein handwerklich zu betreiben, sah sie sich jetzt ständig angetrieben, genötigt, ihr Selbst herauszustellen. Das, nach dem sie früher aus dem Bedürfnis ihrer Natur verlangt hatte, war zum Muß geworden und fing daher schon bald an, ihr unerträglich zu sein. —

Am andern Morgen verließ sie frühzeitig das Haus und hat es auch nie wieder betreten. Sie verkaufte es so schnell wie möglich und zerriß auch rücksichtslos alle Fäden, die sie mit ihrem bisherigen Leben verbanden. Dadurch und durch die Auflösung ihres väterlichen Geschäfts wurde sie längere Zeit in Hamburg festgehalten. Dann kaufte sie sich hier in unserem Geestdorfe an."

„Wußte sie, daß du hier wohntest?" unterbrach Braun zum erstenmal den Erzähler.

„Gewiß; auch daß ich verheiratet war. Gerade darum wählte sie diesen Platz, trotzdem er für ihren Geschmack eigentlich zu nahe bei der Stadt lag. Ich hatte ihr in jener schwierigen Zeit meine Hilfe angeboten. Sie wies sie mit der Bemerkung zurück, das könnten bezahlte Leute machen, sie wolle mich dazu nicht mißbrauchen,

und ich solle ihr noch zu Wichtigerem behilflich sein. Eines Tages überraschte sie uns mit der Nachricht, daß sie unsere Nachbarin geworden war."

„Und deine Frau?" warf Braun dazwischen.

„Ihr erzählte ich damals alles. Es ist wohl selbstverständlich, daß sie Stephanie zuerst mit einer gewissen Zurückhaltung entgegentrat; aber diese hatte auch gar nichts anderes erwartet und begnügte sich für den Anfang damit. Der Verkehr war in den ersten Monaten auch nicht allzu lebhaft. Sie beschäftigte sich mit einer Reihe von Änderungen, die sie an Haus und Garten vornehmen ließ, ganz nach eigenen Wünschen, ohne überhaupt viel darüber zu sprechen. An die Stallungen wurde eine Art Reitbahn angebaut. Denn von ihren Pferden konnte sie nicht lassen und hatte immer zwei prächtige Reittiere stehen, die sie selber zuritt, ohne ihnen jedoch einen letzten Rest von Wildheit zu nehmen. Ihr größter Genuß war ein kurzer, aber desto schärferer Ritt durch unsere Knickwege im grauen Morgen. Ich habe sie ein paarmal zufällig so durch den kühlen Wiesendunst stieben sehen, das Gesicht ein wenig vorgestreckt, daß die dicken Erdbrocken hinter die schlagenden Hufe sausten, an mir vorbei, ohne mich zu sehen, dunkel schemenhaft in den Frühnebel hinein über dem dumpfen Taktgepolter des keuchenden Tieres. Dann hatte ich wieder jenes wilde Aufblitzen ihrer Augen vor mir, das mich zwanzig Jahre vorher oft mit seiner fremdartigen Gewalt erschreckt hatte. Ihre Reithalle gebrauchte sie dazu, ihren Körper in seiner elastischen Straffheit zu erhalten; sie „arbeitete" dort wie in den Jahren ihres Auftretens als Reiterin, wenn auch nicht regelmäßig; solche Art körperlicher Betätigung war ihr Notwendigkeit. Sie wollte keine Zuschauer dabei, daher der Luxus der geschlossenen Bahn. Doch hatte die Neugier einige Jungen wohl bis zu den Fenstern hinaufklettern lassen; sie hatten sie beobachtet, und seitdem waren die wunderlichsten Geschichten über sie in der Umgegend verbreitet. Man nannte sie nur noch die Kunstreiterin.

Sie hatte wenig Verkehr, ohne vielleicht irgendeine Spur von Menschenscheu zu zeigen. Sie bewegte sich in einem kleinen Zirkel geistig wertvoller Menschen. Nur zu uns kam sie nun häufig. Nach ihren Worten war ich der einzige Mann ihrer früheren Bekanntschaft, der ihre Achtung nicht verloren hatte. Alle anderen waren ihr auf dem Boden sinnlichen Begehrens nähergetreten. Das Übermaß des Genusses und mehr noch die völlige Neugestaltung ihrer ganzen seelischen Einstellung ließen in ihr einen ausgesprochenen Ekel davor herausbrechen. Ihre ehemaligen Liebhaber erschienen ihr als eine Reihe minderwertiger Menschen. Sie floh dieses Lebensgebiet jetzt ebenso ängstlich, wie sie sich früher darin wohlgefühlt hatte. Derselbe Grund, aus dem ich ihre Liebe als Weib verlor, brachte sie nun dazu, in mir die menschliche Stütze zu suchen, nach der sie verlangte. Ob das von ihrer Seite wirkliche Freundschaft war, habe ich mich manchmal vergebens gefragt; denn ihre sinnliche Natur war auch in diesem Verhältnis nicht indifferent, da sie es in bewußte und gepflegte Gegenstellung zu allen derartigen Beziehungen rückte.

Meine Frau hatte mit dem instinkthaften Witterungsvermögen ihres Geschlechts eigentlich gleich von Anfang an begriffen, daß von jener Seite keine Störung ihrer Kreise drohte, daß sich Stephanie in keiner Form zwischen uns schieben wollte und würde. Wenn sie eine etwas zurückhaltende Scheu ihr gegenüber nie ganz ablegen konnte, so sprang dieses Gefühl nicht aus einer Abneigung gegen ihr Wesen, vielmehr aus dem Bilde ihres früheren Lebens, das sie in ihrer Gegenwart nie vollständig vergessen konnte, und vor dem sie zurückschreckte. Schon wegen der Verschiedenheit der Naturen hätte die beiden wohl niemals eine schrankenlose Herzlichkeit verbinden können, doch spann sich eine Freundschaft an, die über die Formen hilfsbereiter Liebenswürdigkeit hinausging. Das begann noch im ersten Jahre unseres Zusammenlebens, als meine Frau ein paar Tage fast ganz bei Stephanie

zugebracht hatte. Es handelte sich um häusliche Einrichtungen, und Stephanie bat meine Frau um Rat und Hilfe. Ich bin überzeugt, daß beides ihr nicht nötig war, und daß sie auf diese Weise nur versuchte, ein Verhältnis zu meiner Frau zu gewinnen, wie sie es wünschte. Es muß da zu einer Aussprache zwischen beiden gekommen sein, von der mir meine Frau allerdings nichts weiter mitgeteilt hat. Doch hat Stephanie sie wohl tief in die sonst sorgsam verschlossenen Kammern ihrer Seele blicken lassen; denn sie war fast verstört, als sie am letzten dieser Abende zurückkam. Mich beängstigte diese Erschütterung zuerst; auf meine Frage sagte sie aber nur:

„Wir müssen ihr helfen."

Mir schnitt der Widerhall des Wehs, der daraus klang, durch und durch; ich konnte ihr keinen besseren Trost geben als den, den sie schon selbst gefunden hatte: „Wir wollen's versuchen."

Von nun an war Stephanie oft hier. Sie besuchte nicht mich, sondern uns. Es war auch nicht etwa eine geistige Leitung irgendwelcher Art, die sie finden wollte, vielmehr eine Atmosphäre, in der sie innerlich zu gesunden hoffte. Sie fühlte schmerzhaft, wie wund sie geworden war.

Nach dem Umschwung vor dem Marienbilde im väterlichen Hause war sie doch nicht mehr zu einer vollen Umstellung fähig; die Kraft reichte nicht, einen neuen Menschen in sich herauszubilden. War ihr Wesen in ihren jungen Jahren eine wenn auch etwas bestienhafte, doch prachtvolle Einheit, und späterhin auch noch in gemilderter Weise, oder schien es wenigstens so, so zerbrach ihre Natur jetzt in Rissen und Sprüngen. Sie litt grenzenlos unter den Zwiespältigkeiten, die sie immer mehr zerrissen, und daran ist sie schließlich zugrunde gegangen. Immer deutlicher formte sich in ihrem inneren Menschen das geistige Bild ihres Vaters heraus, und doch hatte das Blut der Mutter seine Gewalt nicht verloren. Das hemmungslose Sich-Darstellen war ihr zuwider geworden, sie war auf keine Weise mehr zum Tanz zu bewegen, und doch waren es im Grunde mehr als rein körperliche Bedürfnisse, daß in ihrer Reitbahn die Kunstreiterin weiterlebte. Ihr stilles, strenges Leben forderte doch die wilden Morgenritte. Aus der explosiven Natur war keine weiblich empfangende geworden. Sie fuhr zur Stadt, um zu beichten, und kam gereizt und gequält wieder heim. Ein Ungenügen an sich selbst durchfieberte sie auf die Dauer immer heftiger und länger, und sie lag dann tagelang erschlafft auf ihrem Ruhebette, ohne daß sie sich überwinden konnte, auch nur uns zu sehen. Das klare Bewußtsein, geistig immer mehr auseinander zu fallen, peinigte sie als körperlicher Schmerz; um so heftiger, als sie mit aller Willensanstrengung, mit der sie dem entgegenarbeitete, sich nur noch weiter in die Zerrissenheit trieb. Und doch konnte sie das Glück eines von einem einzigen Trieb zielsicher vorwärts geschnellten Lebens, ein Leben, vor dem sie trotzdem seines Inhalts wegen nur Grauen empfand.

Das schlimmste für sie war, daß ihre mütterlichen Instinkte zu einer Zeit erwachten, als alle Sinnlichkeit in ihr bis auf die Wurzel abgetötet war. Sie wäre vorurteilslos genug gewesen, einem lebhaften Verlangen nach einem Kinde auch nach ihrer Ehe noch zu folgen. Aber ihr Ekel vor einem körperlichen Zusammensein war unüberwindlich geworden. Sie ist einmal mit dem festen Entschluß nach Hamburg gefahren, ihrem heißen Begehren genugzutun und den Widerwillen zu besiegen. Als sie nach wenigen Tagen wieder hier war, hat sie sich eine ganze Woche eingeschlossen und war auch nachher noch gänzlich zerbrochen. Sie konnte nicht. Niedergeschlagenheit, Scham, Wut über sich selbst, Verzweiflung wirbeln auf ein paar beschriebenen Blättern aus jenen Tagen durcheinander, die wie von einer geistig Gestörten anmuten.

Kurz darauf gründete sie das Kinderheim, ein Stück Wegs entfernt von ihrem Hause. Sie nahm etwa ein Dutzend kleiner Mädchen darin auf, die sonst auf der

Straße verkommen wären, und ließ sie durch eine Erzieherin und eine Pflegerin betreuen. Sie selbst war eigentlich nur selten da. Und wenn sie dann kam, erschien sie den jungen Dingern natürlich als die Herrin, die feine, reiche Dame, der man seine Dankbarkeit durch einen ehrerbietigen Knicks bezeigen muß, und die immer unendlich fern steht. Eine Zutraulichkeit, die Liebe gibt und fordert, weil sie aus unbewußter Liebe herauswächst, konnte sich bei dem Verhältnis natürlich nicht entwickeln. Du hast das ja selbst beobachtet. Stephanie konnte nicht über die Schranke hinwegkommen, die sie selbst wider eigenen Willen zwischen sich und die Kinder gestellt hatte, so sehnlichst sie sie fort wünschte. Sie konnte sich nicht mehr hingeben; wie ihr das körperlich unmöglich war, so auch seelisch. Der Überdruß aus dem zu häufigen Preisgeben auch ihres inneren Menschen verstärkte sich mit den Jahren weiter und weiter; so wuchs sie sich immer mehr zu einer umschlossenen Persönlichkeit aus, die sich darin der Natur ihres Vaters näherte. Ja, sogar in den Gesichtszügen war eine früher nie hervorgetretene Ähnlichkeit jetzt deutlich sichtbar; sie alterte überraschend schnell und bekam ein hartes, ausgeprägtes Gesicht. Weil ihr ihre Schöpfung das nicht gab, was sie davon erhofft hatte, sah sie sie als halb verfehlt an und rückte dadurch um ein weiteres Stück von ihr ab.

Da kam eines Tages ein kleines, schwarzhaariges Geschöpf in den Kreis ihrer Pfleglinge, das irgendwo als herrenloses Gut aufgelesen worden war. Es war häßlich, launenhaft, tückisch, zeigte alle minderwertigen Eigenschaften eines verprügelten Hundes; war aber dabei flink und geschmeidig wie eine Katze. Sie war von Eltern, die hier völlig stammesfremd sein mußten, aus irgendeinem Grunde der öffentlichen Fürsorge überlassen worden und brachte nun die, deren Obhut sie anvertraut war, durch ihr zügelloses Wesen, das allen Fesseln entglitt, zur Verzweiflung.

In der ersten Zeit nach ihrer Aufnahme war sie manchmal tagelang nicht aufzufinden, vagabundierte in der Gegend, steckte in den Feldern, Knicks, und war dann ebenso unerwartet wieder da, wie sie verschwunden war. Nie konnte jemand aus ihr herauskriegen, wo sie eigentlich umherströmerte, weshalb sie weglief. Sie antwortete auf solche Fragen überhaupt nicht, ließ sich strafen, schlagen, was sie anscheinend als selbstverständlich hinnahm, und schüttelte dann die Prügel ab, wie ein Hund das Wasser absprüht, wenn er aus dem Bach kommt.

Dieses Mädchen hängte sich, unbekümmert um alle Herrinnen-Allüren, an Stephanie. Zuerst lief sie regelmäßig, wenn diese kam, an die Gartenpforte und blieb regungslos bei dem Pferde stehen, bis Stephanie wiederkam, und hielt ihr dann den Bügel. Dabei fürchtete sie das unruhige Tier nicht im geringsten, trat dicht hinzu, während die anderen Kinder höchstens im weiten Bogen drum herum standen, und bleckte nur die weißen, spitzen Zähne, wenn es gar zu nervös tanzte. Stephanie konnte die kleine Katze bald nicht mehr von sich loswerden, wollte es auch gar nicht; es tat ihr wohl, daß sie nicht von sich aus entgegenzukommen brauchte, wenigstens nicht als erste. So ließ sie sie eine Zeitlang hinter sich her trotten, gewöhnte sich an ihre Gesellschaft und ihre kleinen Dienste. Nie wurde sie ihr lästig. Sie konnte stundenlang mäuschenstill in einer Ecke des Zimmers sitzen, wenn sie merkte, daß ein Hervorkommen nicht am Platze war. Ob sie das aus Berechnung tat — bei ihrer Frühreife hätte ich ihr das schon zugetraut — oder aus einer Art Instinkt ihrer wilden Natur, habe ich nie unterscheiden können. Jedenfalls kam es dahin, daß Stephanie ihr gestattete, mit in die Ställe und sogar mit in die Reitbahn zu kommen, was viel mehr besagen wollte als der Zutritt zu ihrer Wohnung.

Das schien das kleine Ding nur gewollt zu haben. Von nun an trieb sie sich ständig dort herum, war nur mit Gewalt von den Tieren wegzubringen und fand

auch dann noch in der Regel ein Loch, um trotz Verbot wieder hineinzuschlüpfen. Meine Vermutung, daß Zigeunerblut ihr aus Gesicht und Wesen spräche, verstärkte sich immer mehr. Sogar die Anhänglichkeit an Stephanie trat hinter der an den Stall zurück und erhielt nur ihre ganze Klettenhaftigkeit wieder, wenn Stephanie sich mit ihren Pferden zu schaffen machte. Bald hatte sie auch hier hundert kleine Handreichungen, die ihr möglich waren, herausgefunden, um sich unentbehrlich zu machen. Schließlich setzte sie es sogar durch, daß Stephanie ihr die ersten Reitversuche gestattete. Eigentlich waren es gar keine Versuche, es waren die ersten Schritte eines unverkennbaren Talents. Ihre Meisterin sah das natürlich am klarsten und gab darum rasch den drängenden Wünschen mehr und mehr nach. Noch eins bestimmte sie dazu: in dem wildquirlenden Wesen ihres Schützlings erkannte sie deutlich Züge aus ihren eigenen Kinderjahren. Und da sich hier eine scharf gezeichnete Begabung so stark bemerkbar machte, glaubte sie durch deren Förderung dem Mädchen Irrwege zu ersparen, auf die sie durch einen ähnlichen inneren Strudel geschleudert worden war. Ich konnte nicht widersprechen, als sie mir das andeutete. Sie gebrauchte außerdem die Vorsicht, ihr das Reiten nur in ihrem Beisein zu gestatten, es sonst streng zu verbieten.

Ich kann mir allerdings kaum denken, daß sie sich davon eine irgendwie sichere Wirkung versprach; vielleicht tat sie es auch nur, um sich selbst zu beruhigen. Sie kam denn auch bald dahinter, daß das Mädchen, wenn es sich vor einer Überraschung sicher glaubte, doch ein Pferd in die Reitbahn zog und darauf herumhetzte. Trotzdem konnte sie sich nicht entschließen, die Drohung wahrzumachen und ihr das Vergnügen ganz zu nehmen; sie empfand selbst eine Art Befriedigung und Stolz über den erfolgreichen Eifer.

Was sie allerdings nicht erfuhr, war, daß die Kleine ihr allerlei Zirkusstücke abgelauscht hatte und nun in toller Verwegenheit nachzumachen versuchte. Sie mögen ja ziemlich ungefährlich sein, wenn sie zuerst unter der Leitung einer geübten Hand durchgeprobt werden; hier aber geschah es ohne systematische Schulung, auf eigene Faust. Hätte das Mädchen Stephanie gebeten, wäre es wohl auf keinen unbezwinglichen Widerstand gestoßen; aber ein letzter Rest von tief eingewurzeltem Mißtrauen mochte sie wohl davon abhalten.

Da überraschte Stephanie sie bei ihren Übungen. Sie warf die Stalltür auf — sieht das Mädchen in einer gewagten Stellung und kann einen Schreckenslaut nicht unterdrücken. Das nervöse Tier zuckt bei dem Rufe und Anblick seiner Herrin, das Mädchen stürzt, und — wie es nun einmal ist, wenn das Schicksal seine brutale Vernichtungswalze in Gang gesetzt hat — ein unglücklicher Huftritt zerbricht ihm den Schädel.

Stephanie trug den zuckenden Körper in ihr Zimmer und blieb mit stieren Augen davor sitzen, bis der Arzt kam, der ihr nur bestätigen konnte, daß nicht mehr zu helfen war. Nun ließ sie sich eine halbe Stunde durch ihre Zofe ablösen. Darin hat sie wohl die Zeilen geschrieben, die ich nachher bekam. Dann blieb sie wieder allein vor dem Bett und sah in letzten, verkrampften Bewegungen das Leben vor sich erlöschen. Es müssen entsetzliche Stunden gewesen sein. Das Gefühl einer Mitschuld an dem Tode dieses Geschöpfes hat sie wohl furchtbar gepeinigt; es war aber nicht das, was sie zermalmte. Sie erkannte erst jetzt, das schrieb sie noch, wie lieb sie den armen Findling gehabt hatte, und sah ihr ganzes Sein wieder in blutiger Zerrissenheit sich zerquälen und vernichten, wo ihrem mütterlichen Gefühl dies Heilmittel genommen war. Das konnte sie nicht mehr ertragen.

Als ihr Liebling in seiner letzten Zuckung erstarrte, ging sie leise hinaus. Sie warf sich auf das Pferd, das ihm den Tod gebracht hatte, und jagte fort.

Man fand sie mit gebrochenem Genick auf einer Koppel, das Tier mit schlagenden Gliedern daneben liegen. Ein Bauer fuhr sie auf seinem Erntewagen nach Hause.

* * *

Es blieb still im Zimmer, als der Erzähler schwieg. Braun wartete, bis die Züge seines Freundes anfingen, sich wieder zu entspannen. Erst als dieser selbst den Druck der Erinnerung abschüttelte, meinte er: „Mir bleibt nur noch eine Frage offen."

„Und das wäre?"

„Weshalb deine Frau beinahe dazu drängte, daß du mir das erzählen solltest. Mir will das jetzt seltsam erscheinen."

Der Hausherr sann eine Weile und lächelte dann. „Vielleicht gibt's auch dafür eine Erklärung; ob sie stimmt, wer weiß? Ich habe noch nie zu einem andern so über Stephanie gesprochen; meine Frau selbst kann nicht als anderer gelten, sie ist wie ich. Bestimmt hat sie nie etwas wie Eifersucht gefühlt, oder was daran grenzt. Und doch; sollte sie nicht haben verhüten wollen, daß das Bild jener Frau sich mit den Jahren zu einem kleinen Heiligtum in mir ausbilden könnte, weil es mir ganz allein gehörte? Nun teilen wir beide es miteinander; die Gefahr ist vorbei."

Balzacs Widmungen

Von

Anton Bettelheim

So viele Verdeutschungen die Hauptromane wie die kleineren Geschichten der Comédie humaine Balzacs im vorigen Jahrhundert und neuerdings in unseren Tagen mit Recht als die Schöpfungen eines der mächtigsten Erzähler und Sittenschilderer aller Zeiten gefunden haben, die Widmungsblätter und Sendschreiben, mit denen der Dichter diese Bücher einbegleitete und deren selbständige Sammlung einen eigenen Band fordern und lohnen würde, sind nicht nur hierzulande niemals übertragen, sie scheinen mir auch in der kaum übersehbaren französischen Balzac-Literatur wenig beachtet und weder biographisch noch künstlerisch ausgeschöpft worden zu sein. Zweck und Ziel dieser mannigfaltig abgestuften Dedikationen hat Balzac wiederholt selbst zur Sprache gebracht. So heißt es in der 1836 an die Gräfin Serafina San Severino, geborene Porcia, gerichteten Widmungs-Epistel der Employés: „Verpflichtet, alles zu lesen, in dem Bestreben, nichts zu wiederholen, durchblätterte ich jüngst die mehr oder weniger drolligen, kürzlich in der Florentiner Ausgabe der italienischen Erzähler vollständig gesammelten Geschichten des Bandello, eines in Frankreich wenig gekannten Schriftstellers des 16. Jahrhunderts. Ihr Name, wie derjenige Ihres Gemahls fiel mir dort so lebhaft in die Augen, als ob ich sie Sie selbst von Angesicht erblickt hätte. Zum erstenmal las ich den ganzen Bandello im Urtext und fand nicht ohne Überraschung jede Erzählung, auch wenn sie nur fünf Blätter umfaßte, mit einem vertraulichen Brief Königen, Königinnen und den berühmtesten Zeitgenossen, darunter die Edelsten von Mailand, Piemont, der Heimat Bandellos, Florenz und Genua zugeeignet: die Dolcini von Mantua, die San Severini von Crema, die Visconti von Mailand, die Guidoboni von Tortona, die Sforza, Doni,

Fregoſi, die Dante d'Alighieri (es gab deren noch), die Frascati, die Königin Margaretha von Frankreich, der Kaiſer von Deutſchland, der König von Böhmen, Maximilian, Erzherzog von Öſterreich, die Medici, Sauli, Pallavicini, Bentivoglio von Bologna, Soderini, Colonna, Scaliger, die Cadore von Spanien. In Frankreich die Marigny, Anna v. Marignac, Prinzeſſin v. Marſillac und Gräfin v. Larochefoucauld, Kardinal v. Armagnac, Biſchof von Cahors, kurz die ganze große Geſellſchaft der Zeit, glücklich und geſchmeichelt durch die Freundſchaft von Boccacios Nachfolger. Ich ſah auch, welcher Adel dem Charakter Bandellos eigen war: wenn er ſein Werk mit ſo erlauchten Namen ſchmückte, gab er darum nicht ſeine nächſten Freunde preis: nach der Signora Gallerana, Gräfin von Bergamo, kommt der Arzt, dem er ſeine Geſchichte Romeo und Julie zueignet; der hochmögenden Signora Hippolita Disconti und Atellana folgt ein einfacher Hauptmann der leichten Reiterei Livio Liviana; dem Herzog von Orleans ein Prediger; nach einer Riario kommt ein Luccheſer Kaufmann an die Reihe, dem er erzählt, wie ein Navarreſer Edelmann Eine heiratete, die era sua sorella e figliugola, non lo sapendo: ein Novellenſtoff, den ihm die Königin von Navarra zugeſandt hatte. Ich dachte, daß ich gleich dem Bandello eine meiner Geſchichten unter den Schutz einer virtuosa, gentilissima, illustrissima contessa Serafina San Severino ſtellen und einige Wahrheiten beifügen könnte, die man als Schmeicheleien anſehen wird. Weshalb nicht geſtehen, wie ſtolz ich bin, hier und anderwärts zu bezeugen, daß heutzutag wie im 16. Jahrhundert, die Schriftſteller, welchen Rang immer ihnen die Mode für einen Augenblick anweiſt, über Verleumdungen, Beleidigungen, bittere Kritiken getröſtet werden durch ſchöne, edle Freundſchaften."

Bandellos Zueignungsbriefe waren nicht das Urbild von Balzacs Widmungen, da ſie ihm nicht vor 1836 zu Geſicht kamen und er ſchon ſeit Ende der zwanziger Jahre Band um Band ſeiner Comédie humaine in die Welt geſchickt und jedes neue Buch mit dem Namen eines Blutsverwandten, Freundes, Bekannten, Kunſtgenoſſen bedacht hatte. Bandellos Beiſpiel bekräftigte den franzöſiſchen Meiſter nur in ſeinem alten Vorhaben. Und ſelbſtändig wie in der Sache blieb er auch in der Form dieſer Dedikationen, die ſich ebenſo unabhängig von den Muſtern franzöſiſcher Größen behaupten. Sie halten ſich nicht an das Vorbild Molières, der, meiſt mit abwehrenden Ausfällen gegen modiſche Widmungen zeitgenöſſiſcher Autoren, die eine und andere ſeiner Komödien Ludwig XIV., dem großen Condé, der Königin-Mutter, Madame Henriette mit Wendungen zueignete, die bei aller durch den Hofton gebotenen äußerlichen Unterwürfigkeit den Mannesſtolz des innerlich freien, ſeiner Sendung bewußten Künſtlers nicht verleugnen. Und ſie unterſcheiden ſich ebenſo von Voltaires Staatsbriefen, die er der Henriade und ſeinen Theaterſtücken voranſchickte: Kundgebungen, die äußerlich an die Königin von England, Maffei, Bolingbroke, die Herzogin von Maine, die Tragödin Clairon, die Pompadour, Marſchall Richelieu, ſeine Gebieterin die Marquiſe von Chatelet, d'Alembert, oder wie ſein Mahomet ernſthaft an Friedrich den Großen, und in einer zweiten ſchalkhaft mutwilligen Huldigungsepiſtel an Papſt Benedikt XIV. ſich wendend, eigentlich durchweg zur Rechtfertigung oder zur Verſchleierung ſeiner Abſichten an die ganze, die damaligen gebildeten Kreiſe aller Länder umſpannende Leſewelt gerichtet ſind. Balzacs Widmungen tragen ein anderes Gepräge: ſie gleichen Medaillen, deren Vorderſeite den Empfänger, deren Rückſeite den Stifter individualiſiert, in ihrer Weiſe eher an Ludwig Tieck erinnernd, der den Einfall hatte, jeden Band einer Ausgabe ſeiner Werke einem Freunde zu widmen mit Worten, aus denen nach Ricarda Huch ſeine geiſtige und treue, unwandelbare Zärtlichkeit ſpricht. „Des Freundes Eigenart ehren, ſich von jedem beſonders ergänzen laſſen, war die Grundlage ſeiner Freundſchaftskunſt": ein Zug, der ſich wohl auch in Paul Heyſes Widmungen nachweiſen läßt.

Bisweilen begnügt sich Balzac damit, auf seine Widmungsblätter nur die Namen der Bedachten zu setzen: in solchen Fällen ist es dem Kenner seines Lebens und Lebenswerkes meist möglich, den Grund dieser Wortkargheit und der Wahl just dieses Buches gerade für diese Persönlichkeit zu erraten. Für seinen Medecin de campagne, dieses Ideal eines Landarztes und Volkserziehers, hatte er den Montyon-Preis angestrebt und verhofft: angesichts dieser Tugendschule waren die drei Worte A ma mère beredt genug. Nicht minder erschöpfend sind die sechs Worte Et nunc et semper dilectae dicatum (Der jetzt und immerdar Geliebten geweiht), die Balzac einem der ihm am meisten ans Herz gewachsenen Werke, dem die eigene leidensschwere Jugend halb selbstbiographisch vor Augen stellenden Louis Lambert vorangeschickt hat: sie galten Madame de Berny, der deutschem Blut entstammten Frau, die bedeutend älter als er, dem ungestüm in Liebesglut entflammenden Jüngling ihr Herz geschenkt hatte, in Kunst und Leben seine Beraterin und Führerin wurde, und vor und nach ihrem Ende jederzeit diejenige Menschenseele blieb, die er um ihrer Treue, Hingebung, Opferbereitschaft, geistigen Überlegenheit willen höher hielt und dankbarer im Gedächtnis trug, als irgendwen, der ihm in seiner Familie oder sonstwie auf seinem Lebensgang begegnete [1]).

Ein weiteres Hauptwerk, in dem Balzac seine geheimsten Gedanken und Liebhabereien, Mystizismus und Swedenborgianismus, zur Sprache brachte, die literarisch und philosophisch vielbestrittene Dichtung Seraphita, hat er 1835 mit einem ausführlicheren Widmungsbrief der polnischen Gräfin Eva Rzewuska-Hanska, jener Etrangère zugeeignet, die nach einem romanhaft begonnenen, sechzehn Jahre währenden biographisch unschätzbaren Briefwechsel als seine Gattin sein Verhängnis werden sollte. Der gemessene Ton dieser etwas verstiegenen Zueignung nimmt augenscheinlich Bedacht auf den dazumal noch lebenden und seit wiederholten Begegnungen des Romanciers mit Gräfin Eva in der Schweiz ihres Alleinbesitzes nicht mehr sicheren Gemahl der Etrangère: „Hier, Madame, ist das Werk, das Sie von mir verlangt haben. Ich bin glücklich, indem es ich Ihnen widme, Ihnen einen Beweis der hochachtungsvollen Ergebenheit geben zu können, die Sie mir gestattet haben, Ihnen entgegenzubringen. Sollte ich der Unzulänglichkeit geziehen werden, nachdem ich versucht habe, aus den Tiefen des Mystizismus dieses Buch herauszuholen, das in der Durchsichtigkeit unserer schönen Sprache die Leuchtkraft der Dichtung des Orientes anstrebte, trifft Sie die Verantwortung. Haben nicht Sie mir diesen dem Kampf Jacobs mit dem Engel ähnlichen Kampf geboten, indem Sie mir sagten, daß die unvollkommenste Zeichnung dieser von Ihnen wie von mir seit meiner Kindheit geträumten Gestalt für Sie noch Etwas wäre? Hier ist denn dieses Etwas. Warum kann dieses Werk nicht ausschließlich den edlen Geistern vorbehalten bleiben, die wie Sie vor den Kleinlichkeiten der Welt durch die Einsamkeit „eines russischen Latifundien-Besitzes“ behütet bleiben. Ihresgleichen könnten ihm den fehlenden, klangreichen Rhythmus leihen, der in der Behandlung eines unserer Dichter die ruhmwürdige Epopöe geworden wäre, die Frankreich noch erwartet. Ihresgleichen aber werden dies Etwas von mir hinnehmen, wie eines der von einem frommen Künstler geschnitzten Geländer, auf die sich die Pilgrime stützen, um über den Endzweck des Menschen zu sinnen, indem sie den Chor einer schönen Kirche beschauen. Ich bin mit Achtung, Madame, Ihr ergebener Diener de Balzac.“ Was der Dichter in diesen für die Öffentlichkeit bestimmten, ziemlich schwülstigen Zeilen nur unvollkommen mehr stammelt als ausspricht, sagt er in seinen gleichzeitig nur unter die Augen Evas

[1]) Vgl. La jeunesse de Balzac. Von Gabriel Hanotaux und Georges Dicaire. Paris, Librairie des amateurs 1903, und meine Balzac-Studien, „Deutsche Rundschau“, Oktober und November 1910.

kommenden Liebesbriefen in überschwenglicher Begeisterung heraus: daß er bei der Schöpfung von „Seraphita“ vor allem unablässig nur ihrer gedacht habe.

Ein zweiter, ohne Namensaufschrift derselben Herzenskönigin geltender Widmungsbrief ist die stürmische Apostrophe von Modeste Mignon. Die Anregung zu diesem Roman hatte Gräfin Eva Rzewuska-Hanska dem Dichter gegeben: eine Unbekannte knüpft anonym, wie sie selbst das getan, mit einem bedeutenden Poeten einen schicksalschweren Briefwechsel an. Die aus dieser Keimzelle erwachsene Geschichte schrieb ihr Balzac zu mit dem Anruf: „Einer Polin, Tochter eines geknechteten Landes, Engel durch die Liebe, Dämon durch die Phantasie, Greis durch die Erfahrung, Mutter durch den Schmerz, Dichterin durch Deine Träume, Dir, die zudem die Schönheit ist, dieses Werk usw.“

Jahre zuvor hatte Balzac eines seiner größten Meisterwerke, Eugénie Grandet, einem kurzweg nur Maria genannten weiblichen Wesen mit dem unvergleichlich schlichteren und wirksameren Segenswunsch zugeeignet: „Möge Ihr Name, deren Bild der schönste Schmuck dieses Werkes ist, wie ein beständig grünender, von frommer Hand gepflegter, sicher vom Glauben geweihter Palmzweig sein, der das Haus beschirmen soll.“

Noch manchen anderen, Balzacs Herzen nahestehenden Frauen sind Bände der comédie humaine gewidmet. So der Herzogin von Castries, einer der eigenrichtigsten Damen des höchsten Adels, die meisterliche Humoreske vom sprichwörtlich gewordenen (Gotthelf würde sagen: Müsterler) illustre Gaudissart, dem Ausbund aller Handlungsreisenden. Möglicherweise hatte Balzac bei dieser Einführung eines verwegenen Commis voyageur bei der unberechenbaren, auch mit Alfred de Musset verkehrenden Aristokratin eine ironische Nebenabsicht. Die Herzogin hatte mit dem früh verblichenen Sohn des Staatskanzlers Metternich, Prinz Victor Metternich, einen Aufsehen erregenden Roman: ihren Sohn ließ sie, trotz allem Zuspruch ihres legitimen Gatten, nicht als dessen Sohn, sondern als außerehelichen Sprößling, als Baron Roger von Aldenburg, in der Matrikel erscheinen [2]); auf einem kühnen Ritt stürzte sie und verletzte sich die Rückenwirbel so sehr, daß sie sich kaum bewegen konnte; durch ihren Geist, ihre Anmut, ihre Koketterie hielt sie, wenn sie das wollte, bedeutende Männer gleichwohl dermaßen in ihrem Bann, daß der geraume Zeit wehrlos ihren Launen gehorchende, in seiner Schwärmerei ihr Spiel erst allmählich durchschauende Balzac sie vielleicht für eine seiner skrupellosen Salonköniginnen, die Herzogin von Langeais in Ne touchez pas à la hache oder die Prinzessin von Cadignan, Modell stehen ließ: Bücher, die er der Herzogin von Castries nicht hätte zueignen können, ohne wahre oder irrige Vergleiche wachzurufen.

Galanter vermeint war die Zueignung seiner Beatrix: einer bloß Sarah genannten Dame, deren „fromme Bescheidenheit die Sonne der Öffentlichkeit verletzen würde“, vergleicht er einer unter dem Meeresspiegel in buntem Farbenspiel ihr samtenes Gewebe ausbreitenden Wunderblume, die, sowie man sie aus der Flut an das Gestade zieht, welkt und verbleicht. Im Gegensatz zu dieser ängstlich ihre Verborgenheit am Ufer des Mittelländischen Meeres wahrenden Sarah feiert das Widmungsblatt seiner Fille d'Eve die Gräfin Bolognini, geborene Pimercati, die dem Vielreisenden in ihrem Mailänder Heim durch angeregte Konversation gewürzte Gastfreundschaft gewährte; seine Dedikation läßt ihren Stucksalon und den Garten im Vicolo dei Capucini aufsteigen, sie soll bezeigen, daß er, wenn die Franzosen der Leichtfertigkeit beschuldigt werden, Italiener sei an Beständigkeit und treuem Gedenken. Gleiche Gesinnungen betätigt er, wie den Fernsten, den Allernächsten.

[2]) S. „Balzacs Begegnung mit Metternich“. Bettelheim, Biographenwege, Paetel 1905.

Seiner Schwester, Laure de Surville, die nachmals seine Biographin werden sollte, schrieb er Un début dans la vie mit der Erklärung zu: „Möge der glänzende und bescheidene Geist, der mir den Vorwurf zu dieser Szene gab, die gebührende Ehre haben." Ein anderes Mal eignete er die Dantes Pariser Aufenthalt verklärende Geschichte Les proscrits derselben Almae sorori zu. Und den Sprößlingen dieser Schwester, seinen Nichten, schrieb er zwei Novellen zu: Valentine Surville La paix du ménage, Sophie Surville Ursule Mirouët. Jeder mit ihrem Alter und Wesen angepaßten Wendungen. Der Tochter seiner Etrangère, Anna v. Hanska, wiederum schickt er die Leidensgeschichte Pierette mit dem Begleitschreiben: „Theures Kind! Sie, die Freude eines ganzen Hauses, deren weiße oder rosenfarbene Mäntelchen in den Waldungen von Wierzchownia herumflattern, wie ein Irrlicht, das Ihr Vater und Ihre Mutter mit gerührtem Blick verfolgen, wie soll ich Ihnen eine Geschichte voll Schwermut widmen? Soll man Ihnen nicht von Heimsuchungen sprechen, die ein Mädchen, das angebetet wird, wie Sie, nie kennen lernen wird?" Die Prophezeiung traf nicht zu: die Schicksale Anna v. Hanskas umdunkelten sich.

Gastfreundschaft wohlgesinnter Wirte in Frankreich, Italien, Deutschland, Österreich, Rußland vergilt der Dichter gern mit Erntegaben, die auf ihrem Grund und Boden keimten und wuchsen. Der namenlose, blutarme Anfänger, dem für die Vorstudien zu den Chouans auf einem bretonischen Schloß Aufnahme und mannigfaltige Förderung zuteil geworden war, widmet seinem dortigen Beschützer, dem General Baron de Pommereul „zur Erinnerung an die beständige Freundschaft, die zwischen den Vätern bestanden und unter den Söhnen fortbesteht" die E. T. A. Hoffmann nacheifernde Skizze Melmoth reconcilié. Dem Gutsbesitzer von Saché, wo Balzac mehr als ein bedeutendes Buch entworfen und vollendet hatte, Monsieur de Margonne [3]), widmet er die eine Cause célèbre, die trotz vieler archivalischer Forschungen unaufgeklärte Entführung eines Großwürdenträgers unter und vielleicht durch Fouchés Ministerschaft schildernde Ténébreuse affaire. Seiner Jugend- und Lebensfreundin Julma Carraud, der Frau eines hohen Militärs, dem die Pulverfabrik in Angoulême unterstand, einer der besten Kennerinnen seiner Schicksale und Schöpfungen und eifrigsten Korrespondentinnen, dediziert er La maison Nucingen, die sitten- und zeitgeschichtlich denkwürdige Freske der Ränke der bedenkenlosesten, erfolgreichsten Börsen-Piraten des Julikönigtums mit der Begründung: „Muß ich nicht Ihnen, deren hoher, redlicher Sinn ein Schatz für Ihre Freunde ist, Ihnen, die für mich zugleich das Publikum und die nachsichtigste der Schwestern ist, dieses Werk zueignen? Nehmen Sie es hin als Zeugnis einer Freundschaft, auf die ich stolz bin. Sie und einige wenige schönen Seelen, wie die Ihrige, werden meinen Gedanken begreifen, indem sie der Maison Nucingen die Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau gegenüberstellen": den unverschuldeten Bankrott eines grundehrlichen, kleinbürgerlichen Parfümeurs, der ein Martyrium auf sich nimmt, um seine Gläubiger bis auf den letzten Heller an Kapital und Zinsen schadlos zu halten. „Liegt in diesem Gegenstück nicht ein ganzer sozialer Anschauungsunterricht?" Balzac nannte in seinem Drama Mercadet le faiseur Romane soziale Predigten, und es hat seinen guten Grund, daß Karl Marx nach der Erzählung seines Biographen Mehring vorhatte, Balzac in einer besonderen literarischen Studie zu würdigen.

Liebeszeichen und Erinnerungsmale beschert die Comédie humaine vielen seiner Angehörigen und Jugendbekannten. Seinem Bruder Henri widmet er nicht allein Le Bal de Sceaux; da Henri durch traurige Lebensschicksale verunglückt und der Dichter ihm durch Fürsprache bei maßgebenden Leuten ein Ämtchen in einer

[3]) Balzacs widerspruchsvolle Beziehungen zu Margonne behandelt André Hallays in einem seiner anregenden Wanderbücher: En Touraine. Pèlerinage Balzacien, 1903.

Kolonie verschafft, dediziert er dem Konteradmiral Bazoche, Gouverneur der Isle de Bourbon L'interdiction „als dankbarer Autor". Seinen Schwager Surville, einen bedeutenden Ingenieur, bedenkt er mit einer seiner gelungensten Grotesken, der Geschichte einer, selbst in der Ehe zur ewigen Jungferschaft verdammten „Vieille fille". Seinem Schulkameraden im Gymnasium, Baron Barchou de Penhoën, übersendet er das berühmte Meisterbildnis des Erzwucherers Gobseck mit den Zeilen: „Unter allen Zöglingen von Vendome sind, wie ich glaube, wir die Einzigen, die uns auf der literarischen Laufbahn begegneten; wir, die wir Philosophie schon in einem Alter trieben, wo wir nur De viris uns bekümmern sollten. Hier ist das Werk, das ich schuf, als wir uns wiedersahen und während Du an Deinen schönen Werken über die deutsche Philosophie, „zumal über Fichte", gearbeitet hast. So hat weder der Eine noch der Andere von uns seinen Beruf verfehlt." Einem Pariser Kaufmann Theodor Dablin, der ihm in Tagen bitterster Not hilfreich beigestanden, schreibt er das Buch zu, das ihm nach vielen Fehlschlägen zuerst entscheidenden Erfolg brachte, Les chouans, mit dem wuchtigen Zusatz: Au premier ami le premier ouvrage. Dem Sohn der Dilecta, Alexander von Berny, der die unter Balzac mit schweren, zeitlebens auf ihm lastenden Geldverlusten zugrunde gegangene Schriftgießerei an sich brachte, schreibt er „in alter Freundschaft" „Madame Firmiani" zu. Seinem Arzt Nacquard sendet er Le lys dans la vallée mit den Worten: „Theurer Doctor! Hier einer der am sorgsamsten zugerichteten Grundsteine meines mühselig aufgerichteten literarischen Baues: ich will Ihren Namen hineingraben, ebensosehr, um dem Gelehrten zu danken, der mich einst gerettet hat, als um den Freund all meiner Lebenstage zu feiern." Dem Notar Guyonnet Merville, in dessen Kanzlei der Dichter (deren Übernahme Vater Balzac für Honoré als Lebenszweck in Aussicht genommen hatte) nicht aushielt, dedizierte er, wohl ohne Anzüglichkeit, Une épisode sous la terreur mit der Erklärung: „Muß ich nicht, mein lieber alter Patron, den Leuten, die alles wissen wollen, Aufschluß darüber geben, wo ich mir genug Juristerei aneignen konnte, um die Rechtshändel meiner kleinen Welt zu führen und das Andenken des geistvollen, liebenswürdigen Mannes festzuhalten, der seinem anderen dilettirenden Concipienten Eugène Scribe, den er auf einem Balle traf, zurief: „Sehen Sie sich doch gehörig in meiner Kanzlei um, ich versichere Ihnen, es gibt dort Arbeit genug", auch für Lustspieldichter und einen Romancier von Balzacs oder Dickens satirischer Beleuchtung des Reiches der Chikane, der Pfiffe und Schliche schlauer Anwälte, geriebener Erbschleicher, der Schäden und Schwächen irdischer Tribunale."

In andere Sphären führen Balzacs Beziehungen zur Künstlerwelt, zu den wissenschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen Größen seiner Tage. Wie nahe und neidlos er sich Dichtern und Schriftstellern des Julikönigtums anschloß, offenbaren wiederum seine Dedikationen. Den Mémoires de deux jeunes mariées geht ein Sendschreiben an George Sand voran: „Dies Buch kann den Glanz Ihres Namens nicht erhöhen, der seinen magischen Widerschein auf seine Blätter werfen wird. Dabei spielt meinerseits weder Berechnung noch Bescheidenheit mit. Ich wünsche derart nur die wahre Freundschaft zu bezeugen, die unbeschadet aller Reisen und Entfernungen, trotz unserer Arbeiten und der Böswilligkeit der Welt zwischen uns fortbestanden hat. Dieses Gefühl wird sich zweifellos niemals unter uns ändern. Das Gefolge befreundeter Namen, das meine Schöpfungen begleitet, gesellt sich zu den Mühen, die mir ihre Zahl bereitet, als ein Vergnügen: Denn sie entstehen nicht ohne Schmerzen, nicht zu reden von den Vorwürfen, die mir wegen meiner bedrohlichen Fruchtbarkeit gemacht werden, als ob die Welt, die mir Modell steht, nicht noch fruchtbarer wäre. Wird es nicht schön sein, Georges, wenn eines Tages der Alterthumsforscher zerstörter Litteraturen in diesem Gefolge nur große

Namen, edle Herzen, heilige, reine Freundschaften und die Ruhmestitel dieses Jahrhunderts wiederfindet? Kann ich mich nicht durch dieses gewisse Glück stolzer wissen, als durch den immer anfechtbaren Erfolg? Ist es für Denjenigen, der Sie kennt, nicht ein Glück, sich, wie ich es thue, nennen zu können Ihren Freund de Balzac." Wie herzlich und über seinen Tod hinaus die Sand diese freundschaftlichen Gesinnungen erwiderte, bezeugen ihre beider Erzähler würdigen, Balzac geltenden Blätter in ihrer Histoire de ma vie und den Essays Autour de la Table.

Nicht minder bedeutend ist die Zueignung eines der gewaltigsten Werke Balzacs, der Iliade der Korruption, der Schilderung der entarteten Zeitungswelt in den Illusions perdues an Victor Hugo: „Sie, der durch das Privilegium der Raphaël und der Pitt schon ein großer Dichter waren in einem Alter, in dem die Menschen noch so klein sind, Sie haben wie Chateaubriand, wie alle großen Talente gegen die Neidischen gekämpft, die sich hinter den Spalten der Zeitungen verschanzt oder in ihren unterirdischen Gängen versteckt haben. Ich würde auch wünschen, daß Ihr siegreicher Name mithelfe zum Sieg dieses Werkes, das ich Ihnen widme und das nach der Meinung Mancher eine ebenso große That des Mutes als eine Geschichte voll Wahrhaftigkeit wäre. Hätten denn die Journalisten nicht wie die Marquis, die Geldmenschen, die Ärzte und Juristen Molière und seinem Theater zugehört? Warum sollte denn die Comédie humaine, die castigat ridendo mores eine Macht ausschließen, wenn die Pariser Presse selbst nicht eine einzige aus ihrem Machtbereich freiläßt? Ich bin glücklich, mich also nennen zu dürfen Ihren aufrichtigen Freund und Bewunderer de Balzac." Victor Hugo hat die außerordentliche Gabe gleichwertig erwidert. Er war Zeuge des Todeskampfes Balzacs, den er in seinem Choses vues grauenhaft groß und wahr geschildert hat, und er hielt die Grabrede Balzacs, die in ihrer monumentalen Verherrlichung von Balzacs, mit Tacitus und Juvenal in eine Reihe gestellter Art und Kunst so lange dauern wird, als man nach seinem Wesen und Schaffen fragen wird.

Gleiche Nachwirkung war seiner Dedikation eines nicht weniger belangreichen Buches La rabouilleuse an Charles Nodier nicht beschieden, der Balzac bis in seine letzten Lebenstage vergeblich zu seinem Nachfolger in der Académie française ausersehen haben wollte. Der Widmungsbrief, in dem Balzac die von ihm überschätzten verderblichen Wirkungen der Minderung der väterlichen Gewalt befehdet und sein Bekenntnis zum Katholizismus im Gegensatz zum unkirchlichen Schulwesen einseitig übertreibend entwickelt, rechtfertigt die grausam unerbittlichen, lebenstreuen Porträts, die er von vorurteils- und zuchtlosen Landsknechten, von allerhand zu jeder Missetat bereiten, gemaßregelten Offizieren der napoleonischen Armee entwirft, die „im Privatleben so zu handeln wagen, wie auf dem Schlachtfeld".

Eines seiner rührendsten (vorhin erwähnten) Bücher, Cäsar Birotteaus Glück und Ende, hat er „in Bewunderung" Alphonse de Lamartine zugeeignet. Der Herzogin von Abrantès, der Witwe Junots, deren Denkwürdigkeiten Balzac mit veranlaßt, durch Rat und Tat gefördert hat, widmet er „als beflissener Diener" La femme abandonnée. Seiner treuen Anhängerin, der Verfasserin der Schnurre vom verzauberten Spazierstock des Dichters, La canne de Mr. Balzac, Madame Emile de Girardin, stiftete er seinen, mit Unrecht vielfach als Selbstporträt herangezogenen, Albert Savarus; der lyrischen Dichterin Madame Desbordes Valmore „Jesus Christus in Flandern" als „der Tochter Flanderns und einer seiner modernen Ruhmestitel"; der Fürstin Belgiojoso eine zweite Gaudissart-Skizze. Jüngere Talente, die später Balzac biographisch, kritisch, anekdotisch der Nachwelt vor Augen stellten, beschenkte er mit literarischen Kleinodien: Théophile Gautier mit den Secrets de la princesse de Cadignan; seinen Parteigänger Charles Bernard mit der Geschichte vom Kastraten Sarrasine; Léon Gozlan, der nach Balzacs Tod

die Humoresken Balcac en pantoufles zum Besten gab, fiel „als Beweis guter literarischer Kameradschaft" Une autre étude de femme zu. Ein besonders eingehendes Sendschreiben begleitet La Muse du département an den Grafen Ferdinand Grammont, dem nicht nur das Verdienst gebührt, für jedes in der Comédie humaine eingeführte Adelsgeschlecht als kenntnis- und sinnreicher Heraldiker Stammbäume, Wappen, Wahlsprüche ersonnen und gezeichnet zu haben, so daß ihn Balzac den Hozier, den Wappenkönig seiner Sittenstudien nennt: Grammont soll es gewesen sein, der, von Italienfahrten heimgekehrt, mit dem Marquis du Bellon die Anregung gab, die Sammlung seiner romanhaften Sittenstudien unter einem Generalnenner zusammenzufassen und nach dem Vorbild von Dantes Divina commedia mit bezeichnender Abweichung La comédie humaine zu betiteln [4]).

Auch die Maler, Bildhauer, Musiker, Forscher von Balzacs Kreis, vielfach Weltnamen, haben ihren Ehrenplatz in der Comédie humaine. Rossini wurde Le contrat de mariage, Berlioz Ferragus le chef des dévorants, Franz Liszt La duchesse de Langeais, Eugène Delacroix La fille aux yeux d'or, Achilles Devéria Honorine, seinem Medaillen-Präger David d'Angers Le curé de Tours, dem Maler Boulanger, dem wir eines der besten gegenwärtig im Museum von Balzacs Vaterstadt Tours aufbewahrten Bildnisse zu danken haben, La femme de trente ans zugeeignet. Dem Meister der Wissenschaft le grand et illustre Geoffroy Saint Hilaire überwies er eines seiner berühmtesten Bücher Le père Goriot als „Denkzeichen seiner Arbeiten und seines Genies". Dem Baron James Rothschild, dazumal Generalkonsul Österreichs, wurde — eine scherzhafte Anspielung? — un homme d'affaires, dessen Gemahlin, der Baronin James Rothschild, L'enfant maudit zugedacht.

Die Deutschenfreundlichkeit Balzacs, der in seinen Schriften oft und gern Goethes, Jean Pauls, E. T. A. Hoffmanns gedenkt und deutsche Charaktere in seinen Romanen zu Ehren bringt, verleugnet sich auch nicht in seinen Widmungen. Dem Fürsten Fritz Schwarzenberg, der als Literat den Kriegsnamen „der Lanzknecht" annahm und Balzacs Führer in der Lobau und auf dem Schlachtfeld von Wagram war, ist die tragische, an den Rückzug der großen Armee aus Rußland anknüpfende Anekdote „Adieu" zugeeignet. Dem Orientalisten Hammer-Purgstall schreibt er Le cabinet des antiques zu: „Theurer Baron! Sie haben sich so warm für meine lange, weitläufige Geschichte der französischen Sitten im 19. Jahrhundert interessiert, Sie haben meinem Werk solche Ermutigung angedeihen lassen, daß Sie mir das Recht gegeben haben, Ihren Namen einem der Fragmente, die einen Theil davon ausmachen, mit auf den Weg zu geben. Sind Sie nicht einer der ernstesten Vertreter des gewissenhaften, forschungsbeflissenen Deutschlands? Sollte Ihre Billigung nicht Anderen Weisung sein? Ich bin so stolz, sie erlangt zu haben, daß ich mich bemühte, sie zu verdienen, indem ich meine Arbeiten mit jener Unerschrockenheit fortsetzte, die Ihre Studien kennzeichnet und ohne welche die litterarische Welt das von Ihnen aufgerichtete Monument „die Geschichte des osmanischen Reiches' nicht besäße. Ihre Sympathien für die Arbeiten, die Sie gekannt und den Interessen der orientalischen Gesellschaft zugewendet haben, hat oft die Glut meiner Nachtwachen, die von den Einzelheiten unserer modernen Gesellschaft in Anspruch genommen war, genährt. Wären Sie nicht glücklich, das zu wissen, Sie, dessen unbefangene Güte sich derjenigen unseres La Fontaine vergleichen läßt? Ich wünsche, daß dieses Zeugniß meiner Verehrung Sie und Ihr Werk in Döbling ‚bei Wien, Hammers Wohnsitz' trifft und Sie und die Ihrigen Alle an einen Ihrer auf-

[4]) Le Voltaire 4. 10. 20. janvier 1884. Interview Grammonts durch einen Herrn Louis Durand.

richtigsten Freunde und Verehrer erinnere." Heinrich Heine, der ihn lieb hatte und gelegentlich mit der Schwester Lassalles als seinen Tischgast zu sich bat, hat Balzac Un prince de la bohême zugeeignet: „Mein lieber Heine! Ihnen diese Studie, Ihnen, der in Paris den Geist und die Poesie Deutschlands verkörpert, wie Sie in Deutschland die lebendige, geistvolle französische Kritik verkörpern; Ihnen, der besser als irgendwer wissen kann, wie viel an Kritik, Liebe, Spaß, Wahrheit sie enthalten kann."

Über den geistigen Bund mit Deutschland ließ er die literarische Allianz mit Italien nicht außer acht. Zwei seiner letzten und größten Schöpfungen, den Doppel-Roman Les parents pauvres (La cousine Bète und Le cousin Pons: zwei Gegenstücke) widmete Balzac Don Michele Angelo Cajetani nicht als römischem Fürsten und Abkömmling eines Geschlechtes, das der Christenheit Päpste gegeben hat, sondern als Kommentator Dantes, dessen Gelehrsamkeit nach Balzacs Ausspruch es mit drei Schlegeln aufnehmen konnte, und der ihn während seines Aufenthaltes in der ewigen Stadt die ihm bis dahin unendlich rätselvoll erscheinende Divina commedia erschloß: deshalb fügte er seinen Namen dem der in der Comédie humaine durch Sendschreiben bedachten Porcia, San Severino, Parata, di Negro, Belgiojoso an, die schon Bandello, der Bischof gleicherweise geweiht hatte durch Novellen, die Shakespeare stofflich, mehrfach oft bis auf einzelne Reden in seine Stücke herübernahm.

Bevor Balzac also Buch um Buch bestimmten Persönlichkeiten zuschrieb, hatte er sich an die „unbekannte Menge" gewendet. Der 1824—1829 erwachsenen Physiologie du mariage schickt der Anfänger halb ernst-, halb scherzhaft die Ansprache voran: „Achten Sie auf diese Worte: der überlegene Mensch, dem dieses Werk zugeeignet ist; besagt das nicht: Ihnen?" Und 1830 wählt er im Vorwort zum Elixir de longue vie absichtlich die herkömmliche Anrede „an den Leser". Die Lektüre bringt uns unbekannte Freunde. Der Autor hofft darum seine Schuld bezahlt zu haben, indem er dies Buch DIIS IGNOTIS zueignet.

In den 20 Jahren, die seit Balzacs ersten Siegen die Fülle seiner Schöpfungen der unersättlichen Lesewelt beschied, wuchs die Menge dieser unbekannten Freunde nicht bloß, soweit die französische Zunge klingt, in aller Herren Ländern, wohin immer die Mode- und Feuilleton-Romane der Pariser Presse in guten und minder guten Übertragungen drangen. Eroberten dazumal Balzac und die George Sand die Massen auch nicht in solchem Grade, wie Sue und der ältere Dumas mit den ‚Geheimnissen von Paris' und den ‚Musketieren': in breiten Schichten der in- und ausländischen Bevölkerung genossen sie immerhin Weltruhm. Zeuge dessen eine Begebenheit, die der Balzac nichts weniger als wohlgesinnte, durch erbitterte literarische Fehden dauernd verfeindete Sainte-Beuve verbürgte. Balzac kehrt eines Abends inkognito auf einem russischen Landsitz ein und erbittet ein Nachtessen; als nach einer Weile das Hausfräulein mit einem Imbiß zurückkommt und unversehens Balzac von einem Reisegefährten mit seinem Namen ansprechen hört, läßt sie vor jäher Überraschung das Teebrett mit allen Schalen und Schüsseln zu Boden fallen. Sie konnte sich nicht fassen, den fast als mythisch angesehenen Wundermann leibhaftig vor sich zu haben. Zu solchen und ähnlichen Überraschungen des Künstlerruhms, wie sie jenem Zeitalter des Virtuosenwesens und -unwesens eigen war, stimmt auch die Flut ungezählter Frauenbriefe, in denen Balzac als Seelenrat heimgesucht, als Kenner der weiblichen Natur angeschwärmt wurde. So sehr derartige Erlebnisse den von kritischen Widersachern und erbarmungslosen Gläubigern maßlos gehetzten Künstler aufrichteten und aufheiterten, zur Überhebung verführten sie ihn nicht. Ebensowenig wurde er, der in seinen Schriften die Zwiespältigkeit und Verworfenheit seiner Zeit und Umgebung

züchtigte, wie wenige andere, zum Menschenverächter oder Menschenhasser. Im Innersten blieb er kindlich, wohlmeinend, eine gütige, freundschaftliche, anteilsfähige und -bedürftige Natur, die nicht zum wenigsten in seinen Widmungen zu uns spricht. Dieser Grundzug seines Wesens bildet auch die Einheit seiner Widmungen. Sie schließen sich zu einem Ganzen zusammen, in dem kaum jemals — wie das in den Werken der Comédie humaine unvermeidlich ist — ein Wort oder ein Zug stört. Blatt um Blatt flicht sich zu einem unverwelklichen Kranze zusammen. Der Stifter und die Empfänger der Dedikationen kommen miteinander auf die Nachwelt, wie — um den größten Weltroman zu nennen — mit den beiden Teilen des Don Quixote der Herzog von Bejar und der Graf von Lemos, dank Cervantes' Widmungsbriefen, durch alle Zeiten und Zonen fortdauern.

Crucifixus

Aus der Tiefe rufe ich . . . .

Von

Peter Weber

Die alte Römerbrücke liegt im dumpfen Grau der frühen Dämmerung des Herbstabends. Wie schwarze Ungeheuer wachsen aus dem dampfenden Fluß die stumpfen Pfeiler. Aus den Kraterwänden der Eifelvulkane haben keltische Sklaven die Riesenbasaltquader herausgehauen. Ganze Herden von Stiergespannen zogen sie über die unwegsamen, zerklüfteten Eifelberge nach dem Moseltal, zur Augusta Trevirorum, der römischen Kaiserstadt diesseits der Alpen.

Ein paar matte Lichter schwimmen über der Brücke im Dunkel und Dunst, hängen, wie die Brücke, gespenstisch über einem Abgrund. Menschen tauchen auf, lautlos wie Schatten. Dann schluckt sie Nebel und Nichts. Kaum ein Laut. Der Lebensatem der Stadt geht wie ein gepreßtes, dumpfes Stöhnen durch das Tal. Notzeit, Unheilszeit ist.

In der Mitte der Brücke, zwischen blutroten Lichtern steht in Stein gehauen ein Kreuzbild. In dem schwankenden, umdunsteten Licht dehnen und verzerren sich die Glieder des Gekreuzigten wie im Todeskampf. Not und Verzweiflung schreien auf in dem Bild. Doch der Himmel ist verschlossen in Nacht und Schatten. Kein Stern verheißt Erlösung. „O, ihr alle, die ihr des Weges vorübergeht, merket auf und schauet, ob ein Schmerz sei gleich meinem Schmerze."

Mit gehemmtem Schritt geht ein Mann am Kreuze vorüber. Nimmt den Hut ab, wie man es ihn als Kind gelehrt. Soll er beten? Um Erlösung, Gnade, Barmherzigkeit? — Oder um Haß, Kraft zum Hassen?

In die Stille hinein springt jäh ein freches, lärmendes Lachen. Dazwischen eine verängstigte Frauenstimme. Und dann flüchtige Schritte — höhnendes Nachrufen. Den Mann vor dem Kreuze reißt es herum, ballt ihm die Fäuste, krümmt ihm den Rücken zum Sprunge. Er lauscht, stößt mit den Augen durch das graue Dunkel. Kein Angstruf mehr — die Frau ist geflohen. Nur noch, sich entfernend, das freche Lachen der Franzosen.

Nein! Nicht Gnade, nicht Barmherzigkeit — Haß, Haß! Du Mann der Schmerzen, Mann der Marter und des Todes: Es geht ums Leben! Ums Leben eines ganzen Volkes. Heilig ist der Haß, wie deine Liebe heilig ist. Ich m u ß die drüben hassen, wenn ich mein Volk liebe!

Sein Schritt ist, wie er sich wendet, hart wie sein Wille, jach wie sein Haß.

Ein französischer Offizier taucht aus dem Dunkel auf. Das rote Käppi mit den Goldschnüren leuchtet. Die Rechte schwingt ein Reitstöckchen. Er sieht den „boche" und läßt seine Reitpeitsche spielend durch die Luft pfeifen. Sie gehen hart aneinander vorbei. Der Haßatem des einen streift den anderen. Es reißt sie jäh herum. Keiner weiß recht warum — sie stehen sich um Armeslänge gegenüber. Einen Atemzug lang. Etwas wie Angst packt den Franzosen. Er hebt den Arm mit der Peitsche. Zur Abwehr oder zum Schlag?

Keiner von beiden wußte nachher zu sagen, wie und warum das Folgende geschah. — Der Deutsche packt den Franzosen. Der reißt sich los, schlägt. Die Peitsche wird ihm entrissen, Schlag folgt auf Schlag. Dann ein kurzes Ringen, lautlos, erbittert. Der Deutsche hält den anderen mit würgendem Griff am Boden. — Ehe er zur Besinnung kommt, ist er gepackt, geschlagen, getreten von einem Haufen französischer Soldaten. In der linken Schulter fühlt er einen scharfen, schneidenden Schmerz — dann nichts mehr.

Im französischen Lazarett wird der Kaufmann Peter Zingen vernommen. Die Anklage lautet auf Überfall und Mordversuch an einem französischen Offizier. Er lächelt mit müdem Staunen. Überfall und Mordversuch? Schüttelt den Kopf und dreht sich zur Wand.

Die Herren kommen wieder mit dem Überfallenen. Die beiden mustern sich erstaunt. Nie hat einer den anderen gesehen. Peter Zingen sagt aus, das alles sei ihm unbegreiflich. Der andere habe mit der Reitpeitsche nach ihm geschlagen. Da habe er zugepackt.

Der Kapitän findet alles ebenso unbegreiflich. Er sei, vom Kasino kommend, dem „boche" begegnet. Sie hätten sich plötzlich gegenübergestanden. Er habe bestimmt nicht schlagen wollen. Die Haltung des Deutschen sei drohend gewesen. Und da habe er — vielleicht — zur Abwehr den Arm erhoben. Kurz, ihm sei das Ganze ein Rätsel.

Die Anklage gegen den „boche" wird also aufrechterhalten — zumal er im Kriege Offizier war. Man durchstöbert seine Wohnung nach Beutestücken aus Frankreich und ist erstaunt, dergleichen nicht zu finden. Dafür aber eine der angesehensten, eingesessenen Familien in Trier, von der eine Seitenlinie sogar in — Frankreich lebt.

Die Heilung des zerstochenen und zerschundenen Dr. Peter Zingen geht recht langsam vor sich. Der Untersuchungsrichter erlaubt, da Fluchtverdacht ausgeschlossen ist, die Überführung in eine Klinik. Peter Zingen hat Zeit zum Nachdenken. Und er grübelt, wie ein Deutscher grübelt. Er fühlt: was da geschah, was ihn, den Deutschen, und den Franzosen zum Kampf zwang, das war nicht Zufall, Erregung und Erbitterung des Augenblicks. Da brach etwas aus Urtriebhaftem, aus Urhaß, aus Urfeindschaft plötzlich riesenstark, uneindämmbar heraus. Wie beim Urgroßvater 1813, noch ehe Blücher über den Rhein gegangen. In die Eifel mußte er damals fliehen vor den französischen Häschern.

Zingen geht dem Raunen seines Blutes, spürt dem Urtrieb seines Hasses nach. Und er schreibt die Gesichte, die ihm zwischen Fiebertraum und Wachen werden, nieder. Erst mit einem schier kindlichen Staunen, dann in erwachender Erkenntnis und ungebändigtem Haß.

Das folgende aber sind die Gesichte des Peter Zingen:

Der junge Cingetorix kann keine Ruhe finden. Das Zelt erdrückt ihn schier. Er hängt das kurze, breite Hiebschwert um und geht durch die Zeltgassen. Die Wachen stehen schläfrig, mißmutig. Aus der Saar steigen graue Nebel auf. Das Felsmassiv schwebt wie ein Riesenuntier, wie ein Unheil schwarz über dem Talkessel, über dem kleinen Heer der Treverer. Oben, im castellum ist seit mittag der Vater mit Indutiomarus bei dem Römerfeldherrn Cäsar. Und die Gallier sind auch da oben.

Der Römer macht ihm keine Unruhe, auch nicht seine Legionen. Sie wagen sich nicht nach Trier. Cäsar ist zu klug und vorsichtig. Er hat keine Reiterei, keinen Nachschub aus Italia. Aber die Gallier, die Gallier! Er traut ihnen nicht. Sie haben den Streit und Kampf angestiftet zwischen seinem Vater und Indutiomarus wegen der Römer. Er traut ihrem Bündnis nicht mehr, seit sie den Vertrag mit Cäsar geschlossen.

Frieden machen mit den Römern! Wozu Frieden? Sollen sie bleiben, wo sie sind. Aber der Cäsar will zum Rhein. Er soll n i c h t an den Rhein. Der Vater sperrt sich. Aber die Gallier und Indutiomarus wollen Verträge. Sie wollen Waffen und Gewänder, Schmuck und Früchte aus Italia. Aber mit ihnen kommt die Römer h e r r s c h a f t. Was sind heute noch die Gallierfürsten?

Er traut ihnen nicht, wie der Vater. Und von diesem Mißtrauen getrieben, wendet er sich dem vom Fluß eingeengten Talausgang zu, den die Gallier besetzt halten. Aus dem Dunkel schwanken die plumpen Zelte. Er wendet sich — mag keinen sehen von den mit Römergewändern und -waffen Prunkenden. Er lauscht. Kein Laut. Nur unterdrücktes Pferdegestampf. — Einen Augenblick will ein schwarzer Verdacht das Schlangenhaupt heben. Dann lächelt er: beschworene Verträge!

Die Morgenhelle dringt nur mühsam in das dampfende Tal. Das Lager ist noch nicht erwacht. Cingetorix wälzt sich in unruhigem Schlaf. Da, ein schneller Schritt, ein Rufen, Fragen. „Die Gallier — fort — die Zelte leer — — —“ Cingetorix ist draußen, packt zwei, drei Wächter: „Folgt!“ — Die Zelte sind leer, nur ein Dutzend stehen noch, die dem Lager der Treverer nächsten. — Cingetorix steht einen Augenblick, den Sturm bändigend. Dann läßt er das Lager wecken, still und lautlos. Die Zelte bleiben. Kurze Befehle, die Schildträger voran, die kurzen Schwerter gezogen, dann die Reiter. Die Pferde am Halfter geht's dem Talausgang zu. Dorne sichern die Bogenschützen. Lautlos wird der Ausgang erreicht. Ein kurzes Rufen vorne. Die Schützen sind auf ein paar Gallier gestoßen. Dann sind sie im Nebel verschwunden. Cingetorix biegt scharf den Hang zur Höhe hinauf. — Die Treverer sind aus dem Kessel heraus auf dem Hochland — frei.

Kurzer Rat mit den Führern. Entscheidung: der Sohn des Indutiomarus übernimmt den Befehl. Cingetorix wählt zwanzig Leute, steigt den Hang hinab, durch das Lager, zum Fluß. Sie reichen sich die Lanzenschäfte und waten durch, schwimmen ein paar Stöße. Sind drüben. Steil, senkrecht steht die Felswand. Der Aufstieg m u ß sein. Wer denkt an Absturz? — Es gilt dem Vater, den Fürsten.

Es wird langsam, mühsam heller. Von Fels zu Fels heben, ziehen sich die Männer hinauf.

Das castellum liegt hart am Felsabsturz, von zwei Seiten unansteigbar. Lautlos schleichen sie das Tor an, das gegen den Wald zu liegt. Eben finden ein paar Gallier Einlaß. Cingetorix erkennt den Führer vom Lager unten am Fluß. Er folgt mit den Seinen. Die römische Wache fragt, will sie halten. Umsonst. Er kennt das Lager, kennt das feste Haus des Cäsar. Hinter ihnen Alarmrufe.

Der Cäsar mustert den jungen Cingetorix, der ihn um Haupteslänge überragt. Und lächelt. Der Vater und Indutiomarus blicken erstaunt. „Die Gallier sind heimlich über Nacht aus dem Lager entwichen." Weiter nichts. Cäsars Gesicht ist starr wie eine Maske. Eine kaum merkliche Bewegung verrät die Überraschung des Trevererfürsten Cingetorix. Nur der heißblütige Indutiomarus wendet sich den Galliern zu. Die blicken verlegen und hilfesuchend nach Cäsar hin.

Keiner sagt ein Wort. Die Entscheidung, um die eine ganze Nacht gerungen wurde, ist gefallen. Ein kurzes Neigen des Hauptes, die Treverer verlassen den Cäsar, auch Indutiomarus. Durch eine Gasse bewaffneter und gaffender Legionssoldaten schreiten sie aus dem Lager. Sie biegen nach rechts ins Tal hinab, auf Serveche zu. Kurz gibt Cingetorix Erklärungen.

Über die jenseitigen Höhen marschiert das römische Heer auf die Treverer zu. Zum ungleichen Kampf. 400 gegen zwei Legionen. Die Trevererfürsten schwanken keinen Augenblick. — Drüben führt der römische Legat Labienus, nicht Cäsar. O, er hält Wort! — — Der Zusammenprall ist erbittert. Kein Rufen.

Da brechen aus der Waldschlucht die Gallier heraus. Wut und Empörung brüllt auf.

Die Schlachtordnung der Treverer schwenkt und stürzt sich auf die Gallier. Der erste Anprall stößt sie auseinander. Den Eisen der Treverer vermag kein Schild, kein Lederkoller zu widerstehen. Den Rücken durchstoßen, bleiben die meisten liegen.

Die Römer stehen und — warten. — Labienus bietet neuen Kampf an. Indutiomarus fällt. Mit fünfzig zieht sich Cingetorix zurück, unbehelligt von den Römern. Vater und Sohn mit Wunden bedeckt. —

Droben im castellum stehen Labienus und die Gallierführer vor Cäsar. Der Römer ist kurz, in seinen Mundwinkeln liegt Verachtung. Die Gallier fordern leidenschaftlich, erbittert den Feldzug gegen die Treverer. Jetzt, sofort! Indutiomarus und 400 der Besten liegen erschlagen.

Cäsars Gesicht ist starr, eine Maske. Er könnte jetzt, aber er will nicht. Zwingt er sie zur Unterwerfung, hat er Feinde im Rücken. Er will zum Rhein, über den Rhein. Und es sind Männer, Germanen. Keine Gallier.

„Labienus, biete ihnen die Freundschaft Roms!" —

Einzug Cäsars und der Legionen in Trier, der Stadt der neuen römischen Bundesgenossen. Cingetorix und sein Sohn empfangen den Feldherrn. Mit ungeheilten Wunden. Im Gefolge Cäsars der Gallierfürst Maginot, der Verräter. Wie er mit Cäsar die Schwelle des Hauses überschreiten will, zieht der junge Cingetorix das Schwert. Ein Schlag, der stürzt zusammen. Kein Römer rührt eine Hand. Sie schreiten über den Liegenden hinweg, ins Haus.

* * *

Das Atrium des Statthalterpalastes liegt in blassem Mondlicht. Das dunkle Erzbild des Jupiter Optimus Maximus tritt erhaben aus dem matten Weiß des Marmors. Aus ehernem Opferbecken steigt ein letzter, verlorener Weihrauchduft. Weltferne Entrücktheit und Stille träumen im Nordland einen selig-heiteren Göttertraum des Südens.

Nicht lange. Ein Haß- und Blutatem stürmt jäh herein. Die Leibwache des Statthalters. Gewaltschritte schüttern, Erzklang singt eine wilde Melodei. Fackeln leuchten. In Helm und Brustharnisch zucken gleißende Lichter wie Mordschwerter.

Rixius Varus, der römische Statthalter in der Trevererstadt, neigt das Haupt vor dem Erzbild, ein wildes, grimmes Leuchten in den Augen.

Zwei Centurionen stehen vor ihm. Nicht einen Blick werfen sie nach dem Gotte. Ein Schweigen, ein fürchterliches Schweigen peitscht das Blut.

Sie wissen, es geht um Leben und Tod.

„Ihr kennt den Willen des Kaisers. — Opfert!"

Um die hart geschlossenen Lippen des blondbärtigen Brukterers spielt etwas wie ein Lächeln, wie ein Staunen. Ein Christ soll den Göttern opfern? Kennt man sie so wenig. Er sieht dem Kamerad aus Apulien in die dunklen Augen und liest das gleiche Staunen. Doch dahinter grimmen Kampfwillen. Dann e i n Wort:

„Nein!" Ruhig, verhalten der Klang des einen Nein, trotzig, aufbegehrend, Schwertklang das andere.

Dem Statthalter springt das Blut in die Augen, die Fäuste umkrampfen die blutrot gestreifte Toga. Hinter verzerrten Lippen halten die zusammengebissenen Zähne mühsam, knirschend die Worte zurück, die heulend, blutlechzend die beiden anspringen wollen.

Der „Tiger", durchzuckt es die Leibwache, daß die Fackeln in ihren Händen zittern, einen Augenblick lang.

Ein — zwei Schritte. — Rixius Varus stiert, Brust an Brust, die beiden an. Das Geäder an den Schläfen strotzend vor Blut. Ein wildes Tier im Ansprung.

Die Centurionen stehen wie Bildsäulen, die Augen starr und hart. Keine Furcht, keine Unsicherheit.

Mit jähem Ruck wendet er sich, hebt den Arm. — Nein, nicht die Wache. — Sie sind auch von der Thebäischen Legion, sind auch — Christen. Sie nehmen ihre Centurionen nicht gefangen. Um die Lippen des Brukterers spielt abermalen ein leises Lächeln.

„Morgen — nach der letzten Nachtwache — bei Sonnenaufgang — wird die Legion — im Lager — den Göttern — opfern — opfern! Das — das Kreuz — zerbrechen!"

Mit letzter Anstrengung reißt sich der Statthalter herum und geht.

Gallier haben die Wache im Palast übernommen. Die Führer der beiden gallischen Legionen stehen vor dem Statthalter, zögernd, unentschlossen. Rixius Varus drängt, mit kaum unterdrückter Ungeduld: „Es ist der Wille des Kaisers! Wer sich weigert zu opfern, verfällt dem Tode. Sie wollen nicht, nun, so ist der Tod ihr Teil. Eure Legionen schlagen sie zusammen, m ü s s e n!"

„Herr, bedenkt, es ist die Thebäische! Unsere Soldaten — werden zögern. Der Kampf — die Gefahr — —"

„Sie werden belohnt!" Geringschätzung, Hohn zieht dem Römer die Mundwinkel herab. „Du, Maginot, wirst das Lager in Köln befehligen, du, Quintilius, das in Mainz. Ich werde dem Kaiser berichten!

„Den Legionen übergebe ich die Christen der Stadt. Ihr Leib und Leben und — Beuterecht! Und all die blonden, weißen Jungfrauen!" — Ein fürchterliches Lächeln verzerrt ihm die Lippen.

„Vor allem das Haus des Fürsten Cingetorix. — Maginot, du weißt!"

„Beuterecht! — Die Legionen werden zur Stelle sein! Samt der Abteilung der Bogenschützen."

Triumph flackert auf in den Augen des Statthalters. O, er kennt die Gallier. Doch Verachtung macht die Freude bitter. Tausend Bogenschützen noch dazu — gegen — die eine Legion.

Die von der thebäischen Legion wissen, was kommt. Die Centurionen brauchen nicht viel Worte zu machen. Der „Tiger" will ihr Blut. In Rom zerreißen wilde Tiere die Brüder, brennen sie als lebendige Fackeln.

Aber hier ist nicht Rom, sie haben Waffen, sie sind die thebäische Legion, der besten eine im römischen Heer.

Der Brukterer stellt verdoppelte Wachen. Wer will gegen die Thebäische kämpfen?! Keine Legion wird sich finden. Nur den gallischen, denen traut er nicht. Der Maginot ist eine Knechtesseele, feil und ehrgeizig. Mögen sie kommen! Er wird ihnen das Verräterblut abzapfen.

Der Schüler des Apostels Petrus, Eucharius, segnet die Legion. Und spricht andere Worte. Worte vom Gekreuzigten, der sich wie ein Lamm führen ließ zur Schlachtbank und seinen Mund nicht auftat. Der nun droben beim Vater sitzet in Herrlichkeit, die Siegespalme in der Hand für alle, die um seines Namens willen Verfolgung leiden und das Leben geben.

Und die harten Fäuste der Germanen lösen sich mählich von den Eisen. — Ein neuer, seltsamer Geist — Märtyrergeist kommt über sie. Ein anderes Heldentum, ein größeres als in der Schlacht.

Bis nach Noviomagum, einen halben Tagesmarsch moselabwärts von Trier, ist die Mosel rot gefärbt zwei Tage lang von dem Blut der Enthaupteten und Erschlagenen.

Noch länger treiben die Leichen flußabwärts dem Rheine zu. Die thebäische Legion und an 5000 Treverer, Männer, Frauen und Kinder erschlugen die gallischen Legionäre. Drei Tage dauerte der Blut- und Lusttaumel.

Ein Sohn des Cingetorix entrinnt dem Blutbad und wird in Noviomagum verborgen gehalten. Der Vierzehnjährige sieht den blutigen Fluß, sieht tagelang Leichen der Seinen vorbeitreiben.

Und seine Söhne, sein Enkel sehen in einsamen Stunden diese Blutwellen. Hören Wehe- und Todesschreie einer gemarterten Stadt, die dem Ahn im Ohre klangen bis ins Grab. Ihre Augen und Herzen werden hart, wenn sie nach Westen sehen.

Rixius Varus aber wird bald darauf vom Wahnsinn geschlagen. Nächtens hetzen ihn die Schatten der Erschlagenen. Er flieht in die Berge, reitet, reitet, bis das Pferd unter ihm zusammenbricht.

Und muß reiten bis zum jüngsten Tage.

* * *

„Zingen, sie kommen heut nicht mehr. Laß absatteln. Die Leute schlafen im Stehen. Die Gäule fallen um. 's ist zu viel! Acht Tage durch Eifel und Hunsrück! Und bei diesem hundsmiserablen Wetter. Gott verdamm' die Bande!"

„Sie kommen, Manderscheid. 's ist gesorgt dafür, daß sie kommen. Sie wissen, daß der Zingen auf der Burg Ramstein an der Kyll sitzt. Ich kenne den Genera! Manginot. Drei Jahre sucht er mich. Er kommt!"

Schweigen. Ein mattes Sonnenlicht dringt durch die Butzenscheiben und müht sich um Helle auf dem schwarzen Eichengetäfel der Herrenstube. Zittert um die

bleichen Gebeine des Kruzifixes, das fahl aus dem Dunkel herauswächst. Blutrot leuchten die Wundmale auf, als seien sie eben erst geschlagen.

Zingen, den ehemaligen Vogt auf der Bischofsburg bei Pfalzel an der Mosel, schüttelt es. — Blut, Blut. —

So mißhandelt, gepeinigt und gekreuzigt ist das Land seit mehr als zehn Jahren, seit der Melac und Turenne ins Land gefallen mit ihren Horden. Seit die Reunionskammern die Pfalz für ihren König beanspruchen. Seit sie den Trierer Erzbischof zum Freund und Bundesgenossen gemacht haben. Der Erzbischof hat sich nach Coblenz gerettet. Wir aber müssen bleiben!

Hilfe, Rettung? Verdammt! Der Kaiser Leopold? Nicht einen Finger rührt er. Erbfolgekrieg in Spanien ist.

Die Fürsten? Daß Gott erbarm! Die haben andere Sorgen. Raufen sich um Städt und Dörfer, äffen dem welschen Hof nach. Pfui Deibel!

Und wir können hier verrecken und verderben. Unser Land, unsere Bauern müssen die französischen Heere füttern. Unsere Mädchen müssen tanzen und —

Zingen springt auf. Es würgt ihm in der Kehle, Wut, Haß, Ekel, Verzweiflung.

„Manderscheid, 's geht nicht mehr. Ich kann nicht mehr. Ich ersticke, ich werd' irre. Es bringt mich um."

„Zingen, Feuerkopf, nun muß ich d i c h mahnen. Hab' Geduld, wart' ab. Es wird! Die Herren und Bauern stehen auf. Wir sind nicht ein halbes Jahr umsonst geritten. Der Kaiser rafft sich auf. Der kleine Kapuziner mit dem grauen Mantel, der Prinz Eugen rüstet. Ein paar Fürsten im Münsterschen, Osnabrückschen, in dem getretenen Lothringen. Im nächsten Frühjahr . . ."

„Zum Teufel mit eurem nächsten Frühjahr! — Wir wollen sie nicht mehr noch einen Winter hier haben. Jetzt, jetzt drauf, mit Sengsten und Mistgabeln! Wir können nicht mehr warten, wir wollen nicht mehr! Drauf — und wenn wir alle drüber erschlagen werden. Ha, wenn er nur käm', der Manginot, der Hund, der Bluthund. Diesmal pack' ich ihn und würg' ihn ab. Nicht einer soll mir lebendig auskommen. Nicht einer!

„Er kommt nicht. Er ist zu schlau, der Fuchs."

Die Tür wird aufgeschmissen, der junge Zingen stürmt herein. „Ihr Herren — sie kommen, haben Ehrang passiert. An die Tausend. Mit Geschütz!"

Einen Augenblick Schweigen. Dann bricht es los: „Sie kommen, sie kommen! Drauf und dran!"

„Jeder an seinen Posten, zu seinem Haufen! In zehn Minuten ist der Hohlweg besetzt. Die Bauern an die Steine und Bäume. Gerolstein, Ihr haltet die Burg. Die Frauen nach der Genovefa-Höhle. Mit Gott!"

Der Heerwurm wälzt sich mühsam über den aufgeweichten Weg die Kyll entlang. Die Söldner sind mißmutig und murren. Zum Teufel! Man saß schon warm und behaglich in Trier, hatte sich eingerichtet für den Winter. — Eine Burg mehr oder weniger, was liegt daran? Tausend Mann und Geschütze wegen eines solchen Katzennestes. Sie faßt noch nicht hundert Mann! Und was sollt's da für Beute geben?!

Aber der Alte hat keine Ruh und Rast. Der Teufel hol' auch ihn!

Der General Manginot reitet an der Spitze. Ihm zur Seite gehen die zwei Bauern, die ihm die Botschaft getan, daß der Zingen mit den Hauptaufwieglern in Ramstein sitze.

Der General ist voll Unruhe. Links der steile Berg, rechts die reißende Kyll. Er mustert die Bauern. Die gehen stumpf und müde. Zu stumpf für ihre Jugend, wittert Manginot. Sein Mißtrauen ist plötzlich riesengroß.

Er sieht sich um. Verdammt, wie in einer Mausefalle steckt er. Er wendet sich in jähem Entschluß:

„Halten lassen!“ — —

„Chevalier d'Estrée, erkunden Sie die Berghöhe über uns. Sie, Herr Leclercque, marschieren weiter nach vorn, bis das Gelände frei wird.“ —

„Hier die beiden Burschen werden festgehalten!“

„Oder auch nicht!“ Mit einem Satz sind sie an der Kyll. Ein Sprung durch die Büsche — sie sind verschwunden.

„Verrat! Zurück! — in Ordnung umkehren! — Ordnung halten — Ordnung!“

Zu spät! Zingen oben auf dem Berge sieht und begreift. Verdammt! Nun sind sie nicht ganz hineingegangen in die Falle.

„Manderscheid, laßt die Blöcke wälzen. Ich stürm' nach vorn und such' zu packen, was sich packen läßt. Der Kyllburger soll folgen!“

Im nächsten Augenblick kollern Riesensandsteinblöcke den steilen Abhang hinunter. Sausen in den Heerwurm, reißen ihn auseinander, zermalmen seine Glieder.

Ein fürchterliches Gebrüll heult auf. — Und immer neue Blöcke sausen, stürzen, poltern herab, zerbrechen, zerquetschen die Menschen zu Brei.

Alle Ordnung löst sich. Kein Vorwärts und Rückwärts möglich. Überall niederstürzende, niederbrechende Steinblöcke.

Nun folgen Baumstämme. Mit fürchterlichem, hohlem, stumpfem Dröhnen poltern sie herab, tanzend, spielend von Fels zu Felsgrat. Ein fürchterlicher Todesreigen. In voller Breite fegen sie den Weg ab. Wirbeln, schleudern die Menschen wie Bälle.

Da gibt es kein Entrinnen, kein Ausweichen mehr. Aus Brüllen und Angstgeschrei wird Todesröcheln.

Nur eine Rettung noch: der Fluß. Was noch lebt, sich regen, was noch kriechen kann, stürzt hinein. Die reißende Flut wirft und wirbelt sie durcheinander.

Und drüben! Da werden sie empfangen. Mit Lanzen und Schwertern, Knütteln und Sengsten. Ein fürchterliches Morden hebt an, ein erbarmungsloses Morden.

O, die Deutschen haben's gelernt, seit zehn Jahren gelernt von den welschen Mordbrennern. Zehn Jahre Not und Bedrückung, zehn Jahre Mord und Brand, zehn Jahre fürchterliche Gewalt, zehn Jahre Haß, Haß, Haß! Das gibt jedem Stich und jedem Hieb eine Wucht, von der keiner mehr sich erholt. Wer nicht erschlagen wird, den ersäuft die wilde Flut. Es ist, als ob das Element mithelfen wolle, diese Brut zu vertilgen.

Aber nur etwas mehr als die Hälfte des Haufens hat es gepackt, nur die Hälfte stak in der Falle. Der Rest flieht, läßt die Geschütze im Stich und flieht.

Über die Höhe hastet ihnen der Zingen nach, gefolgt von seinen Soldaten und Bauern. Dann hinunter den Hang, springend, gleitend, stürzend. Und hinein in die Fliehenden. Zingen voran. Neben ihm sein Sohn, ein junger Riese. Ihre Schwerter mähen.

Sie sind mitten im Strom der Fliehenden drin. Halten ihn auf. Immer stärker brandet es gegen sie an. Der Druck von hinten gegen die vorne Kämpfenden ist unhaltbar, drängt die Vorderen in die mähenden Schwerter. Aber immer mehr Deutsche springen in die Bresche, hauen in den zusammengedrängten Menschenkeil hinein.

Bis er in Verzweiflung in die Kyll sich stürzt, die hier ruhiger fließt. Und drüben — ist keiner, der sie empfängt. Sie fliehen in den Wald hinein.

Zingen schickt zu Manderscheid: mit allem, was er hat, nachkommen, vor

Ehrang absperren, daß keiner aus den Wäldern heraus kann! Er selber setzt dem geflohenen, geschlossenen Rest nach. An den verlassenen Geschützen vorbei.

Die Brücke ist gesperrt von einer geschlossenen Abteilung. Musketen krachen. Zingen reißt es um.

Ein kurzes Erstarren seiner Leute. Dann ein Aufbrüllen, ein furchtbares Aufbrüllen. Wilde Tiere stürmen über die Brücke. Voran der junge Zingen. Sein Schwert rast, würgt. Der Haß würgt, würgt sich müde in Blut, Blut.

Die Bauern in Ehrang, Cordel, Speicher, Biewer schlagen den Rest der Tausend tot. Nicht fünfzig entkommen nach Trier.

Die linke Schulter des alten Zingen ist durchbohrt und zerschmettert. Auf dem Ramstein liegt er im Sterben. Wie morgens der Mönch über Brot und Wein die heiligen Wandlungsworte spricht: „Dies ist mein Blut, das für euch vergossen wird — — —“ — stirbt er. Nachdem man ihm gemeldet, daß die zerschmetterte Leiche des Generals Manginot gefunden.

So endet der letzte Zug der Franzosen in die Eifel. Es ist der Anfang vom Ende. Am 6. September schlagen die aufgestandenen Trierer, Lothringer, Münsterer, Osnabrücker und Lüneburger, Kaiserliche und Spanier unter General Grana die französischen Truppen unter Marschall Crequi entscheidend und vollständig. Das deutsche Land wird frei, frei!

Der junge Zingen entscheidet an der Conzer Brücke den Tag.

* * *

Das Schiffsleuthaus zu St. Barbara bei Trier liegt dunkel. Der Winter Anno 13 ist absonderlich kalt. An den Mauern rumpeln die Eisschollen vorbei schon im November.

Allerheiligen ist kein Freudenfest in diesem Jahre. Denn ihm folgt der Tag der Toten, Allerseelen. Und kaum ein Haus gibt es in Trier, an Mosel und Rhein, in der Eifel und im Hunsrück, wo nicht Tränen fließen an diesem Tag, wo nicht Klage, wilde Klage aufstöhnt zum Himmel. Wo nicht um Fluch und Verdammung gebetet wird für den Kaiser, den Mörder und Bluthund.

In Spanien und Österreich liegen die Konskribierten und in den Steppen Rußlands. Zerschossen, verhungert, erfroren, ermordet für den nimmersatten fremden Eroberer, für den Vergewaltiger der rheinischen Heimat.

Aus dem schmerzzerrissenen Schoß der Mütter aber wächst ein so furchtbarer Haß gegen die welschen Würger ihrer Kinder, daß die Säuglinge mit der Muttermilch ihn trinken müssen.

Über den hartgefrorenen Schnee tappt einer heran. Klopft dreimal und sagt ein Wort. Die Tür wird ihm geöffnet. Und so geht's fort, ein Dutzend Mal. Es ist um die achte Stunde.

Oben im Meisterzimmer sind die Fenster dicht verhängt. Nur ein paar Talglichter brennen. — Die Schiffer sind arm geworden, arm wie das ganze Land. — Um den großen Eichentisch sitzen die Männer. Über ihren Häuptern, in den hohen Rückenlehnen der breiten Meisterstühle, springt und bäumt sich lustig allerhand geschnitztes Getier.

Ein unterdrücktes Reden geht von Stuhl zu Stuhl. Sie warten noch. Bis durch die Tür, gebückt den Riesenleib, der Erwartete hereintritt. Da springen sie auf. In ihren Gesichtern wird es hell. Der Ring, den Not und schwere Zeiten um ihre Brust geschmiedet, lockert sich. Wie ein frischer Lebensatem packt sie Hoffnung und Kraft. „Willkommen, Herr Zingen, willkommen.“

„Lieben Freunde, Brüder! Es ist so weit! Die Zeit erfüllet sich, muß sich erfüllen. Der Kaiser ist bei Leipzig völlig geschlagen, sein Heer auf dem Rückzug. Blücher marschiert auf den Rhein zu!"

Kein ausbrechender Jubel. Der Atem, das Blut stockt den Männern. — Die Erfüllung, die Erfüllung! Hände fassen sich, Fäuste umkrampfen die kantigen Lehnen. Unter den dunklen Röcken krachen die Brüste, als wollte es sie sprengen, zerreißen. Jede Muskel, jede Sehne ist gespannt wie zum Sprunge. — Sie spüren den Atem des Schicksals.

Und fühlen etwas in sich wachsen, ein Erkennen, ein Wollen, ein Müssen, das sie jäh hinaushebt über das Denken, Sorgen und Planen von gestern. Sie sind nicht mehr der Kaufmann Linz, der Gerber Pies, der Bauer Weber, sie sind nicht mehr die Trierer Bürger so und so — sie spüren in sich das ganze Volk, die Not aller, die Kraft und den Haß von Millionen.

Und wissen, was sie tun müssen. Keine Überlegung, kein Wort ist vonnöten. Sie sind ein Wille, ein Entschluß. — Der Wille, der Entschluß des ganzen Landes, wenn es diese Botschaft hört.

Und was Zingen redet, ist nicht sein Wort, sein Erkennen. Es ist das Müssen!

„Das Land muß aufstehn, muß zu den Waffen greifen. Wir packen sie im Rücken. Die Wege über den Hunsrück, an der Mosel entlang, durch die Eifel müssen gesperrt werden. — Die Pläne und Aufzeichnungen hab' ich hier. Ihr kennt eure Wege, ihr Herren. Alle Kontributionen, alle Lieferungen, alle Spanndienste, aller Gehorsam müssen aufgesagt sein. Zu den Waffen, wenn das Zeichen gegeben wird! Morgen reis' ich nach Coblenz und Mainz zu den Brüdern." — — —

Am 16. November sitzen sich Zingen und die Herren wieder gegenüber. Finster, erbittert, voll Ingrimm. Das, das hatten sie nicht erwartet. Zingen redet sich den Druck von der Seele, bleich, mit mahlenden Zähnen.

„Die Verbündeten wollen nicht über den Rhein gehen. Sie wollen „Frieden" machen in Frankfurt. Den König von Preußen gehen wir anderen über dem Rhein nichts an. Metternich will Frankreich seine „natürlichen" Grenzen am Rhein lassen. Sie wollen ihm den ganzen Raub auf dem linken Rheinufer — wollen uns, uns den Franzosen überlassen.

Bei Blücher und Gneisenau war ich. Blücher tobt, möchte die Schufte von Diplomaten an den Galgen hängen. Einen Rat gab mir Arndt mit vom Freiherrn vom Stein: Losschlagen, den Diplomaten in Frankfurt zeigen, wo Deutschlands Grenzen liegen.

Wir müssen, lieben Freunde und Brüder, wir müssen! Und wir können es. Der Mut ist den Franzosen entschwunden. Wir sehen ihre Angst Tag für Tag. Alle Leistungen sind eingestellt, sie wagen aber nicht mehr Gewalt. Mit tausend Bürgern und Bauern jag' ich die jämmerliche, kranke Garnison, alle Gendarmen und Douaniers zum Teufel. Die Verbündeten können uns nicht im Stich lassen, wenn wir kämpfen."

„Drauf, Herr Zingen, drauf!" Der alte Weber aus Olewig, der seine Bauern kennt, haut auf den Tisch. „Konskribieren wollen sie wieder. Wir sollen kämpfen gegen unsere Brüder von drüben. Der Teufel soll's holen, wir wollen nicht. Anno 8 haben wir die Gendarmen erschlagen. Meinen Jungen haben sie dafür auf die Galeeren geschickt. Keiner von den Hunden soll auch diesmal lebendig aus Olewig herauskommen. Ruft die Bauern auf, morgen abend sind alle Franzosen im Hunsrück erschlagen!" —

Unten kracht es gegen die Türe, Stimmen, französisch und deutsch, brüllen um Einlaß.

Zingen ist am Fenster, sieht einen Trupp Soldaten. Ein grimmes, entschlossenes Lächeln lächelt er den Freunden zu. „Öffnen wir ihnen."

Zingen tritt als erster heraus. Schnell drängen die anderen nach. Die Nacht ist hell.

„O, Herr Zingen, Sie suchen wir."

Zingen lächelt immer noch das gleiche grimme Lächeln. Tritt gelassen auf den goldbeschnürten Mann zu, packt ihn mit Bärenkräften und wirft ihn schmetternd in den Haufen Soldaten. Und schon packen und hauen die anderen zu. Nicht ein Wort fällt.

Ein scheinbar wirrer Knäuel einen Augenblick lang — dann flieht von den Franzosen, was noch fliehen kann. Stöhnend wälzt sich der Rest im Schnee, zwischen Gewehren und Helmen.

An der nächsten Ecke ein kurzes Wort noch: „Ich geh' in die Eifel. Botschaft trifft mich in Manderscheid. Jeder an die Arbeit. Das Zeichen wird bald gegeben."

* * *

O, die langen, langen Nächte. O, diese Fieberbrände und Gesichte. Nächte, in die kein kühler, stiller Friede sich senken will. Sie messen nicht nach irdischen Stunden. Jahrhunderte währen sie, sind erfüllt von der Not und Verzweiflung von Generationen über Generationen. Aus dem Blut dampfen die Gesichte, und von Blutnebel sind sie umwallt. In Blut, Blut ertrinken sie. —

Wieder Krieg. Wieder droht vom Westen das Unheil, die Not. Wieder, wieder.

Ein anderer Zingen muß durch die furchtbare Zeit. Der wie vielte? — Der letzte?

Blutnebel dampfen auf: Flandernschlacht — fünf Tage, fünf Nächte. Aus hundert Minenmäulern brüllt der Tod, torkelt gierig fauchend, knurrend durch die Luft, reißt berstend die Erde auseinander, wühlt sie zum tausendsten Male um, wirbelt sie steil gen Himmel. Hascht in tausend Eisenfetzen nach Leben — Leben.

Und in den Trichtern kauern die Menschen, stieren mit stockendem Atem, stockenden Pulsen den fliegenden Ungeheuern entgegen.

Schnellen empor, hasten, fallen, taumeln nach rechts und links. Kauern nieder, wühlen sich in ein anderes Loch.

Kein Ruhen — die nächste stürzt sich höhnend auf sie nieder. Raus! fort! — hinducken — wieder nach vorne spähen. — Die nächste! —

Stundenlang, dieser Kampf zwischen Leben und Minentod.

Menschen? — Sie taumeln, fallen nur noch, die Gesichter verzerrt, keuchend. Tiere, die nur noch dem Instinkt des Lebenswillens folgen. Sie hören kaum noch das Bersten, Brüllen, Dröhnen, Schreien, Stöhnen.

Herr Gott, mach' ein Ende. Wir schreien zu dir, mach' ein Ende! So oder — so. —

Endlich Stille, furchtbare Stille, wie auf dem Kirchhof. Rauch und Staub verziehen sich. Die Sonne strahlt heiß und glühend auf die flandrische Erde — bescheint das alte Bild. Mit leeren, hohlen Trichteraugen starrt die zerfetzte, zerwühlte Erde in furchtbarer Klage zum Himmel.

Und im Grunde der Trichter liegen Menschen, erschöpft, zermürbt mit noch verzerrten Gesichtern — schlafen. Die zuckenden, zerreißenden Nerven erleben rastlos die Schrecken wieder, immer wieder — endlos.

Unter ihnen die Toten, die zerrissenen, verfaulten Leiber, zum vierten, fünften Male wieder ausgegraben, durcheinander gewirbelt.

Nur einer starrt noch mit leeren, brennenden Augen in das harte, erbarmungslose Blau des Himmels hinein, wehrt sich mit den letzten Kräften seines Denkens, seines Glaubens, seines Vertrauens zu Gott gegen den Wahnsinn, der drohend die Arme nach ihm reckt. „Mach' ein Ende, Herr, mach' ein Ende!"

Und seine wirren Gedanken grübeln nach dem Ende — dem Ende. Wirklichkeit und Sehnsucht, Verzweiflung und Hoffen, Glauben ringen miteinander, verwirren, verschlingen sich.

Und mählich weicht der Schrecken der Stunde ihm von der Seele. Er fühlt sich so leicht, so frei. Die fiebernden Augen starren über das Trichterfeld.

Da. — Er hebt die Hände, streckt sie aus. — Dort, dort! — Über die zerschossenen Felder schreitet einer, furchtlos, ruhig. In langen Gewändern, die Hand erhoben wie zum Segnen. Die Hände mit den Wundmalen — der Gottmensch.

Und wo sein Fuß hintritt, die Tropfen seines Blutes niederfallen, wandelt sich die Wüste, die Stätte des Grauens. Wogende Saatfelder, blumige Wiesen, so weit das Auge reicht. Bäume rauschen, Quellen rieseln.

Ist das nicht die Heimat, läuten nicht die Glocken? Die Menschen gehen mit leuchtenden Augen einher. Es dröhnen die Hämmer, singen die Motore. Frieden! Frieden!

Er lacht, jubelt, schluchzt es: Frieden — Frieden!

Und der Schlaf nimmt ihn mitleidig in die Arme und gibt ihm kurze Zeit das heilige Glück des Friedens, der Heimat, um die er kämpft.

Bis plötzlich wieder die Minenmäuler aufbrüllend den Tod ausspeien. — — —

Der Tod geht an diesem Peter Zingen vorüber. Er kehrt in die Heimat zurück. In den Frieden.

Ist Frieden? Es wogt auf den Feldern der Erntesegen. Es tümmeln die Hämmer.

Nein, nicht Friede ist. Tod und Verderben recken aufs neue die Arme nach seiner Heimat, seinem Vaterlande. Die alten Feinde marschieren in das Land, die ewigen Feinde seit Jahrhunderten. Nicht Frieden ist, Krieg ist, Krieg, der weiter morden, weiter verwüsten, weiter würgen will. Nicht Leiber, aber deutsche Seelen, deutsche Art, deutsches Blut.

In heißer Angst betet er wieder: „Mach' ein Ende, o Herr, mach' ein Ende!"

Umsonst. Er sieht es kommen, schattenhaft, dunkel, riesengroß, furchtbar. Er streckt seine Hände schaudernd: „Herr, Herr!" Der Tod schreitet durch die rheinische Heimat, nach Deutschland hinein. Von Westen her!

Was grün ist welkt, dorrt. Die Felder stehen kahl. Die Dörfer sind leer, die Häuser verfallen. In der Schmiede kein Feuer, kein Hammer dröhnt. Die Fabriken stehen still, keine Motore singen. Wüste ist, wo er schreitet. Die Menschen hohlwangig, mit zerfurchten Gesichtern, freudlos, stumpf. Kein Lachen, kein Singen.

„Mach' ein Ende, Herr, mach' ein Ende." —

Und er wartet darauf, daß ihn das Brüllen und Bersten der Minen losreiße von diesem Bilde des Todes, des Wahnsinns. —

Umsonst. Mit hellen, wachen Augen sieht er am Morgen über die Felder. Rings grünt und blüht es, leuchtet die Hoffnung aus jedem Halm und Strauch. Und schaudernd sieht er den Tod, das Verderben durchschreiten.

Nicht der Gottmensch, der Friedensbringer geht segnend durch die Lande — es schreitet der Tod . . .

Land wach' auf, Volk steh' auf! Wehr' dich! Der Tod, der Tod!

* * *

Das Fieber brennt im Blut des Peter Zingen. Zehrender noch loht ihm der Fieberbrand im Hirn.

Er klimmt die Felsen hinan zum römischen castellum an der Saar, erschlägt den Maginot.

An der blutgefärbten Mosel steht er und sieht die Erschlagenen in den Wellen treiben. Ein Zug, endlos durch die Jahrhunderte hindurch.

Riesengroß, furchtbar schreitet der Tod vom Westen her, immer, immer wieder. Schreitet über Burgen, Städte und Dörfer, daß sie in Schutt und Trümmer fallen. Würgt Fürsten, Bischöfe, Ritter, Bürger und Bauern.

In seinem Blute brennen Not, Jammer und Verfolgung durch zwanzig Jahrhunderte, brennt der Haß von Millionen. Es ist, als schreie in dem zerschlagenen, zerschundenen und gemarterten Leib ein ganzes Volk auf zum Himmel in einem Weheschrei, wie er nur einmal auf Golgatha an den Toren des Himmels rüttelte. In dem einen ein ganzes Volk, gegeißelt, gemartert und geschlagen — wie dort.

Es ist, als müsse hier einer büßen für die Sünden wider das Blut und heilige Lebensgesetz, die auf ganzen deutschen Geschlechtern und Zeiten lasten.

Unten, in der Kapelle des Krankenhauses, vor dem ans Kreuz Geschlagenen, singen die Mönche: parce, domine, parce populo tuo, ne in aeternum irascaris nobis. Beten, rufen um Erbarmen und kennen ihre Sünde nicht, die Blinden. — Keiner?

* * *

An dem Bett des Fiebernden stehen zwei Brüder, ein Freund. Feuer fällt in ihr Blut, in ihr Hirn. Kreuzfahrergeist flammt in ihnen auf, Führergeist, heilige Berufung. Daß sie die letzte, große Schicksalswende ihres Volkes erkennen. Daß sie Kraft und Schwäche, Großes und Jämmerliches dieser Generation zu unterscheiden vermögen. Daß sie den Weg sehen, den einzigen Weg, der aus dem Verderben und Untergang herausführt.

Und noch einer begreift die Gesichte des Peter Zingen. Der französische procureur. Er findet die Aufzeichnungen. Steht stundenlang in einer Fensternische halb verborgen und hört, hört.

Aus dumpfem Staunen bricht jäh ein helles Erwachen: Fort, fort aus diesem Lande! Fort, eh' das Gericht kommt, eh' der Haß ausbricht wie ein verheerend Feuer, das nichts, das keine Maschinengewehre, keine Tanks, keine Kolonialtruppen aufhalten können.

Nationaler Stolz, Siegerüberhebung, Eroberertrang nach dem Rhein bäumen sich auf wider die Erkenntnis. Umsonst. Er sieht nicht mehr das verblendete, irrende Geschlecht von heute, er sieht die Kräfte, die das deutsche Volk von morgen schaffen. Und sieht die Kräfte des eigenen Volkes.

Fort, fort, ehe sie selber das Verhängnis heraufbeschwören!

Zu General Mangin fährt er nach Mainz, ihn zu beschwören. Und kehrt zurück mit seiner Versetzungsordre nach Frankreich.

Die Sache Zingen braucht er nicht zu übergehen. Der ist tot. — Crucifixus etiam pro nobis.

Tot? — Was ist der Leib — sein Geist lebt!

In der Adlerstadt

Von

Robert Kohlrausch

Durch eine Mondnacht bin ich nach Aquila gefahren. Von geisterhaft-unwirklicher Schönheit waren die Bilder, die mein Auge sah. Zuerst, als ich Rom in später Stunde verließ, wanderte der Mond in einem ganz reinen, tiefen, sammetblauen Himmel dahin. Dann aber schob ein dunkles Wolkenungetüm sich langsam heran. Es glich einem riesenhaften Krokodil oder Haifisch mit weitaufgerissenem Rachen und verschlang den leuchtenden Mond. Von den Kiefern des Untiers triefte der Glanz. Für geraume Zeit kam eine tiefe Dämmerung. Nur durch sternengleiche Lichter verriet Narni sich auf seiner Felsenhöhe; man ahnte den Fluß in der Tiefe mehr, als daß man ihn sah. Bei Terni floß wiedergeborenes Licht aus der Höhe herab, neue Klarheit strömte dahin über die Landschaft. Aber sie blieb märchenhaft fremd, aus Licht und Nebelschleiern geheimnisvoll gewoben. In ungewisse Bergformen ballten sich Erde, Licht und Nebel zusammen, und über diese rätselhaften Berge wehten als andere, weißere Schleier die mächtigen Wasserfälle von Terni, halb nur sichtbar, herab.

Nun ging es hinein und hinauf in höheres Gebirge. Tunnel auf Tunnel folgten, und jeder füllte jetzt auch den Wagen mehr und mehr mit grauem, erstickendem Nebel. Es war das grausamste Fuhrwerk, dem ich mich im Leben anvertraut hatte. „Lasciate ogni speranza" hätte man über jede seiner Türen schreiben sollen. Keine von ihnen blieb geschlossen, kein Fenster tat länger als ein paar Minuten seinen Dienst, um dann krachend hinunterzugleiten. Es war Erlösung, als die Tunnel für einige Zeit aufhörten, als die Hochebene von Rieti glücklich erstiegen war. Nun konnte die Brust wieder atmen, das Auge wieder hineinschauen in die Wundernacht. Eine seltsame Landschaft lag ringsumher. Die weite, von kleinen, sumpfigen Seen erfüllte Fläche war überall von Bergen umgeben, stattlich an sich, doch neben der schon hochgelegenen Ebene scheinbar in die Tiefe versunken, so daß nur ihre Gipfel noch als flache Hügel herüberschauten. Über die sumpfigen Stellen hin aber wallten langausgezogene Nebelstreifen.

Dann versank auch das. Wieder begannen die Tunnel, mit Stöhnen und Fauchen arbeitete die Maschine sich höher und höher hinauf, aller Nebel von draußen schien erstickend hineinzuströmen in den Wagen. Aber jetzt ein erstes, leises Licht, vom nahenden Tag angezündet hinter den wieder machtvoll emporgewachsenen Bergen, über deren Gipfel es immer mehr erstarkend herübergrüßte. Dumpfe, noch unsichere Formen wachten langsam auf, dann kamen auch Farben aus der Dämmerung hervor. Ein zweites Hochtal hatte sich erschlossen, das Herz des Abruzzenlandes mit seinen höchsten Felsmassen war nicht mehr fern. Der Pflanzenwuchs hatte sich verändert; Ölbäume, Pinien, Zypressen waren verschwunden, Eichen, Akazien, Saatfelder, mitunter auch noch Weinpflanzungen woben jetzt ihr frischeres Grün über das Tal. Aus ihm flammten die Goldblüten des Ginster überall hervor. Voll ernster, tiefer, stummer Einsamkeit war hier das Land. Aber deshalb war es nicht unfruchtbar und öde. Bebaut war der Boden ringsum; das Wirken der Menschenhand war sichtbar, nur die Menschen selbst und ihre Wohnungen schienen verschwunden. Selten einmal sah man eine Frau, deren rotes

Kleid im Frühlicht schimmerte, selten eine Herde von Schafen, von einem Jungen behütet. Er stand regungslos neben den Tieren, auf einen Stock sich lehnend, an dessen Griff ein Gänsekopf mit roher Kunst geschnitzt war. Die Gestalten verschwanden, wie der Zug vorüberfuhr, und wieder kamen weite Strecken grünen, fruchtbaren, goldgeschmückten, einsamen Landes.

Plötzlich öffnete sich das Tal, einmündend in ein weites, flaches, von schneebedeckten Felsenriesen in fernem Kranz umgebenes Rund, und in seiner Mitte stand Aquila stolz auf breitem, stattlichem, grünumkleidetem Hügel. Nicht so felsentrotzig auf hohem Adlerhorst, wie meine Phantasie sich's ausgemalt hatte, doch eindrucksvoll mit seinen dichtgescharten Häusern auf der Höhe, seinen Kirchen und Glockentürmen, seinem seitwärts daneben gestellten, mächtig breit auseinandergezogenen und merkwürdig niedrigen Kastell. Nach allen Seiten mußte der Blick von dort oben hinauswandern können auf den Kranz der gewaltigen Felsen, unter denen der Gran Sasso d'Italia, der höchste Gipfel des Appenin, dastand als unbestrittener Herrscher. Keiner von den grauen Steinbergen war völlig mit Schnee bedeckt, überall aber sanken Streifen und Flächen weiß an ihnen herab gleich erstarrten Wassergüssen oder wie bleichendes, unter die Sonne gebreitetes Leinen. So schloß das weite, weißgraue, steinerne Rund sich um das frühlingsfrische Tal, um den grünen, graubekrönten Hügel von Aquila groß und fern zusammen. In seiner Mitte dort vor mir aber thronte die Stadt Kaiser Friedrichs II., die Stadt unseres deutschen Kaiseradlers.

Denn das war sie wirklich. Dunkel ist manches in der Gründungsgeschichte von Aquila, daß aber die Stadt eine bewußte, zielvolle Gründung des großen Hohenstaufenkaisers war, steht fest. Offenbar hat er gegebene Verhältnisse, die nach Änderung schrien, klug benutzt. In den alten Chroniken der Stadt gibt es geheimnisvolle Geschichten von gefährlichen Verschwörungen, von verborgenen Zusammenkünften in unterirdischen Kirchen, wo die zerstreuten Bewohner der Landschaft sich vereinigten, um unerträgliche Bedrückung durch grausame Feudalherrn mit Gewalt von sich abzuwerfen. Von innen und außen war die Gegend gefährdet; nahe lag ihr die vom Papste leicht bedrohte Nordgrenze des Königreichs. Und es gab keinen größeren, befestigten Ort in ihrem Inneren, der als ein sicheres Bollwerk hätte dienen können gegen alle Feinde. Viele kleine Niederlassungen, Ortschaften, Burgen lagen weithin zerstreut; vor den Mächtigeren zitterten beständig die Kleinen. So fand und erkannte Kaiser Friedrich hier eine Bewegung, die stark nach einem festen Mittelpunkte hindrängte. Mit klugem Sinn und sicherem Willen beschloß er, diese Bewegung zu nützen, der Gegend ein Zentrum, einen Halt, eine wehrhafte Bedeutung zu geben. Alle die stets gefährdeten Ortschaften sollten verlassen, die Kastelle der Barone sollten gebrochen werden, und sämtliche Bewohner sollten sich zusammenfinden in der neu zu schaffenden festen Stadt auf dem breiten Hügel in der Mitte des felsumrandeten Tales. Eine der kleinen Ansiedlungen soll hier unter dem Namen Aquili bereits gelegen haben an einer Stelle, die man in späterer Zeit Riviera benannte. Die Bezeichnung Aquili hatte jedenfalls nichts mit Aquila, dem Adlerkönig der Vögel, zu tun; es klang in ihr nach Acqua, nach freundlichem Wassergerieſel. Jetzt noch ist jener Platz am Hügelabhang, den man Riviera nennt, reich an lebenspendenden Quellen. Frühzeitig aber haben die Chronisten sich bemüht, eine Beziehung auf den königlichen Adler darin zu finden. Entweder behaupteten sie, der Grundriß der hier entstandenen Stadt habe die Form eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln, oder sie fabelten von einem Knaben, der irgendwo dort herum in seiner Wiege liegend geschlafen habe, mit roter Decke bedeckt. Auf einmal aber sei vom Himmel herab ein Adler niedergestoßen, habe die purpurfarbige Decke mit seinem Schnabel gepackt und auf die Stelle niederfallen lassen, wo sich Aquila dann erhob. Dieser purpurumflatterte Gründungsadler war in Wirklichkeit unseres deutschen Wappens kaiserlicher Adler. Nach ihm hat Friedrich II. die neue Stadt mit

bewußter Absicht getauft; er fand im Namen Aquili willkommenen Anklang an die lateinisch-italienische Bezeichnung des deutschen Wappentieres und hat es in feste Beziehung zu der von ihm geplanten Stadt gesetzt. Heute noch führt Aquila den Adler mit seitwärts gewandtem Kopfe, mit ausgebreiteten Flügeln im Wappen.

Das Gebiet vom späteren Aquila zerfiel ursprünglich in zwei Grafschaften und in zwei Diözesen. Furco war eine davon, Amiterno die zweite. Patron von Furco war der heilige Maximus, und ihm zuliebe hat man ein Diplom gefälscht, in dem schon Kaiser Otto I. in Beziehung zu dieser Gegend gebracht wird. Merkwürdig, wie sich in den Köpfen mancher mönchischer Chronisten die Weltgeschichte verwandelt hat! Nur auf die Kunde von den unzähligen Wundern des Maximus hin soll der Kaiser, wie das Diplom kindlich behauptet, seinen Zug nach Italien überhaupt unternommen haben, vom unstillbaren Verlangen getrieben, einen Knochen des Heiligen zu besitzen. Er wurde vom Papste Johannes, „wie sich's — damals noch! — geziemte", mit großen Ehren aufgenommen und von ihm selbst nach dem Grabe des Maximus begleitet. Hier warfen sich beide betend auf die Knie, während ein Mann in ihrem Auftrage das Grab mit einem Hammer öffnen sollte. Doch als er den Hammer hob, sank ihm der Arm gelähmt am Körper herab, und alles erbebte ringsum. Jetzt waren Kaiser und Papst in großer Verlegenheit, aber zu rechter Zeit erschien einem frommen Bischof ein Engel im Traum und verkündete, daß Kaiser Otto nur dann eine Reliquie des Heiligen erhalten würde, wenn er Furco zum Bistum erhöbe. Dies Mittel war einfach. Papst und Kaiser wallfahrteten abermals nach dem Grabe des Maximus, und Otto schwur, nicht nur Furco zum Bistum erheben, sondern auch ein zweites dem Heiligen geweihtes in Deutschland einrichten zu wollen. So brachte man das — in Wahrheit schon früher vorhandene — Bistum von Furco zu dem großen Kaiser in Beziehung, er selbst aber bekam beglückt seinen Knochen des Maximus.

War Otto I. nur ein erdichteter Schatten an diesem Orte, so war Friedrich II. lebendige Wirklichkeit, war Kraft, Klugheit, Wollen. Freilich war sein Stern schon dem Niedergang nicht fern, als er den Plan zur Gründung Aquilas entwarf; im letzten Jahrzehnt seines Lebens und seiner Herrschaft ist es geschehen. Allerlei Heimsuchungen waren wieder über die Bewohner dieser Gegend gekommen; der Herr des Ortes Popleto hatte sie bedrängt, Herzog Bertold von Spoleto war eingebrochen in ihr Land. Ihre Not erforderte Hilfe, des Kaisers Macht bedurfte der festen Schutzwehr gegen die Päpste. Da beschloß Friedrich II. für diesen doppelten Zweck die Vereinigung sämtlicher Niederlassungen ringsum in einem Orte. Wir besitzen seine Gründungsurkunde für Aquila; sie stammt aus den vierziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts. An ihrem Anfang spricht Friedrich den Wunsch aus, das in Frieden zu regieren, was der Krieg ihm gewonnen; er habe sein Schwert gezogen zur Bestrafung der Bösen, zum Schutze der Guten. Oft schon hätten die Grenzen des Königreichs, namentlich in den Abruzzen, den Feinden offengestanden; er aber wolle den Verrätern und Rebellen die Möglichkeit verschließen, das Böse zu tun, den anderen dagegen, deren Leben und Heil von seiner Hoheit abhänge, Ruhe schaffen und beständigen Frieden. Die von der Vergangenheit bekundete Lage solle die Lehrerin für die Zukunft sein. Er habe daher vorgesehen, daß an dem „Aquila" genannten Orte zwischen Amiterno und Furco aus den ringsum gelegenen Burgen und Niederlassungen, die zum Widerstand gegen die Rebellen und auch zur Hilfeleistung untereinander nicht fähig, ein einziger fester Staatskörper geschaffen werde. Nach des fraglichen Ortes Benennung und unter den Auspizien seiner siegreichen Wappenzeichen sollte diese Stadt Aquila genannt werden. Der neuen Gemeinde sollte die Berechtigung zugesprochen werden, alle Bauplätze nach freiem Belieben zu verkaufen, zu vermieten oder auch umsonst abzugeben in ihrem Gebiet. Von allen Daseinspflichten gegen die Barone sprach der Kaiser die Stadtbewohner frei, nie sollten sie wieder in Abhängigkeit von den Grafen gebracht werden. Alle Burgen innerhalb ihres

Gebietes — mit wenigen Ausnahmen — sollten zerstört werden. Mauern sollten die Stadt umschließen, die Häuser aber — vielleicht mit Rücksicht auf die häufigen Erdbeben — in einer beschränkten Höhe nur gebaut werden. Zwei große, je zwanzig Tage dauernde Jahrmärkte wurden der Stadt für jedes Jahr zugesprochen, drei gewöhnliche Märkte sollten in jeder Woche gehalten, auch für den Schutz der Marktbesucher gesorgt werden.

Alles war klug erwogen, sicher geplant, sorgsam vorbereitet, als der Tod im Dezember des Jahres 1250 seine Hand gegen Kaiser Friedrich erhob. Er hat sein Aquila nicht mehr aufbauen sehen. Für die Bewohner des Landes aber, die das Bild einer festen, sicheren Heimat bereits fast greifbar vor Augen gesehen hatten, kamen jetzt ein paar dunkle, stürmische, von Unterdrückung, Aufruhr und Blutvergießen erfüllte Jahre. Der Kaiser war tot, sein starker Schutz war entschwunden. Die Barone, deren Burgen hatten gebrochen werden sollen, erhoben ihre Häupter in verdoppeltem Stolz, wüteten gegen die wehrlosen Dasallen mit verdoppelter Grausamkeit. Nun gab es mehr noch als früher geheime Verschwörungen, Verrat, Entdeckung, Hinrichtung der Verschworenen, wütende, blutige Rache des Volkes an seinen Unterdrückern. Der Boden der neuen Stadt wurde mit Blut gedüngt.

Von dieser wilden Zeit berichtet uns der Anfang einer merkwürdigen Reimchronik aus dem nächsten Jahrhundert. Wie Siena seinen berühmten Duccio hatte, so besaß Aquila dafür seinen Buccio. Nur daß er kein Maler war wie jener, sondern ein Dichter. In einem Gedichte von 1254 vierzeiligen, vierfach gleichgereimten Versen — vielleicht mit Anspielung auf Aquilas wirkliches Erbauungsjahr 1254 — hat er die Geschichte der Stadt mit allerlei phantasievollen Zutaten besungen. Er war anscheinend von vornehmer Abstammung und hieß eigentlich Boëtio di Raynaldo von Popleto, doch nannte das Volk ihn bequemer und kürzer Buccio Ranallo. Der Anfang seines langen Gedichtes aber lautet in etwas freier Übersetzung:

Von Aquila soll die Rede sein, der Stadt so stolz und prächtig,
Von denen auch, die sie gebaut, so klug und wohlbedächtig.
Dasallen wollten sie nicht sein, nicht Sklavensinns verdächtig,
Sie wollten keinen andern Herrn als nur den Kaiser mächtig.

Schwer drückte der Tyrannen Hand auf ihre guten Rechte;
Sie mühten sich, sie plagten sich die Tage wie die Nächte,
Daß jedermann das Beste nur für alle stets vollbrächte.
Zu jeder Stunde riefen sie: „Viel lieber tot als Knechte!“

Voll hohen Sinns und ohne Furcht, gewärtig ihrer Stunde,
So trotzten sie den siebzig Herrn in festgeschlossenem Bunde:
Frei machen wir uns von dem Joch, oder wir gehen zugrunde!
Vom Ruhm, der ihnen dadurch ward, lebt heute noch die Kunde.

Freiheit und Sicherheit waren es, die das Volk begehrte, doch war es noch nicht erstarkt genug, um ohne fremde Hilfe dahin zu gelangen. Der Plan Kaiser Friedrichs war in frischem Andenken — sollte nicht sein Sohn ihn verwirklichen können? Es ist sehr glaubwürdig, daß die Hoffenden, Ringenden sich mit Briefen an Konrad IV. um Beistand und Hilfe gewandt haben. Und wirklich hat er seines Vaters Gedanken wieder aufgenommen und ausgeführt. Mit Ausnahme von einigen königlichen Burgen und einem Kastell Cassari, das dem Kanzler Gualtieri de Ocra zu erblichem Besitz verliehen worden war und heute noch in Trümmern südlich von Aquila liegt, ließ er nun wirklich alle die festen Sitze der Adelsherren im ganzen Gebiet vernichten. Die bisherigen Besitzer sollten dadurch schadlos gehalten werden, daß jeder Bürger des neuen Aquila den Betroffenen den achten Teil seines unbeweglichen Gutes überlassen mußte. Sonst

hatten die Bürger nur noch die Verpflichtung, auf ihre Kosten ein Kastell zum Schutze für die neue Stadt aufzubauen. Sie selbst wurde nun im Jahre 1254 wirklich begonnen und wahrscheinlich sehr schnell vollendet.

Aber am 21. Mai des gleichen Jahres war auch König Konrad bereits ein toter Mann. Und kein dauerhaftes Totendenkmal ist Aquila für ihn geworden. Der sinkende Stern der Hohenstaufen hat ein blutrotes Licht auch auf die neue Stadt geworfen. Fünf Jahre nur hat sie dort auf ihrem Hügel gestanden. Die durch viele Privilegien rasch zu Reichtum und Macht gelangten Bürger wollten sich nach Konrads Tode seinem Bruder Manfred nicht fügen und verbündeten sich dem Papste. So kam das Tieftragische: was der Vater geplant, was der Bruder geschaffen hatte, mußte Manfred wieder zerstören. Mit einem Heere zog er heran, doch waren die schnell und eilfertig aufgerichteten Mauern schon vor seinem Kommen von seinen Anhängern zerstört worden. Er hatte nur noch das endgültige Todesurteil über Aquilas jugendliches Dasein zu sprechen. Gegen die Bewohner war er voll Schonung, die Stadt selbst aber ließ er in Flammen aufgehen. Der Horst unseres Kaiseradlers wurde niedergebrannt vom Sohne Kaiser Friedrichs — auch das eine Hohenstaufentragödie.

Wie so häufig hat Karl von Anjou die Pläne seiner größeren Vorgänger auch hier wieder aufgenommen und ausgeführt. Aquila hatte sich unter den Händen eifriger Bürger in den fünf Jahren seines ersten Bestehens rasch und schön entwickelt. Auf Bitten der Einwohner hatte Papst Alexander IV. das Bistum von Furco hierher verlegt, auch die ganze Geistlichkeit von dort nach Aquila verpflanzt. Als Beschützer der neuen Stadt wählte man den heiligen Maximus, ihm erbaute man schon 1257 die Kathedrale. Der Zerstörung durch Manfred hat er mit all seiner Wunderkraft nicht wehren können, aber Aquila selbst hatte seine Lebensfähigkeit und Lebenskraft in kurzer Zeit bereits erwiesen. Das erkennend, führte Karl von Anjou die nach ihren alten Wohnsitzen geflohenen Bürger 1265 auf den trümmerbedeckten Hügel zurück und ließ den vernichteten Ort aus der Asche wieder auferstehen.

In diese von Karl geschaffene Stadt verlegt Giovanni Villani, der freilich nicht immer glaubhafte Florentiner Chronist, einen romantischen Vorgang, der in enger Beziehung zu der grausamen Katastrophe von Tagliacozzo steht. Nach ihm soll Karl, der in der Tat von Lucera her durch das Abruzzo Konradin entgegenzog, sehr um die Treue der Bewohner von Aquila besorgt gewesen sein und lange darüber mit ihnen persönlich verhandelt haben. Endlich aber ist nach Villanis Erzählung ein alter Mann aufgestanden und hat gesagt: „König Karl, halte keine Beratungen weiter und scheue nicht ein wenig Anstrengung — ausruhen kannst du dich immer. Geh' dem Feind ohne jeden Verzug entgegen, laß ihn kein größeres Feld gewinnen, dann werden wir dir treu und ergeben sein." Daraufhin soll Karl den sofortigen Aufbruch befohlen haben. Vom Tage vor der Schlacht aber, als die beiden Heere sich bei Scurcola schon kampfbereit gegenüberstanden, weiß Villani noch eine hübsche Geschichte von gefälschten Aquilanern. Einige Barone, die dem Anjou feindlich gesinnt waren, sollen vor seinen Augen eine nachgemachte Gesandtschaft in Konradins Lager geschickt haben, um den Franzosen und sein Heer zu entmutigen. Reich geschmückt, mit großen Geschenken und Schlüsseln in den Händen sollen sie dort erschienen sein und erklärt haben, sie seien Abgesandte der Stadt Aquila, deren Schlüssel sie Konradin übergeben sollten. Schwere Besorgnis überfiel Karl, als er davon erfuhr. Von Aquila her sollten ihm Lebensmittel für sein Heer nachgesandt werden, er bedurfte der Stadt und ihrer Treue. Mit raschem Entschlusse warf er sich aufs Pferd und ritt mit wenigen Begleitern die weite Strecke nach Aquila mitten in der Nacht in wildem Jagen zurück. Als aber die Wachen an den Toren auf seine Frage, für wen sie die Stadt besetzt hielten, ihm erwiderten: „Für König Karl", da fiel die Sorge von seinem Herzen; hoch erfreut ritt er nach Aquila hinein, ermahnte die Bewaffneten drinnen, ohne vom Pferde zu steigen, treue Wache zu halten, und jagte nach

dem Schlachtfelde zurück. Dort kam er früh genug an, um sich beruhigt noch schlafen zu legen.

Mag die Geschichte wahr sein oder nicht, jedenfalls füllt sie die Nacht vor der entscheidenden Schlacht mit leidenschaftlich bewegten Gestalten. Der König und seine Begleiter auf ihren durch Bergeinsamkeit wild hinjagenden Rossen geben ein lebhaftes Vorspiel für die Schlacht selbst, lassen den besiegt flüchtenden Konradin vorahnend schauen, der eine Nacht nur später durch gleiche Felsenwildnis einen verzweifelten Ritt um sein Leben tat. Um Aquilas Treue brauchte sich Karl nach seinem Siege nicht mehr zu sorgen. Die Stadt hat ihm und seinem Herrn, dem Papste, getreulich angehangen. Als Kaiser Heinrich VII. nach Italien kam, kämpfte sie gegen die Ghibellinen von Rieti, denen es gelang, einen Löwen von Marmor und eine Glocke mit sich aus Aquila wegzuschleppen. Die Glocke hingen sie dann auf ihren Stadthausturm und nannten sie zum Spott Aquinalla. Nur ein paar Jahre später aber drangen die gedemütigten Bürger von Aquila nach einer Schlacht gegen die Bewohner von Rieti dort in die Stadt, holten sich die Glocke zurück und nannten sie nun Reatinella. Selbst in so kleinen, halb humoristischen Zügen offenbarte sich der große Gegensatz von Guelfen- und Ghibellinentum.

Daß vom ältesten Aquila kaum eine Spur mehr blieb, ist nicht wunderbar bei seiner Geschichte. Was nach der Zerstörung durch Manfred etwa noch erhalten war, wurde von vielfachen Erdbeben zerstört. Aber an einer eigenartigen, wenn auch späteren Verkörperung von Kaiser Friedrichs Gründungsgedanken kann man sich darum doch heute noch freuen. Alter Überlieferung zufolge soll die Zahl der nach Friedrichs Willen in Aquila vereinigten Ortschaften und Kastelle neunundneunzig betragen haben. Diese Zahl hat hier eine fast mystische Bedeutung erlangt. So wird erzählt, jede von jenen Ortschaften habe dem heimatlichen Heiligen in der neuen Stadt eine Kirche gebaut, jede habe sich eine besondere Piazza geschaffen, so daß neunundneunzig Kirchen und neunundneunzig Plätze den Ort schmückten. Und solche Kraft wohnt in jener alten Überlieferung, daß noch gegenwärtig die Glocke des großen Turmes inmitten der Stadt um zwei Uhr in der Nacht neunundneunzig Schläge hinklingen läßt über die Häuser — ob zur Erbauung der Umwohnenden, kann ich nicht sagen. Vor allem aber verkörpert sich die Bedeutung der Zahl in einem absonderlichen und nützlichen Bauwerk. Es liegt unten am Abhang des Hügels, nahe beim Beginn des Aufstieges vom Bahnhof her. Ein mächtiges Quellenhaus ist es, Fontana della Riviera genannt, für die wasserholenden und waschenden Frauen von Aquila. Ganz anders als etwa die gewölbten Quellenhäuser von Siena läßt es den Himmel offen hereinschauen. Ein weites Viereck ist auf drei Seiten von hohen Mauern mit kräftigem Gesimsabschluß umstellt, eine Langseite nur ist offen geblieben. In den Ecken hinten treten breite Pilaster vor zur Gliederung der großen Wandflächen, die dazu noch in lebendigem Farbenspiel schimmern; denn sie sind in kleinen roten und gelben Quadern in unregelmäßigem Schachbrettmuster zusammengesetzt und umfassen den Raum heiter und bunt. Auf allen drei Seiten ringsum tritt unten ein kräftiger Mauerabsatz vor, und an ihm zieht sich eine lange Reihe von wasserspeienden Köpfen hin, deren Strahlen von einem wiederum vorspringenden, an den drei Seiten hinlaufenden Steinbecken aufgefangen werden. Die reiche Phantasie des alten Baukünstlers offenbart sich reizvoll in den wasserspendenden Köpfen. Männer, Frauen, Faune, Löwen, Pferde, Füchse, Bären sind hier neben anderen Wirklichkeits- und Fabelwesen in des Wassers Dienst gestellt worden, und in einer schier endlosen Reihe fallen die gebogenen Strahlen hell in das Becken darunter hinab. Denn sie verherrlichen gleich der unermüdlichen Glocke Aquilas geheiligte Zahl neunundneunzig, und so nennt man den Brunnen auch wohl Fontana delle novantanove Cannelle. Nach einer lateinischen Versinschrift hat ein gewisser Lucchesino, damals

Regius Rector von Aquila, den Brunnen im Jahre 1272 gestiftet, ein Meister Tancredus de Pentima von Valva den Bau geschaffen. Die neue Stadt, so heißt es in den Versen, erfreut sich neben dem alten Flusse — dem unten vorüberfließenden Aterno — nun auch dieses neuen Brunnens, der von jedem, der ihn betrachtet, höchlichst gelobt wird. Und so sprudeln denn die neunundneunzig Wasserstrahlen heute wie vor Jahrhunderten, von Aquila's Gründungsgeschichte mit ihrem gleichmäßigen Rauschen erzählend. Über das lange Wasserbecken tief gebeugt aber stehen die waschenden Frauen der Stadt bei fleißiger Arbeit. Ihre hellen und leichten, mitunter seidenen Kopftücher flattern im leisen Wehen des Windes; aus den Fugen der alten Schachbrettwände zwängt junges Grün sich hervor, und am Boden fließen weiß-bläuliche Bäche von Seifenwasser durch eine kleine Wildnis bescheidenen Unkrauts dahin. Daß Aquila trotz langen Anschlusses an die päpstliche Partei sich des kaiserlichen Gründers doch noch dankbar erinnert, erkennt man mit Freuden bei der Fahrt vom Bahnhofe zur Stadt hinauf. Ein bequemes Personenauto, vom ersten Hotel für den öffentlichen Verkehr und seine Gäste gehalten, führt auf trefflicher Straße schnell zur Höhe hinan. Und ein aufmerksames Auge vermag im Vorüberfahren an einer Straßenecke die Worte zu lesen: „Corso Federico II." Wahrhaftig, nach dem Kaiser Friedrich hat man eine der Hauptstraßen getauft! Und kommt man weiter auf die Piazza del Palazzo, wo der Glockenturm sich stolz erhebt, kann man dort an des Turmes Mauer den deutschen Kaiseradler in steinernem Relief unverfälscht mit seitwärts gewandtem Kopf und ausgebreiteten Flügeln schweben sehen. Bedeutet er auch heute nur noch das Wappentier der Stadt, er wird hoch in Ehren gehalten, und man begegnet ihm überall in mancherlei Formung. Er trägt in einer kleinen Kuppelkirche, die sich einer prachtvollen Portikusanlage mitten in der Stadt bescheiden einfügt, ein paar Konsolen mit Heiligenfiguren, er stützt im stolzen, marmorprangenden Speisesaal des Hotel Italia den Umgang unter den hohen Gewölben, und er wird sogar lebend in ein paar Exemplaren gehalten. Im sechszehnten Jahrhundert beschloß man, das Wappentier mit gleicher Ehrung auszuzeichnen, wie Rom sie dem seinen durch die lebenden Wölfe des Kapitols erwies.

In gesunder Kraft und gewerbfleißigem Eifer thront Aquila fest auf seinem Adlerhorst. Es hat seine bedeutenden Männer im Stadthaus durch eine lange Reihe von Bildern verewigt, es hat für den berühmten und berüchtigten Geschichtschreiber Sallust aus dem einst benachbarten Amiternum ein ungewöhnlich schönes, freilich stark idealisiertes Erzdenkmal geschaffen. Es ist merkwürdig, daß auch dies Römerbildnis an die Gründung von Aquila gemahnt. An die Stelle des untergegangenen Amiternum ist ein kleiner Ort San Vittorino getreten, und in den Katakomben der Kirche dieses Heiligen versammelten sich die Verschwörer in der drangsalvollen Zeit nach Kaiser Friedrichs Tod. So hat Sallusts einstige Heimat mitgespielt beim Werden von Aquila. Die ganze Schönheit und Bedeutung der Stadt aber offenbart sich einem erst, wenn man aus einem der Tore hinausgeht. Mag der Weg durch den grünen Giardino pubblico zur altheiligen Kirche Santa Maria di Collemaggio mit ihrer hoch charaktervollen, viereckigen Abruzzenfassade, mit ihren Erinnerungen an den 1294 hier gekrönten Papst Cölestin V. hinüberführen, mag er emporsteigen zur Höhe des breitgelagerten Kastells, überall erschließt sich ein Blick von eigenartiger Herrlichkeit. Machtvoll mit ihren Schneekronen in den blauen Himmel hineinwachsend, fügen die Riesenberge sich zum runden Steinwall zusammen, der Gran Sasso, die Majella-Gruppe stehen am gewaltigsten unter ihnen, das grüne, reiche, noch mit Wein gesegnete Land liegt ihnen still zu Füßen. Über alle die Schönheit aber breitet sich ein klares, kühles, herbes Licht, und in seiner hellen Reinheit glaubt man von der Höhe der Adlerstadt herab mitten im Herzen von Italien hier eine Landschaft aus dem Oberengadin, ein Bild von Segantini zu sehen.

Leopold von Ranke und Adolphe Thiers in Wien im Oktober 1870

Von

Wilhelm Stolze

Ranke und Thiers, die beiden großen Geschichtsschreiber, waren 1870 alte Freunde. Seit Ranke Thiers kennen gelernt hatte, unterließ er es nie, in Paris in dessen Salon vorzusprechen. „Ich bekenne, es war mir angenehm, „mein lieber Mr. Ranke" mit der gewohnten, etwas gedämpften, halbheiseren Stimme aus seinem Munde zu vernehmen." Ranke sah in dem Franzosen fast noch mehr den Staatsmann als den Kollegen in historicis, er nannte ihn den größten aller Liberalen in Europa. Je mehr ihn selbst seine Neigungen zu den erhaltenden Kräften, insbesondere zu den Fürsten zogen, um so mehr mochte der große Historiker, dem nichts Menschliches fremd sein durfte, und der sich gelegentlich wohl auch einmal als der Gegenspieler aller revolutionären Kräfte betrachtete, es zugleich gewissermaßen als eine Art Pflicht empfinden, die Beziehungen zu ihm zu pflegen.

Im Oktober 1870 erschien Thiers, den die Revolution vom September wieder an eine der ersten Stellen des Staates gespült hatte, in Wien auf der Rückreise von Petersburg. Petersburg war die letzte Station auf einem Leidenswege für ihn gewesen, da er in dem von niemand stärker empfundenen Bewußtsein von der überragenden Bedeutung der französischen Zivilisation „Europa gesucht" hatte — das Europa, das für die französische Mutter bei Preußen intervenieren könne — um es nicht zu finden. Ranke weilte eben damals in Wien, um archivalische Studien für seinen Hardenberg zu machen. Der Zufall wollte es, daß Ranke, der sonst anderswo abzusteigen gewohnt war, sein Quartier in demselben „österreichischen Hof" aufschlug, in dem tags darauf Thiers abstieg. Ganz erfüllt von dem Gedanken an die großen Ereignisse der Zeit und nach seiner Gewohnheit eben bestrebt, sich den historischen Moment in seiner ganzen Bedeutung auch schriftlich zu vergegenwärtigen, so kam ihm der alte Freund grade zurecht, um ihn als Universalhistoriker mit ihm nach allen Seiten durchzusprechen. Es charakterisiert ihn: er hoffte dabei, zu dem Frieden etwas beizutragen, den sie beide wünschten, „so wenig es auch immer sein mag".

Die Unterredung, die sich über mehrere Tage hinzog, erschien Ranke wichtig genug, sie aufzuzeichnen. Diese Aufzeichnungen sind uns seit dem Erscheinen des letzten Bandes der sämtlichen Werke Rankes (1890) bekannt; sie fanden dort ihren Abdruck. Aber diese Unterredung zog auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich, wie sie denn zeitweise geradezu vor einem Areopag historisch-politisch geschulter Männer stattfand. Rankes Stellung zum Berliner Hofe war nicht mehr die aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. Doch vernahmen sein Wort die Hofkreise noch immer gern, der König selbst, wie der Kronprinz, wie die Königin Augusta und wie viele andere noch; es war echt deutsch, daß sie für die großen Ereignisse in ihrem Leben das immer lebendige Wort des universal gerichteten Historikers nicht ent-

behren mochten, das ihnen erst gleichsam die höhere Weihe gab. Davon mochte eine Ahnung auch der Gesandte des Norddeutschen Bundes in Wien haben, der General von Schweinitz, der von seinem italienischen Kollegen von jener Unterhaltung erfuhr. So erbat er sich von Ranke ein Resümee derselben, um es in das Hauptquartier zu senden. Von diesem Resümee wußten wir bereits aus einem Schreiben Rankes an seinen Freund Edwin von Manteuffel. Dort findet sich wenigstens eine Andeutung davon. Der Wortlaut blieb unbekannt. Wenn ich diesen nun im Nachfolgenden mit gütiger Erlaubnis des Auswärtigen Amtes veröffentliche, so wird sich zeigen, daß Ranke von seinem Standpunkt recht hatte, wenn er in jenem Schreiben bemerkte, er habe „das einigermaßen Bedeutende, was in den Unterredungen vorkam", dort niedergelegt. Aber grade aus dieser Zusammenfassung tritt der Gedankengang des Gesprächs und seine Bedeutung soviel klarer hervor. Der universale Historiker, dem man nur zu häufig Mangel an nationaler Wärme nachsagte, hier wird er gradezu zum Diplomaten, zum Anwalt seines Volkes, und so sehr gelingt es ihm damit auf den französischen Freund zu wirken, daß der Staatsmann in diesem sich schließlich nur noch auf das persönlichste Moment zurückziehen kann. Worauf dann der Deutsche, nun nicht mehr zu dem Freunde, sondern zu der Gesellschaft, die ihn umgab, gewandt, mit jener oft angeführten Wendung abschloß [1]): Der Krieg sei nicht mehr gegen Napoleon gerichtet, noch auch gegen Frankreich an und für sich, sondern gegen die Politik Ludwigs XIV., der nicht allein ohne Recht, sondern selbst ohne Anspruch Straßburg den deutschen Händen entwand. In dem Resümee fehlt der Zusatz, der so treffsicher auf den Republikaner und Demokraten gemünzt war, auf den sich Thiers auch in der Unterhaltung herausgespielt hatte: „Und ist nicht Ludwig XIV. der, welcher in der zweiten Hälfte seiner Regierung Euch die absolute Monarchie aufgelegt hat, die Ihr bekämpft?" Damit erst war auch die letzte Position genommen, die sein Gegenüber noch behauptete. Aber auch ohne das kann kein Zweifel sein: wenn man solchen Erörterungen für die Beziehungen der Völker überhaupt einen Wert zuschreibt, Ranke war dabei als Sieger hervorgegangen.

Rankes Resümee hat nicht nur Bismarcks Augen passiert (am 18. Oktober), auch, am 19., die des Königs, ja sogar die des Kronprinzen (am 21.), ein neuer Beweis für jene Bemerkung, daß dem Historiker alle diese Kreise auch in der Arbeit des Krieges gern von ihrer Zeit schenkten. Für Thiers dagegen blieb diese Unterhaltung, soviel wir wissen, ein Ereignis neben vielen anderen; in seinen Souvenirs von 1870 bis 1873 findet sie keine Erwähnung.

Bericht von Schweinitz, Wien, 12. October 1870. (Ausf.)

In einem historischen Moment trafen 2 berühmte Geschichtsschreiber, Ranke und Thiers, in demselben Gasthofe in Wien zusammen; von früher befreundet, Thür an Thür wohnend, hatten sie lange Gespräche miteinander, die mir von meinem italienischen Kollegen, der zeitweise zugegen war, als höchst anziehend geschildert werden; Herr Professor von Ranke hatte die Güte mir ein Resümé davon zu geben, welches ich mich beehre Euerer Excellenz in Nachstehendem gehorsamst vorzulegen.

„Der Zufall wollte," sagt Herr Professor von Ranke, „daß ich, zu archivalischen Zwecken nach Wien kommend, in dem Hôtel Wohnung nahm, wo gleich darauf Mr. Thiers, mein alter Freund, auf seiner Reise von Petersburg nach Florenz begriffen, abstieg. Ungesucht bahnte sich ein Verkehr zwischen uns an, der sich auf die großen vorliegenden Angelegenheiten bezieht und der sich über das gewöhnliche Politisiren

[1]) Nach Rankes Aufzeichnung erfolgte diese Äußerung am dritten Abende, und zwar zu einer Zeit, in der Thiers „von seinem Rothschildschen Diner etwas ermüdet war und nach seiner Gewohnheit auf dem Sopha in Schlummer verfiel".

dadurch erhob, daß Thiers, obwohl ohne besondere Mission und Stellung, doch virtuell als einer der vornehmsten Repräsentanten der jetzigen Regierung von Frankreich betrachtet werden kann.

Davon nun, was er in London oder Petersburg oder auch in Wien gesucht und ausgerichtet habe, was er jetzt in Wien oder in Florenz auszurichten hoffe, sagt er mir kein Wort. Es mag sein, daß er die Idee einer Europäischen Einwirkung hegt, doch sprach er davon nicht. Sein ganzes Augenmerk war ausschließend auf Seine Majestät den König und eine mit Allerhöchstdemselben zu schließende Abkunft gerichtet [2]). Unser Gespräch ging von der eminenten Gefahr aus, in welcher Paris in diesem Augenblicke schwebe. Ich bezeichnete es als unwahrscheinlich, daß die Stadt den siegreichen Waffen Seiner Majestät widerstehen könne; er hielt das für möglich. Aber wir vereinigten uns darin, daß das Ereignis unter allen Umständen die schwersten Folgen nach sich ziehen werde. Auch dann, wenn Paris erobert ist, wird die Frage, wie ein Friede möglich sei, der nicht auf bloßer Gewalt ruhe, in den Vordergrund treten; besser immer vorher als nachher, aber auch dann, die Gegensätze träten nur um so stärker auf.

Ich betonte, daß S. M. der König durch den Verlauf der Ereignisse, die frühere Geschichte, die gegenwärtige Stimmung genöthigt werde, auf eine wesentliche und erhebliche Abtretung in den östlichen Provinzen Frankreichs zu bestehen, wie denn schon in der letzten Thronrede von Sicherheit für den Frieden die Rede ist.

Thiers erwiderte: der Kaiser, der Preußen bedroht habe, sei gefallen; die imperialistische Partei schlug er sehr gering an. Seiner Majestät dem Könige stehe jetzt das Frankreich gegenüber, welches den Krieg nicht gewollt habe, es wünsche Nichts als den Frieden. Neuer Garantien bedürfe Preußen nicht. Man habe kein Beispiel, daß ein Staat so rasch zu großer Macht emporgestiegen sei, wie in den letzten Jahren der Preußische. Das nichtimperialistische Frankreich, gleichviel ob unter der Form der Republik oder unter den Orleans, stelle sich Seiner Majestät dem Könige nicht mehr feindselig entgegen; die Mainlinie sei demselben gleichgültig. Es werde damit übereinstimmen, wenn S. M. sich zum Kaiser erklären werde. Unter diesen Umständen bedürfe Preußen keiner Garantien.

Ich erwiderte, nicht gegen Frankreich an sich, aber gegen die möglichen Revolutionen, deren Frankreich in den letzten Jahrzehnten soviele gehabt habe. Wie leicht, daß da wieder ein gewaltsamer Kriegsführer emporkomme und uns angreife.

Thiers stellte diese Eventualität in Abrede, besonders aber legte er darauf Nachdruck, daß es keine Regierung in Frankreich geben könne, welchen Namen sie auch immer trage, die sich verstehen würde, einen Frieden zu unterzeichnen, der eine bedeutende Abtretung involvire. Was könne aber alsdann folgen, als ein fortwährender Krieg, welcher die Nation immer mehr aufbringe und Frankreich tief herabwürdige.

Ich sagte ihm, S. M. denke daran nicht. Selbst, wovon man gesprochen hat, daß Frankreich in die zweite Klasse der Mächte herabgedrückt werden solle, sei keine preußische Idee; ein starkes Frankreich müsse sein und eine alte deutsche Provinz zurückzugeben an Deutschland könne die Nation als solche nicht in dem Grade aufregen, welchen er annehme.

Er sagte auch, Elsaß sei französisch, es wolle nicht deutsch werden, was gegen alle seine Interessen laufe.

Das lasse sich bestreiten, erwiderte ich, denn es rede deutsch. Eine Verbindung

[2]) Von Berlin aus in Petersburg angeregt und von dem Zaren mit lebhaftester Teilnahme gefördert, ward dieser Gedanke der Anlaß zu den Zusammenkünften zwischen Bismarck und Thiers Anfang November.

mit Preußen und Deutschland eröffne dem Lande die Aussicht eines steigenden Wohlstandes.

Aber ich will ehrlich sein, erwiderte er. Sie kennen mich als wahrhaftig. Ich für meine Person will meine grauen Haare nicht durch eine Lösung beflecken, welche den Gefühlen des Landes und dem, was ich mein ganzes Leben gesagt habe, so vollkommen entgegen läuft.

Aber, sagte ich zu der Gesellschaft gewendet, die ihn umgab, der König von Preußen kämpft nicht mehr gegen Napoléon, der gefangen ist, noch auch gegen Frankreich an sich; er bekämpft die Idee Ludwigs XIV., der in der Zeit deutscher Zerrissenheit und Schwäche ohne alles Recht Straßburg und den Elsaß an sich brachte. Daran hat man schon in den Jahren 1814/15 gedacht. Es ist eine gemeinsame Forderung der Nation. Erinnerungen eines Historikers, welche doch nicht ohne alle Wirkung blieben und von dem, was ich sagte, vielleicht den größten Eindruck machten; doch war damit zu keinem positiven Resultat zu gelangen.

Ich will nicht mit weiteren Einzelheiten beschwerlich fallen, aber in jedem Gespräch giebt es etwas, was nicht in bestimmte Worte gefaßt wird. Der Gesamteindruck, den ich hatte, war der, daß eine Abtretung in den deutschredenden Provinzen doch vielleicht mit gutem Willen der Franzosen zu erreichen sein würde. Soviel ich abnehmen konnte, freilich nur eine beschränkte, eine Rectification der Grenzen zum Vortheil Deutschlands und zur Deckung der blosgestellten Grenzgebiete, und zugleich eine große Kriegsentschädigung in Geld. Daß aber jemals Metz abgetreten werden würde, schien mir unmöglich zu sein. Auf eine Schleifung der Festung würde, nach dem, was ich hörte, vielleicht zu denken sein.

So waren die Erwägungen, welche da zwischen Feinden gepflogen wurden, welche zugleich Freunde sind."

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Freunde des Grenz- und Auslanddeutschtums in Binnendeutschland

Bisher ist an dieser Stelle über die Tatsachen und die geistigen Strömungen des Grenz- und Auslanddeutschtums berichtet worden. Das, was an und außerhalb der Grenzen des geschlossenen Siedelungsgebietes der Gesamtnation vorgeht, ist zur Darstellung gelangt. Diese Frontberichte bedürfen der Ergänzung durch eine Schilderung der Vorgänge im Binnenlande. Wir haben daher einen der besten Kenner der gesamten Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschtumsbewegung, Dr. Karl C. von Loesch vom Deutschen Schutzbunde, gebeten, seine Erfahrungen wiederzugeben. Die Schriftleitung.

Wer die Entwicklung des Vereinswesens im Reiche, welches für das Grenz- und Auslanddeutschtum tätig ist, darstellen will, muß zunächst die unterschiedlichen Typen der Auslanddeutschen selbst zeichnen.

Deutsche Kolonien, im Sinne von geschlossenen Siedlungen von Deutschen außerhalb des geschlossenen deutschen Sprach- und Siedlungsgebietes, mitten unter Völkern fremder Zunge gibt es seit 800 Jahren. Die germanischen Stämme, die in der Völkerwanderungszeit das sich auflösende römische Reich vollends zerstörten und eigene Teilstaaten von oft nur kurzem Bestande und rasch wechselnden Grenzen errichteten, hatten ein anderes Schicksal. Sie unterwarfen zwar die vorgefundene

Bevölkerung. Über dieser lebten die germanischen Eroberer in einer grundbesitzenden Oberschicht, lange Zeit unvermischt. Der Romane und der romanisierte Provinziale wurden nach römischen, die germanischen Träger des Staatsgedankens und der Wehrmacht nach Stammesrecht gerichtet und verwaltet. Allmählich fand jedoch eine Verschmelzung statt, die Oberschicht nahm die Sprache der Unterschicht ein. Aus romanischen und germanischen Elementen bildete sich die spanische, französische, katalanische, provenzalische, italienische und normannisch-angelsächsische Kultur. Allmählich entstanden nationale Staaten und neue Nationen, alle mit mehr oder weniger großem germanischen Einschlag, aber mit einer meist vorwiegend lateinischen Vulgärsprache.

Etwa zur gleichen Zeit entstand zu beiden Seiten des Rheines aus den dort siedelnden Germanenstämmen und mit nur geringer nichtgermanischer Beimischung das deutsche Volk. Die Teilung des Frankenreiches in drei, später in nur zwei Teile, die Bekehrung zum Christentum und das Aufdringen der rein germanischen Volkssprache, welche freilich nur ganz allmählich die lateinische Sprache der Gebildeten (nicht etwa eine romanische Provinzialsprache) verdrängte. Staat, Christentum und Sprache, die aus diesen drei Grundstoffen gebildete christlich-deutsche Kultur des sogen. „Mittelalters", mußten erst da sein, ehe Menschen germanischer Abkunft auch in der Verstreuung ihren germanischen Charakter und ihre deutsche Kultur bewähren konnten. Mit anderen Worten: erst als aus einzeln dastehenden germanischen Stämmen die deutsche Nation geworden war, die den Ausgewanderten einen Rückhalt und, was fast noch wichtiger ist, einen Kitt, ein Zusammenhalten untereinander, eine feste, seelische Physiognomie gab, konnten auslanddeutsche Kolonien sich erhalten. Jedoch nur unter besonders günstigen Bedingungen. Wir wissen heute nicht allzuviel von den Auslanddeutschen des 11. bis 14. Jahrhunderts, dieser Jahre einer unerhörten Ausdehnung unseres Volkes, das zur gleichen Zeit und meist ohne Gewalt seine Grenzen von Elbe, Saale, Regen und den Tauern bis zur Memel, den Karawanken und dem Neusiedler See vorschob. In Jerusalem und Akkon, in Nowgorod und auf Schonen, in London und in Bergen, längs der ganzen Ostsee, im alten Polen und dem ukrainischen ältesten Rußland, in Böhmen und Mähren, in Ungarn, der Moldau und der Walachei: überall in Nord-, Ost- und Südosteuropa waren die Deutschen Träger der abendländischen Kultur, oft auch der Bekehrung und darüber hinaus fast überall des Handels. Zum Teil gingen die Deutschen als ehelose Priester, Ordensritter und Hansekaufleute ins Ausland, in die Nord- oder Ostseeländer. In andere Gebiete brachten sie Weib und Kind, deutsches Stadt- und Bergrecht mit, besiedelten Ödland und schützten die Grenzen. Sie schufen in Siebenbürgen einen kleinen deutschen Staat im Staate. Sie wurden die dritte Nation neben Ungarn und Széklern und genossen von den Königen, die sie einluden, beschworene Privilegien, das etwa, was man heute territoriale Autonomie nennt. Vor allem waren sie Städtegründer. Erst seit dem Aufblühen der deutschen, städtischen Kultur und des Handwerks kommt ein großer Zug in diese Siedlungen. Fast alle Städte des näheren Ost- und Südosteuropa sind deutsche Gründungen, mögen sie sich auch an schon ältere Burgen und befestigte Marktflecken anschmiegen. Über die Zahl der damals ausgewanderten Deutschen und vom Umfange dieser frühesten Kolonien haben wir nur undeutliche Vorstellungen. Auf die rasche Blüte folgte ein ebenso rascher Verfall. Der Niedergang der deutschen Kultur und die inneren Kämpfe im Reiche, vor allem aber äußere Not, Tataren- und Türkenkriege, Feindschaft der nationalen Adelsparteien und später konfessionelle Zerrissenheit vernichten das meiste. Das Siebenbürger Sachsentum ist der blühendste Zweig aus diesem Baume; schwerer hat das baltische und das oberungarische Deutschtum gelitten, der Rest ist fast verschwunden. Nur noch Urkunden und Grabsteine geben davon Kunde. Und

stolze Bauten, in denen heute andere Völker wohnen: in Prag, Krakau, Warschau und zahlreichen anderen Städten und Städtchen Europas.

Die zweite große Auswanderungsperiode setzte im 18. Jahrhundert unter weit ungünstigeren Bedingungen ein. Die Blütezeit der frühen deutschen Kultur war vorüber. Konfessionelle Gegensätze zerrissen die Nation. Franzosen verheerten die Pfalz und zerstörten Lothringen; das Elsaß war schon früher größtenteils unter das Zepter der französischen Könige gebeugt worden. Kleinstaaterei atomisierte den Reichsgedanken zugunsten der Franzosen. Soziale Unterdrückung entrechtete den Bauern.

Da riefen die Habsburger in Südosten, die Brandenburger-Preußen in Nordosten und etwas später die russischen Selbstherrscher im äußersten Osten auf zur Auswanderung, zur Besiedlung von Wäldern, Sümpfen und Steppen. Vielleicht hunderttausend deutsche Menschen, Bauern- und Handwerkerfamilien, haben damals die alte Heimat verlassen, der konfessionellen Plackereien satt, oder weil ihre Heimat durch die Franzosen zerstört war, oder weil die sozialen Verhältnisse unerträglich geworden waren. Manchen trieb Abenteuerlust. Viele wurden von staatlichen Werbern geleitet, andere zogen auf eigene Faust ins Ungewisse. Sie sollten draußen unfruchtbaren Boden bebauen, Kulturdünger werden. Intelligenz fehlte, wenn man von den wenig zahlreichen Geistlichen absieht, diesem Auswandererstrome fast ganz. Viele sind zugrunde gegangen. Die aber die ersten schweren Jahre überdauerten, gediehen, wenn der Boden gut war. Das Volk vermehrte sich rasch, und die Nachkömmlinge jener Hunderttausend zählen heute nach Millionen. Es sind die Deutschen in Kongreßpolen, Wolhynien und Galizien, im Schwarzmeergebiet und an der Wolga, im Banat, der Bacska, der Schwäbischen Türkei, den Ofener und Bakonyer Bergen und in Szatmár. Sie sind weiter gewandert nach Sibirien und dem Kaukasus, Beßarabien und der Dobrudscha, nach Syrmien, Slawonien und Bosnien und begegneten sich mit den Gottscheern. Die Wanderlust lag der zweiten und dritten Generation im Blute, und so finden wir Zweigsiedlungen in Kanada und den Vereinigten Staaten, in Mexiko und im Urwalde Brasiliens.

Eins zeichnet diese Bewegung vor den späteren der Mitte und des Endes des 19. Jahrhunderts aus: es ist die geschlossene Siedlung. Mochten die einzelnen Ansiedler von noch so verschiedenen Gegenden kommen, sie gründeten geschlossene Dörfer, verschmolzen zu Einheiten und bewahrten sich so deutsche Sprache und Sitte. Sie hielten, zumal konfessionell gemischte Niederlassungen selten sind, fest am Glauben der Väter. Ein bäuerliches, wenig geistiges, aber den Umwohnenden noch immer stark überlegenes Volkstum erhielt sich dort, dank seiner sozialen Tugenden. Unpolitisch mit Kirchturmshorizont und ohne Führerschicht nahm es wenig Anteil an den großen Geschehnissen der Welt.

Leo Frobenius unterscheidet in seinem Buche „Paideuma. Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre" Flachkulturen auf dem Lande und Hochkulturen in den Städten. Die Siedlungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts sind Flachkultursiedlungen, die der älteren Epoche waren Hochkultursiedlungen und erfolgten noch dazu in der Blütezeit unseres Volkes.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts verlor sich aber dieser Typus der Auswanderung immer mehr, wenn auch nicht völlig. Mit dem Fortschritte des Individualismus, der Verbesserung der Verkehrsmittel und der Rechtssicherheit machten sich auch immer mehr Einzelpersonen und Einzelfamilien auf den Weg; sie suchten vereinzelt Brot und Glück. Geschlossene Siedlungen kamen nur selten mehr zustande. Trotzdem nicht nur Bauern und Handwerker, sondern Deutsche aller Stände, sogar zeitweise gerade die gebildetsten, über See gingen, ist unverhältnismäßig viel weniger Menschenmaterial deutsch erhalten geblieben, als bei der vorher gezeichneten Aus-

wanderungswelle. Diese Ausgewanderten, und vor allem ihre Kinder, die in fremdsprachlicher Umgebung heranwuchsen, erlagen rascher den Einflüssen der Umwelt.

Eine vierte Auswanderungsphase, freilich kleinen Umfanges, brachte die Erwerbung der Kolonien, vor allem die von Deutsch-Südwestafrika. Dort entstand im letzten Menschenalter vor dem Kriege ein neuer Typus auslanddeutscher Siedlung. In einem sehr fernen Lande, aber unter deutscher Schutzherrschaft bildete sich eine ländliche und städtische Oberschicht, die reich an Kultur war. Diese Auswanderer wollten deutsche Sitte und Kultur in der neuen Heimat wahren, ihren Boden verteidigen, ein geschlossenes Gemeinwesen bilden. Ihre Geistesverfassung entsprach also mutatis mutandis der der ältesten deutschen Auslandsiedler.

* * *

Staatsmacht, Kirche und Sprache waren es, wie wir gesehen haben, welche unser Volkstum aus dem Rohmaterial germanischer Stämme bildeten, seine Kultur schufen. Sie waren auch die Stützen des Auslanddeutschtums und vermittelten die Beziehungen zwischen dem Muttervolke und seinen ältesten Kolonien. Am frühesten kam die Staatsmacht in Verfall und in Wegfall, ohne daß allzugroßer Schaden entstanden wäre. Denn ihre Beteiligung an der Entstehung gerade der älteren auslanddeutschen Siedlungen war gering.

Die kirchlichen Beziehungen waren aber und blieben fast in allen Zeiten lebhaft; sie überdauerten sogar die kritische Zeit der Kirchenzersplitterung am Beginn des 16. Jahrhunderts. Wer daher die verbindenden Glieder zwischen Auslanddeutschtum und Heimat schildern will, muß die kirchliche Pflege in erster Linie nennen. Sie gewann sogar in der Reformationszeit und der Zeit der Gegenreformation neue Impulse. Vielleicht ist es kein Zufall, daß das baltische und das siebenbürgische Deutschtum, welche die Reformation annahmen, noch erhalten geblieben sind. Die auslanddeutschen Geistlichen, aber auch die anderen Akademiker, welche an Hochschulen in Deutschland studierten, knüpften immer wieder neue Verbindungen an und erhielten die älteren. Im 19. Jahrhundert bildeten beide Konfessionen ein reiches kirchliches Vereinswesen zur Pflege der auslanddeutschen Beziehungen aus. Im Kreise der katholischen Kirche waren es die Orden; der deutsche Katholizismus hat vor allem in vorwiegend evangelischen, englisch-sprachlichen Ländern die Deutschen vor Entdeutschung bewahrt, während umgekehrt in katholischen Staaten die evangelische Kirche und der Gustav-Adolf-Verein die evangelischen Deutschen deutsch erhielt. Gerade wenn die Umwelt anderskonfessionell ist, schützt der Glaube das Volkstum am stärksten. Heute verfügen wir über ein blühendes Vereinswesen in beiden Konfessionen, das seine Spitze im Reichsverband der katholischen Auslanddeutschen und in der Vereinigung Deutsch-Evangelisch im Auslande findet.

Die Bedeutung der Hochschulen für die Erhaltung des Auslanddeutschtums ist bereits gestreift worden. Im 19. Jahrhundert rückte die gesamte Schulfrage in den Vordergrund. In alten Zeiten, als Kirche und Schule noch untrennbar verbunden waren, weil sie nur zwei Funktionen der gleichen Geistigkeit darstellten, gab es auch für das Auslanddeutschtum kein Schulproblem. Das bescherte erst die Entwicklung der letzten Jahrhunderte. Der wachsende Tätigkeitsbereich aller Staaten, sein Übergreifen auf alle möglichen Gebiete, das allmählich auch die Schule völlig übernahm, wurde zur Gefahr. Denn es bot dem nationalistischen Geiste des 19. Jahrhunderts die Handhaben zum Entdeutschen der Auslanddeutschen.

Man betrachte den großen Einschmelzungsprozeß, in dem das Deutschtum in Nordamerika begriffen ist, und man wird erkennen, daß die Staatsschule mit ihrer

nationalistischen Lehre der Schmelzofen ist, den kein Kind verläßt, ohne in seine Seele fremde Elemente aufgenommen zu haben. Meist ist die Entfremdung vollkommen. Diese Gefahr wurde erst sehr spät bemerkt. Es ist bezeichnend, daß die ältesten Schulvereine in Großdeutschland, der Deutsche Schulverein in Wien und der Allgemeine deutsche Schulverein in Berlin, der heute Verein für das Deutschtum im Auslande heißt, erst zu Beginn der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts gegründet wurden, um Schulen im Grenzlande zu errichten. Nahm man auch schon sehr bald ein Interesse an der Errichtung von Schulen im fernen Auslande, so war es doch die Tiroler, also eine grenzdeutsche Frage, welche den Anstoß gab. Der Kampf war bereits ins Grenzland getragen, schon galt es, die Ränder des geschlossenen Sprachgebietes zu verteidigen, also 1880 zur Sicherung der Hauptstellung, nicht bloß der Außenwerke aufgerufen wurde. Mächtige Vereine blühten auf und erweiterten ihr Arbeitsgebiet über reine Schulfragen hinaus; Jugendpflege, Kultur- und Presseaufgaben zogen sie in ihren Bereich. Endlich unternahmen sie es, die binnendeutsche Öffentlichkeit über alle jene Gefahren aufzuklären, die dem gesamten deutschen Volke drohten, und das Interesse für das gefährdete Deutschtum zu wecken.

Im Laufe der beiden nächsten Jahrzehnte wurde diese Gefahr noch deutlicher erkannt; man bemerkte, daß nicht nur die deutsche Sprache und die deutsche Seele des Kindes, sondern auch der deutsche Bodenbesitz — das private Eigentum der Deutschen an städtischen und ländlichen Grundstücken — von dem planmäßigen Aufkauf volksfremder und deutschfeindlicher Banken bedroht sei, daß ein wirtschaftlicher Kampf auch wirtschaftliche Hilfsmaßregeln erfordere. So entstand in den Alpenländern die Südmark, in Böhmen der Bund der Deutschen in Böhmen, im Reiche der Ostmarken- und der Nordmarkenverein. Hatten die Schulvereine eine allgemeine Verbreitung, so trugen diese neuen Schutzvereine einen mehr örtlichen, einen Grenzgau-Charakter. Wuchs ihre Zahl auch, entstanden auch immer neue Ortsgruppen und durchsetzten sie teilweise das Hinterland, vor allem Österreichs — so war doch im Reiche die Bewegung nicht allgemein. Massen wurden nicht erfaßt, sie blieben ohne Verständnis. Die Sache der Auslanddeutschen war noch lange Zeit eine Sache der sogenannten „Gebildeten“ und wurde sogar in Österreich teilweise als Parteisache angesehen und abgelehnt. Verhältnismäßig viel größer war dagegen im Reiche das Interesse für die überseeischen Kolonien: hier wurde nicht Bestehendes verteidigt, sondern es wurden neue Kolonisationen versucht, oft auf recht schwierigem Boden. Wenn wir heute rückschauend die Vorkriegslage überblicken, wenn wir uns klarmachen, wie Großteile des Auslanddeutschtums, besonders der zweiten und dritten Wanderungsepoche starker Abbröckelung ausgesetzt waren und teilweise jeden Zusammenhang mit dem Muttervolke verloren hatten, wenn wir bedenken, daß erst die Grenzgebiete des Reiches und die Sprachgrenze in Österreich-Ungarn bedroht sein mußten, ehe überhaupt etwas geschah, und wenn wir dann noch feststellen müssen, wie gering das Interesse der Öffentlichkeit an allen diesen Vorgängen blieb, während gleichzeitig die slawischen und romanischen Völker auf nationalpolitischem Gebiete großartige Leistungen ohne unnötigen Lärm vollbrachten — so müssen wir feststellen, daß die Selbsterhaltungsinstinkte unseres Volkes fast erloschen waren, daß das Gefühl des lebendigen Zusammenhanges zwischen den einzelnen Teilen der Nation so gut wie erstorben war. Wenigstens im Reiche und bei vielen Auslanddeutschen. In Österreich stand es viel besser: Die Not, die seit den siebziger Jahren eingesetzt hatte, war der große Erwecker gewesen. So kam es auch, daß Deutschösterreich später der Lehrmeister wurde; in Deutschböhmen war die Technik der Schutzvereine und der deutschen Volksräte ausgebildet worden, die später mit so großem Erfolge auf reichsdeutsche Grenzgebiete übertragen worden ist.

Damals vegetierte noch ein weiterer Typus von Vereinen, die später berufen

waren, Großes zu leisten: die landsmannschaftlichen Organisationen. Die Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschen im Reiche und in Österreich waren vielfach bereits in kleinen Zirkeln auf streng landsmannschaftlicher (auf gau- oder sogar städtischer) Grundlage zusammengeführt. Man pflegte die Erinnerung an die alte Heimat draußen, begrüßte durchreisende Landsleute und hielt allerhand Verbindungen aufrecht. Aber man erhob sich nur in den seltensten Fällen über das Niveau eines Stammtisches oder eines Hilfsvereins mit landsmannschaftlich-charitativen Zwecken.

An eine Zusammenfassung aller dieser Bestrebungen war aber nicht zu denken, und Versuche, etwas der Alliance Israelite oder der Alliance française Gleichwertiges zu schaffen, blieben fromme Wünsche einzelner. Die geistige und die willensmäßige Grundlage fehlten. Im Reiche sonnte man sich im Glanze der Schöpfung von Versailles, man war fleißig, verdiente, baute Heer und Flotte aus. Aber man fühlte sich nicht so sehr als Deutscher, als vielmehr als Angehöriger des Deutschen Reiches, wie man vor 70 auch schon mehr Preuße, Bayer oder Hanseate gewesen war. Der Staatsbürger, nicht der Deutsche, wurde als Bruder angesehen. Ja, das vor 1866 zum Teil noch lebhafte großdeutsche Gemeinschaftsgefühl verdorrte immer mehr, galt als Domäne schrulliger oder alldeutscher oder sogar separatistischer Ideologen. Die beiden letzten Jahrzehnte glänzenden äußeren Aufstieges des Reiches waren in Wahrheit Zeiten der inneren Verkümmerung der wesentlichsten Triebe einer Nation, des totenschlafähnlichen Versinkens des Volkstums. Keine Partei im Reiche hatte mehr als „Einstellungen" zum Auslanddeutschtum, die meisten nicht einmal diese, geschweige denn „Interesse". Der Reichsleitung waren sie vielfach sogar lästig, und 1895 opferte man sie sogar bewußt. Nur die Auslandreichsdeutschen, die abgewanderten Staatsbürger, gleichviel welcher Volkszugehörigkeit, erfreuten sich gewisser Fürsorge in Schulfragen und eines oft freilich recht mangelhaften Rechtsschutzes.

Dann kam der Krieg und brachte unendliche Not über Auslanddeutsche und Auslandreichsdeutsche. Er verheerte manche Grenzländer, die überseeischen Kolonien des Reiches erlagen. Der Feind sah in jedem Deutschen, welcher Staatsangehörigkeit er auch sein mochte, ein Freiwild. Er behandelte die Deutschen aller Schattierungen solidarisch und lehrte denen, die überhaupt belehrbar sind, die deutsche Solidarität, die etwas ist, das nicht ohne weiteres und nicht ungestraft abgestreift werden kann.

Zeiten hoher Erregung folgten. Gipfel des nationalen Gefühls wurden erreicht, bis das bittere Ende mit dem Zusammenbruch und den Verträgen von Versailles und St. Germain kam. Dies Auf und Nieder ging weder an den Deutschen des Reiches noch an denen draußen spurlos verloren. Mancher, der schon stark entfremdet war, löste sich vollends ab und zerschnitt, um sich Verfolgungen zu entziehen, die letzten Bande. Er schmähte die deutsche Nation und entledigte sich des deutschen Namens seiner Väter. Andere fanden den Weg zur großen Mutter zurück, sie läuterten sich im Fegfeuer des Hasses.

Auch im Reiche und in Österreich regte es sich. Schmid-Kowarzik, damals Privatdozent in Wien, und mit Lamprecht eng verbunden, forderte 1917 in einem Buch den „Weltbund des Deutschtums". 1916 war eine Vereinigung für Deutsche Siedlung und Wanderung entstanden, welcher allmählich die Zusammenfassung (Arbeitsgemeinschaft) aller mit Auswanderungsfragen befaßten Körperschaften gelang. Noch im Kriege entstanden auf Grund der Pläne des Leipziger Deutschtumforschers Dr. Hugo Grothe das Deutsche Auslandinstitut in Stuttgart und das Institut für Auslandkunde und Auslanddeutschtum in Leipzig, beide auf musealer Grundlage und mit halb wissenschaftlichen, halb praktischen Zielen.

Die ins Reich strömenden Flüchtlinge reichsdeutscher Staatsangehörigkeit aus allen Ländern der Entente organisierten sich zu Hilfsverbänden, aus denen später der Bund der Auslanddeutschen entstand, als eine Zusammenfassung der Reichsdeutschen aus dem Auslande und (später) im Auslande nach Herbergsländern. In diesem sehr kopfreichen Bunde erhielt das Auslanddeutschtum der vorletzten großen Auswanderungsphase seine Spitze. Durch die großen, während des Krieges vorzugsweise in den spanisch-amerikanischen Staaten entstandenen Bünde, die sich ihm später anschlossen, hat dieser Verband auch außerhalb des Reiches Fuß gefaßt, und er hat also indirekt auch Deutsche fremder Staatsangehörigkeit (Naturalisierte) zu Mitgliedern. Die Pflege der wirtschaftlichen Interessen seiner Mitglieder und überhaupt aller Auslandreichsdeutschen zählt der Bund der Auslanddeutschen zu seinen hauptsächlichen Aufgaben.

Im Kriege, und vor allem nach dem Zusammenbruch wurden auch die Auswanderer der letzten Welle aus den reichsdeutschen überseeischen Kolonien ins Reich zurückbefördert. Frankreich und England hatten sie von ihrer Scholle vertrieben. Hier spielte sich ein ähnlicher Vorgang ab wie bei den Auslandreichsdeutschen. Man organisierte zuerst nach Kolonien, in Farmerbünden und Kolonialkämpfervereinigungen. Dann entstand ein Reichsverband der Kolonialdeutschen, und schließlich schlossen diese neuen Verbände mit den Vorkriegsorganisationen, die f ü r die Kolonien gearbeitet hatten, eine große Arbeitsgemeinschaft für koloniale Angelegenheiten unter Führung des ältesten und angesehensten Verbandes, der Deutschen Kolonialgesellschaft. Diese beiden, während des Krieges eingeleiteten Bewegungen fanden erst vor kurzem ihren organisatorischen Abschluß.

Die größten Bewegungen rief aber erst der Zusammenbruch hervor. Die Not der Grenzgebiete in West und Ost, im Norden und den Randländern Österreich-Ungarns schuf dort in den Grenzlanden rasch aufblühende und tatkräftige Körperschaften, die teilweise bereits nach kurzem Bestehen eine große Rolle zu spielen berufen waren, die zu schildern den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten würde. Diese echte Volksbewegung warf ihre Schatten über das Reich. Man schuf, teils von den Grenzgebieten angeregt, teils aus innerem Drange heraus, landsmannschaftliche Verbände der abgewanderten Grenzdeutschen, teils stützte man sich auf die bereits geschilderten, vor dem Kriege entstandenen landsmannschaftlichen Vereine, die neue Aufgaben und ein neues, bisher nicht gekanntes Pathos erhielten. Flüchtlinge aus allen Grenzmarken kamen ins Reich und organisierten sich teils selbständig, teils in den genannten landsmannschaftlichen Heimatverbänden. Teils wollte man die von Entdeutschung bedrohte Heimat deutsch erhalten und den Landsleuten in den losgerissenen und besetzten Gebieten helfen, ihre Rechte, Einrichtungen und Kultur zu wahren. Anderenteils aber suchte man die Not der Flüchtlinge zu lindern, sie wieder seßhaft zu machen und ihnen die gemäß den Bestimmungen des Vertrages von Versailles vom Reiche zu leistende Entschädigung zu verschaffen. Schutzarbeit und Hilfsarbeit wurden besonders anfänglich, ja zum Teil heute noch von den gleichen neu entstandenen Verbänden geleistet. Allmählich ist aber auch da wenigstens in den Spitzenorganisationen eine Arbeitsteilung eingetreten. Hier sei nur soviel bemerkt, daß die Hilfs- und Entschädigungsarbeit, wenn sie sich auch weniger mit nationalpolitischen Aufgaben als mit der Linderung der Schäden, die der einzelne Flüchtling erlitten hatte, beschäftigte, doch auch von Bedeutung für die Annäherung der Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschen war und sie zu enger, praktischer Zusammenarbeit brachte.

Eine Fülle von Aufgaben verlangte seit dem Frühwinter 1918 gebieterisch rasche Lösungen. Zu diesen waren weder die Regierungen der Revolutionszeit befähigt, noch hatten sie sie überhaupt erkannt, noch besaßen die alten, auf Betreuung

eingestellten Vorkriegsvereine, deren Organisation durch fünf Kriegsjahre sich gelockert hatte, die Mittel und Menschen dazu. Daher trat eine Fülle rasch improvisierter Selbsthilfe-Organisationen auf den Plan. Die Fähigkeit der Deutschen, zu organisieren, bewährte sich noch einmal und gerade in dieser chaotischen Zeit aufs glänzendste. Geschichtsschreiber späterer Tage werden davon mit einem gewissen Staunen und mit Hochachtung berichten. Die Opfer an Zeit, Kraft und Geld, die das deutsche Volk in den Jahren 1918 bis 1922 für seine freien Organisationen und deren Aufgaben brachte, sind groß.

Dies an sich gesunde Selbsthilfestreben führte freilich, da sich allerorten und oft ohne Zusammenhang, ohne Plan Hilfsvereine für den gleichen Zweck, aber nach verschiedenen Grundsätzen bildeten, zu einer bedenklichen Vielgründerei. In der Fülle der Hilfsvereine, Flüchtlingsausschüsse, landsmannschaftlichen Vereinigungen, Abwehrgruppen usw. tauchten bald auch unechte Gebilde auf, die von unlauteren Elementen als Fassade zur Deckung irgendwelcher persönlicher Machenschaften geschaffen wurden. Es ist leider eine Tatsache, daß es einer Anzahl von Vereinsschwindlern gelungen ist, Volks- und Vaterlandsfreunde auszubeuten.

Aber ganz abgesehen von diesen unsauberen Existenzen, denen heute zum großen Teile das Wasser abgegraben ist: allein die Vielgründerei als solche hatte eine unheilvolle Zersplitterung, eine Verzettelung der Arbeitskräfte und der geldlichen Mittel zur Folge, der gesteuert werden mußte.

Dazu kam noch ein Zweites. Der Sturz des Reiches und seiner Herrlichkeit, die Not der Grenzländer und die Sorge um ihr Schicksal, die Unmöglichkeit, mit staatlichen Machtmitteln deutsche Erde und deutsche Menschen zu schützen, die jäh hereinbrechende Erkenntnis, daß das ganze deutsche Volk auf der gesamten Erde Ziel der Verfolgungen sei: alle diese Erlebnisse führten zu einer Vertiefung des Volksgedankens. Man besann sich darauf, daß das deutsche Volk nicht nur aus 65 Millionen Reichsdeutschen und 1 bis 1½ Millionen Auslandreichsdeutschen und Kolonialdeutschen bestand, sondern daß 6 Millionen Deutschösterreicher und 3½ Millionen Sudetendeutsche die Rückkehr zum Reiche forderten, daß 40 Millionen Deutsche verschiedenster Staatsangehörigkeit außerhalb des Reiches von Versailles und Weimar lebten, die als Brüder angesehen zu werden forderten. Durch den Krieg und die Revolutionen in Rußland und Deutschland waren zahlreiche Deutsche aus Altrußland, Balten, Wolga- und Schwarzmeer-Kolonisten ins Reich gekommen und hatten Verbände gebildet. Das Deutschtum der Nachkommen der Auswanderer zweiter Auswanderungsperiode war erwacht, ihre Vertreter im Reiche organisierten sich. Deutschösterreicher, Südtiroler und Sudetendeutsche hatten sich ferner zusammengeschlossen. Ein Gefühl der Solidarität durchströmte plötzlich alle diese Gruppen: Wir sind ein Volk, wir sind Kinder der gefährdeten Außenposten einer großen, heute ins Unglück gesunkenen Nation; wir wollen uns zu gegenseitiger Stärkung zusammenschließen. Gleichzeitig erwachte bei allen diesen Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschen der Wunsch, die Führer jener älteren Vereine kennenzulernen, die vor dem Kriege Verständnis für ihre Nöte gezeigt und eine Betreuung, wenn auch mit unzureichenden Mitteln, versucht hatten.

Bereits im Mai 1919 wurde deshalb der Deutsche Schutzbund zunächst von zwölf Vereinen unter Zurückstellung parteipolitischer, konfessioneller und Klassengegensätze, zwecks Zusammenfassung der für das bedrohte Grenz- und Auslanddeutschtum tätigen Kräfte ins Leben gerufen unter der Losung: Selbstbestimmungsrecht und Minderheitenschutz; man erstrebte eine unamtliche Zentralstelle zur Vereinheitlichung der Schutzarbeit für alle Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschen. Der großdeutsche Gedanke fand seine erste organisatorische Form. (Unter Grenzdeutschen verstand man die gefährdeten, abgerissenen Teile des geschlossenen Sied-

lungsgebietes; unter Auslanddeutschen im weitesten Sinne wurden die echten Diasporadeutschen, z. B. in Ungarn, Rußland, Übersee usw., gleichviel welcher Staatsangehörigkeit, und die ehemaligen Kolonialdeutschen verstanden.) Der Deutsche Schutzbund, der heute nach 3½ Jahren etwa 120 Vereine umfaßt, war also kein Verein von Einzelpersonen als Mitgliedern, sondern ein Kartell zur Lösung ganz bestimmter Aufgaben, von Vereinen gegründet und beaufsichtigt, und arbeitete grundsätzlich nur mittelbar durch bereits bestehende Vereine und Körperschaften. Ein Beispiel für die Schutzbundarbeit bieten die Volksabstimmungen. Im engen Zusammenarbeiten mit den Heimatverbänden in den Abstimmungsgebieten ermittelte der Deutsche Schutzbund die Abstimmungsberechtigten, faßte sie zusammen und brachte sie nach ihrem Heimatort zur Wahlurne. Für Schleswig leistete er nur Hilfsdienste, nach Ost- und Westpreußen beförderte er rund 150 000 Stimmberechtigte und wieder zurück, nach dem stärker gefährdeten Oberschlesien sogar über 200 000, welche in Anbetracht der Lage auf den Ausgang der Abstimmung einen entscheidenden Einfluß ausübten. Auch bei den sonstigen Abstimmungen war der Deutsche Schutzbund teils in noch viel weitergehendem Maße beteiligt.

Im Vordergrunde der derzeitigen Arbeit steht die enge Verbindung aller Grenz- und Auslanddeutschen untereinander und mit dem Reiche. Praktische Aufgaben des Minderheitenschutzes gehen ihrer Lösung entgegen.

Alljährlich wird auf Pfingsten zu einem Deutschen Tage eingeladen, der die Deutschen aus der ganzen Welt zur Beratung ihrer Lage und zur Besprechung der Arbeitsmethoden zusammenführt. Durch den Deutschen Tag wird die Einheit des deutschen Volkes symbolisiert, eine Stärkung des Gemeinschaftsgefühls ist die Folge. 1920 tagte der Schutzbund in Berlin im Reichstage, 1921 auf Einladung des Kärntner Heimatdienstes und gemeinsam mit der „Südmark" in Klagenfurt. 1922 war er beim Ostdeutschen Heimatdienst in Allenstein und Marienburg zu Gaste. Diese Tagungen sind für jeden Teilnehmer unauslöschliche Erinnerungen geworden, Rudolf Pechel hat an dieser Stelle darüber den Lesern der „Deutschen Rundschau" berichtet.

Pfingsten 1923 wird der Deutsche Schutzbund gemeinsam mit dem Verein für das Deutschtum im Auslande in Hamburg eine Tagung veranstalten, die das Übersee- und Überlanddeutschtum zusammenführen und den Gedanken der immer engeren Verschmelzung der grenz-, kolonial- und auslanddeutschen Arbeit zum Ausdruck bringen wird. Vorher sollen in Flensburg Sonderfragen des Grenzdeutschtums beraten werden.

Im Sommer 1922 wurde bereits ein weiterer Schritt zur Vereinheitlichung getan. Die Spitzenverbände der Grenz- und Auslanddeutschtumsvereine schlossen sich zu einem Zweckverband der freien Deutschtumsvereine zusammen. Ihm gehören außer dem Deutschen Schutzbunde der Verein für das Deutschtum im Auslande, die Vereinigung Deutsch-Evangelisch im Auslande, der Reichsverband der katholischen Auslanddeutschen (die beiden Zentralen der konfessionellen Verbände), die Deutsche Kolonialgesellschaft, die Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung und der Bund der Auslanddeutschen an. Er umfaßt etwa 95 Prozent aller am Grenz- und Auslanddeutschtum im Reiche Interessierten, da diese einzelnen Spitzenverbände über 700 Einzelvereine zusammenschließen. Der Zweckverband ist, wie sein Name besagt, eine Zweckmäßigkeitseinrichtung und verbindet die Spitzenverbände und ihre Berliner Hauptgeschäftsstellen auf das engste durch einen bis ins Einzelne gehenden Arbeitsplan und Arbeitsteilung. Sein Arbeitsgebiet ist viel weiter als das des Schutzbundes und umfaßt:

Praktischen Minderheitenschutz, Verbindung, Presse,
Kulturelle, vor allem Schularbeit,

Evangelische auslanddeutsche Arbeit,
Katholische auslanddeutsche Arbeit,
Kolonialdeutsche Arbeit,
Auswanderungswesen, auslanddeutsche Siedlung,
Wirtschaftliche auslanddeutsche Interessen, Pflege des Auslandreichsdeutschtums.

Neben der Arbeitsteilung und -vereinfachung ist der Gedanke der einheitlichen Geldversorgung des Grenz- und Auslanddeutschtums unabweislich. Bisher hatten alle Vereine für sich gesammelt, oft mit sehr unzweckmäßigen Methoden: die Sammelkosten standen daher zumeist in keinem angemessenen Verhältnis zu ihrem Erträgnis. Dazu kam, daß gelegentlich auch die Art der Verteilung der Geldmittel zu Bedenken Anlaß gab und jene Gruppen, die nach Lage der Dinge zu Geldsammlungen nicht in der Lage waren, leer ausgingen, obwohl sie oft die wichtigsten waren. Dieser Zustand war und ist unhaltbar.

Diese Vereinheitlichungsbewegung blieb nicht unwidersprochen. Eine Körperschaft erklärte, sie empfinde das Zusammengehen mit den Grenzdeutschen — dabei handelt es sich nur um eine Zusammenarbeit im Reiche — als eine Belastung für ihre auslanddeutsche Arbeit. Andere befürchteten, durch eine Vergemeinschaftung würde der geldliche Anteil für ihr besonderes Betreuungsgebiet geschmälert werden, für das sie bisher gesondert geworben hatten. So kam es im Oktober 1922 zur Bildung eines Verbandes zur Wahrung „ihrer gegenseitigen Interessen", zu dem sich drei Vereine und ein Institut zusammenschlossen, die sämtlich eigene Geldwerbeabteilungen besaßen. Gewißlich erscheint es unerwünscht, wenn im Reiche zwei Kartelle der grenz-, kolonial- und auslanddeutschen Vereine bestehen, von denen noch dazu das eine eine ausgesprochene Gegengründung ist, mag es mit seinen vier Körperschaften auch noch so klein sein, während das andere 95 Prozent aller Körperschaften umfaßt. Es kommt nicht nur auf die Zahl an. Im „Kleinen Verband der Vier" sind heute höchst einflußreiche, der Regierung und den Parteien meist näher als dem Grenz- und Auslanddeutschtum stehende Persönlichkeiten, die wohl die Macht haben, die Arbeit der anderen bis zu einem gewissen Grade und zeitweise lahm zu legen. Aber das Schauspiel, das dem Auslanddeutschtum und das den Feinden des deutschen Volkes geboten wird, ist unerwünscht. Das Deutschtum draußen wird wenig erfreut sein, die Feinde werden frohlocken. Wenn sie aber glauben, daß der Gedanke des großen Zusammenschlusses, der innerlichen und herzlichen Verbindung des Gesamtdeutschtums erschüttert wäre, so irren sie. Er ist — trotz aller Tageserscheinungen — gesichert. Es wird sich bei gutem Willen ein Ausgleich finden lassen, er muß kommen. Denn der Gedanke des Zusammenschlusses auch über künstliche Grenzen hinweg hat die Massen des deutschen Volkes erfaßt, er lebt, er wächst von Tag zu Tag. Er ist von Formen unabhängig geworden. Gegen die in letzter Stunde wieder erwachten Instinkte der Nation kann sich kein einzelner Mann, und wäre er heute noch so mächtig, können sich nicht Vereine und Parteien entgegenstemmen. Mag das Zustandekommen einer Zentralsammlung, die ja so viele erzielliche Werte in sich birgt, eines „Deutschen Pfennigs", auch zeitweilig verschoben werden.

Eine Gefahr droht freilich dem im Reiche so kräftig aufgeblühten Vereinsleben der Freunde des Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutschtums: die Pseudoparlamentarisierung, die Übertragung innerpolitischer Methoden und damit vielleicht auch parteipolitischer Gegensätze in diesen rein auf Abwehr, nur auf außenpolitische Verteidigung unseres Volksbestandes gerichteten Kreis. Ursprünglich hatte niemand nach Parteizugehörigkeit gefragt. Gerade die ältesten Organisationen, aber auch die in der Stunde der Not rasch auf den Plan getretenen waren ausschließlich aus dem Bedürfnis, Hilfe zu schaffen, entstanden. Man war froh über jeden, der mittun

wollte. Wer in jener Zeit schon in der Arbeit gestanden hat, wird sich erinnern, daß man gar nicht Zeit fand, nach dem parteipolitischen Bekenntnis zu fragen, und daß niemand dazu Lust hatte. Es ist kein Zufall, sondern tief innerlich begründet, daß damals gerade solche Frauen und Männer frisch zugriffen und sich in die Bresche stellten, welche sich niemals viel um Parteifragen gekümmert hatten, sondern in der unkriegerischen Verteidigung des deutschen Volkes gegen äußere Gegner ihre Aufgabe sahen und ihre Berufung fühlten, Leute, bei denen das Organ für innere Politik dementsprechend schwach ausgebildet war. Die Andersgearteten waren ja zudem mit Parteipolitik über und über beschäftigt, und da die Anfänge der Bewegung klein waren, so wurde auch ihre Aufmerksamkeit noch nicht darauf gelenkt. So kam es, daß allgemein-, nicht parteipolitisch-national denkende Persönlichkeiten wegen ihres Eifers und ihrer Sachkenntnis vom Vertrauen aller Mitwirkenden an die Spitze der Deutschtumsbewegung gestellt wurden.

Diese höchst einfache und natürliche Entwicklung paßt vielen nicht. Sie wird von allen jenen, die nur durch die parteipolitische Schule gegangen sind, die, wie es im Reiche üblich ist, Politik und Parteipolitik ebenso naiv wie irrtümlich gleichsetzen, infolgedessen auch nicht begriffen. Solche Menschen stehen unparteilichen Bewegungen „mit höchstem Mißtrauen" gegenüber. Weil diese an die einfachsten nationalen Instinkte des Volkes appellieren, glauben jene, es würde ein politisch-rechtsgerichteter Kurs gesteuert, reaktionäre Tendenzen würden verfolgt, oder sie geben sich den Anschein, es zu glauben. Als ob nicht gerade in diesen Kreisen die schärfste Kritik an der politischen Vorkriegsmentalität geübt, nicht ganz anderen Idealen gefolgt würde! Es ist letzten Endes Verständnislosigkeit, die alle diese Irrtümer, diese Atmosphäre des Mißtrauens hervorruft. Man sieht eine Bewegung, von der man selbst nicht erfaßt ist, weil man noch im Banne innerlich erstorbener Anschauungen erstarrt vegetiert, weil man innerlich alt, vielleicht verstandesgemäß, aber nicht mit Herz und Gefühl die Verjüngung des deutschen Gedankens mitzuerleben vermochte. Solchen Überkonservativismus findet man in allen Lagern, auch links und ganz links. Dies ist jedoch nicht gegen eine Partei geschrieben, sondern gegen Angehörige aller Parteien, sofern sie trägen Herzens sind.

Die Gefahr liegt, wie schon gesagt, in der Pseudoparlamentarisierung des Vereinslebens. Durch die großen Geldsammlungen, die Grenzspende, das Oberschlesierhilfswerk usw. wurde es Sitte, große Ausschüsse von Männern und Frauen aller Parteien und mit hohen Beamten der Republik und der Länder zu bilden, welche, ohne selbst tätig zu sein, ihren Namen hergeben, um zu erkennen zu lassen, es handele sich hier um eine überparteiliche Sache, zu der jedermann sein Scherflein beitragen könne. Ein solches Verfahren ist bei Geldsammlungen berechtigt und zweckmäßig. Dagegen ist die neuerlich in Mode gekommene Übertragung dieses Prinzips auf Volksvereine und Institute, in denen sachliche Arbeit geleistet werden soll, von übel und muß aus verschiedenen Gründen abgelehnt werden. Die Parteien Deutschlands haben ihr Auge nach innen gerichtet. Sie bestimmen, je nach wechselndem Zusammengehen, die Grundsätze, nach denen regiert werden soll. Sie bilden die Regierung. Sie bekämpfen einander. Werden nun die Vorstände und Beiräte aus aktiven Parlamentariern gebildet, und wird diese Art der Spitzenbildung zum Grundsatz in den 6- bis 700 Vereinen im Reiche erhoben, so gleitet die offizielle Führung ab zu Leuten, die weder Zeit noch oft die nötigen Vorkenntnisse haben. Was ist die Folge? Diese Männer haben Pflichten übernommen (man hat sie ihnen vielfach aufgedrängt), die sie mit Notwendigkeit nicht erfüllen können. Die eigentliche Arbeitslast ruht dann auf anderen, auf Sekretären, auf unverantwortlichen Drahtziehern, die nicht das Vertrauen der Vereinsmitglieder besitzen. Aus diesen unwahren Verhältnissen folgt weiteres Übel. Die Vereine werden zu Fassaden,

Vorstand und Beirat zu rein repräsentativen Körperschaften, deren Mitglieder nicht wissen, was eigentlich vor sich geht. Dem Mächlertum ist Tor und Tür geöffnet. Gesunde Willensbildung wird unmöglich. Intrigen, Couloirränke und alle jene übrigen unerfreulichen Erscheinungen unseres heutigen innerpolitischen Lebens werden in die grenz- und auslanddeutsche Bewegung und — was auch schon, gottlob bisher vergeblich, versucht wurde — in die Deutschtumsvereinigungen außerhalb der Reichsgrenzen hineingetragen. Noch hat diese Seuche nicht allzusehr um sich gegriffen, noch ist sie auf einen kleinen, aber natürlich im Reiche mächtigen Kreis beschränkt. Wer diesen Gedankengängen zustimmt, wird auch auf Mittel sinnen müssen, wie man dieser Gefahr begegnet.

Es ist klar, daß die innerpolitischen Parteien nicht mehr über die Deutschtumsbewegung hinweg sehen können. Ihr Wunsch, zu wissen, was dort vorgeht, ist berechtigt. Er begegnet sich mit dem Wunsche der Vereine, die Parteien zu unterrichten und ihnen darzulegen, was dort geschieht, und wie es geschieht. Vieles kann aus leicht begreiflichen Gründen nicht öffentlich jederzeit ausgesprochen werden. Gegen vertrauliche Orientierungen der Parteiführer bestehen jedoch keinerlei Bedenken. Daraus folgt, daß Verbindungsmänner geschaffen werden müssen. Nicht die Leitung der Vereine, sondern vielleicht ihre „Überwachung" ist das berechtigte Maß an Forderungen.

Der heutige Zustand bedeutet jedoch, daß je nach Fleiß und Energie die eine oder andere Parteigruppe überwiegt. Eine Trennung der grenz-, kolonial- und auslanddeutschen Arbeit nach rechts- und linksgefärbten Gruppen hieße etwas hineintragen, was dort nichts zu suchen hat, hieße eine Bewegung gefährden, die berufen ist, das deutsche Volk wieder aufzurichten. Dagegen wollen wir uns mit allen Mitteln wehren. Das darf das Deutschtum draußen von uns fordern.

Karl C. von Loesch.

Literarische Rundschau

Nacha Regúles*)

Latein-Amerika steht im Mittelpunkt nicht nur des deutschen Interesses, sondern mehr und mehr richten sich die Augen der ganzen Welt auf die zukunftstarken Länder, die wohl ebenso wie der Norden der Neuen Welt unbegrenzte Möglichkeiten bieten. Von den ungehobenen Schätzen, die, zum kleinen Teil erst erschlossen, einen außerordentlich starken Aufschwung der jungen Staaten mit sich gebracht haben, soll hier nicht die Rede sein. Wir erinnern an den glänzenden Aufsatz, den der argentinische Professor Alejandro E. Bunge im Novemberheft der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte. Bedeutsamer noch ist, daß sich drüben ein bewußter politischer Wille regt, der ihren Anspruch angemeldet hat, entscheidend in die Gestaltung des Schicksals der ganzen Welt einzugreifen, da sie eine Überlegenheit gegenüber dem sich selbst zerfleischenden Europa fühlen, begründet durch den Weltkrieg und noch mehr durch das furchtbare, verbrecherische Versagen der schamlosen Dilettanten von Versailles und den andern Pariser Vororten. Latein-Amerika hat sich eingeschaltet in die große Weltpolitik, nachdem es in der Weltwirtschaft bereits zum bedeutenden Faktor geworden war.

*) Nacha Regúles. Roman von Manuel Gálvez. Mit Titelblatt von Guido von Finetti. Berlin, Gebrüder Paetel und Editora Internacional.

Die südlichen Länder, vor allem Argentinien, dessen Haltung im Kriege und gegenüber dem Völkerbund Deutschland niemals vergessen wird, haben unzählige Deutsche aufgenommen und ihnen Arbeit und Heimat gegeben, darunter nicht den Schlechtesten, die dem zu eng gewordenen Deutschland den Rücken kehrten. Für viele Deutsche ist Argentinien das Land der Zukunft. Dem Deutschen aber kann es nicht genügen, die Oberfläche des neuen Landes und Volkes, in das er als Bürger eintritt, kennen zu lernen: er will und muß die Seele des Volkes erkennen. Denn wenn ihm auch stets Deutschland die Heimat bleiben wird, das neue Land wird das Vaterland seiner Kinder sein.

So ist es eine Notwendigkeit, das geistige Leben Südamerikas in seinen charakteristischen Zeugnissen allen Deutschen nahezubringen, vor allem denen, die zur Arbeit nach drüben gingen, und ihren Angehörigen hier. Aus solchen Erwägungen heraus gewann der Plan feste Gestalt, das geistige, kulturelle und künstlerische Leben Latein-Amerikas den Deutschen vertraut zu machen, durch eine Reihe von Literaturwerken „Südamerika und Spanien in Roman und Novelle".

Als erster Band ist der Roman des in Argentinien meistgelesenen Schriftstellers Manuel Gálvez erschienen: „Nacha Regúles." Gálvez, dem aus seiner farbenprächtigen Heimat ein blühender Stil erwuchs, ist von einer brennenden Vaterlandsliebe beseelt, die durch einen hohen sittlichen Ernst eine bewundernswerte Vertiefung erhält. Er strebt mit allen Mitteln seines ungewöhnlich starken Geistes danach, durch Schaffung einer großen argentinischen Literatur die geistige Einheit des aus so vielen Elementen entstandenen Volkes seiner Heimat herzustellen. Er sieht die großen Möglichkeiten seines Volkes, aber er weiß auch, daß er seine Volksgenossen für die großen Aufgaben erst zur Reife erziehen muß. Seine eifernde Liebe macht ihn sehend gegenüber den Fehlern des eigenen Volkes. Sein hoher sittlicher Ernst bewegt ihn, schonungslos den Finger in schwärende Wunden zu legen, um sie dann auszubrennen und zu heilen.

In dem drüben in mehr als 150 000 Exemplaren verbreiteten Roman, der in guter Ausstattung, übersetzt von A. Haas, als erster argentinischer Roman in deutscher Sprache nun vorliegt, geht er schonungslos den schweren sittlichen Gefahren zuleibe, die in der Prostitution der schönen argentinischen Hauptstadt das Leben des ganzen Volkes gefährden. Nacha Regúles, eine von vielen, ein verlorenes Mädchen, stößt die Hand eines Mannes zurück, der sie retten will, weil er in ihrem Schicksal in schmerzlichem Erlebnis die furchtbare Schuld erkannte, welche die Gesellschaft in ihrer Gedankenlosigkeit und Herzenshärtigkeit gegenüber den schutzlosen Frauen und Mädchen auf sich lädt, deren Qualen sie nicht nur nicht hindert, sondern hervorruft. Der Mann bleibt seiner Aufgabe trotz der Zurückweisung treu und sucht die immer wieder Verlorene. Auf diesem furchtbaren Gang durch die Stätten des Lasters, in denen sich in einer trostlosen Eintönigkeit von aufreizender Wirkung die Geschicke der unglücklichen Opfer enthüllen, hält Gálvez der Gesellschaft einen erbarmungslosen Spiegel vor. Sein Held besteht den Kampf, der ihn aus seinem Beruf, aus seinem Stand herauswirft, dennoch siegreich durch seine Kraft, leiden und mitleiden zu können, durch eine in ihm wohnende, nachtwandlerische, fast an Dostojewskische Gestalten gemahnende, zähe Geduld. Die endlich in einem bitteren Läuterungsprozeß Gerettete führt er in ein Leben, das durch die ihm innewohnende Güte eine neue, geläuterte Gemeinschaft ernster, stiller Menschen schafft.

Für deutsche Leser bleibt das Wesentliche, daß sich hier die neue, bewußt argentinische Literatur ankündigt mit eigener Kraft und einem starken Willen, die eine geistige Grundlage legt, auf der erst die Beziehungen zu dem Zukunftslande sich auswirken können. p.

Deutschlands Tragödie*)

Aus Zeiten gewaltigen Geschehens, in die Völker verstrickt waren, entstanden Heldenlieder und entwickelten sich, wenn eine kleinere Zeit das große Ausmaß mit ihren Begriffen von menschlicher Leistung nicht mehr in Deckung bringen konnte, Mythen. Aus der Völkerwanderung und ihren Kämpfen erwuchs der größte Schatz deutscher Heldendichtung. Naturgemäß hing sich der Ruhm an einzelne leuchtende Gestalten, die zum Symbol der Leistung eines ganzen Stammes wurden.

Andere Zeiten müssen andere Wirkungen auslösen. Im Weltkrieg gab es nur einen wahren Helden: das ganze deutsche Volk. Wenn in Jahrhunderten in der Erinnerung die Zeit des Weltbrandes weiterlebt, wird man nicht mehr die Namen der Richthofen, Weddigen, Boelcke nennen, sondern in dem Kampf des deutschen Volkes eine Heldenleistung feiern, wie die Welt sie nie gesehen hat. In dem Kampf, den die Männer draußen im Feld gegen Dreiviertel der Menschheit führten, die sie von der heiligen Heimat bis zum Ende fernhielten, und den die Heimat gegen Hunger und Blockade mit einer Zähigkeit führte, die den Leistungen an der Front ebenbürtig war. Dann wird der Sang von der Tragödie des deutschen Volkes entstehen.

Unsere Zeit, die das furchtbare Geschehen erlitten hat, versucht, sich in ihrer Art mit ihm auseinanderzusetzen, d. h. sie preist die einen und hetzt gegen die anderen, je nach ihrer inneren Einstellung. Was bisher über den Krieg geschrieben ist, war alles in irgendeiner Art von kleinem Zweck bedingt.

Walter Bloem ist der erste, der den Versuch macht, das Ganze von dem Gesichtspunkt aus zu sehen, was das gesamte deutsche Volk geleistet hat. Der Versuch ist gelungen! Bloem hält sich fern von jeder Parteinahme. Er erzählt von dem deutschen Volke, erzählt Großes und Kleines, Erhabenes und Gemeines, wie es der Krieg mit sich brachte, ohne abzuurteilen. Und aus den Abschnitten seines Heldensangs von der Tragödie des deutschen Volkes steigt ein Bild von so überzeugender Größe und Leistung auf, daß wir ihm Dank zu wissen haben. Denn er schrieb in heißer Liebe zu seinem Volke, das er ebenso wie das grausige Antlitz des Krieges mit größter Klarheit sieht, und aus jeder Zeile spricht die Mahnung: gebt euch nicht auf, habt Vertrauen zu euch selbst, denn ihr habt die Pflicht, stolz zu sein auf das, was ihr in eurer Gesamtheit getan habt. Denn jede Leistung rein als solche gewertet trägt ihren Lohn, ihren sittlichen Wert und ihre Größe in sich, was auch immer später sich ereigne.

In sechs große Abschnitte ist das Werk gegliedert: Vorspiel. Ins Feld! Hinter den Festungswällen. Rettung? Der letzte Ausfall. Das Ende. Es ist Bloem gelungen, in seiner Darstellung eine sachliche Schlichtheit mit großer innerer Wärme zu verbinden, so daß er einen zwingt, das Ganze fast ohne Aufhören zu lesen.

Seine Absicht, von des deutschen Volkes unsterblicher Leistung und seinem tragischen Ende zu zeugen, wird auf das wirksamste unterstützt durch die Zeichnungen Ludwig Dettmanns, der es in Meisterschaft versteht, alles, was der Krieg mit sich brachte, so lebendig wiederzugeben, daß man die Bilder mit Erschütterung betrachtet, um sie nicht wieder vergessen zu können. Von der religiösen Weihe des Ausmarsches, dem ungeheuren seelischen Aufschwung der Schlachten und Siege, führt er uns, ohne zu beschönigen, mitten in das Grausen der Vernichtung, wo die Sünde wider die Heiligkeit des Lebens ihr Gorgonenhaupt erhebt.

Der Verlag hat es verstanden, diesem großen Gesang von deutscher Kraft und Leistung eine vorbildliche Ausstattung zu geben, so daß Text, Bildschmuck, äußeres

*) Der Weltbrand. Deutschlands Tragödie 1914—1918. Geschrieben von Walter Bloem, mit Zeichnungen von Ludwig Dettmann. 2 Bände. Berlin, Reimar Hobbing.

Kleid eine Einheitlichkeit zeigen, die dieses Buch zum würdigen Ehrenbuch des deutschen Volkes erhebt, den Toten zum Gedächtnis, den Lebenden zur Mahnung, künftigen Geschlechtern zur Achtung vor dem Kampf des deutschen Volkes im Feld und in der Heimat! R. P.

Philosophische Literatur

Wenn Nietzsche von den Philosophen seiner Tage sagte: Alle Zeiten und alle Völker schwätzen widereinander in ihren Geistern, und aller Zeiten Träume und Geschwätz seien wirklicher noch als ihr Wachsein, so wird man nachdenklich, wie sich dann wohl dieser Satz in den gehörigen Superlativen ausnehmen möchte, die den gegenwärtigen Verhältnissen einigermaßen entsprechen würden. Es wird daher niemand verwundern, daß eine Hochflut von philosophischen Neuerscheinungen aller Art auf dem deutschen Büchermarkt zu verzeichnen ist, die sich allerdings vorwiegend mit „angewandter Philosophie" befassen, worunter meistens geistige Ausschweifungen auf den unterschiedlichsten Gebieten verstanden und entschuldigt werden. Die reine Philosophie, die Wissenschaft von den Prinzipien, wird von den modernen Denkern als beengend ebenso ängstlich gemieden wie vom philosophierenden Publikum. Besonders verächtlich aber scheint das Streben geworden, „an der Strickleiter der Logik die Wahrheit zu erklettern", man hofft, sie falle einem im metaphysischen Rauschzustande müheloser in den Schoß.

Da ist es auf das wärmste zu begrüßen, daß es trotz den ungünstigen wirtschaftlichen und psychischen Bedingungen unserer Tage gelungen ist, ein so umfangreiches Werk, wie die „Logik" Alois Höflers [1]), herauszubringen, in einer zweiten Auflage, die in ihrer neuen, weitausgebauten Fassung besondere Aufmerksamkeit verdient. Denn aus dem bescheidenen philosophisch-propädeutischen Buche der längst vergriffenen ersten Auflage ist eine umfassende wissenschaftliche Gesamtdarstellung der Logik geworden, die mit dem früheren rein pädagogisch-didaktischen Charakter aber nichts von der strengen Übersichtlichkeit der alten Form aufgibt. So verpflichtet die Fortführung dieses auf die Psyche des Lesers so verständnisvoll eingestellten Werkes — welch seltene Tugend bei unseren jungen Individualphilosophen! — dessen vorzügliche Bedeutung wohl in Höflers aus enger Zusammenarbeit mit seinem Lehrer Meinong erwachsenen Darlegung und Entwicklung der „Gegenstandstheorie" zu suchen ist.

Die vielen Jahre, die über dem Erscheinen der ersten Auflage (1890) hingegangen sind, haben an den Grundzügen der Höflerschen Logik wenig geändert, doch scheint die stärkere Heraushebung der Evidenz mit ihrer Gliederung in E. der Wirklichkeit und E. der Wahrscheinlichkeit und die Entwicklung der Relationstheorie bemerkenswert. Bei der Einbeziehung neuerer Denker zeigt sich der Verfasser auch in der zweiten Auflage im wesentlichen „konservativ"; denn die gegenwärtig unter den Namen Nominalismus, Relativismus und Skeptizismus gangbaren Systeme gelten ihm nur als „Denkfehler im großen". Zu dem Grundproblem, um das herum sich die Philosophen der Gegenwart mit wachsender Erbitterung streiten, zu dem Problem der Abgrenzung von Logik und Psychologie nimmt der Verfasser einen vermittelnden Standpunkt ein und verfällt daher — schwebend zwischen Psychologismus und reiner Logik — dem gleichen Konflikt, den man schon in der Meinongschen Theorie zwischen gegenstandslogischem und psychologischem

[1]) „Logik und Erkenntnistheorie" von Alois Höfler. I. Band: Logik, mit vier Beiträgen als Überleitung von der Logik zur Logik von Ernst Mally. Wien 1922, Hölder-Pichler-Tempsky-Verlag.

Verfahren beobachten konnte. Es bedarf wohl kaum einer Erklärung, daß Höfler bei seiner Einstellung in der Logistik eine wesentliche „Entwicklung" (!) der Logik erblickt. Daher finden wir in die neue Auflage vier Beiträge von Ernst Mally hineingearbeitet, „als Überleitung von der Logik zur Logistik", die sich dort, trotzdem auch Mally ein Schüler Meinongs ist, etwas eigenwillig ausnehmen und dem Ganzen eine (wohl beabsichtigte) einseitige Richtung geben. Denn das ist wiederum die Stärke dieses Werkes, daß es keine Geschichte der Logik, keine bibliographische Aneinanderreihung der bestehenden Systeme geben will, sondern eine in kluger Begrenzung mit ungewöhnlicher Eindringlichkeit dargelegte „Lehre vom richtigen Denken"; so scheidet sie sich selbständig von der Erkenntnistheorie mit ihrer transzendentalen Logik ab. Die große Zahl der äußerst geschickt geformten Bilder zur Vergegenständlichung selbst der abstraktesten Sätze der formalen Logik kann bei sorgsamer Auswahl von hoher didaktischer Bedeutung sein, an den umfangreichen polemischen Ausführungen aber darf keiner vorübergehen, der in das lebendige Geflecht der philosophischen Systeme durch die Schlinggewächse der zahlreichen Theorien hindurch tiefer eindringen will. So ist dem Werke weitestgehende Beachtung zu wünschen, zumal die Aufnahme dieses Buches vielleicht über die materielle Möglichkeit eines Erscheinens der als 2. Teil geplanten „Erkenntnistheorie" entscheiden mag, in der Höfler gerade im Hinblick auf die Fortführung der Meinongschen Theorien noch Wesentliches zu geben haben dürfte.

Nachdem die mühsam aufgeputschte Öffentlichkeit der Einsteinschen Relativitätstheorie sobald müde geworden und auch die noch so verlockend „allgemeinverständliche Darstellung" nicht mehr zieht, ist die Zeit für ein Werk gekommen, das, dem Ernste des Gegenstandes entsprechend, in sachlicher Arbeit die erkenntnistheoretischen Grundlagen untersucht, die die Einsteinschen Theorien voraussetzen. J. E. Gerlachs „Kritik der mathematischen Vernunft [2])", in der er an Hand der „Kritik der reinen Vernunft" die mathematischen Elementarbegriffe untersucht, gelingt es in der Tat, dem Laien ein tüchtiges Stück auf dem Dornenweg der Relativität fortzuhelfen; ein Beweis der Richtigkeit der kantischen Erkenntnistheorie auf Grund mathematischer „Wahrheiten", die er wiederum aus der „Vernunftkritik" ableitet, ergibt gefällige Zirkelschlüsse, aber überzeugt nicht.

Ein vorzügliches, kleines, erkenntnistheoretisches Handbüchlein, das mehr als Anregung zum wissenschaftlichen Denken gewertet werden will, ist der Beitrag von Karl Boehm: „Begriffsbildung [3])", als zweiter Band der Sammlung „Wissen und Wirken". Die Schrift stützt sich auf die junge Methode der Axiomatik, hauptsächlich der impliziten Definition und dürfte jedem begriffsbildnerisch Tätigen nützlich sein.

Ein besonderer Mut gehörte schon immer zu einer Darstellung philosophischer Erscheinungen der Gegenwart, besonders in einer Zeit, da eine so verwirrende Differenzierung der Denkrichtungen und Denkartungen eingetreten ist, wie in unseren Tagen.

Eins erfordert ein solches Unternehmen vor allem: eine ausgeprägte systematische und analytische Begabung.

Wer Willy Moogs frühere Arbeiten, besonders aber die wissenschaftssystematischen Untersuchungen über „Logik, Psychologie und Psychologismus [4])" kennt, wird

[2]) „Kritik der mathematischen Vernunft." Von J. E. Gerlach. Bonn 1922, Friedrich Cohen.

[3]) „Begriffsbildung." Von Karl Boehm („Wissen und Wirken", Band 2). Karlsruhe 1922, G. Braunscher Verlag.

[4]) „Logik, Psychologie und Psychologismus." Von Willy Moog. Halle, Max Niemeyer.

dem Verfasser als scharfen Systematiker und Analytiker die Berufung zusprechen, die fließenden Bewegungen in der gegenwärtigen Philosophie in ihrem Grundprobleme [5]) ordnend herauszugreifen, denn seine Einteilung nach logisch-gegenständlichen Bestimmtheitsstufen gestattet ein festeres Erfassen der Hauptinhalte, als es ein rein historisches Vorgehen erlaubt, zumal sich Gegenwart geschichtlich nicht fixieren läßt und zu einer Entgegenwärtigung der Gegenwart, damit also zu einer Erstarrung einer noch fließenden Erscheinung führen würde.

Es ist nützlich, sich bei einer solchen notwendig unhistorischen Darlegung, die zu einer sicheren Auswahl des Materials und einer persönlichen, subjektiven Stellungnahme verpflichtet, an die Einstellung des Verfassers zu erinnern. Sie scheint im wesentlichen bestimmt durch Kant als Basis in Verfolg ihrer analytischen Methode stark auf Husserl hinweisend, ohne sich jedoch in dessen Phänomenologie zu erschöpfen. Bemerkenswert ist bei vorliegendem Werke, wie es Moog durch seine Einteilung nach allgemein-philosophischen Disziplinen unter Verzicht auf logisch-schematische Gliederung gelingt, in kluger Beschränkung 34 Strömungen aufzuzeichnen, die in der Tat die Philosophie der Gegenwart in ihren Hauptzügen bestimmen. Mit feinem Instinkt ist hauptsächlich auf die typische Bedeutung einer Erscheinung für unser Geistesleben geachtet worden.

So erfahren auch einige Persönlichkeiten, deren Verhältnis zur Philosophie mehr dem eines Zuhälters entspricht, wie Keyserling und Steiner wegen ihrer symptomatischen Eigenart, eine eingehende, kritische Würdigung. Auch Spengler, und von den Naturphilosophen Haeckel und Ostwald, werden aus ähnlichen Gründen ausführlicher abgehandelt, als es eine streng akademisch-wissenschaftliche Betrachtung für notwendig halten dürfte.

Diese Behandlung gibt der Arbeit ihre besondere Bedeutung, denn wohl das erste Mal wird dadurch in dem philosophischen Leben des 20. Jahrhunderts eine große Bewegung aufgezeigt, ein organisches Wachstum, das dem weniger systematisch Geschulten und Spezialisten unter dem Gewirr der zahllosen philosophischen Erscheinungen notwendig verborgen bleiben mußte. Die Richtungen sind ungemein klar und sachlich gezeichnet, ohne jeden literarisch-feuilletonistischen Ehrgeiz.

Die inneren Vorzüge dieses Buches kommen auf das glücklichste auch in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck. Denn die großzügige klare Antiqua auf schneeweißem, reinem Papier verstärkt den Eindruck größter verantwortungsbewußter Sorgfalt, die Autor und Verleger gleichzeitig auszeichnet.

Als Vorstufe zu dieser Darlegung der Philosophie des 20. Jahrhunderts wäre die ausgezeichnete Gesamtübersicht ihrer Entwicklungsformen im vergangenen Jahrhundert in Ernst Bergmanns kleiner Schrift: Der Geist des 19. Jahrhunderts (aus der an diesem Platze schon oft hervorgehobenen Sammlung „Jedermanns Bücherei [6])") zu nennen, die, ihrem Charakter entsprechend, allerdings mehr eine allgemeine Kulturbilanz darstellt mit mehr literarischen als wissenschaftlichen Ansprüchen. Die vorzügliche Gliederung sowie eine Zeittafel, ein gutes Literaturverzeichnis, ein Register und eine Reihe von Porträttafeln als Anhang sichern dem Büchlein jedenfalls in weitesten Kreisen eine gute Aufnahme.

Ganz allgemein gehalten ist eine Art philosophischer Anthologie, das „Philosophie-Büchlein", von August Horneffer [7]) geschickt zusammengestellt, in dem es dem

[5]) „Die deutsche Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptrichtungen und Grundproblemen." Von Willy Moog. Stuttgart 1922, Ferd. Enke.

[6]) „Der Geist des XIX. Jahrhunderts." Von Ernst Bergmann („Jedermanns Bücherei", Abtlg. Philosophie). Breslau 1922, Ferdinand Hirt.

[7]) „Philosophie-Büchlein. Ein Taschenbuch für Freunde der Philosophie." Herausgegeben von August Horneffer. 1. Band. Stuttgart 1922, Franckhsche Verlagsbuchhandlung.

Franckhschen Verlag wieder einmal in liebenswürdigster Weise gelingt, ein Volksbuch zu schaffen, ohne den Gefahren gewaltsamer „Popularität" zu erliegen. Neben Aussprüchen von Laotse, Pascal, Fichte und Nietzsche verdienen die Aufsätze von Ottomar Wichmann über Relativität und Wirklichkeit, vom Herausgeber über Mystik und Religionsphilosophie, namentlich aber Arthur Lieberts Aufsatz über Henri Bergson Beachtung.

Eine freundliche Weihnachtsgabe beschert uns Alois Riehl durch die Sammlung von sechs Reden und Vorträgen [8]), in denen sich der bedingte Positivist von einer ganz anderen Seite zeigt: als gewandter Essayist und Redner, als warmherziger, leidenschaftlicher Interpret und Mensch. Wie er hier auch Rudolf Haym ein Denkmal setzt (durch Abdruck seiner Gedächtnisrede 1901), wie er neben Plato, Bruno, Kant und Lessing auch Galileis, Robert Mayers und Helmholtz' gedenkt, sollte unseren allzu gestrengen Spezialisten zeigen, daß es doch noch einen Weg zur Nachbarwissenschaft und ins Leben hinein gibt.

Es ist anregend, wenn man, befangen von dem Gewirr moderner Theorien über Staat und Gesellschaft, vom Kampfgeschrei um den Sozialismus, einmal wieder zu den ersten Quellen systematischen, staatsphilosophischen Denkens zurückkehrt: auf des Aristoteles' „Politik", diesem kühnen, ganz auf dem lockeren Grunde seiner Ethik errichteten Bau, der in seiner einfachen Gliederung stark gegen Konstruktion neuesten Datums absticht, doch auch wieder seltsame Anklänge erweckt. Goedeckemeyers [9]) Verdienst ist es, in kluger Darstellung diese „praktische Philosophie" des griechischen Universalisten mit ihren Schwächen und Ewigkeitswerten der Gegenwart neu lebendig zu machen.

Eine andere Schrift ist noch zu nennen, welche die Probleme der Soziologie berührt, wie sie sich im Enaland des 19. Jahrhunderts auf den empiristischen Grundlagen eines John Stuart Mill entwickeln. Else Wentscher [10]), die eine lebensfähige Kreuzung des gegensätzlichen Rationalismus und Empirismus für möglich hält, gibt nach einem kurzen, historischen Rückblick eine kluge Darstellung des Empirismus, wie er sich in der induktiven Logik und Mills Psychologie geltend macht, sich in seiner Ethik und Soziologie ausspricht. Etwas gewaltsam erscheint die Feststellung idealistischer Symptome in Mills Ethik, die eben doch nur auf Kontrastreflexe einer stark utilitaristischen Einstellung zurückzuführen sind.

Wenn wir uns nun in das heikle Grenzgebiet der Sprachphilosophie begeben, so sehen wir, wie sich auch hier bedeutende Umstellungen in der Sprachforschung geltend machen. Das ist zu begrüßen, wenn wir uns die bisher üblichen Forschungsverfahren vergegenwärtigen: die logische, die historische und die psycho-physische Forschung. Nun dürfen wir eine neue begrüßen, die man mit psycho-metaphysisch bezeichnen könnte. Wohin die ersten drei Methoden führen mußten, war vorauszusehen: zu einseitigem Intellektualismus die erste, zu Relativismus und Determinismus die anderen. Wozu die neue auszuarten verspricht, wird sich bald zeigen.

Hermann Beckh geht daran, der also festgelaufenen Sprachforschung von der Geisteswissenschaft aus neues Leben zuzuführen [11]); mehr noch: „das neue, wirkungskräftige Worterlebnis der Zukunft vorzubereiten." Das mag auf den ersten Blick anmaßend erscheinen, wir sehen aber sogleich, daß Beckh, wohl ausgerüstet und be-

[8]) „Führende Denker und Forscher." Von Alois Riehl. Leipzig 1922, Quelle & Meyer.
[9]) „Aristoteles' praktische Philosophie" (Ethik und Politik). Von Albert Goedeckemeyer. Leipzig 1922, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.
[10]) „Das Problem des Empirismus, dargestellt an John Stuart Mill." Von Else Wentscher. Bonn 1922, A. Marcus & E. Weber.
[11]) „Etymologie und Lautbedeutung im Lichte der Geisteswissenschaft." Von Prof. Dr. H. Beckh. Stuttgart, Der Kommend-Tag-Verlag.

gabt mit der ungewöhnlich feinen, metaphysischen Witterung, die dem Steiner-Kreise eigentümlich ist, scharf, vor allem gegen die materialistische Betrachtungsweise, vorgeht. Und es gelingt ihm in der Tat, einen ganz neuen Geist in die verkalkte Sprachwissenschaft zu bringen, denn was wußten selbst Männer wie Grimm oder Humboldt von „der Aura des Wortes", dem „astralischen Leib nebst dem Ich des Wortes", ihnen ward nie das Glück des „makrokosmischen Lauterlebnisses aus dem atavistischen Hellsehen in übersinnlichen Imaginationen", sie *schafften* nur immer aus einer wunderbaren Leidenschaft heraus, die sich nicht in so kostbaren *Worten*, sondern nur in realen *Leistungen* ausströmten. Hier aber erleben wir „das Hineinwachsen der Sprache in eine magisch-moralische Wirkung", und daß bei dem Bestreben, alle Dinge ins Weltwirken einzuordnen [12]), er manchmal statt ins Kosmische ins Komische gerät, ist zu entschuldigen. Vom ethischen Gesichtspunkt ist es zweifellos zu begrüßen, wenn auch an die Lauterscheinung gefühlvolle Reflexionen gehängt werden; das wahre Wesen der Erscheinung an sich vergewaltigt man dadurch noch ärger, als es die exakte Wissenschaft bisher vermochte. Hier wird vorgegangen, wie man es am primitiven Musikempfinden gewöhnt ist, da man den Tonwerten persönliche Gefühlswerte anhängt und daher an die absoluten überpersönlichen Ausdruckswerte nie herankommt. Denn das ist gerade das Bezeichnende an der ganzen Steiner-Bewegung, daß sie sich im Heldenkampf gegen Subjekt und Intellekt glaubt und doch das Kosmische nur zu erleben vermag als ekstatisch geblähtes Ich.

Was außer den allgemeinen, höchst lyrischen Darbietungen sich an philologischen Versuchen in den Schriften findet, zeichnet sich durch eine solche Kühnheit der Kombinatorik, durch einen so göttlichen Leichtsinn, eine Unbeschwertheit von wissenschaftlichem Verantwortungsgefühl aus, wie sie der jüngste Germanist bei seinem ersten, übermütigen Ausflug in die vergleichende Sprachwissenschaft nicht aufbringen kann. Und wenn dem Verfasser eine Ableitung oder ein Analogieschluß selbst etwas gar zu gewagt erscheint, so tröstet er sich und seine Leser damit, daß er nach der pragmatischen Methode wohl anstößig erscheine, aber nach seiner, durch abstraktes Denken unkontrollierbaren „genetischen Etymologie" zur höheren Wahrheit werde. Man sieht, wie hier die tiefe Unterscheidung des Novalis: „Etymologie ist verschieden — genetische — pragmatische" ausgebeutet wird zur Entschuldigung skrupelloser Spekulation im Sinne anthroposophischer Dogmatik. Es ist dringend zu wünschen, daß sich die Geisteswissenschaft in Zukunft von derartigen Exzessen entschlossen fernhält, sonst muß ihre rührige Arbeit, statt zu einer Belebung der Einzelwissenschaften, zu ihrem vollständigen Verfall führen. *Werner Fiedler.*

Politische Rundschau

An welchen Ausgangspunkt haben wir uns bei dem diesmaligen Rückblick auf die letztvergangenen Wochen zu halten? An den Rücktritt des Ministeriums Wirth, das offene Eingeständnis des Zusammenbruchs der Erfüllungspolitik, an die englischen Wahlen, den eindrucksvollen Beweis, daß der politische Instinkt der englischen Nation trotz aller Irrgänge der englischen Politik seit 1917 noch nicht verlehrt ist, oder an die Forderung der türkischen Nationalisten, daß ihnen Konstantinopel übergeben, die feindlichen Truppen von dort zurückgezogen werden und der

[12]) „Der physische und geistige Ursprung der Sprache." Von Prof. Dr. Beckh. Stuttgart, Der Kommend-Tag-Verlag.

Sultan, der sich unter die feindliche Botmäßigkeit gefügt hatte, abdanke? Alle drei Ereignisse gehören für die Betrachtungsweise, die hier seit anderthalb Jahren geübt wird, eng zusammen. Hie Wille, hie zum mindesten sicheres Gefühl, hie verantwortungs- wie tatscheue Nachgiebigkeit ohne Ende.

Die türkische Frage soll in den nächsten Tagen in Lausanne, unser Schicksal wenig später in Brüssel auf die übliche Weise durch Konferenzen behandelt werden.

Die Türken treten nach wie vor fest und bestimmt auf. Sie verfahren am Bosporus, als wenn die kriegerische Gewalt dort schon von den Engländern auf sie übergegangen sei. Eingeschüchtert davon, ist der Sultan auf ein englisches Schiff geflüchtet und anscheinend unterwegs nach Indien. In Lausanne wollen die Abgesandten Angoras nur mitberaten, wenn sich ihre Feinde nicht schon vorher über die Bedingungen des Friedens zwischen ihnen und den Griechen einigen, wenn also die Methode der Friedensschlüsse von 1919 und 1920 von den Westmächten aufgegeben wird. Doch hat ihr Führer, Ismet Pascha, für gut befunden, vor der Konferenz noch einmal in Paris mit Poincaré Fühlung zu suchen, um den Boden, wo die Feinde seit Wochen untereinander verhandeln, abzutasten und ungefähr zu erfahren, mit welchen Kräften die Türkei in Lausanne rechnen muß.

Wie bisher in der Regel, haben die Bolschewisten auch wieder ihren Aufmarsch zur Lausanner Konferenz, zu der sie die volle Zulassung noch nicht erreicht haben, mit vollendetem propagandistischen Geschick vorbereitet. Daß die Japaner mit der Räumung von Wladiwostok Ernst machten und die Republik Tschita sich daraufhin der fernen Festung und Handelsstadt am Stillen Ozean wieder zu bemächtigen vermochte, feierte Trotzki sofort als weithin sichtbares Zeichen der Wiedererstehung der russischen Weltmacht. Inzwischen ist die Vereinigung der beiden bolschewistischen Hauptrepubliken ausgesprochen und auch das Band, das Moskau mit der Ukraine und Georgien verknüpft, so fest angezogen worden, daß die drei Staatswesen außenpolitisch kaum noch anders denn als ein einziger Staat angesehen werden können. Vermutlich nicht ohne Zusammenhang damit wurden die monatelang verschleppten Verhandlungen über den Beitritt der Ukraine und Georgiens zum Rapallovertrag plötzlich zum Abschluß gebracht. Auch die Besprechungen über die Teilnahme deutscher Konzerne am Wiederaufbau gehen voran. Graf Brockdorff ist in Moskau als der erste Botschafter, den die deutsche Republik dorthin schickt, mit Auszeichnung begrüßt worden. Die Russen haben ferner unter Ausnutzung der Reise des französischen Politikers Herriot zu ihnen ihre Beziehungen zu Polen nicht nur weiterhin entspannt, sondern beinahe freundlich gestaltet und buchen davon schon den Erfolg, daß sich die Polen offen damit brüsten, die Rumänen im Oktober von einem Stoß in die Flanke der türkischen Nationalisten zurückgehalten zu haben. Es muß sich nun erweisen, welchen Druck die Russen auf die Lausanner Konferenz auszuüben und ob sie sich in sie hineinzudrängen vermögen. Der Kampf um die Herrschaft über die Dardanellen ist wieder in voller Leidenschaft entbrannt, und da nicht mehr die alte europäische Diplomatie in ihrer Ohnmacht und Unbeweglichkeit, sondern mindestens auf der Seite der Gegner der Westmächte sowohl in der Türkei wie in Rußland frisches Blut, neue Männer die Handlung bestimmen, da auch wir durch keine Mission Liman mehr alles in Unordnung bringen können, mag die Lösung der Frage diesmal ein gutes Stück gefördert werden.

Für die deutsche Art, in einer so schweren Zeit wie der unseren überhaupt keine Politik mehr zu treiben, ist bezeichnend, daß in diesem Augenblicke vom Reichspräsidenten ein Mann mit der Bildung des neuen Reichsministeriums beauftragt wurde, der als Gegner des Rapallovertrages und als ganz auf die Westmächte eingestellt beurteilt wird. Auch sonst muß uns die Heranziehung des Herrn Cuno zu den ernstesten Besorgnissen veranlassen. Mit ihm zusammen werden Hermes, Raumer

und Hilferding als die Männer genannt, die dem Ministerium sein Gesicht geben sollen. Wir scheinen an einem Punkt unsrer innerpolitischen Entwicklung angelangt zu sein, an dem sich unser Parlamentariertum unerwartet rasch als vollends abgenutzt erweist und nun unsere Industrie Männer nachschieben muß. Sie hat sich im Herbst 1918 durch die Begründung der Arbeitsgemeinschaften über die Spitzenverbände des Arbeitgeber- wie Arbeitnehmertums hinweg mit den Sozialisten eingelassen, Fühlung mit der Reichstagsmehrheit bekommen und ist trotz aller sachlichen und persönlichen Reibungen immer näher an sie herangezogen worden. Dabei hat es bisher auf ihrer Seite, vielleicht nur weil die Dinge noch zu sehr im Werden waren, an der sichtbar ordnenden und lenkenden Hand gefehlt. Diese Gelegenheit benutzten mancherlei Leute, die durch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit von außen her, vom Handel und vom Bankwesen aus zu Einfluß auf unsere alte und bodenständige Industrie gekommen waren, und die anderseits durch ihre Herkunft schon die Finger mit im Spiel der Reichstagsmehrheit haben. Vielleicht dürfen wir uns den Sachverhalt an Verbindungen wie Othmar Strauß-Erzberger, Louis Hagen-Düisberg-Silverberg-Adenauer, Korone-Marx-Arnold Rechberg, Max Warburg-Cuno vergegenwärtigen. Wie sich solche Elemente nach und nach überall eindrängten, wo zwischen den Trägern des nationalen Gedankens und dem demokratisch-pazifistischen Parlamentariertum gerungen wird, das ließ sich im Laufe der letzten Monate von Monat zu Monat deutlicher beobachten. Offenbar haben die Elemente zur Stunde das Gefühl, daß sie führen. Die Denkschrift, mit der der Konsul Marx neulich die Abwicklung der deutsch-französischen Wirtschafts- und Wiedergutmachungsverhandlungen an sich und seine mächtigeren Hintermänner zu reißen versuchte, und gleich danach die Herausstellung Cunos, der selbst schwerlich recht darum Bescheid weiß, wie und wofür er gebraucht wird, lassen befürchten, daß der Einsatz unserer Industrie heute üble Frucht tragen wird, daß schwerer Mißbrauch mit ihm getrieben werden wird und daß die Industrie darüber in ein verkehrtes und tief bedauerliches Verhältnis zu der nationalen Bewegung geraten wird. Möge unsere angestammte und bodenständige Industrie die Lage noch einmal bedenken! Es geht in dem gegenwärtigen Treiben um sie selber ebenso wie um das ganze Vaterland. Sie muß mehr Klarheit in ihren eigenen Reihen schaffen und deren Führung wieder fest in die alten Hände zurücklegen. Nur so wird sie sich auch endlich der Landwirtschaft so weit annähern können, daß sie mit ihr zusammen durchzugreifen vermag. Je zäher heute daran gearbeitet wird, Industrie und Landwirtschaft voneinander zu halten und beide sogar gegeneinander einzunehmen, desto nachdrücklicher muß betont werden, daß die Landwirtschaft durch Überlieferung und Wesensart Voraussetzungen zu politischer Leistung in sich hat, die ihre Mitwirkung zu einem Umschwung unentbehrlich machen.

Ist Herr Cuno auf die Westmächte eingestellt, erfreut sich Herr Hermes der unverhohlenen Zuneigung der französischen Zeitungen, so hat doch auch Herr Wirth noch zum Schlusse seiner Kanzlerschaft öffentlich versichert, daß wir kein Interesse an den Vorgängen im Orient nähmen. Die Versicherung entsprang keiner taktischen Erwägung. Sonst würden wir sie hier, gleichviel ob wir sie für richtig oder falsch halten, niemals anfechten. Sie war aufrichtig gemeint. Mit ihr ist ohne Zweifel auch der ganze Volksteil, der gegenwärtig die Macht in Deutschland innehat (wenn er sie auch nicht ausübt), einverstanden. Die anderen wissen darum, und deshalb darf es uns nicht wundernehmen, wenn wir schon wochenlang in der neutralen Presse lesen, daß England und Frankreich ihre Verständigungsverhandlungen über die orientalische Frage mit der erneuten Beratung des Rheinproblems begonnen haben. Der Bericht des Franzosen Dariac über die Rheinlande, der mittlerweile ans Tageslicht kam, die offene Art, mit der Loucheur in der französischen Kammer

schon über die Neutralisierung der Rheinlande unter französischer Aufsicht sprechen zu sollen glaubte, die Bewegung, in die neuerdings sowohl wieder die Smeetsschen Kreise wie auch die Kreise der zu halbem Entgegenkommen bereiten rheinischen Industriellen geraten sind, zwingen zusammen mit den Bemerkungen insbesondere der Schweizer Zeitungen zu der Annahme, daß das nächste Blatt der deutschen Artischoke demnächst von den Franzosen verspeist werden wird. England kämpft um seine Stellung in Vorderasien und im Orient. Es zahlt, wie wir es von Anfang an befürchten mußten, mit der Seele der rheinischen Bevölkerung und mit dem rheinischen Boden dafür, daß sich ihm die Franzosen nicht geradezu im Orient an der Seite der Türken entgegenwerfen. Die Politik Lloyd Georges hat England dort in eine so üble Lage gebracht, daß die Franzosen heute die Hand auf den Rhein legen können, ohne zur Gegenleistung ihre Stellung im Orient glatt räumen zu müssen. Sie bleiben im Orient, und sie werden jederzeit imstande sein, den Engländern dort neue Schwierigkeiten zu bereiten, die ihnen entweder zu weiteren Erpressungen auf unsere Kosten dienen oder erlauben werden, doch noch im Orient selber große Politik zu machen, mit England in Wettbewerb zu treten, sofern sie sich in Mitteleuropa sicher genug fühlen und sofern ihnen nicht die Türken und Russen, ebenso wie den Engländern die Lust an dem Wagnis benehmen. Der Weltkrieg geht weiter!

Die polnischen Wahlen zum Sejm, die keiner der polnischen Parteien die Mehrheit eintrugen und statt dessen überraschend viele Vertreter der nationalen Minderheiten als Sieger aus der Urne hervorgehen ließen, der gewaltsame Zugriff der Fascisten nach dem Staatsruder in Italien, der die Italiener vermutlich im kommenden Winter und vielleicht noch auf länger hinaus auf die Probleme ihrer inneren Politik festlegen wird, der Druck, den das Vordringen der türkischen Nationalisten auf das gesamte im Weltkrieg balkanisierte Gebiet Südost- und Mitteleuropas ausübt, rechtfertigen den Schluß, daß der kleine Verband und die kleinen Staaten, die mit ihm im Gemenge liegen, von ihrem im vergangenen Jahre gewonnenen Gewicht für den Augenblick wieder viel verloren haben. Sorge ist es doch wohl auch, was Serbien, Griechenland und Bulgarien trieb, nach einem Einvernehmen über das von ihnen so lange und bitter umstrittene makedonische und westthrazische Gebiet zu suchen. Alle Beratungsergebnisse der beteiligten Regierungen und ähnlich die Anstrengungen, die die Regierung Seipel in Österreich macht, um aus den ihr in Genf eingeräumten Krediten Nutzen für den Wiederaufbau des Landes zu ziehen, werden sich auf ihren Wert hin vor dem Ergebnis der Beratungen in Lausanne auszuweisen haben. Genau so wie sich dort das Schicksal unseres Rheins und unser innerdeutsches Schicksal mitentscheiden dürfte, auch wenn die Herren, die uns regieren, es anders meinen.

Im Gegensatz zu der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Blätter haben wir an dieser Stelle stets vor Lloyd George gewarnt und bedauert, daß die deutsche öffentliche Meinung nach seinem Fiasko in Genua, das niemand so wie uns mittraf, um ihn jammerte. Sie hat ihn noch viel treuherziger beklagt, als er endlich aus dem Sattel herausflog. Ihre letzte Hoffnung war seine Wiederwahl. Nun ist er von der englischen Wählerschaft so gründlich abgeschüttelt worden, wie vor zwei Jahren von der amerikanischen Wilson abgeschüttelt wurde. England sieht an der Stelle, wo bisher die liberale Partei stand, eine Arbeiterpartei stehen. Was diese bedeutet, läßt sich aber nach ihrem Wahlerfolge vom 15. November allein nicht beurteilen. Denn kurz vorher hatte sie bei Gemeindewahlen ungünstig abgeschnitten. Wesentlich für unser außenpolitisches Verhalten darf zunächst nur sein, daß die Konservativen nunmehr über eine erhebliche Mehrheit verfügen. Es ist möglich, daß ihre Abneigung gegen uns ausgeprägter ist als die der Liberalen oder der

Arbeiter. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie stetiger daran arbeiten werden, sich Frankreich an der Seite zu halten, als das Bonar Laws fahriger Vorgänger tat. Denn sie sind von Selbsttäuschung über die weltpolitische Lage Englands nach dem Kriege freier. Die Folgen davon werden wir dann in den nächsten Monaten zu spüren haben. Wichtiger dürfte dennoch sein, daß die englische Politik nun wieder Ziele vor die Augen bekommen wird, daß sie wieder zäher werden wird. Sie wird dadurch mit der Zeit wieder mehr Gewicht gegenüber Frankreich bekommen, und darum allein geht es für uns. Freilich wird der Regierungswechsel dieses Ergebnis nur zeitigen, wenn das neue Ministerium über Männer verfügt, die etwas bedeuten. Curzon bedeutet etwas, aber er ist nicht mehr jung. An den andern sind Zweifel geboten.

In Amerika haben die Wahlen zum Kongreß und Senat Demokraten und Republikaner wieder etwa gleich stark gemacht. Die Wahlen liefen ähnlich aus wie die Wahlen von 1916. Die republikanischen Sieger der Wahlen von 1920 über Wilson haben sich als in denselben Vorurteilen gegenüber Europa befangen gezeigt, an denen Wilson litt. Sie haben sich dadurch zu einer unfruchtbaren, rein verneinden und lediglich hemmenden Außenpolitik verurteilt, deren ungünstigen Eindruck sie offenbar auch durch den bedingten Erfolg der Washingtoner Konferenz in den Fragen des Stillen Ozeans nicht mehr verwischen konnten. Allerdings mag sich auch die Wirkung des Wahlapparates der beiden großen Parteien auf die Wählerschaft immer rascher abnutzen, so daß diese nur noch mechanisch wie im Pendelschlag in kurzen Abständen hinüber- und herübergestoßen werden kann. Auf jeden Fall lehren uns die Wahlen ein neues Mal und besonders eindringlich, daß wir nicht mit den Vereinigten Staaten rechnen dürfen. Wenn sich die Staaten in Lausanne vertreten lassen, so sind die Ölquellen Mittel- und Vorderasiens, nicht aber ein aufkommendes Gefühl der Mitverknüpfung in den Ablauf der europäischen Geschicke daran schuld.

Pertinacior.

Weihnachtsrundschau

II

Kinderbücher

Konnten wir im vorigen Jahre sagen, daß für die Kinder mit Sorgfalt und Verständnis gesorgt war, so gilt das auch in diesem Jahre. Für alle Altersstufen, auch für die Kleinsten der Kleinen, sind viele Hände am Werke gewesen, Bücher zu schaffen, die sich an Gemüt, Geist und Auge wenden und der Seele des Kindes die schönsten Anregungen geben. Die Neuerscheinungen des Verlages Gerhard Stalling, Oldenburg, stehen durchaus auf der Höhe der ersten „Nürnberger Bilderbücher", die wir im vorigen Jahre mit Freude anzeigen konnten. Die Absicht, auch dem Kinderbuch neben prächtigstem Gehalt eine feine, geschmackvolle äußere Form zu geben, ist auch jetzt wieder verwirklicht. Allerliebst sind die Bücher für die Kleinsten: Nesthäkchens Wunderhorn mit Bildern von Else Weng-Diëtor, die eine besonders glückliche Hand für Kinderbilder hat, in dem die unvergänglichen alten Kinderreime vereint sind, und „Sonnenschein und Blumenduft, das ist ein Vergnügen", Kinderreime aus allen Jahreszeiten, von derselben Künstlerin illustriert. Beide Bücher sind entzückend, und werden in ihrer hellen Fröhlichkeit nicht nur der Kinder Jubel erregen, sondern auch den Eltern Freude in die zersorgten Herzen geben. — Die schöne Sammlung „Der Blumengarten" bringt

unter Will Despers bewährter Leitung neue, literarisch wertvolle Bände in sehr hübschen, farbigen Einbänden: Daniel Defoe, Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe, von Will Desper sehr frisch nacherzählt, mit vielen bunten Federzeichnungen von H. Pape; von Desper „Fröhliche Märchen", in denen er aus dem unerschöpflichen Born der Fabeln, Märchen und Schwänke schöpft, mit Bildern von W. Harwerth; die besonders packend von K. Strahl illustrierten „Nordisch-germanischen Götter- und Heldensagen" von G. Schalk und endlich die „Sagen vom deutschen Rhein", mit Federzeichnungen von K. Miersch, erzählt von Else Franke. Die Aufgabe dieses Buches zeigt deutlich das ernste und verantwortungsvolle Streben des Verlages, der schon in die jungen Herzen die Liebe zum bedrohten deutschen Rhein senken will, damit sie ihn als Männer gegen jeden Raubgriff behaupten werden. — In den Büchern, die der Verlag Jos. Scholz (Mainz) zu Weihnachten beschert, arbeiten Maler und Dichter in herzlichem Verein mit Verständnis und Liebe — was das wichtigste ist — zusammen, und so ist es gelungen, viele sehr hübsche, lustige, bunte Bücher herauszubringen, die mit an die erste Stelle gehören: „Frohe Stunden", Zeichnungen von Brita Ellström, Verse von Robert Walter, schildern — unzerreißbar — lustig den Tag und die Spiele der Kinder; viel Laune und Übermut ist in Arpad Schmidthammers Bildern: „Frohe Kindheit"; fein und sinnig ist das Weihnachtsbuch „Weihnachten", gezeichnet von H. Stockmann. Verständnis weckt „Unsere Haustiere", Verse von A. Sergel, Bilder von A. Hosse. Ein sehr glücklicher Gedanke — denn auf Personifikation ihrer Umwelt antwortet das Kind immer — ist „Das Konzert der Tiere", mit famosen Bildern von E. Oßwald. Auch die Märchen sind in hübschem Kleide vertreten: Rübezahl mit Bildern von E. Liebenauer, und Rapunzel, illustriert von E. Liebermann. Künstlerisch besonders gut geraten ist das Büchlein „Auf des Weihnachtsmanns Spuren im Walde", ein Weihnachtsmärchen von P. Kaestner, mit Buchschmuck von Elfriede Musmann (Leipzig, Quelle & Meyer). Launig ist das bunte „Rätsel-Bilderbuch", von C. Mickelait (Halle, Gebauer-Schwetschke), das die Gegenstände des täglichen Lebens zu Rätselgestalten macht. — Ganz hervorragend ausgestattet und gut ausgewählt ist die Märchensammlung des Verlages Franz Schneider (Berlin): Grimms Märchen 2. Teil — den 1. Teil „Von Königen und Königskindern", Buchschmuck von W. Jüttner, zeigten wir im vorigen Jahre an — „Von glückhaften und geplagten Leuten", mit Buchschmuck von H. Looschen; Andersens Märchen, 2. Band, Kindermärchen, in der sehr guten Übersetzung von Else von Hollander und wirksamen Bildern von F. Wacik; „Auf der Kuckuckswiese", Märchen von der beliebten Erzählerin C. Hepner, mit Bildern von H. Wilkens, und die auch von H. Looschen illustrierte „Käferschlacht in der Johannisnacht", von F. M. Schiele, ein Froschmäuseler für Kinder, außerdem die entzückenden schwedischen Märchen von Anna Wahlenberg, mit Buchschmuck von H. Looschen und Scherenschnitten von Käthe Wolff. — Keiner Empfehlung bedürfen die bekannten und beliebten Bände: „Herzblättchens Zeitvertreib", „Töchter-Album" und „Flemmings Knabenbuch", die wieder gut illustriert und mit ausgezeichneten Beiträgen ihren Weg weitergehen und der kommenden Jugend wie der früheren geliebte Freunde sein werden (Berlin, C. Flemming & C. T. Wiskott). — Besonders sorgfältig und erfreulich sind wieder die Bücher des Verlages Thienemann (Stuttgart): Asgard, das in kurzer Zeit die 2. Auflage erlebte und eine ausgezeichnete Einführung in die germanische Götterwelt durch L. Weber bringt, ebenso Mitgard, und die schönen Tiergeschichten von Clara Hepner „Arachne". Starkes, echtes Deutsch-

tum in bunten Abenteuern und im Krieg fürs Vaterland bringt W. Schreiners Buch „Das Vermächtnis". Ernst und auch an Erwachsene sich wendend ist Agnes Harders Buch „Die Kinder Thors", eine Geschichte des deutschen Schicksals in 20 Bildern, illustriert von F. Stassen (Gotha, F. A. Perthes). — Ein neues Unternehmen „Flemmings Bücher für jung und alt", herausgegeben von Börries Frhrn. von Münchhausen, läßt sich ausgezeichnet an. Es gliedert sich in eine große und eine kleine Reihe. Nach den uns vorliegenden Bänden können wir diese Bücher warm empfehlen. Sie bieten beste Kost, sind gut ausgestattet und illustriert. In der großen Reihe erschienen: Georg Asmussen, „Einer, der es schwer hatte"; Marie Diers, „Das Herz im Holze"; Paul Ernst, „Lange Rübe und Genossen"; L. Schücking, „Eines Kriegsknechts Abenteuer"; P. Wiechert, „Der zerbrochene Ring"; Karl Ferdinands „Der Sieg des Hein Hammerschlag", eine Rhein- und Eifelgeschichte; Josephine Siebe, „Herrn de Charreards deutsche Kinder". Von der kleinen Reihe liegen uns vor: W. von Molo, „Luise im Osten"; Lene Haase, „Die Helden von Maka"; G. Asmussen, „Sein letztes Glück"; W. H. Riehl, „Die Werke der Barmherzigkeit", „Das Spielmannskind"; Th. Mügge, „Der Retter", eine Erzählung aus der Franzosenzeit Pommerns; L. Ferdinands, „Die Höhlenbären", eine rheinische Pennälergeschichte. Die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter bürgen dafür, daß hier gute Arbeit geleistet ist. Hermann Boussets bekanntes Buch „Pastorenjungs" konnte im gleichen Verlag in 10. bis 12. Auflage erscheinen und zu den alten neue Freunde gewinnen. Die Drei-Bogen-Bücher, gut illustrierte Bändchen, herausgegeben von L. Ferdinands (ebenda), bringen kleine Erzählungen unserer Klassiker. Man wird nicht ohne weiteres jedes Büchlein der Jugend geben, aber braucht bei den meisten kein Bedenken zu tragen. Erschienen sind: Arnim, Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau; Gerstäcker, Germelshausen; Keller, Die arme Baronin; Storm, Ekenhof und Die Söhne des Senators; Kleist, Die Verlobung auf St. Domingo. Auch Flemmings Saatbücher führen sich sehr gut ein mit alten und neuen Werken von hohem literarischen Wert: Don Quijote, nacherzählt von H. Pankow; Die Felsenburger, J. G. Schnabels Abenteurerroman, nacherzählt von J. Jastrow; Sirene, eine linksrheinische Erzählung von L. Starklof. Die Illustrationen von Müller-Ewald, W. Rapsold, R. Werner sind frisch und farbenprächtig. — Ein nationales Märchenbuch „Kronjuwelen" von Magdalene Breuer (Berlin-Wilmersdorf, Verlag Deutsches Wort) möchte den Gedanken der Treue an das, was im November 1918 verlorenging, in Kinderherzen legen, ohne vielleicht ganz zu erwägen, wie die Umwelt gerade auf die Kinder wirkt. Die Scherenschnitte von E. E. Weidemann sind recht anziehend. — Das hier schon mehrfach erwähnte Buch von Eigenwuchs „Max Butziwackel, der Ameisenkaiser", nach dem Italienischen des Luigi Bertelli bearbeitet von L. von Koch (Freiburg, Herder), liegt — ein Zeugnis für seine Beliebtheit — im 6. bis 12. Tausend vor. — Einen bemerkenswerten Versuch, die wilden Spiele der Kinder zu einem anregenden, vertieften Theaterspiel zu machen, stellt ein großes Prachtbuch dar: Kinderbühne im deutschen Haus, 20 dramatische Spiele für unsere Jugend, herausgegeben von K. Busse (Berlin, F. Schneider). H. Looschen hat dazu 90 sehr hübsche, farbige Kostüm- und Szenenbilder gezeichnet. Ein solcher Versuch kann nur glücken, wenn feinstes Verständnis für die Kinderseele und sicheres Gefühl für die Bühnenkunst zusammengehen, sonst bleibt es Spielerei und unfruchtbare Verstandesarbeit. Aber K. Busse hat die Aufgabe glänzend gelöst. Es ist eine Freude, zu lesen, wie z. B. Bürgers „Kaiser und Abt", Mörikes „Kinderszene", Storms „Schneewittchen" zum Spiel mit Dialog ausgestaltet sind. Auch die Märchen- und Weihnachtsspiele, die zum Teil altes Gut verwerten, aber auch fein-

gestimmte Neuschöpfungen, so von Josefa Metz und Irma Dresdner, enthalten, sind in jeder Weise zweckdienlich. Das angekündigte, ergänzende Musikheft darf man mit Spannung erwarten. —

Mit rückhaltloser Empfehlung weisen wir auf das Buch „Der Fährmann" hin, herausgegeben von G. Keckeis (Freiburg, Herder). Hier ist in enger Zusammenarbeit berufener Männer, die ebenso wie der Herausgeber durch ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl ausgezeichnet sind, ein Werk entstanden, das wirklich, seinem Titel getreu, ein sicherer Führer über das tiefe Wasser und durch die Klippen und Untiefen sein wird, welche die Jünglingszeit vom Mannesalter trennen. Wer den Inhalt dieses Buches innerlich verarbeitet, der kann zum ganzen Manne heranreifen. Das Buch ist deutsch, ist christlich, ist bejahend. Es ist in einem ausgesprochen katholischen Verlage erschienen, jedoch ist nichts Eingeengtes in ihm, das es nur für die katholische Jugend bestimmte. Es ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, daß Jugendbildner und -erzieher in allen Lagern so stark und so frei es als Pflicht empfänden, gerade in unserer Zeit der Jugend so sicher den Weg zur Ehrlichkeit, zum Lebensmut und zu Deutschland zu weisen. Das Buch ist in keiner Weise lehrhaft, sondern der volle Gehalt einer schöpferischen Einstellung zu den großen wie den kleineren Fragen des Menschen wird in ungezwungener, fesselnder Form mittelbar nahegebracht. Wie wundervoll unterscheidet sich dieses Buch von den plumpen, unehrlichen Versuchen, in denen ein wurzelloses Westlertum oder böser Internationalismus dumm und lügnerisch streben, die Jugend in ihr kahles, unwohnliches Haus zu ziehen! Reisebeschreibungen, Naturwissenschaft, Fragen der Kunst, der Heimat, der Seele und der Sehnsucht, der Geschichte, der Körperpflege, der Technik und der Geistesbildung wechseln ab mit ausgezeichneten literarischen Beiträgen, zu denen, um nur wenige Namen zu nennen, Peter Dörfler und Wilhelm Matthießen beigesteuert haben. Wir wünschen dem Fährmann mit seiner köstlichen Fracht glückliche Fahrt! — Auch das Lebensbild „Freiherr vom Stein", das Tim Klein schrieb (in der von Börries von Münchhausen geleiteten Sammlung „Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit"), ist eine Schrift vorbildlicher Art für die heranwachsende Jugend. So, wie es hier geschieht, soll man der Jugend und dem Volke Männer zeigen, die Deutschland schaffen halfen: fern von der inneren Verlogenheit hergebrachter Historiographie und billiger Glorifizierung aus dem Wesen des Mannes und seinem Gesetz heraus, das Leben und die Taten entwickeln, so daß aus der menschlichen Wahrheit das Bild erwächst, dem als Beispiel nachzuleben der natürliche Wunsch jedes gerade gewachsenen Gefühls sein wird. Tim Kleins starke Geistigkeit, seine ironisch-überlegene Art der Lebensbetrachtung mit seinem unbeirrbaren Gefühl für echte menschliche Größe ließen hier ein Lebensbild erstehen, das mit starker Spannung und innerer Anteilnahme jeden Leser von der ersten bis zur letzten Zeile fesselt. — Auch die weiteren Bände dieser Sammlung aus dem Verlag C. Flemming & C. T. Wiskott, Berlin, in der ein sehr fruchtbarer Gedanke sinnerfüllten Ausdruck fand, verdienen jede Empfehlung: Schubert von J. A. Lux; Mein Vater Theodor Storm von Gertrud Storm; C. Fr. von Klödens Jugenderinnerungen, die in einer solchen Reihe nicht fehlen dürften.

Insel-Bücher

Immer wieder legt man die Neuerscheinungen des Insel-Verlages mit einem Gefühl aufrichtigen Dankes für erneute, innere Bereicherung aus der Hand und freut sich, daß die Ungunst der Zeit eine Tätigkeit nicht lähmt, die einer großen Gemeinde Wertvollstes Jahr um Jahr beschert. — Ludwig van Beethoven in 2 Bänden enthält, von A. Leitzmanns bewährter Hand und seiner vorbildlichen

Genauigkeit gesammelt, die Berichte der Zeitgenossen, eine Auswahl seiner Briefe und persönliche Aufzeichnungen, eine Arbeit, die sich den gleichartigen um Goethe würdig an die Seite stellt. Leitzmanns Nachwort und seine Erläuterungen führen sicher durch das Feld bunter und sonderbarer Blumen, das den schwierigen Menschen umgibt. — Von der neuen Ausgabe der Werke Ricarda Huchs liegen „Die Verteidigung Roms“ und „Der Kampf um Rom“ vor. — Theodor Däublers orphisches Hauptwerk „Das Nordlicht“ ist in einer schönen Dünndruckausgabe mit einer höchst bedeutsamen, tiefen „Selbstdeutung“ des Dichters erschienen. Der Kampf für Däubler, in dem wesentliche Stellungen schon erobert sind, wird ein Ruhmestitel für den Insel-Verlag bleiben. — Ein besonderes, tiefe Zusammenhänge enthüllendes Buch sind die von Martin Buber, dem feinsten Geiste des deutschen Judentums, gesammelten „Ekstatischen Konfessionen“, die in veränderter Auflage die Aufzeichnungen von Mystikern aller Völker über ihre mystischen Erlebnisse enthalten. — Eine wertvolle Erweiterung der Briefliteratur bedeuten die von Lissy Susemihl-Gildemeister herausgegebenen Briefe Otto Gildemeisters, ihres Vaters. Wenn Gildemeister gesagt hat, daß es für ihn einer der größten Reize wäre, einen Schriftsteller zu lesen in dem Augenblick, wo er keiner sei, d. h. in seinen Briefen, so gilt das in besonderem Grade für seine eigenen Briefe. — Hugo von Hofmannsthals Spiel „Das Salzburger Große Welttheater“, das von Reinhardt in Salzburg aufgeführt wurde, ist jetzt in Buchform erschienen. Man sollte meinen, daß es in unserer Zeit aufmerksame Ohren und zugängliche Herzen finden wird. Hofmannsthal läßt die aus mittelalterlichen Allegorien wie aus Calderons gleichnamigem geistlichen Schauspiel vertrauten sechs Gestalten auf der Weltbühne die ihnen zugeteilten Rollen vor Gott spielen. — Auch die fremde Literatur ist nicht zu kurz gekommen: sehr zu begrüßen ist die ausgezeichnete Übersetzung von George Moores The Wild Goose, „Die Wildgans“, durch Clara Barth und Max Freund (Insel-Bücherei), während man die Aufnahme des breitschultrigen Romans von D. H. Lawrence „Der Regenbogen“, in der Übersetzung von F. Franzius, nicht als Notwendigkeit empfindet. Mit großem Interesse jedoch begleitet man André Gides Roman „Die Verließe des Vatikan“, übertragen von D. Bassermann, und Emile Verhaerens Fünf Erzählungen, deren hoffnungslose Dumpfheit und schicksalhafte Verzweiflung durch die 28 Holzschnitte von Frans Masereel zu stärkstem Eindruck gesteigert werden. — In der Sammlung „Der Dom“ sind die Schriften der heiligen Hildegard von Bingen in Auswahl und Übertragung durch J. Bühler erschienen. Außer ihren naturwissenschaftlichen Schriften und der Schilderung ihrer tiefen Visionen sind auch ihre berühmten Dichtungen aufgenommen. Eine anfängliche Sprödigkeit macht nach ihrer Überwindung die Lektüre besonders fruchtbar. — Der jedes Jahr mit Spannung erwartete Insel-Almanach bringt auf das Jahr 1923 wieder literarische Leckerbissen, unter denen wir den Brief Lili Schönemanns, die Briefe Karls des Großen, ungedruckte Aphorismen W. Heinres besonders hervorheben. Textabbildungen von Masereel und mit gewohntem Geschmack ausgewählte Bildtafeln machen den alten Freund zum wieder hochwillkommenen Gast.

Goethe

Der jüngst so tragisch ums Leben gekommene, unermüdliche Arbeiter um Goethe, Wilhelm Bode, hat vor seinem Tode den Band „Die Geniezeit“ 1774—76 von seinem „Goethes Leben“ vollendet (Berlin, E. S. Mittler). Diese mit vielen Abbildungen geschmückte Arbeit verfolgt und erreicht wie seine

früheren Bücher das Ziel, Goethe als Menschen und Dichter weitesten Kreisen nahezubringen und wird allen willkommen sein, die ein solches Ziel für erstrebenswert halten. — Eine kostbare Gabe ist „Bettinas Briefwechsel mit Goethe“ (Insel-Verlag), auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr Verhältnis zu Goethe. Es handelt sich um die wirklichen Briefe und nicht um Bettinas Phantasien aus dem Briefwechsel „mit einem Kinde“. Dieses Buch ist das letzte Vermächtnis Reinhold Steigs, dessen unermüdlicher Arbeit die Forschung über die deutsche Romantik Unverlierbares dankt. Mit einer kurzen Einleitung seiner Witwe versehen, werden diese Dokumente von F. Bergemann wissenschaftlich erläutert und mit Anmerkungen begleitet. Literarhistorisch, aber darüber hinaus rein menschlich, sind die Briefe von höchstem Interesse, weil man aus ihnen eine wesentliche Möglichkeit erhält, die Art der merkwürdigen Frau genau nachzuprüfen, bei der sich die Grenze zwischen Echtem und Pose so fließend hielt, daß zum mindesten sie selber nicht mehr in der Lage war, zu erkennen, wo das Echte aufhörte, und die trotzdem oder vielleicht grade darum einen Reiz ausübte und ausübt, dem sich auch der Widerstrebende nicht entzieht. — Neue Goethe-Funde erwartet man eigentlich nicht mehr in großem Umfang. Um so freudiger ist die Überraschung, daß es Paul Zimmermann gelang, Goethes Briefe an E. Th. Langer, seinen Jugendfreund, im Braunschweigischen Landeshauptarchiv aufzufinden, dabei ein unbekanntes Gedicht an „Annetten, da sie heurahtete“, mit dem ungezogenen Schluß:

„Zwar mit Freuden und mit Scherzen
In zwey kopulirten Herzen,
Ist's wie mit den Hochzeitskerzen.
Glänzend leuchten sie im Saal
Und verherrlichen das Mahl,
Aber so nach zehen Uhr
Bleiben kleine Stümpfgen nur;
Damit leuchte dir zu Bette!
Gute Nacht! Schlaff wohl, Annette!“

Das Gedicht ist den acht Goethe-Briefen im Faksimile vorangestellt. Das schmale Bändchen wird der Goethe-Gemeinde eine ganz besondere Weihnachtsfreude sein (Wolfenbüttel, J. Zwißlers Verlag).

Ein feines, stilles Büchlein ist der Beitrag von J. Becker, eingeleitet von F. Lienhard, „Goethe und die Brüdergemeinde“, der seine Beziehungen zu den Herrnhutern behandelt (Neudietendorf, F. Jansa). — Georg Brandes kann der Aufmerksamkeit deutscher Leser sicher sein, wenn er sein großes Werk „Goethe“ in deutscher Sprache erscheinen läßt (Berlin, E. Reiß). Für diesen feinen und freien Geist ist es ein Maßstab für die Beurteilung eines Zeitalters, wie weit es „goethereif“ ist. Er gibt weder eine Lebensbeschreibung, noch eine Aufzählung oder Analyse der einzelnen Werke, sondern sagt und bekennt, was ihm Goethe bedeutet, und aus den Äußerungen seines starken Menschentums erwächst ein Bild, ein lebendiges Bild Goethes, das wir rückhaltlos annehmen oder vielleicht mit Widerspruch teilweise ablehnen mögen, das aber jedenfalls ein lebendiges Bild ist. — Der „Goethe-Kalender“ auf das Jahr 1923, herausgegeben von K. Heinemann (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) erweckt trotz manchem wertvollen Beitrag eine leise Enttäuschung. Eine gewisse Einheitlichkeit ist gewahrt durch die Bezugnahme auf das Jahr 1823. Jedoch die Aufnahme von Frau von Steins „Dido“ erscheint überflüssig, und überhaupt mangelt es an Frische. Das schon im letzten Jahre bemängelte Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses ist störend, das äußere Kleid höchst unbefriedigend.

Klassiker

Die Arbeit, die der Verlag Bong & Co. als Erbe der Hempelschen Klassiker-Ausgaben für Deutschlands literarische Goldwerte geleistet hat, ist von Jahr zu Jahr klarer, bewußter und zielsicherer geworden. Auch die beiden Neuerscheinungen verdienen vollste Anerkennung: „Das Nibelungenlied", in der Übersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext, sehr sorgfältig eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von W. Freye, und „Grimmelhausens Werke" in 4 Teilen, vorbildlich eingeleitet und herausgegeben von H. H. Borcherdt, der Grimmelshausen kundig in die Geschichte und die Literatur einordnet und ihn in lebendige Beziehung zur Gegenwart setzt. Besonders dankenswert ist es, daß außer dem „abenteuerlichen Simplizissimus" auch die anderen Werke und Schriften aufgenommen sind. Beide Werke werden viele Freude auslösen. — Interessant, nicht nur für den Literarhistoriker, ist die Ausgabe von „Henno", Bauernkomödie, bei der sich der lateinische Text des Reuchlin und Hans Sachs' Deutsch gegenüberstehen (Konstanz, Reuß & Itta). K. Preisendanz hat zum 400. Todestage des großen Humanisten seine heute noch wirksame, derbe Komödie vom Jahre 1497, die den Nürnberger Poeten 1531 zur Nachdichtung reizte, mit Sorgfalt herausgebracht. K. Holl schrieb ein in die Zeit der Entstehung einführendes Nachwort. — Das Unverlierbare der dichterischen Produktion Johann Christian Günthers, des genialische Züge tragenden Dichters und unglücklichen Menschen, hat H. Wendel ausgewählt und eingeleitet (Berlin, E. Reiß) unter dem Titel „Die deutsche Laute". — Klug und geschickt ist die Auswahl, die L. H. Pigenot aus „Karoline von Günderodes Dichtungen" traf (München, H. Bruckmann). Aus dem Besten ihrer Werke erwächst ein tiefes Verständnis für den melancholischen Reiz dieser feinen, irrenden Seele. — Konnten wir schon früher mit größtem Nachdruck auf das wundervolle Buch „Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut" hinweisen, so haben wir heute für eine neue kostbare Gabe zu danken: „Schleiermacher als Mensch" (Gotha, F. A. Perthes), einen stattlichen Band, in dem Heinrich Meisner sein Werden in den Familien- und Freundesbriefen aus den Jahren 1783—1804 in neuer Form zur Darstellung bringt. Es ist ergreifend und aufrichtend, die innere Entwicklung dieses Mannes zu begleiten, der in Freiheit und Verstrickung seinen Weg geht, weil sein Herz und sein Gefühl echt und stark waren. Unbekannte Briefe an Henriette Herz und seine Schwester Charlotte geben neues Licht. — Das fesselnde Buch von Alfred Wien „Liebeszauber der Romantik" (Berlin, E. S. Mittler) konnte in 6. Auflage erscheinen. Der Verfasser hat die ihm gewordenen Anregungen seiner Kritiker nicht überhört, sondern durch ihre richtige Benutzung den Wert des mit vielen Bildern geschmückten Bandes vertieft. Die Irrungen und Wirrungen des Herzens kommen menschlich gewertet zu guter Darstellung. — Für den Bibliophilen bedeutet die ganz in der Gestalt der ersten Auflage von 1827 gehaltene Ausgabe von Heines „Buch der Lieder" (Hamburg, Hoffmann & Campe) einen erlesenen Genuß. — Mit heller Freude begrüßen wir die herzerfrischende Auswahl aus Mörikes Briefen „Vom heute gewesenen Tage", in der W. Eggert Windegg die schönsten Briefe des schwäbischen Dichters mit verbindendem biographischen Text herausgibt (München, C. H. Beck). Drei Abbildungen und drei Handschriftproben sind beigegeben; unter den Bildern ist das Blatt „Meine liebste Zuhörerin in der Kirche", die heilige Luzia von dem Altarbild in Owen als Ersatz für das fehlende Bild seiner Braut, Luise Rau, gedacht, da es, nach Mörikes Worten „in Haltung, Ausdruck und Scheitelhaar eine rührende Ähnlichkeit" mit ihr hatte. Mörike war ein eifriger und wundervoller Briefeschreiber, dem es gegeben war, seine Lauterkeit und Echtheit in seinen Briefen ganz mitzuteilen. Eine solche Auswahl ist um so erfreulicher, als eine un-

angenehme Art von Mörike-„Forschung" sich jüngst vorzudrängen suchte in der Person des Herrn Rath, der auch noch mehr Namen hat, die aber durch die verdiente, schroffe Abfertigung in der anständigen Presse jetzt zum Glück von der Bildfläche verschwunden zu sein scheint. — Für Mörikes lebendiges Andenken wirbt mit stärkstem Erfolg auch die wunderhübsche Ausgabe des „Stuttgarter Hutzelmännlein", zu der Carl Rabus 30 farbige Bilder malte, die ganz die Stimmung und Laune des unverwelklichen Märchens treffen (München-Pullach, P. Stangl). Das Buch eignet sich besonders zu Geschenkzwecken.

* * *

Von der großen Ausgabe der Gesammelten Werke Friedrichs des Großen ist eine ausgezeichnete zweibändige Auswahl erschienen (Berlin, R. Hobbing). Der gründlichste Kenner der friderizianischen Zeit, G. B. Volz, hat sie mit kundiger Hand getroffen und im 1. Band die historischen und militärischen, im 2. die politischen und philosophischen Schriften sowie die Gedichte zusammengefaßt. Die Beigabe der Menzelschen Illustrationen macht diese gut gebundene Auswahl besonders wertvoll.

* * *

Auch die ausländische Literatur ist wieder verhältnismäßig stark vertreten: Bernard Shaws witziger Boxerroman „Cashel Byrons Beruf" in einer guten Übertragung durch A. Brieger und, übersetzt von W. Cremer, der Roman „Der Amateursozialist" (Potsdam, G. Kiepenheuer). — Sehr willkommen ist der 1. Band von Ludwig Holbergs Ausgewählten Komödien, enthaltend: Der politische Kannegießer und Der Franzosennarr, in der Übersetzung von H. Goebel (Leipzig, H. Haessel). In dieser guten Bearbeitung dürften die in Skandinavien zum festen Bestand des Bühnenspielplans gehörigen Stücke auch in Deutschland ihre Lebendigkeit beweisen. — In der frisch geleiteten Sammlung „Die bunte Welt" (Leipzig, H. Lohmann) ist in einer ausgezeichneten Eindeutschung von H. W. Duda Gobineaus Erzählung „Die Tänzerin vom Schemacha" erschienen, in Bongs sorgfältiger „Klassischen Bücherei aller Zeiten und Völker" Balzacs „Die Herzogin von Langeais" und „Eugenie Grandet", übersetzt von M. Hochdorf und in besonders guter Übertragung durch E. Byk Stendhals nachgelassener, von J. de Mitry herausgegebener Nachrevolutionsroman „Lucian Leuwen", der heute von einer geradezu erstaunlichen Aktualität ist. Daß Stendhal das Gesindel kannte, das durch Umsturz aus dem Schlamm der Tiefe als Neureiche, Schieber und Jobber an die Oberfläche getrieben wird, ist bei seiner unbeirrbaren psychologischen Sachlichkeit selbstverständlich. —

Der schwierigen Aufgabe, eine Auswahl der deutschen Übertragungen von Baudelaires „Die Blumen des Bösen" zu treffen, der Stefan George, der Meister der Übersetzung, fern blieb, hat E. Oesterheld sich mit Fleiß und leidlichem Gelingen unterzogen (Berlin, Oesterheld & Co.). Die Übertragungen stammen von St. Zweig, K. Henckell, W. Graf Kalkreuth, R. Schaukal, L. Abelo, O. Hauser und dem Herausgeber. Höchst interessant ist Baudelaires Vorrede zur 2. Auflage, die sein französischer Verleger unterdrückte. — Meisterwerke der russischen Bühne (Leipzig, Bibliogr. Institut) enthalten in einem Band in der kundigen Auswahl durch A. Luther Stücke von Gribojedow, Ostrowskij, Pisemskij, Tschechow und verdienen alles Interesse, um so mehr als wir ja in Deutschland schon von ständigen russischen Bühnen sprechen können. Die nur zu begrüßende Hinneigung zum Osten wird weiter bewiesen durch eine sehr schöne, illustrierte Ausgabe von Puschkins „Pique-Dame" (Berlin, Newa-Verlag),

in glänzender Übertragung durch W. E. Groeger, die durch die dämonischen Bilder von A. Propp zu stärkster Wirkung kommt. Im gleichen Verlag erschien Alexander Blocks geniales, in Fetzen hingehauenes Revolutionsgedicht „Die Zwölf" mit sehr merkwürdigen Bildern von W. M. Masjutin. Nirgendwo anders ist mit so kleinem Rahmen Monumentales, Furchtbares gebannt wie hier. — Eine ernste Arbeit von großer Bedeutung ist der Versuch Carl Dallagos, das Taoteking: „Der Anschluß an das Gesetz oder Der große Anschluß" von Laotse wiederzugeben. Spüren wir hier den Geist des alten China, so lernen wir in den englischen Gedichten von Benoy Kumar Sarkar „The Bliss of a Moment" (Boston, The Poete Lore Company) einen der feinsinnigsten Vertreter Jung-Indiens kennen, der den Lesern der „Deutschen Rundschau" ja schon lange kein Fremder mehr ist. Die Gedichte, von denen uns ein an „Goethe" gerichtetes besonders berührt, zeigen eine sympathische Tiefe des Gefühls, Feinheit des Gedankens und eine reiche innere Kultur, die ihnen ein lebhaftes Echo in Deutschland sichert. — In der Übersetzung von M. Knöpfler sind die Vorträge über die Mission Sankt Philippi Neri nebst einer Novene und Gebeten von John Henry Kardinal Newman erschienen (München, Theatiner-Verlag). Der bedeutende Kardinal Newman ist den Lesern der „Rundschau" durch die Arbeiten der Lady Charlotte Blennerhassett bekannt, die eine Zierde unserer Zeitschrift sind. Das sehr fein ausgestattete Buch ist ein Zeugnis für die zielbewußte Arbeit des neuen Münchener Verlages, die besondere Aufmerksamkeit verdient. — Endlich weisen wir auf die von Otto Karrer gesammelten und übertragenen Geistlichen Briefe und Unterweisungen des Ignatius von Loyola hin, die jeder studieren sollte, der andere leiten möchte (Freiburg, Herder & Co.).

Literaturwissenschaft

Als ein sicheres Nachschlagewerk ist die „Deutsche Sprichwörterkunde" von F. Seiler zu empfehlen (München, C. H. Beck), in der vom Verfasser ein umfassendes Material übersichtlich verarbeitet ist, das Verständnis für den unendlichen Reichtum dieses Volksschatzes erweckt und kluge Bemerkungen über die Eigenart des Sprichwortes überhaupt bringt. — E. Wasserzieher setzt seine unermüdliche und immer frische Arbeit für unsere Muttersprache fort in den „Sprachgeschichtlichen Plaudereien" (Berlin, F. Dümmler), in denen auch zu seinen früheren, hier angezeigten Werken wertvolle Ergänzungen gebracht werden. Auch dies ist eine Arbeit von nationalem Werte, deren Bedeutung man hoch anschlagen muß. — Interessante Aufschlüsse bringt das Werk von E. Jung, „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" (München, J. F. Lehmann), in dem die zahlreichen Bilddenkmale aus germanischer Zeit bis zum frühen Mittelalter gesammelt und an ihnen der harte Kampf des Christentums gegen die heidnischen Begriffe erläutert wird, die tief im eigentlichen Wesen unseres Volkes verwurzelt waren. — Eine sehr zu begrüßende Neuerscheinung ist das Buch „Schreib- und Buchwesen einst und jetzt" von A. Schramm (Leipzig, Quelle & Meyer). Auf knappstem Raum gibt der bekannte Direktor des Deutschen Museums für Buch und Schrift eine sichere Übersicht über die Entwicklung des Verkehrs der Menschen untereinander durch Schriftzeichen von den ältesten Sandschriften bis zum Diktaphon mit sehr guten Abbildungen. — Ein Buch von Anton Bettelheim bedarf in der „Deutschen Rundschau" keiner Einführung. Unsere Leser kennen die Art, die Gründlichkeit seiner Forschung und seinen glänzenden Stil zur Genüge, um das Werk „Wiener Biographengänge" (Wien, Wiener Liter. Anstalt) mit Freuden zur Hand zu nehmen, in dem 23 Aufsätze des Wiener Literarhistorikers vereinigt sind. Das Buch ist, mit einem

feinsinnigen Widmungswort A. Sauers im Namen seiner Freunde eingeleitet, die schönste Huldigung zum 70. Geburtstage Bettelheims, weil er selber die Gabe darbringt und seine prachtvolle Frische bewährt. — Dem zu früh uns entrissenen Karl Gjellerup ist von seiner Witwe und seinem Freunde P. A. Rosenberg in dem Buch „Karl Gjellerup, der Dichter und Denker", ein stilles Denkmal gesetzt worden, das sein Leben in Selbstzeugnissen und Briefen darstellt (Leipzig, Quelle & Meyer). Das Buch wird den zahlreichen Freunden des Unvergessenen aufrichtig willkommen sein. — Der Jakob-Burckhardt-Gemeinde wird durch das Buch von J. Oswald ein wahres Geschenk gemacht: Unbekannte Aufsätze Jakob Burckhardts aus Paris, Rom und Mailand (Basel, B. Schwabe & Co.). Aus naher persönlicher Kenntnis steuert Oswald zwei einleitende Aufsätze bei, dann folgen Pariser Feuilletons für die „Kölnische Zeitung" und ein Aufsatz Burckhardts aus Mailand und zwei aus Rom.

*

Für die ausländische Literatur ist besonders für den Osten viel geschehen. Wir verzeichnen nicht weniger als drei „Russische Literaturgeschichten", deren Gegenüberstellung höchst anregend ist: von E. Friedrichs (Gotha, F. A. Perthes), von A. Eliasberg (München, C. H. Beck) und von A. Brückner in der ausgezeichneten „Jedermanns Bücherei" (Breslau, F. Hirt). Alle verbinden wissenschaftliche Kenntnis mit dem Streben, an weite Kreise sich zu wenden, Eliasberg gibt Einzeldarstellungen der heute noch lebendigen Literatur, Friedrichs und Brückner einen Abriß der ganzen russischen Literatur. Ebenfalls in der „Jedermanns Bücherei" gibt Brückner die Geschichte der „Polnischen Literatur". — Ein sehr warm geschriebenes, gut ausgestattetes Buch ist Anton Csáháns „Ungarn in seiner Dichtung" (Wien, Amalthea-Verlag), in der ein zusammenhängender Überblick über die ungarische Literatur von den ältesten Zeiten der Sage und Legende bis zur neuesten Zeit gegeben wird. — Dem klassischen Altertum gelten zwei Werke, die geeignet sind, in breiten Schichten Verständnis zu finden: von Theodor Birts bewährter und feiner Hand ein Griechenbuch „Von Homer bis Sokrates" (Leipzig, Quelle & Meyer), aus dem in buntem Allerlei das Wesen des Griechentums strahlt, und von E. Tögel „Die antike Welt" (Reichenberg, Gebr. Stiepel), eine geschickt zusammengestellte Anthologie in vier Abschnitten, die aus Dichtung, Philosophie, Kultur und Geschichte und aus den Kämpfen der Römer und Germanen eine Fülle von Anregung und Belehrung bringt.

Erzählungen, Gedichte, Dramen

Nach dem Glauben des Altertums, daß der Irre gottgeweiht sei, nennt Bernhard Kellermann ein schmales, feines Büchlein „Die Heiligen" (Berlin, S. Fischer), in dem er mit ganz schlichten, dafür um so eindringlicheren Mitteln seiner Kunst einen Kreis geistig gestörter Männer mit höchster Lebendigkeit vor uns hinstellt. Es ist bewundernswert, wie ganz aus dem inneren Gesetz dieser Irren heraus Kellermann ihre Reden formt, mit welcher Sicherheit er jedem Einzelnen mit ein paar Strichen das Eigengesicht gibt, und wie er gleich zu Beginn mit überlegenem Können den Bannkreis zieht, der diese Welt umschließt und von dem wahrlich irrsinnigeren Leben der amtlich für geistig gesund Gehaltenen trennt. Die erschütternden, ganz auf den inneren Ausdruck gerichteten Bilder von Magnus Zeller, die ganz mit der Erzählung sich einen, machen das Büchlein zu einem kleinen Juwel. — Laut und kräftig hingegen ist das Tempo des neuen Romans von Norbert Jacques „Die Pulvermühle" (Berlin, Gyldendal). Hier wird mit starken Mitteln gearbeitet, aber Jacques ist zu sehr Künstler, um nicht die Grenze, wo der Film beginnt, zu meiden. Das Buch packt, die Personen stehen fest auf ihren Füßen, und

das angeschlagene Tempo wird bis zum Ende durchgehalten. Das Beste an dem Buche ist das spezifisch Luxemburgische. Es ist zu bedauern, daß Jacques durch seine Matusereien immer weiter von der Möglichkeit sich entfernt, einen wahren Grenzlandroman zu schreiben. — Gesund und stark ist die norwegische Erzählung „Elch" von Andreas Haukland (ebenda). Die im Norden sich wieder belebende Tiererzählung zeitigt in dieser Königssage aus der Wildnis, die Geburt, Jugend, Werden, Reife und Kämpfe eines königlichen Elchstiers mit aller Pracht und Größe der nordischen Einsamkeit schildert — aus der Umwelt des Elchs heraus — eine seltene und schöne Blüte. — Einen neuen niederdeutschen Erzähler von Eigenart und großer Begabung lernen wir in Ernst Schnackenbergs Roman „Die Männer der Rebekka Meinert" kennen (Bremen, C. Schünemann). Das Enoch-Arden-Motiv ist hier mit einem tiefen Gefühl für die niederdeutschen Menschen und ihre inneren Gesetze, in einer schlichten, aber großen Kunst der Charakterisierung durchgeführt. Das Buch verdient die Unterstützung aller, denen ursprüngliche, echte Kunst am Herzen liegt. — Einen Märtyrer unserer Tage stellt mit einem von innerer Glut befeuerten Rhythmus Franz Herwig in seiner Legende „Sankt Sebastian vom Wedding" hin (München, Kösel & Pustet). Es ist das Schicksal eines jungen Mönches, der aus der Stille seines Klosters auszieht, um das gottlose Berlin zu missionieren, der durch die Reinheit seines Wesens und die heilige, leuchtende Kraft seines Willens Taten und Leben eines Heiligen vollendet, bis ihn in den Wirren der Revolution ein entmenschter Haufe als einen andern Sebastian an einen Laternenpfahl bindet und durch Kugeln zerfetzt. Auch sein Blut floß nicht vergebens: er fand Anhänger und Jünger, wie jedes reine Sein sie bannen muß. In diesem Buch mit dem sonderbaren Titel brennt eine leidenschaftliche Ethik, die zu tiefer Nachdenklichkeit bewegt, getragen von einem Stil von starker Eigenart. — Ein Buch, das uns besonders ergreift, ist der Roman des deutschen Offiziers Unbesiegt! von Georg P. M. Roose (Leipzig, Stern-Bücher). Er erschien anonym: von ***, ehemaliger belgischer Offizier. Wie alle Werke von Roose brennt er von einem gewaltigen inneren Feuer, und das macht diesen ritterlichen Gruß zu einem Erlebnis. Wir möchten dieses Buch weit verbreitet sehen. In dem uns vorliegenden Exemplar stehen die vom Verfasser handgeschriebenen Worte: „Es ist eine Ehre und ein Glück, Deutscher zu sein. Deutscher — Mensch! Wenn ich kein Dlame wäre, möchte ich Deutscher sein."

*

Als ein letzter Gruß von Christian Morgenstern gleichsam erscheinen mit dem Titelblatt der „Galgenlieder" seine Äußerungen „über die Galgenlieder" (Berlin, B. Cassirer), Brieffragmente und die „Anmerkungen von Dr. Jeremias Müller". Morgenstern schreibt über die Galgenlieder: „Man kommt ihnen vielleicht am besten bei, wenn man sie von der Seite ergreift, die ihre wesentlichste ist, indem man sie etwa nimmt wie Federzeichnungen eines ungemein kecken und kühnen Humors, in denen nur die Grundidee mehr oder minder grotesk ist, die Aus- und Durchführung aber durchaus organisch und konsequent." Kein Freund Morgensterns wird diese Briefe und die parodistisch-ernsthaften philologischen Anmerkungen in seiner Sammlung missen wollen.

* * *

Carl Sternheim setzt seine schon bisher nicht vergeblichen Bemühungen, lächerlich zu werden, mit Erfolg fort in seinem neuen Pamphlet: Tasso oder Kunst des juste milieu (Berlin, E. Reiß), in dem Karlchen das Große, nunmehr Goethe, erledigt. Als Beitrag zurzeit nicht ohne Interesse.

*

Das erste Prosabuch von Börries, Freiherrn von Münchhausen, „Fröhliche Woche mit Freunden“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zeigt den Balladendichter von einer menschlich sehr liebenswürdigen Seite. Es ist eine Art zwangloser Lebensbeschreibung mit interessanten Bemerkungen auch an Berliner literarische Kreise. Die Distanz zu sich und dem eigenen Werk ist überall gewahrt, so daß auch dieses Buch der großen Zahl seiner Freunde höchst willkommen sein wird. — Zwei ganz bodenständige, im rheinischen Land verwurzelte Gedichtbände sind das Schneider-Clauß-Buch und der Rheinische Fiedelmann (Köln, Rheinland-Verlag). In der Festgabe zum 60. Geburtstag von W. Schneider-Clauß, herausgegeben von C. Salen, ist alles vereint, was das Wesen dieses echtesten Dichters der „kölschen“ Mundart charakterisiert. Das Buch wird einmal ein klassisches Werk für diesen Dialekt sein. — Der „Rheinische Fiedelmann“ bringt hochdeutsche und rheinische Mundartgedichte von F. P. Küsten. Diese Sammlungen echt rheinischer und darum echt deutscher Dichtung sind in der jetzigen Zeit von ganz besonderem Wert.

*

In seinem Drama „Johann von Werth“ sucht Hans Fritz von Zwehl die ewige deutsche Tragödie zu gestalten, die Tragödie deutscher Zerrissenheit und Zwietracht. Starkes dramatisches Leben durchpulst dieses Werk, in dem eine deutsche Gesinnung ohne Engigkeit in tiefem Begreifen ihres wahren Seins künstlerischen Ausdruck fand. Die Personen sind sicher charakterisiert. Der deutsche Reiterführer wäre eine Rolle für Friedrich Kayßler, von dessen sympathischem, echtem, nach Tiefe ringenden Wesen ein neues Bändchen Aphorismen „Besinnungen“ erneut Zeugnis ablegt (Berlin, E. Reiß).

Auf das neue Buch von Otto Hammann, Bilder aus der letzten Kaiserzeit (Berlin, R. Hobbing) wird hier in dem größeren Zusammenhang der „Verantwortlichkeiten“ eingegangen und seine Bedeutung als historisches Dokument untersucht werden. Das letzte Wort kann ohne das Vorliegen der Erinnerungen von Holstein und des Fürsten Eulenburg hierzu nicht gesagt werden. Starker Widerspruch und Berichtigungen gegen manche Ausführungen des ehemaligen Pressechefs der Reichskanzlei sind zu erwarten. Solcher Vorbehalt schwächt jedoch die Bedeutung der Veröffentlichung nicht ab. In acht Abschnitten gliedert sich das Buch, deren jeder Neues, z. T. mit Dokumenten Belegtes enthält: 1. „Die graue Eminenz“ (Holstein); 2. Bülow und die unpolitischen Deutschen; 3. Bülow und Tirpitz; 4. Th. von Bethmann Hollweg; 5. A. von Kiderlen-Wächter; 6. Kanzler und Großadmiral; 7. Briefe eines Sehenden (Frhr. von Mumm); 8. Der oberste Kriegsherr. Im Anhang werden zwei Telegramme des Kaisers an Bülow über seine Kronberger Gespräche mit Sir Charles Hardinge, der Bericht des Botschafters von Stumm vom 8. September 1908 über die Marokkokonferenz, das Schreiben Bülows an Tirpitz vom 25. Dezember 1908 über unsere Flottenrüstung und England, die Antwort von Tirpitz, das Telegramm Bülows an die deutsche Gesandtschaft in Petersburg mit einem letzten Vorschlag zur Beendigung der bosnischen Krisis, das Telegramm Kiderlens vom 24. Juli 1911 an die Londoner Botschaft mit Verwahrung Lloyd Georges Rede und die Antwort des Botschafters Metternich im Wortlaut mitgeteilt. Jede Äußerung von Männern vom Bau, die in der Zeit, da Deutschlands Schicksal sich vorbereitete, die deutsche Politik von innen sahen, verdient höchste Beachtung. Auch hier finden sich wesentliche Argumente gegen die Lüge von Deutschlands Alleinschuld, die allein schon das Buch wertvoll machen. Von ganz besonderem Reiz sind die zwölf Zeichnungen von O. Gulbranssson, der mit der Genialität seiner Charakterisierungskunst das Wesen des einzelnen erfaßte, eine zeichnerische Leistung von hohem, physiognomischem Wert. Wenn man diese Köpfe betrachtet und alle ihre

Fehlgriffe in Rechnung setzt und sich im Geiste eine Reihe von Bildern der jetzigen „Staatsmänner" vorstellt, so sinkt trotz allem die Wage zugunsten dieser Männer. Denn hier sind „Köpfe", bei den gegenwärtigen nicht einmal Gesichter. — Die Ausstattung des Buches, Druck und Reproduktion sind höchst sorgfältig und gut.

Musik- und Kunstliteratur

Die Neuerscheinungen mancher Verleger bedürfen keiner Einführung mehr: sie werden dank alter Beziehungen wie gute Freunde empfangen. So geht es uns mit den Büchern des Verlages Gustav Bosse, Regensburg. Der 2. Jahrgang des „Almanachs der deutschen Musikbücherei" für 1922 ist für den Kunstfreund eine Herzensfreude. Dieses Mal schlingt sich der Kranz der Beiträge um E. T. A. Hoffmann und Hans Wildermann, für den der Verlag unermüdlich wirbt. Von W. Matthießen ist ein Aufsatz „E. T. A. Hoffmann als musikalischer Künstler" und zwei seiner feinen musikalischen Mozart-Märchen aufgenommen, ferner Adelheid von Deiths „Kleine Lebenserinnerungen an Hoffmann". Von älteren Beiträgen gibt es wieder eine geschickt und taktvoll ausgesuchte Fülle. Für Wildermann sucht Ferdinand Gregoris' Arbeit „H. Wildermanns Faust-Wirklichkeiten" Verständnis zu wecken, ebenso ein Aufsatz des Künstlers selber über seine Parsifal-Inszenierung. Ein gutes, ein feines und ein liebes Buch! — Die Monographie „Joseph Haydn und seine Sendung" von A. Schnerich (Zürich, Amalthea-Verlag) füllt eine Lücke in der Musikliteratur aus, und füllt sie gut aus, daß man mit Bereicherung dieses mit feinem Verständnis geschriebene Buch aus der Hand legt. — Die Revolution hat keine lebendigen Lieder und Melodien geschaffen, aber sonst regt sich neue Musik, die aus der Liebe zum Vaterland geboren wird: musikalisch recht beachtlich und von Herz und Frische erfüllt sind die Lieder „Aus Vaterlandes Notzeit", deren Worte und Weisen Hanns Werner Langer schuf (Darmstadt, Selbstverlag). Die Ausstattung ist sehr hübsch, die Lieder sind handgeschrieben von Rolf Fritsch, mit farbigen Bildinitialen. Wir wünschen ihnen und dem Geist, den sie atmen, weite Verbreitung. — Ein prächtiges Buch ist Karl Kobalds Arbeit „Schubert und Schwind" (Amalthea-Bücherei), das die Beziehungen der beiden Künstler behandelt. Mit gründlicher Kenntnis wird die Wiener Biedermeierzeit geschildert. Besonders lebendig ist die Auswahl aus den Briefen Schwinds und Schuberts. Das Buch bringt viele Bilder aus Wien. — In Ergänzung des ausführlichen Berichtes über neue Kunstliteratur seien kurz einige ausgezeichnete Werke empfohlen: Pieter Bruegel von Max J. Friedländer (Berlin, Propyläen-Verlag), ein grundlegendes Werk voll glänzender Vorzüge; Eduard von Grützner, eine Selbstbiographie mit 136 Abbildungen, ein liebenswürdiges Buch, das das fröhliche Schaffen des beliebten Künstlers in charakteristischen Proben aus den Shakespeare-Illustrationen, dem „Klosterleben", den „Sieben Todsünden" u. a. m. zu lebendiger Anschaulichkeit bringt, wesentlich unterstützt durch die schlichte Selbstbiographie; ferner Fritz Behn als Tierplastiker mit 73 Abbildungen, die den Schaffensreichtum dieses Meisters zeigen. Beide Bücher sind in den hier auf das wärmste gerühmten „Kunstbrevieren" des Verlages Hugo Schmidt, München, erschienen, in der guten Ausstattung und tadellosen Reproduktion der Bilder, die wir in dieser sorgfältigen Sammlung gewohnt sind. — Beste Arbeit stellen in jeder Hinsicht die Bilderhefte „Deutsche Kunst", herausgegeben vom Bayr. Nationalmuseum, dar (München, Verlag für praktische Kunstwissenschaft). Die uns vorliegenden Hefte 1—4 enthalten mit kurzem, klarem Text und guten Bildtafeln: die Madonna mit dem Rosenstrauch, von Ph. M. Halm; das Bamberger Heinrichsgrab Til Riemenschneiders von G. Lill; das

Sechstagewerk, Regensburger Federzeichnungen des 12. Jahrhunderts, von H. Karlinger und die Glasfenster der ehemaligen Minoritenkirche in Regensburg von K. Weiß. Es ist vorbildlich, wie hier für das Verständnis heimatlicher Kunst gearbeitet wird. — Erwähnung verdienen noch die Schrift „Adolf von Hildebrand zum Gedächtnis“ mit vielen Abbildungen seiner Werke (München, G. D. W. Callwey); „Zum Sehen geboren“, Zeichnungen deutscher Künstler zu deutschen Gedichten, frisch und gut aus Altem und Neuem ausgewählt (Berlin-Zehlendorf, F. Heyder) und Karl Brögers, des beachtenswerten, eigenkräftigen Dichters Sang von Sommer, Sonne und Söhnen, „Der Dierkindermann“ voll Innigkeit, Humor und Wärme mit den feinen Zeichnungen von Erich Büttner (ebenda).

* * *

Neue Kunstwart-Mappen dürfen immer auf freundlichen Empfang rechnen; so genügt es fast, ihr Erscheinen ohne viel Worte anzukündigen. Uns liegen drei Mappen vor: die Wolfgangmüller-Mappe mit 12 Werken des Künstlers, der nach Weite, Größe und dem Ausdruck des Lebensgefühls in jedem, auch dem kleinsten Gegenstande strebt, ohne sein Kommen vom Kunstgewerbe zu verleugnen; die Mediz-Pelikan-Mappe, die Karl Mediz seiner heimgegangenen Gattin Emilie Pelikan widmet, und „Aus Bayerns Bergen“, 8 Steinzeichnungen von Ernst Müller-Bernburg, die aus feinem Einfühlen in die Schönheit des bayrischen Hochlands entstanden sind (München, G. D. W. Callwey).

* * *

Eine gediegene Gabe bedeutet die Sammlung von Lautenliedern von G. Spalwingk: „Sing', o sing' Frau Nachtigall“ (Weißenfels, Dürerhaus). Die Ausstattung der schlichten melodiösen Lieder ist wunderhübsch: handgezeichneter Satz in drei Farben. — Freunde möchten wir auch werben für die Lieder von Doris Ruck-Hanke: „Sonnenschein“, 12 Kinderlieder für eine oder zwei Singstimmen mit Klavierbegleitung, und „Aus meines Herzens Garten“, 7 Lieder für eine Singstimme mit Klavier (Wernigerode, G. Koezle).

Geschichte

Unter den vielen und wertvollen Neuerscheinungen auf diesem Gebiet gebührt dem II. Band von Albert von Hofmanns „Politischer Geschichte der Deutschen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) der erste Platz. Die großen Hoffnungen, die der hier eingehend gewürdigte I. Band erweckte, werden durch die Fortsetzung voll bestätigt. Dies ist die Art, wie wir deutsche Geschichte gelehrt sehen wollen: einwandfreie wissenschaftliche Forschung, verbunden mit Stärke und Wärme des Gefühls für das eigene Volk, lebendige Verknüpfung des Historischen mit der Gegenwart und die tiefe Erkenntnis, warum wir eine Geschichte des Volkes und nicht der Dynastien brauchen und haben wollen. Der II. Band umfaßt die Zeit von 919—1250. Er ist nach den Kaisern gegliedert; mit vollem Recht und ohne Widerspruch zu der eben geäußerten Behauptung. Denn damals waren Reich und Kaiser sich deckende Begriffe. Besonders bemerkenswert ist die Einleitung „Die mittelalterliche Weltanschauung in ihrer politischen Bedeutung“, eine Auseinandersetzung von großer Bedeutung mit dem Papsttum als politischem Faktor. Im Kampf dagegen wuchsen im Bewußtsein des Volkes die Kaiser zu nationalen Helden. Gerade in die Zeit der gewaltigen mittelalterlichen Kämpfe fällt

aus einer Betrachtungsweise neues Licht, die den Zusammenhang mit der Geschichte des deutschen Volkes in der Gegenwart sucht. — Das bekannte Buch „Georg Webers Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung" (Leipzig, W. Engelmann) liegt in 23. Auflage vor. Diese Zahl spricht für die Beliebtheit und das Bedürfnis nach einer solchen zusammengedrängten Weltgeschichte. Jedoch hätte man diese Auflage, die bis 1914 von O. Langer bearbeitet, dann von 1914 bis zur Gegenwart von K. Gutwasser fortgeführt ist, doch besser zurückgehalten, bis es möglich war, die Geschichte der letzten hundert Jahre auf Grund der wichtigen neuen Quellen nachzuprüfen. Dieser Teil vermag den berechtigten Ansprüchen auch des Laien nicht mehr zu genügen. — Von der großen Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871, von A. Stern (Stuttgart, J. G. Cotta) zeigen wir mit Verspätung den 2. Band, die Zeit von 1848 bis 1871 umfassend, an. — Als 4. Band, 1. Teil, der ausgezeichneten Geschichte von Florenz von R. Davidsohn ist die Frühzeit der Florentiner Kultur erschienen (Berlin, E. S. Mittler), ein Vierteljahrhundert, nachdem ihr 1. Band erschien. Das Werk, die Lebensarbeit des angesehenen Gelehrten, braucht auch in unserer Zeit keine Rechtfertigung, denn in allen Wirren und Umstürzen wird Florenz und der Genius seiner großen Zeit als Ewigkeitswert bestehen bleiben. — Eine besonders wertvolle Gabe stellen Bismarcks Briefe an seinen Sohn Wilhelm dar, herausgegeben von W. Windelband (Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft), die den großen Kanzler als Vater in einer liebenswerten Art zeigen und in den über lange Jahre sich hinziehenden Briefen wieder seine Kunst des brieflichen Verkehrs erhärten. Dieses Buch kommt zur rechten Zeit. Es ist ein Beweis mehr für eine der stärksten Seiten Bismarcks. Das ist zu begrüßen, da wir erwarten müssen, daß sein Bild durch neue Erinnerungen aus seiner Zeit zu unter- oder gar zu übermalen versucht werden wird. — Gerade in dieser Hinsicht wertvoll ist das gescheite Buch von K. Groos, Bismarck im eigenen Urteil, das eindringende psychologische Studien über die Selbstbeurteilung und ihre Problematik sowie eine Fülle von Material bringt (Stuttgart, J. G. Cotta). — Recht eigentlich ein Kampfbuch gegen die gemeine, dumme, von keiner Kenntnis beschwerte Art, mit der die Machthaber von heute, über das Haus Hohenzollern urteilend, sich beflecken, ist Georg Küntzels Schrift, Die drei großen Hohenzollern und der Aufstieg Preußens im 17. und 18. Jahrhundert, das mit gediegener Sachkunde das Wirken des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen für ihr Volk darstellt (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Eine erschütternde Tragödie, die in eine Tiefe führt, in der Widerspruch und politische Gegensätze vor unendlichem, menschlichem Leid schweigen, enthüllt das Buch „Die letzte Zarin", ihre Briefe an Nikolaus II. und ihre Tagebuchblätter von 1914 bis zur Ermordung (Berlin, Ullstein). J. Kühn gibt sie mit einer klugen Einleitung heraus und weist die ungemein politische Bedeutung dieser Briefe an den Zaren von seiner nächsten und vielleicht einzigen wahren Freundin nach. Aus den ursprünglich in englischer Sprache geschriebenen Tagebüchern ist eine alles Wesentliche enthaltende Auswahl getroffen. Aus ihr und den Briefen wächst ein Bild, dem man als einer reinen Seele, nur geleitet von Liebe zu Mann und Kindern, jede Achtung zu bezeigen als einfache menschliche Pflicht empfindet. — In drei Bänden ist eine Arbeit erschienen, die sehr zu begrüßen ist, weil dadurch vielleicht eine der vielen Fehlerquellen verstopft werden kann, die so verhängnisvolle politische Fehler Deutschlands hervorgerufen hat: die mangelhafte Kenntnis Englands. Das sachlich und klar gehaltene Werk von K. Oréans „Neuere Geschichte Englands" (Bonn, K. Schroeder) behandelt unter sorgfältiger Berücksichtigung englischer Quellen die Entwicklung von Englands Kultur-, Rechts-, Wirtschafts- und Staatengeschichte vom Mittelalter

bis zum Weltkrieg. — Ein Quellenwerk ersten Ranges und eine Fundgrube für den Historiker wie für den Psychologen sind die „Tagebücher von Friedrich von Gentz“ 1829—1831 (Zürich, Amalthea-Verlag), herausgegeben von A. Fournier und A. Winkler. Hofrat Fournier, ein alter Autor der „Deutschen Rundschau“, hat bis zu seinem Tode die bekannte Sorgfalt seiner Arbeit der Herausgabe gewidmet. Die Tagebücher sind bei allem persönlichen Beiwerk als ein höchst bedeutsames politisches Dokument zu werten. — Aus dem gleichen Grunde zu begrüßen ist die von H. von Eckhardt besorgte, eingeleitete und kommentierte zweibändige Ausgabe von Friedrich von Gentz' Staatsschriften und Briefen aus den Jahren 1799—1832, die das Bild dieses merkwürdigen, freilich recht problematischen Menschen abrunden (München, Drei-Masken-Verlag). — Es ist notwendig, hier noch einmal auf die Arbeit hinzuweisen, die der Drei-Masken-Verlag geleistet hat. Die große Reihe „Der deutsche Staatsgedanke“ bringt in vorbildlicher Weise, geleitet von A. Duch, Schriften und Dokumente, die zur deutschen Problematik, aber auch zu den eigentlichen Quellen unserer Kraft hinführen. Der Wert dieser Sammlung kann nicht gut überschätzt werden. Dem Verlag gebührt voller Dank aller, die mit Ernst und Tiefe sich um Deutschland mühen, daß er trotz aller Schwierigkeit diese große Arbeit unternahm. Neu erschienen sind: Von den Anfängen bis auf Leibniz und Friedrich den Großen, herausgegeben von P. Joachimsen; Großdeutsch—Kleindeutsch, Stimmen aus der Zeit von 1815 bis 1914, durch A. Rapp; Justus Möser, Gesellschaft und Staat, eine Auswahl aus seinen Schriften, durch K. Brandi; Freiherr vom Stein, Staatsschriften und politische Briefe, durch H. Thimme; J. G. Fichte, Volk und Staat, Auswahl durch O. Braun; E. M. Arndt, Staat und Vaterland, durch E. Müsebeck; Die erste deutsche Nationalversammlung und ihr Werk, durch P. Wentzcke; J. von Radowitz, Ausgewählte Schriften und Reden, durch F. Meinecke. In der vom gleichen Verlag herausgegebenen „Bücherei für Politik und Geschichte“ sind erschienen Carl von Clausewitz' Politische Schriften und Briefe, durch H. Rothfels. — Wir erwähnen weiter als verdienstvoll: Görres als politischer Publizist von M. Berger (Bonn, K. Schroeder) und J. G. Fichte, Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution, herausgegeben von R. Strecker (Leipzig, F. Meiner). — Von der hier früher schon angezeigten, durch E. Bernstein besorgten Ausgabe von F. Lassalles Gesammelten Reden und Schriften (Berlin, P. Cassirer), sind inzwischen Bd. 7—9 und 12 erschienen.

Naturwissenschaften

J. von Uexkülls Werk „Umwelt und Innenwelt der Tiere“ (Berlin, J. Springer), dessen Ergebnisse den Lesern der „Deutschen Rundschau“ nicht fremd sind, da sie den Gedankengängen des großen Biologen mit stärkstem Interesse gefolgt sind, liegt in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage vor. Neu sind die sehr klaren Abbildungen; das Schlußkapitel ist ganz überarbeitet nach Maßgabe des gegenwärtigen Standes der theoretischen Erkenntnis. — Von Wilhelm Bölsches naturwissenschaftlichen Plaudereien „Vom Bazillus zum Affenmenschen“ (Jena, E. Diederichs) ist als 11.—15. Tausend eine völlig umgearbeitete Neuausgabe erschienen, in der er seiner Absicht, die Naturforschung wieder zu einer Art Volkssage zu machen, mit Erfolg nahekommt.

*

In der sehr bedeutsamen Sammlung „Atlantis“ (Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas) ist als Band VI erschienen: „Spielmannsgeschichten der Sahel“,

herausgegeben von Leo Frobenius (Jena, E. Diederichs). Auf die Bedeutung dieser Sammlung ist hier des öftern nachdrücklich hingewiesen worden. Gerade dieser Band jedoch bringt ein so überzeugendes Bild von der alten Kultur der Niger in und um die Sahara, daß alle landläufigen Ansichten über Afrika vollständig über den Haufen geworfen werden. Heldenlieder von eindringlicher Kraft und Schönheit enthüllen, daß dort wie bei uns Helden lebten und in Liedern gefeiert wurden, die ausgezeichnet waren durch Kraft, Mut, Klugheit und Liebe zum Ruhm. Es ist eins der nachdenklichsten Bücher, die wir seit langem lasen. Auch die beiden neuen Bände: Erzählungen aus dem West-Sudan und der zweite Teil der Volksmärchen der Kabylen vertiefen diesen Eindruck. — Eine wertvolle Zusammenstellung, die altes Volksgut rettet und belebt, bedeuten die „Deutschen Naturſagen“: erste Reihe: „Von Holden und Unholden“ (ebenda), in denen P. Zaunert den Volksglauben und Aberglauben von den Natur- und Hausgeistern, Gnomen, Wasser- und Waldgeistern, Riesen und Spukgeistern gesammelt und erläutert hat. Dem Buch sind vier Holzschnitte von Marie Braun beigegeben.

Verschiedenes

In vorbildlich klarer Art führt das Buch von H. Nawiasky, Die Grundgedanken der Reichsverfassung (München, Duncker & Humblot) in den politischen Gehalt der Weimarer Verfassung, an der als einem Notgebilde niemand rechte Freude hat, da Unfähigkeit ohne schöpferische Gesichtspunkte bei ihr am Werke war. — Mit Nachdruck weisen wir auf das übersichtliche, vortrefflich orientierende Buch „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Arbeitgeberverbände“ von O. Leibrock hin (Berlin, O. Elsner). Als eine Macht, als ein neuer Stand haben die Arbeitgeberverbände ihren Anspruch angemeldet, und ihr Auftreten war für viele eine Befreiung. Die großen Erwartungen, die man an ihre Arbeit knüpfte, scheinen sich erfüllen zu sollen. Denn die Wirtschaftsethik, das hohe Verantwortungsgefühl gegenüber der Volksgemeinschaft und die Erkenntnis, ihre Arbeit nach großen, geistigen und sittlichen Gesichtspunkten ausgestalten zu müssen, wie sie vor allem in der sehr geschickt und klug geleiteten Zeitschrift „Der Arbeitgeber“ zum Ausdruck kommt, verdienen volle Anerkennung. — Eine sichere Orientierung über das einschlägige Gebiet gibt die Schrift von R. Moraht, „Der deutsche Kalibergbau“, die in der hier schon erwähnten guten Sammlung „Deutschlands wirtschaftliche Zukunft“ (Nieder-Ramstadt, C. Malcome) erschienen ist. — Adolf Damaschkes grundlegendes Werk „Die Bodenreform“ (Jena, G. Fischer) konnte im 111.—122. Tausend erscheinen, ein erfreulicher Beweis, daß die Erkenntnis sich Bahn gebrochen hat, daß unser Volk nur durch die Lösung dieser Frage wahre Rettung finden kann.

*

Die Amerikareise von Helmer Key (München, Drei-Masken-Verlag) übersetzt von F. Stieve, wird in Deutschland lebhaftes Interesse finden. Der bekannte Herausgeber des „Svenska Dagbladet“ bereiste die Staaten, um das Nachkriegs-Amerika auf die Frage hin zu studieren, wie ein Anknüpfen der alten Welt mit ihm möglich sei. Auch er bestätigt mit klarem Blick, daß sie das Schwergewicht nach dem Westen verschoben hat, und daß das Pazifik-Problem die für Amerika entscheidende Frage geworden ist. — Höchst fesselnd sind die Erlebnisse und Beobachtungen, die A. Schweitzer als Arzt im Urwalde Äquatorialafrikas gemacht hat: Zwischen Wasser und Urwald (Bern, P. Haupt).

*

Alle Reisehandbücher sind veraltet und überholt. Da füllt das „Bayerische Wanderbuch“ (München, R. Oldenbourg) in sehr geschickter und praktischer Art eine Lücke aus. Der erste Band „München“, herausgegeben von M. Hauttmann und H. Karlinger ist durchaus geeignet, die weiteren Bände auf das beste einzuführen.

*

Bücher der Anklage, die vom Gewissen der Welt gehört werden müßten, wenn es so etwas noch gibt, sind die folgenden Bücher: „Die deutschen Kolonien unter fremder Mandatsherrschaft“ von Gouverneur H. Schnee (Leipzig, Quelle & Meyer); „Wir weißen Sklaven“ von H. Korth, Erlebnisse in dreijähriger französischer Gefangenschaft (Halle, R. Mühlmann) und „Was wir in englischer Kriegsgefangenschaft erlebten und erlitten“, gesammelt von A. Eckhardt und K. Maul (Frankfurt, H. L. Brönner). Diese Bücher sollte jeder Deutsche lesen, damit wir nicht vergessen, was man dem ganzen deutschen Volke tat.

* * *

Still, schlicht, im Kern echt sind die „Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel“, in denen der Böttcher Carl Scholl seine Schicksale aufgezeichnet hat, die schon in der Handschrift den freudigen Beifall eines H. Grimm und F. Gregorovius fanden. Sie befanden sich im Besitz von Marie und Johanne Rehleder, die sie jetzt mit hübschen Handzeichnungen herausgeben (Stuttgart, F. A. Perthes). Scholl lebte von 1801 bis 1884. Seine Kindheit fällt in die schweren Jahre Preußens nach dem Niederbruch. Er sah die Königin Luise auf ihrer Flucht. Es ist stärkend und menschlich von hohem Reiz, hier zu lesen, wie ein einfacher Mann die Not seines Volkes miterlebte, wie selbstverständlich alle die großen Leiden ertrugen. Sein Leben verlief trotz manchem bunten Wechsel in engem Rahmen, das Schönste daran ist, daß dieser Mann das Herz auf dem rechten Fleck trug und in ehrlichem, gesundem, frommem Sinn sich selbst und die Welt sicher beurteilte. Das Buch wird viele Freunde finden.

* * *

Es gibt die verschiedensten Arten, sich mit unserer Zeit auseinanderzusetzen: Klage, Predigt, Hohn. Hjalmar Kutzleb hat sich temperamentsmäßig für den Hohn entschieden in seiner Abrechnung: Der Zeitgenosse, mit den Augen eines alten Wandervogels gesehen (Leipzig, E. Matthes). Die Unerbittlichkeit, mit der er allen den Spiegel vorhält, auch denen, die nicht unter die Rubriken: Adel, Bürger, Bauer, Arbeiter, Architekt, Tourist, Reformer usw. sich rechnen, ist erfrischend. Er geht überall von den Symptomen zum Wesen der Krankheit. Gelegentlich scheinen die ausgezeichneten Bilder von A. P. Weber noch sicherer und schärfer zu treffen als Kutzlebs Worte, aber im ganzen wird diese Kritik der Zeit bestehen bleiben. Denn grade in ihrer unbeschwerten Rücksichtslosigkeit liegt ihre Stärke. Das als 100. Zweifäusterdruck erschienene stattliche Buch ist glänzend ausgestattet.

Kalender

Mit besonderer Freude zeigen wir den „Greifenkalender 1923“ an (Rudolstadt, Greifenverlag). Er ist deutsch und ist jung. Dem Echten und Ursprünglichen in der Kunst, dem Ringen der Jugend nach einfachen, ihrem inneren Ernst entsprechenden Formen gilt das von vollem Erfolg gekrönte Streben des Herausgebers Willi Geißler. Die Wiedergabe der Zeichnungen von Künstlern, wie Budzinski, Goldschmitt, Geißler, Zahn u. a. m., ist sehr gut, die beigegebenen Sprüche und Verse erzeugen den Eindruck stärkster Einheitlichkeit und eines gesammelten

Willens, dem wir freudig zustimmen. — Ernst im Streben nach wahrer, deutscher Kultur, die Gegenwart in lebendigen Zusammenhang zur Vergangenheit setzend, ist der von K. Mauß ner herausgegebene „Dürer-Kalender für Kultur und Kunst 1923", der sicherlich warme Aufnahme finden wird.

* * *

Wir schließen unsere Übersicht der Neuerscheinungen mit dem Hinweis auf zwei Wandsprüche, die der Verlag Wilhelm Gerstung (Offenbach) in typographisch außerordentlich schöner Form herausgegeben hat. Unsere Leser werden sich an die Würdigung der Sprüche „Fichte an jeden Deutschen" und „Deutschland" erinnern. Die gleiche meisterhafte Sorgfalt hat der Verlag auch den beiden, inhaltlich die gleiche Linie haltenden, neuen Wandsprüchen gewidmet: „Sven Hedin: Ich möchte jedem Deutschen zurufen" und „Nun erst recht". Das Bekenntnis des Münchener Albert Matthäi machen wir uns zu eigen:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Und im Unglück nun erst recht.
Nur im Unglück kann die Liebe
Zeigen, ob sie stark und echt;
Und so soll es weiterklingen
Von Geschlechte zu Geschlecht:
Deutschland, Deutschland über alles,
Und im Unglück nun erst recht." D. R.

Hermann Wendel: Von Marburg bis Monastir. Eine südslawische Reise. Druck und Verlag der Frankfurter Sozietäts-Druckerei, G. m. b. H., Frankfurt am Main, 1921. 144 S.

Von Belgrad bis Buccari. Eine unphilosophische Reise durch Westserbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Dalmatien. Im gleichen Verlage, 1922. 126 S.

Seit dem Kriege sind nicht viele Deutsche, die Land und Leute zu schildern imstande sind, im neugebildeten Königreiche der Serben, Kroaten und Slowenen gewesen. Hermann Wendel, der schon zur Zeit der Balkankriege als Journalist Serbien bereiste, hat sich in den letzten Jahren mehrfach dort aufgehalten und das neue Reich das erste Mal von Nordwest nach Südost, das zweite Mal von Nordost nach Südwest durchquert. Seine mit zahlreichen Bildern versehenen Schilderungen sind flott geschrieben und dort, wo ihn seine aus Deutschland mitgebrachten Parteischeuklappen nicht hindern, hat er oft auch gut beobachtet. Derjenige, dem Wendels schnoddriger Ton liegt und dem die (trotz des sozialdemokratischen Glaubensbekenntnisses, das uns auf jeder fünften Seite von neuem vorgesetzt wird) als „wilhelminisch" zu bezeichnende Art Wendels liegt, wird diese feuchtvergnügten Reisebilder mit Genuß lesen. Will er sich jedoch daraus ein Bild über die Stimmung der Landeseinwohner und ihre Stellung zum südslawischen Gedanken machen, so möge er sich beim Lesen stets sagen, daß Wendel ein ausgesprochener Lobredner des südslawisch-völkischen Gedankens, gegen den noch viele Widerstände bestehen, ist, daß er fast ausschließlich in jenen Kreisen seinen Verkehr suchte, die diesen Gedanken vertreten, daß er vielfach von Anhängern dieser Idee oder von Staatsbeamten begleitet wird, vielfach im Staatsauto, im Sonderausflugswagen usw. reist. Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß Wendel in politisch unzulässiger Weise von der Belgrader Regierung, für die er z. B. in der Zeit des Kärntner Freiheits- und Abstimmungskampfes Sympathien zu erwecken suchte, beeinflußt sei. Als Vertreter der „Frankfurter Zeitung" hat er eine unabhängige Stellung. Aber seine Umgebung wirkte ein und färbte ab. Bezeichnend ist, daß er am Anfang der ersten Reisebeschreibung in Marburg noch sympathische Worte über das Los der Deutschen und gegen die Slawisierung Marburgs findet. Von den Deutschen Laibachs und ihrer schmachvollen Vergewaltigung fand ich kein Sterbenswörtlein. In Neusatz in der Bacska besucht Wendel zwar den deutschen Kulturbund. Aber wie dürftig sind gerade hier seine Schilderungen.

Dagegen verhöhnt er die „Kulturleistungen" Österreich-Ungarns in Bosnien und der Herzegowina. Er preist die Standhaftigkeit der Serben im Dulden, ihre Leistungen in zehn Kriegsjahren. Mit einer gewissen zärtlich-scheuen Achtung spricht er vom Hause Karageorgewitsch, während er für die Hohenzollern natürlich als Gesinnungstüchtiger nur Spott kennt. Er ist ein echter Sohn der wilhelminischen Ära, mit umgekehrtem Vorzeichen, nicht besser und nicht schlechter.

Wendel hat mit diesen beiden Reisebeschreibungen die deutsche Reiseliteratur fraglos bereichert und dem neuen S.-H.-S.-Staate gleichzeitig einen großen Dienst erwiesen. Offenbar ist er in Belgrad geschickt behandelt worden. Wir könnten im neuen Deutschland ähnliche Bücher aus der Feder fremdvölkischer Journalisten gut gebrauchen.

Sylvanus.

Die Deutschen in der Dobrudscha, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wanderungen in Osteuropa. Von Paul Traeger. Mit 73 Abbildungen im Text und auf Tafeln (Schriften des Deutschen Auslandinstituts in Stuttgart. A. Kulturhistorische Reihe, Bd. 6.) Stuttgart 1922, Ausland und Heimat, Verlagsaktiengesellschaft.

Dieses Buch stellt eine Art Musterbeispiel treuer, wissenschaftlicher Kleinarbeit im Dienst des Auslanddeutschtums dar. Die deutschen Ansiedlungen in der Dobrudscha, die in drei Einwanderungsperioden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, erforscht es mit liebevollem Eingehen auf alle Zweige des Lebens, auf die Art und die Lagerung der Siedlungen, auf die Sitten und Gebräuche, die soziale Struktur und zivilisatorischen und kulturellen Leistungen. Jedes einzelne Dorf wird in seiner Entstehung und seiner Eigenart gewürdigt, ja es wird dem Schicksal einzelner Familien nachgegangen und daraus Material für eine Ethnographie des deutschen Siedlertums im Südosten gewonnen. Besonderes Interesse werden Proben von Volksliedern sowie die reichen Bildbeigaben finden, die eine lebendige Vorstellung von den Lebensverhältnissen der Kolonisten geben. Es wäre wünschenswert, daß mit gleicher Gründlichkeit auch den übrigen grenz- und auslanddeutschen Siedlungen nachgegangen würde. Für Arbeiten solcher Art, an denen es bisher in bedauerlichem Maße fehlt, wird die Arbeit von Paul Traeger geradezu als wegweisend gelten dürfen. M. H. Boehm.

Der letzte Mensch. Von Max Picard. Wien 1921, E. P. Tal.

Zunächst hat man das Gefühl, als sähe man einem Menschen zu, der emsig Kreislein um Kreislein auf eine riesige Leinwand malt. Oder als träte man aus Helle in tiefe Finsternis, und vor den Augen tanzen jene trägen, matten Sonnen, die dem Durchschnitt eines Walnußkerns gleichen. Dann aber wird man gefangen durch den sickernden Fall dieser Worte, der ähnlich ist dem Singsang eines buddhistischen Bettelmönchs mit seinen heiligen Wiederholungen. Ja, nachdem man zunächst gewillt war, das Buch aus der Hand zu legen, liest man gegen das Ende immer atemloser, wiewohl doch ein einziger Mann nur einen melancholischen Monolog hält, der hin und wieder unterbrochen wird durch eines Mädchens Stimme. (Es ist beinah gruselig, wie wir dieses Mädchen, von dem wir nichts vernehmen als ihre Worte, mit allen unsern Sinnen spüren.) Es geschieht auch durchaus nichts in diesem merkwürdigen Buche, einzig klagen diese Wechselstimmen über die Entmenschlichung und den Zerfall unserer Zeit. Der Dichter verbildlicht nun aber alle Strebungen unserer Zeit physiognomisch, organisch, sphärisch-geometrisch. Und so entsteht ein rasendes Chaos von rutschenden Nasen, zusammenkugelnden Köpfen, fletschenden Maschinen. Man müßte über diese Groteske lachen, man müßte unbedingt dieses Buch zu breit finden, dessen Gestaltung im Wort die kühnsten Schildereien unserer besten Expressionisten erreicht — wenn die Groteske das Unerträgliche der Erkenntnis nicht milderte; der Erkenntnis von dem falschen Maß der Dinge. Eine ganz feine und zarte Kunst gewährt Ruhepunkte, indem sie auf des Lesers glühende Stirn Worte von Claudius und Hölderlin tropfen läßt, indem sie Visionen zeigt, wie jene Menschen, die im Caféhaus sitzen und auf den Zauberer warten, der sie verwandle „statt des Furchtbaren", und die nur tun, als ob sie äßen und tränken. Oder die wundervolle, innerlichst gefühlte Deutung der Dome.

Letzten Endes ein trostloses Buch; bei aller Schönheit im Einzelnen: es fehlt jede Regung zum Positiven. Das ertragen wir nicht mehr. Denn, wahrhaftig unsere Zeit ist aussätzig, wie vielleicht keine. Ich kann mich zu dem Optimismus nicht entschließen, daß es jemalen sehr viel besser gewesen sei; teste David cum Sybilla. Aber lesen sollen viele Leute dies trostlose Buch. Vielleicht gehen dem oder jenem Lauen die Augen auf über den heulenden Abgrund, durch den wir sausen. Wolfgang Goetz.

Jonas Truttmann. Roman von Ernst Zahn. Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlags-Anstalt.

Aroleit. Aus den Schriften eines Bergpfarrers. Roman von Johannes Jegerlehner. Berlin, August Scherl.

Zahns und Jegerlehners Romane wurzeln in Schweizer Erde, und sie bringen uns das starke Heimatgefühl herüber, dessen wir in unserem zerrissenen Deutschland so sehr bedürfen. Während in Jonas Truttmann das Drama eines äußerlich und innerlich verkrüppelten Menschen, der liebeleer aufwächst und dann durch Mißtrauen das einzige ihm ganz gehörende und von ihm geliebte Wesen tötet, mit starken Strichen hingestellt ist, einer Holzschnitzerei gleich, darin das Messer die Linien eingräbt, die Schatten aushöhlt, steht in Jegerlehners Bergpfarrer eine warmherzige, aufopferungsfreudige Gestalt vor uns auf, die Gestalt eines Bekenners, würdig der großartigen Bergwelt, die sie umschließt. Und lieblich sind die Frauen, welche die Dichter ihren Helden mitgegeben haben, die eine rührend in ihrer stummen Resignation, die andere herzerfreuend in ihrer Aufopferung. Jegerlehner, dem sehr Deutschgesinnten, mag beim Ausklang seiner Geschichte unser Schicksal vorgeschwebt haben, daß es keinerlei menschliche Gegensätze gibt, die nicht durch das Zusammenschließen in der Gefahr gebannt werden können. Lilly von Brandis.

Hochwasser. Novellen von Ina Seidel. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Man lernt hier die Lyrikerin, eine der echtesten und stärksten, die Deutschland besitzt, von einer neuen Seite kennen. Ich finde immer: solch eine Sammlung kurzer Erzählungen wirkt weit autobiographischer als ein Gedichtband oder gar ein Roman. So bringt uns auch dieses Novellenbuch die Dichterin, die so zart sein kann wie frisch und unerschrocken, ganz nahe. Für jede der kleinen Novellen hat sie eine besondere Form gefunden, die so eng verbunden ist mit Geschehen, Anschauung und Stimmung, daß sie mit ihnen geboren scheint. Ob sie nun den Inselmüller schildert, dessen Meermannsgestalt da in Regen und Überschwemmung von Beginn an tragisch wirkt, oder ob sie mit sachten Fingern Kindheitsparadiese schildert, das großväterliche Landgut am Starnbergsee und das junge Kind, dem eben das Leben die ersten Knospendecken absprengt, so daß man's schwellen sieht und atmen und verstehen, und leise bangen vor dem noch Verhangenen, das da im Dunkeln wartet. Rokokobildchen bringt sie uns mit schäferhaft anmutigem Getändel, das auch in den Worten sich kräuselt, Krieg und Revolutionsmord. Immer aber bleibt sie unaktuell, nur das zeitlos Menschliche betonend, fernab von allem Parteiwesen. Im Getötetwerden der Rosa Luxemburg sieht sie nur den heimlich ersehnten Abschluß für eine einsame Frau, die Erlösung fand nach ewiger Flucht und ewigem Haß eines fanatisierten Lebens. Das Lazarett schildert sie, Krankheit und Begnügen, Soldatenleben, Verwöhnte und Obdachlose, alles scharf und neu gesehen und mit dem Blut eines Dichterherzens gespeist. Lyrikerin bleibt sie auch hier, trotzdem sie sich fast ängstlich versteckt hält hinter ihren Figuren. Klang aber und Rhythmus der Worte verraten sie. Anselma Heine.

Hiob. Roman von Siegfried Reinke. München 1922, Albert Langen.

Als Roman, für den sich das Buch ausgibt, wäre es gar nicht gut. Nun es aber kein Roman ist, sondern eine Dorfgeschichte, nennen wir es gern vortrefflich. Drei Menschen: der Held Joseph, der die Witfrau Barbara heiratet, zu denen sich Barbaras Sohn Simpert nach serbischer Kriegsgefangenschaft gesellt. Es geschieht wenig, die drei ändern sich nur aneinander, kaum merklich, aber ganz prachtvoll symbolisiert durch die innig beobachteten Vorgänge in der Natur und dem Getier. Ja dort, wo Geschehnisse einbrechen, am Ende, das eine Feuersbrunst und die Versöhnung von Stiefvater und Stiefsohn bringt, hat man eher das Gefühl übereilter Arbeit. Die Wandlung in Joseph ist klar und fein vorbereitet, nicht so verständlich will uns Simperts Entwicklung erscheinen. Gleichviel, es bleibt eine treffliche Geschichte. Sie steht für mich weit über Thomas Dorfgeschichten, die ihre Simplizität doch dick auftragen und mit Einfalt zu protzen scheinen; sie ist hinausgewachsen über Auerbach. An der Gestalt des Haupthelden Joseph hätte Karl Leberecht Immermann gewiß seine Freude gehabt. So freuen wir uns auf Reinkes nächstes Buch. Wolfgang Goetz.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Paul Wentzcke, Barmen-Rittershausen. — Baron J. von Uexküll, Londorf (Oberhessen). — P. J. Arnold, Hamburg. — Professor Dr. Anton Bettelheim, Wien. — Peter Weber, Berlin. — Professor Dr. Robert Kohlrausch, München. — Professor Dr. Wilhelm Stolze, Königsberg i. Pr. — Dr. Karl C. von Loesch, Berlin.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alberts. — Gustav Frenssen. Ein Dichter unserer Zeit. Von Wilhelm Alberts. 290 S. Berlin 1922, G. Grote.

Altdeutsche Minnelieder. Übertragungen aus dem Mittelhochdeutschen von Richard Zoozmann. 63 S. (Amalthea-Damenbrevier, Kleinodien der Liebe, IV. Bd.) Wien, Amalthea-Verlag.

Adrian. — Die Mythologie in Carl Spittelers Olympischem Frühling. Von Dr. Walter Adrian. 61 S. (Sprache und Dichtung, Heft 25.) Bern 1922, Paul Haupt. (32 M.)

Bartels. — Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart (Die Alten und die Jungen). Ein Grundriß von Adolf Bartels. 1. Teil: Die Alten. 360 S. 10.—12. Aufl. Leipzig 1922, H. Haessel.

Beaverbrook. — Success by Lord Beaverbrook. 214 S. Leipzig 1922, Bernhard Tauchnitz (Vol. 4586).

Becker. — Köln vor 60 Jahren. Altkölnische Wirtshäuser. Von Hermann Becker (der gesammelten Schriften erstes Buch). 132 S. Köln 1922, Rheinland-Verlag.

Bock. — Der Elfenbeiner. Roman von Alfred Bock. 160 S. Leipzig 1922, J. J. Weber.

Boßhart. — Richter Dâmigh und andere orientalische Novelletten von Jakob Boßhart. 79 S. Leipzig 1922, Philipp Reclam jun. (Univ.-Bibl. Nr. 6331).

Bühler. — Schriften der Heiligen Hildegard von Bingen. Ausgewählt und übertragen von Johannes Bühler. 320 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Campbell. — Hebbel, Ibsen and the Analytic Exposition by T. M. Campbell (Prof. of German). 96 S. Heidelberg 1922, Carl Winters Univers.-Buchh. (Gbd. 90 M.)

Cremers-Brües. — Walter Hasenclever. Von Paul Joseph Cremers und Otto Brües. 79 S. (Rheinische Sammlung Nr. 2.) Köln 1922, Rheinland-Verlag.

Däubler. — Das Nordlicht. Von Theodor Däubler. I. Band 616 S. II. Band 624 S. (Genfer Ausgabe). Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Denninger. — Der steile Weg. Gedicht von Hanns Georg Denninger. 70 S. Köln 1922, Rheinland-Verlag.

Droste. — Die Judenbuche. Von Annette von Droste-Hülshoff. Bildschmuck von Bernd Steiner. 97 S. (Kleine Amalthea-Bücherei II, Bd. 6.) Wien 1922, Amalthea-Verlag.

Eisenmann. — Das große Opernbuch von Alexander Eisenmann. 418 S. Stuttgart 1922, Deutsche Verlagsanstalt.

Engert. — Gerhart Hauptmanns Sucherdramen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas. Von Horst Engert. 108 S. (Zeitschrift für Deutschkunde, 18. Ergänzungsheft.) Leipzig 1922, B. G. Teubner.

Feuchtwanger. — Die freien Berufe. Im besonderen: Die Anwaltschaft. Versuch einer allgemeinen Kulturwirtschaftslehre von Sigbert Feuchtwanger. 623 S. München 1922, Duncker & Humblot. (360 M. freibleibend.)

Flaubert. — Bouvard und Pécuchet. Von Gustave Flaubert. (Werke, Band 6.) 480 S. Minden in Westfalen 1922, J. C. C. Bruns.

— Die Schule der Empfindsamkeit. Geschichte eines jungen Mannes. Von Gustave Flaubert. (Werke, Band 3.) 512 S. Minden i. W. 1922, J. C. C. Bruns.

Freyhan. — Gerhart Hauptmann. Von Max Freyhan. 154 S. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn.

Geißler. — Greifenkalender 1923. Ein Jahreskreis mit 54 Schwarzweißbildern neudeutscher Künstler und Textbeiträgen. Herausgegeben von Willi Geißler. 4. Jahrgang. Rudolstadt, Greifen-Verlag.

Gide. — Die Verließe des Vatikans. Von André Gide. 282 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Golsar. — Der Niemand. Erzählung von Alfred Golsar. 145 S. Wien 1922, Eduard Strache.

Golz. — Faustisch und Deutsch. Zur Kritik Oswald Spenglers. Von Bruno Golz. 42 S. Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von Dr. Hans Gerber. Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt. (25 M.)

Gondlach. — Judas und Nikodemus. Erzählung aus der Zeit und Umwelt Christi. Von C. Gondlach. 280 S. Mainz 1922, Kirchheim & Co.

Grimmelshausens Werke in vier Teilen. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. H. H. Borcherdt. Mit 3 Beilagen in Gravüre, 24 Textbildern und 2 Handschriftbeilagen. (In 3 Halbleinenbänden.) Berlin 1922, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Grützner. — Eduard von Grützner. Eine Selbstbiographie mit 136 Abbildungen. Herausgegeben von Hugo Schmidt. 160 S. München, Hugo Schmidt (z. Zt. gbd. 800 M.)

Haukland. — Elch. Eine Königssage aus der Wildnis. Von Andreas Haukland. 120 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag.

Hauser. — Klingsor und Morgane. Von Otto Hauser. 183 S. Stuttgart 1922, Adolf Bonz & Co.

Hermanns. — Karl Röttger. Bekenntnisse zu einem Dichter. Herausgegeben von Will Hermanns. 75 S. Köln 1922, Rheinland-Verlag.

Hoffmann. — Lebensansichten des Katers Murr. Von E. Th. A. Hoffmann. Buchschmuck mit Orig.-Lithogr. von Maximilian Liebenwein. 367 S. (Kleine Amalthea-Bücherei IV, Bd. ½.) Wien 1922, Amalthea-Verlag.

Hofmann. — Die Stadt Regensburg. Von Albert von Hofmann. (Historische Stadtbilder 2.) 190 S. mit 2 Stadtplänen und 9 Grundrissen. Stuttgart 1922, Deutsche Verlags-Anstalt.

Hofmannsthal. — Das Salzburger Große Welttheater. Von Hugo von Hofmannsthal. 99 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Jacques. — Die Pulvermühle. Roman von Norbert Jacques. 392 S. Berlin 1922, Gyldendalscher Verlag.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Zur Kritik Rudolf Steiners

Soeben erschien:

Die Grundlagen der Anthroposophie

106 Seiten — von Dr. Hans Leisegang, Leipzig — Vornehm kart. M. 60,–

... Eine Kampfschrift gegen Steiner und Steinerkult, scharf aber nicht unsachlich. Da Steiner selbst darin wiederholt zur Stellungnahme aufgefordert wird, darf man auf seine Antwort gespannt sein. Freunde und Gegner der Anthroposophie, sowie auch „Neutrale" seien auf das klar und gut geschriebene Buch im Interesse der Förderung einer sachlichen Aussprache hingewiesen .... Wilhelmshavener Zeitung.

Zur Kritik Oswald Spenglers

Soeben erschien:

Faustisch und Deutsch

42 Seiten — von Dr. Bruno Golz, Leipzig

... Spenglers Darstellungen des abendländischen Menschen, den er als faustischen bezeichnet, und der als Hauptmerkmal einen „leidenschaftlichen Hang zum Grenzenlosen und Ewigen" trägt, sind Gegenstand der Golzschen Untersuchungen, die vom Standpunkt der deutschen Kultur aus die Unzutreffendheit der Spenglerschen Bezeichnungen ergeben ... Aus einer Besprechung.

Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36

Nicolaische Buchhandlung

Gegr. 1713

Borstell & Reimarus, Berlin

NW 7, Dorotheenstr. 62 — W 9, Königgrätzer Str. 123

Reichhaltiges Lager von Werken der schönen u. wissenschaftlichen Literatur, Reisehandbücher, Karten u. Pläne. Verzeichnis auf Wunsch kostenfrei. — — Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert.

Abteilung:

Fritz Borstells Lesezirkel:

Größtes deutsches Bücher-Leihinstitut.

Gründungsjahr 1864.

Alle namhaften Erscheinungen von Unterhaltungsschriften und Werken wissenschaftlicher Richtung stehen unseren Abonnenten stets in sauberen, zum großen Teil neuen Exemplaren leihweise zur Verfügung. Umtausch beliebig.

Wir
empfehlen den Anzeigenteil
freundlicher Beachtung
und bitten, bei Bestellungen auf die

Deutsche Rundschau

Bezug zu nehmen.

K. E. B. U.
Katholiken-Ehebund.

Damen und Herren aller Kreise und Berufe suchen durch den „K. E. B. U." Eheanbahnung. Vornehme, taktvolle

Organisation nur für Katholiken

auf schriftlichem, unbedingt diskretem Wege gewünschten Ehegatten zu finden. Keine gewerbsmäßige Heiratsvermittlung. Allseitige Anerkennungen und Danksagungen zahlreicher glücklich vereinter Mitglieder. Prospekt und Bundesschriften 10,— Mark und Rückporto durch den

Kebu-Verlag, Abt. F, Charlottenburg 2.

Richtbücher zur Politik

✧

Der Nationalismus im Leben der dritten Republik

in Verbindung mit Marie Luise Becker
Otfried Eberz / Hermann Gruber / Joachim Kühn / Hermann Platz
Paul Rühlmann / Matthias Salm / Wolfgang Windelband.

Herausgegeben von Joachim Kühn.

Mit einem Geleitwort des Botschafters Freiherrn von Schoen.

Grundzahl: Geheftet M. 6,— / Gr. 8°, 24 Bogen / Gebunden M. 8,—

Das Lehrbuch der französischen Kriegspropaganda. Ein Sammelwerk von Dokumenten zur Schuldfrage.

Th. Hiltebrandt / Das europäische Verhängnis

Die Politik der Großmächte, ihr Wesen und ihre Folgen.

Grundzahl: Gebunden M. 6,50 — „Ein Taschenbrevier für jeden Deutschen."

Hans Oehler / Das Ergebnis von Genf

Der Einfluß der ersten Versammlung des Versailler Völkerbundes auf den Ausbau der zwischenstaatlichen Rechtsordnung, auf die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Europas und auf die außenpolitische Stellung der Schweiz.

Grundzahl: Geheftet M. 2,—

Auch heute noch aktuell! Ein klarer Blick in die Zukunft Europas.

J. von Uexküll / Staatsbiologie

(Anatomie — Physiologie — Pathologie des Staates).

Grundzahl: Geheftet M. 1,—

Eine umstürzende Änderung der Auffassung vom Wesen des Staates und ein Weg zur Gesundung vom unanfechtbaren Standpunkt der Naturwissenschaft.

✧

Der Ladenpreis wird errechnet durch Multiplikation der Grundzahl mit der jeweils amtlich festgesetzten Schlüsselzahl.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) Berlin W 35

Lützowstraße 7.

Wer zu Weihnachten

oder anderen Gelegenheiten

ein billiges Geschenk

braucht, lasse sich unser Bücherverzeichnis kommen. Es enthält eine große Auswahl vorzüglicher Bücher in allen Preislagen

*

Ein gleich günstiges Angebot können Sie in keinem anderen Artikel erhalten, denn

Bücher sind immer noch das billigste Geschenk!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

GEBRÜDER PAETEL

(DR. GEORG PAETEL)

Berlin W 35, Lützowstraße Nr. 7.

Bücher sind das billigste Geschenk

Jlse Frapan

	Geheft.	Gebd.
Auf der Sonnenseite. Novellen und Skizzen. 2. Auflage	2,50	
Bekannte Gesichter. Novellen	2,50	
Bittersüß. Novellen	2,50	
Enge Welt. Novellen	2,50	
Erich Hetebrink. Hamburger Roman. 2 Bände. 2. Auflage. Pappbd.	3,50	6,50
Flügel auf! Novellen Kartoniert	3,—	4,—
Gedichte	2,—	
In der Stille. Novelle	2,50	
Phitje Ohrtens Glück. Eine deutsche Komödie	1,—	
Schönwettermärchen. 2. Auflage	2,50	
Schreie. Novellen Kartoniert	2,50	3,50
Vischer-Erinnerungen. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischers. 2. Auflage Pappband	3,—	5,—
Vom ewig Neuen. Novellen Kartoniert	2,50	3,50
Wir Frauen haben kein Vaterland Leinenband	1,50	4,—
Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. 4. Auflage. Pappbd.	2,—	4,50
Halbleinen		6,50

*

Ossip Schubin

Der arme Nicki. Geschichte eines aus der Reihe Gefallenen. 2 Bände. Halbleinen	3,—	7,—
Der Gnadenschuß Kartoniert	2,—	3,—
Die Tragödie eines Idealisten. Roman. 2 Bände. 2. Auflage. Pappbd.	5,—	7,—
Halbleinen		9,50
Etiquette. Eine Rokoko-Arabeske. 2. Auflage Leinenband	1,50	3,50
Gebrochene Flügel. Roman. 6. Auflage		
Gloria Victis. Roman. 4. Auflage Pappband	4,—	6,—
Mal' occhio. Novelle. 2. Auflage Leinenband		3,50
Miserere nobis und andere Geschichten. 2. Auflage Kartoniert	2,—	3,—
Leinenband		5,—
Monsieur Paul. Schauspiel	1,50	
Peterl. Eine Hundegeschichte. 5.—10. Tausend Halbleinen	1,50	5,—
Refugium peccatorum. Roman. 4. Tausend Halbleinen	3,—	7,50
Primavera. Novelle Leinenband	2,—	4,50
Unter uns. Roman. 6. Auflage Pappband	3,50	5,50
Wenn's nur schon Winter wär'! Roman. 2 Bände. 2. Aufl. Pappband	5,—	7,—
Halbleinen		9,50

Der Ladenpreis wird errechnet durch Multiplikation der oben angeführten **Grundzahlen** mit der amtlich festgesetzten Schlüsselzahl des Börsenvereins.

Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

„Das schlechthin Vornehmste und Beste, was uns an deutschen Büchern seit Jahren zu Gesicht gekommen ist. Man darf wohl sagen

Das Deutsche Meisterbuch ist das klassische Geschenkbuch des Jahres"

(Westdeutsche Landeszeitung)

Die Bücher der Deutschen Meister

Ich bestelle bei der Buchhandlung .....

Anzengruber, Schandfleck
—, Steinklopferhanns
—, Sternsteinhof
Arnim, Tolle Invalide, Philander
Brentano, Märchen
Büchner, Dantons Tod
Bürger, Münchhausen
Droste-Hülshoff, Die Judenbuche
Eichendorff, Taugenichts
Gerstäcker, Regulatoren in Arkansas
Goethe, Götz von Berlichingen
—, Tasso
Hauff, Lichtenstein
Hebbel, Mutter und Kind
—, Tagebücher
Hoffmann, Prinzessin Brambilla
Immermann, Oberhof
Keller, Grüne Heinrich, 2 Bände
—, Seldwyla, 2 Bände
—, Züricher Novellen
—, Sinngedicht
—, Martin Salander
Keller, Gedichte, 2 Bände
—, Legenden (illustriert)
Kleist, Michael Kohlhaas
—, Der zerbrochene Krug
—, Des Knaben Wunderhorn (Auswahl)
Meinhold, Bernsteinhexe
Mörike, Stuttgarter Hutzelmännlein
Nettelbeck, Lebensbeschreibung
Pocci, Puppenspiele
—, 12 Radierungen in Mappe
Reuter, Franzosentid
Rückert, Liebesfrühling
Sachs, Fastnachtsspiele
Scheffel, Ekkehard
Sealsfield-Postl, Prärie am Jacinto, Krieg
Stifter, Hochwald
Storm, Gedichte
—, Immensee
—, Schimmelreiter
Zschokke, Humoresken

Alle Bände sind in Halbleinen und in Halbleder gebunden.

Name, Ort, Straße und Tag .....

.....

Mitglieder des Deutschen Meister-Bundes haben auf diese Werke eine Preisermäßigung und erhalten außerdem die monatlich erscheinende Zeitschrift „Die Meister" unberechnet zugestellt. Eintritt M. 5,—, Mitgliedsbeitrag für II. Halbjahr 1922 M. 25,—. Die Werke sind zu beziehen durch alle Buchhandlungen (nicht direkt vom Verlag). Prospekte liefert der Verlag gern kostenlos. Die Preise für die Bücher, die in Halbleinen und Halbleder gebunden sind, bitten wir in Ihrer Buchhandlung zu erfragen.

Gottfried Keller: Gesammelte Werke in 10 Bd.

in Halbleinen, Ganzleinen und Halbleder gebunden

„Die typographisch schönste Keller-Ausgabe". *Neue Freie Presse.*

Deutsche Meister-Verlag, München Residenzstraße 10

Verlag Herder & Co. G.m.b.H.

Freiburg im Breisgau

Berlin / Karlsruhe / Köln / München / Wien / London / St. Louis Mo.

Religiös-Besinnliches

Bücher der Einkehr

Herausgegeben von Dr. Alf. Heilmann

Bisher erschienen:

1. **Seelenbuch der Gottesfreunde.** Perlen deutscher Mystik. 5.—8. Tausend. Geb. 8,20 (G).
2. **Feuer vom Himmel.** Biblisches Stundenbuch. Geb. 8,20 (G); in Leinwand 9,— (G).
3. **Gottest äger.** Das Schönste aus den Kirchenvätern. Geb. 8,20 (G); in Leinwand 9,— (G).

Diese prächtig ausgestatteten, zweifarbig gedruckten Bände enthalten das Tiefste und Feinste, was der christlichen Menschheit aus der Welt des Göttlichen zugeströmt ist.

Wege zum Glück

Bücher für schöne Lebensgestaltung
Von Dr. Alfons Heilmann

Bisher erschienen:

1. **Stunden der Stille.** Sonntagsgedanken. 17.—26. Tausend. Gebunden 3,25 (G).
2. **Zwischen Alltag und Ewigkeit.** Sonntagsgedanken. 11.—26. Tausend. (Im Druck.)

Bücher für Glücksucher, nicht ausgesprochen religiös und doch in jeder Zeile Erde und Himmel umspannend, durchflammt von mystischer Gemütsglut zu dem alles Leben tragenden und begnadenden Gott.

Herrgottswissen

von Wegrain und Straße. Geschichten von Webern, Zimmerleuten und Dorfjungen. Von Jos. Wittig. Eine gar tiefe, kostbare Lebensweisheit spricht aus den anmutigen, poesievollen Erzählungen, die am Wegrain des Lebens aufgelesen sind. Nur ein wahrer Dichter sieht alles das und sieht es so, wie Wittig es gesehen hat.

Spiegel der Vollkommenheit des hl. Franziskus

Hrsg. von Dr. H. Schönhöffer. Geb. 5,90 (G).

Maßvolle Selbstbeherrschung, heiliger Friede, stille Freude entströmen diesem Buche.

Jesus Christus

die Apologia perennis des Christentums. Von A. M. Weiß O. Pr. Geb. 3,— (G). / Der Verfasser gibt uns hier den Kern seiner großen, berühmten Apologie in einem handlichen Bändchen.

Lichte Höhen

Nachgelassene Tagebücher von Alban Stolz. Geb. 4,10 (G). / Alle Vorzüge des Stolzschen Schrifttums finden sich in diesen erstmals veröffentlichten Tagebüchern vereinigt.

Lebensbilder / Verschiedenes

Mozart

Gebunden 4,80 (G)
1.—5. Tausend

Beethoven

Gebunden 4,80 (G)
5.—9. Tausend

Ihre Persönlichkeit in den Aufzeichnungen u. Briefen ihrer Zeitgenossen und ihren eigenen Briefen. Hrsg. von Dr. O. Hellinghaus.

Zwei ebenso erschöpfende wie überaus anziehende Bilder dieser liebenswerten Meister.

Dante

Sein Leben u. seine Werke. Von K. Jakubczyk. 5.—9. Tausend. Geb. 6,60 (G). / Nach dem Urteil der „Allgemeinen Rundschau" der zuverlässigste Führer zum Verständnis Dantes.

Don Bosco

Nach F. Crispolti. Geb. 5,10 (G). / Leben und Werk des gottbegnadeten Priesters, Jugendfreundes u. Erziehers treten außerordentlich plastisch hervor.

Der große Schwarzrock

P. Peter Joh. De Smet S. J. 1801—1873. Mit Buchschmuck von Joh. Thiel. Von J. Kinzig S. J. Geb. 6,— (G). / Das Leben dieses berühmtesten Indianermissionärs aus dem 19. Jahrhundert, geschichtlich bedeutsam durch seine apostolischen Forscherreisen, Gründungen und Friedensvermittlungen, tritt in seiner ganzen Abenteuerlichkeit und bezaubernden Frische vor den Leser.

Der hl. Bonifatius

Apostel der Deutschen. Von J. J. Laux C. S. Sp. Geb. 6,20 (G). / Eine wissenschaftlich sehr gediegene, psychologisch fein nachempfindene, stilistisch gut durchgeführte Arbeit. (P. H. Bihlmeyer O. S. B.)

Lebendig begraben?

Erinnerungen von P. P. Sinzig O. F. M. Mit 11 Bildern. Geb. 8,50 (G). / P. Sinzig beantwortet nicht nur die Frage, ob ein zielbewußter Mensch, der ins Kloster geht, sich lebendig begräbt, sondern wirft auch interessante Schlaglichter auf die Verhältnisse Brasiliens, das ihm seit 29 Jahren zur zweiten Heimat geworden.

Pythagoreische Erziehungsweisheit

Aus dem literarischen Nachlaß von Otto Willmann herausgegeben. Geb. 2,20 (G). / Die letzte pädagogische Schrift Willmanns ist eine überaus anziehende Darstellung der pythagoreischen Lebens- und Erziehungsweisheit.

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften 1920—1921

32. Jahrgang. Hrsg. von Dr. A. Schlatterer. Mit 127 Bildern. Geb. 8,— (G). / Ein treffliches Nachschlagewerk, das mit allen Neuerungen deutscher Kulturarbeit bekanntmacht.

G = Grundzahl × Schlüsselzahl = Verlags-Markpreis; dazu Teuerungszuschlag.
Bei Anfragen Rückporto erbeten.

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen" und des „Deutschen Heimatbundes, Danzig"

Schriftleitung: Carl Lange, Oliva (Freie Stadt Danzig). — Fernsprecher Oliva Nr. 148.
3. Jahrgang. — Jährlich 12 reich illustrierte Hefte. — Jedes Heft für sich abgeschlossen.

Bisher erschienene Sonderhefte: „Freie Stadt Danzig", „Königsberg", „Weichsel", „Marienburg" (vergriffen!), „Dichter des Ostens", „Schlesien", „Heimatheft", „Memel", „Masuren und Ermland", „Gefallene Künstler", „Ostdeutsche Frauen", „Graudenz—Thorn", „Das schöne Ostpreußen" (Schutzbundheft). In Vorbereitung befindliche Sonderausgaben: „Zweites Marienburgheft", „Zweites Schlesienheft", „Baltenheft", „Finnland" u. a. m.

Zu unsern Mitarbeitern gehören u. a.:
Dr. Hans Bensmann, Katharina Botzky, Lovis Corint, Paul Enderling, Paul Feldkeller, Ludwig Finkh, Paul Friedrich, Hans Frank, Ludwig Goldstein, Alfred Hein, Arno Holz, Prof. Kaemmerer, Eberhard König, Prof. Wilhelm Kosch, Robert Kurpiun, Carl Meißner, Walter von Molo, Prof. Wilhelm Ostwald, Paul Rohrbach, Arnold Ulitz, Johannes Schlaf, Richard von Schaukal, Max Worgitzki, Leonhard Schrickel, Dr. Ernst Schultze, Elisabeth Siewert, Artur Silbergleit, Ewald Silvester, Hermann Stehr, Will Vesper, Geheimrat Volz, Emil Waldmann, Paul Zech u. a.

Bezug durch alle Buchhandlungen, durch die Post und direkt vom Verlag

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr Hauptstraße 8, Berlin NW 7 Dorotheenstraße 66-67

Prospekte kostenlos vom Verlag.

Hanseatische Verlagsanstalt / Hamburg 36

„Unser Volkstum"

Eine Sammlung von Schriften zum Verständnis deutscher Volkheit.
Herausgegeben von Wilhelm Stapel.

Volksmärchen und Volksmärchenerzähler.
Zur literarischen Gestaltung des deutschen Volksmärchens

5½ Bog. holzfr. Papier. von Franz Heyden.

Inhalt: Zwei Volksmärchenerzähler vor Grimm / Wilhelm Grimm als Märchenerzähler / Über die Märchensammlungen von Grimm bis Wisser / Die Bechsteinschen Märchenbücher / Mundartliche Volksmärchen / Die plattdeutschen Volksmärchen Wilhelm Wissers.

Der Liebe zum deutschen Volksmärchen und der Vertiefung in sein volkstümliches und dichterisches Wesen verdankt diese Schrift ihre Entstehung. Sie untersucht eingehend die Erzählweise und Darstellungskunst unserer verschiedenen Märchenerzähler von den Vorläufern der Brüder Grimm an bis zu Wilhelm Wisser, soweit sie nicht nur Sammler, sondern vor allem dichterische Gestalter waren. Indem sie die entscheidende Bedeutung der literarischen Gestaltung für den dichterischen Wert des Volksmärchens nachweist und den Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Darstellung erkennen läßt, sucht sie mit der Einsicht zugleich Liebe und Teilnahme für den reichen Schatz unserer Volksmärchen und ihre vorzüglichsten Erzähler zu erwecken.

Gewissen

Für den Ring herausgegeben von Ed. Stadtler

Das „Gewissen" ist die überparteiliche Wochenzeitung der nationalpolitischen Selbsthilfe, begründet am 9. April 1919.

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:

Moeller van den Bruck, Dr. Albert Dietrich, Heinrich Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Dr. Max Hildebert Boehm, Dr. Paul Ernst, Prof. Dr. Martin Spahn, Gotthold Starke, Werner Wirths, Ernst Krieck, Fritz Ehrenforth, Dr. Franz Röhr, Dr. Karl Hoffmann, Fritz Weth, Dr. Carl Georg Bruns, Kurt Woermann, Geheimer Regierungsrat Dr. Reinhold Georg Quaatz, Dr. Wilhelm von Kries, Carl Lange, Dr. Walther Schotte, Dr. Rudolf Pechel, Dr. Henry Behnsen, Dr. Paul Lejeune-Jung, Walther Schulz, Wilh. Zietz.

Bestellungen durch das zuständige Postamt, Probenummern unentgeltlich durch den

RING-VERLAG G. M. B. H.

BERLIN W 35, Karlsbad 10

Wichtig für Politiker, Sozialpolitiker, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler usw.

★

Das älteste Zeitungsnachrichten-Bureau Argus, G. m. b. H.
(Redakteur P. Schmidt)
BERLIN SW 48, Wilhelmstraße 118
(Lützow 6797)

liest außer ca. 800 Zeitungen des In- und Auslandes die wichtigeren Zeitschriften jeder Art und liefert daher für jedes Interessengebiet zahlreiches Material.

★

Infolge langjähriger journalistischer Tätigkeit des Leiters wird zuverlässigste Lieferung gewährleistet.

Wichtige biographische Schriften.

Anton Bettelheim

— Biographenwege. Mit 20 Abbildungen. Geh. G. 4,— Mark, Halbleder G. 12,— Mark

— Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern. Geh. G. 3,50 M., feines Halbleinen G. 7,50 M.

Hermann von Egloffstein

— Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß. Geh. G. 4,— M., Leinen m. G. G. 7,— M.

(Grundzahl × Schlüsselzahl)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)
Berlin W 35, Lützowstraße 7.

Oskar Gerschels Buchhandlung und Antiquariat G. m. b. H., Stuttgart.

Ankauf

ganzer Bibliotheken und einzelner Werke von Wert

Großes Lager antiquarischer Bücher aller Wissenschaften

Spezialkataloge und monatliche Verzeichnisse.

Zeitungsausschnitte

liefern über jedes Gebiet für Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers, Großindustrielle, Behörden usw. usw.

Klose & Seidel
Bureau für Zeitungsausschnitte
Berlin NO 43
Georgenkirchplatz 21
Mäßige Preise! Sachgemäße Bedienung!

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck in der Buchdruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.

AP
30
D4
Bd.192-93

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY